3 1761 07513635 8

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/geschichtedespre00bern

Geschichte

des

Preußischen Staates

Von

Dr. Ernst Berner
Archivrath und Königlicher Hausarchivar

Mit 63 Tafeln und Beilagen in Farbendruck und Buchdruck, etwa 400 Abbildungen im Text und 6 Karten.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Bonn
Verlag von Emil Strauß
1896.

Alle Rechte vorbehalten

DD
307
B47
1896

Vorwort zur ersten Auflage.

Liegt dir Gestern klar und offen,
Wirkst du heute kräftig frei,
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei.
Goethe.

Noch liegt die Zeit nicht allzuweit hinter uns, in welcher wir die Kenntnis der remden Staaten für weit notwendiger als die des eigenen hielten. Der preußische Staat alt ja nichts anderes als eine Episode in der Geschichte der Jahrtausende, welche dem Drange nach Erkenntnis des Universums, wie er der Wissenschaft eigen ist, ein würdiges Feld nicht zu bieten schien. Man übersah, daß, wie Goethe sagt, keine Nation ein Urteil gewinnt, als wenn sie über sich selbst urteilen kann. Freilich, so setzt Goethe hinzu, „zu diesem Vorteil gelangt sie aber sehr spät". Heute, da das gute Schwert Kaiser Wilhelms uns die nationale Selbständigkeit und Geltung wiedergewonnen hat, wendet sich umgekehrt das Ausland dem Studium unserer Geschichte zu. Und wenn es den fremden Gelehrten bei aller Bereitwilligkeit, die männischen Tugenden unseres Staates anzuerkennen, doch nicht gelingen will, seine Eigenart, sein Wesen recht zu erfassen, so scheint dies darin begründet, daß sie ebenso, wie dies bis vor kurzem in Deutschland geschah, das allmähliche Wachstum des Staates sich im Grunde doch nicht anders als aus einer, durch Glück und Talente begünstigten, Herrschsucht erklären können. Das Wesen unseres Staates ist in Wirklichkeit ein solcher Anschauung ganz entgegengesetztes. Wie die Gegenwart das Erzeugnis der Vergangenheit, so ist auch die Vergangenheit nicht ohne Kenntnis der Gegenwart zu verstehen. Mit Recht ist darauf hingewiesen, daß Kant die Lehre vom kategorischen Imperativ nur in Preußen aufstellen konnte. Denn, welche Irrtümer dieser Staat, als ein Gebilde der Menschenhand, auch aufweist, so ist das treibende Motiv seiner Entstehung in der That nichts anderes als eine bis zur Stunde fortgesetzte Erfüllung der jeweiligen Pflicht. Ja, wenn die Pflicht als „die Forderung des Tages" erläutert wird, so haben die Herrscher aus dem Hohenzollernhause in staunenswerter Folge, mit kaum nennenswerten, die Regel bestätigenden, Ausnahmen nicht nur der Befriedigung der wahren Bedürfnisse ihrer Zeit gelebt, sondern den Zeitgenossen voran, neue Forderungen, neue Bedürfnisse geschaffen. Sie haben, indem sie in ihrer herrschenden Stellung nicht sowohl ein nutzbares Recht als vielmehr ein verpflichtendes Amt erkannten, indem sie neben dem materiellen vorzüglich das sittliche, wie staatliche Wachstum des Volkes leiteten, das Gebot der Pflicht zuerst ihrem Heere, dann ihren Beamten und zuletzt ihrem ganzen Staat eingepflanzt. So haben sie einen Staat geschaffen, welcher, ohne „zu den uralten nationalen Potenzen" zu gehören, doch dem nationalen Gedanken die feinste Gestaltung gab, welcher sowohl die Einheit zwischen Regierung und Unterthan, wie die von Aristoteles geforderte Einheit zwischen Ethik und Politik zur lebendigen Wahrheit macht und in der politischen zugleich die sittliche Idee zur Erscheinung bringt. Die Erfüllung des Pflichtgebotes ist somit recht eigentlich das Wesen unseres Staates, und darin,

so scheint uns, liegt der eigentümliche Reiz wie die erziehende Kraft seiner Geschichte. Darin liegt die Bedeutung, welche das Haus Hohenzollern und der preußische Staat für die Entwickelung und die sittliche Vervollkommnung des deutschen Volkes, ja der Menschheit überhaupt gewonnen haben.

Diese Geschichte darzustellen, wird daher immer wieder die Aufgabe der tüchtigsten Kräfte bleiben, und wenn ich trotzdem einen Versuch wagte, so möge dies darin seine Erklärung finden, daß die Wahrheit nicht oft genug gesagt werden kann. Eine billige Beurteilung wird, so hoffe ich, die fast unüberwindlichen zeitlichen und räumlichen Schwierigkeiten, mit denen ich neben den in der Sache liegenden zu kämpfen hatte, freundlich berücksichtigen. Einen großen Teil der mir nur knapp bemessenen Frist nahmen überdem die mannigfachen Anforderungen in Anspruch, welche durch die zahlreichen Illustrationen aller Art an mich gestellt waren. Das Verdienst für diese gebührt indessen der opferwilligen Verlagsanstalt, welche besonders in der Aufsuchung der weit zerstreuten Vorlagen sich als unermüdlicher Mitarbeiter erwies. Da aber meine Ansichten bei der Auswahl der Illustrationen nicht immer die entscheidenden waren, und mehrere Erläuterungen mir nicht vor dem Drucke vorgelegt werden konnten, so muß ich neben dem Verdienst auch die Verantwortlichkeit für den illustrativen Teil wie das Register der Verlagsanstalt zuweisen.

Berlin, im September 1891.

Ernst Berner.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die eindringenden Forschungen, welche von berufener Seite jetzt auf allen Gebieten der Geschichte des preußischen Staates angestellt werden, haben mehrfache Änderungen der ersten Auflage nötig gemacht, der engere Druck hat es ermöglicht, die Darstellung wenigstens in großen Zügen bis auf unsere Tage herabzuführen. Möchte das Buch auch in seiner veränderten Gestalt wieder eine freundliche Aufnahme bei allen denen finden, die, ohne Historiker von Fach zu sein, in der geschichtlichen Entwickelung den Boden für den weiteren Ausbau unseres Staates sehen!

B.

Inhaltsverzeichnis.

Vorgeschichte. 789—1411.

Seite

1. Die Eroberungsversuche des deutschen Königtumes 1
2. Die anhaltinische Markgrafschaft 7
3. Der Zerfall der anhaltinischen Markgrafschaft 21

Erstes Buch. Der Territorialstaat. 1411—1640.

I. Der landesherrliche Territorialstaat.

1. Kurfürst Friedrich I.
   - Die Berufung der Hohenzollern 34
   - Die Besitznahme der Mark durch die Hohenzollern 41
   - Die Hussitenzeit 55
2. Kurfürst Friedrich II. 60
3. Kurfürst Albrecht 66
4. Kurfürst Johann 73
5. Kurfürst Joachim I. 77

II. Der ständische Territorialstaat.

6. Kurfürst Joachim II. 89
7. Kurfürst Johann Georg 98
8. Kurfürst Joachim Friedrich 104
9. Kürfürst Johann Sigismund 108
10. Kurfürst Georg Wilhelm 114

Zweites Buch. Der Staat des Großen Kurfürsten. 1640—1713.

1. Der Große Kurfürst
   - Vom Regierungsantritt bis zum westfälischen Frieden 126
   - Vom westfälischen Frieden bis zum Frieden von Oliva 139
   - Vom Frieden von Oliva bis zum Frieden von S. Germain 161
   - Das letzte Jahrzehnt 192
2. Kurfürst Friedrich III. — König Friedrich I.
   - Die kurfürstliche Zeit 213
   - Die königliche Zeit 229

Drittes Buch. Der Staat des Großen Königs. 1713—1807.

1. Die Begründung durch König Friedrich Wilhelm I.
   - Auswärtige Politik 244
   - Verwaltung und Gesetzgebung 269
2. König Friedrich der Große.
   - Die beiden ersten schlesischen Kriege 308
   - Ein Friedensjahrzehnt 338

Seite

Der siebenjährige Krieg 361
Russische und österreichische Vergrößerungspläne 391
Gesetzgebung und Verwaltung nach dem siebenjährigen Kriege . . . 402
3. Die Auflösung des Staates.
König Friedrich Wilhelm II 432
Die Anfänge König Friedrich Wilhelms III. 450

Viertes Buch. Der Staat unter König Friedrich Wilhelm III. und König Friedrich Wilhelm IV. 1807–1861.

Die Wiedergeburt des Staates 474
Die Befreiungskriege 501
Die Neubegründung der preußischen Staats-Einheit 555
König Friedrich Wilhelm IV.
Die Einführung der Verfassung 615
Preußens Versuche zur Einigung Deutschlands. Krimkrieg 639

Fünftes Buch. Die Begründung des deutschen Reiches durch König Wilhelm I. 18(57)61–1871.

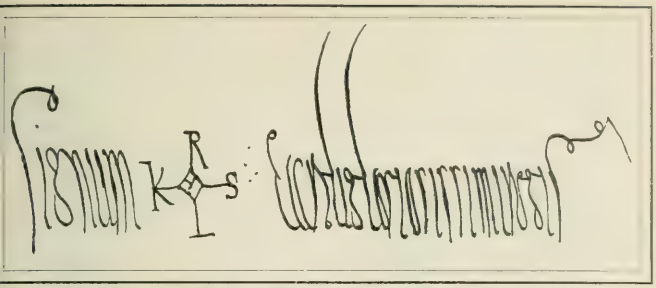
Bis zum Wiener Frieden 659
Bis zum Prager Frieden und zur Gründung des norddeutschen Bundes 683
Die Errichtung des deutschen Kaisertums 703

Sechstes Buch. Im neuen Reich 715

Verzeichnis der Einschaltbilder und Beilagen.

Titelblatt: Vorgeschichte, mit Erläuterungsblatt . . . . . vor S. 1
Übergang Karls des Großen über die Elbe 789, mit Erläuterungsblatt gegenüber „ 2
Urkunde: König Otto I. gründet und dotiert das Bistum Brandenburg 949 „ „ 4
Urkunde des Markgrafen Albrecht v. J. 1155, mit Erläuterungsblatt . „ „ 8
Markgraf Otto IV. und seine Gemahlin Hedwig (?), mit Erläuterungsblatt „ „ 16
Beratung der sieben Kurfürsten zur Kaiserwahl Heinrichs VII. 1308, mit Erläuterungsblatt . . . . . „ „ 16
Vermählung des Markgrafen Sigmund von Brandenburg mit Maria von Ungarn 1385, mit Erläuterungsblatt . . . . . „ „ 24
Titel des ersten Buches, mit Erläuterungsblatt . . . . . „ „ 34
Klagebrief Dietrichs von Quitzow v. J. 1414, mit Erläuterungsblatt . „ „ 41
Belehnung Friedrichs I. aus dem Hause Hohenzollern, mit Erläuterungsbl. „ „ 50
1. Festlicher Umzug am Morgen des Belehnungstages.
2. Die Belehnung Kurfürst Friedrichs I.
Eigenhändiges Postscriptum des Kurfürsten Albrecht (Achill), ca. 1479 . „ „ 68
Thronsiegel Kurfürst Joachims I. . . . . „ „ 80
Ablaßbrief des Erzb. Albrecht von Mainz 1517, mit Erläuterungsblatt „ „ 84
Eigenhändiger Brief Kurfürst Joachims II., mit Erläuterungsblatt . „ „ 92
Eigenhänd. Brief Dr. Martin Luthers an Joachim II., mit Erläuterungsbl. „ „ 96
Hinrichtung des Münzmeisters Lippold zu Berlin 1573 . . . . . „ „ 98
Aufzüge und Ringrennen gelegentlich der Taufe Markgraf Sigismunds zu Kölln a. d. Spree 1592, mit Erläuterungsblatt . . . . . „ „ 100

Ankunft des Königs Christian IV. von Dänemark in Berlin 1595, mit Erläuterungsblatt . . . . . gegenüber S. 102
Feuerwerk anläßlich der Anwesenheit König Christians IV. in Berlin 1595, mit Erläuterungsblatt . . . . . „ „ 103
Bankett auf dem Römer i. Frankfurt a. M. 1658 . . . . . „ „ 156
Titelblatt und erste Seite der Denkschrift des Kurfürsten Friedrich Wilhelm an den „Ehrlichen Teutschen" v. J. 1658 . . . . . „ „ 158
Erste Seite der eigenhändig niedergeschriebenen „Väterlichen Ermahnung" des Kurfürsten Friedrich Wilhelm v. J. 1667, mit Erläuterungsblatt „ „ 172
Eroberung von Stettin 1677 . . . . . „ „ 186
Karte des preuß. Staates und Friedrich Wilhelm 1640—1688 . . . „ „ 200
Siebente Seite der eigenhändig niedergeschriebenen „Väterlichen Ermahnung" des Kurfürsten Friedrich III., mit Erläuterungsblatt . . „ „ 224
Eine Seite des eigenhändig niedergeschriebenen Testamentes des Königs Friedrich Wilhelm I. v. J. 1722, mit Erläuterungsblatt . . . „ „ 272
Farbendruck: Kronprinz Friedrich von Preußen . . . . . „ „ 308
König Friedrich II. und seine Generale von einem Manöver zurückkehrend „ „ 406
Karte des preuß. Staates unter Friedrich d. Großen . . . . . „ „ 428
Anfang und Schluß des eigenhändig niedergeschriebenen Testamentes des Königs Friedrich II. v. J. 1769, mit Erläuterungsblatt . . . „ „ 430
Schluß des eigenhändigen Schreibens des Königs Friedrich Wilhelm II. an den Minister Grafen von Hertzberg v. 14. Juli 1790 . . . „ „ 440
Farbendruck: Königin Luise von Preußen . . . . . „ „ 450
Die Königliche Familie i. J. 1806 . . . . . „ „ 454
Karte des Preuß. Staates unter Friedrich Wilhelm II. und III. . . „ „ 464
Eigenhändiges Schreiben der Königin Luise v. J. 1807, mit Erläuterungsbl. „ „ 468
Karte des Preuß. Staates nach dem Frieden von Tilsit . . . . . „ „ 474
Schluß des eigenhändigen Schreibens König Friedrich Wilhelms III. an den Minister Freiherrn vom Stein vom 24. November 1808, mit Erläuterungsblatt . . . . . „ „ 484
„Schlesische privilegirte Zeitung" v. 20. März 1813 . . . . . „ „ 517
Der Wiener Kongreß, mit Erläuterungsblatt . . . . . „ „ 539
Karte: Preußen 1816 . . . . . „ „ 555
Die Krönung König Wilhelms I. in Königsberg am 18. Oktober 1861 . „ „ 671
Eigenhändige Aufzeichnung König Wilhelms I. vom 31. Dezember 1886, mit Erläuterungsblatt . . . . . „ „ 697
Depesche des Königs Wilhelm I. an die Königin Augusta vom 18. Aug. 1871 „ „ 709
Die Kaiserproklamation zu Versailles am 18. Januar 1871 . . . . „ „ 713
Karte: Der preußische Staat unter Wilhelm I. . . . . „ „ 715
Die Taufe des Prinzen Wilhelm zu Potsdam am 11. Juni 1882 . . „ „ 720
Wilhelm I., deutscher Kaiser und König von Preußen, mit Namensfaksimile „ „ 722



»Signum (Monogr.) Caroli gloriosissimi regis.«
Signum Kaiser Karls des Großen (verkleinert auf $^2/_3$ Größe).
Von einem Originaldiplom d. d. Düren, 25. Okt 775, im k. Staatsarchiv zu Marburg.
ur Vollziehung der Urkunde hat der Kaiser in dem seinen Namen KAROLUS darstellenden Monogramm die zu diesem Zwecke vom Schreiber ausgelassene Raute mit ihren Querstrichen (O—A—V?) eigenhändig hinzugefügt.

Vorgeschichte. 789 1411

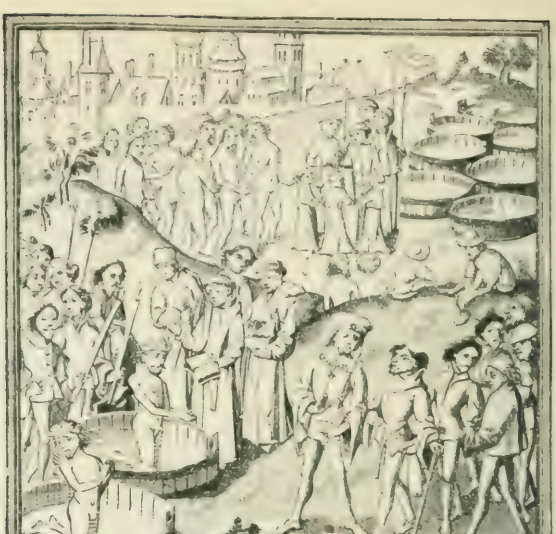
1

Die Eroberungsversuche des deutschen Königtums. 789—1115

Von allen Bedingungen, die zusammentreffen und auf einander wirken müssen, um eine staatliche Gemeinschaft zu ermöglichen, ist das Vorhandensein von Land und Leuten die wichtigste. Der preußische Staat hat sich diese erste Grundbedingung, die den meisten Staaten gleichsam von Natur gegeben ist, selbst schaffen, erwerben und erarbeiten müssen. Die Arbeit, strenge und gewissenhafte Arbeit, liegt daher im Wesen dieses Staates.

Das Land, auf welchem sich der preußische Staat aufbauen sollte, sind die Gebiete an der Havel und Spree zwischen der mittleren Elbe und Oder. Die Bewohner dieses Landes waren ursprünglich, soweit ie Geschichte weiß, Deutsche, Semnonen, ein Teil des großen Sueven-Stammes. Diese verließen jedoch in der Zeit der großen und allgemeinen Völkerwanderung ire Heimat, und slavische Stämme aus dem Osten rückten heran, das frei gewordene and in Besitz zu nehmen, die wenigen zurückgebliebenen Deutschen sich unterthan u machen. Jahrhunderte hindurch bewohnten nun die Wenden — wie ein, mehrere avische Stämme umfassender, Name lautet — das Land bis zur Elbe hin, üsteten sich sogar, die Sachsen auch aus den Gebieten westlich der Elbe zu verreiben. Die Sachsen aber waren damals trotz zähester, unter der Führung ihres

Aus dem Lektionarium des Bischofs Ulrich von Augsburg. 11. Jahrh. (Hof- und Staatsbibl. München.)



Taufe der fabelhaften Sachsenkönige Helsis und Sigemort in Siegburg.
Grisaille aus »Conquestes de Charlemagne« — Handschrift des 15. Jahrhunderts in der K. Bibliothek zu Brüssel.

Herzogs Widukind geleisteten Gegenwehr von Kaiser Karl dem Großen unterworfen, Herzog Widukind in der kaiserlichen Pfalz zu Attigny zur Annahme der christlichen Taufe genötigt worden. Ein Angriff der Sachsen durch die Wenden galt also zugleich dem fränkischen Reich.

789 Im Jahre 789 überschritt daher Karl der Große die Elbe, besiegte die Wilzen, drang bis zur Peene vor, gründete mehrere Burgen und behauptete trotz verschiedener Aufstände seine Herrschaft. Unter seinen Nachfolgern zerfiel jedoch sein Reich, und länger als ein Jahrhundert währte nun wieder die unbedingte
919 Herrschaft der slavischen Völkergruppen. Erst als Herzog Heinrich der Sachse deutscher König geworden, wandte sich das deutsche Königtum der Aufgabe zu, den deutschen Norden für Deutschland wieder zu gewinnen. Das Heer, das sich König Heinrich für den Kampf gegen die Ungarn gebildet, sollte sich die ersten Lorbeeren in einem Angriff auf die Heveller zu beiden Seiten der Havel und Spree erwerben. In mehreren Treffen Sieger, rückte Heinrich bis vor die
927 Hauptveste des Volkes, Brennabor (927/28), das heutige Brandenburg, eroberte

durch eisige Kälte und Hungersnot unterstützt, dieselbe und zwang damit den ganzen Stamm zur Unterwerfung, ja, während er selbst sich südlich gegen die Dalminzier wandte, drangen seine Heere gleichzeitig siegreich gegen die Redarier, Wilzen und Obotriten bis zur Ostsee vor.

Aber mit unbändiger Wildheit erhoben sich alsbald sämtliche wendische Stämme, und vor der wendischen Veste Lenzen kam es am 4. September 929 zu einer 929

Heinrichs I. Kämpfe gegen die Slaven. 927/28.

Fast gleichzeitiger Bericht aus Widukinds von Corvey »Res gestae saxonicae« (K. Bibl. Dresden.)

Widukind, ein Mönch des Klosters Corvey, schrieb seine Geschichte der Sachsen, die wichtigste deutsche Geschichtsquelle für die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts, etwa 967. Auf der fünften Zeile kommt der Name Brennaburg (Brandenburg) zum erstenmale in der Geschichte vor

Tali lege ac disciplina cū
ciues assuefacēt. repente irruit sup̄ slauos
qui dicunt̄ heuelli · ⁊ multis eos p̄lus fati ·
gans · demū hieme asp̄rima castris super
glaciē positis · cepit urbe que d̄r brenna
burg · fame ferro frigore · Cumq; illa urbe
potit⁹ omnē regionē · signa u̇tit ꝯtra dala
mantiā · ad u̇sus q̄m iam olim reliq̄t ei pat̄
militiā · ⁊ obsidens urbe que d̄r kietni ·
uicesima tand̄e die cepit eā · Preda urbis mi
litib⁹ tradita · puberes om̄s int̄fecti · pueri ac
puelle captiuitati seruate · P⁹t hec pragam
adut cū om̄i exercitu boemioꝝ urbe regēq;
ei⁹ in deditionē accepit · de q̄ quedā mirabilia
p̄dicant̄ · que q̄ n̄ p̄bamus · silentio tegi iu
dicam⁹ · Frat̄ tam̄ erat bolizlai · qui q̄m diu
uixit · imp̄atori fidelis ⁊ utilis mansit · Igit̄
rex boemios tributarios faciens · reu̇sus est
in saxoniā ·

Übersetzung:

Während er nun an solche Satzung und Zucht die Bürger gewöhnte, fiel er plötzlich über die Slaven her, welche Heveller genannt werden, ermüdete sie durch viele Treffen und nahm endlich bei einem sehr heftigen Froste, indem er auf dem Eise sein Lager aufschlug, die Stadt, welche Brennaburg heißt, durch Hunger, Schwert und Kälte. Und als er mit jener Stadt das ganze Land in seine Gewalt bekommen, wandte er seinen Marsch gegen Dalamanzien, dessen Bekriegung ihm schon vor Zeiten sein Vater überlassen hatte; belagerte die Stadt Kietni, und nahm sie endlich am zwanzigsten Tage. Die Stadt überließ er den Kriegern zur Plünderung, alle Erwachsenen wurden niedergemacht, die Knaben und Mädchen für die Gefangenschaft aufbewahrt. Nach diesem griff er Prag, die Stadt der Böhmen, mit seiner ganzen Macht an, und zwang ihren König zur Unterwerfung. Von diesem Könige wird einiges Wunderbare berichtet, welches wir jedoch vorziehen, mit Stillschweigen zu übergehen, da wir keine sichere Kunde davon haben. Er war aber ein Bruder des Bolizlaus und blieb sein ganzes Leben hindurch dem Kaiser treu und zu Diensten. Also machte der König Böhmen zinspflichtig und kehrte nach Sachsen zurück.

der blutigsten Schlachten, die je geschlagen sind. Bernhard, der Markgraf der Nordmark, und Graf Thietmar erfochten zwar, trotzdem sie fast überrascht wurden, den vollsten Sieg, aber weder beugte dies furchtbare Blutbad die Wenden, noch hielten sie die zahlreichen, von Heinrich angelegten Burgen — wie Tangermünde, Arneburg, Werben — im Zaum. Kaum war vielmehr König Heinrich gestorben, und sein jugendlicher Sohn Otto zu seinem Nachfolger erwählt, so emporten sich auch die Wenden aufs neue, und obwohl durch den Grafen Hermann Billung völlig geschlagen (936), benutzten sie doch die schweren Zeiten, in die der König durch die Empörung seiner Brüder geriet, zu immer neuen Aufständen.

Eine wirksame Gegenwehr fanden diese fortdauernden Aufstände, erst seit
939 Graf Gero den Oberbefehl gegen die Wenden erhalten und 939 zum Markgrafen der Nordmark ernannt war. Erst jetzt kam, mochte man sagen, System in die Pläne des Kaisers, diese alten deutschen Länder wieder zu erobern. Ein Mann von rücksichtsloser Energie und gewandter Schlauheit, hat Markgraf Gero in jahrelangen Kämpfen den Sieg des Deutschtums und des Christentums bis zur Oder ausgebreitet. Weder die Tapferkeit der Wenden im Felde, noch ihre List und Verschlagenheit in Zeiten scheinbarer Ruhe schreckten ihn. Als er von einem heimtückischen Anschlag erfuhr, den sie gemacht, ihn zu ermorden und mit diesem Morde die Herrschaft der Deutschen überhaupt abzuschütteln, vergalt er ihnen durch gleiche Heimtücke. Dreißig ihrer Häuptlinge lud er zu festlichem Gelage, machte sie trunken und ließ die Trunkenen niederstechen. Den Aufstand, der über solche Unthat losbrach, wußte er, durch den König zeitweise unterstützt, wieder nicht nur mit dem Schwerte, sondern auch mit List niederzuschlagen. Namentlich gewann er durch kluge Bestechung eines Fürsten der Heveller Brandenburg wieder.

Siegel des Markgrafen Gero. (½ Größe) Von einer Urkunde des Jahres 961 im Herzogl. Haupt- und Staatsarchiv zu Dessau, deren Echtheit indes nicht zweifellos feststeht.

So gelang es Gero festen Fuß zu fassen, und da ziemlich gleichzeitig auch Markgraf Billung die Wenden an der Küste von der Trave bis zur Peene besiegte, so schien die Unterwerfung des Landes gesichert zu sein, und man ging daran, das Land als eine Mark, eine Grenzprovinz Deutschlands, zu germanisieren und zu christianisieren. Rein militärisch, auf die Zwecke des Angriffs und der Verteidigung berechnet, mußte die Verwaltung des Landes natürlich sein. Im Gegensatz zum deutschen Heerbann, der nur auf den Ruf des Königs unter die Waffen trat, bildete der König hier eine Kriegsschar, die von ihm besoldet oder mit Grundbesitz ausgestattet, zu stetem Kampf gerüstet sein mußte. In und um die zahlreichen Burgen, die man zur Sicherung des Landes wieder anlegte, wurde dieselbe angesiedelt; den Burgen und ihren Bezirken, den sog. Burg-

warden, wurden Burggrafen oder Kastellane vorgesetzt, und wieder diese unterstanden dem Markgrafen, der, bald als dux et marchio, als Markherzog bezeichnet, nur um so mehr in jeder Beziehung unumschränkt gebot, als der Besitz des Landes von der Kraft seines Armes allein abhing. Nur dem Kaiser war er unterthan. Das war indessen schon klar, daß man auf einen dauernden und friedlichen Besitz des Landes nur hoffen könne, wenn die Slaven zum Christentum bekehrt, und ihr blutdürstiger heidnischer Gottesdienst völlig ausgerottet sei. Vornehmlich der Kaiser Otto der Große selbst, beseelt von wahrhaft frommem Eifer, erkannte, daß nur so die Aufgabe, die Deutschland hier gestellt war, gelöst werden konnte. Er gründete daher 946 für die Redarier das Bistum Havelberg, 948 für die Heveller 948
und Liutizen das Bistum Brandenburg, und 968 endlich gelang es ihm, seinen Lieblingsplan auszuführen und in treuem Gedenken an seine zärtlich geliebte erste Gemahlin Edith ein besonderes Erzbistum für die slavischen Länder, das von Magdeburg, zu begründen. 973 feierte der Kaiser hier das Osterfest und stattete, wie schon vorher die beiden Bistümer, so auch das Erzbistum mit den reichsten Gütern aus.

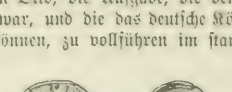
Doch nur zu bald nach dem Tode des mächtigen Kaisers sollte sich zeigen, wie wenig gesichert diese Länder noch immer für Deutschland waren, wie ihr Besitz abhängig war von der äußeren Gewalt, mit der das deutsche Königtum selbst seine Macht zur Geltung zu bringen wußte. Denn als Kaiser Ottos Sohn Otto II. von den Arabern 982 jene furchtbare Niederlage in Unter-Italien erlitten hatte, 982
da erhob sich auch das ganze Wendenvolk wie ein Mann, und mit erschütternder Gewalt kam aller Haß und Ingrimm der Slaven gegen die sie verachtenden Deutschen und den Christengott zum entsetzlichsten Ausbruch. Am 29. Juni stürmten die Liutizen Havelberg, drei Tage später Brandenburg, zerstörten die Städte, raubten und plünderten die Schätze der Kirche, machten nieder, was ihnen entgegen trat und drangen unter wüstem Kriegsgeschrei über die Elbe bis zum Tanger vor. Einem weiteren Vorgehen ward freilich durch ein deutsches Heer Halt geboten, aber die Bistümer waren völlig vernichtet, das Heidentum, doch nur äußerlich unterdrückt, lebte neu auf, und ein großer Teil der Nordmark, das ganze Gebiet östlich der Elbe, war verloren. Auf anderthalb Jahrhunderte hinaus gab es nun zwar noch deutsche Markgrafen, aber ihre Macht war gebrochen, und jenseits der Elbe herrschten wieder slavische Häuptlinge. Auch Bischöfe von Brandenburg und Havelberg wurden wieder ernannt, aber ihre Sprengel auch nur zu betreten, wagten sie nicht mehr.

Ein Markgraf, Werner von Walbeck, nötigte zwar im Frieden von Werben 1005 die Wenden zur Anerkennung der deutschen Herrschaft, und Kaiser Heinrich II. 1005
wahrte sie sowohl durch Verhandlungen zu Werben, Arneburg und Wallersleben, als durch energisches Einschreiten gegen die fortwährenden Räubereien und durch Wiederherstellung der deutschen Grenz-Burgen. Doch gerade Heinrich mußte es stillschweigend anerkennen, daß alle christlichen Einrichtungen zerstört blieben, der alte Götzendienst sich behauptete. Noch einmal flammte dann das Interesse für die Germanisierung und Christianisierung unter dem hochstrebenden Erzbischof Adalbert von Bremen auf, und das kühne Unternehmen dieses gewaltigen Kirchenfürsten schien um so mehr Aussicht auf Erfolg zu haben, als sich ihm ein christlich erzogener Obotritenfürst Namens Gottschalk anschloß, und dieser, begünstigt durch innere Streitigkeiten zwischen verschiedenen wendischen Stämmen,

im Begriff schien, ein einheitliches, großes Wendenreich christlichen Bekenntnisses zu errichten. Aber das heidnische und wendische Element trat solchen Bestrebungen trotzig entgegen, die Liutizen griffen 1055 die Deutschen mit Erfolg an, und
1056 am 10. September 1056 erlitten die Deutschen bei Prizlawa eine der schimpflichsten Niederlagen. Und diese war um so folgenreicher, als das Reich — es waren die letzten Tage Kaiser Heinrichs III. — von großen Gefahren heimgesucht wurde, und die folgende Regierung Kaiser Heinrichs IV. gewiß nicht geeignet war, den völligen Zerfall der Nordmark zu verhindern. Auch Gottschalks Reich war bald dahin, am 7. Juni 1066 ward der Fürst zu Lenzen erschlagen, und mit seinem Tod erloschen auch die letzten Spuren des Christentums unter den Wenden.

Erst unter Kaiser Heinrich V. hören wir wieder von einem Siege der Deutschen, aber nicht der Kaiser oder sein Markgraf, sondern ein Graf Otto von Ballenstädt,
1115 der Reiche zugenannt, erfocht denselben am 9. Februar 1115, wenige Tage vor jener Schlacht am Welfesholze, in der das deutsche Königtum von dem deutschen Fürstentum so schwer getroffen wurde.

Nunmehr konnte es in Frage kommen, ob ein einzelnes deutsches Fürstenhaus, etwa das des Grafen Otto, die Aufgabe, die dem deutschen Wesen hier im Norden und Osten gestellt war, und die das deutsche Königtum, erfüllt von andren Plänen, nicht hatte lösen können, zu vollführen im stande sein werde!



Wendenpfennig.

(Als Probe der Münzen, wie sie um das Jahr 1000 in den Landern rechts der Elbe in Umlauf waren.) In Größe des Originals Silber im K. Münzkabinett zu Berlin.

Die anhaltinische Markgrafschaft Brandenburg. 1115—1319

Aus der Bilderhandschrift des Sachsenspiegels, 14. Jahrh. K. Bibliothek zu Berlin.
Gott verleiht dem Papst das Schwert der geistlichen, dem Kaiser das der weltlichen Gewalt.

as Haus Ottos des Reichen, ursprünglich wohl aus Schwaben stammend, hatte am Harz reiche Besitzungen erworben, war aber zu größerer Bedeutung erst durch die Heirat Ottos mit einer Erbtochter aus dem Hause der Billunger Markgrafen gelangt. Aus dieser Heirat war dem Hause namentlich ein gewisser Anspruch auf das Herzogtum Sachsen und auf die Nordmark entstanden, ebenso aber auch durch die Lage der Besitzungen an den wendischen Grenzen die Notwendigkeit auferlegt, die unruhigen Slaven zurückzudrängen. Jenen Anspruch haben sie nur zum Teil und zeitweise durchzusetzen vermocht, dieser Aufgabe aber sind sie im vollem Umfange gerecht geworden. Hatte schon Otto nach jener glücklichen Schlacht jenseits der Elbe Fuß gefaßt, so war es sein Sohn Albrecht der Bär, der den Slaven die uralten deutschen Gebiete westlich der Elbe für immer entriß, sie auf die Dauer dem Deutschtum wieder gewann und der damit eine Kultur-Aufgabe von der allergrößten welthistorischen Bedeutung löste. Er pflanzte damit das Samenkorn in das Land, aus dem dereinst der preußische Staat, das heutige deutsche Reich erwachsen sollte.

Natürlich, daß vorerst von Albrechts glänzenden Eigenschaften sich seine Kriegstüchtigkeit zu bewähren hatte. Schon wenige Monate nach dem Tode des Vaters (1123) war es ihm im engeren Anschluß an den Herzog Lothar von Sachsen gelungen, die Ostmark und die Lausitz zu erkämpfen und sich damit eine Stelle unter den vornehmsten Fürsten Deutschlands zu erringen. Diese Stellung mußte aber, so durfte Albrecht hoffen, mit der Erwählung Lothars zum deutschen Könige eine noch bevorzugtere werden, und auch der neu erwachte Glaubenseifer, mit dem Bischof Otto der Heilige von Bamberg die lange vernachlässigte Christianisierung der slavischen Völker unternahm (1127), und die Albrecht nach allen Kräften unterstützte, schien der Ausdehnung seiner weltlichen Herrschaft förderlich sein zu müssen.

Siegel aus dem 14. Jahrhundert, dessen Bild einen wendischen Krieger darstellt. (Nach einem Abdruck von dem Originalstempel im K. Münzkabinett zu Berlin in Originalgröße.)

1 2

Münze Pribislaws von Brandenburg, also Ulrich genannt.
In Größe des Originals (Spree) im K. Münzkabinett in Berlin

Zu der nebenstehenden Münze Pribislaws:

1. Revers: Der Fürst bewaffnet mit Schild und Fahne, einen spitzen Helm auf dem Haupte, zu Pferde, im Rücken ein Stern. Umschrift rückwärts: ULRICUS.

2. Revers: Ein Geistlicher mit der Tonsur, mit segnender Rechten, in der Linken das Evangelienbuch haltend, über diesem ein Stern. Auch hier dürfte die Umschrift rückwärts zu lesen sein — HENRICV . . Die Darstellung der Rückseite deutet sich wohl auf einen Bischof von Brandenburg.

Aber wie ihn die Hoffnung auf das sächsische Herzogtum täuschte, so täuschte ihn auch zunächst die auf die Nordmark. Lothar, der diese einem Grafen Udo übertrug, stellte Albrecht sogar, wohl infolge der deshalb zwischen beiden Grafen ausgebrochenen Streitigkeiten, vor ein Fürstengericht, das ihm sogar die Lausitz und einen Teil der Ostmark absprach. Doch scheint der König ihm schon damals Aussicht auf Entschädigung eröffnet zu haben, jedenfalls begleitete Albrecht den König auf dem Römerzuge, und dieser belehnte ihn nach
1134 Udos Tode 1134 zu Halberstadt mit der Nordmark. Damals gerade waren die Slaven wieder über die Elbe vorgedrungen, so daß Albrecht alsbald mit ihnen in Kampf geriet. Ein kurzer aber glänzender Zug führte (1136) jedoch den Markgrafen bis an die Mündung der Elbe, erwarb ihm die Priegnitz. Freundschaftliche Beziehungen, die Albrecht schon vorher mit einem christlichen Slavenhauptling Pribislaw von Brandenburg angeknüpft hatte, bewährten sich außerdem so sehr, daß Albrecht von diesem Häuptling die Zauche als Patengeschenk für seinen Sohn, für sich selbst aber die Anwartschaft auf das ganze Erbe des Häuptlings erhielt.

Diese günstigen Erfolge wurden indessen nach Lothars Tode längere Zeit wieder vollkommen in Frage gestellt. Doch erhielt Albrecht im Frieden von
1142 Frankfurt (1142) wenigstens die Nordmark und zwar als erblichen Besitz zurück, und es verstand sich von selbst, daß er für das verlorne sächsische Herzogtum von jetzt an im Osten Ersatz suchte. Und in diesem Streben schien ihn nun die allgemeine Weltlage wieder zu begünstigen. Denn nun geschah es, daß Abt Bernhard von Clairvaux und der Papst nicht nur gegen die Sarrazenen, sondern auch gegen die Wenden das Kreuz predigten, und die allgemeine Begeisterung, von der die ganze christliche Welt dadurch aufs tiefste ergriffen ward, sich auch auf die heidnischen Slaven richtete. Aber so großartig der Kreuzzug gegen die Wenden
1147 (1147) auch angelegt war, so scheiterte er doch völlig. Da war es denn von wesentlicher Bedeutung, daß Albrecht beim Tode des Häuptlings Pribislaw (1150), dessen Erbschaft, zu der namentlich Brandenburg gehörte, wie es scheint, völlig friedlich antreten konnte. Ein polnischer Großer, Verwandter Pribislaws, Jaczo mit Namen, soll zwar noch einmal Brandenburg überrumpelt haben, von Albrecht jedoch wieder zurückgeschlagen worden sein. Jedenfalls war mit der Erwerbung dieser Spree- und Havelländer zur Nord- und Altmark der Grund zur Mark Brandenburg gelegt, und Albrecht, der schon vorher die Teilnahme an der Königswahl, vielleicht auch die Erzkämmererwürde des deutschen Reiches gewonnen hatte, führte seit dieser Zeit, wenn auch noch nicht regelmäßig, den Namen eines Markgrafen von Brandenburg.

Zu den nebenstehenden Münzen Jaczos:

1) Das bärtige Brustbild im Profil, mit der Rechten das Schwert geschultert haltend, hinter ihm zwei Sterne, mit der Linken vor sich einen Palmenzweig haltend, vor dem Barte ein Stern. Die Umschrift lautet: . . . . JACZA · DECOPNIC . . . .

2) Der zwischen zwei Türmen auf einem Sessel thronende bärtige Fürst, nach rechts gewendet; mit der Rechten das Schwert, mit der Linken einen Zweig haltend, neben der Schwertspitze † — F, hinter ihm ebenfalls ein †.

Dieser Jaczo ist mit dem im Text genannten polnischen Grafen nicht zu identifizieren.

1 2

Einseitig geprägte Münzen (Brakteaten) Jaczas zu Kopenick.
In Größe des Original (Silber) im K. Münzkabinett zu Berlin.

Noch aber war nur das nackte Land erobert, und für dasselbe mußte ein Volk sozusagen erst geschaffen werden, und dies Volk mußte in seinen wirtschaftlichen und staatlichen Verhältnissen so gestellt werden, daß es befähigt war, das slavische Volk, soweit es sich nicht zurückgezogen hatte, zu überwinden. Es mußte sich wohl fühlen im Lande und dem Boden diejenigen Erträge abgewinnen können, die er hervorzubringen im stande war. So straff das militärische Regiment Ottos gewesen, so voller Feuer und Eifer die Thätigkeit der Bischöfe und Mönche in der ottonischen Zeit: das hatte der Zerfall gelehrt, daß sie nicht ausreichten, ein christlich-deutsches Fürstentum zu errichten. Das hatte man erkannt, daß ein solches nur mit einer deutschen Bevölkerung gebildet werden könne. Schon an anderen Orten hatte man daher, wo man nicht nach Art Herzog Heinrichs des Löwen die Wenden mit dem Schwerte vernichten wollte, den Plan gefaßt, deutsche Männer in das Land zu rufen, hier und da solchen Plan auch zur Ausführung gebracht. Diesen Plan nun machte Albrecht zu dem seinigen, und indem er ihm

Bauern, ein Dorf anlegend.

Aus der 1216—1220 angefertigten Handschrift des Sachsenspiegels in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg.

Zwei Bauern roden den Wald aus, ein dritter schlägt ein Haus auf, und der Bauwerker empfängt vom Grundherren die Erbleihurkunde (»ego Dei gratia dominus«) mit daranhängendem dreieckigem Siegel. Der Buchstabe S bezieht sich auf den Anfang des zu der Miniatur gehörenden Textes: »Swa gebure« etc. (Wenn Bauern ꝛc.). Über den Sachsenspiegel vergl. den Text auf S. 14.

die breiteste Grundlage, die weiteste Ausdehnung gab, erwarb er sich, unterstützt hauptsächlich durch den thatkräftigen und hochbedeutenden Erzbischof Wichmann von Magdeburg den Ruhm, für die Wiedergewinnung dieser Lande für Deutschland das meiste gethan, den deutschen Knaben ein sicheres Hinterland und somit diese selbst für Deutschland gerettet zu haben. Wie einst die deutschen Völker aus diesen Gegenden ausgezogen waren, so begann jetzt eine umgekehrte Völkerwanderung aus Sachsen, Schwaben, namentlich aber aus Holland nach Brandenburg und, während die Slaven auswanderten oder sich in die Wälder zurückzogen, setzten sich Sachsen, Seelander und Flaminger an der Elbe und Havel, dann auch an der Oder fest.

Gefördert durch eine günstige Dorfverfassung, die volle Freiheit gewährte und nur geringfügige Abgaben verlangte, machte der deutsche Bauer das Land urbar. Die Altmark, die bisher „voll langen Rohres" stand, die Priegnitz, die ein einziger undurchdringlicher Urwald war, die wilden Bruchgegenden an der Havel und Spree, die wüsten, sandigen, von Waldern und Sümpfen durchzogenen Gegenden, einst die unzugänglichen Schlupfwinkel der Wenden vor dem deutschen Schwert: sie wurden durch diese Einwanderungen einer völligen Umwandlung unterzogen, und deutscher Fleiß entlockte dem fast jungfräulichen Boden so viel Früchte, daß die Ansiedler zu ungeahnt schnellem Reichtum gelangten. — Ermuntert durch zahlreiche Privilegien wie durch den Schutz sieggewohnter Waffen erblühten an der Elbe und Havel, später an der Spree und Oder, Städte auf Städte, und deutsches Gewerbe und deutsche Kaufmannschaft trugen deutsches Leben, deutschen Handel und Wandel in bunter Mannigfaltigkeit, brachten Wohlstand und Gesittung in die bisher fast städtelosen Gegenden. — Gestärkt durch die Notwendigkeit des weiteren Kampfes gegen die benachbarten Slaven, angespornt durch die Aussicht auf reichen Gewinn an Belehnungen mit Land und Leuten, Zehnten und anderen Nutzungen, brachte eine zahlreiche Ritterschaft deutsche Gefolgschaftstreue, die ganze Begeisterung für die Ideale der damaligen Zeit des Gehorsams und Dienens in christlicher Frömmigkeit und Demut, brachte den Sinn für rittermäßige und höfische Sitte, brachte das Verständnis für die Verwaltungsgeschäfte des Landes, brachte endlich mit ihrem guten Schwert dem Kaufmann und Bauern die Sicherheit des Daseins, die Möglichkeit, ihrem Berufe gerecht zu werden. — Gehoben und bereichert durch außerordentlich große Schenkungen und die volle, namentlich auch beim Neubau der Kirchen zu Brandenburg und zu Havelberg bewiesene, Gunst des Landesherrn, unterstützt auch durch Kaiser und Papst, sowie durch den ganzen Sinn der damaligen Welt, brachte endlich die Geistlichkeit, brachten die Bischöfe und Mönche, sowie die Ritter des Templer- und Johanniter-Ordens das Christentum und mit ihm die ganze Summe dessen, was es an irdischen und geistigen Gütern umfaßt und in sich schließt. Insbesondere haben die Klöster des Cisterzienser Ordens, der mehr als der der Benediktiner und Prämonstratenser in der Mark sich ansiedelte, für die Pflege des Landbaues eine außerordentliche Bedeutung gewonnen, und namentlich die Klöster Lehnin und Chorin sind Mittelpunkte für die Verbreitung der Kultur in der Mark geworden.

Brakteat Albrechts des Bären, ihn und seine Gemahlin darstellend. In Größe des Originals. Silber im K. Münzkabinett zu Berlin.

Marienkirche auf dem Harlunger Berge zu Brandenburg.

Vollendet um 1140 unter Pribislaw, in der hier abgebildeten Form jedoch angehörig der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. der gotische Anbau links aus dem 15. Jahrh. Nach einem Gemälde in der Gedehardkirche daselbst von 1586. Die Ruinen der Marienkirche, des wertvollsten Denkmals frühmittelalterlicher Backsteinbaukunst in der Mark, wurden trotz der Gegenvorstellungen des Rates zu Brandenburg auf Befehl Königs Friedrich Wilhelm I. 1722—23 abgebrochen. Ihre Steine wurden zum Bau des großen Militärwaisenhauses in Potsdam verwendet.

So erfüllte sich das für Deutschland wieder gewonnene Land auch mit deutschem Volk, mit einem Volk, dessen einzelne Schichten wirksam einander unterstützten in dem bewußten Streben, christliche Lehre und deutsches Wesen im Lande zu verbreiten, einem Volke, mit dem und für welches ein christlichdeutscher Staat aufzubauen möglich war. An der Spitze des neu sich gründenden Staatswesens stand der Markgraf mit ausgedehnter Gewalt. Selbst dem Kaiser gegenüber war er, da er ja sein Land nicht von diesem erhalten, sondern es ihm erst hatte erobern müssen, freier als andere deutsche Fürsten. Gleichwohl sah er seine Macht noch durchaus als ein kaiserliches Amt an und war in der That auch durch sein eigenes Interesse zum engeren Anschluß an das Kaisertum genötigt. Der Markgraf war vor allen Dingen oberster Kriegsherr. Auf den Kriegsfall mußte ja die ganze Verfassung zugeschnitten sein und auf den ritterlichen Adel mußte sie sich daher wesentlich stützen. Dieser bildete, wenn auch für die Verteidigung des Landes eine allgemeine Wehrpflicht galt, das Heer des Markgrafen, aus seinen Reihen berief der Markgraf aber auch auf bestimmte Zeit seine Ratgeber, seine höchsten Verwaltungsbeamten, den Kämmerer, Truchseßen, Marschall und Schenken. Von einer Teilnahme der Stände finden wir unter Albrecht nur geringe Spuren, aber sobald die landesherrlichen Einnahmen für die Bedürfnisse

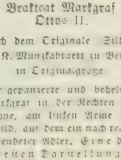
Cisterzienserkloster Chorin von der Westseite.
Erbaut 1270–72 in frühgotischem Stil.
Nach einem Lichtbilde.

des Krieges und der Verwaltung sich als unzulänglich erwiesen, und die Erhebung von außerordentlichen Steuern, der sog. „Bede" notwendig wurde, mußte sich auch eine, wie immer geartete, ständische Vertretung bilden. Der Markgraf war weiter auch oberster Gerichtsherr, er „dingte bei sein selbst Hulden". Ebenso hatte er auch der Kirche gegenüber eine große Machtvollkommenheit, denn Bistümer und Klöster bedurften andauernd seines Schutzes, von ihren Zehnten gebührte ein Teil dem Landesherrn, ihre Sprengel lagen in seinem Territorium und wurden fast als dem Landesherrn selbst zugehörig betrachtet. Auch waren die brandenburgischen Lande nicht durch reichsfreie Städte oder durch Gebiete reichsfreier Herren oder Stifter durchrissen, vielmehr erscheint der Markgraf allein auch als oberster Grundherr. Bald allerdings begannen die mit großem Landbesitz für ihre Teilnahme an den Kämpfen ausgestatteten Edlen, wie die Gänse von Putlitz, die Ploto, Lindow gewisse Rechte des Landesherrn auszuüben. Das Land selbst wurde, abgesehen von den geistlichen Gebieten in etwa 30 Vogteien geteilt, deren Vorsteher, der Vogt, vom Markgrafen auf bestimmte Zeit ernannt wurde. Der Vogt hatte die militärischen, gerichtlichen und Verwaltungs-Befugnisse des Landesherrn auszuüben, er mußte für die Sicherheit der Burgen, für die landesherrlichen Güter sorgen, die Abgaben und Gefälle aller Art einziehen.

Alles in dieser Markgrafschaft Albrechts war Leben, war Bewegung und vorschreitende Entwicklung, und ein günstiges Geschick wollte, daß Albrecht nicht nur sein Land, sondern auch seine Tüchtigkeit und Kraft seiner Nachkommenschaft

vererbte. Fast immer treu auf der Seite des Kaisers stehend, durfte sich diese mancher Förderung durch die Kaiser erfreuen. Nach dem Sturze Heinrichs des Löwen erhielt Otto I. herzogliche Rechte auch über die Altmark und erwarb die Erzkämmererwürde, die Albrecht, wenn überhaupt, so nur für seine Person innegehabt zu haben scheint, als ein der Markgrafschaft selbst zustehendes Recht. Auch hat Otto, der mehrfach gegen die Pommern vorgedrungen war, die Lehenshoheit über dieses Land erworben, und längere Zeit hindurch behauptet. Ein dauerndes Verdienst um Deutschland erwarb sich Albrecht II. durch die große Energie, mit welcher er die Dänen, die sich an den deutschen Küsten festsetzen wollten, bekämpfte und ihnen die Herrschaft über die Südküste der Ostsee entriß. Andererseits aber mußten Albrecht II. und sein Bruder Otto II., durch kirchlichen Bann, wie es scheint, stark gefährdet, vielleicht auch in der durch den zeitweisen Mangel an Söhnen hervorgerufenen Hoffnung, ihren weiblichen Nachkommen die Erbfolge zu sichern oder durch die Absicht des Erzbischofs, ihren sächsischen Vettern das Erbe zu entziehen, gezwungen, ihren Allodialbesitz dem Erzbistum Magdeburg zu Lehen auftragen, wodurch für die Folge schwere Bedrängnisse heraufbeschworen wurden.

Indessen die Gefahr des Aussterbens ging glücklich vorüber. Albrechts Söhne Johann I. und Otto III. wurden in den Streit der Hohenstaufen und Welfen tief hineingezogen und erwarben sich um dessen Beilegung, nachdem ihnen der 1231
Kaiser nach mannigfachen Weiterungen 1231 die Belehnung mit Brandenburg, zugleich aber auch mit Pommern erteilt hatte, erhebliche Verdienste. Auch war ihr Ansehen im Reich ein so großes, daß Markgraf Otto bei der Kaiserwahl von 1257 gewählt werden sollte. Für die Mark und ihre Germanisierung aber war ihre Regierung von einschneidender Bedeutung. Der langjährige Zehntstreit mit dem Bischof von Brandenburg wurde beigelegt, heiße Kämpfe mit den heftigsten Gegnern der Mark, dem Erzbischof von Magdeburg, dem Bischof von Halberstadt und dem Markgrafen von Meißen endeten schließlich mit dem Siege der beiden Brüder. Wichtiger aber waren ihre meist auf dem Wege des Vertrages gemachten Erwerbungen, der Barnim und Teltow, ein großer Teil der Uckmark, die Oberlausitz im Süden, die Länder Lebus, Sternberg, die Gebiete an der Warthe und Netze. Damit war zugleich der Grund der späteren Neumark gelegt, und seit der Gründung der Stadt Frankfurt der Handel auf der Oder in märkische Hände übergegangen. Ueberhaupt ließen sich beide Markgrafen wie die Pflege der Kultur so gerade auch die des Handels, sowohl des Absatzes der Erzeugnisse des Landes, wie die Durchführung fremder Erzeugnisse besonders angelegen sein. Ein sehr günstiges Privileg König Wilhelms (1252) eröffnete dem brandenburgischen Handel den leichtesten Eingang in die Niederlande, und mit der erfolgreichen Bekämpfung der Pommern (1250) wie mit der Belehnung über die wichtigste Handels- und Seestadt Lübeck durch König Wilhelm erlangte Brandenburg, obwohl die Stadt die Belehnung nicht anerkannte, eine hervorragende Machtstellung an der See, die zugleich für den Verkehr und den Wohlstand des Landes tiefgreifende Folgen hatte. Mit dem leichteren Absatz stieg der Wert des Acker- und Waldbaues, mit ihm und dem ausgedehnten Durchgangshandel



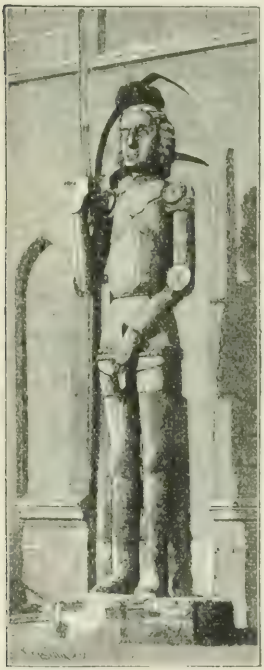
Brakteat Markgraf Ottos II.

Nach dem Originale Silberim K. Münzkabinett zu Berlin in Originalgröße

Der gepanzerte und behelmte Markgraf in der Rechten die Fahne, am linken Arme den Schild, auf dem ein nach rechts gewendeter Adler. Eine der ältesten Darstellungen des brandenburgischen Wappenadlers.

hob sich aber namentlich die Macht der Städte zu immer größerer Bedeutung.

Eine große Anzahl von Städten wurde, man kann sagen, neu gegründet, sie erhielten weitgehende Privilegien, die ihnen namentlich die eigene kommunale Verwaltung und deutsches vornehmlich brandenburgisches Stadtrecht gewährten. Die Gesamtheit aller städtischen Rechte stellte man sinnbildlich in den Rolanden, jenen gewaltigen, unschönen Rittergestalten dar, die man noch jetzt in vielen Städten wie z. B. Brandenburg findet. Berlin erhielt diese städtischen Rechte wahrscheinlich bald nach dem Regierungsantritte der beiden Brüder und zwar nach dem Vorbilde von Brandenburg, das seinerseits auf die Gerechtigkeit von Magdeburg gegründet und die bedeutendste Stadt der Mark damals war. Schon in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts war Berlin aber so wichtig geworden, daß es von Frankfurt um eine Mitteilung über das in seinen Mauern herrschende Recht gebeten wurde und dieser Bitte entsprechen konnte. Überhaupt ist diese Zeit zu einer schriftlichen Aufzeichnung des Rechtes geneigt, und dies ist um so wichtiger, als diese Aufzeichnungen noch rein deutsches, von römischen Grundsätzen unberührtes Recht geben. Die wichtigste derselben war aber die des Sachsenspiegels. Es ist dies zwar nur eine Privatarbeit eines Ritters Eike von Repkow, aber indem sie das thatsächlich in Übung befindliche sächsische Landrecht wiedergab, erlangte sie allmählich auch volles gesetzliches Ansehen, wie in ganz Nord- und Mittel-Deutschland, so auch in der Mark. Begreiflich, daß die Slaven, wenn auch nicht vollständig vertrieben, doch weiter und weiter durch solche Maßnahmen zurückgedrängt wurden.

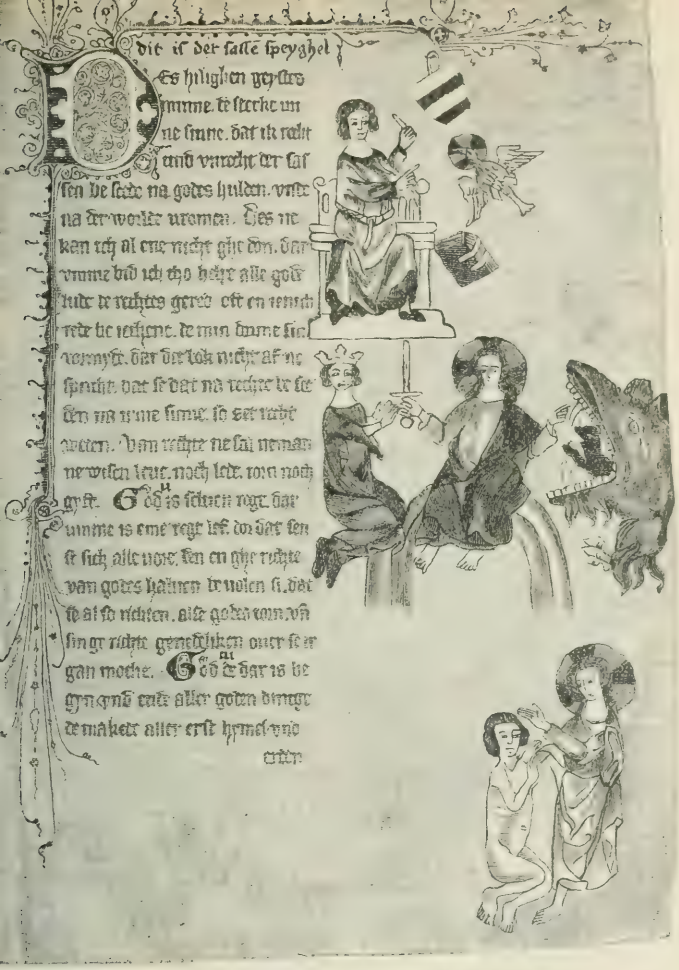


Der Roland vor dem neustädtischen Rathause zu Brandenburg
Nach einem Photograph.

Mit dem Tode der beiden markgräflichen Brüder teilte sich das Geschlecht in zwei Linien, die zu Stendal und die zu Salzwedel, ohne daß doch daraus ein wesentlicher Schaden für das Land erwachsen zu sein scheint. Vielmehr erfolgte noch eine Vergrößerung desselben, indem die Mark Landsberg, die Niederlausitz, in der Folge noch weitere Gebiete mit Großenhain, Torgau und Dresden durch Kauf und Pfand erworben wurden. Einen besonderen Ruhm erwarb sich der Markgraf Otto IV. dadurch, daß er an seinem Hofe der Dichtkunst eine gastfreie Stätte bereitete und selbst als Dichter von lieblichen und duftigen Minneliedern auftrat. Um ihn hat denn auch die Sage ihre Netze geschlungen, und namentlich der zähe Widerstand, verbunden mit frischem, fast übermütigem Selbst-

dit is der sasse speyghel

Des hilighen geystes
minne. de sterke un
ne sinne. dat ik recht
und unrecht der sas
sen be seede na gotes hulden. unde
na der worlde uromen. Des ne
kan ich al ene nicht ghe don. dar
umme bid ich tho heyre alle gode
lude de rechtes gered oft en ienich
rede be iechene. de min dunne sin
vormyde. dar dee lok nicht af ne
spricht. dat se dat na rechte be see
den na ime sinne. so set recht
weten. Van rechte ne sal neman
ne wesen leue. noch lede. torn noch
gyft. Gōd is selven regt. dar
umme is eme regt lef. dor dat sen
st sich alle uore. den en ghe rechte
van gotes halven be uolen si. dat
se al so richten. alse gotes torn. vñ
sin ge richte genedeliken ouer se ir
gan moche. Gōd de dar is be
gyn vnd ende aller goden dinge
de makede aller erst hymel vnd
erden



Erste Seite der Oldenburger Handschrift des Sachsenspiegels.

Einzige Handschrift des Sachsenspiegels mit niederdeutschem Texte, vollendet 1336 von dem Rastedter Mönch Heinrich Glonesten, auf Veranlassung des Grafen Johann von Oldenburg.

Nach dem Original in der Privatbibliothek S. k. Hoheit des Großherzogs von Oldenburg in halber Größe reproduziert.

Übertragung:

Das ist der Sachsen-Spiegel. Des heiligen Geistes Minne, die starke meine Sinne, daß ich Recht und Unrecht der Sachsen bescheide nach Gottes Hulden und nach der Welt Frommen. Das kann ich allein nicht vollbringen, darum bitte ich zu Hülfe alle guten Leute, die Recht begehren, wenn irgend eine Rechtssache begegne, die mein dummer Sinn [illegible] dieses Buch nicht spricht, daß sie das nach Recht bescheiden nach ihrem Sinne, wie sie es recht wissen. Vom Recht [illegible] ablenken weder Lieb noch Leid, weder Zorn noch Gabe. Gott ist selber gerecht, darum ist ihm Recht lieb, [illegible] alle vorsehen, denen ein Gericht von Gottes wegen befohlen sei, daß sie so richten, daß Gottes Zorn und sein [illegible] über sie ergehen möge. Gott, der da ist Beginn und Ende aller guten Dinge, der machte in allererst Himmel und Erde [illegible] schuf den Menschen auf Erden und setzte ihn in das Paradies.

bewußtsein, den er gegen den Erzbischof von Magdeburg einsetzt, in dessen Gefangenschaft Otto in der Schlacht von Frohse geriet, hat die Sage auf wunderbare Weise ausgestattet. Nichts anderes als ein wohl verwahrter Schatz, von dem sein treuer, alter Diener „sein heimlicher Rat" Johann von Buch seiner Gemahlin Hedwig gemeldet, und den dieser gehoben, habe ihn aus der Gefangenschaft erlöst. Ohne Zweifel war Otto eine Persönlichkeit, die, wie er es im Felde und auf Turnieren bekundete, sich durch rittermäßiges Heldentum und fröhliche Sangeskunst eine Statte im Herzen seines Volkes bereitet hat. Den Beinamen mit dem Pfeil hat ihm der Volksmund gegeben, weil ein Pfeil, der sein Haupt in einem Kampf getroffen, längere Zeit nicht hat entfernt werden können.

Siegel Markgraf Ottos IV. mit dem Pfeile
Nach dem Original im K. Staatsarchive zu Magdeburg. Originalgröße.

Von großer Bedeutung für die spätere Entwickelung der Stände und insbesondere der Steuerfreiheit des Adels wurden die **„Bedeverträge"**, zu deren Abschluß die Markgrafen sich damals (1280—82) verstehen mußten.

Noch recken haft er und gewaltiger als Otto erscheint der letzte Fürst aus Albrechts Stamm in Brandenburg, der Markgraf Woldemar. Durch ein überraschend schnelles Sterben aller seiner Vettern und Stammesgenossen — ihrer neunzehn sollen einst sich auf dem Markgrafenberge bei Rathenow zusammengefunden und beratschlagt haben, wie das Land eine so große Anzahl Fürsten ernähren könne — war Woldemar Alleinherrscher der gesamten Marken geworden, und die Schärfe seines Schwertes hatte alsbald die unruhigen Nachbarn gelehrt, was sie von ihm zu gewärtigen hatten. Als daher Fürst Witzlaw von Rügen und der König von Dänemark die Stadt Stralsund bedrohten, Markgraf Woldemar aber der Stadt seine Hilfe zusagte, da schlossen sämtliche Fürsten ringsum einen Bund gegen Woldemar. Dem Könige von Dänemark, den Fürsten von Rügen und Mecklenburg schlossen sich die Herzoge von Sachsen-Lauenburg, Braunschweig, Lüneburg, die Grafen von Holstein und Anhalt, eine große Zahl geistlicher Fürsten, ja auch Schweden und Polen an, aber Woldemar eröffnete selbst den Krieg und führte ihn mit solchem Erfolg, daß er im Frieden von Templin im wesentlichen seine Rechte behauptete.

Transskription

ndenburg der markis
der selben schar be-
t.
: ein stehelin gewant
ter als ein spiegel
ein.
het er unde due bein
nten ringen wol be-
t.
llu)
sit von richer art
r von baldekein dor
.
eines werden fuersten
e
: was er vaste genuoc.
hilt den fuort er unde
oc
ket mit hermine,
nach wunneklichem
ine
ntzer adelar sich bot.
s von liehten keln rot
uhte daz velt wis als
sne
kam er uf den cle
uo des planes melme
ne tuerlichen helme.
vene fluegele zierten;
zzen unde smierten
e swartzen varwe
Funde also garwe.

Uebertragung

Markgraf von Branden-
rg
in derselben Schar er-
nnt.
rt ein stählernes Gewand,
glänzt in spiegelklarem
heine.
war der Leib und beide
eine
chten Ringen wohl ver-
ahrt
Wappenrock von reicher
rt
Bagdadseide lag darob.
werten Herrn gereicht
m Lob,
r gezieret schön genug.
child war, den er führt'
nd trug,
hermelin bezogen ganz,
s mit wonniglichem
Glanz
lanker Aar dem Aug' sich
ot,
ar von lichtem Kehlpelz
ot,
Feld darunter weiß wie
chnee.
en kam er in den Klee
uf den Plan von Staube
eich
einem Helme köstlich reich,
n zwei Flügel glitzten.
chimmerten und blitzten,
jeder dieser Flügel war
chwarz wie Pech und
chwärzer gar.

Von brandē burg der markis·
wart·in der selben schar bekant
Er fůrt ein stehelin gewant·
Daz luter als ein spiegel schein·
Den lip het er· vñ dů bein·
Mit liehten ringen wol bewart·
Ein kürsit von richer art·
Fůrt er von baldekein dor obe·
Nach eines wůden fůrsten lobe·
Gezieret·was er vaste genůc·
Den schilt den fůrt er vñ trůc·
Verdecket mit hermine·
Dar vz nach wunneklichem schine·
Ein glantzer adelar sich bot·
Der was·von liehten keln rot·
Vñ luhte daz velt wis als ein sne·
Geriten kam er vf den cle·
Vñ zů des planes melme·
Mit eime tůrlichen helme·
Den zwene flůgele zierten·
Die glizzen·vñ smierten·
Vz einre swartzen varwe·
So sere·vñ also garwe·

Markgraf Otto IV. im Turnier von Nanteis (Nantes in der Bretagne)
Gedicht des Konrad von Würzburg · 1287 in der Würzburger Liederhandschrift (Fol. 62 recto. Universität bibliothek zu München

Transskription und Übertragung zu den Minneliedern Ottos mit dem Pfeile

aus dem sogenannten Manesse Codex, auf S. 19

Übertragung

1. Winter deine trüben Stunden,
Deine Kälte mannigfalt
Hätt' den Zauber ich gefunden
Daß sie würden schöngestaltet
Ich ließ' es um die lange Nacht
Und um die viel Minnigliche
Die mir Freuden viel gebracht.

2. Als ich sie in reichem Kleide
Lieblich vor mir stehen sah,
Ward ich frei von allem Leide,
Da mir solches Glück geschah.
Ihr Mund, der seinen Gruß mir bot,
Däuchte mir von solcher Röte
Wie ein Feuer, das da loht.

3. Ach Herr Gott! in deiner Güte
Pflege dieser holden Frau
Und in Treuen sie behüte,
Send' ihr deines Segens Thau!
Solches hat sie doch fürwahr
Um die ganze Welt verdienet:
Gott und Herr, nimm ihrer wahr!

4. O, wieder will der Mai entspringen,
Der macht fröhlich manch Gemüt.
Bunte Blumen will er bringen,
Wie sie holder nie erblüht.
Vogelsang tönt mannigfalt
Wohlbelaubet steht der Wald,
Des wird manch traurig Herze froh.

5. Ich will nach ihrer Liebe ringen
Alle meine Lebenstage.
Wird mirs aber nicht gelingen,
Seht! so sterb' ich sonder Klage,
Tröstet sie mich nicht zur Stund'.
Ihr durchleuchtig roter Mund,
Davon lieg' ich todeswund

Transskription

Winter dine trueben stunde.
und din kelte manigvalt
ob ich das erwenden kunde.
dat siu werden bas gestalt.
das liesse ich dur die lange naht.
und durh die vil minneklichen
diu mir froeiden vil hat braht.

2

Ich sach die vil minnekliche:
vor mir stan in richer wat.
zehant do wart ich froeiden riche.
davon min muet vil hohe stat.
mich gruoste ir minneklicher munt
der duhte mich in solher roete
sam ein fuorig flame enzunt.

3

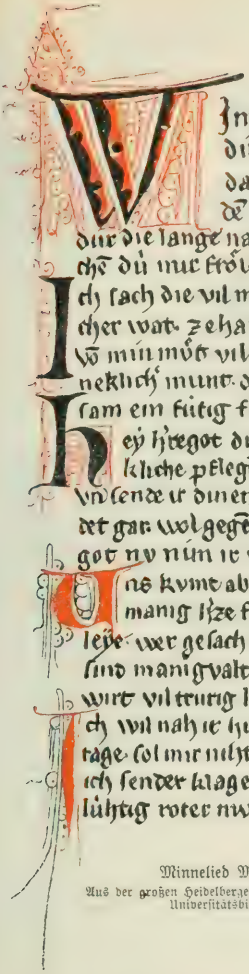
Hey herregot durh dine guete.
ruoche der minnekliche pflegen.
mit steten truewen si behuete.
un sende ir dinen suessen segen.
do hat si verschuldet gar.
wol gegen al der werlte gemeine
ey herre got nu nim ir war.

4

Uns kumt aber ein liehter meie.
der machet manig herze fruot.
er bringet bluomen mangerleye.
wer gesach ie suesser bluot.
vogelin doene sind manigvalt.
wol geloubet stet der walt.
des wirt vil trurig herze balt.

5

Ich wil nah ir hulde ringen.
alle mine lebenden tage.
sol mir niht an ir gelingen.
seht so stirbe ich sender klage.
sie entroeste mich zestunt.
ir durliuhtig roter munt
hat mich uf den tot verwunt.



Vinter dine trůbē stvnde. vnd' din kelte manigvalt. ob ich das erwendē kvnde. do siv wurdē bas gestalt. das hesse ich dur die lange naht. vñ durh die vil mīnekli chē dů mir frōidē vil hat braht. 2

Ich sach die vil mīnekliche: vor mir stan in richer wat. ze hand do wart ich frōidē riche. da vō min mvt vil hohe stat. mich grůste ir mīneklich' munt. der duhte mich ī solher wōte sam ein fůtig flāme enzunt. 3

Hey h'regot durh dine gůte. růche d' mīnekliche pflegē. mit stetē trůwē si behůte. vn sende ir dinen sůssen segē. do hat si v'schuldet gar. wol gegē al der wōlte gemeine ey h're got nv nim ir wat. 4

Vns kvmt aber ein lieht' meie. der macher manig h'ze frůt. er brīget blůmē māgerleye. wer gesach ie sůsser blůt. vogelin dōne sind manigvalt. wol gelōbet stet d' walt. des wirt vil trurig h'ze balt. 5

Ich wil nah ir hulde ringē. alle mine lebēden tage. sol mir niht an ir gelīgen. scht so stirbe ich sender klage. si entrōste mich ze stūt. ir dur lůhtig roter mvnt hat mich vf dē tot v'wunt.

Minnelied Markgraf Ottos IV. mit dem Pfeile.

Aus der großen Heidelberger Minnesängerhandschrift (sogen. Manesse-Codex) in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg. Fol. 13 verso.)

1319 Aber in der Vollkraft seines Lebens starb Markgraf Woldemar (1319) und kurz darauf folgte ihm im Knabenalter sein Mündel Heinrich, der letzte der anhaltinischen Markgrafen. Ohne die tief greifenden Folgen für sein eigenes Land ahnen zu können, hatte aber Woldemar durch seine Zustimmung zur Wahl König Heinrich VII. aus dem luxemburgischen Hause (1308) geholfen, einem Hause den Weg zu bahnen, das für die Mark von größter Bedeutung werden sollte. Zunächst war jedoch, wie sich bald ergab, mit dem Erlöschen des Herrschergeschlechts auch der Bestand des Landes selbst in Frage gestellt.

Älteres Siegel der Stadt Berlin. Um 1272

Von einer Urkunde des Stadt-Archivs zu Frankfurt a. O., in welcher die Stadt Berlin der neu gegründeten Stadt Frankfurt ihre Rechte mitteilt. Das in Originalgröße wiedergegebene Siegel zeigt ein getürmtes Stadttor und in der auf drei Halbbogen gebildeten Thoröffnung den Brandenburger Adler.

Umschrift: (S)IGILLVM · DE · BERLIN BURG(ENSIBVM). Man sieht also noch keine Spur von dem späteren Wappentier der Stadt, dem Bären.

Ansicht von Brandenburg.

Nach dem um 1589 entstandenen Ölgemälde im Neustadt. Rathause daselbst.

3

Der Zerfall der anhaltinischen Markgrafschaft. 1319—1411.

Initial U eines Ablaßbriefes für die Nikolaikirche zu Berlin d. d. Avignon 1341 Juli 20. Nach dem Original im K. Pr. Geh. Staatsarchiv zu Berlin (auf etwa 1/3 verkleinert).

Die weibliche Figur links dürfte die hl. Margaretha, der Ritter rechts den hl. Georg darstellen, an deren Festtagen der Ablaß u. a. gespendet wurde.

unter den Askaniern hatten die Marken eine hohe Blütezeit durchlebt, unter den beiden Fürstengeschlechtern, die ihnen im vierzehnten Jahrhundert folgten, werden sie mit einer zeitlich nur zu kurzen Ausnahme gekennzeichnet durch die Zerstörung jeder staatlichen Ordnung, jedes staatlichen Zusammenhanges, durch Zuchtlosigkeit und Regellosigkeit in allen Verhältnissen, durch wüste Raub- und Fehdelust, durch den derbsten Eigennutz kleinerer Gemeinsamkeiten im Staate, durch den Verlust alles landesherrlichen Ansehens, aller fürstlichen Gewalt, durch Verpfändung und Hingabe aller landesherrlichen Einnahmen und Befugnisse. Die immer schneller vorwärts schreitende Schwächung der landesfürstlichen Gewalt, der Zerfall der markgräflichen Verfassung führte das blühende Land, so schien es, rettungslos dem völligen Untergange entgegen. Wunderbar genug aber zeigte sich in diesen trostlosen Zeiten doch wieder in Adel und Bürgerschaft eine urwüchsige Kraft, ein Selbstgefühl und eine Fähigkeit des Schaffens und Gestaltens, die, wenn sie zu wahrem Staatsgefühl sich erhoben, wohl hätte dem Lande Rettung bringen können. Aber gerade daß es trotz dieser Fülle von guten Eigen-

schaften des Volkes nicht zu einer neuen staatlichen Bildung kam, zeigte die Notwendigkeit einer landesfürstlichen Regierung, und fünf Jahre einer, wie auch immer zu beurteilenden, so doch thatkräftigen und zielbewußten Herrschaft inmitten dieses Zeitraumes mußten die Erkenntnis davon zu einer allgemeinen machen.

Nach dem Tode Woldemars wurde das fürstenlose Land die Beute der benachbarten Fürsten, die jener im Templiner Frieden gedemütigt hatte. Ludwig der Bayer belehnte zwar, nachdem er in der Schlacht von Mühldorf seine Anerkennung als König errungen hatte, seinen jungen Sohn Ludwig mit der Mark, und es glückte auch den Verhandlungen des Grafen Berthold von Henneberg, einige der abgerissenen Länder wieder zu gewinnen, andere aber mußte man den Eroberern überlassen, und als Ludwig im Verlauf seines heftigen Kampfes mit der Kurie um die Selbständigkeit der deutschen Königskrone vom Papste mit dem Banne belegt und entsetzt wurde, waren die bittersten Leiden für die Marken die Folge ihrer unmittelbaren Verbindung mit dem deutschen Königtum. König Wladislaw von Polen verwüstete auf den Ruf der Feinde Ludwigs die Marken mit grauenhaftester Gründlichkeit. Weithin gaben rauchende Dörfer, zerstörte Kirchen und Klöster Kunde von dem Wüten der polnischen Scharen. Nur um so lebhafter betrieben natürlich die Feinde der Mark aus der Zeit Woldemars ihre Eroberungspläne, und von dem Verlust anderer Landschaften abgesehen, mußte Ludwig auch auf die Oberlehensherrlichkeit über Pommern, die schon von den Herzogen dem Papste angeboten war, gegen das Recht der Nachfolge in Pommern verzichten. Bedenklicher war fast noch, daß die Bevölkerung Berlins, empört über das Verhalten des Papstes und begeistert für das gute Recht des Kaisers, sich soweit hinreißen ließ, einen besonders verhaßten Geistlichen, den Propst von Bernau zu erschlagen, daß die Frankfurter, von derselben Wut ergriffen, und überzeugt, daß der Bischof Stephan von Lebus den Einfall der Polen veranlaßt habe, dessen Kirche in Göritz verbrannten und römisch gesinnte Priester vertrieben. Bann und Interdikt waren die geistlichen Strafen, die das fromm und gläubig gesinnte Volk tiefer trafen, als jede Art weltlichen Gerichts. Mit vielen Opfern haben beide Städte erst nach Jahren die Kirche zu versöhnen vermocht.

Statue Kaiser Karls IV.
v. Ende d. 14. Jahrh.
Von der Fassade eines Nürnberger Hauses stammend, jetzt in den K. Museen, Berlin.

Auch erbitterte Ludwig die Kurie bald aufs neue gegen sich durch eine Handlung, die gerade wieder für die Mark von Bedeutung wurde. Indem er

nämlich die Ehe des Herzogs Johann von Luxemburg und der Herzogin Margarete von Tirol ohne Rücksicht auf das der Kirche zustehende Recht trennte und die geschiedene Herzogin mit seinem ältesten Sohn, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg vermählte, erregte er einmal den vollen Zorn des Papstes, indem er aber durch diese Vermählung zugleich auch eine Verbindung zwischen Tirol und der Mark herzustellen versuchte, ebnete er in der That nur dem Herzoge Karl aus dem ihm feindlichen Hause der Luxemburger den Weg zur deutschen Königskrone.

Dieser kluge und vielgewandte Karl IV. richtete, nachdem er nach Ludwigs Tode deutscher König geworden, sein Augenmerk darauf, von des abgeschiedenen 1347
Kaisers Hausmacht soviel als möglich, vornehmlich aber die Mark Brandenburg seinem Hause zu erwerben. Durfte er doch hoffen, mit dieser der Macht seines Hauses, das ursprünglich nur im Westen Deutschlands die Herzogtümer Lützelburg und Brabant besessen, nun aber im Osten durch die Herrschaft über Böhmen, Mähren, Schlesien das entschiedene Übergewicht erhalten hatte, einen Schlußstein einzufügen, welcher der luxemburgischen Macht in Deutschland und über Deutschland hinaus den überwiegenden Einfluß auf die Dauer zu sichern schien.

Allerdings die Waffen zu rüsten und das Streitroß zu besteigen, das war nicht nach dem Sinn des verschlagenen Luxemburgers. Ein Märchen vielmehr, das auf die tiefe Sehnsucht der Märker nach einer Neuordnung der immer mehr sich zerrüttenden Verhältnisse, auf ihre Abneigung gegen die Wittelsbacher und ihre Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus berechnet war, sollte vorerst den Wittelsbachern Verlegenheit in der Mark bereiten. Man ließ einen Mann — wie es heißt einen Müller Namens Jakob Rehbock — der mit dem verstorbenen Markgrafen Woldemar Ähnlichkeit hatte, auftreten, verbreitete vor ihm her die Behauptung, er sei der Markgraf Woldemar, der fälschlich seinen Tod habe ansagen lassen, um einen Zug ins gelobte Land anzutreten, nun aber, die Marken zu retten, zurückgekehrt sei. Das dreiste Gaukelspiel zu erhöhen, erkannten Karl und die Feinde der Wittelsbacher den Prätendenten förmlich als Markgrafen an, gebot der König der Mark, ihn als ihren Herrn auf- und anzunehmen. Und nur zu richtig hatte man die Zustände beurteilt; bis auf wenige Städte huldigte die ganze Mark dem angeblichen

Siegel des falschen Woldemar
In Größe des Originalabdruckes in der Voigtbergischen Sammlung des K. Pr. Geh. Staatsarchivs zu Berlin.

Woldemar, der zum Zeugnis seiner Unechtheit an Karl die Lausitz abtrat den Herzogen von Sachsen, den Grafen von Anhalt die Erbfolge in der Mark zusicherte. Auch half es den Wittelsbachern wenig, daß sie dem König Karl in der Person des Grafen Günther
1350 von Schwarzburg einen Gegenkönig aufstellten, und Karl nun, um diesen zu beseitigen, seinen falschen Markgrafen fallen, ihn für einen Betrüger erklären ließ (1350). Boten ihm doch die Streitigkeiten im Hause der Wittelsbacher selbst hinreichende Gelegenheiten, seine Pläne auf die Mark auszuführen! Ludwig der Römer und Otto der Faule, denen ihr Bruder Ludwig der Ältere schon 1351 im Vertrage zu Luckau die Mark abgetreten hatte, gestanden aus Haß gegen ihren Bruder Stephan 1363 dem Könige die Erbfolge zu. Nach Ludwig des Römers Tode, der wenigstens nicht unthätig im Lande gewesen war, trat Otto dem Kaiser 1367

Tangermünde. Nach dem Stiche von G. P. Busch.

die Niederlausitz ab, die 1370 auch formell der Krone Böhmen einverleibt wurde, begab sich unter Karls Vormundschaft und überließ endlich im Vertrage von
1373 Fürstenwalde vom 15. August 1373 den Söhnen des Kaisers gegen eine Geldsumme von 500,000 Gulden die ganze Mark. — So niederdrückend das Gefühl für die Märker sein mochte, als Handelsgegenstand schmählicher Habsucht verkauft worden zu sein, so mochten sie doch zuvörderst die Hoffnung auf eine kräftige, das Land hebende Regierung als einen Gewinn ansehen. Denn in schrecklicher Weise hatte der Mangel an jeder Fürsorge für das Land seitens der Wittelsbacher, hatte der Kampf zwischen den Wittelsbachern und Luxemburgern die inneren und äußeren Verhältnisse des Landes zerrüttet. Umgekehrt aber war Böhmen unter Karls Leitung schnell emporgeblüht, und an diesem Aufblühen mußte nun auch die Mark teilnehmen. Denn wie sehr auch der eigenste Vorteil

der Mittelpunkt war der glatten Politik Karls, der zunächst statt seiner unmündigen Söhne die Regierung übernahm, so zeigte das Aufblühen Böhmens doch, daß der Kaiser ganz richtig in der Hebung des Landes seinen wahren Vorteil erblickte. Ebenso sprach für Karl, daß er 1356 jenes große Reichsgesetz, die Goldene 1356
Bulle, wie man es nach der angehängten goldenen Siegelkapsel nennt, erlassen hatte, welches nicht nur die Markgrafen von Brandenburg unter die vornehmsten, allein zur Königswahl berechtigten sieben Fürsten, die Kurfürsten, ausdrücklich aufgenommen, sondern auch die Einheit und Unteilbarkeit der Kurmark gesetzlich festgestellt hatte.

In der That wußte Karl in unglaublich schneller Zeit alle Nachbarfürsten, welche die Notlage der Mark zu Einfällen und zur Eroberung von Grenzgebieten benutzt hatten, zu Friedensverträgen mit der Mark zu bestimmen, und die gewaltige Stellung, die er als Herr des gesamten Nordens und Ostens zu einsichtsvollster Beförderung des ganzen Handels von Lübeck bis Krakau und Konstantinopel hin benutzte, gereichte gerade den Marken zu besonderem Nutzen. Frankfurt und namentlich Tangermünde erfreuten sich sogar seiner besonderen Gunst, und von der glänzenden Zeit welche diese Stadt als Residenz des deutschen Kaisers durchlebte, geben noch heute erhaltene Reste der kaiserlichen Burg daselbst Kunde. Unzweifelhaft aber wird die Freude an den schönen Bauten des Kaisers sich hier erhalten haben, und sie mag auch im folgenden Jahrhundert noch zu dem Entschlusse beigetragen haben, jenes oft bewunderte Rathaus der Stadt zu erbauen. Für die Schiffahrt auf der Oder und Elbe wurden umfassende Maßregeln getroffen, und namentlich wurde ein Verzeichnis aller Ortschaften und Grundbesitzer nach ihrer Leistungsfähigkeit und Abgaben-Verpflichtungen aufgestellt, wodurch die Rechtsunsicherheit von Grund und Boden aufgehoben und die Steuerkraft des Landes ermittelt wurde. Es ist dies das Landbuch Karls IV. Für die Entwickelung des Rechts wurde ferner von besonderer Bedeutung die Glosse zum Sachsenspiegel und die systematische Darstellung des Rechtsganges bei den Landgerichten im „Richtsteig Landrechts", welche beiden Werke Johann von Buch schon etwas früher verfertigt hatte. Unter den Räten Kaiser Karls aber, die für die Mark Bedeutung haben, ist Dietrich von Portitz, genannt Kagelwit, seit 1361 Erzbischof von Magdeburg, besonders hervorzuheben.

Das Rathaus zu Tangermünde.
Backsteinbau des 14. 15. Jahrh.

Aber der Blick, der sich an diesen Jahren erstarkender Kraft

1374 erfreuen möchte, wird trübe, wenn er gewahr wird, daß die Mark (1374) von Karl und zwar im Einverständnis mit den Ständen, welche nur die Vorteile der Verbindung mit dem großen Reiche sahen, der Krone Böhmens einverleibt wurde. Hatte man dies Verhältnis fest gehalten so hätte damit Brandenburg aufgehört, ein selbständiges, deutsches Fürstentum zu sein, es wäre vielmehr böhmisch, ein Teil des slavischen Königreichs geworden.

Denn statt des erhofften Aufblühens sich erfreuen zu können, sah sich die Mark
1378 bei dem zu schnell erfolgten Tode des Kaisers (1378) nur gefesselt an die böhmische Krone und hineingezogen in deren Streitigkeiten und verwickelte Beziehungen zu Polen und Ungarn.

Angebliches Bildnis des Erzbischofs Dietrich Kagelwit von Magdeburg († 1367). Schnitzwerk im Stendaler Rathaussaale, 15. Jahrh.

Sigmund, der zweite, noch unmündige Sohn Karls, dem nach dem väterlichen Testament die Marken zugefallen waren, gestattete den Städten der Altmark und Priegnitz nicht nur, sich in den Schutz fremder Fürsten zu begeben, sondern, kaum zu seinen Tagen gekommen, wies er dem Lande sofort diejenige Stellung zu, die sie in seinen Plänen auf die ungarische und polnische Königskrone einnehmen sollte. Hatte er sich, um diese zu erlangen, schon mit der ältesten Tochter des Königs von Ungarn verlobt, so erkannte er in der Mark auch nur ein Nebenland, das für die Gewinnung jener Kronen die erforderlichen Geldsummen aufbringen sollte. Er verpfändete daher 1385 die Altmark und Priegnitz, demnächst nach häßlichen Verhandlungen mit seinen Brüdern König Wenzel und Herzog Johann 1388 die gesamte Mark seinem Vetter Jobst von Mähren für mehr als eine halbe Million Goldgulden.

Mit diesem Akt des eigenen Landesherrn ist nun der Zustand der Gesetzlosigkeit im Innern, der Wehrlosigkeit nach Außen, welchen die wittelsbachischen Zeiten im Lande erzeugt und die zehn Jahre nach Karls IV. Tod weiter und weiter ausgebildet hatten, gleichsam zu einem zu Recht bestehenden gestempelt worden. Der Pfandherr Jobst — seit 1397, da ihm die Pfandsumme nicht zurückgestellt werden konnte, Markgraf und Kurfürst — war ein Fürst so unfürstlicher Art, wie es wenige gegeben hat, und wenn Sigmund die Mark als Pfandobjekt

dahin gegeben hatte, so kannte der „große Lügner", wie man den Markgrafen Jobst genannt, kein anderes Bestreben, als das dahingegebene Kapital aus dem Lande wieder herauszupressen und Wucherzinsen obenein.

Es ist ohne weiteres klar, daß ohne eine sichere finanzielle Grundlage, ohne regelmäßig fließende Einnahmen eine Regierungsgewalt nicht denkbar ist. Nun aber gab es solche in den Marken nur noch in sehr beschränktem Umfange. Schon durch den sog. Bedevertrag von 1280, noch mehr aber durch die Zugeständnisse, die man 1345 den Ständen hatte machen müssen, war die Steuerkraft des Landes erheblich beschränkt worden. Gefahrvoller noch war, daß unter den bayerischen Markgrafen die Unsitte eingerissen war, in finanziellen Verlegenheiten Kapitalien aufzunehmen und für sie dem Gläubiger landesherrliche Güter und Schlösser als Pfand hinzugeben, damit er aus ihnen beliebig Zinsen erhebe. Allmählich, als Schlösser, Güter, Dörfer und Städte nicht mehr ausreichten, auch die Verpfändungen ganzer Gebiete an auswärtige Fürsten, namentlich der Neumark an den deutschen Orden (1402) das Geldbedürfnis nicht deckten, gab man auch landesherrliche Rechte wie Gerichtssporteln, Zölle und Steuern dahin. Und diese Unsitte bildete nun Jobst mit solcher Virtuosität aus, daß ordnungsmäßige Einnahmen für den Landesfürsten kaum noch übrig blieben.

Wie sollte die obrigkeitliche Gewalt unter solchen Verhältnissen ihres Amtes walten! An eine irgendwie erfolgreiche Abwehr äußerer Feinde, von denen bald dieser, bald jener Teile der Mark heimsuchte, war gar nicht zu denken, und fast begnügte Jobst sich in dieser Hinsicht mit der Erlaubnis für seine Unterthanen, sich den Schutz fremder Fürsten zu erkaufen und zu erbitten. Es versteht sich auch, daß, ohne die notwendigen Auslagen machen zu können, die Obrigkeit nicht im stande war, eine thatkräftige Verwaltung, Polizei oder Justiz zu üben und weder für die Ergreifung noch für die Verurteilung des Verbrechers, noch für die Vollstreckung der etwa erkannten Strafe Sorge tragen konnte. Dazu erteilte aber der Landesfürst für die Gewährung von Geldmitteln Befreiungen von den ordentlichen Gerichten in maßloser Weise, ja gab, wie freilich auch früher schon geschehen, die höchste Gerichtsbarkeit, den Blutbann gegen bare Münze, unbekümmert um die Folgen, einzelnen Körperschaften dahin.

Die Folgen aber konnten nicht andere sein, als die, daß sich der Einzelne, der nun im ordentlichen Gerichtsverfahren sein Recht nicht mehr erlangen konnte, dies selbst zu verschaffen suchte, und daß — der menschlichen Natur und dem Geist der Zeit gemäß — jeder wirkliche oder auch nur scheinbare Eingriff in das Recht dem Gekränkten sofort die Waffen in die Faust drückte.

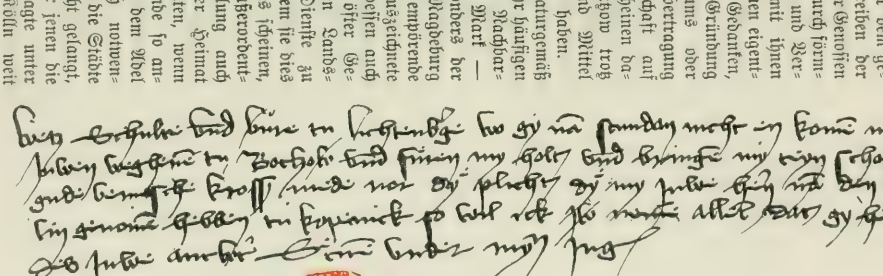
Ganz natürlich verwirrten sich weiter die Begriffe dahin, daß nicht nur Kampfeslust und Waffenfreudigkeit für etwas Edles und Ritterliches galt, sondern daß die Fehde an sich, ohne Rücksicht auf ihren Grund, ja schließlich gemeiner Straßenraub und Plünderung als etwas Berechtigtes angesehen wurde. Die Unfähigkeit der Obrigkeit, das Recht zu wahren, führte mit Notwendigkeit dahin, das Unrecht, sofern es nur die Gewalt für sich hatte, zum Recht zu machen. Und eben dahin war es nun, wie vielfach in Deutschland, so ganz besonders in der Mark gekommen. Raub- und Fehdewesen, Gewalt und Unthaten aller Art waren die, das allgemeine wie das besondere Leben bestimmenden und beherrschenden Faktoren geworden. Selbst die Städte schreckten vor oft schwerster Gewaltthätigkeit keineswegs zurück, gewichtiger aber trifft den damaligen Adel der Vorwurf, das

schlimmste Fehdeweisen geübt zu haben. Auch wird sich das Verhalten der Städte meist mit dem Zustand der Notwehr und Verteidigung erklären lassen, andererseits aber wird man nicht außer acht lassen dürfen, daß mit der namentlich von Karl IV. dem Handel gewährten Begünstigung in den Städten ein Reichtum sich gebildet hatte, vor dem die frühere Bedeutung des in seiner finanziellen Lage nicht befördernden Adels zu seinem Schaden zurückgetreten war. Der damals natürliche Gegensatz beider hatte sich dadurch in hohem Maße verschärft. Ferner war den Rittern der Gebrauch der Waffen Lebensberuf, der Lebensberuf der Städter aber hatte gerade friedliche Zustände zur Voraussetzung. Und wenn der Adel die Bauern zu leibeigenen Unterthanen herabzudrücken wußte, so ging auch das Bestreben der Städte dahin, durch landesherrliche Rechte und Güter die eigene Herrschaft d. h. die der regierenden Geschlechter zu erhöhen. Gewiß zeigte sich in den Städten eine außerst ruhmliche Kraft und Schaffensfreudigkeit, eine Munterkeit und Stetigkeit der Entwickelung aller Verhältnisse, eine Beobachtung von Recht und Ordnung, die gerade in jener Zeit der Not staunenswert ist. Aber mit abstoßender Ausschließlichkeit und wirtschaftlicher Engherzigkeit bezieht sich die Sorgfalt von Bürgermeister und Rat nur und lediglich auf die alleinigen Interessen der eigenen Stadt ja nur der in der eigenen Stadt herrschenden Geschlechter. Die anderen Städte aber zu schädigen und zu kranken, gilt für kluge Politik, und den gemeinen Mann zu knechten und zu drucken, versteht sich für den ehrenfesten Bürger gerade so gut, wie der Schloßgesessene es unternimmt, den Bauern zum Hörigen herabzudrücken. Gewiß begeht andererseits der Adel durch Raub und Mord, durch Plünderung und Brandstiftung Übel der allerschlimmsten Art, aber unter ihm ragen Gestalten hervor, die wie Hüner von Konigsmark, wie Lippold von Bredow, wie Kaspar Gans zu Putlitz, wie Wedego von Wedel und Balthasar von Schlieben, wie selbst, gelegentlich und in gewissem Sinne, die Quitzow in diesen Zeiten des Verfalls Proben von ritterlicher Tapferkeit, von politischer Umsicht, staatsmännischer Tüchtigkeit und vaterlandischer Gesinnung geben, die wahrhaft rühmenswert sind. Und gerade diese Brüder Dietrich und Johann von Quitzow sind es, die, wie sie aus den Verhältnissen ihrer Zeit erwachsen sind, wiederum diese in so hohem Maße charakterisieren, daß man sie nicht nach dem unbedeutenden Landesherrn, sondern nach ihnen wohl zu nennen befugt ist.

Einer der Familien des niederen Adels der Priegnitz entsprossen, verstanden es beide Brüder, den überkommenen, schon nicht unerheblichen, Grundbesitz so außerordentlich zu erweitern, daß er sich schließlich fast über alle Teile der Mark ausdehnte. Nur schreckten sie in diesem Bestreben so wenig vor den verwerflichsten Mitteln zurück, daß diese fast als die einzigen erscheinen. Von ihren zahlreichen Schlossern und Burgen mit ihrer Mannschaft herabziehen, dem reisenden Kaufmann den Hinterhalt legen, ihn seiner Ware berauben, ihn selbst und seine Leute gefangen nehmen, auf die Burg schleppen, für die Gefangenen ein hohes Lösegeld erpressen, oder Dörfer, selbst Städte „auspochen", den Bauern die Herden forttreiben, die Hütten und Häuser in Brand stecken, die Saat- und Getreidefelder niederreiten: das schienen ihnen würdige Mittel, um reichen Geldgewinn zu erzielen, mit diesem wieder von dem stets geldbedürftigen Landesfürsten Schlösser, Güter und Rechte zu erwerben und Straflosigkeit ihrer Unthaten zu erlangen. In diesem System hatten die Quitzow die Meisterschaft erworben, und nicht nur Bauern und Bürger erzitterten vor ihnen, sondern auch die Nachbarfürsten mußten

die Kraft ihres Armes fühlen und wußten ihre eigenen Interessen und die ihrer Unterthanen oft nicht anders vor dem gewaltthätigen Treiben der Brüder und ihrer Genossen zu schützen, als durch formliche Bündnisse und Verträge, die sie mit ihnen abschlossen. Einen eigentlich politischen Gedanken, wie etwa die Gründung eines Fürstenthums oder etwa gar die Uebertragung der Markgrafschaft auf ihre Familie scheinen dagegen die Quitzow trotz aller Macht und Mittel nicht gehabt zu haben.

Bei den naturgemäß in dieser Zeit sehr häufigen Einfällen der Magdeburger Erzbischof von Magdeburg Fürsten in die Mark — wobei sich besonders der einmal durch empörende Grausamkeit auszeichnete — bot sich indessen auch den Quitzows öfter Gelegenheit, ihren Landesherrn gute Dienste zu leisten, und indem sie dies thaten, konnte es scheinen, als ob sie ihre außerordentliche Machtstellung auch zum Nutzen der Heimat verwerten könnten, wenn sich die Umstände so anließen. Neben dem Adel waren nämlich notwendigerweise auch die Städte zu großer Macht gelangt, und wie unter jenen die Quitzow, so ragte unter diesen Berlin-Cöln weit hervor. Die Eifersucht und



Auf der Adreßseite:

(zu Lichtenberg)

Drohbrief Dietrich von Quitzows an die Bauern zu Lichtenberg um 1400.
In Größe des Originals im Berliner Stadtarchiv.

Transskription

Wetet S[ch]ulte vn[de] bure. tu Lichtenberge wo gy van stunden nicht en komen mit Iuwen weghenen to Bottzowe vnde fueren my holt vnde bringen my teyn schock gude bremesche krossen mede vor dat gheldt dye me Iuwe hebben van den berlin. genomen hebben to kopenhek so will ick Iwe nemen alleet dat gy Iebben. Des Iuwe antwort. Screuen vnder myn Ingesegel.

Dyderick van Quittzowe.

Übersetzung

„Wisset, Schulze und Bauern zu Lichtenberg, wenn Ihr nicht sogleich mit Euren Bauern nach Botzow kommt und mir Holz und zehn Schock gute bremische Groschen mitbringt für die Abgaben, welche Eure Herren, die Rathmannen von Berlin zu Kopenhek mit genommen haben, so werde ich Euch alles nehmen, was Ihr habt. Darauf erwarte ich Eure Antwort! Geschrieben unter meinem Insiegel."

Dietrich von Quitzow.

der Neid, den beide Nachbarstädte, so gut wie etwa die Alt- und Neustadt Brandenburg, gegen einander empfanden, führte zwar auch hier nicht selten zu Kämpfen, und die Herrschsucht der vornehmen Geschlechter zeitigte eine Unzufriedenheit der unteren Klassen, die bedenkliche Gefahren in sich schloß. Aber diese Umstände hatten die vom Landesherrn selbst geforderte günstige Entwickelung zu bedeutender Macht doch nicht wesentlich beeinträchtigen können. Vielmehr erlangte Berlin-Kölln durch die ungewöhnlich günstige Lage mitten zwischen den beiden, durch Spree und Havel verbundenen, Flußsystemen der Elbe und Oder einen bedeutenden Einfluß auf den Handel, der sich über Magdeburg, Hamburg und Lübeck bis zu den Niederlanden, der sich über Oderberg bis nach Stettin, über Frankfurt bis nach Breslau und in die polnischen Länder, der endlich über Leipzig und Wittenberg bis nach Prag sich erstreckte. Den Reichtum, der sich durch diesen Zwischenhandel ansammeln mußte, hatte nun Berlin-Kölln ebenfalls zum Erwerb politischer Rechte benutzt, und mit der Zusicherung des Landesfürsten, keine Truppen in die Stadt ohne ihre Bewilligung zu legen, mit der Festsetzung der Steuerhöhe für alle Fälle der Auferlegung einer solchen, mit der Münzhoheit, mit der Übertragung der höchsten Gerichtsbarkeit und des Blutbannes an die Stadt und endlich mit dem durch den Reichtum ermöglichten Auftreten einer eigenen bewaffneten Macht war Berlin in der That über die früher erworbene kommunale Selbständigkeit weit hinausgeschritten. Die Stadt war ein auf sich selbst gestelltes, freies Gemeinwesen, war gleichsam ein Staat im Staate ganz so wie die Quitzow geworden. Die Macht Berlins war aber um so bedeutender, als die Stadt in Bündnisse trat mit einer großen Zahl anderer Städte, und als ihr Anschluß an die Hansa ihr auch deren Hilfe in gewissem Maße verbürgte. Zugleich aber hatte die Notwendigkeit, dem bürgerlichen Berufe des Handels und Gewerbes eine feste Grundlage zu geben, die Erkenntnis von der Heilsamkeit eines geschriebenen Rechtes gezeitigt, und man legte in dem heute noch vorhandenen Stadtbuch eine Reihe von Rechtsgrundsätzen und getroffenen rechtlichen Entscheidungen nieder.

Es liegt nun in der Natur der Dinge, daß zwei so gewaltige, nach der vorherrschenden Macht strebende, aber auf so verschiedenen Grundlagen beruhende Gewalten wie die der Stadt Berlin und die der Quitzow ohne eine sie zwingende, über ihnen stehende Gewalt mit einander in Kampf kommen mußten, und daß ihre Macht, statt dem Ganzen zu nützen, ihm schädlich werden mußte. Doch diese überragende Gewalt fand sich. Nur, daß es bei weitem nicht der Landesherr war, der diese beiden Mächte dem Ganzen dienstbar machte, sondern die Not, die beiden gemeinsamen Interessen, und daß diese ihre einigende Macht eben nur so lange bewährten, wie sie vorherrschten. Hier nun trat jener Zeitpunkt ein, wo die Vereinigung Berlins und der Quitzow dem Lande eine Rettung aus der trostlosen Zeit durch die Mark selbst bringen zu können schien, und es bleibt ein Verdienst Berlins, dies zuerst erkannt, die ersten Schritte zur Vollziehung der Einigung gethan zu haben.

In ihren Handelsinteressen nämlich durch die von den Pommern im Bunde mit den Quitzow erfolgte Wegnahme der Städte Straußberg und Bötzow bedroht, trug Berlin den Quitzow ein Bündnis an. Und diese, durch die von Jobst vollzogene Ernennung des Grafen Günther von Schwarzburg zum Verweser der Mark in ihrem, zwischen ihnen und dem Erzstift Magdeburg immer streitigen
140: Besitz des Schlosses Plaue ebenfalls bedroht, gingen auf das Angebot ein. In

nbefangener Anmaßung der landesherrlichen Rechte wurde Dietrich zum Feld-
errn, Johann zum Hauptmann der Mittelmark ernannt. Die meisten anderen
Städte fügten sich, und der, namentlich durch den Abt Heinrich Stich von Lehnin
eleistete Widerstand der havelländischen Städte kam um so weniger zur Geltung,
ls die Siege der Quitzow über die Pommern und die magdeburgischen Stifts-
assallen den lebhaftesten Jubel in der Mark hervorriefen, und die Gefangen-
ahme des Herzogs Johann von Stargard durch Dietrich die Gegenpartei empfind-
ich schädigte.

Nur zu bald aber zeigte sich, daß die Interessen, von ganz verschiedenen
Richtungen ausgehend und nach anderen Zielen trachtend, nur in einem Punkt
usammengetroffen waren, daß gerade das zeitweilige Zusammengehen der doch
inander widerstrebenden Mächte zum Kampfe führen, daß die Gesetzlosigkeit, der
Mangel einer, alle Parteien zwingenden landesfürstlichen Gewalt zum Bürger-
riege führen müsse. Dietrich sagte der Stadt Berlin ab, und diese versuchte es
war, den ausgebrochenen Streit durch richterliche Entscheidung zum Austrage zu
ringen, beging aber dabei den Fehler, die Natur des Streites zu verkennen.
Denn nicht um eine Rechtsfrage, sondern um eine Machtfrage handelte es sich
owohl für Dietrich von Quitzow wie für Berlin. Dietrich wollte die eroberten
Städte und Schlösser Straußberg, Bötzow, Köpenick und Saarmund für sich be-
alten, Berlin aber wäre durch diesen Besitz von allen vier Himmelsrichtungen
er umklammert, und der Stadt die Möglichkeit des freien Handels abgeschnitten,
hr die Lebensader unterbunden gewesen.

In diesem Kampf der einzelnen Teile des Landes hätte nun der Landesherr
inschreiten sollen. Aber das eben wagte dieser nicht und konnte es nicht wagen
ei dem Mangel an jeglichen Mitteln und jeglichem Ansehen. Ihm galten viel-
ehr beide Parteien nur als finanzielle Kräfte, mit keiner wünschte er es zu
erderben, und so beschränkte er denn seine Thätigkeit, wenn er überhaupt ein-
al in die Mark kam, auf die Erhebung der erreichbaren Geldsummen, für die
r unbekümmert immer weitere Schlösser und Rechte verpfändete, und auf die
rnennung von Statthaltern. Waren diese auch, wie der vortreffliche Lippold
on Bredow, wie Wilhelm von Meißen, Johann von Stargard, Günther von
chwarzburg, Suantibor von Pommern und dessen hochbedeutender Stellvertreter
aspar Gans zu Putlitz an sich durchaus nicht untüchtig, so mußten sie doch,
hne die Mittel zur Hebung des fürstlichen Ansehens, dem Emporwuchern der
evolutionären Elemente in Adel und Bürgerschaft ruhig zusehen. Und diese
ahmen so überhand, daß auch die in einzelnen Gliedern lebende Kraft und
esundheit nur dazu dienen konnte, sich gegenseitig aufzureiben und zu zerfleischen.
chon rüstete Berlin zu ernstem Streit, schon machte sich auch Herzog Suantibor
on Pommern auf das dringende Mahnen der Städte bereit, „mit Macht" gegen
ie Friedensstörer zu verfahren. Das zwar überall, aber doch ohne rechten Zu-
ammenhang bisher aufgetretene Fehdewesen und Stegreif-Rittertum mußte nun
Zusammenhang gewinnen, ein geschlossener Kampf auf der ganzen Linie zwischen
em Adel und den Städten mußte entbrennen, und bei der Energie des gegen-
eitigen Hasses war vorauszusehen, daß in diesem Kampfe auch der letzte Rest
on Wohlstand und Gesittung, den die obrigkeitslose, durch den ganzen Jammer
ener grauenhaften Krankheit, des schwarzen Todes, verderbte Zeit etwa noch gelassen,
ahin schwinden mußte.

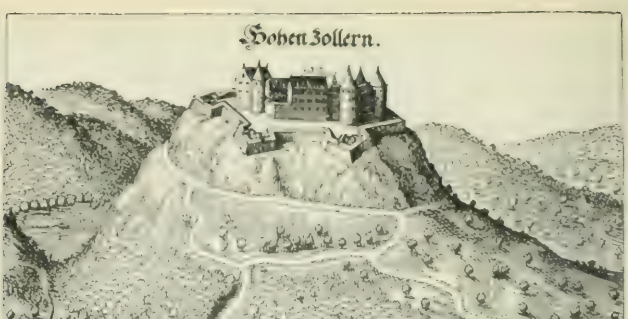
Transskription.

198 Hellewigis relicta
[illegible]
prenslaw [illegible]
LXV annis
Item Anno eo die ultima
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Laut auf seufzte da wohl die gequälte Menschenseele und suchte Trost für as irdische Elend in überirdischen Dingen. Und wenn die Kirche gegen die Valdenser trotz ihres frommen und stillen Wandels mit der Inquisition auch in er Mark einschritt, da sie abweichende Lehren verkündeten, so gab sich die noch nmittelbar und naiv empfindende Menschheit nur um so mehr dem Glauben an auberei und Wunder hin. Eine ganz ungeheure Verbreitung fand namentlich er Glaube an die Heilkraft des Wunderbluts zu Wilsnack, und gewaltige Scharen ilgerten selbst aus Böhmen und Ungarn zu dem kleinen märkischen Städtchen, m dort Vergebung der Sünden, Befreiung von allen Leiden zu erlangen. Wohl rat ein Teil der Geistlichkeit dem offenkundigen Betrug ernst entgegen, aber alle Mittel versagten, um das besondere Elend der einzelnen oder gar die schwere Krankheit, an der das märkische Staatswesen so schnell dahinsiechte, zu heilen.

Da starb zum Glück der Markgraf Jobst. Und voll banger Zweifel mochte ch der Blick der Märker weit nach Südosten, nach Ofen richten, wo Sigmund, er nun wieder der rechtmäßige Landesherr war, lebte, voll banger Zweifel nochte man überlegen, ob der, nun zu seinen Mannesjahren herangereifte Sig- und jetzt etwa im stande sein würde, ein neues Morgenrot über das Land auf- ehen zu lassen.

Ältestes Siegel der Neustadt Brandenburg.
In Größe des Originals im Stadtarchiv zu Brandenburg
S' · (igillum) BVRGENSIVM · NOVE · CIVITATIS · III · BRANDEBURCH
Nachbildung des Prager Stadtsiegels; ein Beweis für die nahen Beziehungen Brandenburgs zu Böhmen in der Zeit der Markgrafen Johanns I. und Ottos III.)



Burg Hohenzollern.

Ausschnitt aus der Ansicht von Hechingen, Kupferstich von M. Merian in »Topographia Sueviae« Frankfurt a. M. 1643.

Erstes Buch.

Der Territorialstaat. 1411—1640.

I. Der landesherrliche Territorialstaat.

1411—1535

Kurfürst Friedrich I. 1411—1440.

Die Berufung der Hohenzollern.

Von der ersten Seite einer Gesetzsammlung der Stadt Nürnberg, Mitte des 15. Jahrhunderts, im K. Kupferstichkabinett zu München.

Es war eine weit über die eigenen Grenzen hinausgreifende Aufgabe, welche Brandenburg für das Reich, für die Entwickelung und Ausbreitung des Deutschtums zu erfüllen hatte, und ihre Lösung mußte wieder auf das übrige Deutschland bestimmend einwirken. Die Mark war das Hinterland für die deutsche Herrschaft auf der Ostsee, wie für die Staaten, die sich an den Küsten von der Trave bis zur Memel gebildet hatten. Und nur insoweit, als sie diesen Ländern einen festen Rückhalt und kräftigen Schutz gab, konnten diese ihre Macht gegen auswärtige Feinde behaupten. Mit der völligen Vernichtung der landesherrlichen Gewalt, jeder

staatlichen Ordnung war aber für die Mark naturgemäß die Lösung einer solchen, weite Gebiete des Auslandes umfassenden Aufgabe unmöglich gemacht, und es war vorauszusehen, daß Brandenburg sowohl wie jene Länder dem Reiche demnächst verloren gehen würden. Das aber wäre, zumal bei der unendlich tief greifenden Bedeutung, die die Mark für den gesamten Handel und Verkehr im Reiche gewonnen hatte, nicht nur eine politische Macht-Einbuße des deutschen Volkes, sondern ein außerordentlich schwerer wirtschaftlicher Schaden für das Reich gewesen.

Eine Zeit hindurch hatte es allerdings so scheinen können, als ob die Hansa mächtig genug sich entfalten werde, um den Schutz des Deutschtums zu übernehmen. Aber auch sie, einst die Königin des Meeres, hatte durch Streitigkeiten innerhalb des Bundes, sowie im Innern der einzelnen Städte so sehr an Macht verloren, daß sie der gewaltig vordrängenden, seit der Kolmarer Union geeinten skandinavischen Welt bei weitem nicht mehr zu widerstehen vermochte. Nicht einmal das unselige Fehdewesen, das sich vom Lande auch auf das Meer verpflanzt hatte, konnte sie beseitigen; vielmehr machte die Seeräuberei den sogenannten Vitalienbrüder jeden geordneten Handelsverkehr zur See unmöglich. Eine Hoffnung hatten nun freilich gerade noch die Hansastädte; Rettung, so hofften sie, würde ihnen entstehen in jener staunenswürdigen Gründung der deutschen Ordensritter im Preußenlande. Denn in gewaltigen Kämpfen hatten die Ritter des deutschen Ordens, seit sie unter Hermann von Salza im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts nach Preußen gekommen waren, hier einen deutschen Staat geschaffen, der in seiner Verfassung zwar wesentlich auf den Statuten des ritterlich-geistlichen Ordens aufgebaut war, der aber in der Verbreitung des deutschen Wesens zugleich dem deutschen Handel das ganze Gebiet der Weichsel und die Ostküste der Baltischen See erschlossen hatte. Doch auch diese Hoffnung hatte sich als eitel schon erwiesen. Denn wie dort die Skandinavier, so hatten sich hier die Slaven wieder zu einem entschiedenen Vorgehen gegen die Deutschen erhoben, und seit der Vereinigung von Polen und Littauen bedrängten sie den Orden aufs lebhafteste, ja brachten ihm in der Schlacht von Tannenberg die folgenschwerste 1410
und erschütterndste Niederlage bei. Und als nun die Skandinavier den Slaven die Hand reichten, sich mit ihnen verbündeten, da konnte man nicht zweifeln, daß dem vereinten Vorgehen das ganze Norddeutschland zum Opfer fallen werde, wenn nicht die Mark einen kräftigen Widerstand entgegensetzen konnte. So trat die Bedeutung Brandenburgs für das Reich als dessen Mark wieder einmal grell hervor; man mußte erkennen, daß die Wiederherstellung friedlicher, geordneter Verkehrsverhältnisse, die Neubegründung eines festgefügten Staatswesens, einer machtvollen landesherrlichen Gewalt nicht nur für das Land selbst, sondern für die deutsche Herrschaft auf dem Meere, für den Ordensstaat, ebenso aber auch für das Reich, für die politische Machtstellung wie für das wirtschaftliche Gedeihen der Nation dringendste Notwendigkeit sei.

Man wird nicht zweifeln können, daß König Sigmund diese Bedeutung Brandenburgs sehr wohl erkannte. Denn die Unterbrechung des Handels, welche die heillosen Zustände daselbst verschuldeten, machte auch in Ungarn, sowie in Böhmen, Mähren und Schlesien, welche Länder dereinst noch Sigmund zufallen sollten, sich lebhaft fühlbar. Das Vordringen der Polen aber gefährdete den König außerordentlich, und überdies schloß Polen ein Bündnis mit der Republik

Venedig, umklammerte so gewissermaßen die Stellung Sigmunds in Ungarn, und das nichtsnutzige Regiment seines Bruders, des Königs Wenzel hatte die luxemburgische Herrschaft in Böhmen selbst gelockert.

Mit der Wahl König Sigmunds zum römischen König mußten aber auch jene Gründe für die Bedeutung der Mark noch lebhafter auf ihn einwirken. Dazu kamen nun aber noch welthistorische Gesichtspunkte, die gerade für Sigmund schwer ins Gewicht fielen. Es war jene Zeit der entsetzlichen Kirchenspaltung und der nicht minder schlimmen Spaltung des Reichs, da drei Päpste und drei Kaiser die auf das ärgste verwilderten Gemüter noch mehr verwirrten, da sittliche Würde und Frommigkeit, da Zucht und Sitte so völlig erstorben schienen, daß der Ruf nach Reformen, nach einem allgemeinen Konzil, das die Besserung aller geistlichen und weltlichen Verhältnisse in die Hand nehmen sollte, immer lauter und lauter ertönte, und bei den Besten der Zeit, bei Fürsten und Geistlichen, bei Adel und Bürgerschaft den lautesten Wiederhall fand. Kein Zweifel, diesem mit urwüchsiger Kraft auftretenden Verlangen mußte Genüge geleistet werden. Das aber fühlte man deutlich heraus, daß die deutsche Reichsgewalt die einzige auf Erden war, die so viel Macht, so viel Autorität entfalten konnte, um den Widerspruch einzelner Fürsten, die in dem allgemeinen Chaos ihren Vorteil sahen, niederzuschlagen, um vor allen den Widerstand der Kurie zu brechen. „So lange", meinte man, „es keinen gerechten, strengen, allgemeinen römischen Kaiser oder König giebt, wird das Schisma nicht bloß dauern, sondern man muß besorgen, daß es immer ärger wird."

Freilich war dies eine ungeheuer schwierige Aufgabe, und ihre Lösung von der dauernden Unterstützung der Kurfürsten abhängig. Um so weniger aber war auf sie zu rechnen, so lange der Kurhut Böhmens auf dem trägen Haupte des unberechenbaren Wenzel saß, so lange Kursachsen in Freundschaft mit Wenzel verbunden war, so lange die Kurstimme Brandenburgs nicht durch einen kräftigen Arm den erforderlichen Nachdruck erhielt. Sigmund selbst aber, dem ohnehin die Erhaltung der Siebenzahl der Kurfürsten von Bedeutung war, konnte ohne Zweifel der brandenburgischen Stimme diesen Nachdruck nicht geben, wenn anders er den hohen Pflichten, die besonders in jener Zeit der königliche Beruf seinem Träger auferlegte, gerecht werden und zugleich seinen weitgehenden luxemburgischen Plänen nachgehen wollte. Denn in der Mark mußte, so viel war klar, ein Fürst an die Spitze gestellt werden, der Herr im eigenen Lande zu werden, und der zugleich, worauf es Sigmund wesentlich ankam, zu seinen Gunsten durch das Gewicht einer überragenden Persönlichkeit durchgreifenden Einfluß im Kurkollegium zu üben verstand. Hier mußte ein Fürst an die Spitze gestellt werden, der die auseinander strebenden Gewalten im Innern des Landes niederzubeugen, sie dem Ganzen dienstbar zu machen wußte, der den Frieden im Innern der Mark neu herstellte, sie wieder zu einem Schutzwall für Deutschland gegen Norden und Osten, zu einer Vormauer für alle, auf Wiederbelebung und Entfaltung deutschen Geistes und deutscher Arbeit, gerichteten Bestrebungen machte. Das war die Forderung, die das Gedeihen der Mark selbst an einen neuen Landesherrn stellte, aber es war eine Forderung, deren Erfüllung andererseits wieder auf das gesamte staatliche und wirtschaftliche Leben des deutschen Volkes befruchtend einwirken mußte.

1411 So ergab sich denn für Sigmund, als märkische Abgeordnete unter Führung des Kaspar Gans zu Putlitz zu ihm nach Ofen kamen, „der Lande Mißstand und Notdurft" zu klagen, „mit demütigen Bitten ihn baten, persönlich in die Mark

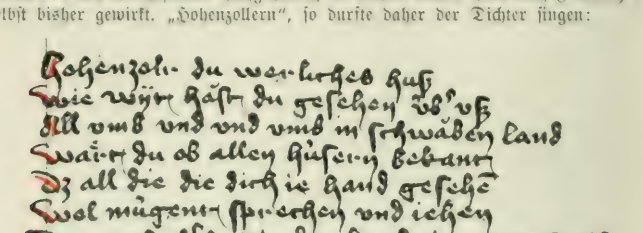
zu kommen und Rat zu finden, daß solche Unsteuer, Krieg und Schaden hingelegt und niedergehalten werden möge", die zwingende politische Notwendigkeit, auf diese Klagen einzugehen. Unzweifelhaft erkannte er, daß die Erhaltung und Befestigung seiner eigenen Macht als deutscher wie als ungarischer König fordere, dies Land dahinzugeben. Denn, und darin wird das Hauptmotiv Sigmunds für diese Schwächung seines Hauses gelegen haben, nach all den Leiden, die über die Mark ergangen waren, brachte sie keinen finanziellen Ertrag, sondern forderte finanzielle Opfer.

Wenn er aber Umschau hielt unter den Fürsten, die in Betracht kommen konnten, so mußte sein Blick haften bleiben am Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern, seinem „heimlichen Rat". Schon in frühen Jahren hatte ihn Friedrich auf seinem Türkenzuge begleitet, 1396
Not und Gefahr mit ihm geteilt, hatte dann in den folgenden Zeiten den Landfrieden in Franken kräftig aufrecht erhalten, König Ruprechts Regierung zu stützen versucht und hielt sich nun wieder auf Sigmunds Wunsch und vielleicht zur Vermeidung einer kostspieligen Hofhaltung wieder bei Sigmund auf. Hier entfaltete er, wie es heißt, zum Nutzen der ungarischen Krone eine vielfältig ruhmvolle und verdienstliche Thätigkeit. Vor allem aber schuldete Sigmund ihm Dank für das große Geschick und den steten Eifer, mit welchem Friedrich trotz aller Wirrnisse gerade jetzt seine Wahl zum römischen König betrieben hatte. Für 1410
Sigmund und seine Stellung im Reich war daher die Aufnahme dieses durch hohe 1411
staatsmännische Begabung, durch kriegerisches Geschick, durch einen friedliebenden und doch energischen Charakter ausgezeichneten Fürsten in das Kurkolleg von wesentlicher Bedeutung. Hinzu kam aber die hervorragende Bedeutung, welche Friedrichs Haus, welche die Hohenzollern sich seit ihrem ersten Auftreten in der Geschichte im Dienste für Kaiser und Reich errungen hatten.

Das Haus der Hohenzollern entstammte, wie man wahrscheinlich zu machen gesucht hat, dem Stamme der alten alamanischen Herzoge der Burkardinger. Nach dem Stammsitz, der Burg Zollern werden zuerst Wezel und Burkard als »de Zolre« 1061 genannt, doch ist diese Familie am Ende des Jahrhunderts 1061
schon so bedeutend, daß Adalbert von Zollern als der Hauptstifter des Klosters Alpirsbach im Schwarzwald bezeichnet wird. Der fromme Sinn, der sich in dieser Stiftung zeigt, war indessen damals der allgemein herrschende, die Hohenzollern aber haben sich durch hervorragende Eigenschaften schon frühzeitig einen besonderen Namen unter ihren Genossen verschafft: durch große Wirtschaftlichkeit, durch regen, auf Zusammenhalt der Güter gerichteten Familiensinn und vornehmlich durch treuesten Anschluß an die Reichsgewalt und strenge Pflichttreue in der Ausübung ihres fürstlichen Amtes. Denn das Wesentliche der Burggrafschaft von Nürnberg war das mit ihr verbundene kaiserliche Landgericht. Die Burggrafen hatten „ohne Mittel an eines römischen Kaisers oder Königs Statt zu richten", und dieses Gericht erstreckte sich über Sachsen, Franken, Schwaben und die Rheinlande d. h. fast das gesamte Reich. Dies fürstliche Amt als solches bot seinen Trägern keine Gelegenheit zu der sonst in Deutschland üblichen Ausbildung eines in sich abgeschlossenen fürstlichen Territoriums, wohl aber eine so lebendige Beziehung zum Reich, daß die Burggrafen wie naturgemäß in der Stärkung des Reichs zugleich die Hebung ihres eigenen Ansehens sahen und in der von anderen deutschen Fürsten erstrebten Schwächung der Reichsgewalt zugleich die Verminderung der Bedeutung ihres Landgerichts erkennen mußten. Zwischen dem Amt der Burg-

grafen von Nürnberg und dem Reich waltete daher sozusagen eine beständige Wechselwirkung, und im Sinne der Reichstreue und Reichspflicht hatten auch die Hohenzollern den Hohenstaufen gedient, hatte Friedrich III. die Wahl Rudolfs von Habsburg betrieben, hatte Friedrich IV. dem König Ludwig von Bayern in der Schlacht bei Mühldorf den Thron gerettet, hatte Friedrich V. zur Zeit Karls IV. das Reichspanier hochgehalten, in diesem Sinne hatte auch Friedrich VI. selbst bisher gewirkt. „Hohenzollern", so durfte daher der Dichter singen:

Hohenzolr du werliches huß
Wie wyt hast du gesehen vbs vß
All vmb vnd vnd vmb in schwaben land
Wart du ob allen husern bekant
Dz all die die dich ie hand gesehē
Wol mugent sprechen vnd iehen
Dz werlichs hus in dem land nit gewesen ist
Den du biß her gewesen bist



Übertragung.

Hohenzollern Du wehrhaft Haus
Wie weit hast Du geschauet hinaus?
All überall im Schwabenland
Warst Du vor allen Häusern bekannt
Daß alle die Dich je gesehn
Wohl mögen sprechen und gestehn
Ein wehrhafter Haus im Land nicht gewesen ist
Als Du bisher gewesen bist

Faksimile (Originalgr.) aus „Ein Lied von grave Friederich von Zolre" von Konrad Silberdraht (1416).

Papierhandschrift d. 15. Jahrh. in der Fürstl. Fürstenbergischen Bibliothek in Donaueschingen. S. 13.

Diese Treue der Familie der Hohenzollern für das Reich gab daher die Hoffnung, daß auch Friedrichs Nachkommen, wie dieser selbst in der Kurwürde nur neuen Anlaß finden würden, die Reichsgewalt zu stärken und zu festigen. Hinzu kam, daß die Lage der Besitzungen des Burggrafen im Herzen Deutschlands auf die Wechselwirkung des Reichs und seiner nördlichen Mark einen günstigen Einfluß ausüben konnte, und hinzukam endlich, daß sich hier dem Könige eine Gelegenheit bot, seiner Dankbarkeit für die großen Dienste des Burggrafen einen würdigen Ausdruck zu geben.

Unter solchen Verhältnissen fand sich, auch wenn uns die Motive Sigmunds nicht ausdrücklich überliefert sind, ungesucht die Antwort auf die Klagen der märkischen Abgeordneten. Selbst könne er wegen der Geschäfte der Reichsregierung, der Herstellung der Eintracht in der Kirche nicht in die Mark kommen; statt seiner aber wolle er ihnen den Burggrafen Friedrich senden, der werde all ihrem Elende ein Ende zu machen wissen. Freudig leisteten die Abgeordneten diesem die Huldigung und schwuren ihm Treue und Gehorsam. Nur die Rücksicht auf das Erbrecht seines Bruders Wenzel, dem gerade der Burggraf als Beförderer der Königswahl Sigmunds nicht die willkommenste Persönlichkeit sein konnte, nötigte Sigmund, nicht sofort mit seinem Plane, der Erhebung Friedrichs

Kloster Alpirsbach im Schwarzwald.

Von Adalbert von Zollern nebst einigen andren Edlen 1094 gestiftet.

ach der Lithographie eines unbekannten Künstlers in v. Stillfrieds „Alterth. u. Kunstdenkm. d. H. Hohenzollern". Stuttgart 1858.

um Kurfürsten hervorzutreten. In der Urkunde vom 8. Juli 1411 ernannte er 1411
en Burggrafen Friedrich daher nur zum „obersten Verweser und Hauptmann
er Mark", aber mit der Befugnis, von dem Kurrecht bei der Wahl eines
römischen Königs abgesehen, alle landesherrlichen Rechte nach eigenem Ermessen
uszuüben und vor allem mit dem Rechte der Vererbung dieser obersten Hauptmann-
chaft auf seine Nachkommen. Der Burggraf erhielt die oberste Gewalt in Finanz-,
ehens-, Gerichts- und Militärsachen, kurz „volle und ganze Macht im all-
emeinen und besonderen, alles zu thun, zu schaffen, zu halten, zu setzen, zu
rdinieren, was wir oder ein jeglicher wahrer Markgraf zu Brandenburg zu thun
ätten; denn unsre wohlerwogene Absicht ist, nichts auszunehmen, dessen wir nicht
em Burggrafen volle Gewalt geben, allein ausgeschlossen die Kur eines römischen
önigs und was dahin gehört, das uns vorbehalten bleibt". Und unzweideutig
rgiebt sich als der wichtigste Zweck dieser Maßregel, „dieselbe unsre Mark und
ie dazu gehörenden Länder und Leute aus solchem kriegerischen und verderblichen
Vesen, worin sie lange Zeit, was wir beklagen, sich befunden haben, desto besser
u bringen, und das Fürstentum der Marken in ein ordentlich Wesen und gute
Saße desto geruhlicher zu bringen".

Nur Eins mußte Sigmund wenigstens formell noch mit Rücksicht auf seinen
Bruder König Wenzel vorbehalten: die Möglichkeit des Widerrufs dieser Über-
ragung. Da aber jede thatkräftige Regierung in den Marken mit der Einlösung
er verpfändeten landesherrlichen Güter und Rechte — wohl neun Zehntel aller

Stadt und Burg Nürnberg.

Aus Conrad Celtis „Quatuor libri amorum." Nürnberg 1502. Drucker unbekannt.

landesherrlichen Einkünfte waren damals verpfändet oder verkauft — beginnen, also sehr erhebliche Aufwendungen machen mußte, so verstand es sich von selbst, daß der Widerruf geknüpft wurde an einen wenigstens teilweisen Ersatz der gemachten Geldaufwendungen. Eine Pauschalsumme, die man erst auf 100,000, später, als es durch Vermählung einer sächsischen Prinzessin mit dem ältesten Sohne des Burggrafen gelungen war, Kursachsen auf Sigmunds Seite zu ziehen, auf 150,000 Gulden festsetzte, wurde dem Burggrafen für den Fall der Rückforderung zugesichert. Sigmund schob dadurch etwaigen Gelüsten Wenzels, die Mark zurückzubegehren, einen festen Riegel vor, dachte aber weder, was man früher behauptete, an einen Verkauf, noch was selbst jetzt zuweilen behauptet wird, an eine Verpfändung der Mark. Beide setzen die Hingabe einer Geldsumme an den Besitzer voraus, eine solche ist aber vom Burggrafen nicht geleistet worden. Erst in dem Augenblick, da etwa ein Widerruf erfolgte, wäre die Mark für die inzwischen auf sie verwendeten Kosten Gegenstand eines Pfandobjekts geworden, die Urkunde aber spricht weder von Verkauf noch von Verpfändung, sondern von dem erblichen Auftrage eines Amtes, dessen volle Ausübung nur durch besondere Umstände noch hinausgeschoben wurde. Diese erbliche Übertragung der Hauptmannschaft an die Hohenzollern ist daher sachlich nichts andres, als die durch König Sigmund kraft königlichen Rechts erfolgte Ausleihung eines Kurlandes, auf das der Landesherr, Markgraf Sigmund Verzicht geleistet hat; nur daß der König Sigmund aus Rücksicht für die Verwandten des Markgrafen Sigmund die Ausübung des Kurrechts noch vorbehält, die feierlichen Belehnungsformen zunächst noch hinausschiebt.

Die Besitznahme der Mark durch die Hohenzollern.

Deutsche Arbeit (um 1400). Ein alter Abt unterweist junge Geistliche in der Furcht Gottes. In Berliner Privatbesitz.

einahe ein volles Jahr nach der Berufung Friedrichs sollte noch vergehen, ehe der erste Fürst aus dem Hause der Hohenzollern die Mark betrat. Am 21. oder 22. Juni 1412 ritt Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg, gefolgt von den Herzogen Rudolf und Albrecht von Sachsen, dem Grafen von Schwarzburg und einer Anzahl fränkischer Ritter, unter denen der Graf von Hohenlohe hervorragte, in die Stadt Brandenburg ein.

Noch vor der Ernennung hatte zwar König Sigmund den Edlen Wend von Ileburg in die Marken gesandt, und Friedrich hatte diese Sendung Wends als seines Unterhauptmannes noch zweimal wiederholt, damit er die Huldigung für ihn einnehme und die Einlösung der verpfändeten Güter und Rechte beginne. Aber so scharf und bestimmt Sigmunds und Friedrichs Geleitsbriefe Gehorsam verlangten, so wenig konnte der Unterhauptmann ohne kriegerische Unterstützung, wie er war, solchen erzwingen. Man lachte vielmehr aller Befehle und verweigerte jede Herausgabe der Pfänder. „Gulde it Hant oder Fut, wy hebben die Schlote in vnser Hut, hy schal vns nicht verjagen." Man verhöhnte den Burggrafen als „Tand von Nürnberg", und meinte, Kaspar Gans sei Markgraf genug, oder man hielt sich wohl noch an Herzog Suantibor von Pommern als den rechten, von Markgraf Jobst eingesetzten Landeshauptmann.

Es war in der That die höchste Zeit, daß der neue Landesherr sich frei machte von den Geschäften des Königs und selbst in den Marken erschien. Denn ohne die persönliche Anwesenheit des Landesherrn mußte in der That die Meinung entstehen, daß seine Ernennung eine so folgenlose sein werde wie die Jobstens und seiner Statthalter gewesen war. Und dem Burggrafen huldigen, ihm, der als erste Forderung die Einlösung der landesherrlichen Schlösser und Rechte

stellte — was hieß es anders, als den eigenen Reichtum, die eigene Macht, das so trefflich begründete eigene Ansehen untergraben? Generationen hindurch war man aufgewachsen, ohne eine Obrigkeit zu fühlen, und sicher hatte man sich nur nach Maßgabe der eigenen Kräfte gefühlt. Sollte die Idee der Obrigkeit von neuem in den Vorstellungen der Menschen Platz greifen, so mußte diese erst wieder ihren Beruf erfüllen, erst ein Verständnis für diesen Beruf, das Gefühl staatlicher Zusammengehörigkeit in der Brust des Menschen wieder erwecken.

Burggraf Friedrich nun besaß den politischen Scharfblick und den staatsmännischen Takt für die Bedingungen, unter denen in der Mark ein Staat geschaffen werden konnte, und wenn die Herstellung des Friedens der Zweck bei der Übergabe der Mark an ihn war so ergab sich ihm, daß auch die Mittel friedliche sein müßten. Ein nur thatkräftiger aber der staatsbildenden Begabung entbehrender Fürst hätte wohl meinen können, in einem entschlossenen kriegerischen Vorgehen gegen die Feinde der Mark im Innern und nach Außen das geeignete Mittel zu finden, und die Anschauung der Zeit, die Sehnsucht aller Gedrückten nach Frieden, Recht und Ordnung hätte ihm Beifall zugejubelt. Aber selbst wenn es gelungen wäre, die zu einem solchen Kriege notwendigen Geldmittel zu erlangen, so wäre ein kriegerisches Vorgehen sozusagen nur die negative Lösung der Aufgabe gewesen. Es wäre die Behandlung eines feindlichen Landes gewesen, daß man auf solche Weise zu einem bestimmten Friedensschluß nötigen wollte, es wäre aber nicht die Behandlung eines Landes gewesen, dessen man selbst Herr und Landesfürst sein wollte. Es hätte die Vernichtung der eigensten Kraft des Landes, nicht aber seine Erhaltung und Stärkung bedeutet; nicht Treue und Anschluß der Unterthanen an den neuen Herrn, sondern Haß und Widerwillen, Gewalt und Widerstand gegen ihn hätte es erzeugt. Burggraf Friedrich hatte einen anderen Mörtel zur Hand, mit dem er Stein auf Stein fügte zum festen Unterbau des Staates. Mit außerordentlicher Energie empfand er das Amt, das ihm der König in diesem Fürstentum gegeben. Als „Gottes schlichten Amtmann im Fürstentum" fühlte er sich Gott und dem Könige für das Land verantwortlich, und je lebhafter er sein Handeln von diesem Pflichtgefühl abhängig machte, um so mehr mußte das Land den Segen seiner Herrschaft erkennen; je mehr Treue er dem Lande erwies, um so mehr mußte er auf die Treue des Landes rechnen können.

Mit großer Schonung übersah Friedrich daher den seinem Unterhauptmann entgegengesetzten Ungehorsam völlig, berief vielmehr, sich selbst streng an die deutsche Gesetzesanschauung haltend, die Stände zum 10. Juli nach Brandenburg, ihm die Huldigung zu leisten, und begab sich inzwischen nach der bedeutendsten Stadt des Landes, Berlin-Kölln, deren Beispiel vermutlich für die übrigen Städte des Landes bestimmend sein würde, und die zu gewinnen daher von besonderer Wichtigkeit war. Zwistigkeiten, die innerhalb der Bürgerschaft selbst bestanden zu haben scheinen, sicherten ihm von vornherein eine Partei; auch mußte ja die Herstellung des Friedens vorwiegend den Städten von Nutzen sein, und diese konnten überdies hoffen, durch den Anschluß an den neuen Landesherrn eine Stütze in ihrem Kampfe gegen den Adel zu gewinnen. Und indem Friedrich die für Berlin brennende Frage, nämlich die Einlösung Köpenicks vorerst nicht berührte, auch das dem Landesherrn von der Stadt verweigerte sogenannte Öffnungsrecht noch unentschieden ließ, dagegen die Privilegien der Stadt im all-

gemeinen bestätigte, erreichte er wenigstens soviel, daß die Bürgerschaft Berlins
m 7. Juli 1412 ihm die Huldigung leistete. Das war das erste Gelübde der 1412
Treue und des Gehorsams, das den Hohenzollern in der Mark geleistet wurde.
Spandau und Nauen, die Friedrich auf der Rückkehr nach Brandenburg berührte,
olgten am 8. und 9. Juli dem von Berlin gegebenen Beispiel.

Aber in Brandenburg, wo Friedrich am festgesetzten Tage wieder eintraf,
and er nur einen kleinen Teil der Stände, die Ritter der Lande Teltow, Lebus
nd Sternberg, sowie die Städte der Mittelmark und von Sternberg und die
eiden Bischöfe von Brandenburg und Lebus anwesend und bereit, ihm zu huldigen.
uch Kaspar Gans war als Vertreter der Altmark und Priegnitz zwar er-
chienen, aber nicht, um, wie man von ihm, der mündlich die Befehle Sigmunds in
ofen entgegengenommen hatte, erwarten mußte, die Huldigung zu leisten, sondern
m sich Abschrift der königlichen Urkunde auszubitten. Denn er müsse diese erst
en Ständen der Altmark und Priegnitz zur Prüfung vorlegen. So überrascht
Burggraf Friedrich von diesem Verhalten gewesen sein mag, so erfüllte er doch
as Begehren, meldete es aber gleichzeitig an Sigmund, der dann seinerseits
n einem sehr entschiedenen Schreiben die von den Ständen der Altmark und
Priegnitz ihm vorgelegten Fragen zurückwies und ihnen die sofortige Anerkennung
es Burggrafen befahl. Trotzdem verweigerten sie diese auch jetzt noch, und
ebhafter noch war die Widersetzlichkeit der Ritter im Havellande, die schon ihre
Burgen neu verschanzten, sie mit „Büchsen“ versahen, um auch im Kampfe dem
Burggrafen begegnen zu können. „Und wenn es ein ganzes Jahr Burggrafen
om Himmel regnete“, so äußerte damals Johann von Quitzow, „so würde er
ein Schloß herausgeben“.

Inzwischen aber hatte Burggraf Friedrich die ganze Mittelmark bis nach
Frankfurt durchreist und in den Städten, da er entgegen der hergebrachten
Sitte unentgeltlich ihre Privilegien bestätigte, sowie bei der Geistlichkeit An-
rkennung gefunden. Ebenso leisteten auch von den Schloßgesessenen immer etliche,
o die von Uchtenhagen, von Buch, von Gröben, von Schlabberndorf die Huldigung,
nd am 14. September ritten sogar in Berlin, wo Friedrich sich damals auf-
ielt, viele Ritter des Havellandes, so die von Knoblauch, Retzow, Bardeleben,
lrnim, Döberitz, Ribbeck, Lindow ein, schwuren den Huldigungseid und empfingen
afür die Bestätigung ihrer Lehensbesitzungen. Ein wesentliches Verdienst um
iese Sinnesänderung des havelländischen Adels hatte sich der Abt Heinrich Stich
on Lehnin erworben. Das meiste aber that dazu Friedrichs eigenes Verhalten,
eine imponierende Persönlichkeit, seine Anerkennung aller rechtlichen Ansprüche,
ein gütliches Verhandeln über die einzelnen Ansprüche an die verpfändeten
Schlösser und Güter. „Sachtmodige vnd lymplike“, durch „sanftmütige und glimpf-
liche Teidigung“ suchte der Burggraf den erneuten Befehl Sigmunds, „Friede und
Ruhe wiederzubringen, Land und Leute desto besser zu schirmen, und die Straßen
m Frieden zu halten“, in Ausführung zu bringen. Und, bezeichnend genug,
enigstens soviel erreichte er, daß die widerspenstigen Vassallen nicht wie gegen
rühere Landeshauptleute offenen Krieg zu beginnen wagten, sondern trotz ihrer
nter einander eingegangenen Verpflichtung, gemeinsam wider den Burggrafen zu
tehen, mit passivem Widerstande sich begnügten.

Dieser aber war für den Burggrafen um so weniger nachteilig, als es ihm
elang, mit den meisten Nachbarfürsten in ein gutes Einvernehmen zu kommen.

Wenn die Erstarkung der Mark den Hoffnungen Pommerns auf die Uckermark, Mecklenburgs auf die Prignitz, Magdeburgs und Braunschweigs auf die Altmark, Anhalts auf die Mittelmark, sogar auf die Kurwürde, anderer Länder auf diese oder jenen Teil der Mark ein Ende zu machen schien, so ist es geradezu erstaunlich, daß es den Verhandlungen Friedrichs glückte, mit den meisten Nachbarländern — wie Magdeburg, Braunschweig, Anhalt, Pommern-Wolgast, Werle, den beiden Mecklenburg, Krossen und Glogau — Bündnisse abzuschließen, oder doch in so nahe Beziehungen, wie mit Sachsen und dem deutschen Orden zu treten, daß er ihres Beistandes gewiß sein konnte. Ebenso erstaunlich ist es, daß der einzige Angriff, den von außen her jetzt der Burggraf durch die Stettiner Herzoge Otto und Kasimir zu erleiden hatte, zwar zu einem mehrtägigen Gefecht auf dem Kremmer Damm (24. Oktober und folgende Tage) führte, in dem so manche seiner Getreuen aus Franken, wie der Graf von Hohenlohe, dahinsanken, der aber doch durchgefochten wurde, ohne daß einer der Nachbarfürsten die widerspenstigen Städte oder der eingesessene Adel den Herzogen die gewünschte Hilfe geliehen hatte. Und wenn auch ein Teil der Edelleute ohne Rücksicht auf ein Abkommen Friedrichs mit dem Magdeburger Erzbischof die Zeit dieses Kampfes mit Pommern zu einem umfassenden Einfall in magdeburgische Orte benutzte, so war doch Friedrichs Stellung eine so befestigte geworden, daß nunmehr sich die Städte der Altmark und Prignitz ihm unterwarfen.

Um aber alle Mittel des Friedens zu erschöpfen, hatte Friedrich gegen die Widerspenstigen schon Klage bei König Sigmund erhoben, und da der Prozeß, den der König nun einleitete, ohne Zweifel mit dem Verlust der Lehensbesitzungen für die Verklagten enden mußte, so schien ihnen in der That allein die bedingungslose Unterwerfung unter den Burggrafen übrig zu bleiben. Gleichwohl verstand man sich auch jetzt noch nur zu Verhandlungen, Friedrich aber ging darauf ein, gestand — wie von Anfang an — zu, daß die Einlösung der Pfänder lediglich gegen die Rückgabe der Pfandsumme erfolgen sollte, forderte dagegen die sofortige Einlösung von Tangermünde, das Kaspar Gans und von Straußberg und Saarmund, das die Quitzow in Händen hatten. Die Wahl aber gerade dieser Orte ist für Friedrichs Politik insofern eine höchst bezeichnende, als dieselben für den freien Verkehr des Handels in der Mark, besonders der Stadt Berlin von hervorragender Bedeutung waren. Auf Grund dieser Verhandlungen er-
1413 folgte nun endlich die Unterwerfung des gesamten Adels, im April 1413 leistete er, die Quitzow mit eingeschlossen, die Huldigung und den Eid der Treue.

Nur wie weit war man doch noch davon entfernt, in dieser Huldigung zugleich die Verpflichtung zum Gehorsam gegen den Landesherrn und dessen Gebote zu erkennen! Mit nichten glaubte man insbesondere durch die Anerkennung des Landesherrn etwa die hergebrachte Sitte des Fehdewesens abgeschworen zu haben. Als Schwäche vielmehr deutete man, was vorsichtige Maßregel war, den Frieden zu erhalten, und die Zeitgenossen meinten, „sie huldeten und schwuren betrüglich". Zwar einem Gebot Friedrichs zu einem notwendig gewordenen Zuge nach Trebbin leistete der havelländische Adel, auch beide Brüder Quitzow Folge. Aber vom Lager des Burggrafen zogen sie fort ins Magdeburgische, plünderten ein Dorf des Klosters Zinna und entzogen sich nicht nur der Rechenschaft, die Friedrich forderte, sondern nunmehr schlossen sich ganze Scharen des Adels aus den verschiedensten Teilen der Mark unter der Führung von Kaspar Gans zusammen,

Erläuterungsblatt

zu dem

Klagebrief Dietrich von Quitzows

an die Stadt Brandenburg sowie an sämtliche Städte und Gemeinden der Neuen Mark wider den Burggrafen Friedrich von Nürnberg wegen des von diesem ihm angeblich zugefügten Unrechtes.

Aus dem Jahre 1414.

Transskription und Übersetzung des nebenstehenden Briefes von Dietrich von Quitzow.

Weten Ratmanne thu brandeborch vnde alre stede meynlyken vn der ganczen nygen marke vnde alden werken vnde meynheden dat sulwens ik [illegible] over[1] den borchgrewen dat dy stylle-swygende is gebeten vor myne slote vnde helt my dy dar gewunnen Sendis ik myns heren des koninges man was vnde syne bode nye vor seyten hadde vnde zo ik vor der teyt bydeme borchgrewen was thu[2] ezerwest dar hy my sekken lyt . . . . . .[3]) hy wolde my eyn dach ledken in der marke vor myns heren hern mannen vnde steyden hedde hy denne thu sprake thu my dar scholde ik em thu antworden dar ik thu seyde dat ik dat gerne(?) duen wolde vnde vor boyt my thu der sulwen teyt thu lyke vnde thu rechtte alze ik vor der teyt dycke vnde mennechwerue my negen ik[4]) ok vor boden hadde vnde my noch wor byde gegen alle bedderwere luede dat my alle nicht helpen kan Wen den recht dach doen hy meynde den leyde hy my vor fryzeke [v]nwarwaret synre eren vnde stylleswigende er dy synen dar wor legen wen kan ik iwer underwy-synge nicht ge nyten alzo dat my dy borchgreue dat myne we der gewe zo mut ik em ower schrywen wu hy den gancz vor raden (?) heft alze dat leyder war is vnde wu hy met hanse mynen broder dedingede vmme plawe dar dat myn broder em dat duen scholde zo wolde hy em buten laten vnde al syn gereyde dat hy thu plawe ane (upe?) hadde dar thu scholde myn broder loes weysyn synre fengenysse Do dy borchgrewe do plawe hadde do hyt hy hancze loes laten wen hy (gotzen?) greyp eyne vp der stede wedder ok be hylt hy buten sulwen vnde hylt myme broder al dat nicht dat hy om ge secheyt hadde dar hy plawe mede f(?) kreyth annen dy bosheyt muet ik deme borchgreuen ower schriwen vmme mynre manynghe wyllen weynt an dy tyt, dat hy my dat myne weydder gyff geschreven vnder myn ingesegel

(L. S.) **Dyderyk van quytczow.** s. h. etc.

Wüßet Ratmannen zu Brandenburg und alle Städte insgesamt in der ganzen Neumark und alle Gewerke und Gemeinden daselbst: Ich klage Euch über den Burggrafen, daß er stillschweigend vor mein Schloß gezogen ist und mir es abgenommen hat, obwohl ich meines Herrn des Königs Vasall war und dessen Gebote niemals verletzt hatte und als ich vor einiger Zeit bei dem Burggrafen zu Zerbst war, da er mir sagen ließ, er wolle mich zu einem Tage in der Mark geleiten vor meines Herrn Herren, Mannen und Städte. Hätte er dann Beschuldigungen gegen mich vorzubringen, so solle ich ihm antworten. Dazu sagte ich, daß ich das gern thun wollte und erbot mich zu derselben Zeit zu Gleich und zu Recht, wie ich mich schon vor der Zeit oft und mannigfach auch gegen Euch erboten hatte und mich noch gegen alle bedern Leute erbiete; was mir aber alles nicht helfen kann. Denn den Rechtstag, den er meinte, den legte er mir vor Friesack, unbeschadet seiner Ehre, und legte still schweigend die Seinen davor. Wenn ich Euren Beistand nicht erlangen kann, damit der Burggraf mir das Meinige wiedergiebt, so muß ich ihn öffentlich beschuldigen, daß er mich vollständig verraten hat? — was leider wahr ist — und wie er mit Hans, meinem Bruder, wegen Plaue unterhandelt hat, daß, wenn mein Bruder ihm es übergeben würde, er ihn herauslassen wolle mit all seinem Geräte, das er zu Plaue hätte: außerdem sollte mein Bruder seines Gefängnisses erlöst sein. Als (nun) der Burggraf Plaue hatte, ließ er Hans frei lassen, aber er ergriff ihn auf der Stelle wieder und behielt ihn draußen (gefangen), und hielt meinem Bruder alles das nicht, was er ihm zugesichert hatte, wodurch er Plaue frühzeitig (?) erhielt. Dieser Bosheit muß ich den Burggrafen meiner Forderung wegen öffentlich beschuldigen bis zu der Zeit, da er mir das Meinige wiedergiebt. Geschrieben unter meinem Insiegel.

(L. S.) **Dietrich von Quitzow.** (Seine Handschrift.)

[1]) — und n ist im Faksimile nicht immer mit voller Deutlichkeit zu lesen.
[2]) Ein zweites gar ist durchgestrichen.
[3]) Die eingeklammerte Stelle ist im Originale durchgestrichen und nicht ganz leserlich.
[4]) Statt „negen ik“

chten auf eigene Faust im Magdeburgischen und gegen den Bischof von Branden-
rg, und die magdeburgischen Vasallen vergalten der Mark diese Einfälle so
chlich wie möglich. Noch einmal blühte das alte Raubwesen neu auf, und das
uspochen der Dörfer, die Wegnahme des Viehes, Plünderung der Ortschaften,
efangennahme der Beraubten, Erpressung hoher Lösegelder ward wieder in alter
eise geübt. Aber nach erfolgter Huldigung, in der die Huldigenden sich ver-
ichtet hatten, vornehmlich den „Frieden und Unfrieden" des Burggrafen zu
lten, hatten diese Gewaltthaten einen ganz anderen Charakter als vor ihr
genommen. Von einem politischen Widerstand wenn man von einem solchen
erhaupt reden will, konnte nun nicht mehr gesprochen werden, sondern nur noch
n Widersetzlichkeit und Ungehorsam gegen die landesherrlichen Gebote. Jetzt
ch friedliche Verhandlungen, ein gerichtliches Verfahren einzuleiten, war nicht
r völlig aussichtslos, sondern ein so klares Zeichen der Schwäche, daß auch der
fall der Treuesten zu besorgen war, die landesherrliche Autorität für immer in
age gestellt schien. Der Burggraf zögerte nunmehr auch nicht länger, und der
hlvorbereitete Kampf glückte in kürzester Zeit.

Während dieser Vorgänge im Innern hatte nämlich der Burggraf nament-
h mit dem Erzbischofe von Magdeburg und dem Herzog Rudolf von Sachsen
meinsame Maßregeln gegen die Friedensstörer verabredet, die Beziehungen zu
n anderen Nachbarmächten waren durch die schon oben erwähnten Verträge so
regelt, daß wenigstens eine Parteinahme gegen Friedrich von ihnen nicht zu
rchten war. Es wurde der Erzbischof von Magdeburg mit den altmärkischen
delleuten versöhnt. Anleihen wurden aufgenommen, Mannschaften herbeigezogen
d das nötige Belagerungsgeschütz — unter demselben jene „große Büchse",
elcher der Volksmund den Namen der „faulen Grete" gegeben hat — angeschafft.
in glückverheißendes Ereignis war, daß der Hauptführer der Widerstrebenden
ispar Gans eben damals von dem brandenburgischen Stiftshauptmann Hans von
edern gefangen genommen war. Ein Angebot, das Dietrich von Quitzow machte,
h jetzt dem Gerichte der Stände fügen zu wollen, konnte selbstverständlich nun-
ehr um so weniger Gehör finden, als noch im Januar Friedensversuche von den
uitzow zurückgewiesen zu sein scheinen.

Der Erfolg des Kampfes war natürlich abhängig von der Einnahme der
ächtigsten Schlösser, und dies waren Friesack, wo Dietrich von Quitzow, Plauen,
o Johann von Quitzow, Golzow, wo Wichard von Rochow, Beuthen, wo Götze
redöhl den Befehl führten und endlich die Stadt Rathenow, die ebenfalls noch
e Fahne des Aufstandes trug. Aber freiwillig huldigte nun Rathenow, und über-
schend schnell erfolgte die Bezwingung der Burgen. Trotz ungünstiger Witterung —

Dat weder was gar ungestaldt,
Jt regende, snyde und was gar kaldt

ißt es im Liede — waren sie sämtlich im Laufe weniger Wochen des Monats
ebruar gebrochen, Dietrich entflohen, Johann gefangen. 1414

Das war in der That ein unerhörtes Ereignis; wie mit einem Schlage
aren die Machthaber und Friedensstörer, die den Ruf der Unbesiegbarkeit so
nge aufrecht erhalten, vor denen sich alle in Schrecken und Furcht gebeugt hatten,
iedergeschlagen, vernichtet. In ganz Deutschland erscholl daher das Gericht von
eser glorreichen Niederwerfung der Räuber, aller Orten feierte man Friedrichs

Die Erstürmung einer Burg.

Holzschnitt nach einer Zeichnung von Hans Schaufelein um 1510—1510, aus Petrarcha „Von der Artzney beyder Glück". Augsburg 1532, gedruckt von Heinrich Steyner

Namen, vornehmlich aber in der Mark. Ein märkischer Dichter, Nikolaus Uy-
schlacht, preist des Himmels Güte, die diesen Fürsten der Mark gegeben:

Der milder christ vom hemelrich
Der marke zu troste sicherlich
Hat geben marggraff friederich
Den edlen fursten lobesamen.
Hy ist ein furste von hoger ardt;
Hen vnd hen war hy sich kardt
Hy sy leie ader wolgelardt
Dy loben alle sinen nahmen.
Dy werlich wol zu loben stadt.
Gott selber in siner majestadt
Mit des gantzen hemels radt
Den fursten hat erwecket.

Aber so hell der Glanz der kriegerischen Leistung leuchtete, so hatte man als das Wesen der burggräflichen Politik, als das beste Zeugnis, wie ernsthaft er seine Pflicht gegen die Mark auffaßte, doch schon die Wahrung und Befestigung des Friedens so allgemein anerkannt, daß der Dichter nicht richtiger den Fürsten zu verherrlichen meinte, als durch die Betonung seiner Friedensliebe.

Na striden jagete hy gar sachte,
Lifflichen mit em koſete vnd lachte,
Na frede stundt all syn beger.

* * *

Hy steit nach guden freden.

Wie treffend diese Anschauung war, zeigte denn auch wieder das Verhalten des Burggrafen nach dem Siege. Nicht aus landesherrlicher Macht, wie es wohl natürlich gewesen wäre, bestrafte er die Friedbrecher, sondern den Landständen überließ er auf einem zum 20. März 1414 einberufenen Tage die Entscheidung, 1414
welche Strafen jene treffen sollten, ja hob späterhin die erkannten Strafen fast sämtlich im Gnadenwege auf. Um jedoch den „mannigfalten Schaden, welcher der Mark Brandenburg durch Mord, Raub und Brand bisher geschehen und zugezogen ist, mit Gottes Hilfe vorzubeugen und zu wahren, und das Land für die Zukunft nach Kräften in friedliche Lage zu bringen", errichtete der Burggraf mit Zustimmung der Stände, der geistlichen und weltlichen Herren, Mannen und Städte das Landfriedensgesetz vom 20. März 1414, durch welches an Stelle der Selbsthilfe nun endlich wieder das ordentliche Gericht des Landesherrn gesetzt, vorzüglich aber auch der Macht der Selbstherrlichkeiten und der Zerstückelung der Mark in einzelne Herrschaften ein Ende gemacht war. Der Landesherr war in Wahrheit wieder Herr des Landes geworden. Und welchen Eindruck mußte es in diesem bisher selbstherrlichen und rechtlosen Lande machen, als Werner von Holzendorf dem herumstreifenden und tollkühn wieder auf Raub und Mord ausziehenden Dietrich von Quitzow die hilfreiche Hand bot, und Friedrich die Übertretung des Landfriedens durch diesen gerade besonders begünstigten Vasallen nicht mit der im Lande gewohnten Gewalt ahndete, sondern ein förmliches Rechtsverfahren gegen ihn einleitete! In aller Form Rechtens ward Werner durch ein Lehensgericht, zu dem auch frühere Anhänger der Quitzow als Beisitzer zugezogen wurden, zum Verlust seiner sämtlichen Lehensgüter verurteilt.

Mit diesem Akt durfte Friedrich die Besitznahme der Mark, ihre Befriedung, die Begründung friedlicher Zustände als zunächst gesichert ansehen. Denn auch die einzelnen Gerichte machten nun, da es möglich war, freien Gebrauch von ihrer Pflicht, die Friedrich als den eigensten Beruf des Fürsten bezeichnete, „das Recht zu stärken und das Unrecht zu kränken".

Während dieser meisterhaften Thätigkeit Friedrichs in der Mark war Sigmund nach Italien gezogen, hatte dort, mit Papst Johann verhandelnd, die Berufung eines Konzils durchgesetzt. Als er nach Deutschland zurückgekehrt war, eilte nunmehr auch Friedrich zu ihm, versah bei der endlich zu Aachen am 8. November erfolgten Krönung das dem Kurfürsten von Brandenburg zustehende Ehrenamt als Erzkämmerer und begab sich von da nach Konstanz, wo er wenige Tage nach Sigmund am 5. Januar 1415 eintraf. Hierher war nämlich das Konzil, jene 1415
großartige Versammlung weltlicher und geistlicher Würdenträger der ganzen Christen-

heit, berufen, von der man ein neues Heil der Welt und der Kirche erwartete, hierher auch der Reichstag, von dem die Reform des Reiches ausgehen sollte. Und wenigstens einem deutschen Lande sollte hier das wahre Heil erstehen — der Mark Brandenburg. Denn eben hier vollzog Sigmund die Ernennung des Burggrafen Friedrich zum Kurfürsten von Brandenburg.

Friedrich, der im „Hohen Hause" des Heinrich von Tettikow am Fischmarkt Wohnung genommen, widmete sich zunächst mit dem Eifer, der ihn auszeichnete, den Reichsgeschäften, ließ sich aber auch die Interessen der Kirche lebhaft angelegen sein. In dem berühmten Prozeß des Johann Hus hat er dagegen selbstthätig nur in geringem Maße eingegriffen, denn das war nicht seines Amtes. Doch das Ansehen des Konzils und des Königs aufrecht zu erhalten, das war seines Amtes, und als Herzog Friedrich von Österreich im Bunde mit dem Papste Johann XXII. beiden offen Hohn sprach, war es Friedrich, der jenen zur Demütigung unter den König zwang.

Nächst dem Könige selbst war daher unter allen weltlichen Fürsten der Burggraf einer der bedeutendsten, er erschien fast wie ihr natürliches Haupt, dem wohl einmal die deutsche Königskrone zufallen müsse, der jedenfalls eines Kurhutes würdig sei. So zögerte denn auch Sigmund nicht länger, seine
1415 ursprüngliche Absicht auszuführen, und am 15. April 1415 vollzog er die zweite jener Urkunden, auf denen die Herrschaft der Hohenzollern beruht, jener Urkunden, die für das ganze Reich von grundlegender Bedeutung werden sollten.

Er erhebt den Burggrafen zum Erzkämmerer des deutschen Reichs und Markgrafen von Brandenburg „in Betracht der Redlichkeit dieses Fürsten, seiner Vernunft, Macht, Festigkeit und der sonstigen Tugenden, womit der allmächtige Gott seine Person reich geziert habe". Er hebt die eigene Unmöglichkeit, dem Lande vorzustehen, und die Notwendigkeit, das Kurkollegium zu erhalten, hervor und fährt dann fort, „da nun ferner auch landkundig ist, wie mit Hilfe des allmächtigen Gottes gedachter Friedrich durch seine Vernunft, mit seiner Macht, Arbeit und Wagnis, sowie auch mit großen Aufwendungen und Kosten, die er aus seinem eigenen Vermögen gemacht hat, die genannte Mark in einen so trefflichen Zustand des Friedens und guter Ordnung gebracht, namentlich Raub und andere Unthaten dermaßen unterdrückt und ausgerottet hat, daß wir sowie auch alle Einwohner der Mark, wovon wir wohl unterrichtet, dadurch sehr zufrieden gestellt sind; da es uns auch billig zu sein dünkt, daß wir ihm für solche seine Arbeit uns dankbar erweisen, und daß ihm der gemachte Kostenaufwand wieder erstattet werde; ingleichem in Erwägung seiner willigen, nützlichen und getreuen Dienste, die er uns lange Zeit fleißig und unverdrossen gethan, täglich thut und fortan noch thun soll und kann", — habe er die Erhebung Friedrichs vollzogen. Eine solche feierliche Erklärung aus dem Munde des deutschen Königs läßt wahrlich erkennen, welche überaus ersprießliche Thätigkeit Friedrich geübt haben muß. Als Zweck der Erhebung spricht aber wieder die Urkunde mit unfehlbarer Deutlichkeit die Erhaltung des Friedens aus — „so wie endlich in der Absicht, daß der Friede und die Besserung, welche die Mark und deren Bewohner in den Zeiten seiner Hauptmannschaft durch Gott und des gedachten Friedrichs Arbeit, Redlichkeit und Macht gewonnen, erhalten bleibe und zunehme, und die Mark nicht unire Abwesenheit entgelte" — darum habe er mit Zustimmung der Kurfürsten und vieler anderer deutschen Fürsten „dem vorgedachten Friedrich

nd seinen Erben die vorgedachte Mark und das Kurfürstentum mit der Kur nd mit dem Erzkammermeisteramte und mit allen und jeglichen anderen Wurden – gegeben und ihn auch zu einem wahren und rechten Markgrafen darüber emacht".

Die Möglichkeit der Rückforderung der Mark durch die Luxemburger ird freilich noch aufrecht erhalten, die Entschädigung für die in ihrem Interesse emachten Auslagen indessen auf 400 000 Gulden erhöht, so daß die volle icherheit des Besitzes erst mit dem Aussterben der Luxemburger eintritt. Höchst erkwürdig ist auch die weitere Bestimmung, daß Friedrich die Mark ohne de Entschädigung in dem Fall wieder abtreten soll, wenn er mit Sigmunds butheißung römischer König werden sollte.

Aber leicht begreift man, daß eine Staatengründung, als deren Zweck nmer wieder die Herstellung geordneter und friedlicher Verhältnisse betont wird, uch nur durch friedliche Mittel erhalten werden könne. Man hofft, daß eine, ie meisten Fürsten seiner Zeit so weit überragende Persönlichkeit, die zudem us einem durchaus reichstreuen Hause stammte, auch Erben haben werde, die, en Fußstapfen der Ahnherren folgend in der Wahrung des Friedens, der Reichs- reue und des Pflichtgefühls hervorragen werden. König Sigmund hat dieser offnung gelebt, die Geschichte hat sie in einer Weise erwiesen, die weit hinaus- reift über das Verständnis jener Zeit. Was die Gedanken der Zeit immerhin ls ein politisches Ereignis von großer Bedeutung bezeichnen mochten, haben ie Jahrhunderte zu einem welthistorischen Akt gestempelt, dem nur wenige an ie Seite zu stellen sind. —

Kurfürst Friedrich begab sich, nachdem er den König Sigmund auf seiner roßen Reise durch den Westen Europas bis nach Bern hin begleitet hatte, zurück n die Mark und empfing — allerdings mußten einige rechtliche Bedenken der Städte noch beseitigt werden — am 21. Oktober zu Berlin die allgemeine Erb- 1415 uldigung als rechter Erbherr. Unterstützt durch die vom königlichen Hofgericht ber die Herzoge von Stettin ausgesprochene Acht ordnete er die Beziehungen u Pommern und Mecklenburg, suchte im Auftrage Sigmunds zwischen dem eutschen Orden und Polen Frieden zu stiften und nahm vor allen Dingen, seinem ohlwollenden und vertrauenden Herzen nachgebend und seine friedlichen Absichten echt auffällig offenbarend, fast alle widersetzlichen Vassallen in seine Gnade auf. Durch feierlichen Eid verpflichtete sich dagegen die Mannschaft dem Kurfürsten zu Gehorsam und Treue und versprach, jede Selbsthilfe zu unterlassen. Und wenn späterhin es sich zeigte, daß die jetzt geübte Milde noch zu früh erfolgte, und noch immer nicht alle Vassallen der Pflicht ihres Eides gemäß zu handeln gelernt hatten, so lag diese Milde doch in der Richtung der gesamten Politik Friedrichs und erhöhte nur das Recht der Obrigkeit gegen die Friedbrecher.

Indessen mußte der Kurfürst nur zu bald zurück nach Konstanz, wo im Gegensatz zu der glänzenden konziliaren Reise Sigmunds, wie man sie genannt hat, innerhalb des Konzils starke Zwistigkeiten ausgebrochen waren, von deren Beseitigung die weitere Durchführung der kirchlichen Pläne abhängig war. Gerade nach der versöhnenden und vermittelnden Richtung war Friedrich nun thätig, und unter seiner Obhut ward das Konklave der Kardinäle abgehalten, aus dem Martin V. als neuerwählter, nunmehr alleiniger Papst hervorging. Papst und König ehrten daher Friedrich als einen der vornehmsten und mächtigsten Fürsten

der Zeit, und unter den zahlreichen Belehnungen der deutschen Reichsstände, die jetzt erfolgten, war infolge dessen auch die Belehnung des Kurfürsten Friedrich I. mit der Mark und dem Erzkämmereramt der Kur Brandenburg die bedeutungsvollste.

1417 Nachdem schon am frühen Morgen des 18. April 1417 zwei Bannerträger mit dem Wappen der Mark Brandenburg und der Burggrafschaft Nürnberg in Begleitung einer großen Schar von Rittern und Knechten aus den fürstlichen Gefolgen und unter dem Schall der Posaunen und Pfeifen die Stadt dreimal durchzogen hatten, holten gegen 8 Uhr früh alle anwesenden Fürsten und Grafen den Burggrafen aus seiner Wohnung im „Hohen Hause" am Fischmarkt ab und geleiteten ihn nach dem oberen Markt, wo vor dem „Hohen Hafen", der Wohnung Sigmunds, eine prunkvoll geschmückte Tribüne errichtet war. Hier

DIE MARK BRANDENBURG
unter FRIEDRICH I. von
HOHENZOLLERN
1415.
MECKL. GÜSTROW
STETTIN
Uckermark
Prenzlau
Templin
Oderberg
Angermünde
Schwedt
Stargard
Pyritz
Friedeberg
Arnswalde
Soldin
Landsberg
Crossen
Züllichau
Sternberg
Fürstenwalde
Frankfurt
Lebus
Guben
Sommerfeld
Cottbus
Spremberg
Luckau
Lübben
Jüterbog
Treuenbrietzen
Belzig
Brandenburg
Potsdam
Teltow
Berlin
Barnim
Ruppin
Gransee
Neuruppin
Wittstock
Pritzwalk
Perleberg
Havelberg
Lenzen
Ludwigslust
Dömitz
Lüneburg
Nordmark
Stendal
Tangermünde
Osterburg
Seehausen
Gardelegen
Salzwedel
Uelzen
Celle
Braunschweig
Magdeburg
Halberstadt
Quedlinburg
Aschersleben
Zerbst
Dessau
Bernburg
Köthen
Wittenberg
Torgau
Herzberg
Luckau
Calau
Hoyerswerda
Bautzen
Görlitz
Lausitz
Schlesien
Liegnitz
Crossen
Züllichau
Sternberg
Guben
Cottbus
Spremberg
Sommerfeld

Erläuterungsblatt

zu den folgenden drei Einschaltbildern

„Die Belehnung Friedrich I. aus dem Hause Hohenzollern mit der Mark Brandenburg 1417"

aus Ulrich von Richenthals Chronik.

Ulrich von Richenthal (Reichenthal) war zur Zeit des Konzils ein angesehener Bürger der Stadt Konstanz und bekleidete wahrscheinlich eine Stelle im städtischen Kanzleiwesen. Er stand während desselben vielfach mit den zum Konzil anwesenden Fürstlichkeiten in Verbindung und hat uns eine, augenscheinlich meist auf persönlichen Beobachtungen oder doch guten Informationen beruhende, höchst anschauliche und lebendige Geschichte der Ereignisse hinterlassen, welche sich damals in seiner Vaterstadt abspielten. Die Niederschrift dürfte auf Grund von Tagebuchnotizen und Akten nach Schluß des Konzils etwa in den Jahren 1418 und 1419 erfolgt sein.

Unter den auf uns gekommenen Handschriften der Chronik, welche der Sitte der Zeit gemäß vielfach mit figürlichen Darstellungen von hohem sitten- und kostümgeschichtlichen Wert, sowie Wappen geschmückt sind, steht der in der Wessenbergischen Stadtbibliothek zu Konstanz aufbewahrte Codex wegen der künstlerischen Ausführung seiner Bilder in erster Reihe. Ihm haben wir die folgenden Abbildungen entnommen:

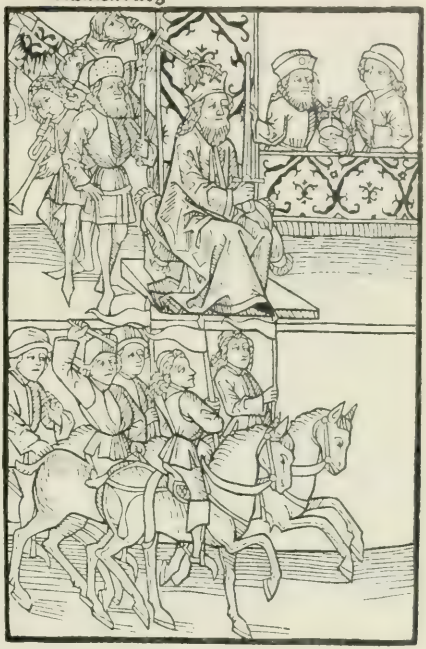
1) den Holzschnitt, der den festlichen Umzug am Morgen des Belehnungstages darstellt (s. den Text auf S. 51);

2) zwei Farbendruckbeilagen stellen den eigentlichen Belehnungsakt dar (s. den Text ebenda), während das Faksimile auf S. 54 eine Probe der Schrift der Chronik und zwar von der auf die Belehnung bezüglichen Stelle gibt.

Im Druck erschien Richenthals Chronik zuerst 1483 zu Augsburg bei Anton Sorg; diesem Druck sind die Abbildungen auf S. 54 und 55 entnommen

n Friedrichs Hand. Fünf-
ehn zahlreiche Chöre fielen
it Pfeifen und Posaunen
hmetternd ein und be-
ndeten die feierliche Hand-
ung, der sich ein von
riedrich dem Könige und
llen Fürsten auf der Rats-
ube dargebotener Imbiß
nschloß.

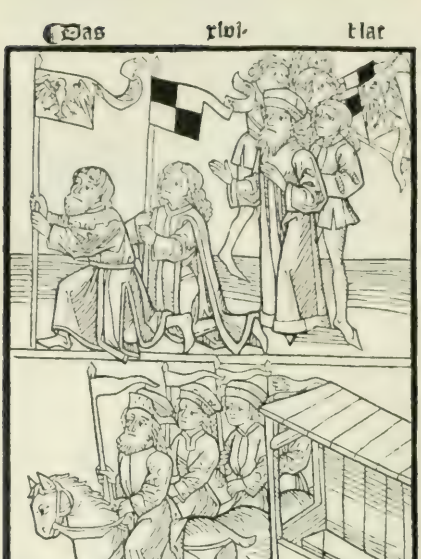
Es war ein Akt, der
ie königliche Gewalt noch
nmal auf ihrem Höhe-
unkt zeigte, ein Akt, der
ber wesentlich auf den
Persönlichkeiten Sigmunds
nd Friedrichs, auf ihrem
ersönlichen Verhältnis zu
nander beruhte. Denn wie
seinen leiblichen Sohn"
ebte Sigmund den Kur-
ürsten. Die alles über-
agende Stellung indessen,
ie der König bei Beginn
es Konzils und während
iner großen Reise ein-
enommen, schwand immer
ehr dahin. Mit Eng-
nd hatte Sigmund zu
anterbury ein Bündnis
eschlossen, sollte demgemäß
n Kürze Frankreich den
rieg erklären, war aber
un nicht im Stande, ihn
uch nur zu beginnen.
mmer kräftiger vielmehr
hob die Opposition der
deutschen Fürsten ihr
aupt, die rheinischen Kur-



Die Belehnung Friedrichs I. aus dem Hause Hohenzollern mit der Mark Brandenburg.

Nach dem Holzschnitt im ersten Druck von Ulrich von Richtenthals Konziliumbuch. Augsburg 1483, gedruckt von Anton Sorg. In etwa halber Größe. Linke Hälfte.

ürsten schlossen sich zusammen, Kurfürst Ludwig von der Pfalz, der bisher treu
nd eifrig zum König gehalten, gesellte sich ihr, trat ihm in offenem Zerwürfnis,
n mit Hohn entgegen. Der Achtsprozeß gegen den Herzog Friedrich von Öster-
eich, der Verlauf des unerquicklichen Streites zwischen den beiden bayerischen
erzogen von Ingolstadt und Landshut gereichten nicht zur Förderung des könig-
chen Ansehens. Im Reich, im Auslande und auf dem Konzil hatte es schon
inbuße erlitten, und da nun die Türken in Ungarn einzufallen drohten, die
öhmische Bewegung immer mehr anschwoll, so begreift man, daß Sigmund jetzt



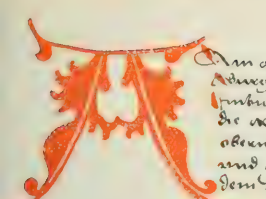
Die Belehnung Friedrichs I. aus dem Hause Hohenzollern mit der Mark Brandenburg.

Nach dem Holzschnitt im ersten Druck von Ulrich von Richtenthals Konzilienbuch. Augsburg 1488, gedruckt von Anton Sorg. In etwa halber Größe. Rechte Hälfte.

seinen eigenen landesfürstlichen Interessen nachging, sich von den Reichsgeschäften zurückzog und sie dem Markgrafen übertrug. Er ernannte Friedrich, — wiederum übrigens dessen besondere Begabung für die Herstellung des Friedens betonend, — zu seinem „Statthalter und Verweser des römischen Reichs in deutschen Landen".

Friedrich rechtfertigte jedenfalls auch in seiner neuen Stellung das allgemeine Vertrauen, und er selbst „ist dessen von Gottes Gnaden sicher und fröhlich, daß er seinem gnädigsten Herrn getreulich gedient und sein Bestes nach bestem Vermögen und Verständnis bestellt habe".

Aber unter der Sorge für die Allgemeinheit litt doch das Besondere. Denn nicht sobald hatte Friedrich die Mark verlassen, als es sich zeigte, daß seine den Friedbrechern erwiesene Gnade und Huld doch deren Sinn- und Denkungsart noch nicht hatte ändern können. Und zu den Stegreif-Fehden, die namentlich in den märkisch-magdeburgischen Grenzgebieten mit den mecklenburgischen ausgefochten wurden, gesellten sich auch neue Kämpfe und pommerschen Herzogen. die wieder die allgemeine Bedeutung der Mark für Deutschland ersichtlich machten. In dem Umstande nämlich, daß in Konstanz die Belehnung der Stettiner Herzoge nur unter bestimmter Wahrung der brandenburgischen Lehenshoheit über Pommern vollzogen war, mußten die Herzoge nicht nur die Absicht Friedrichs, sondern auch die des Königs erkennen, der Mark, welche die eigene Herrschaft der Herzoge und die Zugehörigkeit Pommerns zu Deutschland erst sicherte, auch einen maßgebenden Einfluß auf Pommern zu erhalten.



Am achtenden tag nach ostern do empfieng
Burggraff fridrich von Nürnberg / Lut
ppus und die drey sin churfürsten tymn
die Marggrafftzafft von Brandenburg am
obern market. Und was da selbs gezimmert
und gemacht an das hoch hus genant zu
dem Hohen hafen an vast wite und brait

Übertragung:

n achten Tage nach Ostern empfing Burggraf Friedrich von Nürnberg vor dem Imbiß um die achte Stunde sein
Fürstentum, die Markgrafschaft Brandenburg, am oberen Markt und es war daselbst gezimmert und angelegt
dem hohen Hause, genannt „Zu dem Hohen Hafen", ein sehr weiter und breiter Steg über das Gewölbe hin
g bis an die Fenster und vor den Fenstern eine große Tribüne, worauf wohl vierzig Mann stehen konnten

Die Belehnung Friedrichs I. a. d. Hause Hohenzollern mit der Mark Brandenburg 1417.
Aus Ulrich von Richenthals Konzilienbuch,
Handschrift i. d. v. Weissenbergischen Stadtbibliothek zu Konstanz. In ⅔ Größe.

as widersprach natürlich den Anschauungen der pommerschen und anderen Nachbar-
rsten des Markgrafen. Es kam daher nach der Gefangennahme des Herzogs
hann von Stargard zu einem großen Bunde der „Niederländischen Herren" d. h.
s Herzogs von Schwerin, zugleich für den von Stargard, der Herzoge von Braun-
weig-Lüneburg, Sachsen-Lauenburg und den bis dahin Friedrich ergebenen Fürsten
n Werle. Indem diese nun sich auf der einen Seite mit Dänemark, auf der anderen
er mit Polen, das seinerseits gegen den deutschen Orden und die deutsche Herrschaft
Böhmen vorgegangen war, verbündeten, bedrohte diese skandinavisch-polnische
mbination die Deutschen überhaupt. Und wenn Sigmund, der gegen die Türken,
elleicht auch Böhmen, die Hilfe Polens brauchte, mit diesen sich vereinte, selbst eine
eilung der Ordenslande zugab, so war Friedrichs ersichtliches Bemühen, den
rieden zu erhalten, nur von um so größerer Bedeutung. Trotz mancher Herren-
ge, die zu schiedlicher Beilegung des Streites gehalten wurden, wogte der
mpf hin und her. Und wenn auch die Märker den Feinden manchen empfind-
hen Schaden zufügten, so schien das Unwetter der Mark selbst um so bedroh-
her zu werden, als der Kurfürst im Dezember 1419 zwar daselbst erschien, aber 1419
ne Aufenthalt sich nach Breslau zu Sigmund begab. Denn hier sollte ein
irstentag über die Beseitigung der hussitischen Lehre und über die allgemeine
fahr beschließen, die dem deutschen Orden, ja den Deutschen überhaupt aus
m slavischen Vorgehen drohte.

Anfang März 1420 gelang es jedoch dem Markgrafen, sich von diesem 1420
Gunsten des Ordens entschiedenen Geschäfte zu befreien, und überraschend
nell traf er nach wenigen Tagen in der Mark ein, erschien an der mecklen-
rgischen Grenze, nahm die zwei wichtigsten Festungen daselbst, Gorlosen und
römitz, eilte von da in die Uckermark und gewann nach blutigem Kampfe mit
ommern und Polen die Stadt und das Schloß Angermünde. So gewaltig
ar der Eindruck dieser Siege, daß die Verbündeten sich zum Friedensschluß oder
ch mehrjährigen Waffenstillstand bereit erklärten und Verzicht auf jegliche Selbst
lfe und Unterstellung ihrer Ansprüche unter rechtliche Entscheidung versprachen.

Verhandlungen mit dem Erzbischof von Magdeburg und seinen Vassallen führten auch an dieser Grenze geordnetere Zustände herbei, und mit den beiden Herzogen von Braunschweig Lüneburg kam es durch eine, zwischen diesen und zwei Töchtern des Kurfürsten geschlossene Eheverabredung sogar zu einem dauernden Freundschaftsverhältnis. Und in diesen Kämpfen hatte die Mannschaft, hatte namentlich Kaspar Gans unter den Fahnen des Landesherrn gefochten, für diesen Kampf hatten auch die bedeutendsten Städte der Hansa, hatten Hamburg und Lübeck, in voller Erkenntnis von der Bedeutung einer festen Macht in der Mark für den Handel, sich dem Kurfürsten verbündet.

Nunmehr erst konnte die Besitznahme der Mark durch die Hohenzollern, zugleich aber die Neubegründung eines geordneten Staatswesens, einer ihre Aufgabe erfüllenden Obrigkeit und die Herstellung friedlicher Verhältnisse zu den Nachbarfürsten als vollzogene Thatsache gelten. Und das wurde nun von großer Wichtigkeit. Denn schon war ein Unkraut in die Halme geschossen, welches überhaupt das deutsche Leben zu ersticken drohte. —

Reitersiegel Kurfürst Friedrichs I.

In Größe des Originals im K. Pr. Geh. Staatsarchiv zu Berlin

Den Plattenharnisch bedeckt ein Waffenrock mit faltigen Schößen und kurzen weiten Ärmeln, der mit einer Helmkrone geschmückte Stechhelm trägt den Adlerfluß, während der vor die Brust gehaltene Schild den brandenburgischen Adler zeigt, unter dem Reiter der quadratierte Burggraf. Nürnbergische und Zollernsche Wappenschild. In doppelter Windung umschlingt und durchzieht ein breites Spruchband das mit Lilien bestreute Siegelfeld und trägt die Inschrift:

Fridricus dei : gratia marchio brandenburgensis : sacri : romani : imperii : archicamerarius : et : burggrabius nuerenbergensis

Die Hussitenzeit.

Von einem Einzelblatt des Münchner Kupferstichkabinetts.

König Sigmund war durch den Tod seines Bruders Wenzel (1419) allerdings der legitime König von Böhmen geworden, als solcher aber konnte er nicht nur im Lande keine allgemeine Anerkennung finden, sondern er mußte zugleich besorgen, daß die böhmischen Verhältnisse auch in seinen übrigen Reichen nachteilige Folgen hervorrufen würden. Ja, der heftige nationale Widerstand, den schon Wenzel gefunden, mußte gegen Sigmund, der die Mark Brandenburg und das Herzogtum Brabant der Krone Böhmens entzogen, der den Helden und Märtyrer des böhmischen Volkes Johann Hus trotz des zugesicherten freien Geleites den Flammen überantwortet hatte, zu einem weit heftigeren werden. Die tiefe, religiöse Bewegung, von der die Böhmen ergriffen waren, hatte sich zugleich auch ihrer Brüder im ganzen Slavenstamme bemächtigt, und ebenso fand der nationale Widerwille der Böhmen gegen die deutsche Herrschaft bei ihnen überall den entschiedensten Beifall. Kam es jetzt zum Kampfe, so war vorauszusehen, daß es sich um Sein oder Nichtsein handeln werde, und in diesem Kampfe war, so schien es, bei dem Mangel jeder verfassungsmäßigen, vorzüglich jeder militärischen Ordnung die Niederlage Deutschlands wahrscheinlich, der Sieg des Slaventums aber bei der gewaltigen Begeisterung der Slaven fast gewiß. Und sicher war, daß, wenn in Böhmen die Macht in slavische Hände überging, nicht nur von hier aus die Ansprüche auf die Mark erneuert werden würden, sondern daß die überdies durch Friedrichs Parteinahme für den deutschen Orden und dessen Sieg bei Angermünde gegen den Markgrafen besonders erbitterten Polen, daß auch die Pommern und Mecklenburger im Bunde mit den Dänen alsdann mit Freuden bereit sein würden, zu helfen, daß die Marken dem Reich entrissen würden, ja, da man nun den Plan faßte, den zugleich zum Erben des Königs von Dänemark bestimmten Herzog Bogislav von Pommern-Stolp mit der Erbin der polnischen Krone zu vermählen, drohte die Mark völlig von übermächtigen Feinden umklammert zu werden. Und um das Maß der Sorgen voll zu machen, lohte auch in Franken wieder die Kriegsflamme auf.

So war der Gegensatz, in den Friedrich durch die Entwickelung der Verhältnisse gerathen war, ein überaus eigentümlicher, gewiß ein unendlich schwer zu überwindender, um so schwerer, als die Hussiten mit siegenden Waffen jede Abwehr niederschlugen. Vergeblich wurde die Eroberung Prags versucht, am Ziska-Berg erlitt man eine furchtbare Niederlage (14. Juli 1420) und das Heer 1420
mußte den Rückzug antreten. Ja, indem Sigmund und die Kurie den Weg friedlicher Verständigung völlig aufgaben und einen allgemeinen Reichskrieg gegen die Böhmen ins Werk setzten, erlebte das Germanentum (1421 Oktober) eine der 1421

Der Kaiser und die 7 Kurfürsten des hl. römischen Reiches.

Aus Hartmann Schedels „Liber Chronicarum". Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Michel Wolgemut (1434—1519) und Wilhelm Pleydenwurff († um 1494). Nürnberg 1493, gedruckt von Anton Koburger.

Linke Hälfte.

schimpflichsten Niederlagen, und fast das ganze Deutschland seufzte nun lange Jahre hindurch unter den unerhörten Gräuelthaten der entfesselten Wut der Hussitenscharen. Wohl raffte man sich noch mehrmals, im folgenden Jahr sogar unter dem Oberbefehl des Markgrafen, zur Verteidigung auf, aber jedesmal ward man geschlagen, und die überlegene Fechtweise der Slaven feierte über die Uneinigkeit der Fürsten und die Thatlosigkeit Sigmunds so glänzende Triumphe, daß allmählich Friedrichs Rat und Friedrichs Versuche, mit den Hussiten friedlich zu verhandeln, allgemeine Anerkennung finden mußten.

Inzwischen aber hatte Markgraf Friedrich nicht nur mit Glück in Franken gefochten, sondern auch einen Schritt gethan, der wenigstens die Hauptmacht der Slaven, Polen, von der böhmischen Sache zu trennen geeignet schien. Die Böhmen hatten nämlich in richtiger Berechnung des slavischen Gemeingefühls ihre Krone dem König Wladislaus von Polen angeboten. Dieser hatte sie zwar wiederholt abgelehnt, doch aber nachgegeben, daß sein Neffe, der Großfürst Witold von Littauen, sie annahm. Gelang es diesem auch in der Zukunft nicht, die Anerkennung der äußersten Partei in Böhmen zu erringen, so sieht man doch, wie bedeutsam dieser Schritt auf die Vereinigung der slavischen Stämme wirken mußte. Beachtet man hierzu noch jenes oben erwähnte polnisch-pommersche Heiratsprojekt, so erkennt man, welche Bedeutung es hatte, daß Friedrich jetzt dem Plane, eine eheliche Verbindung zwischen seinem zweiten Sohne Friedrich und der Erbtochter des polnischen Reiches zu schließen, näher trat. Denn durch diese

Böhmen Pfalz Sachsen Brandenburg

Der Kaiser und die 7 Kurfürsten des hl. römischen Reiches.
Aus Hartmann Schedels „Liber Chronicarum". Mit Holzschnitten und Zeichnungen von Michel Wolgemut (1434—1519) und Wilhelm Pleydenwurff († um 1495), Nürnberg 1493, gedruckt von Anton Koburger.
Rechte Hälfte.

andenburgisch-polnische Vereinigung wurde nicht nur der Wiedererwerb der eumark vom deutschen Orden erleichtert und die pommersch-polnische Umzingelung r Mark beseitigt, sondern in die Gemeinsamkeit und Zusammenfassung des laventums ein Keil getrieben, dessen Kraft von großer Bedeutung sich erweisen ßte. Die allgemeine slavische Gefahr wurde dadurch zu einer nur böhmischen r Deutschland gemacht. Sigmund freilich, obwohl, wie es scheint, anfangs einerstanden mit diesem Schritt Friedrichs, ward über ihn, da er seine Ansprüche f Polen beeinträchtigte, heftig erzürnt.

Höher aber noch sollte Sigmunds Zorn gegen Friedrich sich steigern, als eser, um den immer ärger werdenden Ausschreitungen deutscher Fürsten und ädte, vor allem der immer deutlicher zu Tage tretenden Unlust und Unfähigt Sigmunds, im Reich das Regiment zu führen, ein Ziel zu setzen, nunmehr t den schon längst in Opposition zum König stehenden anderen Kurfürsten sich reinigte und in der Kurfürsteneinnung von Bingen (1424) eine wirkliche Reichs- 1424
gierung herzustellen suchte. Die heftigsten Scheltworte, die kaum geringer denn e wüsten Schmähungen des Bayernherzogs waren, stieß Sigmund gegen Friedh aus, trat all seinen Plänen schroff entgegen, übertrug die Kur an Sachsen, f die Friedrichs Sohn gerechte Ansprüche hatte, auf das Haus Wettin, that es, um Polen zu feindseligem Auftreten gegen den Markgrafen zu reizen.

Hinzu kam, daß die Mark immer wieder von den mecklenburgischen und mmerschen Fürsten und deren Vassallen angegriffen wurde, ohne daß Friedrichs

Schloß Radolzburg.
Nach einem Aquarell von H. Grunewald

Gemahlin, die vom Volke „die schöne Else“ genannte Kurfürstin Elisabeth, welche statt des Kurfürsten die Regierung führte, mit Erfolg ihnen entgegen treten konnte. Zwar den Schweriner Herzog gewann Friedrich durch die Hingabe von Dömitz und Gorlosen völlig, aber die Stettiner Herzoge erneuerten den alten Bund mit Dänemark, Stargard, den Herren von Werle, ja wußten auch die Hochmeister in Preußen und Livland, sogar den König Sigmund selbst auf ihre Seite zu ziehen. Nunmehr mußte Friedrich persönlich wieder in die Marken kommen, aber noch ehe er einen Erfolg errungen, folgte er der Weisung desselben Sigmund, der nicht nur die Oberlehensherrlichkeit Brandenburgs über Pommern wieder aufgehoben, die Neumark mit dem deutschen Orden vereinigt, sondern mit Friedrichs Feinden sich gegen diesen verschworen. zu einem Reichstag
1426 nach Wien. Auch wirkte die politische Lage hier doch soweit auf Sigmund ein, daß nunmehr wieder ein besseres Verhältnis zwischen ihm und dem Markgrafen hergestellt wurde, und wenn dessen Sohn Johann, der auf dem Landtage zu Rathenow zum Statthalter in der Mark bestellt wurde, im folgenden Jahr unter wenig günstigen Bedingungen mit Pommern und Mecklenburg Frieden schließen mußte, damit nur die Kräfte frei würden für einen neuen Reichskrieg gegen die Hussiten, so hatte Friedrich doch, wie immer er die Aussichtslosigkeit der Reichsreform beklagen mochte, die Genugthuung, seinen mehrfach empfohlenen Weg der Verständigung mit den Böhmen auf dem Konzil zu Basel als Notwendigkeit anerkannt zu sehen und an dem Abschluß der Prager Kompaktaten mitzuwirken.

Doch wenn Kurfürst Friedrich — wir kennen nicht recht seine Gründe — sich nun ganz von der Mark zurückzog, so hatte er sich doch auch hier wie wenig später ein habsburgischer Kaiser unterrichtet wurde, den Ruhm erworben, ein Spiegel der Sittlichkeit und Rechtschaffenheit zu sein, durch seine Tugenden sich selbst verherrlicht und den Namen seines Hauses weit und breit in der ganzen Welt be-

rühmt gemacht zu haben, überhaupt alles Rühmliche, was man einem guten rechtgläubigen Fürsten zuschieben möge, als Eigenschaften seines Charakters und seiner Haltung bewiesen zu haben. Seinem Hause hatte er ganz neue Wege des Strebens und der Thätigkeit geöffnet, er durfte überdies die Überzeugung haben, nicht nur in der Mark die adligen Selbstherrlichkeiten niedergebeugt, die Obrigkeit wieder hergestellt zu haben, sondern auch in dem Schutz des Reiches zugleich die Erhaltung der Marken ermöglicht und wieder in der Erhaltung der Marken dem Reiche einen Schutzwall neu aufgerichtet zu haben. Was die Marken gewonnen, bewährte sich als ein Gewinn des Reiches, und in der Rettung des Reichs lag zugleich eine Kräftigung der Marken.

Nur mit zunehmend schmerzlicher Enttäuschung konnte der Markgraf dagegen den ungeachtet all seiner Bemühungen weiter vorschreitenden Verfall im Innern Deutschlands, sowie die Mißerfolge der kirchlichen Reform-Versuche verfolgen. Schon die Wahl Herzog Albrechts zum römischen König (1438), dessen Interessen 1438
noch mehr als die Sigmunds im Osten lagen, statt der vom Volke erwarteten Wahl Friedrichs, war ein lebendiges Zeichen für das Schwinden der Bedeutung der Obrigkeit. Die Wahl Herzog Friedrichs von Österreich (1440) aber war 1440
recht eigentlich der Triumph aller der Bestrebungen, welche auf Lösung des Unterthanenverhältnisses der Reichsglieder hinausliefen. Dagegen durfte Friedrich in diesen Wahlen doch wenigstens die Hoffnung auf das Übergewicht Deutschlands über die slavischen Völker sehen, und sein dritter Sohn Albrecht, der junge Achill, war es, der in Schlesien die wieder vorwärts drängenden Polen zurückwarf. In der Mark aber wies sein zweiter Sohn Friedrich die mecklenburgischen Fürsten, den Herzog von Lauenburg zurück, demütigte den Bischof von Halberstadt, den Herzog Wilhelm von Sachsen, und der Name dieses Sohnes wurde schon so gefeiert, daß er „allen Guten ringsumher sehr verehrungswürdig, Straßenräubern und Friedensstörern ein Schrecken war", weshalb er auch des Kaisertums würdig geachtet wurde. Wahrlich, wenn das Mißlingen aller Pläne auf eine nationale Reform des deutschen Reichs den Tod des alten Markgrafen, der am 21. September 1440 auf der Kadolzburg erfolgte, 1440
schwer machte: im Hinblick auf solche Söhne durfte er an der Zukunft des Vaterlandes nicht verzweifeln, durften auch die Märker auf Vollendung des großen Werkes hoffen.

Groschen Kurfürst Friedrichs I.
In Größe des Originals (Silber im K. Münzkabinett zu Berlin.
Umschrift. Avers • FR'DERC'MAR · P'CEPS · ELECTOR. · [illegible]
Revers: • GROSSVS · MARCH · BRANDENBVRG • [illegible]

Kurfürst Friedrich II. 1440–1470

Aus der 42zeiligen Bibel von Guttenberg und Fust, Mainz 1452–55.

Laut Testament von 1437 hatte Friedrich seine Länder unter seine vier Söhne so geteilt, daß die fränkischen Besitzungen seinem ältesten und seinem dritten Sohne Johann und Albrecht zufielen, die Mark aber zunächst ungeteilt auf seinen zweiten Sohn Friedrich überging, während dem vierten, ebenfalls Friedrich genannten, Sohn ein bedingter Anspruch auf die Altmark und Priegnitz für die Zeit seiner Großjährigkeit zugesprochen wurde, — ein Anspruch, der indessen, vorübergehende Verhältnisse abgerechnet — eine Bedeutung für die Mark nicht erlangt hat.

Friedrich II. war ein im besonderen Sinn friedliebender, doch in vollstem Maß fest entschlossener Charakter. Nicht so hervorragend wie der Vater, hat er doch durch Abgrenzung der brandenburgischen Länder und namentlich durch feste Begründung der landesherrlichen Macht für deren Entwickelung sehr Bedeutendes geleistet.

Die ritterlichen Selbstherrlichkeiten, die der Obrigkeit spotten zu dürfen geglaubt, hatte Friedrich I. so völlig zerschlagen, daß sie sich fügen gelernt hatten. Nunmehr galt es auch, die Städte zum Gehorsam zu zwingen, sie zu lehren, daß nicht das selbsteigene Interesse dieser oder jener Stadt auf Kosten der anderen Städte und des platten Landes, sondern das Wohl der gesamten Markgrafschaft das Entscheidende sei, daß nicht der Reichtum einzelner Geschlechter, sondern „das gerühsame Wohlleben“ aller Unterthanen das Ziel sei. Denn wenn sich die Städte an Friedrich I. angeschlossen hatten, so waren sie doch weit davon entfernt gewesen, dies aus Achtung vor der Obrigkeit oder in dem Wunsche, über ihrer eigenen Hoheit eine landesherrliche Gewalt zu schaffen, gethan zu haben. Vielmehr sahen sie, wie bemerkt, in dem neuen Markgrafen nur einen Verbündeten in ihrem Kampf gegen die Quitzow, den Adel überhaupt. Denn nach dieser Richtung hin, der „Verdrückung und Vertreibung alles Adels“, war die Politik der Städte im ganzen Deutschland gerichtet, und in erster Linie zählte ja der Landesherr zur Nobilität. Diesen möglichst bei Seite zu schieben, sich unabhängig und auf Kosten des Landes selbst zu einem eigenen kleinen Staatswesen zu machen, bildete fortgesetzt das Ideal der städtischen Politik. Die Einungen aber, die mannigfach zwischen einzelnen Städten bestanden und vor allem ihre Beziehungen zur Hansa

hienen dies Ideal mehr und mehr zu verwirklichen. Ein Landesstaat aber, der lle Interessen des Landes umfassen sollte, konnte selbstverständlich solche Bildungen, ie das Gedeihen des Ganzen schädigten und oft genug wilde Empörungen des emeinen Mannes gegen den regierenden Rat hervorriefen, nicht dulden.

Eine solche Empörung brach nun in den, zwar zu einem Gemeinwesen ge- nten aber auf einander eifersüchtigen, Städten Berlin-Kölln aus. Aber, und as ist das Bezeichnende, die „Viergewerke und die Gemeinde" wandten sich an en Kurfürsten um Hilfe gegen den Rat über „ungewohnte Beschwerung, die ihr eschehe". Der gemeine Bürger wußte, daß Abhilfe seiner traurigen Lage, daß ilfe gegen das vornehme Patriziat nur beim Landesherrn zu finden sei. Und weit war dessen Ansehen auch schon befestigt, daß selbst der Rat, der sonst dem ürsten jeden Eingriff in die städtische Selbstregierung versagte, auch seinerseits ie Vermittlung des Fürsten anrief, „die Gemeinheit zum Gehorsam gegen den at zu zwingen". Der Kurfürst vertröstete beide Parteien mit guten Worten is zu seiner Ankunft und gab, nachdem sie erfolgt war und vielerlei Verhand- ungen stattgefunden hatten, den nun wieder getrennten Städten eine ganz neue erfassung, die bei aller Wahrung kommunaler Selbständigkeit doch mehrere der 1442
aatlichen Hoheitsrechte dem Landesherrn wieder zusicherte. Außerdem mußten ie Städte Land hergeben, auf welchem der Kurfürst ein Schloß zu bauen anfing 31. Juli 1443), von dem jeder fühlte, daß es den Mutwillen der Bürger 1443
rechen und sie im Zaume halten sollte. Aber wie wenig waren doch die Ge- chlechter in der Stadt gewillt, auf den ersten Wurf hin ihre trotzige Selbst- errlichkeit aufzugeben! Überall vielmehr, „binnen und außer Landes bei Fürsten, erren, Mannen und Städten", suchten sie Bündnisse gegen den Landesherrn ab- uschließen, warfen der fürstlichen Burg gegenüber Befestigungen auf. Man ürmte „das hohe Haus", die alte Residenz der Markgrafen, erbrach die Kanzlei es Kurfürsten, vernichtete seine Papiere, setzte seine Beamten gefangen oder ver- agte sie, stellte die alte Verfassung, die Vereinigung beider Städte wieder her. riedrich aber, statt mit Gewalt gegen die Aufständischen einzuschreiten, entbot sie or einen ständischen Gerichtshof, gewann andere Städte durch persönliche Be- prechungen. Aber, Und, merkwürdig genug, so trotzig Berlin anfangs solche Mittel es Friedens von sich gewiesen hatte, so schnell schwand der Mut vor dem Erscheinen es kriegerisch gerüsteten Markgrafen. Denn sobald der Markgraf vor den Thoren er Stadt erschien, gaben die Ratmannen nach und erklärten nunmehr sich dem Spruche er Stände fügen zu wollen. Selbst jetzt noch wünschte Friedrich nämlich nicht von einer Macht Gebrauch zu machen, sondern verlangte den rechtlichen Ausspruch er Stände, „damit ein Jeglicher erkennen möge, wie gar gütig, rechtlich und ufrichtig wir Uns gegen die Unsren in Kölln und Berlin gehalten, und anders icht als Recht begehrt und gesprochen haben". Und wenn Friedrich sich mit 1448
er Ausweisung der Rädelsführer als einziger Strafe des Aufstandes begnügte, er Stadt dagegen die 1442 gegebene Verfassung beließ und nur einige rein andesherrliche Rechte wieder an sich nahm, so erkennt man deutlich die Richt- chnur des Kurfürsten. Es handelte sich für ihn darum, die Übermacht der Patrizier zu brechen, aber gewiß nicht in das materielle Emporblühen der Städte inzugreifen. Die Hauptsache aber war, daß nunmehr den Städten — denn n Berlin war der selbstherrliche Dünkel aller Städte gebrochen — die Stelle ngewiesen war, in der sie dem ganzen Lande Nutzen und Segen bringen sollten

und konnten. Friedrich persönlich hatte überdies unter den Fürsten Norddeutschlands mit diesem schnellen Siege über die Städte die erste Stellung gewonnen. —

Leichter noch als die Städte wußte Friedrich auch die Bischöfe in den staatlichen Organismus einzugliedern, und in dem Geiste aufrichtiger Frömmigkeit, der ihn beseelte, gründete der Kurfürst für den Adel den Schwanenorden, der das Bekenntnis der christlichen Wahrheit durch die That sein und ein Vorbild wahrhaft adeligen Wesens und Lebens abgeben sollte. Wenn später diesem Orden die Stiftung einer Bruderschaft für das Bürgertum folgte, eine strengere Sonntagsheiligung befohlen wurde, so sieht man, wie Friedrich bemüht war, sittliche Anschauungen in der ganzen Bevölkerung wieder zu wecken.

Aber in dem an die Gutsherren gerichteten Verbot der Sonntagsarbeit lag zugleich die Fürsorge für den gemeinen Mann auf dem Lande, der die Arbeit zu verrichten hatte, eine Fürsorge, die lebhafter noch in der Verordnung uns entgegentritt, daß die Bauern „keinen andern Dienst oder sonst was thun sollten, geben oder verpflichtet sein, anders als vor Alters gewesen und daneben mit nichts beschwert werden in keinerlei Weise“. Wie der gemeine Mann in den Städten vor dem Übermut der Geschlechter, so wurde auch der Bauer vor Übergriffen der Gutsherren durch den Kurfürsten geschützt.

Kurz, überall im Innern herrschte eine rege Fürsorge und scharfe Aufmerksamkeit auf alles, was den Menschen zu irdischem Wohlbefinden, wie zu einem christlich ernsten Leben hinzuführen geeignet ist. Natürlich bedingte aber das Gedeihen auch möglichste Sicherheit von außen, und nicht nur dem Charakter des Kurfürsten, sondern auch der Lage der Sache entsprach es, wenn Friedrich in der auswärtigen Politik vornehmlich den Frieden zu erhalten suchte.

Freilich das war gerade die ihm eigentümliche Meinung, daß ihm, als „Ortsfürsten an diesem Ende deutscher Lande gegen Polen und Preußen gesessen, mehr zufallen müsse“, aber das Motiv war ihm nicht ein ehrgeiziges Streben nach größerer politischer Macht, sondern seine Meinung ergab sich ihm aus der Bestimmung der Marken, „damit deutschen Landen und dem heiligen Reich nicht mehr an diesem Ort zu fremden Zungen entzogen werde“. Die Streitigkeiten mit den benachbarten Fürsten suchte Friedrich durch Nachgiebigkeit zu beendigen, und namentlich Mecklenburg und Pommern gegenüber begnügte er sich statt der bisher behaupteten lehensherrlichen Ansprüche mit der Zusicherung des Nachfolgerechts nach dem Aussterben der Herzöge von Mecklenburg und von Pommern-Stettin.

Schärfer aber noch tritt diese Friedensliebe uns entgegen in der Richtung, die Friedrich in der allgemeinen großen Politik des Reichs einnahm. Die Leidenschaft und Heftigkeit, mit der die slavische Welt zur Zeit seines Vaters dem deutschen Wesen gegenüber getreten war, änderte sich zwar während der Regierung Friedrichs II. in ein kühl berechnendes, aber darum nur um so gefährlicheres Vorgehen. Und sie nahm einen so allgemeinen Charakter an, daß sie der Zeit überhaupt das Gepräge geben sollte. Um die Mitte des Jahrhunderts war nämlich die Zerrüttung des deutschen Ordens eine so tief gehende geworden, daß seine Auflösung bevorzustehen schien, schon boten sogar Mannschaft und Städte dem Könige von Polen an, ihm den Ordensstaat auszuliefern. Da konnte es wohl an der Zeit, konnte es als eine Erfüllung der Aufgabe der Mark erscheinen, mit

Bürgerliches Leben im Mittelalter.

aus dem „Mittelalterlichen Hausbuch". Bilderhandschrift des 17. Jahrhunderts im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg.

unterer Teil des Planetenbildes Merkur mit den unter seinem Einfluß stehenden Gewerben. Auf 6/7 verkleinert.
links unten ein Goldschmied, darüber ein Lehrer, einen Schulknaben züchtigend, darüber ein Uhrmacher; rechts davon ein Orgel-
ter, weiter rechts ein Maler, darunter ein junges Weib mit bejahrtem Ehemann beim Mahle einem jungen Bildhauer unter
Protest des Mannes Wein reichend.

Kopfbild der ersten Seite des frühesten Druckes der Altmark: Sassenspegel.
Druck v. Joach. Westfal, Stendal 1488. (S. a. Initial auf S. 66.)
Der Kaiser mit einem Ritter, der Papst mit einem Bischof halten das Attribut der richterlichen Gewalt, das Schwert, in ihre Händen. Über den Sachsenspiegel vgl. S. 14 und 15. Nach dem Exemplar der K. Bibliothek zu Berlin.

gewappneter Hand das „neue Deutschland", wie man es nannte, für Deutschlan zurückzugewinnen. Der Kurfürst aber beschied sich, in richtiger Würdigung de Verhältnisse das zu erreichen, was ohne Blutvergießen möglich war. Für 40,00 Gulden kaufte er die von Kaiser Sigmund dem Orden verpfändete Neumark zurü und rettete dadurch nicht allein dies Land für immer vor der Gefahr, polonisie zu werden, sondern bewahrte zugleich der Mark den Frieden zu einer Zeit, w die Länder ringsum in heftigem Kriegszustand waren, und, was mehr noch wa bewahrte zugleich die Mark selbst vor dem Schicksal, unter slavische Botmäßigke zu kommen. Denn eben dies plante man damals in Polen sowohl wie auch i Böhmen, und in den furchtbaren Verwickelungen, die der Tod des jungen König Ladislaus von Böhmen (1457) für lange Jahre hervorrief, erregte es geradez Bewunderung, daß es trotz aller Einbußen, die Friedrich wie sein Bruder Mark graf Albrecht erlitt, gelang, aus dem Schiffbruch, den das Reich infolge de aufsteigenden Macht des Böhmen-Königs Georg Podiebrad entgegen trieb, i Frieden von Guben (1462) die Marken zu retten. Auf die sehnsüchtige Gie Böhmens, die Marken zu gewinnen, wies jetzt selbst der Papst hin, als er seiner seits dem Kurfürsten die böhmische Krone anbot. Friedrich aber lehnte unte Zustimmung seines Bruders Albrecht ein solches Angebot, welches Brandenbur wieder zu einem Teil Böhmens gemacht hätte, ab, ebenso wie er schon 144 dieselbe böhmische und 1447 die polnische Krone zurückgewiesen hatte.

Aber gerade durch das Hinzuthun des deutschen Kaisers sollte nun d slavische Bewegung doch noch eine Gestalt bekommen, die, indem sie die slavische Stämme aufs neue zusammenführte, zunächst wieder Brandenburg bedrohte. In zwischen waren nämlich die Herzoge von Pommern-Stettin ausgestorben (1464 und der Herzog von Pommern-Wolgast hatte sich ungeachtet der brandenburgische Erbverträge in den Besitz des Landes gesetzt. Ja er trug nunmehr unt

Betonung seines slavischen Blutes dem Könige Kasimir von Polen, der inzwischen
n Preußen völlig Herr über den Orden geworden und das Land, selbst sprachlich,
Lavisiert hatte, seine Länder zu Lehen auf. Da aber auch die Hansa seinem
Unternehmen die hilfreiche Hand bot, so schien in der That, wie Friedrich es
usdrückte, „der ganze Seestrand schier zu Grabe gehen zu müssen". Denn auch
as Reichsoberhaupt, obwohl dem brandenburgischen Rechte anfangs geneigt, überfah
n Zorn darüber, daß Friedrich und Albrecht nicht, wie der Kaiser wünschte, mit
Macht gegen Böhmen vorgingen, sowohl die Vorteile, die deren freundliches Ver-
alten gegen Georg Podiebrad für Deutschland bot, sondern auch das deutsche
nteresse an der Seeküste. Der Kaiser vernichtete den zu Soldin mit seiner
igenen Zustimmung zwischen Brandenburg und Pommern vorläufig geschlossenen
Vergleich, unterstützte und ermunterte den Herzog von Wolgast. Und indem er
en König Mathias von Ungarn zum Kampfe gegen Podiebrad aufreizte, trieb er
uch diesen zum Bunde mit Polen. Friedrich mußte daher schließlich nicht nur
otz aller diplomatischen Verhandlungen sein gutes Recht über Pommern der
ntscheidung des Polenkönigs anheimstellen, sondern zu allen heftigen Wirren,
nter denen das Reich krankte, trat wieder eine slavische Kombination, die Polen,
ngarn und Böhmen — denn auch diese beiden näherten sich in Unheil verkündender
Weise — umfaßte.

Aufs Tiefste gebeugt durch so schwere Verhältnisse legte Friedrich, dessen
uges Verhalten doch seines scharfsichtigen Bruders Albrecht „Gefallen von An-
ng, Mittel und Ende" gefunden hatte, die Regierung nieder, in der Hoffnung,
aß sein Bruder — denn Söhne hinterließ er nicht — Mittel und Wege finden
erde, aus diesem Labyrinth die Marken herauszuführen. Nur wenige Monate
och waren ihm selbst beschieden, am 10. Februar 1471 ist Friedrich II. zu
Neustadt an der Aisch verstorben.

Totenschild Friedrichs II. mit der Kette des Schwanenordens.
In der Münsterkirche zu Heilbronn i. J. 1471 aufgehängt.

Kurfürst Albrecht. 1470—1486.

Aus Sachsenspiegel. Druck von Joach Westfal, Stendal 1488. Frühester Druck der Altmark.

Nur die Hälfte der fränkischen Besitzungen, das kleine Markgrafentum Ansbach, hatte Albrecht beim Tode seines Vaters geerbt, aber die ganz außergewöhnliche Tüchtigkeit, die ihn auszeichnete, und die er, in den verwickeltsten Lagen und im Mittelpunkt des politischen Getriebes stehend, stets aufs glänzendste bewährt, hatte es dahin gebracht, daß er längst und unbestritten als das Haupt des deutschen Fürstenstandes, die Zierde der Ritterschaft galt.

Die Nebel, die bei der Entsagung des Kurfürsten Friedrich II. den politischen Himmel Brandenburgs verfinsterten, teilten sich allmälig, denn durch die schnellen Fortschritte und Rücksichtslosigkeiten des Ungarn-Königs, sowie durch den, von Georg Podiebrad ausgesonnenen und von den deutschen Fürsten aufgenommenen, Plan der Absetzung des „unnützen Kaisers“ und der Wahl Herzog Karl des Kühnen von Burgund zum deutschen König ward der Kaiser so hart bedrängt, daß er auf den Kurfürsten Albrecht wieder angewiesen war. In der That rettete dieser dem Kaiser die Krone und führte die Dinge zu jenem glanzvollsten Reichstag der Regierung Kaiser Friedrichs III. zu Regensburg (1471). Wenn auch die Reform des Reiches nicht gelang, so durfte Albrecht doch auf einen Gewinn hoffen. Als nämlich nach dem Tode König Georg Podiebrads (22. März 1471) der polnische Prinz Wladislaus zum König von Böhmen gewählt worden, entbrannte zwischen diesem und König Mathias von Ungarn, den die katholischen Stände Böhmens zum König wünschten, ein heftiger Kampf, infolge dessen das Interesse Polens an dem pommerschen Erbfolgestreit erheblich abnahm. So entschied denn auch der Kaiser jetzt gegen die pommerschen Herzoge, und diese schienen sich zu fügen. Im Vertrage von Prenzlau (31. Mai 1472) erkannten sie die brandenburgische Lehenshoheit an und gestanden die Erbhuldigung wie den Besitz mehrerer Ortschaften an Brandenburg zu. Doch in der That dachte weder Herzog Wladislaus, noch dachten die pommerschen Städte daran, diesen Frieden nun auch zu halten; vielmehr drohte der pommersche Streit eine Wendung zu nehmen, die die Herrschaft der Hohenzollern in der Mark überhaupt in Frage stellte.

Zunächst erhob sich der Feind im Innern: die Städte versagten dem Landesfürsten die erforderlichen Mittel, ja neigten sich sogar den Pommern zu. Den Mangel an Geld hatte schon Kurfürst Friedrich schwer empfunden, ja er hatte sich, wie sein Bruder Albrecht übertreibend sagte, von den eingehenden Strafe-

eldern ernähren müssen. Nun schlug dieser, einer der tüchtigsten Finanzmänner iner Zeit, „der freilich auch noch Schulden machte, sie aber auch bezahlte“, um e Schuldenlast zu beseitigen, auf dem ersten Herrentage, den er in der Mark elt (Januar 1471), eine Steuer auf Bier und Wein für vier Jahre vor. Doch e Städte verweigerten eine solche indirekte, Ungeld genannte Steuer, die die ndesfürstliche Macht stärken und sie finanziell unabhängiger machen mußte. Und lbrecht verzichtete trotz der, 1456 dem Landesherrn ausdrücklich gegebenen, kaiser- chen Erlaubnis auf seinen Vorschlag, überließ den Ständen ganz die Art, wie e ihren Anteil an der Deckung der Schuld aufbringen wollten und übernahm lbst den dritten Teil, den er auf eine dem Lande möglichst bequeme Weise einziehen werde. Aber wie war man entsetzt, als der Kurfürst nach dem, m vom Kaiser selbst gegebenen Recht zur Bezahlung jener Summe einen neuen oll einführen zu wollen erklärte! Indessen entschied ein ständisches, auch von en Städten besetztes, Schiedsgericht völlig zu Gunsten des Landesherrn, und der aiser bestätigte dies Urteil. Mit dieser rechtlichen Anerkennung des Prinzips gnügte sich Albrecht und unterließ es, ihr Nachdruck zu geben, erreichte aber dadurch ur, daß der doch nicht unterdrückte Widerwille, der doch ungebeugte Ungehorsam der tädte den Angriffen der Pommern im Lande selbst Förderung gewähren konnte.

Ein zweiter Umstand, wodurch die pommersche Gefahr einen so bedenklichen haraktер annahm, lag wieder in ihrer Beziehung zur slavischen Bewegung und den genaueren Verhältnissen, in die Albrecht trotz gelegentlicher Entfremdung urch seine langjährige Unterstützung der böhmisch-ungarischen Politik des Kaisers n den Wirren in Polen, Böhmen und Ungarn getreten war. Infolge dieses esthaltens am Kaiser hatte Albrecht nämlich Wratislav als König von Böhmen nerkannt und war den auf die böhmische Krone gerichteten Bestrebungen des önig Mathias von Ungarn entgegen getreten. Der hierdurch entstandene Gegen- tz zwischen beiden Fürsten erhielt aber eine besondere Schärfe noch, als der chwiegersohn Albrechts, Herzog Heinrich von Glogau starb, und dessen Land ertragsmäßig von Albrecht für seine verwitwete Tochter Barbara in Anspruch enommen wurde, gleichzeitig jedoch ein Verwandter des verstorbenen Herzogs, ohann von Sagan, der wilde Hans genannt das Herzogtum in Besitz zu nehmen achte. Denn mit diesem Herzog Hans trat nun der König Mathias in Ver- indung und veranlaßte ihn, eine gleiche Verbindung mit den pommerschen Herzogen u suchen. So gestaltete sich denn ein gemeinsames Vorgehen der Feinde der Mark von Pommern bis nach Ungarn hin, und bald unterlag es keinem Zweifel mehr, daß selbst Sachsen sich an Mathias anschließen werde, daß auch der deutsche Orden nur deshalb wieder Ansprüche auf die Neumark zu erheben wagte, weil er n Mathias seinen Genossen erblickte: eine Verbindung, die mit der Einnahme Schlesiens durch Mathias ihre volle Bedeutung erhielt.

Hinzu kam endlich, daß Albrecht allein von allen Fürsten dem Kaiser Hilfe egen die Türken leistete, und daß Herzog Karl von Burgund, der im Westen ine alles überragende Stellung gewonnen, jetzt mit König Mathias anknüpfte nd im Begriff schien, auch Herr des deutschen Reiches zu werden. Außer- rdentlich groß war die Gefahr; in innigster Beziehung zum Kaiser stehend, achte Albrecht, ihr zu begegnen. Indessen der Krieg, zu dem es kam, lief in inem Frieden aus, der nur das habsburgische Hausinteresse wahrte und mit der Verleugnung jedes nationalen Gedankens gerade Albrechts Ansehen schädigte.

Gleichwohl ging Albrecht auf die ihm wiederholt gemachten Anerbietungen des Königs Mathias, in ein Bündnis mit ihm zu treten, nicht ein. Es schien zwar die sicherste Hilfe gegen die ringsum anstürmenden Feinde darin zu liegen, wenn man den mächtigsten von ihnen zu sich heranzog; aber ohne Zweifel wäre Mathias infolge eines solchen Bundes in Österreich, wo Kaiser Friedrichs Herrschaft ohnehin schwankte, eingebrochen, und die östlichen Mächte hätten, um die Mark Österreich verstärkt, nur um so schneller die Herrschaft über Deutschland gewonnen. Denn schon gewann Mathias Mähren, Schlesien, die Lausitz, und bis nach Brandenburg erstreckte sich die ungarische Grenze.

Inzwischen war aber der Kampf ausgebrochen, Markgraf Johann, der ihn einstweilen bestehen sollte, war arg ins Gedränge gekommen und nur mühsam hielt er hin und her verhandelnd die siegreich vorgehenden Feinde hin, bis endlich der alte Achill selbst wieder erschien, denn schon sah er deutlich, daß man ihn „zu nichte machen wolle". Aber gerade hier wieder bewährte er seinen alten Ruhm: je größer die Zahl seiner Feinde, um so waffenfreudiger nur, um so umsichtiger nur erscheint er in der Zurüstung zum Kampfe, wie in der glanzvollen Ausführung des Krieges. Und zugleich zeigt sich hier mit vollster Klarheit die unbedingte Herrschaft des Landesherrn. Auf einem Herrentage zu Kölln an der Spree wurde die allgemeine Rüstung des Landes beschlossen, und alle Stände, Ritter, Bischöfe und Städte mußten sich jetzt in Gehorsam dem Landesherrn unterordnen, die geforderten Mannschaften stellen. 20,000 Mann, so giebt ein gleichzeitiger Anschlag an, waren beisammen, ein Heer, wie es die Mark kaum gesehen, und unter diesem die nötige Anzahl von Geschützen, die von den Städten gestellt wurden.

Von der Neumark her warf sich Albrecht auf Herzog Bogislav von Pommern, verjagte ihn aus den eingenommenen Städten, eroberte die festen Plätze und zwang ihn zur Unterwerfung. Demnächst rückte er gegen Herzog Wratislaw über die Randow, nahm Vierraden und nötigte auch Wratislaw zu einem „steten christlichen Frieden" bis zum nächsten Jahr. Doch beließ Albrecht, wieder seine politische Umsicht bethätigend, Garz den Pommern. Denn schon zog Hans von Sagan vor Krossen, erklärte Mathias, nun auch mit Böhmen verständigt, an Brandenburg den Krieg und ließ 9000 Mann Ungarn heranrücken. Mit seiner ganzen Macht wandte sich Albrecht gegen Hans, schlug ihn vollständig, rieb auch die ungarischen Scharen völlig auf. Doch trotz dieser Siege wurde die Haltung des Königs Mathias immer bedrohlicher, und vor seiner gewaltigen Macht, die den Kaiser gebeugt, der Frankreich, die Eidgenossen in der Schweiz, die Kurie, ja viele Fürsten in Deutschland selbst zujubelten, schienen Albrechts Erfolge nur augenblickliche, deren Aufrechthaltung wenigstens noch Ströme Blutes kosten würden. Da schlossen die Venetianer mit den Türken einen Frieden, „des der Teufel lachen werde". Dadurch war Mathias genötigt, gegen die Türken Front zu machen und folgeweise mit Brandenburg einen Vergleich abzuschließen. Für die Ansprüche der Tochter Albrechts, Barbara auf Glogau sollten 50,000 Dukaten gezahlt werden, die herrschende Stellung des Königs aber in Schlesien unangetastet bleiben. Die Pommern waren schon vorher beim Beginn der Annäherung zwischen Mathias und Albrecht zum Frieden genötigt worden, der ihnen zwar Garz wieder überließ, aber die übrigen Schlösser und Städte der Mark zusprach und vor allem die brandenburgische Lehenshoheit über Pommern anerkannte.

Kurfürst Albrecht Achilles.

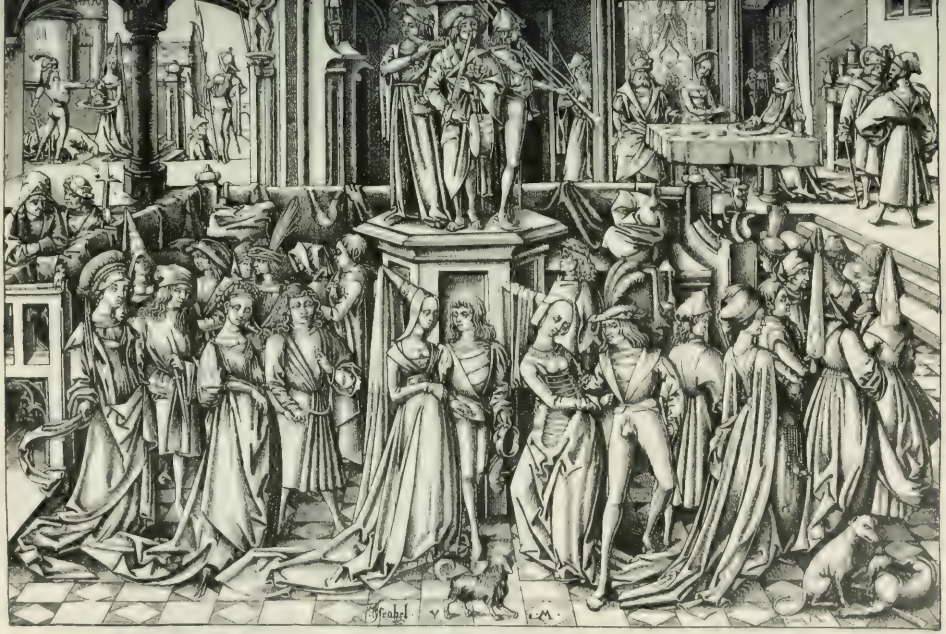
Nach dem Kupferstich von Domenicus Custos in Schrenck v. Notzings »Augustis simorum imperatorum serenissimorum regum atque archiducum, illustrissimorum principum etc. etc. verissimae imagines«. Innsbruck. 1601.

Das Namensfaksimile nach einem Original i. des K. Pr. Geh. Staatsarchivs zu Berlin.

Diese Erfolge Albrechts hatten im Reich die mächtigste Wirkung, und mit um so großerem Eifer konnte sich nun Albrecht den Bemühungen hingeben, eine Reichshilfe gegen die Türken ins Werk zu setzen. Er selbst stellte regelmäßig sein Kontingent, trieb auch die auf dem Nürnberger Reichstag, wo er wieder als „der Fürsten Haupt" erschien, bewilligte Kriegssteuer sogar von den Geistlichen ein, worüber ihn allerdings der päpstliche Bannstrahl traf, der ihn indessen nicht tief bekümmerte. Und wenn sich die Reichshilfe nicht nur gegen die Türken, sondern gegen Mathias selbst richtete, so konnte ihm dies nur erwünscht sein, denn jede etwaige Niederlage des Königs Mathias in Österreich verringerte diesem die Möglichkeit im Norden gegen die Mark vorzugehen. Umsoweniger war daher der Kurfürst damit einverstanden, daß sein Sohn, Markgraf Johann mit Herzog Hans von Sagan einen Vergleich schloß (September 1482), welcher der Mark statt des glogauer Herzogtums nur Krossen, Züllichau und Schwiebus überwies. Aber der erfolglos fortschreitende Kampf des Kaisers ließ es doch auch dem Kurfürsten zuletzt rätlich erscheinen, auf diese Bedingungen hin sich zu verständigen.

Denn mit diesem Abkommen war die Mark im Wesentlichen aus dem Chaos, in das die emporschwellende Macht des Ostens Deutschland zu stürzen schien, gerettet und genoß Jahre des Friedens, während ihr Kurfürst tief in die Geschäfte des Reiches verstrikt war und dem schlaffen Kaiser seine Anhänglichkeit bis über das Maß hinaus erwies. Und diesen Frieden auch im Innern des Landes zu wahren, zeigte sich Markgraf Johann, der doch manches ungerechte Scheltwort des Vaters zumal über den ungenügenden Zustand der märkischen Finanzen hinnehmen mußte, damals wohl gewachsen. Das alte Raubrittertum, das in den jahrelangen Kämpfen hie und da sich wieder zeigte, wurde im Zaume gehalten, die Ritterschaft, da und dort an den Grenzen noch unwillig über die märkische Herrschaft, mußte sich fügen. Die Städte namentlich die der Altmark, schon zur Empörung geneigt wegen der zur Tilgung der Kriegsschulden neu auferlegten Landbede, wurden durch gerichtliches Urteil, an dessen Spruch 24 Bürgermeister beteiligt waren, zum Gehorsam genötigt. Der Anspruch der Ritterschaft, die Landbede nicht durch landesherrliche, sondern durch ständische Beamte zu erheben, ward zurückgewiesen. Hier war in der That der Landesherr ein Haupt geworden, um das sich alle scharen konnten, „des Landes und aller Frommen Nutzen zu helfen und zu fördern und alle für einen Mann zu stehen."

Freilich andere Fürstenhäuser der Zeit suchten große und weite Reiche zu gewinnen, und armselig mag dagegen der Erwerb der Hohenzollern, ihr wiederholter Verzicht namentlich auf die Krone Böhmens erscheinen, aber die neu erworbenen Gebiete retteten sie für Deutschland, wußten sie den alten anzugliedern und ihrem Lande eine Abschließung zu geben, die sie nur um so mächtiger in der Folge erstarken ließ. Und gerade für die Geschlossenheit der Lande hat Albrecht den wichtigsten und folgenreichsten Schritt gethan, indem er am 24. Februar 1473 in Übereinstimmung mit seinen ältesten Söhnen seinem Hause ein Hausgesetz, die berühmte Dispositio Achillea gab, welche vornehmlich die Unteilbarkeit aller zur Mark gehörenden Länder und deren regelmäßigen Übergang auf den ältesten Sohn eines gestorbenen Kurfürsten festsetzte, die Abfindung der Ansprüche der jüngeren Söhne an das väterliche Erbe durch Zusicherung jährlicher Unterhaltungskosten bestimmte. Die fränkischen Lande wurden zwar in zwei Teile getrennt, aber eine weitere Teilung derselben verboten, das Erstgeburtsrecht auch hier an-



Tanz einer niederdeutschen Hofgesellschaft im 15. Jahrhundert. Von Israel von Meckenem † 1503.

Durch die im Hintergrunde dargestellten Szenen, Enthauptung Johannes des Täufers und Darbringung seines Hauptes durch die Herodias auf einer Schüssel, der Künstler dieser durchaus das Leben seiner Zeit widerspiegelnden Darstellung einen biblischen Charakter zu geben.

erkannt. Damit war das Haus Hohenzollern trotz mancher Versuche, diesem Grundgesetz entgegen zu handeln, vor einer Zersplitterung seiner Macht bewahrt. Die hausgesetzliche Anerkennung der Unteilbarkeit der Länder, das Verbot, daß nie mehr als drei regierende Herren im Hause überhaupt, nie mehr als einer in der Mark regieren dürfe, gab erst die Möglichkeit, aus der Mark und den dazu gehörenden oder in Zukunft etwa anfallenden Ländern einen Staat zu schaffen.

Den Schlußstein der Thätigkeit Albrechts aber bildete die Sorge für das Reich, und in vielleicht noch höherem Grade für den Kaiser und das Haus Österreich. Es galt die Wahl Maximilians zum deutschen Könige. Wenige Wochen danach, noch in Frankfurt im Predigerkloster daselbst starb der alte Held (11. März 1486), und Kaiser, König, Kurfürsten und Fürsten gaben seiner Leiche das Geleite. „Sein Leben war", so klagten nach einem etwas späteren Zeugnis die Zeitgenossen, „Deutschlands Halt, sein Tod war Deutschlands Fall."

Ein Feldlager im 15. Jahrhundert.

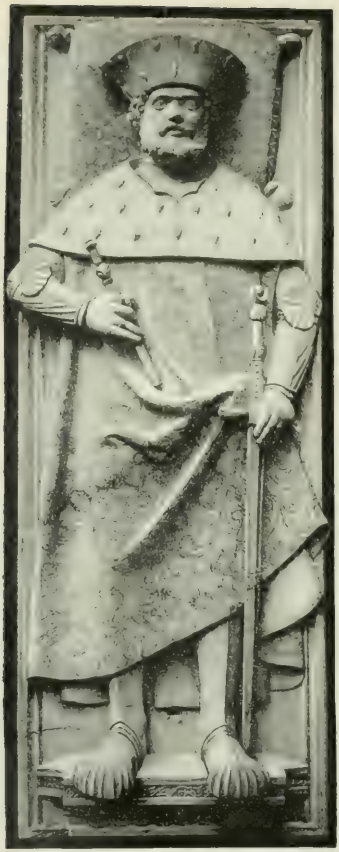
Aus dem „Mittelalterlichen Hausbuch", Bilderhandschrift des 15. Jahrh. im German. Nationalmuseum zu Nürnberg. Auf 1/3 verkleinert.

Kurfürst Johann. 1486—1499.

Man kann in der Regierung des Kurfürsten Johann, die das letzte Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts umfaßt, für die Mark in manchem Betracht den Abschluß der einen, wie den Übergang zu einer neuen Zeit sehen. Es schließt der Zeitraum, in dem der Ansturm der slavischen Welt gegen die germanische das vorwiegende Interesse behauptet. Noch einmal schien zwar die Lage Brandenburgs gegen die slavischen Länder dadurch eine schwierige zu werden, daß mit dem Tode des Königs Mathias von Ungarn (1490) der König 1490
Wladislaus von Böhmen dessen Nachfolger auch in Ungarn geworden, und somit die Vereinigung dieser beiden slavischen Königreiche vollzogen war.

Kaiser Maximilian suchte seine Ansprüche mit Waffengewalt gegen Wladislaus durchzusetzen, und es hätte für Johann nahe gelegen, in diesen Kampf einzutreten, zumal er selbst durch seine Gemahlin Ansprüche zu erheben hatte, und König Wladislaus noch immer die längst zugesagte Vermählung mit seiner Schwester Barbara zu vollziehen zögerte. Statt dessen begnügte sich der Kurfürst mit dem Verzicht des Königs Wladislaus auf das Recht des Wiederkaufs der 1482 abgetretenen Landschaften und der

Randverzierung in Originalgröße von der ersten Seite des »Novum beate Marie virginis psalterium«, ruhendes bekanntes märkisches Druckwerk aus der Druckerei des Gutenbergverlegers Zainer ca. 1492. Nach dem Exemplar der Münchener Hof- und Staatsbibliothek



Johanns von gottes gnaden Marggrafe zu Brandburg

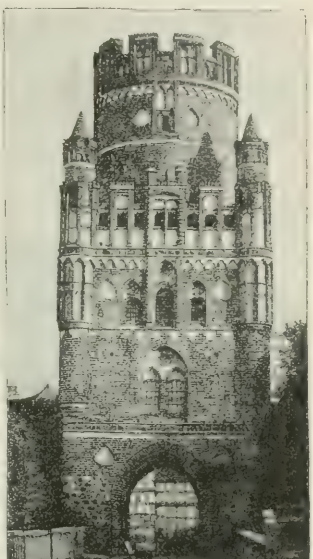
ihm erteilten Zustimmung zum Ankauf von Land und Stadt Zossen. Hierin lag ohne Zweifel ein Aufgeben berechtigter und weitreichender Aussichten, und bedenklicher war es noch, wenn Johann auch gegen die trotzigen Pommernherzoge eine weit getriebene Nachgiebigkeit zeigte. „Aus sonderlicher Liebe und Freundschaft" leistete er hier auf das der Mark so oft zugesprochene Recht der Oberlehensherrlichkeit gegen die Zusicherung des dereinstigen Anfalls des Landes beim Aussterben der Herzoge Verzicht, gab selbst die von seinem Vater erworbenen Städte und Schlösser zurück. Aber ein Wesentliches war doch mit dieser Nachgiebigkeit insofern gewonnen, als die Zeiten des Kämpfens und Ringens gegen auswärtige Feinde, die seit dem Aussterben der Askanier begonnen und unter den ersten hohenzollernschen Kurfürsten durch das Vordrängen der Slaven kaum eine Unterbrechung erlitten hatten, jetzt abgeschlossen waren, und der Blick sich wieder auf die Gestaltung und Ausbildung des eigenen Seins, den inneren Ausbau der Länder richten konnte.

Eben dies war nun auch dadurch der Fall, daß die Marken von Franken wieder getrennt waren. Gewiß läßt es sich nicht verkennen, daß gerade die Beziehungen zu jenen mitteldeutschen Ländern und deren Verhältnis zu Kaiser und Reich die Marken durch das beiden Ländern gemeinsame Fürstenhaus nur um so fester an Deutschland ketteten, und wer hätte sagen wollen, daß nicht

Das nebenstehende Bildnis Kurfürst Johanns bildet die Deckplatte seines Grabmals in der bisherigen Domkirche zu Berlin. Es wurde entworfen und begonnen von Peter Vischer d. Ä. 1455—1529, vollendet von denen Sohn und Mitarbeiter Johannes Vischer 1530. Vgl. S. 76. Das Namenstafelmuster nach einem Original im K. Pr. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

ch die Mittel, die Reichtümer, die vorgeschrittene Bildung Frankens für e Mark weiterhin hätten fruchtbringend wirken können! Auch lag es viel- cht mit in dieser Trennung, daß das Ansehen der Mark in Deutschland ein ringeres wurde, also daß sie, wie ein brandenburgischer Rat wenig später rieb, „seit achtzig Jahren nicht kleiner erücht gehabt hat im Reich". Indessen ren die Interessen, die politischen Ge- htspunkte wie die wirtschaftlichen Be- igungen in beiden Landschaften so rchaus verschieden, daß ihr Zu- mmenwachsen undurchführbar und die lle Entfaltung aller Kräfte jeder der den Landschaften nur gehemmt er- einen mochte. Insbesondere konnten e Marken nun, unbekümmert um die derwärtigen Streitigkeiten mit den baye- chen Herzogen, die Fehden, Zänkereien d Eifersüchteleien der fränkischen schöfe und Reichsstädte ihres eigenen eges gehen, ihres eigenen Lebens froh erden.

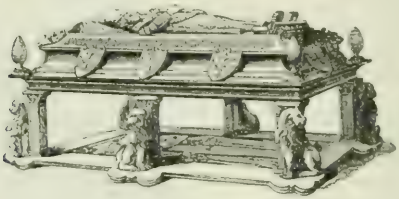
Nach dieser Richtung hin wirkte vor- hmlich die weitere Befestigung der ndesherrlichen Gewalt, die sowohl dem elbstwillen der Städte wie den Über- iffen der Ritter namentlich in der riegnitz gegenüber trat. Und es gelang on 1488 eine indirekte Steuer, die Bier- ese, die bisher stets von den Ständen rückgewiesen war, auf sieben Jahre durch- setzen, die Empörung, die sich darüber den altmärkischen Städten vor- hmlich in Stendal erhob, niederzu- schlagen und auch diese Städte zur Leistung r Abgabe zu nötigen. Aber nur mit dem ugeständnis eines wesentlichen Rechts der ndesfürstlichen Gewalt an die Stände, r Umlage und Erhebung der Steuer rch Beamte der Stände, war dieser folg erreicht. Man mußte zufrieden in, die Mittel zur Tilgung der in den ommerschen Kriegen erhöhten Landes- ulden gewonnen zu haben. Das wieder wachende Fehde- und Raubwesen, die stärker zu Tage tretende Bedrückung des rmen Mannes vermochte Johann indessen nicht zu beseitigen. Doch gerade die nterthanen gegen die Unterdrückung ihrer Herren, die Hilflosen gegen die rausamkeit der Mächtigen zu schützen, soll er seinem Nachfolger als eine seiner



Das Ünglinger Thor zu Stendal.

Backsteinbau von ca. 1440 auf einem Granitunterbau von ca. 1200. „Die großartige Gesamtkomposition, welche die schwierige Aufgabe, ein quadratisches Thorhaus mit einem Rundturm unmittelbar zu verbinden, lösen mußte, ferner die Trefflichkeit der Hauptverhältnisse, die Reinheit und Eleganz der Profilierungen, endlich die wohlüberlegte und sinnreiche Anwendung des durch das Baumaterial gegebenen Farbenwechsels mit glasierten Steinen, Thonplatten, Putzflächen ꝛc., alle diese Vorzüge erheben das Ünglinger Thor auf eine der höchsten Stufen der mittelalterlichen Profanbaukunst, nicht nur in der Mark, sondern in den baltischen Landern." Adler, Backsteinbauwerke, Z. 95.

vorzüglichsten Aufgaben bezeichnet haben. Und gefördert durch das feine Verständnis des Kurfürsten für die emporblühenden humanistischen Studien begann nun auch eine allgemeine Bildung allmählig den Weg in die Marken zu finden, und Johann, von dem sein berühmter Staatsmann, der Bischof Friedrich Sesselmann von Lebus, rühmt, er sei „von gottes gnaden von hoher und großer Vernunft und gutes Rates, wann ich ihn versucht habe und erfinde rat an Im, der mir sehr wohl gefallt" — dachte sogar daran, im Lande eine Universität zu errichten. Da ereilte ihn im besten Mannesalter der Tod zu Arneburg am 4. Januar 1499, und das war nun die wichtigste Frage, ob das durch die drei ersten Kurfürsten so kräftig entwickelte landesherrliche Regiment aufrecht erhalten oder ob die Macht etwa an die Stände übergehen werde.



Grabmal des Kurfürsten Johann
in der ehemaligen Domkirche zu Berlin.
Von Peter Vischer d. ä. 1455–1529. Bd. 2 S. 74.

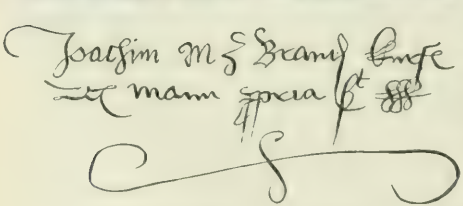
Zierbuchstabe, eine Schulstube darstellend.

Aus: Aelius donatus, de octo partibus orationis. Holztafeldruck des Conrad Dinckmut in Ulm, um 1475

Kurfürst Joachim I. 1499—1535.

Das sechszehnte Jahr hatte Kurfürst Joachim I. noch nicht vollendet, als er zur Regierung berufen wurde, und doch wußte er mit sicherer Hand gerade das hinauszuführen, was seine Vorfahren begonnen, sein Vater aber zu beendigen nicht vermocht hatte. Auf fast allen Gebieten des inneren politischen Lebens reformierend thätig, erhob er die landesherrliche Gewalt zu einer Blüte, wie sie unter seinen Vorfahren sie nicht gehabt, unter seinen Nachfolgern auf lange hinaus nicht wieder haben sollte. Der Staat, die Macht des Landes ruhte unter ihm lediglich in seiner Hand, und in dieser rein monarchischen Gestaltung des Landes gelang es, dem Frieden und der Ruhe im Innern eine feste Norm zu geben, wodurch wenigstens in der ersten Hälfte seiner Regierung auch das Ansehen, welches die Mark im Reich hatte, wieder erhöht wurde. Nur nach einer Richtung hin verführte den Kurfürsten sein Verständnis für die Notwendigkeit der absoluten landesherrlichen Gewalt zu einem Schritt abseits von dem vorwärts führenden Wege, und die Einsicht, welche er in die Kraft und Bedeutung der fürstlichen Autorität hatte, verschloß ihm die Erkenntnis von der überwältigenden Macht, mit welcher beim Auftreten Martin Luthers aller Herzen von der Notwendigkeit der „Reformation an Haupt und Gliedern" ergriffen waren. Und dies ist um so mehr zu beklagen, als gerade Joachim wie sein Vater inmitten der neu erwachten humanistischen Studien stand, und gerade die höchsten und wichtigsten Fragen alles Seins zu durchforschen, seinem hochgebildeten Geiste unendlich anziehend war. Natürlich verschmähte er dabei nicht, der Sitte und Anschauung der Zeit entsprechend, den trügerischen Studien der Astrologie, der Kunst, aus den Sternen die Geschicke des Menschen zu erkennen, zu huldigen.

Mit ruhiger Sicherheit lehnte er zunächst die von seinem Oheim Friedrich in Franken gewünschte Vormundschaft ab und erklärte alsbald seinen Ständen, daß er auch ohne ihre Zustimmung thun werde, was dem Lande zum Heile gereiche. Er, „als der Landesfürst werde von sich selbst darein sehen, der Lande und der Unterthanen gemeinen Nutzen zu befördern", denn „der Fürst ist da" — sagte er, — „damit

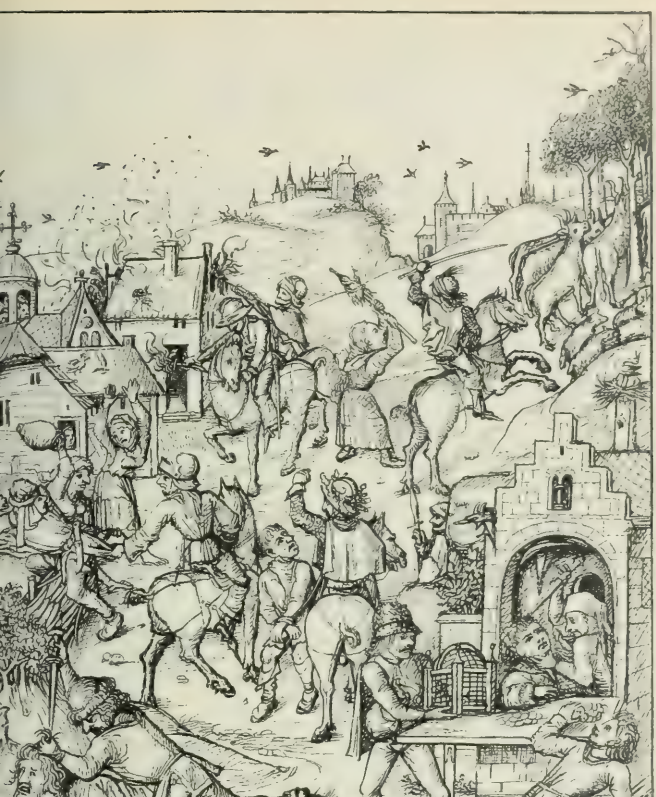


Kurfürst Joachim I. im 45. Lebensjahre.

Das Original von Lukas Cranach in der Kanzleibibliothek zu Bayreuth. Das Kameenexemplar nach einem Original im K. Pr. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

er für die Ruhe und die Wohlfahrt aller sorge, denn er ist Gottes Diener, den Guten freundlich und ein Rächer zur Strafe denen zu sein, die Böses thun". Dies Wort, das nicht nur fürstliches Selbstgefühl, sondern volles Verständnis von der Aufgabe des fürstlichen Amtes bezeugt, darf man als die Richtschnur der Politik Joachims ansehen.

Naturgemäß gedachten aber die Stände nicht, einer solchen Politik, die ihre Macht untergraben mußte, ohne weiteres sich zu fügen. Im Gegenteil, das unter Johann wieder aufgetauchte Raub- und Fehdewesen etlicher Edelleute nahm weiteren Umfang an. Denn unter einem so jugendlichen Fürsten glaubte man ungestraft „auf Raub und Name" ziehen zu dürfen, um so die wirtschaftlich wie namentlich politisch äußerst bedrängte Lage verbessern zu können. „Die Blackerei und Beschedigung des Kaufmannes und andrer armer Leute" begab sich wieder überall im Lande, ja dem Kurfürsten selbst wagte man es, den Fehdebrief zu senden, und in der Köpenicker Heide geriet Joachim mit den Friedbrechern sogar ins Handgemenge. Aber mit fester Hand und erfolgreich griff der Kurfürst durch, selbst vor Todesurteilen scheute er nicht zurück. Keines



Ausplünderung eines Dorfes durch Raubritter.

dem „Mittelalterlichen Hausbuch". Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Unterer Teil des 3. Planetenbildes (Mars). Auf 4/5 verkleinert.

rend links unten ein Wanderer ermordet wird, plündert man rechts unten den Laden eines Geldwechslers. Darüber treibt ein er das geraubte Vieh von dannen, andere zünden das Dorf an oder plagen die Bewohner, von denen ein Teil sich in den Turm der Kirche geflüchtet.

wegs aber war, wie die Zeitgenossen ihm vorwarfen, dies strenge Verfahren i einer Abneigung gegen den Adel begründet. Vielmehr gerade als ein „Liebhabe und Förderer des frommen Adels, wie uns das angeerbt", will Joachim erfunde werden, und gegen eine Stadt, die sich landesherrlichen Gerichts anmaßt, ver fahrt er mit der gleichen Strenge, obwohl er in den Bürgern „das Herz de Staates" sieht. Nicht Vorliebe oder Abneigung gegen einen einzelnen Stan sondern die ihm als Landesherrn obliegende Pflicht gegen das ganze Land, d Ausbildung der landesherrlichen Gewalt bestimmte sein Verhalten.

Daher reformierte Joachim auch eigenmächtig, „als der Landesfürst, der das gebührt", und „aus der Betrachtung des gemeinen", d. h. allgemeine „Nutzens" die morsch gewordenen Verfassungen der in ihrer Entwickelung zurück gekommenen Städte und hob damit — ganz im Sinne seiner Auffassung von de Staatsgewalt — sowohl das wirtschaftliche Gedeihen der Städte, wie er dere Eigenwillen und Trotz, sobald er sich hervor wagte, zu beugen wußte. In dem selben Sinne erließ er eine allgemeine „Polizei-Ordnung der Städte", „zu helfen damit unsere Städte und Einwohner an ihrer Nahrung zunehmen, sich besser Friede, Gericht und Recht bei ihnen erhalten werde". Ebenso nahm er sich mi besonderem Eifer der Bauern, die unter der „Wüterei gegen die armen Leut am meisten litten, energisch an, trat den Versuchen der Gutsherren, die Bauer zu Hörigen herabzudrücken, sie auszubeuten, mit aller Entschiedenheit entgegen denn, „als der gemeine Landesfürst sei er den Armen wie den Reichen Schu und Schirm zu Recht und Billigkeit in gleichem Maße schuldig". Ebenso steigert er die Einnahmen, die 1411 gleich Null gewesen, 1440 aber schon 30000 Gulde betragen hatten, auf 80000 Gulden oder 186000 heutige Thaler.

Naturgemäß sucht ein solches Pflichtbewußtsein vornehmlich in der Ver besserung der Rechtspflege seinen Ausdruck, und Joachim, beeinflußt auch woh durch ähnliche Bestrebungen im Reich und einzelnen Territorien, suchte diese Ver besserung auf zwei Wegen zu erreichen. Einmal ließ er eine Kammergerichts Ordnung ausarbeiten, nach welcher das Kammergericht zu Berlin als ein oberste Gericht für alle Unterthanen gelten und zugleich als ein Mittelpunkt für di
1516 fernere Entwicklung des Rechts selbst dienen sollte (1516). Bezeichnender Weis verlangte der Kurfürst hierbei, daß die Prokuratoren besonders zur unentgeltliche Wahrnehmung des Rechts „der armen Leute" eidlich verpflichtet werden sollten Zweitens aber sollte an Stelle der ganz verschiedenen, im Lande geltenden Rechte statt des Sachsenspiegels und seiner Abweichungen nunmehr das einheitlich römische, das gemeine Recht treten, das, wie es eine feste Staatsgewalt zu Voraussetzung hat, doch auch wieder zur weiteren Ausbildung einer solchen ge eignet war. Wenigstens auf einem Gebiet, dem des Erbrechts gelang soga
1527 schon (1527) eine Kodifikation, die sogenannte Joachimika, die in ihrer Vermischung deutschen und römischen Rechts noch heute in der Mark in Geltung ist.

Hier ist auch der berühmte Prozeß gegen die Juden zu erwähnen, der in Jahre 1510 infolge eines Hostiendiebstahls aus einer havelländischen Kirche ent stand und die weitesten Dimensionen annahm. Aber weniger deshalb ist diese Prozeß zu erwähnen, weil er mit seinen unglaublichen Anklagen, seiner harte Bestrafung der Juden ein unser Gefühl verletzendes Spiegelbild der Zeit gibt sondern weil er das hohe Gerechtigkeitsgefühl des Kurfürsten kennzeichnet. Nich allein nämlich, daß Joachim der herrschenden Leidenschaft gegenüber die prozessualischen

¶ wie Jacob iud von Smol Salomons son die ein partigkel hat empfangen · vnd sy auff ein groben tysch gelegt vnd iren mutwillen darmit geübet vnd mit messern darin gehawen vnd gestochen.

acob auch Slamon der raby / deßgleychen ir itzlicher

inn die heylig hostien gehawen vnd gestochen. vnd wo das heylig Sacrament plůt von sich gelassenn / Vnnd sonderlich an welchē ort der raby einē grossen span aus dem tysch hehawē daruff etwas vil bluts gelegen · Sye haben auch iter itzlicher allein das weydmesser vnnd ander ander messer / die sy darzu ge

wie sye das in der gefengknus iter itzlicher an der an
issen bekant wissen zusuchen vnd zufinden. Als auch
ch vnd vil blůtstropfen darauf zusampt den messern

Übertragung.

Wie der Jude Jakob von Samuel Salomons Sohn die eine Partikel (s. der gestohlenen Hostie) empfangen hat und sie auf einen groben Tisch gelegt und sie ihren Mutwillen damit geübt und mit Messern darin gehauen und gestochen.

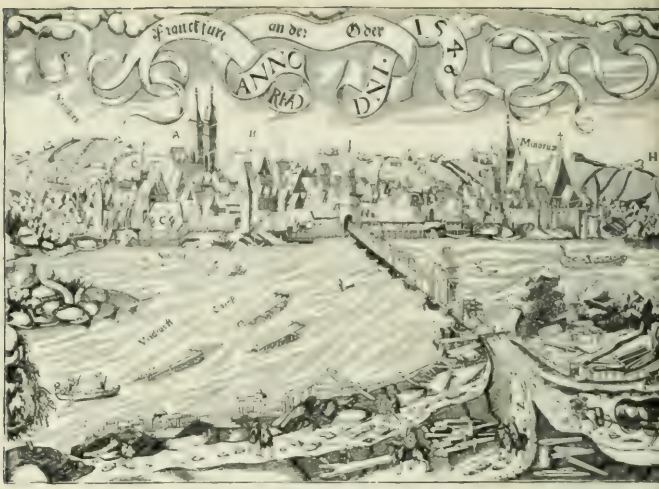
(Das vorhergehende Blatt berichtet, wie der Jude Jakob nach seinem ihm auf der Folter erpreßten Geständnis in einem Hause zu Brandenburg die Hostie geschändet habe und

wo Jakob auch Salomon, der Rabbi und noch einige andere in die heilige Hostie gehauen und gestochen haben und wo das heilige Sakrament Blut von sich gelassen. Und besonders an welchem Ort der Rabbi einen großen Spahn aus dem Tisch gehauen, darauf viel Blut gewesen. Etliche haben auch allein das Weidmesser und wieder andere andere Messer, die sie dazu gebraucht wie das etliche von ihnen im Gefängnis ohne der andern Vorwissen bekannt haben zu suchen und aufzufinden gewußt. Auch sei der Tisch mit viel Blutstropfen darauf samt den Messern

(in der Domkirche zu Brandenburg vorhanden).

Zur Judenverfolgung 1510.

similewiedergabe einer Seite aus „Ditzs ist der wahrhafftig Sumarius der gerichts hendel unnd proceß der
alten ist worden uff manchfaldig Judicia, aussag, und bekentnus eines Pawl From gnant der das hoch-
ig Sacrament sambt einer monstrantzien ꝛc. auß der kyrchen zu Unobloch gestolen. Und auch der begangen
dell der Juden die ir thetliche hennde an das aller heiligst hochwirdigst Sacrament unnd vil unschuldige cristliche
er torstiglich geleget und im Zehende Jar zu Berleinn gerechtfertigt sein worden." Frankfurt a./O., 1511, gedruckt
bei Johann Hanau. Einzig bekanntes vollständiges Exemplar in der K. Bibliothek zu Berlin.



Frankfurt an der Oder.

Aus Sebastian Münsters Cosmographei. Basel 1550. „Von eim ersamen vnd weisen Rath zu disem werck d
Cosmographen / freiwilichen und gantz freuntlichen vberschickt / darzu furderlichen geholffen hat der hohen schulen
derselbigen Zeit ein hochwirdiger Rektor / von mir Münstero deshalben ersucht vnd uff das höchst erbetten. A
hab der Herr in Teutschland nit viel gefunden / die uff mein einfaltigs schreiben mir in meinem fürnemen so gu
willig gewesen."

A Parochialis Ecclesia, Pfarrkirch. B Praetorium, Rathaus. C Das Selhaus. D Der Juristen Kollegiu
E Sankt Nikolaus-Kirch. F Minoriten, Barfüsser. G Das Groß oder der Artisten Kollegium. H Straß gen Berli
I Sankt-Georgen-Kirch. K Die Straß nach Stettin. L Die Straß nach dem Land zu Behem. M Ein Kar
häuser-Kloster. N Straß gen Preßla. O Sankt Gertruden-Kirch.

Formen, „nach ordinung der recht und gewohnheit der lande" genau inn
zu halten befahl, widersprach vielmehr schon die Genehmigung zur Einleitun
des Prozesses und die Vertreibung der Juden aus dem Lande entschieden de
eigenen finanziellen Interesse des Kurfürsten, da dieser bisher in dem Schutzgeld
das die Juden zahlen mußten, eine reiche Einnahme gehabt hatte.

Für die Entwickelung des Rechts, insbesondere die Einführung des römische
1506 Rechts mußte aber ferner die am 25. April 1506 mit großer Feierlichkeit er
öffnete erste Universität in den Marken, Frankfurt, von Bedeutung werde
Es versteht sich indessen, daß durch die von der Universität gepflegten humanistische
Studien überhaupt eine tiefer greifende Bildung in den Marken — in dene
nach Joachims Zeugnis ein Gelehrter noch so selten wie ein weißer Rabe wa
— erweckt werden sollte. Denn „von der besseren Erziehung der Jugend mu
die wahre Reformation ausgehen, nicht blos die der Kirche, sondern auch di
der äußeren gesetzlichen Zucht, die des Staates, des häuslichen und allgemeine
Wohlstandes". Ganz im Sinne Joachims feierte daher der junge Ulri

von Hutten in seinem Lobgedicht auf die Mark und Universität Frankfurt, wo er selbst immatrikuliert war, die Liebe zur Wissenschaft als den schönsten Schmuck des Lebens.

Man erkennt, daß, wie alle diese Bestrebungen das landesfürstliche Ansehen über alle anderen Gewalten heraushoben, so wiederum die landesfürstliche Gewalt auf die Entwickelung der Marken in allen Beziehungen förderlich und wohlthätig einwirken mußte, auch wenn sich nicht alle Reformen Joachims auf die Dauer haben erhalten können. Mit Bewunderung wird man daher zu den Herrschergaben und dem klugen Sinn des Kurfürsten hinauf sehen dürfen, der trotz seiner Jugend mit so sicherer Hand die Grundlinien zog, auf denen ein gedeihliches Fortschreiten möglich war.

Natürlich, daß diese Ordnung im Innern auch das Ansehen im Auslande hob. Joachim mußte sein Augenmerk zuvörderst vornehmlich auf die gewaltigen Kämpfe, in welche damals die skandinavischen Reiche wie die kleinen deutschen Fürstenstaaten verwickelt waren, richten. Aber indem in diesen ein auch für den Kaiser Maximilian wichtiger Wendepunkt (1506) eintrat, und der Kaiser die Stimme des Kurfürsten für die Königswahl seines Sohnes zu gewinnen suchen mußte, kam Joachim doch auch wieder in die nächsten Beziehungen zum Kaiser, die überaus wertvoll waren. Trotz seines Widerstrebens ließ sich nämlich der Kaiser zuletzt zu erneuter Anerkennung der brandenburgischen Lehenshoheit über Pommern, sowie zur Anerkennung der Anwartschaft Brandenburgs auf die Hälfte von Schleswig-Holstein bewegen. Dazu gelangten nun die einzelnen Glieder des Hauses Hohenzollern zu hochbedeutsamen Stellungen, die wieder das Ansehen des Kurfürsten heben mußten. Der Bruder des Kurfürsten, Markgraf Albrecht, war Erzbischof von Magdeburg geworden, hatte trotz mancher Hindernisse sogar den Kurstuhl von Mainz bestiegen, war Kardinal und Primas Germaniens geworden. Schon faßte ein Vetter Joachims, Markgraf Georg der Fromme von Ansbach, Fuß in schlesischen Fürstentümern, und schon war vorzüglich Georgs Bruder, Markgraf Albrecht (1511), zum Hochmeister des deutschen Ordens gewählt worden, 1511
ein Ereignis, das für Brandenburg von bleibender Bedeutung werden sollte. Von diesem ritterlichen Hohenzollern durfte man hoffen, daß er Preußen, das „neue Deutschland" den Polen entreißen werde, und der Kurfürst konnte bald den jungen Vetter um so thatkräftiger unterstützen, als dieser im Namen des Ordens die vielbestrittene Neumark endgiltig (1517) der Mark überließ. Überdies hatte Joachim 1517
Zossen erworben, Peitz und Teupitz eingelöst, auf Krossen sichere Anwartschaft erworben, die Grafschaft Ruppin beim Aussterben des Ruppiner Grafenhauses dem Lande einverleibt und eine engere Freundschaft mit Hessen und Herzog Georg von Sachsen geschlossen.

Nur davon war man allerdings weit entfernt, mit diesen Erfolgen irgendwie den Vorsprung, den das Haus Habsburg gewonnen hatte, einholen zu können. Umgekehrt vielmehr erscheinen diese territorialen Erfolge Brandenburgs gegen die universale Stellung Habsburgs verschwindend gering. Am 12. Januar 1519 1519
war Maximilian gestorben, ohne die von ihm mit so lebhaftem Eifer betriebene Wahl seines Enkels, des Königs Karl von Spanien, zu seinem Nachfolger erreicht zu haben. Höchst unwürdig war dann nach seinem Tode das Feilschen um die deutsche Königskrone, und bald war es, da Friedrich von Sachsen es ablehnte, ihre Bürde auf sich zu nehmen, und die mehrfach empfohlene Wahl Joachims,

zu deren Annahme dieser gern bereit war, auf Widerspruch stieß, nicht mehr zweifelhaft, daß sie nur einem auswärtigen Herrscher, entweder dem Könige von Spanien oder dem von Frankreich, zufallen werde. Die Wahl ergab dann König Karl von Spanien, für den auch Joachim nach den unerquicklichsten Verhandlungen mit den Prätendenten und den Kurfürsten zuletzt seine Stimme abgab. Wie aber durfte Joachim erwarten, der alles überragenden, die Welt beherrschenden Macht eines solchen Kaisers gegenüber die Selbständigkeit seines Staates, wie er sie gepflegt, erhalten zu können!

Wenigstens in einer Beziehung mochte indessen Joachim hoffen, mit dem habsburgischen Kaiser Hand in Hand gehen zu können. Er durfte die Überzeugung hegen, in Karl V. einen sicheren Rückhalt zu finden gegen Martin Luther, mit dessen kurz vor Karls Wahl erfolgtem Auftreten jene allgewaltige Bewegung begonnen hatte, die an Tiefe und Innerlichkeit, an Kraft und Bedeutung für den einzelnen Menschen wie die gesamte Menschheit von keiner anderen in der neueren Geschichte erreicht worden ist. Joachim nämlich, obwohl gegen die tiefen Schäden der damaligen christlichen Kirche keineswegs blind, verurteilte doch eine Reformation, die nicht von den geordneten Organen der Kirche, vom Papst, den Bischöfen oder einem Konzil ausging, als strafbare Auflehnung der Unterthanen gegen die Obrigkeit und verkannte so allerdings den Charakter der gesamten Bewegung. Demgemäß aber schloß Joachim sich dem Papste, bald auch dem Kaiser, der doch ihn, wie die anderen deutschen Fürsten, durch das offenkundige Bestreben, sie zu unterdrücken, tief verletzte, aufs innigste an.

Das Lob der Mark.

Gedicht von Ulrich von Hutten in Publii Vigilantii Axungiae poetae et oratoris ad illustrissimum principem Joachimum. Frankfurt a./O. 1507, gedruckt von Conrad Baumgardt.

Nach dem einzigen bekannten Exemplar in der Breslauer Universitäts-Bibliothek in Originalgröße.

Fol. 1b verso.

Vdalricus Huttenus phagigena Johannis Rhagij Aesticampiani discipulus Ad Lectorē huius libri.

Marchia tardigrado terra interiecta Bootae
Hargareum superat fertilitate solum.
Cuius in Autumno cum piguibus incola botris
Poma. sub aestate praemia messis habet.
Vix sentit piceis Borealia frigora tedis.
Tempore foetura Veris abundat apum.
Adde boum cultus hic quorum copia tanta est
Quanta sub Jonio fertur arena mari,

Über
tragun
Ulrich Hu
aus dem
Buchen,*)
Schüler
Johann
Nach a
Kommerf
an den
dieses Buc

Markland, unter dem träg sich bewe
den Baren gelegen,
Läßt an Ppigkeit weit Gargaras
hinter sich
Äpfel schenkt den Bewohnern der H
und saftige Birnen,
Während der Sommer ihm reich ipe
der Ernten Ertrag.
Kaum verspürt es des Boreas Frost
den pechenen Fackeln,
Wimmelt von Blüten, daraus H
ihm fließet im Lenz.
Rechne dazu die Zucht der Ochsen,
hier wohl in Unzahl
Grasen, wie kaum sie der Strand b
des jonischen Meers.

*) In diesem Tag seine Stammburg Stockel

Erläuterungsblatt

zu dem

Ablaßbrief des Erzbischofs Albrecht von Mainz, Markgrafen von Brandenburg,

zum Besten des Baues der Peterskirche zu Rom.

Ausgestellt für Mechtild, Peter Rodts Witwe, und Adam Rodt zu Göttingen am 1. Juli 1517.

Als Probe der Ablaßbriefe, welche Tetzel in jener Zeit in der Mark Brandenburg, besonders in Jüterbog und Berlin verkaufte.

Nach dem wohlerhaltenen Exemplar in der Großherzoglich Braunschweig-Lüneburgischen Bibliothek zu Wolfenbüttel, an dem jedoch das Siegel jetzt nicht mehr vorhanden ist, letzteres ist ergänzt nach einer Abbildung dieses Ablaßbriefes in Hermann von der Hardt „Historia Literaria reformationis". Frankfurt a. M. 1717. IV. 4. und hat die Umschrift S(igillum) fabrice S(ancti) Petri de Vrbe

Albertus dei et Apostolice sedis gratia, sancte Moguntinensis sedis, ac Magdeburgensis ecclesie Archiepisc
Primas, et sacri Romani imperii in germania Archicancellarius. Princeps; elector ac administrator Halberstatt
Marcho Brandenburgensis, stetinensis, Pomeranie, Cassuborum, Sclauorumque dux. Burggrauius Nurnberg
Rugieque princeps. Et Guardianus tratrum ordinis minorum de observantia conventus Moguntini. Per sanctissi
dominum nostrum Leonem papam decimum per prouincias Moguntinensem ac Magdeburgensem ac illarum et Ha
statibuses eimitates et dioeces necnon terras et loca illustrissimi et illustrium Principum dominorum Marchi
Brandeburgensium, temporali dominio mediate et immediate subiecta nunch et commissarii: ad infra scripta spec
noster Leo diuina prouidencia Papa decimus nodernus omnibus et singulis vtriusque sexus christifidelibus, ad re
Ecclesiam Apostolicarum principis apostolorum sancti Petri de vrbe iuxta ordinationem nostram manus porrige
adiutrices, vltra plenissimas indulgentias ac alias gratias et facultates quas christifideles qui obtinuere possunt
Ecclesiam Apostolicarum desuper confectarum continentiam mise pearbiter etiam in domino indulsit atque concess
ibidem possint eligere confessorem presbyterum secularem, vel eiusmodi etiam mendicantium ordinis regulare
eorum confessione diligenter audita per commissis per eiusdem delictis et excessibus, ac per casus ecclesiasticos, etiam ab hom
cunque grauibus et enormibus, etiam in illis sedi reseruatis casibus, ac censuris ecclesiasticis, etiam ab homi
aliquibus institutum latis, de consensu partium etiam ratione matrimonii, et quoram absolutio eidem sedi
specialiter reseruata. Preterquam machinationibus in personam sanctissimi nri pontificis successoris episcoporum aut a
superiorum prelatorum et directionis tyrannum vindictarum in illos aut alios prelatos. Falsificationibus literarum a
literarum. Delationum armorum et aliorum prohibitorum ad partes infidelium ac seu mediterranei et consularum occ
aluminum tulle apostolice de partibus infidelium ad fideles contra prohibitionem apostolicam delatorum. Incur
semel in vita et in mortis articulo plenariam remissionem et omnium peccatorum suorum de quibus corde contrito et
totiens quotiens id petierint plenarie absolvere et eos pronte a tam salutarem mingere. Necnon semel in vita et in
mortis articulo plenariam omnium peccatorum indulgentiam et remissionem impendere et eucharistie sacramento
excepto die pascatis et mortis articulo quibusuis anni tam poribus ministrari. Necnon per eos emisso pro tempor
apostolice vltra marino visitationis limitum apostolorum et sancti acobi a compostella. Indulsit quoque idem
dumtaxat exceptis in alia peccatis opera commutate aut relaxate apostolice possint et valeant. Indulsit quoque idem
tissimus dominus noster, prelatos benefactores eorumque parentes defunctos qui cum charitate decesserunt in pr
suffragiis, clemosinis, orationibus, ceterisque missis bonis eatonis et operibus pergerari attoribus et ceteris o
spiritualibus bonis que unit et fiunt potermit in tota vniuersali ecclesia militante et in omnibus membr
dum in perpetuum perpetuos ter. Et quia decet Sanctissimum dominum nostrum Papam intentio
sariam instantiarum in supradicte basilice principis apostolorum iuxta sanctissimi domini nostri Pape intentio
instantiam ordinationem de bonis suis conferendo se gratis exhibuerit et liberaliter in cuius rei signum pre
nostram ordinationem de bonis suis conferendo se gratis exhibuerit et liberaliter in cuius rei signum pre
litteras a nobis prospectas. Hec eadem auctoritate apostolica nobis commissa et qua fungimur in hac parte ipsi
dictis gratiis et indulgentiis vti et eisdem gaudere possit et valeat per presentes concedimus et largimur. Da
[illegible] sub sigillo per nos ad hec ordinato. Die [illegible] Mensis [illegible] Anno domini MCCCCXVII.

Forma absolutionis totiens quotiens in vita

Misereatur tui etc. Dominus noster iesus christus per meritum sue passionis te absoluat auctoritate eius et Apo
mihi in hac parte commissa et tibi concessa ego te absoluo ab omnibus peccatis tuis. In n
patris et filii et spiritus sancti Amen

Forma absolutionis et plenissime remissionis: semel in vita et in mortis articulo

Misereatur tui etc. Dominus noster iesus christus per meritum sue passionis te absoluat et ego auctoritate ip
apostolica mihi in hac parte commissa et tibi concessa te absolvo. Primo ab omni sententia
[illegible] mihi in hac parte commissa et tibi concessa te absolvo. Primo ab omni sententia
numeratis matoris vel minoris si quam meruisti. Deinde ab omnibus peccatis tuis: con
numeratis matoris vel minoris si quam meruisti. Deinde ab omnibus peccatis tuis: con
[illegible] remissionem, remittendo tibi etiam penas purga

Das Fermular des Absatzbriefes in all eine Seiten berechnet, und der Schreiber posset et valeat dies nicht fertigen

Ulrich von Huttens Lob der Mark. (Schluß.)
Fol. 19 recto.

nt et equi celeres, natiq; ad pondus aselli.
Quaerit ad innumeras gramina pastor oues.
tamen haec taceas laetam vagus Odera terram
Diluit, et varias piscibus auget opes
is non tam Tangis, nec abundat flauus Orontes;
Nec Phrygius Xanthus, Romuleusq; Tibris.
cibus Eridanum vincit, celeremq; Lastrum.
Quicq; suis agitat fulua metalla vadis,
stus ab Odricola defertur Carpio gente.
Et crassus Polipus, coeruleusq; lupus.
nt quoq; mutatae peregrino sidere merces.
Quas opulentus Arabs India siue dedit;
egias vrbes, atq; altas possidet arces;
Templaq; coelicolas quae decuisse putes;
Joachim princeps sceptri successor auiti.
:Tale sua nenon in regione fovet:
mnasio solidas erexit ad astra columnas;
Qua Francphordiacae cernitur Vrbis opus;
genuas artes dedit huc Sophicasq; cateruas.
Hic sua qui doceant carmina Phoebus habet;
ene; diuitijs adduntur Pallados Artes.
Haec bona sunt terrae diuiciora suae.
rra ferax frugum foecundes concipit Artes.
Juncta est Panchaeis Lecropis ora locis.
etera quo melius noscas hunc volue libellum
Lector: vt et tellus nota sit illa tibi.
et te Marchiticas ducant monumenta per oras;
Sic tibi qui latuit cognitus Orbis erit.
uenies illic quae te legisse iuuabit.
Dum non quã relegas lecteris illa prius
tamen hoc quaedam fuerint errata libello
Parce, meta celeri condidit autor opus.

Rüstige Pferd' auch besitzt es und lastengehärtete Esel.
Zahllos zur Weide treibt Herden von Schafen der Hirt.
Aber stille von dem den Reichtum mehrend durch Fische,
Stromet die Oder hier breit durch das fruchtbare Land.
Fische, deren der Don sich nicht und der goldne Orontes,
Phrygiens Xanthus und Roms Tiber so üppig erfreut.
Selbst den Eridanus läßt er zurück und den schnellen Castrus.
Und der in seinem Bett walzet das goldne Metall
Karpfen führt man die Menge daher vom Oderbewohner,
Auch den dicken Polyp sowie den blaulichen Wolf.
Waren werden durch Tausch von fremden Zonen gewonnen.
Welche Arabien uns, welche uns Indien beut.
Herrliche Städte besitzt es und hoch erhabene Burgen,
Tempel auch, welche gebaut du von den Himmlischen glaubst.
Fürst Joachim, des ähnlichen Scepters Erbe, — damit auch
Dieser Ruhm nicht dem Land fehle, worüber er herrscht, —
Führt ein Gymnasium auf mit hochaufstrebenden Säulen,
Da, wo Frankfurt emporragt, die gewaltige Stadt.
Edlere Künste zog er hierher und Scharen der Weisen,
Männer auch, welche Apolls Lieder zu lehren, geschickt.
Heil euch: den Schützen gesellen sich bei die Geschenke der Pallas,
Diese Güter, sie sind reicher als die seines Lands.
Ja das Fruchtbare gibt den blühenden Künsten des Daseins,
Mit der Panchäer Gebiet einet Cecropia sich. —
Willst du das Übrige besser noch kennen, durchblättre das Büchlein,
Leser, damit dir das Land inniger werde vertraut.
Durch die Küsten der Mark hin führen dich die Monumente;
Jeder Bezirk wird sodann, der dir verborgen, bekannt.
Finden wirst du, was daß dich erfreut, gelesen zu haben,
Triebst du nicht, eh' du es neu liefest, damit deinen Spott.
Stößest im Buche du hie und da auf Irriges: übe
Nachsicht, in hastiger Eil bracht es Autor zu Tag.

Aber bemerkt zu werden verdient es doch, daß Joachim niemals wie andere Fürsten zu einer Verfolgung gegen die Evangelischen als solche sich hat hinreißen lassen, und Luther selbst ist es, der mit einem Seitenblick auf solche Fürsten meinte, für Joachim könne man trotz seiner Feindschaft gegen das Evangelium noch beten.

Der unverschämte Handel, welchen auch nach katholischer Auffassung „geizige commissarien Mönch und Pfaffen" mit dem zum Bau der Peterskirche in Rom

Der Ablaßhandel.

Nach einer Zeichnung von Hans Holbein d. j. (1497—1543) in Holz geschnitten von Hans Lützelburger († 152
Nach dem Exemplar im Museum zu Basel. Fragment.

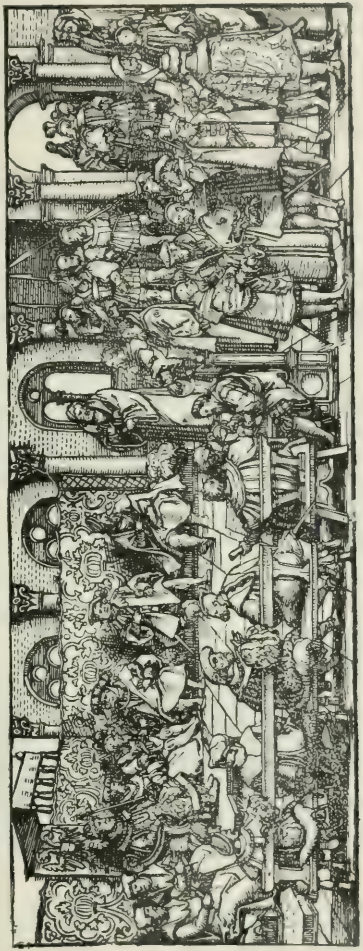
ausgeschriebenen Ablaß betrieben, bot bekanntlich Luther die Veranlassung, a
31. Oktober 1517 seine 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg anzuschlage
Joachim aber gewährte dem Dominikaner in seinen Landen Schutz, und d
Professoren seiner Universität Frankfurt traten ebenfalls für Tetzel und gege
Luther auf, während die Unterthanen schon jetzt vielfach für Luther Partei er
1521 griffen. Auf dem berühmten Reichstage zu Worms 1521 war Joachim einer d
entschiedensten Gegner Luthers, und die Kurie that alles, um einen Fürsten fes
zuhalten, der zu seinem Auftreten doch nicht durch gelegentliche Gunstbeweise d
Kurie, sondern durch die Macht der ihm nun einmal inne wohnenden, religiöse
und politischen Überzeugung bestimmt war. Auch persönliche Unterredunge
zwischen Luther und Joachim verstärkten eher den Gegensatz, als daß sie ih
milderten. Joachim ließ Bann und Acht, die über Luther ausgesprochen, in d
Mark verkündigen, verbot die Verbreitung der lutherischen Bibelübersetzung, we
sie zu „merklicher Uneinigkeit christlich Glaubens und zu mancherlen Aufruh
führen müsse", wie Joachim, seine Stellung scharf bezeichnend, sich ausdrückte.

Freilich brach damals in vielen Teilen Deutschlands ein lange drohende
Sturm los. Neben den Schwärmgeistern, den Wiedertäufern, auch den um d
Herrschaft kämpfenden Bürgern im Norden Deutschlands erhoben sich nämlich d
Bauern, Luthers Lehre von der Freiheit des Christenmenschen völlig mißdeutend
in gewaltigster Empörung gegen ihre Herren; aber an den Felsen des Joachimische
Staates schlugen diese Wogen vergeblich an. In der Mark wußte der Baue
daß der Landesherr für ihn sorgte und so stand er von blutiger Empörung ab

Dagegen mußte Joachim es erleben, daß sein Vetter, Markgraf Georg, i
Franken die Reformation einführte, daß dessen Bruder Albrecht, der Hochmeister de
1525 deutschen Ordens, seinen geistlichen Ritterstand (1525) aufgab, seine geistliche Herrscha
in ein weltliches, von der Krone Polen zu Lehen gehendes Herzogtum verwandelt
Das konnte er freilich nicht ahnen, daß Albrecht damit das Ordensland für Deutsch
land gerettet, für Brandenburg einen der bedeutsamsten Schritte gethan. Zei

ise mußte Joachim selbst von
nem Bruder, dem Kardinal
brecht, den Übertritt zu Luthers
hre, die Verweltlichung des kur-
inzischen Erzbistums fürchten,
d, was weit tiefer ihn noch
letzte, auch seine Kinder, na-
ntlich aber seine Gemahlin,
isabeth, neigten sich der Lehre
thers zu. Die entschiedenen
aßregeln, die er gegen sie er-
ff, führten endlich dazu, daß
Kurfürstin aus Berlin flüchtete
d in Sachsen ein Asyl suchte
d fand, in dem sie dem Zorne
s Gemahls entrückt war. Zu-
n war der Kaiser damals gar
cht in der Lage, gegen die
otestanten volle Gewalt zu
brauchen, da seine Kämpfe mit
ankreich, mit dem Papst und
n Türken ihn nötigten, die
tzer bei gutem Willen zu er-
lten, und mehrere Reichstags-
schlüsse, besonders zu Speier
26 und 1529, daher ihnen
nstig lauteten.

Auch ein Bündnis, das
oachim mit katholischen Fürsten
Dessau zur Aufrechterhaltung
r alten Lehre und Ordnung
bloß, hatte zunächst nur die
irkung, ein gleiches Bündnis
r lutherischen Fürsten in Torgau
rvorzurufen. Aber der Gegen-
tz zwischen den beiden Religions-
rteien war so machtvoll ge-
orden, daß der allgemeine Kampf
Deutschland nicht mehr zu ver-
eiden schien. Ein Einfall des
itters Nickel Minckwitz in das
istum Lebus, dessen Bischof mit
trenge gegen die lutherisch Ge-
nnten eingeschritten war, ließ
rübes genug ahnen. Und fort-
ährend mehrten sich im eigenen
ande die Anzeichen von dem



Luther vor dem Kaiser und den Kurfürsten auf dem Reichstage zu Worms 1521.
Kupferstich von Hans Sebald Beham (1500–1550).

Fortschreiten des Luthertums. Da entschloß sich Joachim unter schweren Opfern zu zwei weiteren Bündnissen mit nordischen Fürsten. Er gab die bisher von ihm vertretene Sache seines Schwagers, König Christians II. von Dänemark auf, er gab ebenso die, wie wir gesehen, mit so viel Energie von seinen Vorfahren behauptete Lehenshoheit über Pommern auf und durfte glauben, in dem dadurch erkauften Bündnisse dem Katholizismus eine neue Stütze gewonnen zu haben. Mit dem äußersten und lebendigsten, vom Papste in überschwänglichen Dankesworten anerkannten Eifer trat Joachim den Protestanten auf dem Reichstage zu
1530 Augsburg (1530) entgegen, beförderte sogar die ganz formlos vollzogene und dem kurfürstlichen Amte wie dem Rechte der deutschen Fürsten höchst gefährliche Wahl des Erzherzogs Ferdinand zum römischen König, und war, als dem neuen in Schmalkalden geschlossenen Bunde der protestantischen Fürsten gegenüber die
1533 katholischen Fürsten sich ebenfalls aufs neue in dem hallischen Bündnis (1533) verbanden, eines der thätigsten Mitglieder dieses Bundes. Auch im eigenen Lande, so in Stendal, in Sommerfeld trat Joachim der Ausbreitung des Protestantismus, insofern er sich gegen die rechtliche Ordnung verging, entgegen, aber das sind nur vereinzelte Fälle gegen die sonst allgemein herrschende Ruhe. Und diese ungestörte Entwickelung hoffte Joachim, während ringsumher die Reformation siegte, auch über seinen Tod (er erfolgte am 11. Juli 1535) hinaus der Mark zu erhalten: er verpflichtete seine Söhne, der katholischen Lehre treu zu bleiben, teilte sogar, den Gesetzen seines Hauses und doch auch seiner eigenen Grundanschauung zuwider, sein Land unter seine beiden Söhne. So mochte er glauben, seinen zweiten Sohn Johann in der Gewährung eines, nur durch dies Testament begründeten, Anspruches auch zum Festhalten am Katholizismus zu bewegen. Er mochte weiter hoffen, daß Johanns Verhalten dann auch für den dereinstigen Kurfürsten maßgebend sein werde. Er mochte endlich gegenüber der in Deutschland allenthalben steigenden Macht der Landstände hoffen, gerade durch diese Teilung die absolute Herrschaft des Landesherrn, die er zur vollen Blüte gebracht, aufrecht zu erhalten. Es war eine Lebensfrage für die Marken, wie für den Protestantismus, ob sich solche Hoffnungen erfüllen würden.

Thaler Joachims I. vom Jahre 1521.

In Größe des Originals (Silber) im K. Münzkabinett zu Berlin. Der älteste brandenburgische Thaler. Umschrift. Avers: IOACHIM · MARHIO · BRAN · PRIM · ELECTOR · Der unbartige Kurfürst nach rechts mit Kurhut und Hermelinmantel, in der Rechten das Kurscepter. Revers: MONEta NOva ARGENtea PRINcipis ELECTORis BRANDenburgensis. Vierfeldiges Wappen, im dritten Herzschild das Kurschwert. Über dem Schilde die Jahreszahl 1521.

II.

Der ständische Territorialstaat.

Kurfürst Joachim II. 1535—1571.

Aus »Missale secundum rubricam ecclesie Brandenburgensis.« Druck von Melchior Lother. Leipzig 1526.

ietätvoll hielt Kurfürst Joachim II. den letzten Willen seines Vaters aufrecht und überließ nach Beseitigung geringfügiger Schwierigkeiten neidlos seinem Bruder Johann die Regierung der Neumark. Von ungleich größerer Bedeutung als diese zum Glück vorübergehende Teilung sollten aber für den Staat drei andere Ereignisse während der Regierung Joachims werden: das Emporkommen der Stände, die Einführung der Reformation und die Mitbelehnung mit Preußen.

Zunächst beschäftigte alle Gemüter die Frage, welche Stellung die Brüder zur

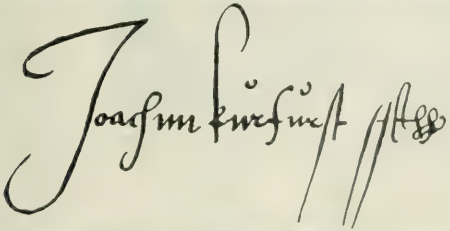
Einfassung von Lucas Cranach.

Titelumrahmung zu „Ein Sermon von der wirdigen empfahung des heiligenn waren Leychnamß Christi / gethann am gründornstag zu Wittembergck / yn tegenwertigkeyt des Durchleuchtigsten Hochgebornn Fursten vnnd Hargraff zu Brandenburgk ꝛc. dem Jungern. D. M. Luther." C. O. 1521. Der Name des Markgrafen ist nicht genannt, doch kann nur an den damaligen Kurprinzen, späteren Kurfürsten Joachim II. gedacht werden.

lutherischen Lehre einnehmen wurden. Markgraf Johann, schneller und entschiedener als sein Bruder, ließ gleich anfangs keinen Zweifel über seine Stellung. Er versagte sich den hallischen Genossen, trat vielmehr dem schmalkaldischen Bunde
1537 der evangelischen Fürsten bei und führte schon 1537 die Lehre Luthers in sein Land ein. Der Kurfürst, vorsichtiger als Johann, auch durch mancherlei Rücksichten auf die katholischen Verwandten seiner Gemahlin, Hedwig von Polen beengt, und vor allem beseelt von dem Wunsche, die Einheit der Kirche zu erhalten und ohne Bruch mit den Altgläubigen, namentlich dem Kaiser die kirchliche Reformation zu vollziehen, suchte eine mittlere Richtung einzuschlagen, in der beide Parteien sich wieder die Hand reichen konnten.

Daher vollzog Joachim zwar schließlich den Beitritt zum hallischen Bund, lehnte aber die Teilnahme an der neuen, zu Nürnberg geschlossenen Liga der Katholischen ab. Im Sommer 1538 wußte er dagegen den König Ferdinand und durch diesen auch den Kaiser Karl, welcher die Hilfe der evangelischen Fürsten nicht entbehren konnte, zu einer Einigung mit den Evangelischen geneigt zu stimmen. Joachims Verhandlungen ist der sogenannte Frankfurter Anstand von
1539 1539 vorzüglich zu danken, der die Entscheidung über die kirchliche Frage von einem doch nur parteiischen Konzil auf den deutschen Reichstag und in selbständige, von Rom nicht beeinflußte Erörterungen zwischen Theologen und Laien verlegte. Überhaupt bahnte diese Verständigung ein so günstiges Verhältnis zwischen beiden Parteien an, daß der Weg zum friedlichen Ausgleich gefunden zu sein schien. Jetzt durfte Joachim darauf rechnen, ohne mit dem Kaiser zu zerfallen, der Reformation in der Mark Geltung zu verschaffen. Denn hier freilich „dürstete das Volk wunderbar nach der lauteren Lehre". Unter dem Adel auf dem Lande, wie bei den Bürgern in den Städten hatte sie weite Verbreitung gefunden, vielfach schon waren evangelische Geistliche im Lande thätig und selbst der Bischof von Brandenburg, der treffliche Mathias von Jagow, den Luther zu dem Wunsche, daß Gott mehr solche Bischöfe geben wolle, veranlaßte, lebte und handelte ganz nach dem Geiste des Evangeliums. Noch im Sommer 1539 berief Joachim eine Kommission zur Ausarbeitung einer Kirchenordnung und am 1. November 1539 vollzog er seinen Übertritt zum Protestantismus, empfing zu Spandau aus den Händen des genannten Bischofs das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Adel wie Städte folgten dem Beispiel ihres Fürsten
1540 im Verlaufe weniger Wochen. Schon im März 1540 erschien die neue Kirchenordnung, die trotz mancherlei katholischen Kirchen-Zeremoniells doch die evangelische Lehre so lauter enthielt, daß Luther selbst seine ob der papistischen Formen bedenklichen Freunde zur Zustimmung ermahnte. Die neue Ordnung fand daher auch bei den Ständen, abgesehen von den opponierenden Bischöfen von Havelberg und Lebus, allgemeine Zustimmung und in den nächsten Jahren folgte durch eine landesherrliche Kommission eine allgemeine Visitation der märkischen Kirchen, die Ernennung eines Generalsuperintendenten der Mark und die
1543 Einsetzung eines Konsistoriums (1543). Dieser Übertritt zur Reformation wurde aber für den Staat von der allergrößten Wichtigkeit. Denn im evangelischen Glauben sollte er eine seiner stärksten und festesten Wurzeln finden, und der Protestantismus wurde so sehr ein Teil vom Wesen des preußischen Staates, daß er ohne ihn gar nicht hätte entstehen können.

Inmitten der gewaltigen Dinge, welche die Welt damals bewegten, erregte

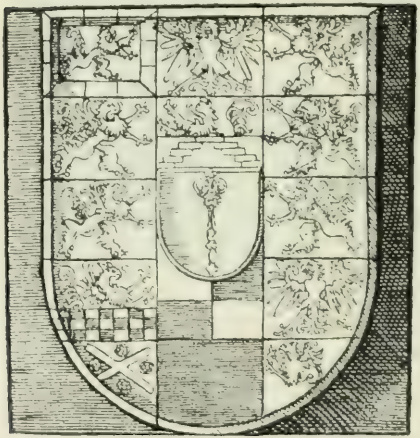


Joachim II. im Alter von 65 Jahren.

Kupferstich von Franz Friedrich, Goldschmied und Kupferstecher zu Frankfurt a. O., zwischen 1560 1580 thätig
Das Namensfacsimile nach einem Original im K. Pr. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

das tollkühne Unterfangen eines Berliner Bürgers, Hans Kohlhaise mit Namen, allgemeines Aufsehen. In seinem vermeintlichen Recht gekränkt, meinte er nämlich zur Selbsthilfe greifen zu sollen und ließ seine Knechte sengend und brennend umherstreifen. Mehrere Jahre trieb er sein Unwesen, zu dem er sich voll berechtigt fühlte, bis es gelang ihn zu ergreifen. 1540 erlitt er den Tod durch Henkershand.

Kirchen Ordnung
im Churfürstenthum der Marcken
zu Brandemburg / wie man sich
beide mit der Leer vnd Cere-
monien halten sol,



Gedruckt zu Berlin im jar
D. D. XL.

Titelblatt der Kirchenordnung der Mark Brandenburg
Berlin, Johann Weiß 1540. Erster Berliner Druck.

Unterdessen waren die Religionsgespräche zu Hagenau begonnen, zu Worms und Regensburg fortgesetzt, und Kaiser Karl brachte es durch seine scheinbare Nachgiebigkeit dahin, daß außer Joachim auch andere evangelische Fürsten, so Hessen und Kurpfalz auf seine Seite traten. Joachim aber schloß sich insbesondere dem Kaiser auf das innigste an, verzichtete nach erfolgter kaiserlicher Anerkennung seiner Kirchenordnung auf jeden Widerstand gegen die spanische Politik des Kaisers, that auch als kaiserlicher Feldhauptmann einen Zug gegen die Türken, von dem er doch selbst gleich anfänglich urteilte, daß er besser nie angefangen sei. Unermüdlich verhandelte und vermittelte er zwischen dem Kaiser und den evangelischen Fürsten, um den drohenden Ausbruch eines Krieges

Erläuterungsblatt

zu dem

eigenhändigen Brief Kurfürst Joachims II.

an seinen Bruder,

den Markgrafen Johann von Küstrin,

d. d. Cölln a. d. Spree, 17. Juni 1543.

Wiedergabe in Größe des Originals im K. Pr. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

Übertragung des nebenstehenden Briefes.

Hochgeborener Fürst freundlicher, lieber Bruder! Ich habe Euer Liebden Schreiben empfangen und befinde = ersehe daraus, daß Euer Liebden aus allerlei Bedenken = mannigfachen Gründen gern sich mit mir freundlich und brüderlich unterreden wollten. Es haben auch E. L. gebeten Dieselben auf nächsten Mittwoch gen Müncheberg oder Bretzen Wretzen zu bescheiden. Nun bin ich in alle Wege = durchaus geneigt E. L. freundlich zu willfahren und brüderlichen Willen zu erzeigen so = ebenso kann ich auch bei mir nicht anders bedenken, denn daß unsere Zusammenkunft zu vielen Dingen nützlich und gut sei; ich hoffe auch da = sobald wir bei einander sein werden daß wir uns unserer Gebrechen halb wohl brüderlich und freundlich vergleichen wollen = werden Dieweil aber die beiden Orte von E L. vorgeschlagen zu unserer Zusammenkunft und freundlichen Unterredung und Ergötzlichkeit fast = sehr ungelegen sind denn Müncheberg ist ein ganz unlustiger und ungelegener Platz, so = auch bin ich nie mein Leben lang in Bretzen gewesen und kenne die Verhältnisse daselbst nicht = so ist = ergeht an E L. meine brüderliche und freundliche Bitte Euer Liebden wolle sich nicht beschweren = wolle es sich nicht verdrießen lassen samt Derselben Gemahlin sich zu mir hierher zu verfügen als an den Ort da = wo wir zu unserer Unterredung und fröhlichen Ergötzlichkeit besseren Raum und Bequemlichkeit haben mögen (= können). Denn daselbst können sich E. L. samt Derselben Gemahlin mit meiner freundlich lieben Gemahlin auch mit meinen Söhnen und Töchtern welche Euer Liebden zum Teil noch nie gesehen haben auch unterreden und Kundschaft = Bekanntschaft machen welche dann zu vielen Dingen nützlich und gut sein kann. Derhalben = deshalb bitte ich nochmals Euer Liebden wolle solches nicht abschlagen sondern wolle Ihre Reise dermaßen anstellen = einrichten, daß E L. samt Ihrer Gemahlin am nächsten Johannistage 24. Juni zu Müncheberg einkommen einziehen und folgenden Montag um 8 oder 9 Uhr Vormittag bei mir zu Taßdorf* erscheinen. Allda will ich E. L. = er warten samt meiner freundlich lieben Gemahlin und E. L. ein Jagen bestellen (= eine Jagd veranstalten und darnach das Morgenmahl = Frühstück halten und sofort mit E. L. nach Berlin ziehen und uns alsdann weiter mit einander freundlich bereden und ergötzen und bin es zu dem um Euer Liebden freundlich und brüderlich zu verdienen geneigt.

Gegeben: Cölln an der Spree Sonntag nach St. Veit 1547. 17. Juni.

Joachim Markgraf zu Brandenburg
Kurfürst.

Mit eigener Hand geschrieben.

P. S. Und bitte des = bezüglich dessen von Euer Liebden freundliche und unabschlägige eilende Antwort. Ich will auch am Johannistage einen bei E. L. zu Münchеberg haben = Jemand zu E. L. gen M. senden welcher E. L. auf den Morgen (= am nächsten Morgen) zu mir bringen soll.

* Dorf im Kreise Nieder Barnim, Regierungsbezirk Potsdam.

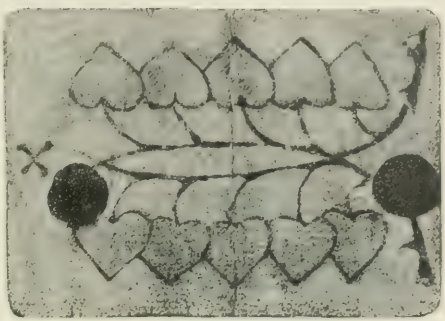
Hochgebornner furst freuntlicher lieber brud
ich hab El schreyben entphang vnd beff inde
dar auß das El auß allerley bedenck gern
sich mytt mir freuntlich vnd bruderlich vn-
derrend wolt es haben auch El gebetz die-
selb vff negstz mytt wochen gen monchbergk
od Britzen zu bestheyd, Nun bin ich in all wege
geneigt El freuntlichen zu wylfaren vnd bruder-
lichen wyllen zuerzeygen so kan ich auch bey
myr nicht anders bedenck dan das vnser zusame-
kunfft zu vyllen dingen nutzlich vnd gut sey ich hoff
auch da wir bey eynander seyn werd das wir
vns vnser gebrechen halb woll bruderlich vnd
freuntlich vorgleichen wollen, dieweyll aber die
beyd ort von El vorgeschlagen zu vnser zusame kunfft
vnd freuntlicher vnderredung vnd ergetzlickeytt fast
vngelegen dan monchbergk ist eyn gants vnlustiger
vnd vngelegener platz so bin ich zu britzen meyn leben
lang nie gewesen vnd doselbst die gelegenheytt nicht
weiß, Ist an El meyn brudlich vnd freuntlich bytt
El wolle sich nicht beschweren sambt derselben
gemahell zu mir hieher zuffor fugen als an den ort
da wyr zu vnser vnderredungk vnd frolichen ergetz-
lickeytt bessern raum vnd bequemickeytt haben mugen
dan doselbst kume sich El ~~mytt mir~~ sambt derselben
gemahell mytt meyner freuntlich lieben gemahell auch
mytt meynen sonen vnd tochtern welche El zumteyl
noch nie gesehen haben auch vnderred vnd kuntschafft
machen welche dan zu vylen dingen kan nutzlich vnd
gut seyn, derhalben bytt ich nochmals El wolle solchs

nicht abslahen sund wolle ire keysse dermassen
anstellen das El sampt irer gemahell am tag
Johannis negst zu monchbergk eynk nunne und
folgendes montags umb acht od neun hor
vor mittag bey mir zu tassdorff erscheynen
aldo wyll ich El wartz sambt meyner freuntlichen
lyben gemahell und El eyn jagen bestellen
und darnach das morgen mal halten und so vort
mytt El nach dem Berlinzihen, ~~da~~ und uns
als dan weyter mytt eynander freuntlich
beredt und ergetzen, und bins zu dem umb
El freuntlich und Brudlich zuuordnen geneygt
datz Colln an der Sprew sontags nach viti 1515

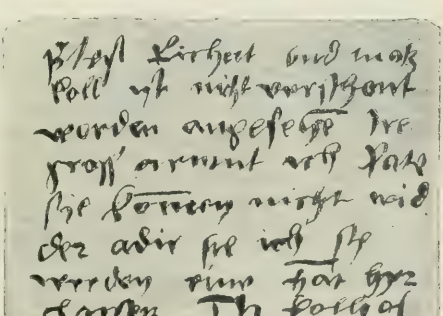
Joachim m z Brandt kurfur
manu propria ich ff hh

Und bytt des vō El freuntliche und unabslegie eilend
antwort ich wyll auch am tag Johannis eynen
bey El zu monchbergk haben welcher El uff den
morgen soll zu myr bring

verhindern. Aber alle seine Bemühungen blieben erfolglos, und seiner Anglichkeit an den Kaiser und politischen Gebundenheit entsprach es, daß Joachim en irgendwie entscheidenden Einfluß auf die großen Krisen, die in den folgenden hren über Deutschland hereinbrachen, nicht gehabt hat. Der schmalkaldische eg endete mit einer derlage des Protestanmus und führte den lständigen Sieg der nischen Fremdherrschaft r Deutschland herbei. Gefangennahme des ndgrafen von Hessen, den sich Joachim vergt, war eine schwere renkränkung des Kursten durch den Kaiser, der Religionsfriede, dessen Zustandekommen achim mit Eifer geeitet hatte, lief in das gsburger Interim aus, keineswegs den proantischen Forderungen ügte. Aber Karl V. nd tm Zenith seiner acht, und der Hohn ner spanischen Ratgeber r die Deutschen, „die n wie Büffel an der se herumführen werde", nte keine Grenzen mehr, „des Klagens und hmähens" über Joachim ost war kein Ende, ja eigenen Lande wurden irische Schriften gegen durch kaiserlichen Beg erschlichene Interim lfach verbreitet. Schon ßte auch König Ferdind der Mark sich durch affes Anziehen der böhschen Lehensrechte lästig machen, aber während arkgraf Hans im hefsten Zorne über das euflische und viehische



Vorderseite.



Rückseite.

Mitteilung Hans Kohlhases vom März 1535 an den Bürgermeister von Wittenberg.

Auf der Rückseite eine Spielkarte einer grünen (Pique) Zehn, in S.-Ernest. Gesamtarchiv zu Weimar. Die beiden schwarzen Stellen auf der Vorderseite rühren von dem Wachs her, mit dem die Karte in den Inquisitionsakten angeklebt war.

Übertragung.

Bles (Blest?) Richert vnd Matzkoll ist nicht verschont worden angesehen Ire gross armut ich Rate sie kommen nicht widder adir sie ich sp(iesz?) werden eine hant hyr lassen T H Kohlhas

Joch der Tyrannei" des Kaisers dem Herzog Moritz von Sachsen sich anschloß, hielt sich Joachim in der nun unter der Führung dieses Herzogs losbrechenden Empörung deutscher Fürsten gegen den Kaiser doch neutral.

Beim Abschluß des Passauer Vertrages war Brandenburg daher nur in geringem Maße beteiligt. Schließlich stimmte Joachim dem auf dem Reichstag 1555 von Augsburg 1555 abgeschlossenen Religionsfrieden zu, der den gefährlichen Grundsatz, daß die Religion des Fürsten auch die seiner Unterthanen sein müsse, zur Anerkennung brachte. Im Reich hatte Brandenburg jetzt nur eine untergeordnete Stellung, und so wenig kümmerte sich der Kaiser um brandenburgische Ansprüche, daß Joachim am Ende seines Lebens klagt, wie schmerzlich es ihn sein müsse, in seinem Alter zu erfahren, daß „alle seine unterthanigen und mir seiner und seiner treuen Leute und Lande Anstalten so langher geleisteten große Dienste gar nichts geachtet, er selbst verachtet werde".

Man wurde aber doch fehlgehen, wenn man dieses Herabsinken des märkischen Ansehens allein der Vermittlungstheorie des Kurfürsten in der Religionsfrage zuschreiben wollte. Es war vielmehr wesentlich in der Umgestaltung begründet, welche die innere Verfassung des Landes infolge der tiefen Zerrüttung der Finanzen erlitt. Denn durch diese kam es dahin, daß an Stelle des monarchischen, absoluten Regimentes ein ständisches trat, und aus dem landesherrlichen nunmehr ein ständischer Territorialstaat wurde. Und dies ist nicht ohne Schuld des Kurfürsten aber doch auch infolge der Lage, in welcher die Fürsten Deutschlands sich damals überhaupt befanden, geschehen.

Allerdings liebte Joachim das Leben in vollen Zügen zu genießen, und von Festlichkeiten, Banketten und fröhlichen Gelagen wird vieles berichtet. Auch war Joachim freigebig und schnell geneigt, oft weit gehenden Forderungen und Ansprüchen, die unwürdige Günstlinge und Vertraute an ihn stellten, zu genügen. Und endlich förderte er mit vollem Verständnis ihres Wertes Künste und Wissenschaften durch reichliche Belohnungen wie Gelegenheiten zu Leistungen, namentlich großartigen Bauten, wie er denn das Schloß zu Berlin durch Kaspar Theiß völlig umbauen, andere Schlösser im Lande neu errichten ließ, vorzüglich auch den Bau der Festung Spandau begann. Die Geldsummen, die diese Neigungen kosteten, waren freilich für ein Land, dessen Emporblühen von strengster Wirtschaftlichkeit abhängig war, erheblich genug, und die Stände, die, da alle Verpfändungen so wenig wie die wucherischen Rechenkünste des Juden Lippold durchgreifende Hilfe brachten, um Bewilligung der erforderlichen Mittel angegangen werden mußten, haben sich nicht gescheut, dem Kurfürsten in bitterste Worten über seine Verschwendung und Freigebigkeit die schärfsten Vorwürfe zu machen. Aber mit der Teilung des Landes waren auch die Einnahmen erheblich geschmälert, und wenn wir bedenken, daß für die Versorgung brandenburgischer Prinzen mit Bistümern und für die Sicherstellung des dereinstigen Erwerbs von Preußen, worauf wir gleich zurückkommen, erhebliche Aufwendungen gemacht werden mußten, daß von den durch die Reformation freigewordenen Kirchengut ein erheblicher Teil in die Hände des Adels, der Städte, der Stiftungen kam und daß der kurfürstlichen Kammer Heimgefallene alsbald gegen baare Vorschüsse fortgegeben werden mußte, wenn wir ferner hören, daß es damals im Reich überhaupt keinen Fürsten gab, der nicht arm, nicht verschuldet war und Wucherzinse

len mußte, so wird man die Ursachen der fortwährenden Finanznot unter achim doch auch in allgemeinen Verhältnissen der Zeit suchen müssen.

Wie dem auch sei, Joachim hatte während seiner ganzen Regierung mit den verften Schulden zu kämpfen und war immer wieder und wieder in der Lage, von nen Ständen neue Bewilligungen sich erbitten zu müssen. Die Stände aber gehrten die Bewilligungen nur gegen Zusicherung der gewichtigsten Rechte. Schon 40 übernahmen sie die Deckung der Schulden nur gegen das Zugeständnis Landesherrn, „keine wichtige Sache, daran die Lande Gedeih und Verderb egen, ohne unser gemeinen Landstände Vorwissen und Rat zu schließen oder zunehmen, auch in kein Verbünd-, dazu unsere Landsassen oder terthanen sollten oder müßten raucht werden, ohne Rat und willigung gemeiner Landräte zu geben". 1543 erlangte der ständche Ausschuß ein Recht zur Konse der gesamten Schuldenverltung, 1550 übernahmen die ände zwar als Selbstschuldner die amte Landesschuld, aber nur gen das Recht, nicht nur die euern durch ständische, vom ndesherrn unabhängige Beamte bst einzuziehen, sondern deren träge auch selbst zu verwalten. mit war dem Landesherrn in That jegliche freie Verfügung in auswärtigen wie in der Finanzlitik unmöglich gemacht, die ände waren zur vollen Mitrschaft gelangt, oder vielmehr, es r jetzt nicht mehr der Landesrr, sondern der große Ausschuß Stände thatsächlich die oberste acht im Lande. Und doch hatten Stände naturgemäß weder die higkeit noch die Aufgabe, aus ihren ch ständischen wie lokalen Gesichtspunkten stets verschiedenen Motiven das staatliche er monarchische Interesse zu vertreten, wie sie denn auch keineswegs selbst Steuern hlten, sondern sie auf die untern Klassen in den Städten wie auf dem Lande zuwälzen wußten. Es waren die Zustände, es war diejenige Verfassung des ndes geschaffen worden, in deren Beseitigung der Große Kurfürst und König iedrich Wilhelm I. die Begründung ihres Staates erkennen sollten. Für jetzt er gelang es ungeachtet aller Nachgiebigkeit gegen die Stände nicht, die höher d höher anschwellende Schuldenlast zu tilgen, die gänzlich zerrütteten Finanzrhältnisse zu ordnen. Und die einzige Rettung, die Einführung indirekter teuern, auf die namentlich der Kanzler Lampert Distelmeyer mit Energie

Lampert Distelmeyer.

Kupferstich eines unbekannten Meisters in »Icones et elogia virorum aliquot praestantium qui militum studiis suis constabilisque Marchiam olim nostram iuverunt ac illustrarunt ex collectione Martini Friderici Seidel Consil. Brandenburgic.«. C. C. und Jahr Berlin um 1620.

hinwies, scheiterte wiederholt an dem Widerspruch der Städte, die überhaupt sich an eine, das Allgemeine umfassende Anschauung noch weniger als der Adel gewöhnen konnten. Gerade aber den Städten hatte die steigende Kultur, die größere Gemeinschaft im Staate, sowie die Fürsorge Joachims wie Johanns — so z. B. für das von Stettin hart bedrängte Frankfurt — mannigfache Förderung gewährt, und auch eine Reform des Kammergerichts, das nun erst von den übrigen Behörden
1537 getrennt wurde, die Einsetzung von Gerichten in Städten, war vornehmlich diesen von Nutzen.

Aber trotz dieser unglückseligen Verschiebung der inneren Machtverhältnisse, trotz der Geringschätzung, mit der Brandenburg vom Kaiser behandelt wurde, und trotz aller verwickelten Wirrnisse der Zeit wurden doch dynastische Ver-

Joachim II.

Nach einem Medaillenmodell von Kelheimer Stein im K. Münzkabinett zu Berlin. Originalgröße

bindungen angeknüpft, die wieder für die Entwickelung des Staates in der Zukunft von einschneidender Bedeutung werden sollten und die dafür aufgewendeten Geldmittel daher reichlich gelohnt haben. In der Erneuerung der Erbverbrüderung mit Hessen und Sachsen hatte man zunächst einen Weg gefunden, der den Staat aus der Isolierung, in die man geraten, herausführen konnte. Es war ferner geglückt, in dem ganz evangelischen Erzbistum Magdeburg, wie dem Bistum Halberstadt mehrfach die Wahl kurbrandenburgischer Prinzen durchzusetzen und so nicht nur den Prinzen günstige Versorgungen zu verschaffen, sondern zugleich gewissermaßen den Heimfall dieser Länder an Brandenburg vorzubereiten.
1537 Schon früher (1537) hatte Joachim mit dem ihm verwandten, für die Erhaltung

r evangelischen Lehre in Schlesien äußerst thätigen und fürstorglichen Herzog
riedrich II. von Liegnitz-Brieg dahin eine Erbverbrüderung geschlossen, daß dem
aufe Brandenburg bei dem Aussterben der Liegnitzer Herzogsfamilie deren ge-
mte Länder zufallen sollten, und beide Fürsten hatten dem unrechtmäßigen Ein-
ruch Königs Ferdinand gegenüber auf Grund des dem Herzoge von seinem
ehensherrn König Wladislaus von Böhmen 1511 gegebenen freien Dispositions-
chtes über alle seine Länder an dieser Erbverbrüderung festgehalten. Endlich
er ergab eine höchst eigentümliche Kombination der allgemeinen europäischen
olitik um die Vorherrschaft im Norden und auf der Ostsee einen Punkt, an dem
olen auf die Geneigtheit Brandenburgs angewiesen war. Polen mußte nämlich
sorgen, daß das Herzogtum Preußen durch den Kaiser wieder zu einem geist-
chen Ordensstaat umgewandelt werden würde, und da der alt und schwach ge-
ordene, durch seine Stände aufs ärgste bedrängte Herzog eine Verteidigung nicht
s Werk setzen konnte, so war die polnische Lehenshoheit über Preußen, wie der
stimmende Einfluß Polens an der Küste aufs Äußerste bedroht. Dies war
er nur umsomehr der Fall, als Polen durch anderweitige Verhältnisse innerlich
d äußerlich so geschwächt war, daß zumal bei den dänisch-russischen Beziehungen
d den österreichischen Plänen der völlige Zusammenbruch des polnischen Reiches
befürchten war. Da mochten selbst die Senatoren der Meinung ihres Königs
erden, daß der gute Wille Brandenburgs Bedeutung habe. Nach unendlichen
erhandlungen, die schon bei Joachims Vermählung mit der polnischen Prinzessin
edwig begonnen, im Jahre 1556 neu aufgenommen, 1563 wenigstens zu einem
rläufigen Resultat geführt hatten, erreichte der Kanzler Distelmeyer 1569 bei 1569
m Thronwechsel in Preußen endlich die Mitbelehnung Kurbrandenburgs mit
reußen. Und wenn Joachim dieses, durch seinen — als »lumen et oculus Marchiae«
n den Zeitgenossen gepriesenen — Kanzler erreichte, Ereignis in festlicher Weise
Berlin feierte, so sollte eine späte Zukunft die volle Berechtigung dieser
estlichkeiten erweisen, wenn auch die Gegenwart gerade aus solchen Veranstal-
ngen Anlaß zu Unzufriedenheiten nahm, für die bei dem bald darauf, am
Januar 1571, erfolgten Tode des Kurfürsten nach den verschiedensten Richtungen 1571
n von seinem Nachfolger Abhilfe erwartet wurde.

Kurfürst Johann Georg. 1571—1598.

Aus „La mer des Histoires“. Paris, Ant. Verard 1488.

ampert Tütelmeyer war in der That der einzige von den Räten Joachims, den sein Sohn bei behielt, die übrigen wurden entlassen oder gefänglich eingezogen. Der Jude Lippold wurde sogar hingerichtet, seine Stammesgenossen sämtlich des Landes verwiesen. Überhaupt begann Johann Georg, der bis in sein 46. Jahr hinein fern vom Hofe auf den Schlössern der Priegnitz und Altmark eine durch Sparsamkeit ausgezeichnete Lebensweise geführt hatte, wie man es vorausgesehen, in mancher Hinsicht ein anderes Regiment.

Zunächst fiel ihm zehn Tage nach seiner Thronbesteigung mit dem Tode seines Oheims Johann die von diesem inzwischen hochst wirtschaftlich regierte Neumark wieder zu. Die wichtigste Sorge mußte es aber sein, Ordnung in die Finanzen des Hauptlandes zu bringen. Auf den Landtagen zu Berlin und Küstrin brachte Tütelmeyer unter energischem Hinweis auf die Notwendigkeit einer indirekten Steuer und bei eingehender Berücksichtigung der städtischen Finanzen es dahin, daß die Stände die Schulden aufs neue übernahmen, und so wenigstens eine regelmäßige Verzinsung und Abzahlung erfolgen konnte. Aber trotz der musterhaften Ordnung, die Johann Georgs Hofhalt aufwies, konnte auch seine Regierung nicht ohne Schulden vorwärts kommen. Auch bei seinem Tode betrug die Landesschuld wieder 600,000 Thaler: ein deutlicher Beweis dafür, daß auch für Joachims Schulden die unzulänglichen Einnahmen mindestens dieselbe Ursache waren, wie die übertriebenen Ausgaben. Denn nur je und je gab es jetzt noch Hoffeste und fröhliche Gelage, wie etwa bei der Ankunft fremder

Johann Georg im Alter von 56 Jahren.

Holzschnitt von Peter Hille zu Frankfurt a. O. († um 1574) nach Franz Friedrich (s. S. 99).

Aus Die Augsburgische Confession | aus dem rechten Original | welches Kaiser Carolo dem V. auf dem Reichstage zu Augspurg 1530 übergeben | . . . . . Aus verordnung des Durchlauchtigsten | Herrn Johansen Georgen Marggrafen zu Brandenburg . . . vor (für) die Kirchen in seiner Churfürst G. Landen . . . . zusammgedruckt.

Bei Johann Eichorn, Frankfurt a. O. 1572.

Fürsten so 1595 des Königs von Dänemark oder bei Kindtaufen, die Johann Georg namentlich nach seiner dritten Vermählung fast jährlich auszurichten hatte.

Doch natürlich hatte Johann Georg, dessen Gesichtskreis überhaupt nicht soweit wie der seines, zwar leichtlebigen doch weitblickenden Vaters ging, den Ständen wieder die umfassendsten Rechte zubilligen müssen. Der Landesherr verzichtete auf das Recht, in den „Gerichten" der Stände Zölle zu erheben, die gewahrten den Ständen die Befugnis, alle in den letzten 50 Jahren ergangenen Polizei-, Justiz- und anderen Ordnungen zu verändern, und anerkannte die weitgehenden gutsherrlichen Befugnisse über die Bauern. Es kam dahin, daß die landesherrlichen Gewalt in den Städten die Magistrate, auf dem Lande die Gutsherren eine Schranke entgegensetzten, die ihr den freien Verkehr mit der Masse der Unterthanen ungemein erschwerte, allgemach unmöglich machte. Schon jetzt fruchteten die Verordnungen, die Johann Georg zur Besserung und Hebung der Lage der gemeinen Leute ergehen ließ, nur wenig, und alle Bemühungen, die namentlich Lampert, wie demnächst Christian Distelmeyer auf die dringend erforderliche Kodifizierung des in der Mark giltigen Rechts verwendeten, scheiterten an dem Widerstande der Stände, die immer mehr neben dem landesherrlichen ein besonderes Regiment führten.

In einem Punkt aber traf der Wille des Kurfürsten mit dem der Stände unbedingt zusammen, in dem des Bekenntnisses. Der milden und vermittelnden Richtung Melanchthons gegenüber wurde mit vieler Schärfe „der rechten reinen lutherischen Lehre" alleinige Geltung im Lande gestattet, eine neue Kirchenordnung erlassen, die strengsten Visitationen vorgenommen. Nur zu bald kam es dahin, daß die, doch aus demselben Geiste des lauteren Evangeliums geborenen beiden protestantischen Richtungen einander schärfer gegenüberstanden, als dem Katholizismus, und die Furcht der Lutheraner, daß „ein Werk allein von den Kalvinisten getrieben werde", hat nicht selten dem Katholizismus genützt. Immer mehr beeinträchtigte dieser Gegensatz die Segnungen der Reformation, von immer größerer Bedeutung wurde er für die Entwickelung des Staates. Zunächst zeigte die Reformation ihre Wirkungen unbeeinträchtigt auf dem Gebiete der Schulen. Johann Georg, wie seine Vorfahren vielseitig gebildet, aber um das Studium auf der Universität zu Frankfurt ihnen voraus, leitete der brandenburgischen Hochschule, deren Rektor er als Kurprinz gewesen, durch Aufbesserung der Gehälter, Stiftung von Stipendien, durch Berufung guter Lehrer, vornehmlich aber auch durch Hebung der auf sie vorbereitenden Schulen, der Gymnasien, allen Vorschub. Das Graue Kloster in Berlin, durch ausgezeichnete Lehrkräfte seit mehr als drei Jahrhunderten und bis auf den heutigen Tag eine Zierde des Staates und Bildnerin seiner Staatsmänner, Beamten und Geistlichen verehrt
1574 noch heute in Johann Georg, dem Kanzler Lampert Distelmeyer und dem Rat Steinbrecher seine Stifter mit gebührender Dankbarkeit. Im Grauen Kloster hatte auch der Leibarzt des Kurfürsten und der Kurfürstin Leonhard Thurneysser seine Wohnung aufgeschlagen und trieb hier nicht nur seine alchymistischen Studien, sondern brachte von hier aus teils durch seine medizinischen Kenntnisse teils und hauptsächlich durch die Anlage einer Buchdruckerei, durch die Pflege der Formschneidekunst den Marken den schätzbarsten Gewinn. Dem namentlich seit dem Tode Kaiser Maximilians II. überall mit siegenden, von den Jesuiten getragenen Fahnen vordrängenden Katholizismus war in der Förderung des Schul-

vesens und der Bildung doch ein Damm entgegengebaut, der seine Haltbarkeit
ft genug erprobt hat.

Denn freilich politisch oder gar, wozu Johann Georg des öftern aufgefordert

Leonh. Thurneyßer zum Thurn.

olzschnitt von Peter Hille (s. S. 107), wohl nach Zeichnung von Franz Friedrich (s. S. 99), aus »Historia sive descriptio plantarum etc. etc. a Leonhardo Thurneisserο. Berlin 1578. M. Hentzke exc.

urde, kriegerisch der katholischen Reaktion entgegenzutreten, vermochte der Kur-
ürst nicht. Er erkannte die Gefahr, — „der Papst", so sagte er wohl einmal „beginnt
ns immer näher zu grasen". — Aber der Kampf hätte weder seiner Sinnes-
rt, noch seiner von den Ständen abhängigen Lage und der mit ihr verknüpften

Schwierigkeit einer ausreichenden Rüstung, noch auch der politischen Lage vol entsprechen.

Johann Georg glaubte mit einer passiven Haltung sich begnügen zu müssen und in der Ungewißheit, ob eine Einigung zwischen den evangelischen Fürsten z stande kommen werde, halt er es „am besten, daß man zur Zeit sich in diej Sachen nicht menge, sondern das Spiel von außen ansehe und den Wille Gottes des Allmächtigen als wahren Beschützers seiner Kirchen, das Amen dazu sprechen lasse". Die um ihres Glaubens willen flüchtigen Niederländer nahm er zwar in seinen Landen auf, aber ein Bündnis mit den evangelischen Glaubensgenossen in Frankreich, den Niederlanden und England einzugehen, hat Johann

Alchymistisches Laboratorium im 16. Jahrhundert.

Holzschnitt nach einer Zeichnung von Hans Schäufelein um 1480–1540 aus Petrarcha, „Von der Arzney beyder Glück". Augsburg 1532, gedruckt von Heynrich Steynner

Georg stets abgelehnt, und er trat dem Hause Österreich auch dann nich entgegen, als es sehr weltliche Interessen seines eigenen Hauses verletzte Wiederholt verweigerte man namentlich seinem Kurprinzen, der Administrator d. h. evangelischer Bischof von Magdeburg war, die Session auf dem Reichstage den ihm gebührenden Vorsitz im Fürstenrat. Die kaiserliche Genehmigung für die erneut geschlossene Erbverbrüderung mit Sachsen und Hessen wurde verzögert schließlich nicht erteilt, und der in Straßburg von den evangelischen Domherren vorgenommenen Wahl des zweiten Sohnes des Kurprinzen zum Bischof wurden immer neue Hindernisse in den Weg gelegt.

Unter solchen Verhältnissen mochte es Johann Georg für einen Gewinn ansehen, daß er mit den Herrschaften Storckow und Beeskow, die der Kaiser a

Erläuterungsblatt

zu der

Ankunft des Königs von Dänemark zum Besuche des Kurfürsten Johann Georg

in

Berlin am 6. Oktober 1595.

(S. a. das Erläuterungsblatt zu der eingeschalteten Bildertafel „Aufzüge und Ringrennen".)

Text zu dem folgenden Einschaltbilde: „Ankunft des Königs von Dänemark".

Anno 1595. im Octob. als der Durchleuchtigst ꝛc. Fürst vnd Herr Herr Christianus geborner König in Dennemarck ꝛc. den Churfürsten zu Brandenburg zu besuchen auffm wege geweten haben sich ihre Churf. Gna. mit allem seinem Adel denn er auch eines guten theils hierzu vom Lande, sonderlich erfordern vnd beschreiben lassen hor zeit gerüstet jr Kön. Wirde entgegen zu ziehen da denn zu forderst viel grosser Herren vom Adel vorher geritten Num. 1. darauff fünffzehen Trommeter gefolget so noch in schwartzen Trawrkleidern bekleidet waren wie sie auch gleicher gestalt schwartze Fahnen an ihren Trommeten führeten so war auch die Heertrummel mit schwartz vmbhenget Num. 2. Solches darumb weil vnlangst zuvor jrer Churf. Gnaden Fraw Schwester Wittwe von Braunschweig vnd Lünenburg todes verschieden. Num. 3. Denen sind nun ihre Churf. G. allgemach hernach gefolget zwischen den beyden Hochgebornen Fürsten vnd Herren Herrn Administratorn des Stiffts Magdeburg ꝛc. so auff der rechten Num. 4 vnd den Sigismundo Hertzogen in Preussen welcher auff der lincken seiten geritten Num. 5. auff welche J. Churf. G. zween ander Söhne Num. 6. vnd 7. in deren mitte Christianus Fürst zu Anhalt Num. 8. ferner der Junge Graffe von Zollern vnd der Herr Graff von Spandaw* Num. 9. vnnd 10. diese sind von einem grossen Adel so all in schwartzem Sammet gekleidet vnd mit schönen güldenen Ketten gezieret befunden worden: also daß sich dieser auszug sämptlich vber fünff hundert Pferde erstrecket hat. Num. 11. vnnd 12. Man hat auch zuvor in den beyden Städten Berlin vnd Cölln zween tage ehe man sich ihrer Kön. Wirden ankunfft gewißlich zu versehen gehabt die gantze Bürgerschafft gemustert wie dieselbig am Einzug zum besten mit ihren Wehren gerüstet auff beyden seiten der Gassen in feiner Ordnung zierlich sind dargestellt worden. Als man nu ihre Kö. Wirden auff der Spannischen** Heiden mit 500. Pferden sehen ankommen ist jhr Ch. G. derselben neher gerückt vnnd beneben dero Hofräthen nach Fürstlichem brauch mit grosser Reuerentz daselbiten entpfangen vnnd angenommen Num. 13. da als denn die Heertrummel geschlagen vnd von allen Trommetern zugleich deren Kön. Wird. auch zwölff mitgebracht so alle silberne Trometen gehabt wie auch seine Heertrummel silbern gewesen gewaltig auffgeblasen worden Num. 14. jrer Kön. Wir. sind auch vier schöner Pferd mit Fürstlichem zeug geputzet jedes von einem Trabanten so in gelb vnd roth Damast gekleidet geleitet vnd nachgeführet worden Num. 15. Als man in die Stadt hinein vnd zum Schloß kommen haben die Bürger loß gebrandt vnter daß sein jhre K. W. vollends ins Schloß geführet welches auffs statlichste mit köstlichen güldenen vnnd Silbern stücken gezieret war da jhre Churf. G. die Kön. Wir. zum willkommen noch einmahl herrlich angenommen wie auch jhre Kön. W. von jhr. Churf. G. Gemahl vnd andern Fürstlichen Frawlein auch gantzem Frawenzimmer zierlich vnd mit grosser Fürstlicher Reuerentz sind entpfangen worden.

Auff folgenden Montag ist ein Ringelrennen außgeruffen worden vnd als bald die stechban zu solchem zugerüstet worden vnd sind die Fürstliche Personen sampt andern Herren vnd vom Adel vmb 12. vhr bemeltes tags auffgezogen. Erstlich haben jhre F. G. der Herr Administrator gerennet vnd sich trefflich wol gehalten vnd ein schön Kleinot gewonnen folgends K. W. selbst mit Fürst Christian von Anhalt desgleichen Fürst Christianus Herr Bruder mit Reichards von der Schulenburg Son welche allesampt wol vnd künstlich renneten insonderheit hat jhr K. W. in diesem Fürstlichen Ritterspiel ein schön **Credentz mit dem Pellican gewonnen.**

Jhre Churf. G. haben solchem Ritterspiel aus dem Schloß in den Fenstern mit dero mitlern jungen Herrn zugesehen wie auch jrer Ch. G. gleichfals auch des Herrn Administratoris Gemahl vnd die junge Hertzogin auß Preussen sampt dem gantzen Frawenzimmer demselben zugeschawet.

Wie der Abend herbey kommen sind die Herren wider nach Hoffe gezogen denselben mit frewden zugebracht.

* der nachmalige Kurfürst Joachim Friedrich

** Spandau, Spandow oder zu Lande

*** Spandaw, auch noch vorkommende Form für Spandau

Ankunft des Königs Christian IV. von Dänemark zum

Radierung von G. Heller z. Erläuterungsblatt zum Einschaltbild Aufzüge und Ringren

efürſten Johann Georg in Berlin am 6. Oktober 1595.

Die in der Darſtellung vorkommenden Ziffern werden auf vorſtehendem Blatte erläutert.

Verlag von Emil Strauß in Bonn

Avers.

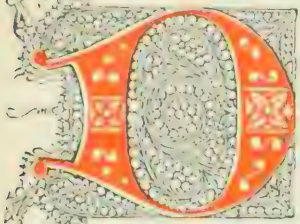
Revers.

Gnadenpfennig Johann Georgs v. J. 1597
des Kurfürsten und seiner Gemahlin, Elisabeth von Anhalt, Bildnis zeigend
In Größe des Originals Gold im K. Münzkabinett zu Berlin.

ans von Küstrin verpfändet hatte und nun nicht einlösen konnte, belehnt wurde, aß der Kaiser die Vermählung des jungen Herzogs Albrecht Friedrich von reußen mit der Herzogin Marie Eleonore, der ältesten Tochter des Herzogs ilhelm von Jülich beförderte. In der That eröffnete diese Vermählung die eitesten Aussichten. Der Herzog Albrecht Friedrich, der seinem Vater in der egierung folgte, wurde gemütskrank, die Söhne, die ihm geboren wurden, starben hnell dahin, sein einziger Vetter aus der fränkischen Linie, Markgraf Georg iedrich von Ansbach und Bayreuth, der nach vielem Widerstreben der Stände dlich als Gubernator die Regierung zugewiesen erhielt, — wobei die branden- rgische Mitbelehnung durchgesetzt wurde, — war kinderlos. Der Anfall Preußens n die Kurlinie war mithin demnächst zu erwarten. Marie Eleonore aber hatte ei ihrer Eheschließung ausdrücklich die Bestätigung ihres Erbrechts auf die Länder res Vaters in Gemäßheit der für sie durch Kaiser Maximilian I. und arl V. festgestellten weiblichen Erbfolge und Unteilbarkeit der Länder zugesichert halten, und bei der Kinderlosigkeit ihres einzigen Bruders ergab sich, daß auch eses Erbfolgerecht praktische Bedeutung in absehbarer Zeit gewinnen, und die heinischen Länder auf die Herzogin von Preußen und auf deren Erben über- hen würden. Es war dies um so sicherer, als die Ansprüche der jüngeren chwestern der Herzogin Marie Eleonore mit Geld ausdrücklich abgefunden waren. nd nun vermählte sich der älteste Sohn des Kurprinzen, der Prinz Johann igismund, mit der ältesten Tochter Albrecht Friedrichs und Marie Eleonorens, nd somit mußte Marie Eleonorens Erbrecht an Brandenburg übergehen. Recht- ch war also kein Zweifel, daß auch diese rheinischen Lande, die Herzogtümer ülich, Cleve, Berg, die Grafschaften Mark und Ravensberg, demnächst an urbrandenburg fallen müßten. Des weiteren war auch der Heimfall der fränkischen änder Ansbach und Bayreuth und mit ihnen des schlesischen Fürstentums Jägerndorf

mit seinen Anneren Oderberg und Ratibor zu erwarten — welche Zukunf öffnete sich dem Hause Brandenburg! Aber freilich, wer hatte glauben dürfen daß ihm solche Erfolge vom Kaiser, von den katholischen Fürsten, ja selbst von der evangelischen, ohne Kampf und Streit gegonnt werden würden! Johann Georg hat bis an sein Lebensende (8. Jan. 1598) an solchen Erfolgen gezweifelt und in lebhafter Sorge um seine zahlreiche Nachkommenschaft setzte er testamentarisch eine Teilung der Kurlande fest. Der Kurprinz aber verweigerte im tiefsten und aufrichtigsten Schmerz dem sterbenden Vater die gewünschte Genehmigung zu einer solchen der goldenen Bulle wie dem Achilleischen Hausgesetz widersprechenden Anordnung. Die Pflicht gegen den Staat, den seine Vorfahren geschaffen, stand ihm höher als der menschlich schöne Wunsch, dem sterbenden Vater den letzten Willen zu thun.

Kurfürst Joachim Friedrich. 1598—1608.

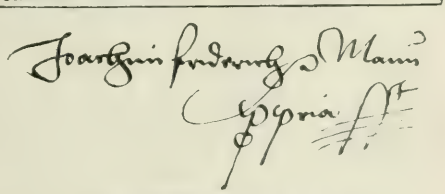


Aus Fust und Schöffers Psalterium Moguntinum 1457.
Nach dem Exemplar der Hof- und Staatsbibliothek zu München.

Doch so scharf erkannten Pflicht gegen die Interessen des Landes getreu, verharrte Joachim Friedrich, den Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit im besonderen Maße eigen waren, auch nach dem Antritt seiner Regierung bei der Ablehnung des väterlichen Testamentes. Doch glaubte der Kurfürst, um den entbrennenden Familienzwist zu vermeiden, auf den bevorstehenden Anfall der fränkischen Lände an die Kurlinie um so mehr verzichten zu dürfen als das Hausgesetz des Kurfürsten Albrecht, auf dessen Grund er die Teilung versagte, jene Länder für nachgeborne Markgrafen bestimmt hatte. Aus Verhandlungen mit den Räten des Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach und Bayreuth ging daher 1599 eine Verabredung hervor, der 1603 nach dem Tode Georg Friedrichs der Geraische Vertrag folgte. In ihm wurde wiederum die Unteilbarkeit der Mark, zugleich aber der Heimfall Bayreuths an den Markgrafen Christian, der Ansbachs an den Markgrafen Joachim Ernst, die beiden ältesten Söhne des Kurfürsten Johann Georg und seiner dritten Gemahlin Elisabeth, festgestellt.

Der Grundgedanke dieses Geraischen Vertrages war offenbar staatlicher, monarchischer Natur. Mit demselben monarchischen Gedanken trat Joachim Friedrich auch den Ständen und nicht ohne Schärfe entgegen. Bei seinem Regierungsantritt lag der Ausbruch eines Religionskrieges sozusagen schon in der Luft, und deshalb forderte der Kurfürst, wiewohl von der Unzulänglichkeit der alten Wehrverfassung von vornherein überzeugt, von den Ständen die Ableistung der Wehrpflicht. Auch ihn mag es dann doch überrascht haben, daß das

esamte Lehensaufgebot nicht mehr als etwa 1000 Reiter und 4000 Mann
ußvolk ergab. Wahrlich ein Resultat, das die Notwendigkeit einer Veränderung
er Militärverfassung, die Notwendigkeit, landesherrliche Truppen anzuwerben,
em Kurfürsten dringend
eigte. Eben deshalb
ußte aber der Landes-
err vornehmlich wieder
err der Einnahmen
erden und die finan-
elle Abhängigkeit von
en Ständen lockern.
ber daß der Kurfürst
igleich für die Wohl-
fahrt des gemeinen
Landes eintrat, den
utsherren das „Gravi-
inieren", den Städten
as „ewige Deffikul-
eren" scharf verwies,
aß er verlangte, die
tände sollten ihrem
usschuß zu endgiltigen
bmachungen mit dem
andesherrn Vollmacht
eben, daß er den Distel-
eyerschen Entwurf eines
andrechtes hervorsuchte,
– das alles machte die
tände nur um so
eniger willfährig, als
er Kurfürst in seiner
anzen Auffassung der
rchlichen Verhältnisse,
e damals die politischen
esentlich bestimmten, der
eformierten Lehre näher
and als der streng
utherischen der Stände.
Von weiter greifen-
em Einfluß für die
onarchische Ausbildung
er Landes-Verfassung
ar es indessen, daß der



Joachim Friedrich.
Kupferstich von Franz Friedrich. (S. S. 99.)
Das Namensfaksimile nach einem Original des K. Pr. Geh. Staatsarchivs zu Berlin.

urfürst durch die Ordnung vom 13. Dezember 1604 den „Geheimen Rat" 1604
ftete. Anlaß zu dieser Stiftung boten die ungemein verwickelten, auswärtigen
erhältnisse, die durch dynastische Beziehungen begründet, für das Land selbst
on höchster Wichtigkeit waren, deren Erledigung aber eine erheblich größere

Thätigkeit kurfürstlicher Räte als früher nötig machte. Neben der auswärtigen Politik hatte der Geheime Rat auch die Finanzen zu verwalten, die Handels- und Verkehrs-Interessen zu vertreten und endlich die Geschäfte der Landesverteidigung zu führen. Es sorgte mithin die landesherrliche Regierung jetzt für die geregelte, ordnungsmäßige Verwaltung einer Reihe von staatlichen Aufgaben, die bisher nur gelegentlich und je nach Bedürfnis teils vom Landesherrn, zum größeren Teil aber von den Einzelnen unter den Ständen gepflegt waren. Sie erfüllte jetzt Aufgaben, die — wie z. B. der 1605 begonnene Elb-Oder-Kanal — den Unterthanen das Dasein des Staates, seine Fürsorge für das Volk immer mehr erkennen ließen, und andererseits hob sie doch das Interesse des ganzen Landes über das des Einzelnen hinaus, um in jenem wieder das des Einzelnen um so besser zu erfüllen. Naturgemäß mußte mit jeder Erweiterung der Thätigkeit der kurfürstlichen Regierung die Wichtigkeit der Stände schwinden, und mußte der Geheime Rat in der That ein Gegengewicht gegen die Stände zu Gunsten der monarchischen Beamten-Verfassung werden, das jene als solches um so mehr fühlten, als seine Mitglieder nicht aus dem märkischen Adel stammten, sondern Ausländer, „Gäste" waren, die Joachim Friedrich zum Teil wie den Grafen Schlick, den Kanzler von Loeben, aus Magdeburg mitgebracht hatte.

In Wirklichkeit waren aber der landesherrlichen Regierung auch damals die umfassendsten Aufgaben gestellt, da die Ansprüche des Fürstenhauses auf Preußen und die rheinischen Länder, so klar ihre Rechtstitel waren, nicht nur im deutschen Reiche auf den heftigsten Widerstand stießen, sondern auch auswärtige Staaten in hohem Maße an der Frage interessiert waren, in wessen Hand jene Länder bei ihrer Eröffnung fallen würden. Hauptsächlich aber war es der Kaiser und die spanisch-katholische Partei, die mit aller Energie bald offen, bald heimlich den brandenburgischen Rechten entgegentraten.

Die nächste Sorge des Geheimen Rats war die preußische Angelegenheit. Denn da mit dem Tode des Markgrafen Georg Friedrich zugleich die Vormundschaft über den gemütskranken Herzog Albrecht Friedrich von Preußen erledigt war, so mußte nicht nur diese Vormundschaft auf den Kurfürsten als den nächsten Agnaten übergehen, sondern es mußten auch dessen Sukzessionsrechte auf das Land anerkannt werden. Doch, von dem heillosen Wirrwarr in Preußen und Polen abgesehen, bot auch die allgemeine politische Lage der Zeit den brandenburgischen Ansprüchen schwere Gefahren. Denn Polen war mit Schweden im Kriege begriffen, trieb sogar infolge der Umtriebe des falschen Demetrius einem Krieg mit Rußland entgegen, und das in sich zerrissene und gespaltene Preußen vermochte dem schwedischen Vordringen nach Polen keinen Widerstand entgegenzusetzen.

Andererseits spielte in diesem Kampf zugleich der Krieg Spaniens gegen die Niederlande hinein, und die rheinischen Anwartschaften erforderten geradezu ein Bündnis mit den Niederlanden. Dadurch aber kam der Kurfürst in Gegensatz zu Philipp II. von Spanien, der damals durch ein Bündnis mit Polen den Ostseehandel der Niederlande zu vernichten suchte. Beim Könige von Polen hatten indessen zunächst die eigenen Gefahren und die ihm von Brandenburg geleisteten baren Zahlungen das Übergewicht. Er übertrug daher dem Kurfürsten die Vormundschaft über den kranken Herzog von Preußen, und ließ ihn, als er in Königsberg (1605) anlangte, als dux Prussiae begrüßen, aber die Frage der Sukzession konnte er infolge der Auflösung des polnischen Reichstages nicht erledigen. Joachim Friedrich mußte

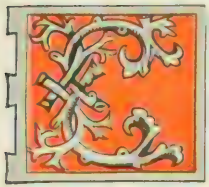
ggar bei der Opposition der Stände in Preußen selbst nach enigen Wochen das Land ver- assen, ein neuer polnischer eichstag, der über die Suk- ession entscheiden sollte, führte u einem Bürgerkriege, und die Briefe des Kurprinzen, den oachim Friedrich in Königs- erg zurückgelassen hatte, sind oller Klagen über den Wider- and der Preußen gegen das ärkische, überhaupt gegen ein ndesherrliches Regiment.

Medaille Joachim Friedrichs, ihm und seine Gemahlin Katharina von Kustrin darstellend. In Größe des Originals. Silber im K. Münzkabinett in Berlin.

Bedrohlicher fast noch waren die Verhältnisse in den rheinischen Ländern. Seit 1602 wußte man, daß die herzogliche Familie mit dem Tode des alten Herzogs aussterben würde. Sofort erhoben andere Fürstenhäuser gegen das brandenburgische Recht Ansprüche, vor allen der Pfalzgraf von Neuburg, weil die Herzogin Marie Eleonore von Preußen nur Töchter besäße, und mithin die Erbfolge auf den ältesten Sohn der zweiten Schwester Marie Eleonorens, seiner Gemahlin übergehe. Demnächst, auf andere und andere Rechtstitel gestützt, beanspruchten der Kurfürst von Sachsen, die ernestinischen Herzoge von Gotha, Weimar und Altenburg, auch ein französischer Herzog, der von Nevers, das Land, und das Kaiserhaus dachte zunächst den Prätendenten jede Besitznahme des Landes zu verbieten, es durch kaiserliche Kommissare verwalten zu lassen. Bei dem besonderen Interesse aber, welches das an die Niederlande sowohl, wie an die spanischen Provinzen grenzende, zum Teil von katholischen, zum größeren Teil von reformierten Unterthanen bewohnte Land für die katholische, wie für die evangelische Sache, für das Reich, für die Niederlande, für Spanien und Frankreich hatte, schien hier der Zündstoff, der Dank der kirchlichen Reaktion und der Kurhaus ihr in die Hände arbeitenden Politik des Kaiserhauses in Deutschland aufgehäuft war, in helle Flammen ausschlagen zu sollen. Der entbrannte Kampf mußte eine europäische Bedeutung erhalten. Und ein Vergleich zwischen den Hauptprätendenten, den die Herzogin Marie Eleonore als den einzigen Weg, Spanien, das Herr der Lande zu werden wünsche" fernzuhalten, vorschlug, kam nicht zu stande. Dagegen gelang es endlich, gegenüber den unglaublichen Rechtsverletzungen und Gewaltthaten der Katholischen, so namentlich in Aachen und Donauwörth, eine Anzahl von evangelischen Fürsten zum Schutze des Religions- friedens, der Freiheit und Hoheit der deutschen Stände in der Union zu ver- 1608 Mai einigen, wogegen sich die katholischen Fürsten wieder in der Liga zusammen thaten. Joachim Friedrich sah die Stürme kommen, die über Deutschland hereinbrechen würden, um so mehr nur wünschte er das von ihm mit den Niederlanden verhandelte Bündnis von seinen Ständen angenommen zu sehen. Doch starb der milde und weitsichtige, klare, fromme Fürst plötzlich am 18. Juli 1608 im Reisewagen „unter herzlichem Beten und Singen", nachdem er kurz vorher (August 1607) für die erste Ausbildung der Staatsdiener das noch heute blühende Gymnasium zu Joachimsthal gegründet hatte. Er mußte es seinem Sohne überlassen, ob er

die durch dessen Heirat mit der Herzogin Anna von Preußen begründeten, durch die eigene Heirat des Kurfürsten mit der Schwester seiner Schwiegertochter, der Herzogin Eleonore von Preußen, noch befestigten und der Aufgabe der Mark von entsprechenden Anspruche durchsetzen werde.

Kurfürst Johann Sigismund. 1608—1619.



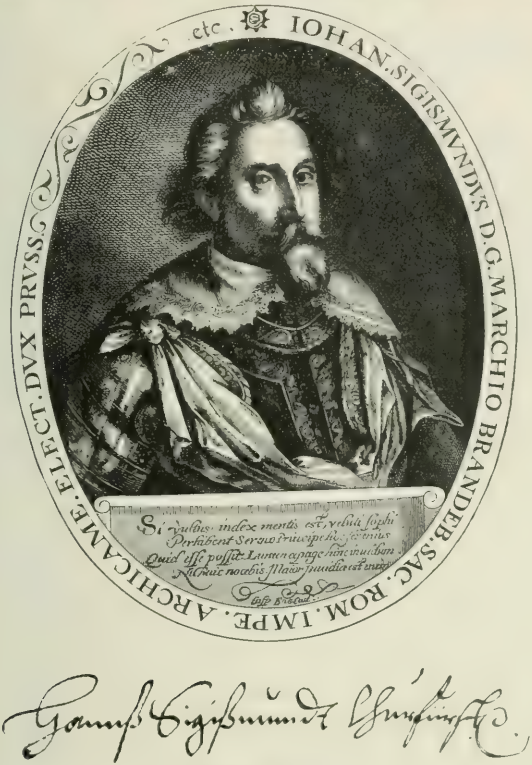
Von einem Einzelblatte des K. Kupferstichkabinetts zu München

Eine der hervorragendsten Eigenschaften des Kurfürsten Johann Sigismund war genau wie die seines Vaters die der Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue gegen den Staat, die seine hohenzollernsche Erkenntnis von der Stellung des Landesfürsten zu seinem Staat „Gott helfe mir, daß ich mein hohes, beschwerliches und mühseliges Amt so bestellen möge, daß ich es mit gutem Gewissen gegen Gott und meine Mitmenschen hier und dort verantworten könne" und „Ich bin meines lieben Gottes Diener und Statthalter" — das ist der vollkommen hohenzollernsche Grundgedanke, mit dem er seine Regierung angetreten und in dem er sie geführt hat.

Er war auf der Reise nach Preußen, als ihn die Nachricht vom Tode seines Vaters ereilte, aber die Dinge in Preußen lagen so, daß er unverweilt die Reise fortsetzen und für Brandenburg in der Person Adams Gans Edlen zu Putlitz einen Statthalter ernennen mußte. Unter scharfstem Widerstand der Stände — denn „der Tirannei der Fürsten müsse ein Ende gemacht werden" — und nach Bewilligung der ausgedehntesten Rechte an die Stände, erhielt Johann Sigismund wenigstens wie sein Vater die Kuratel über seinen Schwiegervater, den Herzog von Preußen, und der König von Polen selbst zwang sogar die heftigsten Gegner unter den Ständen zur Leistung einer Abbitte.

1609 Gleichzeitig trat nun aber der Tod des Herzogs von Jülich ein (25. März 1609) und Johann Sigismund sandte daher seinen Bruder, den hoch begabten Markgrafen Ernst, an den Rhein, ließ durch den cleveschen Edelmann Stephan von Hertefeld sofort das brandenburgische Wappen anschlagen und vollzog so die Besitznahme des Landes. Eben dasselbe that indessen auch Pfalz-Neuburg, der Herzog von Nevers rüstete sich, gewaltsam in das Land einzufallen, und der Kaiser erklärte alles Geschehene für null und nichtig, forderte die Pratendenten vor seinen Richterstuhl. Indessen einigte sich Brandenburg mit Pfalz-Neuburg im Dortmunder Vertrage vom 20. Juni 1609 zu einer gemeinschaftlichen Regierung bis zur endlichen Lösung der Rechtsfrage. Vielleicht hätte der träge Kaiser Rudolf II., über dessen Absetzung man sogar im katholischen Lager verhandelte, jetzt nachgegeben, wenn nicht Spanien, die katholische Partei und Kursachsen ihn davon zurückgehalten hatten. Ein kaiserlicher Kommissar, Erzherzog Leopold, wurde nach Jülich gesandt, wußte sich heimlich in der Stadt festzusetzen, und der Kurfürst von Sachsen erklärte der brandenburgischen Kurfürstin Anna ins Gesicht, „daß

in die Marken einfallen, für die Vertreibung der Hohenzollern von der Kur, ür die Achtserklärung des Kurfürsten sorgen würde, wo er in das Land Jülich ehen werde". In der That wurde Kursachsen vom Kaiser belehnt, der Achts=



Johann Sigismund.

Kupferstich von Crispin de Passe (um 1560—1636).
Das Namensfaksimile nach einem Original des K. Pr. Geh. Staatsarchives zu Berlin

rozeß gegen Johann Sigismund eingeleitet. Der alte Pfalzgraf war im Begriff, ch dem Kaiser zu unterwerfen, der junge sogar zum Katholizismus überzutreten. er Herzog von Bayern, das Haupt der katholischen Liga, war daher bereit, für

Pfalz Neuburg einzutreten, während Brandenburg von der Union keine Hilfe zu erwarten hatte. Selbst innerhalb des eigenen Hauses erhoben sich angesichts der drohenden Gefahr schon Stimmen, die zur Nachgiebigkeit riefen. Aber alle Bemühungen der Kaiserlichen, König Heinrich IV. von Frankreich von dem beabsichtigten Kampfe gegen Spanien, dessen Truppen die Rheinlande besetzen sollten, zurückzuhalten, scheiterten. Frankreich war zum Kampfe mit Spanien gerüstet, schloß mit Savoyen ein Bündnis, verhandelte mit Venedig und den Niederlanden ein solches. Die Niederlande rüsteten ihrerseits, Schweden näherte sich ebenfalls Frankreich, und der Kaiser war durch Zwistigkeiten in seiner Familie, durch mehrere katholische Fürsten, namentlich aber durch die Bewegung der von den Katholiken aufs äußerste gereizten evangelischen Stände Böhmens heftig bedrängt.

Eine allgemeine Krisis stand vor der Thür, und Brandenburg stand mitten in der gesamten Politik Europas. Es beginnt die Zeit, wo König Friedrich der Große, die brandenburgisch-preußische Geschichte mit einem Strom vergleichend meint, daß der Strom anfange, schiffbar zu werden. Es fragte sich nur, ob Brandenburg die Mittel haben werde, in einen so weit aussehenden Kampf einzutreten, ob die Stände für die Bedeutung der Frage Sinn und Verständnis haben, ob sie in diesem Kampfe das Interesse ihres Landes sehen würden. In der That gelang es, wiewohl unter erneuten schwersten Zugeständnissen, wenigstens 400,000 Thaler bewilligt zu erhalten. Für das Weitere aber mußte man beim König von Dänemark eine Anleihe aufnehmen, und die aufgebotene Lehensmiliz zeigte sich über alle Maßen unvollständig und erbärmlich. Mit französischer und holländischer Hilfe ward freilich Jülich 1610 genommen, aber auf Bewilligung der wirklich erforderlichen Mittel durfte der Kurfürst jetzt um so weniger rechnen, als seine Hinneigung zum Kalvinismus die größten Besorgnisse erweckte.

Nur noch verwickelter wurde die Lage, als man gleichzeitig die Succession
1611 in Preußen zu betreiben hatte, sie endlich 1611 nur unter den lästigsten Bedingungen und unter der Androhung, Gewalt gegen die Stände zu gebrauchen, erlangte.

Freilich hatte seit der Ermordung Heinrichs IV. von Frankreich die jülichsche Frage von ihrem europäischen Interesse viel verloren, aber weder vermochte der Wechsel auf dem deutschen Kaiserthron – an Stelle Rudolfs trat nun sein feindseliger Vetter Mathias – eine Änderung der kaiserlichen Politik in dieser Frage noch wurde Kursachsens Stellung zum Kaiser dadurch geschädigt, und alle Versuche Brandenburgs führten zu keiner Verständigung. Während aber nun der Uebertritt des jungen Pfalzgrafen von Neuburg bekannt wurde, und dessen Unterstützung durch die Liga und die in Belgien unter Spinola stehenden Spanier gewiß war, that Johann Sigismund jetzt einen Schritt, der ihm noch mehr jede Aussicht auf Willfährigkeit seiner Stände, wie auf Unterstützung der Union entzog. Der Kurfürst, der seit 1604 schon dem reformierten Bekenntnisse zugeneigt war, wollte in diesen gefahrlichen Zeitläuften wenigstens, wie er selbst es sagt, Ruhe in seinem Gewissen haben. Hätte der Pfalzgraf von Neuburg den Glauben gewechselt, um sich politische Vorteile zu gewinnen, so trat Johann Sigismund
1613 am Weihnachtstage 1613 zur reformierten Kirche über, obwohl er die schlimmsten Nachteile davon zu besorgen hatte. Und wenn dies den Kurfürsten hoch hinaushebt über die sittliche Verkommenheit und den irdischen Jammer vieler seiner Zeitgenossen, so gab ihm dieser Übertritt zugleich die Kraft, einen Gedanken

Belagerung der Festung Jülich
vom 28. Juli bis 2. September 1610 durch brandenburgische, pfalz-neuburgische, französische und holländische Truppen.
Nach einem anonymen Kupferstich in J. L. Gottfrieds historischer Chronica, Frankfurt 1642 bei M. Merian.

n Prinzip ins Leben zu rufen, dem der preußische Staat eine der besten urzeln seines Lebens verdankt, den Gedanken der Gewissensfreiheit, der Duldung er christlichen Bekenntnisse im Staate. Hier in Brandenburg war durch die nitiative des pflichtgetreuen, gewissenhaften, hohenzollernschen Kurfürsten der Weg m Religionsfrieden, an dem sich Geschlechter und Völker abgearbeitet hatten d noch Jahrhunderte abarbeiten sollten, in Wirklichkeit gefunden. „Auch wollen . Kf. G. zu diesem Bekenntnis keinen Unterthan öffentlich oder heimlich zwingen, ndern den Kurs und Lauf der Wahrheit Gott allein befehlen, weil es nicht an ennen und Laufen, sondern an Gottes Erbarmen gelegen ist". Das sind die der That ewig denkwürdigen Worte, mit denen der Kurfürst aus dem Hause ohenzollern den Weg wies zur evangelischen Union, den Weg, auf dem fortan ch Katholiken mit den Evangelischen gemeinsam den Aufgaben des Staates und ch der Kirche sich hingeben konnten.

Aber wie waren nun die Stände in heftigster Aufregung! Schien es doch der That, als ob „die Unterthanen sich anmaßen wollten, während ihnen selbst ewissensfreiheit gelassen wurde, ihrem Herrn vorzuschreiben, was er glauben lle". In Berlin kam es zu tobendem, wildem Aufstand, die Häuser der refor erten Prediger und Räte wurden zerstört, das Schloß selbst kam in Gefahr, den Ständen gegenüber mußte sich der Kurfürst nun auch verpflichten, selbst

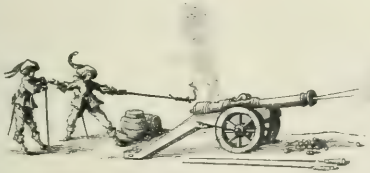
den Gemeinden seines eigenen Patronats „keinen verdächtigen oder unannehmlichen Geistlichen" d. h. keinen reformierten zu geben — ein Recht, das jedem Privatpatron zustand. Und schlimmer noch in Preußen. Nur zu willkommen war hier die Gelegenheit, bei diesem Anlaß „das brandenburgische Joch" überhaupt abzuschütteln, und die Beschwerden der Stände beim König von Polen brachten es dahin, daß dieser den Kurfürsten zur Verantwortung zog, einen preußischen Landtag berief und die Frage nur dadurch für erledigt erklärte, daß im Lande „keine andere als die katholische und augsburgische Religion gelehrt werde", kein anderer ein Amt bekleiden dürfe, als wer „katholisch oder augsburgisch sei oder werden wolle". Dahin also war es gekommen, daß der Katholik den lutherischen Ständen näher stand als der Reformierte, wie denn auch der sächsische Hofprediger ganz offen zugab, daß das Luthertum sich der römischen Kirche näher fühle als der reformierten. Mit einem Wort, der Übertritt Johann Sigismunds brachte seiner landesherrlichen Stellung im eigenen Lande zunächst Gefahren und Schaden.

Avers.
Gnadenpfennig mit Bildnis Johann Sigismunds.
In Größe des Originals Gold im K. Münzkabinett zu Berlin

Revers
Gnadenpfennig mit Bildnis Johann Sigismunds.
In Größe des Originals Gold im K. Münzkabinett zu Berlin

So im Innern, so aber auch im Äußern. Der Pfalzgraf vertrieb die brandenburgischen Truppen aus Düsseldorf, und im August 1614 rückten die Spanier über die Grenze, nahmen Aachen, Düren, setzten über den Rhein, eroberten Mühlheim, Duisburg, die Festung Wesel. Ein neuer Vertrag mit Pfalz-
1614 Neuburg, den Johann Sigismund zu Xanten (Nov. 1614) schloß, übergab in vorläufiger Teilung Jülich und Berg an Neuburg, Brandenburg behielt nur Cleve und Mark. Aber weder zogen die Staaten aus Jülich noch die Spanier aus Wesel, das Land blieb vielmehr der Schauplatz für den Kampf der Großmächte,

und die Union verhielt sich so zweideutig gegen Johann Sigismund, daß dieser endlich aus ihr austrat, andere Verbindungen einzuleiten suchte. Da bot sich — nicht ohne Zusammenhang mit der Gesamtlage Deutschlands, wo der Erzherzog Ferdinand zwar zum Kaiser, gleichzeitig aber der Kurfürst von der Pfalz zum König von Böhmen gewählt war, und nun auch in Böhmen der Krieg ausbrechen mußte — für Brandenburg eine solche Verbindung mit dem jungen König Gustav Adolf von Schweden. Johann Sigismund erlebte es noch, daß beim Tode des Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen infolge der drohenden Stellung Schwedens an der Düna der Übergang der preußischen Herzogswürde an Kur-Brandenburg ruhig und ohne Widerspruch erfolgen konnte. Eine nähere, von Gustav Adolf eingeleitete Verbindung sah Johann Sigismund — er starb am 23. Dezember 1619 — dagegen nicht mehr in Erfüllung gehen, doch das Gewitter, das am Himmel Deutschlands stand, sah er nur zu wohl. Aber wie grell auch schon die Blitze aufzuckten, wer konnte ahnen, daß das heraufziehende Gewitter ein Menschenalter über Deutschland stehen, mit seinen Blitzen einen Brand entzünden werde, der alles, was deutscher Fleiß und deutsche Arbeit geschaffen, der unser ganzes Vaterland mit seinen gräßlichen Flammen vernichten sollte!



Artilleristen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.
Aus J. Callots »Exercice militaires«.

Truppenanwerbung zur Zeit des dreißigjährigen Krieges
Aus J. Callots »Miseres de la guerre«

Kurfürst Georg Wilhelm. 1619—1640.

Von einem Einzelblatt des Münchener Kupferstichkabinetts

Der Kurfürst Georg Wilhelm hat den Namen, der unglücklichste Herrscher aus dem Hause der Hohenzollern zu sein. Aus der sonst so zutreffenden Beobachtung heraus, daß die Persönlichkeiten der Hohenzollern es gewesen, die den preußischen Staat geschaffen, hat man alles Unglück, das Brandenburg unter seiner Regierung getroffen, auch der Person des Kurfürsten beigemessen. Und in der That hat es Georg Wilhelm der hohenzollernschen Energie und Entschlußfähigkeit nur allzu sehr gemangelt; aber trotz der unter seinen Räten, seinen Ständen, ja seiner Familie herrschenden Verschiedenheit der Auffassung der politischen Verhältnisse hat der Kurfürst es doch gerade in entscheidenden Momenten, zumal in späterer Zeit, nicht daran fehlen lassen, bestimmende Entscheidungen zu treffen. Andere, vornehmlich die Zeitgenossen, haben allen Jammer, der die Mark getroffen, der Person seines vornehmsten Rates, dem Grafen von Schwarzenberg zugemessen; aber wenn man dessen Politik auch für eine irrige und schädliche halten wird, so kann man nicht leugnen, daß sie eine einheitliche Richtung, daß sie dieselbe Spitze, dasselbe Ziel unentwegt im Auge behalten hat. Noch andere haben die Uneinigkeit Schwarzenbergs und der reformierten Räte des Kurfürsten als die Quelle des Uebels angesehen, aber wie schwer sie auch ins Gewicht fällt, so drang die Meinung des Grafen doch fast allemal beim Kurfürsten siegreich durch. Man wird die Unschlüssigkeit des Kur-

fürsten beklagen, des Grafen Schwarzenberg Politik verurteilen, den Zwiespalt der Räte bedauern müssen, aber den Grund des heillosen Elends, der Zertrümmerung alles staatlichen Gefüges doch nicht allein in diesen Umständen suchen dürfen.

Es war eben die allerschwerste Zeit, das allerfurchtbarste Gewitter, das gerade in dieser Zeit wie über Deutschland, so auch über die Marken erging, und diese Zeit brauchte allerdings außerordentliche Männer, welche der Mark damals fehlten, aber sie brauchte auch außerordentliche Mittel. In jenen sturmbewegten Zeiten des dreißigjährigen Krieges handelte es sich für Brandenburg um die Erhaltung der evangelischen, der lutherischen wie der reformierten, Lehre mit ihren geistigen wie sozialen Errungenschaften. Es handelte sich weiter um die Behauptung der Ansprüche auf Preußen, auf die rheinischen Länder, auf Pommern — denn mit dem Tode des kinderlosen Herzogs mußte das so sicher begründete, so oft verbriefte brandenburgische Erbrecht in Geltung treten — ja um die Stammlande selbst, und diese Ziele hatte man zu verfolgen im Einklang sowohl wie unter dem Widerspruch der gesamten europäischen Staatenwelt, wie sie sich damals entwickelt und im Widerstreit mit den eigenen Ständen. Und diese Welt stand damals im Kriege, im furchtbarsten Kriege, den die neuere Geschichte überhaupt kennt. Welchen Entschluß man also auch in Brandenburg fassen, welche Politik man auch befolgen mochte, eine jede forderte die Aufstellung eines einigermaßen brauchbaren Heeres, forderte die Bereitschaft erheblicher Mittel. Und eben diese erhielt der Kurfürst, abhängig wie er, zumal seine Domänen längst verpfändet oder überschuldet waren, von seinen Ständen war, von diesen, geringfügige Ausnahmen abgerechnet, nicht bewilligt. Was halfen alle Entschlüsse, wenn man nicht im stande war, auch nur einen von ihnen auszuführen, wenn weder die alte militärische Verfassung irgend eine Truppe zur Verfügung stellte, noch die Stände die Mittel hergaben, ein Heer nach anderen Grundsätzen zu bilden! Oder wenn die Stände selbst die Mittel bewilligten, aber diese wieder nicht eingingen! Welche Vorwürfe immer man also der Regierung Georg Wilhelms machen mag, die schlimmeren, das Land ohne Verteidigung, ohne Truppen, ohne die zum Unterhalt der Truppen nötigen Mittel gelassen zu haben, treffen die Stände und deren Kurzsichtigkeit. Mit furchtbarstem Elend und grausamster Not bestrafte sich die Schwächung der landesherrlichen Gewalt, und die ganze Verirrung der ständischen Verfassung, die Uebertragung aller Regierungs-Gewalt vom Landesfürsten weg an die Stände trat mit entsetzlichsten Schrecken zu Tage — und das zu einer Zeit, wo die Bedeutung Brandenburgs für das ganze Deutschland, ja für Europa in eigentümlicher Weise sich zeigte.

Die erste Sorge des jungen Kurfürsten galt dem Herzogtum Preußen, wo man die Gelegenheit der Huldigung zu neuer Schwächung des Landesherrn zu benutzen trachtete, ja eine Partei sogar die völlige Einverleibung des Herzogtums in Polen betrieb, während die Schweden bereit standen, schon Pillau zu erobern, und andererseits dem Kaiser wieder der Plan vorschwebte, das Land zu einem geistlichen Fürstentum umzugestalten. Durch gute Worte und Nachgiebigkeit des Kurfürsten wie durch das Uebermaß der äußersten Partei, deren Forderungen doch vielen von den Ständen selbst zu weit gingen, erreichte man wenigstens im Oktober 1620 die Huldigung der Stände, während die Belehnung durch Polen 1620
erst nach mannigfachen Eingriffen polnischer Kommissarien in die Landesherr-

lichen Rechte unter dem Druck des schwedischen Vorgehens am 21. September 1621 erfolgte.

Inzwischen hatten aber die Böhmen, um ihren Glauben zu retten und den von ihnen gewählten König Friedrich zu behaupten, den Kampf gegen das Haus Österreich begonnen, und Brandenburg hatte, als nach der ersten Niederlage der Böhmen bei Budweis englische Scharen zu Hilfe eilten, von diesen die erste Plünderung zu erleiden, während Kursachsen sich bei dieser günstigen Gelegenheit in der Lausitz huldigen ließ. Als aber die Union sich auflöste, und die Niederlage der Böhmen am weißen Berge (8. Nov. 1620) dem Königtum Friedrichs ein schnelles Ende bereitete, hatte Brandenburg auch den Uebermut des kaiserlichen Siegers zu empfinden. Der Kurfürst wagte es nicht, seinem Schwager, dem König Friedrich, in der Mark ein Asyl zu gewähren, sein Protest gegen die Uebertragung der Kur Würde von Pfalz auf Bayern wurde vom Kaiser nicht beachtet. Markgraf Georg von Jägerndorf ward geächtet, sein Land vom Kaiser statt an seinen erbberechtigten Lehensvetter, den Kurfürsten, einem Grafen von Lichtenstein gegeben, ja kursächsische und kaiserliche Regimenter standen fertig, wegen der böhmischen Lehen in Brandenburg einzufallen. In dieser Gefahr wandte sich die kurfürstliche Regierung an die Stände. Diese jedoch, erfreut über die Niederlage, die der Kalvinismus in Böhmen erlitten, und in der Absicht, dem lutherischen Sachsen, sobald es einfalle, Thür und Thor zu öffnen, verweigerten die Mittel, auch nur für die bestehenden Kompagnien, das Krachtsche Regiment, den Sold zu zahlen. Man solle sie entlassen, einhundert und dreißig Mann seien vollauf genug. Und derselben Meinung war das Volk, das in Kolln z. B. seinen Rat aufforderte, sich lieber in den Turm stecken zu lassen, als Mittel für Truppen zu bewilligen, das in Mittenwalde zu offener Empörung trieb. Man sah nur, daß dem Kalvinismus Schaden geschah, und dieser „habe ja doch nur die Hülfen; Saft und Kraft aber sei bei den Papisten". Waren auf diese Weise dem Landesherrn die Hände gefesselt, so war es in der That eine einsichtsvolle, sachgemäße Maßregel, wenn man durch Verhandlungen mit Schweden, England, Holland, Frankreich das Geschick Brandenburgs an die großen europäischen Konstellationen zu knüpfen versuchte. Aber um so mehr nur mußte auch eine solche politische Kombination wieder auf ausreichende Geldmittel gestützt sein,
1625 als 1625 König Christian IV. von Dänemark als Kreisoberster des niedersächsischen Kreises die Leitung des Kampfes übernahm, und diesem nun Wallenstein und Tilly von Süden her entgegen rückten, ehe eine Einigung der europäischen Mächte erfolgt war. Jetzt riet nicht nur Schwarzenberg, sondern rieten auch die reformierten Geheimen Räte zu voller Neutralität. Doch selbst die für eine solche erforderlichen Mittel versagten die Stände, und nicht einmal die Havelpässe vermochte der Kurfürst zu besetzen. Die Folgen waren auf der einen Seite weit aussehende Pläne der Kaiserlichen, ein immer schrofferes Auftreten des Kaisers gegen Brandenburg, über dessen Kurhut schon zu Gunsten Wallensteins verfügt wurde, auf der anderen aber ein Einfall des Grafen von Mansfeld, dessen Soldaten in der Altmark und Priegnitz schamlos wüteten. Da endlich traten die zum Februar 1626 berufenen Stände wenigstens im April zusammen und bewilligten dem Kurfürsten 3000 Mann, aber auch diese nur auf drei Monate. Natürlich besetzte Mansfeld, durch eine solche Bewilligung nicht gehindert, nun die ganze Mark, und der Kurfürst hatte wohl nicht Unrecht, wenn er im höchsten

Georg Wilhelm.

Gezeichnet und gestochen von Simon de Passe (um 1590–1644).

Dem Stich liegt eine im Lager zu Rees hergestellte Zeichnung zu Grunde. Das Namensfaksimile nach einem Original im K. Pr. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

Unmut über die Stände, „die alles gehemmt, aufgehalten und gesperrt hätten, was zur Rettung des Landes nötig sei", jetzt den Anschluß an den Kaiser für dringend geboten erachtete. Wenigstens darin traf er die Meinung seiner Stände, daß er den Ratschlägen seiner reformierten Geheimen Räte entgegen handelte. Und der immer wiederholte Rat des Grafen Schwarzenberg, dem Kaiser sich anzuschließen, mußte jetzt um so mehr ins Gewicht fallen, als Mansfeld von Wallenstein bei Dessau April 1626, König Christian von Tilly bei Lutter am Barenberge (August 1626) geschlagen wurde, als die zur Musterung aufgebotenen Vasallen der Uckermark überhaupt nicht erschienen, der Kaiser mit der Acht drohte, und nun auch Gustav Adolf von Schweden Pillau besetzte. Preußen aufforderte, zu ihm überzutreten, und dieses in der That einen Neutralitäts-Vertrag mit Schweden abschloß (Ende 1626). In tumultuarischen Szenen erklärten sich auch die Stände für den Anschluß an den Kaiser und Kursachsen. Aber die wenigen Truppen (2000 Mann), die sie Georg Wilhelm zu werben gestatteten, und mit denen er gegen Gustav Adolf vorrückte, streckten vor dem König am 6. Juli 1627 ohne Kampf die Waffen, und Georg Wilhelm mußte sich Gustav Adolf gegenüber verpflichten, den Polen keine Hilfe zu gewähren. Und über die rheinischen Lande, die teils von den Spaniern, teils von den Holländern besetzt waren und ausgepreßt wurden, befahl der Kaiser, die Sequestration jetzt trotz Georg Wilhelms Gehorsam durch Tilly ausführen zu lassen. Doch damit nicht genug, erfolgte nun, um die Verbindung des dänischen Königs mit dem schlesischen Heere unter Bernhard von Weimar zu unterbrechen, ein Einfall einer großen Zahl kaiserlicher Regimenter in die Marken und damit eine abscheuliche, grausame Aussaugung des Landes. Aber so arg und schlimm die Not auch sein mochte, die Stände versagten auch jetzt ihre Hilfe, 900 Mann war die höchste Truppenzahl, die sie bewilligen wollten. Sehr wohl erkannte Schwarzenberg in der ständischen Mit-

Adam von Schwarzenberg.
Kupferstich von P. Rollos nach dem Gemälde von M. Ensenel

Belagerung Frankfurts a. O. durch Gustav Adolf, König von Schweden, vom 27. März bis 3. April 1631.

Nach dem Kupferstich von Math. Merian im »Theatrum Europaeum«, Frankfurt a. M. 1637, auf die Hälfte verkleinert.

A Pfarrkirch B St Nikolaus, darinn das Pulver gewesen C Barfusser Kirch D Rathhauß E Brückenthor darinn die Bagagie sich gesteckt F Libusische Thor. G Gubenische Thor, welches mit zwo Petarden gesprenget, darauff die Schwedische zu Fuß hineingedrungen, denen der Obriste Baudissen mit seiner Reuterey gefolget H Sturmb, in welchem J Kgl. Majestät selbsten hineinkommen J Kayserliche Schantz K Flüchtige Soldaten, so in die Oder gefallen und mehrentheils ersoffen L Schantz daraus die Kayserische geschlagen und sich nach der Stadt salvirt M Gefangene so nach Stettin geführet worden N Abgestiegene Reutter mit ihren Carabinen, so die Mauren erstiegen

regierung die Wurzel alles Uebels, suchte wieder und wieder sie zu mildern, denn „die Landschaft sei schuldig, die Kontribution zu zahlen". Es blieb aber ein vergebliches Bemühen. Unumwunden sprachen die Stände es aus, „es sei ganz und gar unnötig, ferner einiges Kriegsvolk zu unterhalten, weil man sich nach wie vor in kaiserlicher Devotion befinde". Die Folge war natürlich, daß die Marken von den nun fortwährend stattfindenden Durchzügen der Wallensteinischen Truppen die allerärgsten Gräuel zu ertragen hatten, die unter Auflösung aller sittlichen Bande, aller wirtschaftlichen Bedingungen das Land in den tiefsten Verfall brachten. Ebenso zeigte sich nur zu bald, daß auch jeder politische Gewinn, den man vom Anschluß an den Kaiser gehofft hatte, hinfällig geworden war. Weder die Zurückgabe Jägerndorfs, noch die Bestätigung des Anrechts auf Pommern erfolgte, vielmehr offenbarten sich in dem Vorgehen Tillys und Wallensteins, der zum „oceanischen und baltischen Admiral" ernannt wurde, die merkantilen Pläne des Kaisers auf die Herrschaft über die Nordküsten. Und auch Georg Wilhelm zweifelte nicht mehr, daß der Kaiser über Preußen zu Gunsten des deutschen Ordens verfügen, in den rheinischen Landen gegen ihn entscheiden, ja selbst die Neumark zu Schlesien ziehen und die Altmark an Markgraf Georg geben werde. Als aber Stralsund, die einzige Stadt, die dem Heere Wallensteins erfolgreichen Widerstand entgegensetzte, eine schwedische Besatzung aufnahm, war die Erwerbung Pommerns doppelt unsicher geworden, zumal Wallenstein Dänemark zum Frieden von Lübeck bewog (12. Mai 1629) und so freie Hand gegen Schweden bekam. Doch die Krone aller Unbilden, die man vom Kaiser zu erleiden hatte, war der Erlaß des Restitutions-Edikts, das wieder alle Reformierten, also auch den Kurfürsten Georg Wilhelm, vom Religionsfrieden ausschloß, und alle seit dem Passauer Vertrage eingezogenen Kirchengüter den Katholiken wieder einräumte, unter ihnen das Erzbistum Magdeburg, die Bistümer Brandenburg, Havelberg, Lebus. Wie ein Hohn nur klang es, als der Kaiser des weiteren nicht nur die Güter brandenburgischer Vassallen eigenmächtig einzog, sondern auch dem Kurfürsten unter der Androhung, Berlin zu besetzen, verbot, sein einziges Regiment aus Preußen in die Mark zu führen. Hatte doch Schwartzenberg sogar den traurigen Mut, seinem Herrn zu schreiben, 100 bis 150 Mann Leibgarde seien genügend, — und doch standen schon die Kroaten vor den Thoren Berlins und forderten den Durchzug!

Mittlerweile war jedoch der Pfalzgraf von Neuburg zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Sequestration der rheinischen Länder seinem Interesse durchaus zuwider laufe, und er ließ sich daher zu einer vorläufigen Teilung der Länder bereit finden, die, wenn auch für ihn günstiger als für Brandenburg, doch zunächst weitere feindselige Schritte des Pfalzgrafen verhinderte. Wichtiger noch war, daß Frankreich, beunruhigt durch die wachsende Macht Oesterreichs, zwischen Polen und Schweden einen Waffenstillstand vermittelte, der Brandenburg eine mittlere Stellung zwischen beiden streitenden Mächten gewährte und sowohl die Abhängigkeit von Polen etwas lockerte, wie einen Anschluß an Schweden vorbereitete. Ein solcher mußte aber damals, da der Kaiser inzwischen Dänemark zum Angriff gegen Schweden aufgereizt hatte, und Wallenstein im Begriff schien, nach Schweden selbst überzusetzen, auch für Gustav Adolf von Wichtigkeit sein. Für Brandenburg und alle evangelischen Fürsten war es indessen naturgemäß weit wichtiger, daß Schweden, vom Kriege mit den Polen befreit, jenen Plänen Wallensteins und

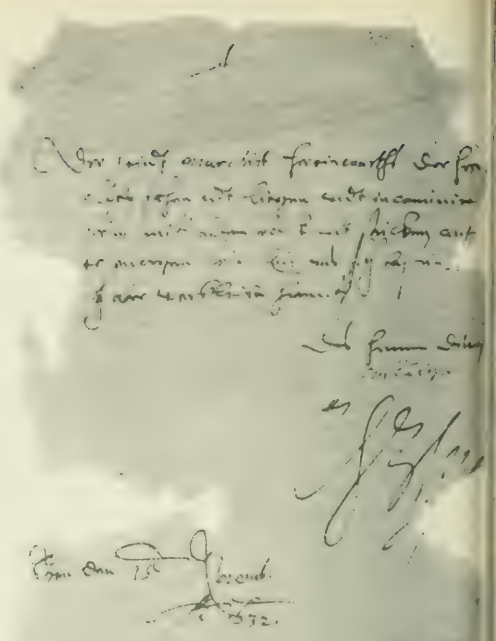
Dänemarks zuvorzukommen dachte, und zugleich in den Kampf für das Evangelium in Deutschland eintreten konnte.

Am 24. Juni 1630 landete Gustav Adolf auf der Insel Ruden, schloß mit 1630
Herzog Boguslav von Pommern einen Allianzvertrag, der das brandenburgische Erbrecht anerkannte, vertrieb die Kaiserlichen, deren Feldherr Wallenstein gerade jetzt vom Kaiser auf Drängen der Liga hin entsetzt wurde, aus Pommern und Mecklenburg, schlug sie glänzend bei Garz und Frankfurt, entriß ihnen die Städte Frankfurt und Landsberg (April 1631). Was mußte wichtiger, was notwendiger für Brandenburg erscheinen, als eilig sich dem Könige anzuschließen! Aber alle Verhandlungen, die man schon vorher in Danzig mit Schweden begonnen, führten zu keinem Resultat, da Georg Wilhelm in Uebereinstimmung mit Sachsen und mit seinen Ständen, die weder offensiv noch defensiv sich an dem Krieg beteiligen, sondern in kaiserlicher Devotion bleiben wollten, Neutralität forderte, die Gustav Adolf nicht bewilligen zu können meinte. Endlich öffnete der Kurfürst, wenn auch in tiefster Schwermut, den Schweden Spandau, und nach dem Falle Magdeburgs mußte er sich selbst den schroffsten Forderungen Gustav Adolfs, der nun mit seinen Truppen auch Berlin, Brandenburg und Küstrin besetzte, fügen und ihm monatlich 30,000 Thaler zahlen. Unter schwedischem Druck mußten die Stände ferner für den Kurfürsten selbst 5000 Mann bewilligen, die, während Gustav Adolf nach der Schlacht von Breitenfeld seinen glänzenden Siegeszug durch ganz Deutschland ausführte und überall das Evangelium herstellte, Krossen, Grünberg, Freistadt eroberten und mit den Schweden tief in Schlesien eindrangen. Dank dem schwedischen Eingreifen hatte wenigstens Preußen und zwar auf lange Jahre Ruhe, und nach dem Abzuge der Spanier und Holländer konnte selbst Cleve und Mark in Besitz genommen werden. Ja der Gedanke Gustav Adolfs, auf Grund einer Heirat des brandenburgischen Kurprinzen mit seiner einzigen Tochter die brandenburgischen und schwedischen Länder zu einem Reiche, dem auch die Kaiserkrone zufallen solle, zu vereinigen, eröffnete sogar die weitesten Aussichten. Der spanisch-österreichischen Macht gegenüber schien so mindestens ein Gegengewicht geboten werden zu können.

Aber wenn der Kurfürst selbst solche Hoffnungen geteilt haben sollte, so waren sie wie das Aufflackern des verlöschenden Lichtes. Mit der Schlacht bei Lützen (am 16. November 1632), in der Gustav Adolf fiel, wurde die Lage der Mark wieder so kritisch wie zuvor.

Zwar hielt Georg Wilhelm — wenn er sich auch dem Heilbronner Bunde nicht anschließen mochte — an dem Vertrage mit Schweden entschieden fest, lehnte sogar, trotzdem Wallenstein aufs neue in die Mark einfiel und sie wiederum aufs unbarmherzigste aussaugte, den geforderten Uebertritt zum Kaiser ab, unterstellte jetzt vielmehr seine Truppen dem schwedischen Oberbefehl, obwohl Schwedens Absichten, Pommern für sich zu behalten, unzweideutig hervortraten. Als aber Kursachsen mit dem Kaiser den Frieden von Prag (1635) geschlossen hatte, 1635
glaubte Georg Wilhelm unter Zustimmung der Stände, diesem Frieden nicht nur beitreten, sondern im Januar 1636 den Schweden sogar den Krieg erklären zu sollen.

Allerdings erfochten nun die kaiserlichen und kursächsischen Truppen in der Mark einige Erfolge über die Feinde, aber nach dem Siege der Schweden bei Wittstock lösten sich nicht nur die wenigen (3500 Mann) brandenburgischen Truppen



Übertragung

„Der feindt marchirt herentwarths der hecken auf alles stehen undt liegen undt incommodire mich hierin mitt allem volch undt studien auf das er morgen fein von uns mich betum de

Ich aber verbleibe hiemitt

des herrn dienst
willigster

A. v. s. m.

Datum den 15 Novemb
A. 1632.

Er ist schon an dem
pas wo gestern der losi
Feldzeichen weggenommen."

Auf der Rückseite steht die Adresse:

Dem Hoch und Wolgebor-
nen besonders hohen Schwager
Gestrengen Hochmächtigen Grafen zu
Pappenheim auf Trechtling-
hem kay May Rethe Hofrath
Cammerer undt Obris wie auch
der Catholischen Liegs Armee
bestelten Feldtmarschalchen.

Zu eigen der Empfängliche
vermerkt: [illegible]
[illegible]

Das sehr gut erhaltene Siegel
Rotsiegel ist aus rotem Lack
und enthält das Wappen [illegible]
gevierteilt, [illegible]
des goldenen Vlieses umgeben.

Pappenheim war in der Schlacht
bei Lützen, in deren Verlauf
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Thaler Georg Wilhelms vom Jahre 1620.
In Größe des Originals im K. Münzkabinett zu Berlin.

völlig auf, sondern das ganze Land geriet wieder bis auf wenige Festungen in die Hände der Schweden, die ihrerseits den Abfall des Kurfürsten mit der schamlosesten Heimsuchung des Landes bestraften und furchtbare Kontributionen erhoben. Doch blieb der Kurfürst, auch als ihm die Schweden Waffenstillstand anboten, auf Seiten des Kaisers, der ihn zu seinem Generalissimus ernannte, ja er trennte sich auch nicht von ihm, als (1637) der letzte Herzog von Pommern starb, und die Schweden dessen Land in Besitz behielten. Vielmehr rüstete der Kurfürst mit Geldern, die angeblich der Kaiser hergab, in der That aber der Mark entstammten, 6000 Fußtruppen und 1000 Reiter aus, aber diese mußten „dem Kaiser und an des Kaisers Statt dem Kurfürsten" Gehorsam schwören. Dahin war es gekommen, daß des Kurfürsten eigene Truppen dem Kaiser schwören und der Kurfürst zufrieden sein mußte, im Namen des Kaisers das Kommando über seine eigenen Truppen mitten im Kriege übertragen zu erhalten. Was sollte werden, wenn etwa der Kaiser einem anderen Feldherrn das Kommando übergab?

Immerhin kamen die Schweden jetzt in eine bedrängte Lage, aber schlimmer noch war die Lage Brandenburgs, denn ärger und scheußlicher noch als bisher hausten hier die Schweden und die kaiserlichen Obersten, und keineswegs dachte der Kaiser etwa daran, Brandenburg mit Pommern zu belehnen; im Gegenteil ward es immer klarer, daß er, um dem unglücklich geführten Kriege gegen die Niederlande und Frankreich eine günstigere Wendung zu geben, bereit war, mit Schweden Frieden zu schließen und als Preis dafür Pommern an Schweden abzutreten. Erst als diese Aussicht durch den Abschluß eines Bündnisses zwischen Schweden und Frankreich ferner gerückt worden war, belehnte der Kaiser den Kurfürsten mit Pommern und gab ihm die Erlaubnis, 25,000 Mann zu werben, wozu er natürlich gar nicht im stande war. Mit der Abreise des Kurfürsten nach Preußen, wo die Versuche des polnischen Königs Wladislaus, durch Errichtung von Seezöllen sich die Mittel zu einer Marine und zur Seeherrschaft zu verschaffen, mannigfache Weiterungen hervorgerufen hatten, lösten sich auch die wenigen Truppen, die man hatte, beinahe ganz auf. Und der Kaiser, — seit dem 15. Februar 1637 Ferdinand III. — durch Bernhards von Weimar, sowie durch Banérs Vorgehen hart bedrückt, suchte wieder mit Schweden anzuknüpfen.

In der Mark aber tobte der kleine Krieg mit endlosen Verwüstungen, hin und her schwankenden Erfolgen fort und fort, während das nächste Interesse Brandenburgs — der Besitz Pommerns — keineswegs von diesen Erfolgen abhängig war, sondern an die großen europäischen Fragen, den Ausgang des spanisch-österreichischen und französisch-niederländisch-schwedischen Kampfes gebunden war.

1640 Mitten in dieser Krisis starb nun Georg Wilhelm, am 1. Dezember 1640, und wenn auch in dem durch den Krieg selbst hervorgerufenen Kontributions- und Steuerwesen, wie in dem durch ihn geschaffenen Soldatenstand wenigstens Keime lagen, die dereinst vielleicht zur Rettung benutzt werden konnten, so kann man sich von dem Elend des Landes bei Georg Wilhelms Tode doch kaum eine Vorstellung machen, die nicht hinter der Wirklichkeit noch zurückbliebe. Nach einem Protokoll, das über die Zustände im Oberbarnim aufgenommen wurde, war die Bevölkerung schon 1634 etwa um ein Drittel gesunken, und betrug die jährliche Abgabe des einzelnen Unterthanen etwa den 25fachen Betrag der heutigen, während doch jede ernährende Thätigkeit gebrochen war. Freund und Feind hätten das Land zur Wüste gemacht, so klagte der Berliner Rat dem Kurprinzen (21. Juli 1640), Ackerbau könne gar nicht getrieben werden, alle Geschäfte und Nahrung hätten aufgehört, Städte und Dörfer ständen wüst. Auf viele Meilen weit fände man weder Menschen noch Vieh, weder Hund noch Katze. Dennoch würden die Kriegssteuern mit Gewalt beigetrieben, und habe man den Bürgern Häuser, Aecker, Gärten, Wiesen und Weinberge genommen. Die Beamten, Kirchen- und Schullehrer könnten nicht besoldet werden, viele hätten sich beeilt, durch Wasser, Strang und Messer ihrem Leben ein Ende zu machen. Wie sollte man bei einem so hohen sozialen Elend an irgend eine Regierung überhaupt noch denken! Und Schwarzenberg selbst ist es, der dies für unmöglich erklärte. Im Dezember 1640 stellte er den Ständen vor, daß nicht allein die Form der Regierung gänzlich umgestürzt und die vorige Herrschaft verändert, sondern auch alles in Polizei-, Gerichts- und Haushaltungs-Sachen mit eitel Verwirrung und barbarischem Wesen erfüllt worden sei. Das also war die Aufgabe des Nachfolgers, das Land aus der Barbarei herauszuführen, und wohl hat man mit Recht darauf hingewiesen, daß es dem nunmehrigen Kurfürsten Friedrich Wilhelm aus dem Herzen gesprochen war, wenn man am Sarge seines Vaters für ihn betete: „Möge der Herr mit ihm sein, daß durch ihn wieder gebauet werde, was so lange wüst gelegen, daß er einen Grund lege, der für und für bleibe". —

Artilleristen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges
Aus J. Callots exercices militaires

Zweites Buch

Der Staat
des
Großen Kurfürsten
1640—1713

Obiges Titelblatt ist entnommen aus: „Bison, Von Kalten, Warmen, Minerischen und Metallischen Wassern." Berlin 1572. Gedruckt von L. Thurneysser.

Aus Leon. Thurneyßers „Onomastikon“ Gedruckt zu Berlin durch N. Voltzen 1583

Zweites Buch

Der Staat des Großen Kurfürsten. 1640–1713.

I

Der Große Kurfürst. 1640—1688.

Vom Regierungsantritt bis zum Westfälischen Frieden. 1640—1648.

Die Lage des Landes war beim Regierungsantritt des Kurfürsten Friedrich Wilhelm eine eben so jammervolle wie damals, als sein Ahnherr Friedrich I. die Mark zum erstenmal betrat. Man wird nicht sagen können, daß Friedrich Wilhelm einen Staat übernahm, ja kaum kann man sagen, er überkam Land und Leute. Denn die Bevölkerung war in erschreckender Weise gelichtet, und die noch vorhandenen Einwohner nicht nur finanziell ruiniert, sondern auch moralisch völlig verkommen. Von den Ländern aber waren die rheinischen wie die märkischen in der Hand fremder Truppen, der Besitz Preußens war von der Belehnung Polens abhängig, die Erwerbung Pommerns oder nun gar Jägerndorfs trotz aller Rechtstitel ganz und gar unwahrscheinlich. „Pommern ist dahin, Jülich ist dahin, Preußen habe wir wie einen Aal beim Schwanz und die Marken wollen wir auch vermanuetentieren.“ Die Stände aber hatten weder in Preußen, noch in den Rheinlanden, noch selbst in den Marken die Fähigkeit oder auch nur die Neigung, dem Landesherrn Unterthanenpflichten zu leisten, ihm zu helfen, daß man vom Feinde befreit, aus der Verachtung wieder zu Ansehen, daß man wenigstens wieder zum eigenen Besitz, zur Freude am Dasein gelangen könne. Am wenigsten war in der allgemeinen Verwirrung der staatlichen Zustände und der durchgehenden Verderbtheit der sittlichen Anschauungen natürlich an eine irgendwie geordnete Rechtspflege zu denken. Man fand „im Lande nichts Gemeineres als Lamentieren über die Ungerechtigkeit, Korruption und Unbilligkeit der Richter und

Beamten". Hatte man doch selbst das Gefühl für menschliche Würde verloren — wie sollte da der staatliche Trieb, die der menschlichen Natur sonst inne wohnende Sehnsucht nach staatlicher Gestaltung zur Geltung kommen! Die Macht der sittlichen Ideen war dahin, wie weggetilgt aus dem Bewußtsein der Menschen — wo sollte da die Idee des Staates Platz greifen! Oder vielmehr umgekehrt, das staatliche Dasein, die Bedingungen für ein staatliches Gemeinleben waren zerstört — wie konnte da der Mensch an sein höheres Selbst, an sein moralisches Ich noch denken! Denn die menschliche Natur vermag sich selbst gerecht zu werden, vermag ihre volle Blüte zu treiben nur im Anschluß an ein Gemeinwesen, und nur in der Unterordnung unter ein Ganzes, in der Ausübung von Pflichten gegen die Allgemeinheit, nur im Staate gelangt der Mensch zur vollen Entfaltung seiner Kräfte. Im Staat und im Dienste des Staates erst erfüllt sich der Mensch mit der Erkenntnis des eigenen Wertes. Und mit dem Maße der Pflichten steigt die Bedeutung, steigt der eigene Wert. Je inniger der Mensch als dienendes Glied einem Ganzen sich anschließt, um so erweiterter wird sein Gesichtskreis, und mit höher gesteckten Zielen wächst der Mensch selbst.

Sollten Land und Leute noch gerettet werden aus dem physischen und sittlichen Verfall, so mußte also ein Ganzes erst wieder geschaffen werden, ein Staat mußte entstehen, als dessen dienende Glieder sich die Unterthanen wieder fühlen konnten und fühlen mochten. Es mußte dem Volke das Bewußtsein, einem Ganzen anzugehören, einem Staate Pflichten zu schulden, und von einem solchen getragen zu werden, erst anerzogen werden. Das Pflichtbewußtsein des Einzelnen mußte wieder gebildet werden, und je ernster das Haupt es mit dem eigenen Pflichtbewußtsein nahm, um so eher mußte es sich bei den einzelnen Gliedern wieder einfinden. Dann erst konnte wieder moralische Gesundung, sittliche Würde in die Herzen der Menschheit ziehen, dann mochte auch wieder äußerer Wohlstand gewonnen werden.

So wird man es wohl eine gnädige Fügung nennen dürfen, daß Brandenburg jetzt einen Fürsten zum Herrn erhielt, dem die Erfüllung der Pflicht zugleich das tiefste Bedürfnis des Herzens wie die strenge Forderung des Verstandes war. Wie Friedrich Wilhelm einst in Holland als Jüngling im lebendigen Bewußtsein dessen, was er seiner Ehre und seinem Lande schulde, den lüsternen Gesellen den Rücken gekehrt hatte, wie er ungeachtet aller Abneigung gegen die Schwartzenbergsche Politik in pflichtschuldigem Gehorsam sich unter die ihm so unliebsamen Gebote des Vaters gebeugt hatte, und von Holland zurückkehrend an dessen Hof sich begeben, ihm nach Preußen gefolgt war, so wollte er auch in seiner Regierung „dessen stets eingedenk bleiben, daß es nicht seine Sache sei, die er führe, sondern die des Volkes". Dies kräftig ausgebildete Pflichtbewußtsein in Verbindung mit einem festen Vertrauen auf Gott gab dem Kurfürsten den Mut und die Sicherheit, gegen die äußeren und inneren Feinde seines Staates mit der gleichen Gewissensruhe in Güte wie mit Strenge aufzutreten, und die Pflicht gegen das Ganze gab ihm die sittliche Kraft, auch über juristisch begründete Rechte, die dem Ganzen zum Schaden werden mußten, hinwegzuschreiten. So schwer es ihm im Einzelfalle auch sein mochte, er stand dafür ein, daß summum jus nicht summa injuria wurde.

Auf Veranlassung der Kurfürstin-Witwe überreichte der General Georg Ernst von Wedell dem jungen Kurfürsten in den ersten Tagen seiner Regierung eine

Denkschrift, welche Regierungsgrundsätze aufstellte, die ihm zur Richtschnur dienen sollten. Wir hören zwar nicht, wie der junge Kurfürst sie aufgenommen hat, ohne Zweifel aber wirkte der fromme Ton, den sie anschlägt, auf sein Gemüt, die hohe klassische Bildung, die sie verrat, schlug eine ihm verwandte Saite an, und endlich die Realpolitik, die sie empfiehlt, stimmt in überaus merkwürdiger Weise mit der vom Kurfürsten wirklich befolgten Politik überein. Schonung aller Unterthanen, auch der etwa widerspenstigen, wenn sie in ihrem Recht zu sein glauben, die weise Beschränkung auf das, was zu erreichen möglich ist, der Rat, es niemals auf die extrema ankommen zu lassen, der Hinweis, daß es besser sei, einstweilen ein wenig von seinem Recht nachzugeben, als alles in die Schanze zu schlagen, nicht nach dem Spruch aut Caesar, aut nihil zu handeln, vornehmlich aber auf die Erhaltung der Festungen zu sehen und sich ein Heer zu rüsten: das sind Ratschläge, von denen man meinen könnte, sie seien nicht Ratschläge für die Regierung des Kurfürsten, sondern die aus derselben gezogene Quintessenz.

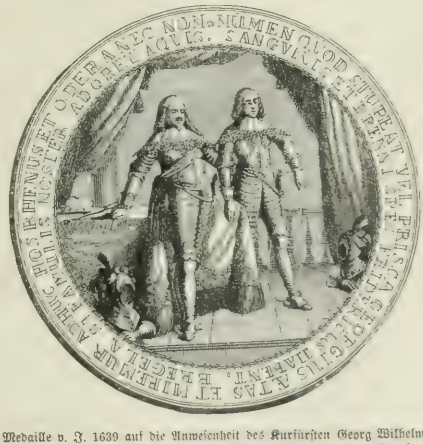
Der Kurprinz Friedrich Wilhelm im Alter von 10 Jahren.
Nach dem Original eines unbekannten holländischen Meisters im Kgl. Schlosse zu Berlin.

Niemand zweifelt, daß der Führer eines Schiffes eine günstige Fahrt nur dann erzielt, wenn er Herr seiner Mannschaft und des festen Gefüges der Planken, der Dauerhaftigkeit seiner Takelage gewiß ist, aber auch klares Wetter

muß ihm leuchten, ihn Klippen und Felsen in der Meeresenge erkennen lassen. So auch der Führer des Staatsschiffes, vor allem des brandenburgischen. Der Kurfürst mußte erst wieder der Machtmittel und Kräfte des Landes gewiß werden, er brauchte aber auch die Gunst und Gewogenheit wenigstens des einen oder des anderen Nachbarstaates, um desto leichter die Schwierigkeiten zu überwinden, die Abneigung und den Haß der anderen zu besiegen. Denn zunächst stand er allein, nur auf sich angewiesen. Aber je höher er die eigenen Kräfte zu spannen wußte, um so stärker war das Gewicht, mit welchem er den auswärtigen Mächten zu begegnen vermochte. Und ebenso umgekehrt, je höhere Erfolge er in der auswärtigen Politik erlangte, um so sicherer konnte er im Innern die Axt an die Wurzel des Übels, an die Abhängigkeit von den Ständen legen. Eins wirkte auf das andere unmittelbar ein.

Die Hauptangelegenheit war zunächst, die fremden, feindlichen wie angeblich verbündeten Heere aus den Marken zu entfernen und sich den Besitz der Länder zu sichern. Man mußte mit den Schweden ein Abkommen treffen, das womöglich dem Kurfürsten Pommern sicherte, man mußte trotzdem aber die Geneigtheit des Kaisers erhalten, um nicht die rheinischen Länder zu verlieren, noch sonst von seiner Übermacht Schaden zu leiden. Man mußte ferner von der Krone Polen die Belehnung mit Preußen erzwingen und doch die Verbindung mit Schweden nur fester knüpfen, obwohl man dadurch Polens Argwohn erregte.

Demgemäß schonte der Kurfürst den ihm verhaßten Schwartzenberg, bestätigte ihn sogar als Statthalter — denn in diesem Amte gewährte er die gewünschte Deckung gegen den Kaiser — und erklärte sich mit der Belassung der bisherigen Festungskommandanten einverstanden, ja selbst den Auftrag, den der Graf an die ihm vertrauten Offiziere gab, gegen die Schweden zu streifen, ließ er unwidersprochen. Dagegen gab er seinem Gesandten in Regensburg, wo Kaiser und Reich mit Schweden unter anderem auch über Pommern verhandelten, Befehl, diese Verhandlungen abzubrechen, weil er selbständig mit Schweden darüber ins Benehmen treten wolle. „Denn die Natur selbst lehre einen jeden", so schrieb er dem darüber unwilligen Kaiser, „daß, wer nicht zu resistieren vermöge, gute Worte geben und also sich konservieren müsse". Gleich darauf be-



Medaille v. J. 1639 auf die Anwesenheit des Kurfürsten Georg Wilhelm und seines Sohnes, des Kurprinzen Friedrich Wilhelm, in Preußen und die daselbst hergestellte Ruhe.
In der Größe des Originals (Silber im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.

fahl er gemäß den dringenden Bitten der Stände, die Truppenzahl zu verringern und sich gegen die Schweden lediglich auf die Verteidigung zu beschränken. An die Kommandanten seiner Festungen erließ er direkte Befehle, ohne auf Schwarzenberg Rücksicht zu nehmen und stellte vor allem den fast aufgelösten Geheimen Rat insofern wieder her, als er den alten Kanzler Goetze und andere, durch Schwarzenberg entfernte Räte wieder in ihr Amt einsetzte. Das ständische Kreditwerk war bankerott, die auf die Domänen in allen Provinzen gemachten Schulden — in Preußen z. B. brachten etwa 50,000 Hufen noch nicht 6000 Thaler ein — betrugen mehrere Millionen, der einträglichste Zoll, der zu Lehnin war an Dänemark verpfändet, für eine Schuld, die man, um den Besitz von Cleve Mark antreten zu können, 1629 bei dem Holländer Peter Hoinier aufgenommen, sollte man Wucherzinsen zahlen, dem Kaiser mehr als eine halbe Million an rückständigen Steuern bezahlen. Und doch hatte man nicht Geld genug, auch nur den Bedarf der Hofküche zu bestreiten, mußte mehrfach vom Berliner Magistrat die hohe Summe von 15 Thalern aufnehmen, um nur leben zu können. Nun ließ der Kurfürst über die Einnahmen und Ausgaben Ermittlungen anstellen und leitete selbst eine allgemeine Revision über die Kammerverwaltung, die Kriegsexpedition und den Hofhalt, wobei sich dann erst die wirkliche Größe der Finanznot ergab.

Bedrohlich genug ließen sich die ersten Folgen dieses selbständigen Vorgehens an. Der Kaiser verbot die Reduktion der Truppen und war doch weder im stande, die Schweden aus der Mark zu vertreiben, noch auch gar willens, dem Versprechen des Prager Friedens gemäß Pommern für Brandenburg zu erobern. Im Gegenteil wußte man, daß eben dies Land der Preis sei, um den er von den Schweden den Frieden erkaufen wollte. Graf Schwarzenberg, entsetzt über das eigene Vorgehen des Herrn und gereinigt von der Besorgnis, daß seines Waltens nicht mehr lange sein werde, verfiel in Krankheit und starb eines plötzlichen Todes. Allein selbst sein Tod war nur scheinbar ein günstiges Ereignis, wenigstens schadete er dem Kurfürsten insofern, als er nunmehr das geringe bisher noch vorhandene Vertrauen beim Kaiser einbüßte, und über die Frage seines Nachfolgers im eigenen Lande, vornehmlich bei den Lutherischen große Aufregung entstand. Endlich als der Kurfürst trotz des kaiserlichen Verbots die Reduktion der Truppen wirklich begann, die förmliche Vereidigung der übrigen Truppen auf seinen Namen befahl und eine Untersuchung über die ungeheuerlichen Unterschleife, die unter Schwarzenbergs Leitung sich die Offiziere hatten erlauben dürfen, einleitete, kam es zu offener Empörung der Soldaten, und trotzig verweigerten ihm die Obersten die Eidesleistung.

Indessen gelang es dem Kurfürsten, hauptsächlich durch die Unterstützung des Kommandanten von Küstrin, Konrad von Burgsdorf, einige Regimenter und Festungen zu gewinnen. Markgraf Ernst, der Sohn des Markgrafen von Jägerndorf, wurde — da der Kurfürst noch in Preußen weilen mußte, um die Belehnung von Polen durchzusetzen — zum Statthalter in der Mark ernannt und waltete seines Amtes mit aller Energie. Der Kurfürst selbst setzte es bei Polen durch, daß ihm wenigstens die Übernahme der Regierung in Preußen gestattet wurde (21. April 1641), und vornehmlich sandte er seinen einstigen Erzieher Rumelius Kalkum genannt Landsmar nach Stockholm, dort einen Waffenstillstand zu verhandeln und zugleich unter der Hand von dem alten Plane Gustav Adolfs, einer Vermählung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm selbst mit der jungen Königin Christine von Schweden

zu sprechen. Da nun damals die Kaiserlichen mit einigem Erfolg gegen die Schweden vorgingen, und diese zugleich einen Krieg mit Dänemark fürchten mußten, so bequemten sich die Schweden in der That am 14. Juli 1641 zum Abschluß eines vorläufigen Waffenstillstandes, der wenigstens die Durchmärsche durch die Mark beschränkte, die Verpflegung der Truppen für diese Fälle regelte und endlich — man sieht, wie es dem Kurfürsten auf die eigensten Interessen der Unterthanen ankam — die Straßen zu Wasser und zu Lande für den freien Verkehr sicherte, die willkürlichen Zölle beseitigte.

Wenig später war es nach den heftigsten Streitigkeiten im polnischen Reichstage und mit den preußischen Ständen, von denen namentlich die Städte die unerhörtesten Forderungen an den Kurfürsten stellten und die Krone Polen für deren Befriedigung aufriefen, dahin gekommen, daß Friedrich Wilhelm am 8. Oktober 1641 zu Warschau vom Könige von Polen „friedsam und still" belehnt worden war. Allerdings war dies nur unter Zugeständnissen schwerster Art an die Krone wie an die Stände ermöglicht worden, und die Städte verharrten dabei, jede Steuer abzulehnen, wurden endlich nur mühsam zur Huldigung bewogen, ja Königsberg konnte nur durch einen königlich polnischen Befehl dazu vermocht werden, die Beisetzungsfeier des Kurfürsten Georg Wilhelm ohne Störung geschehen zu lassen. Aber der Kurfürst war doch nun auch in Preußen rechtmäßiger Landesherr, und er stand zugleich wenigstens mit den Oberständen in gutem Vernehmen. Auch wußte er durch Beseitigung der eigentümlich ausgebildeten und durchaus nicht ordnungsmäßig verwalteten Seezölle schon damals für den völlig gelähmten Handel Königsbergs, Memels, ja des ganzen Landes Ersprießliches zu leisten.

Endlich hatte der Kurfürst einen Fuß im Bügel. Doch um in den Sattel zu kommen, fehlte noch viel. Hierfür war das Vorhandensein einer einigermaßen großen Truppenzahl dringend erforderlich und dem fortwährend schwankenden Kriegsglück, dessen Theater doch der märkische Boden blieb, gegenüber mußte man wenigstens leidlich gerüstet sein. Aber trotz aller Gefahren weigerten sich die Städte, den auf sie fallenden Teil der bewilligten Summe von etwas über 100 000 Thalern zu zahlen. Nicht 16, sondern 12 Kompagnien seien zum Schutze des Landes genug. Und doch wogte der Kampf hin und her, gingen die Kaiserlichen an der Oder wie an der Elbe vor, rüstete der König von Dänemark, machte dann Torstenson jenen kühnen Zug nach Schlesien und Mähren, bedrohte die Kaiserstadt selbst. Wie aber sollten unter solchen Verhältnissen die Friedensverhandlungen, deren Beginn schon auf den 25. März 1642 in Münster und Osnabrück festgesetzt war, gedeihen! Und selbst wenn sie begannen, was hatte Brandenburg von ihnen zu hoffen! Man wußte ja, daß der Kaiser Pommern an Schweden zu überlassen bereit war, daß Schweden den entschiedensten Anspruch auf dieses Land, ja auch auf die Altmark mache, daß selbst Dänemark von einem niedersächsischen Königtum träume. In den Rheinlanden war die Stellung der Niederlande die festeste geworden, und da die clevischen Stände sich weigerten, für die Berichtigung der Höfnerschen, auf die Generalstaaten übergegangenen Schuld einzutreten, so hatten diese ein Mittel gefunden, mit dem sie Brandenburg noch viele Jahre drangsalieren konnten. Da war es denn in der That ein großer Erfolg, daß im Mai 1643 mit den, durch einen dänisch-polnisch-kaiserlichen Angriff bedrohten Schweden, ein Vertrag ge-

schlossen werden konnte, der die Mark von den schwedischen Truppen fast völlig befreite. Und indem nun bekannt wurde, daß der Kurfürst den Vermählungsplan Gustav Adolfs aufnahme, trat eine Wendung der politischen Lage Brandenburgs ein, die für Polen, die Niederlande, für den Kaiser, Dänemark, ja Spanien höchst bedrohlich schien. Denn die solchergestalt in Aussicht stehende Vereinigung der schwedischen und brandenburgischen Macht hätte in der That die Ostsee beherrscht, hatte der habsburgischen Macht ein Gegengewicht gegeben und alle europäischen Machtverhältnisse verschoben. So mußten sich doch die Augen des ganzen Europas wieder auf den Beherrscher dieses armen, so tapfer zertretenen Landes, das man als gute Beute zu verteilen schon gedacht, mit einiger Aufmerksamkeit richten.

Friedrich Wilhelm aber wollte nichts anderes und konnte nichts anderes wollen, als dem ewigen Krieg ein Ziel zu setzen, endlich Frieden zu schaffen, um die ganz zerfahrenen Verhältnisse im eigenen Lande und im Reiche endlich wieder einer Ordnung entgegenzuführen. Mächtig schallte aus allen Gegenden der Jammer der Unglücklichen, die um das Ende der Drangsale flehten. Ganz Deutschland lag erschöpft, blutend, verödet und seufzte nach Erholung. Sein Kaiser wollte jedoch nur mit den Schweden Frieden haben, und für ihn wollte er deutsches Land dahin geben, aber nicht um Deutschland den Frieden wieder zu schenken, sondern um die Reichskräfte für den Krieg Spaniens gegen Frankreich frei zu machen und sie für die spanisch österreichischen Interessen ins Feld zu führen. Doch auch im Norden wurden die Aussichten für den Frieden geringer, da nun wegen des Sundzolls der Krieg zwischen Dänemark und Schweden ausbrach und auf deutschem Boden ausgefochten wurde. Indessen endete er bald mit dem Siege der Schweden, und Torstenson konnte sich nach
1645 dem Frieden von Bromsebrö (Sommer 1645) wieder direkt gegen den Kaiser wenden. Auch schlug er ein kaiserliches Heer bei Jenko in Böhmen und fiel von neuem in Mähren ein. Zugleich aber bedrohte der Fürst Ragoczy von Siebenbürgen her den Kaiser, drangen die Franzosen und Holländer in die spanischen Niederlande mit Erfolg ein, und ebenso eroberte Turenne am Oberrhein eine Stadt nach der anderen: Mannheim, Worms, Landau, selbst Mainz. Indem so die österreichischen Länder und das habsburgisch spanische Hausinteresse selbst angegriffen waren, mochte Deutschland hoffen, daß auch sein Kaiser zum Friedensschluß geneigt sein werde. Wirklich wurde auch Graf Trautmannsdorf, der vertrauteste Rat des Kaisers, zum Kongreß nach Münster und Osnabrück gesendet. Denn Schweden sowohl wie Frankreich hatten bei der Verschiedenartigkeit ihrer Absichten, bei der Rivalität, mit der beide Mächte nach der Beherrschung Deutschlands strebten, ganz folgerichtig es für vorteilhafter gehalten, an zwei verschiedenen Orten mit Deutschland zu verhandeln, und man hatte Münster für die Verhandlungen mit den Franzosen, Osnabrück für die mit den Schweden gewählt.

Wie war nun die Stellung Brandenburgs auf diesem Kongreß eine so überaus eigentümliche!

Die kaiserliche Willkür hatte alle Ordnungen zerstört, auf denen früher das deutsche Reich geruht hatte, namentlich seit Karl V. war das deutsche Reich für den Kaiser nur noch ein Faktor in der zum großen Teil von Jesuiten geleiteten österreichisch spanischen Hauspolitik, und nicht mehr vertrat der Kaiser das Reich und seine Bedürfnisse, sondern das Reich sollte die Interessen des

Der Große Kurfürst als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft.
Radierung aus „Der Teutsche Palmenbaum. Das ist Lobschrift von der hochlöblichen fruchtbringenden Gesellschaft". Nürnberg 1647.
In die Stammrolle der Gesellschaft trug der Kurfürst 1644 als Wahlspruch ein:
Große Herrn thun wol, sich zu beleiben,
Den Armen als den Reichen Recht zu leisten.

Hauses Habsburg verfechten. Und diese lagen vornehmlich in Spanien, Italien, Ungarn, am wenigsten in Deutschland, wo der Kaiser nur zu oft durch Übergriffe und Verletzungen der Reichsverfassung Ansehen und Einfluß zu gewinnen strebte, während er selbst und sein Hof, an dem nicht einmal die deutsche Sprache, sondern italienisch und lateinisch gesprochen wurde, völlig entdeutscht waren. Das Beispiel des Kaisers aber wirkte natürlich auf die deutschen Fürsten ein, es lockerten sich daher die Verbindungen zwischen den einzelnen Territorien allmählich vollständig, und die einzelnen Fürsten finanziell, wie der Kaiser selbst, meist erschreckend zerrüttet, handelten nur nach ihren eigenen Interessen, verlernten mehr und mehr, ein gemeinsames Gesamtinteresse anzuerkennen. Unter den furchtbarsten Folgen des gewaltigen Krieges ist gerade der endgültige Verfall der Reichsverfassung, das Verschwinden des nationalen Zusammenhanges eine der traurigsten. Lebte noch hie und da ein patriotisch deutscher Gedanke, die Hoffnung auf eine doch deutsche Politik des Reiches, die Absicht, des deutschen Reiches Interesse zu wahren, so konnte sich eine solche kaum jemals noch an das Reichsoberhaupt, den Kaiser, anlehnen. Sie mußte, wenn sie nicht auch dem österreichischen Interesse entsprach, sich zumeist im Gegensatz zum Kaiser und wider dessen Willen Geltung zu verschaffen suchen. Und gewiß dann, wenn es sich um das Recht des Protestantismus, um die Freiheit des Evangeliums handelte. In diesem Sinne war es, wenn sich der Kurfürst „zuvörderst dem Reich und nachmals dem Kaiser" verpflichtet fühlte, oder wenn er sich „einzig und allein als gut reichisch" bezeichnete. In diesem Sinne war er als „der Untadlige" auch der Frucht-

bringenden Gesellschaft beigetreten, deren vornehmste Devise „deutsche Tugend und deutsche Sprache zu üben" ganz seiner Sinnesart entsprach. So verlangte er auf dem Kongreß vor allem die Aufhebung des Restitutionsedikts von 1629, die Beseitigung des Prager Friedens, die Aufnahme auch der Reformierten in den Religionsfrieden und ebenso forderte er — entgegen den Absichten des Kaisers, allein oder höchstens im Einvernehmen mit den Kurfürsten den Frieden schließen zu wollen — die Teilnahme aller deutschen Fürsten an den Friedensverhandlungen. Für sich beanspruchte der Kurfürst natürlich das ganze Pommern, ein Anspruch, der doch zugleich im Gesamtinteresse Deutschlands lag, wie auch für außerdeutsche Staaten von Wichtigkeit war. Gewiß war das dynastische Recht des Kurfürsten ein voll begründetes, nicht zu bezweifelndes, und die pommerschen Stände haben energischen Protest eingelegt dagegen, einem anderen Staate als Kurbrandenburg einverleibt zu werden, „denn sie seien durch ihren Eid dem Kurfürsten pflichtig, und könnten doch nicht wie das unvernünftige Vieh gehalten und veräußert werden".

Ohne Zweifel war es für das Kurfürstentum von unendlicher Bedeutung, die Küstenlande und die Odermündungen zu gewinnen. Aber wenn außer Bremen und Verden, das die Schweden für sich verlangten, auch Pommern an diese fiel, so verlor nicht nur Brandenburg, sondern Deutschland überhaupt jeden Einfluß auf die baltische Politik, und dem Handel auf der Oder wurde ebenso der Lebensnerv durchschnitten wie dem auf der Elbe und Weser. Im Besitze der Oder-, Elbe- und Wesermündung hätte Schweden nicht nur politisch die norddeutsche Tiefebene beherrscht, sondern dem deutschen Handel die wichtigsten Ausgangspforten verrammelt. Und weder konnten, so schien es, die Franzosen eine solche dominierende Stellung Schwedens, die auch ihre Macht am Rhein beeinträchtigte, zugeben, noch konnte es den Dänen oder gar den Polen willkommen sein, die Schweden eine, für sie militärisch so bedenkliche Position einnehmen zu lassen, noch mochten endlich die Niederlande ihren Handel nach den Ostseeländern — Preußen zumal war ihnen von großer Wichtigkeit, weil sie von dort das Holz für ihren Schiffsbau bezogen — durch die Schweden beschränken lassen.

In dieser Bedeutung Pommerns für die außerdeutschen Länder lag allein die Gewähr des Gelingens, und von diesem Gesichtspunkte aus sind die unendlich langwierigen, jahrelangen und mühseligen Verhandlungen in Münster und Osnabrück über Pommern zu beurteilen. Es kam selbst (1646) dahin, daß der Kurfürst die Waffen gegen die trotzigen Schweden, die all seine Erbietungen mit Lachen hinwegwiesen, zu ergreifen schien. Die geplante Vermählung mit der Königin Christine gab er auf; zur großen Verwunderung der Herren Schweden vermählte er sich mit der ältesten Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, der Prinzessin Luise Henriette — eine Vermählung, die zwar der Ansicht des Kurfürsten über die Gemeinsamkeit der Interessen Brandenburgs und der Niederlande sowie seiner Vorliebe für dieses Land voll entsprach, und die dem Kurfürsten ein fest und sicher gegründetes Eheglück, aber politische Vorteile, wenn man an solche gedacht hat, zunächst nicht gebracht hat. Vielmehr nahmen die Verhandlungen auf dem Friedenskongreß einen immer unerwünschteren Verlauf. Denn wie sehr auch das Interesse der außerdeutschen Staaten gegen den Besitz Pommerns in der Hand der Schweden war, so wenig lag ihnen doch daran, Brandenburg zu verstärken, und vor allem war der Kaiser trotz seines

Die Gesandten beschwören den Frieden zu Münster 1648.

Gemälde von Terborch geb. zu Zwolle 1608, gest. zu Deventer 1681 in der Nationalgalerie zu London.

Versprechens entschieden gegen Brandenburg. Ihm wäre nichts willkommener gewesen, als mit einem Schlage die Schweden ohne seine Unkosten zu befriedigen und zugleich Brandenburg zu schwächen. Der Kurfürst sah sich schließlich vor die bittere Wahl gestellt: entweder den Frieden ohne brandenburgische Zustimmung und mit dem Verluste vom ganzen Pommern geschlossen zu sehen, oder einen Teil Pommerns an Schweden abzutreten und für den Verlust des anderen, für die Abtretung von Vorpommern angemessene Entschädigungen zu erhalten.

Tief schmerzlich war das Opfer, das ihm zugemutet wurde, er fühlte, wie viel er hingab, doch er mußte das Opfer bringen, „lieber etwas von seinem Lande zu verlieren als das Ganze damit zu gehen“ und die Teilung Pommerns zugeben.
1647 Am 7. Februar 1647 kam es trotz aller Störungs-Versuche des kaiserlichen Gesandten zwischen Schweden und Brandenburg durch den französischen Bevollmächtigten d'Avaux zum Abschluß. Aber anderthalb Jahre dauerte es noch, bis auch der Kaiser sich zum Frieden bequemte. In den immer neuen Verwickelungen versuchte der Kurfürst wohl eine „dritte Partei zu bilden, die sich beiden kriegenden Teilen konsiderabel machen“ und sie zum Frieden zwingen könne. Dies mißlang zwar, aber trotz der heftigen Einsprache Kursachsens erreichte der Kurfürst, daß auch die Reformierten als Evangelische in den Frieden eingeschlossen wurden, und als die Franzosen und Schweden bis an den Inn vorgedrungen, die Schweden die Kleinseite von Prag erobert hatten, und nun Wien selbst von zwei Seiten bedroht war, da war auch der Kaiser gezwungen, das spanische Interesse bei Seite
1648 zu setzen. Am 24. Oktober 1648 vollzog er den Frieden. —

Wohl war nun Friede, aber es war ein Friede, der hundertfältigen Keim zu neuen Kriegen in sich barg. Wohl war die Freiheit der Religionsbekenntnisse anerkannt, das Restitutionsedikt aufgehoben, aber wer hätte sich nicht wie der Kurfürst an den Grundsatz erinnern sollen, daß man den Ketzern Treue zu halten nicht schuldig sei? Wohl war nun die Landeshoheit, le droit de souveraineté eines jeden deutschen Fürsten anerkannt, aber es war zugleich das deutsche Reich als solches zu politischer Ohnmacht verurteilt, und die verkümmerte Reichsverfassung unter die Garantie der fremden Mächte Schweden und Frankreich gestellt. Österreich, das sich der Einwirkung des Reiches nun völlig entzogen und seine Erblande aus der Reichsverfassung gelöst hatte, wirkte umgekehrt mit den Resten der, seinem Herrscherhause wie erblich zustehenden kaiserlichen Gewalt lähmend auf das Reich ein, Frankreich hatte mit dem Elsaß sich die Thüre zum Reich geöffnet, hatte die Fürsten am Rhein, in Schwaben und Franken in der Hand, und Schweden hatte mit Vorpommern, mit Bremen und Verden die Mündungen der Oder, Elbe und Weser und damit die Herrschaft im Norden thatsächlich erlangt. Es lag in der Natur der Sache, daß diese drei Mächte immer wieder um den vorwaltenden Einfluß, um die beherrschende Stellung in Deutschland ringen würden, und es war nicht anzunehmen, daß sie einem der deutschen Fürstenhäuser gestatten würden, seine Kräfte so zu konzentrieren, daß es ihnen widerstehen, das nationale Interesse Deutschlands ihnen gegenüber verfechten könne. Die einzige Hoffnung war vielleicht, daß gerade aus der Rivalität der drei Mächte sich eine Kombination bilde, die deutsches Gut und deutsches Recht wieder zu erringen möglich machte.

Freilich hatte Kurbrandenburg Hinterpommern erhalten, waren ihm die Stifte Minden, Kamin, Halberstadt und Magdeburg zugesprochen. Aber ganz abgesehen

Kurfürſt Friedrich Wilhelm mit ſeiner Gemahlin Luiſe Henriette, geb. Prinzeſſin von Oranien.

Nach dem Original (Lebensgröße) von Pieter Naſon (geb. um 1615, geſt. nach 1680) im Kgl. Schloß zu Berlin.

davon, ob diese Länder dem aufgegebenen Vorpommern gleich kamen, war der Besitz Halberstadts, noch mehr der von Magdeburg dadurch in eine unbestimmte Zukunft gerückt, daß die Übernahme erst nach dem Tode des zeitigen Inhabers aus dem Hause Sachsen erfolgen sollte, war ferner die Regulierung der Grenzen gegen Schwedisch Pommern weiteren Besprechungen vorbehalten, und so auch der Anlaß zu kriegerischem Einschreiten Schwedens gegen Brandenburg gegeben. Es war aber weiter Brandenburg vom Meer fast ausgeschlossen, da die wenig entwickelte Küste Hinterpommerns mit dem kleinen Hafen von Colberg, dem der Kurfürst später in Lebа einen zweiten hinzuzufügen suchte, einer maritimen Entwickelung keine rechte Möglichkeit bot. Durch den Besitz Vorpommerns, Verdens und Bremens und die zugleich gewahrte Reichsstandschaft war Schweden gerade für Brandenburg der Felsen geworden, an dem jedes Emporringen erfolglos abgleiten mußte. Die Existenz, das Leben Brandenburgs hing daran, daß diese Fremdherrschaft vor seiner Thür und auf deutschem Boden, die das wirtschaftliche Leben von ganz Deutschland unterbunden hatte, beseitigt wurde. Auf Vorpommern ferner hatte Brandenburg das beste und begründetste Recht gehabt, die kaiserliche Politik hatte es ihm genommen und dafür in jenen Stiften Ansprüche gegeben, die an vielen Orten Eifersucht erweckten und Gegenansprüche hervorriefen. Ebenso waren die Rechte Brandenburgs in den rheinischen Landen keineswegs anerkannt worden, sondern die unklaren Verhältnisse dauerten dort fort, und die Ansprüche Pfalz-Neuburgs bildeten einen Zunder, der nur des Funkens bedurfte, um den Kampf aufs neue hervorzurufen, den Kampf, der unfehlbar wieder ein allgemeiner werden zu müssen schien. Wahrte doch noch der Krieg zwischen Spanien und Frankreich fort, und wenn der Kaiser eine günstige Gelegenheit zu erneuter Unterstützung Spaniens ergriff — wie mochte man nicht zagen, daß er auch das Reich wieder hineinziehe in den Kampf! Und wenn der Ausbruch des Krieges aus zwischen Polen und Schweden nur wie an einem Faden hing — wer sah nicht, daß Brandenburg dann wie zwischen Hammer und Ambos lag? Rechnet man hierzu die zerrissene und getrennte Lage der bisher nur durch die Person des Landesherrn vereinten brandenburgischen Länder, die sich von einander streng abschlossen, die aufsässige und übermutige Haltung der Stände, die überdies in Preußen an Polen, in den Rheinlanden an den Generalstaaten eine Stütze hatten, rechnet man endlich die Armut, das Elend, ja die völlige Verkommenheit der Lande hinzu, so erkennt man, welche Riesenaufgabe es war, aus diesen Ländern und den verschiedenen Rechten, die der Landesherr in ihnen hatte, membra unius capitis, eines Hauptes Glieder, einen Staat zu schaffen, man zweifelt an dem Gelingen. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm ging unverzagt ans Werk oder vielmehr setzte mit neuem Mut die begonnene Arbeit fort. Er mußte sehen, wie sich durch den Widerwillen, die Trägheit und Unlust im Innern, durch die Eifersucht und Mißgunst der Mächte hindurch wand, wie er trotz aller Feinde den Frieden bewahrte. Niemals, meinte er, sei ein Fürst in ähnlicher Bedrängnis gewesen wie er, weder Salomo noch David sei es so schwer geworden, zu finden, was zu thun sei, und mit Davids Worten betete er wohl „Herr, zeige mir den Weg, den ich gehen kann".

Vom Westfälischen Frieden bis zum Frieden von Oliva

1648—1660

Aus Bernhard Jobin, Fundamentenbuch. Straßburg 1579.

Friedrich Wilhelm hatte keineswegs erlangt, was er gewollt, im Hinblick auf das bonum publicum, auf das Beste des Vaterlandes hatte er, wie er es ausspricht, viel von seinem Recht nachgegeben, sein Privatinteresse gänzlich zurückgesetzt und nur auf den Reichsfrieden und das Wohl seiner Lande und Leute gesehen.

Aber man darf über dem Nichterreichten nicht vergessen, wie ungeheuer viel es war, was der Kurfürst erlangt hatte; selbst die melancholische Stimmung, in der er sich wegen der Vereitelung seiner Rechte befand, kann den Blick nicht trüben, der die Lage Brandenburgs beim Regierungsantritt und nach dem Friedensschlusse vergleicht. Im Jahre 1640 schien der Untergang Brandenburgs gewiß, Freund und Feind hausten im Lande auf das furchtbarste, und schon hatten beide das Los über das Land geworfen, es im Geiste unter die kriegführenden Mächte verteilt, die Vertreibung des Kurfürsten vom Throne seiner Väter ins Auge gefaßt. Jetzt hatte der Kurfürst nicht nur von den angestammten Ländern Besitz ergriffen, sondern durch die Haltung, die er zwischen den kriegführenden Mächten eingenommen, durch die Beziehungen, die er, erdrückt fast zwischen dem Kaiser und den Schweden zu dritten Mächten angeknüpft, eine Stellung gewonnen, die es verlangte, daß man auf ihn achtete, und zu den Ländern seiner Väter hatte er wenigstens das Recht auf die Hälfte des pommerschen Erbes, auf die Stifte in Mitteldeutschland zugesprochen erhalten. Längst fühlte man im Lande nicht nur, sondern auch an den auswärtigen Höfen, welch' energischer, kühner Wille in Berlin jetzt gebot, man fürchtete Friedrich Wilhelm als einen Fürsten, der „nächst dem Kaiser an Land und Leuten der größte und considerabelste Herr im Reich sei und eine überaus große Ambition habe, sich noch größer zu machen". Man fürchtete ihn nur um so mehr, als man erkannt hatte, daß der Kurfürst nur das fordere, nur „das ambitioniere", worauf ihm ein unbedingtes Recht zustand, und als dieses Recht ihm zu verweigern, das Interesse der Mächte verlangte.

Zwischen diesen mußte er zunächst dahin streben, daß ihm wenigstens die in dem Frieden zugestandenen Rechte auch voll zu Teil würden. Denn keineswegs kam der Kurfürst mit der Unterzeichnung des Friedensinstruments nun auch in den wirklichen Besitz der neuen Landschaften. Vielmehr mußte von Schweden der Abzug aus Hinterpommern und den Stiften, die Regulierung der Grenzen erst sehr mühsam durchgesetzt werden, es mußte vom Kaiser die Ausführung der Bestimmungen des Friedenstraktats, die Regelung der deutschen Verhältnisse ver-

langt werden, man mußte die endliche definitive Ordnung der seit 1609 offenen Frage über den Besitz der Rheinlande betreiben, man mußte die Ansprüche auf das Erbe des 1621 geächteten Markgrafen von Jägerndorf im Auge behalten, man mußte die Einwirkungen Polens in Preußen, der Niederlande in Cleve beseitigen, und zu all diesen umfassenden Aufgaben der äußeren Politik kam die eigentliche Aufgabe, für die jene nur ein Mittel sein konnten, die Wiederbelebung des Landes selbst, dessen Wohlstand, dessen physische und moralische Genesung.

Mit aller Energie betrieb der Kurfürst die Zahlung des auf ihn fallenden Teiles der an Schweden zugesagten Entschädigungssumme von über 800000 Thaler, und hatte die Genugthuung, sie zuerst voll bezahlt zu haben. Gleichwohl kam er mit den Schweden zu keinem Resultat. Aus Minden und Halberstadt zogen
1649 sie erst Ende 1649 ab, und in Pommern erhoben sie unerwartet den Anspruch auf weitere Gebiete am rechten Oderufer, auf die Hafenzölle vom brandenburgischen Hinterpommern. In Nürnberg wurde der Hauptexekutionrezeß ohne Rücksicht auf Brandenburg geschlossen, und unter der steten Sorge eines Bruches mußte man noch Jahre verhandeln, ehe es zur endlichen Feststellung der Grenzen kam. Aber konnte Polen, konnten die Generalstaaten zugeben, daß Schweden immer kühner sich ausbreitete, in dem Kampfe, den es gegen Polen nun plante, daß es die Ostsee, „die Mutter alles Handels", zu einem schwedischen Binnensee machte? Polen, unter dem tragen König Johann Kasimir durch innere Zwistigkeiten und das Vordrängen Rußlands, in dessen Schutz die polnischen Kosacken damals traten, geschwächt und gelähmt, bot keinen Rückhalt. Der Kurfürst rechnete auf die Niederlande, wie er denn immer die Gleichartigkeit und das Zusammentreffen der Interessen dieses Staates mit den seinigen annahm. Und damals schienen die Niederlande jede Hilfe, die sich ihnen bot, mit Dank annehmen zu müssen, denn mit Erfolg gingen die Spanier gegen die Franzosen in Belgien vor, und der Pfalzgraf von Neuburg benutzte die allgemeine Kombination, in welcher unter diesen Umständen dem katholisch-spanischen Wesen neue Hoffnung winkte, um sich von dem Provisional-Vertrage, in dem ihn der Kurfürst 1647 zur Schonung seiner protestantischen Unterthanen gezwungen hatte, frei zu machen. Entgegen den Bestimmungen dieses Vertrages wollte der Pfalzgraf für die religiösen Zustände nicht das Jahr 1612 als Normaljahr mehr anerkennen, sondern das im westfälischen Frieden festgesetzte Jahr 1624 auch auf die in seinem Besitz befindlichen Länder Jülich und Berg ausdehnen. Schmachvoll bedrückte und knechtete er daher die etwa 62000 Protestanten daselbst, und nur die Abreise des Kurfürsten nach Preußen erwartete er, so ließ Friedrich Wilhelm dem Kaiser melden, um die brandenburgischen Länder am Rhein zu besetzen. So beschloß der Kurfürst den Angriff, ließ im Juni eine kleine Truppenzahl in das Herzogtum Berg einrücken. Mit Münster und Osnabrück, mit Köln und Trier suchte der Pfalzgraf ein Bündnis und berief die Truppen des verjagten Herzogs von Lothringen ins Land. Die Spanier, nach Mazarins Sturz im Frieden mit Frankreich und in gutem Einvernehmen mit Cromwell, dem Protektor von England, konnten jeden Augenblick ins Land fallen, stellten vorläufig dem Pfalzgrafen drei Regimenter zur Verfügung, und im Rücken des Kurfürsten war der König von Polen, als Schwager des Pfalzgrafen zu dessen Unterstützung wohl geneigt, je der Papst war bereit, ihm für sein Unternehmen Geldsummen zur Verfügung zu stellen.

Die Kurfürstliche Residenzstadt Berlin und Köln um 1650.

A Vorder Schloß. B Das Schloß hinden. C Ihr C. D. Zimmer. D Der Wendtstein da man kan hinaufreiten. E Schloß Kirche. F Gallerie. G Wasserkunst H Der Thum. J St. Nicolaus in Berlin. K Rathhauß. L Coln. Rathshauß. M Altmuntz u. Apodeca. N Bruck

Fragment aus M. Zeuller »Topographia Electoratus Brandenburgici et Ducatus Pomeraniae u. s. w.« (Frankfurt a. Main o. J., [1652]). Zu Druck gegeben vnndt Verlegt durch Matthaei Merian Seel. Erben.

Hier an der Westgrenze schien der Kriegskeim, der im westfälischen Frieden lag, zuerst aufgehen zu sollen, und die beiden rheinischen und der westfälische Kreis rüsteten sich daher mit Macht. Aber in den Niederlanden war nach dem Tode des Prinzen Heinrich Friedrich von Oranien die antioranische Partei ans Ruder gekommen, und diese suchte, da gerade der Kriegsruhm eine der Ursachen der großen Popularität der Oranier war, Frieden um jeden Preis und achtete nicht der Gefahren, die in den Erfolgen der Spanier für ihr Land lagen. Dreimal ist der Kurfürst persönlich im Haag gewesen, während seine Truppen schon über den Rhein gegangen waren. Vergeblich. Die Generalstaaten boten höchstens die Vermittlung beim Pfalzgrafen an, und dieser lehnte sie ab. Mehrfach begab sich der Kurfürst zu persönlichen Zusammenkünften mit dem Pfalzgrafen, auch sie verliefen resultatlos. Der Kaiser, von ganz anderen Motiven bewegt und zur Rücksicht auf den Kurfürsten genötigt, gab dem kurfürstlichen Gesandten von Blumenthal zwar gute Worte, aber selbst Blumenthal, unter den kurfürstlichen Räten derjenige, der am meisten zum Anschluß an den Kaiser riet, fürchtete, daß der Kaiser auf Andrängen der Katholischen nachgeben werde. Trotzdem und trotz kleinerer nicht entscheidender Gefechte gegen den Pfalzgrafen war der Kurfürst jetzt willens, die Sache in Güte beizulegen. Und da weder von den Schweden noch von den Staaten ein Eingreifen zu hoffen war, so fügte er sich der Vermittlung kaiserlicher Kommissarien, aber auf seinen Vorschlag mußten diesen doch je zwei kurbrandenburgische und zwei kurpfalzsische hinzutreten. Der Vergleich stellte dann den früheren Stand einfach wieder her.

Durchaus nicht hatte der Kurfürst erreicht, was er gewollt, selbst der Schutz der Evangelischen in Jülich war ihm nicht gelungen, und überall im Reich und außer dem Reich war großes Geschrei über den Friedensstörer von Brandenburg, der es gewagt, den teuer erkauften Frieden zu verletzen, und „keiner Macht hätte der Kurfürst dergestalt trauen dürfen", wie es in einem Gutachten heißt, „daß er sich nicht vor und wider ihr in etwas vorzusehen hätte". Schweden insbesondere wollte jetzt sogar das brandenburgische Preußen an Polen geben und dafür Livland für sich nehmen, ja indem Schweden nun ein Bündnis mit Braunschweig und Hessen-Kassel einging, umklammerte es Brandenburg noch fester. Schlimmer noch war, daß die Königin, die immer mehr und mehr zum Katholizismus hinneigte, Anschluß sogar an den Kaiser und Spanien suchte.

Immerhin war der Streit indessen noch im Keim erstickt worden, dem Versuch, kraft angemaßter kaiserlicher Oberhoheit die Frage zu entscheiden, war durch die Hinzuziehung der landesherrlichen Kommissarien die Spitze abgebrochen, und die Sache war ohne Rücksicht auf die fremden Staaten zu Ende geführt.

So war bei aller Sorge für die auswärtige Lage doch wenigstens die Würde und das Ansehen Brandenburgs behauptet, und wohl konnte man zweifeln, ob nicht die innere Gefahr noch größer wäre. Mit Fug urteilte Blumenthal die Hauptsache sei, „daß E. K. D. ihre Sicherheit auf ihre eigene Macht auf ihre eigenen Kräfte und deren Vermehrung sowohl in ökonomischer wie politischer Hinsicht und dann auf ihre eigene Autorität stellen, daß E. K. D. all ihre Actiones zur Ehre des großen Namens Gottes und zur Grundung und Beförderung des Heils und der Wohlfahrt ihrer Unterthanen jeder Zeit lenken und bestimmen." Vom Beginn seiner Regententhätigkeit an hatte Friedrich Wilhelm nicht nur vornehmlich sein Augenmerk auf diese gerichtet, sondern all seine politische

Maßnahmen hatten, indem sie auf einen ehrenhaften Frieden abzielten, eben diese llein zum Zweck, nur daß der Friede immer die Voraussetzung des inneren Ge- eihens war. Mit dem ganzen Eifer seiner pflichtbewußten Seele hatte er zur neuen Bebauung des Ackers, zur neuen Thätigkeit des Bürgers das Mögliche versucht, hatte urch zahlreiche Bauern- und Gesinde-Ordnungen, wie durch wiederholte Mah- ungen, die mit Wald bestandenen ehemaligen Ackerflächen wieder auszuroden, dem andbau aufzuhelfen gesucht. Namentlich aber hatte er durch energisches Ein hreiten gegen Bauern und Kossäthen, die ihre Stellen verließen und dadurch den rationellen Wirtschaftsbetrieb unmöglich machten, sowie durch Heranziehung on fremden Bürgern und Bauern, denen die verlassenen Grundstücke und Bau- lätze in den Städten, die frei gewordenen Hufen auf dem Lande angewiesen, enen zeitweiser Steuererlaß und staatliche Unterstützungen zugebilligt wurden, auch anch erfreuliches Resultat erzielt. Aber in der Natur der Sache lag es, daß iese Thätigkeit noch wenig innerlichen Zusammenhang haben und nur den augen- icklichen Verhältnissen angepaßt sein konnte. Nimmermehr hatten die wenigen, on Kriegslärm nicht erfüllten Zeiten ausgereicht, dem Elend, das der Krieg auf dem ande wie in den Städten geschaffen, abzuhelfen. Noch immer lag die Industrie er Städte völlig darnieder, und ihre Schuldenlast war trotz der an sich hoch edenklichen Zins-Moratorien zu außerordentlicher Höhe angeschwollen. Entsetz- ch war noch die Verwilderung der Gemüter, die Verderbtheit der sittlichen An- hauungen, und der gehässigsten Ausbeutung von Recht und Gewalt, wie solche amentlich in den Städten im Schwunge war, entsprach eine unwürdige und ge- eine Unterthänigkeit und Servilität der Bedrückten. Naturgemäß waren unter olchen Umständen manche Pläne, so der eines Kanalbaues zwischen Oder und Spree gescheitert, andere dringend notwendige Reformen, wie die der städtischen Verhältnisse nur je nach Gelegenheit und im Einzelnen in Angriff genommen. Es mußte vorerst ausreichen, ja es mußte als ein großes Werk erscheinen, wenn man wenigstens die oberste Leitung, die Zentralverwaltung ordnete und die Besserung der lokalen Verhältnisse, wie verdorben sie auch waren, jener Aufgabe inianfetzte. Aber ohne Aussicht auf Frieden, in steter Gefahr, aufs neue von eindlichen Heeren überfallen zu werden — wie sollten die Werke des Friedens efördert werden?

Nach den Schrecken des 30jährigen Krieges lag es am Tage, so sollte man meinen, daß Mittel vorhanden sein mußten, eine Militär-Macht im Lande zu rhalten, aber selbst die märkischen Stände verweigerten wiederholt die Mittel, aren entrüstet über den Kurfürsten, als er auch ohne ihre Bewilligung seine leine Truppenzahl beibehielt. Die preußischen Stände waren in heller Auf- egung, daß der Kurfürst, auch ohne den Landtag zu berufen, zu regieren suchte: uch sie weigerten die Mittel für das Heer, die Landräte entzogen sich überhaupt der Beratung. In Cleve endlich hielten die Stände den Verboten des Kurfürsten zuwider Versammlungen ab, und in dem Streit mit dem Pfalzgrafen hatten sie Verfügungen gegen die kurfürstlichen Befehle erlassen, die diese direkt aufhoben, atten offen zur Empörung gegen den Landesherrn getrieben. Der allerärgste Partikularismus herrschte in den einzelnen Ländern, und der gegenseitige Ab- chen war so groß, daß auch der tüchtigste Beamte nur eben in dem Landesteil geduldet wurde, darinnen er geboren war. Aus diesen verschiedenen Ländern und Rechten einen Staat zu bilden, forderte vor allen Dingen, den Gegensatz zwischen

Landesherrn und Landständen zu überwinden, die Übermacht der Stände zu brechen, die Scheidewand, die sie zwischen dem Landesherrn und den Unterthanen aufgerichtet, niederzuwerfen und die unmittelbaren Beziehungen zwischen dem Herrscher und dem Volk wieder herzustellen. Über dem Wirrsal der ständischen Gliederungen mußte sich ein einheitliches, alles umfassendes und alle Verhältnisse belebendes und reinigendes, monarchisches Regiment erheben, und die kurfürstliche Regierung mußte für alle Stände, für alle Länder gleichmäßig sorgen. Freilich kam der Kurfürst, um nur zu irgend einem Resultate zu gelangen und die notwendigsten Geldmittel zu erhalten, den Ständen überall weit entgegen. Denen in der Mark mußte er sogar, damit sie nur im Laufe von sechs Jahren die kleine Summe von wenig
1653 über eine halbe Million Thaler für das Heer zu leisten versprachen, 1653 einen Rezeß bewilligen, der ihnen, der Ritterschaft wie den Städten, obrigkeitliche Rechte über ihre Unterthanen einräumte, die Leibeigenschaft bestehen ließ. Es war freilich ein Zugeständnis, das dann auf lange hinaus schwer wiegende Folgen für die Landbevölkerung gehabt hat. Auf lange Zeit hinaus blieb dieser Rezeß die Grundlage der ständischen Verhältnisse und ein schweres Hindernis für die Befestigung der landesherrlichen Gewalt, wenn auch in jener Bewilligung wenigstens wieder einer der Keime des stehenden Heeres lag. Aber das waren eben Folgen der kriegerischen Zustände, und was man auch erreichen wollte, man konnte es nur, indem man an das geschichtlich Gewordene anknüpfte, sofern man nicht etwa wie anderwärts, wie namentlich in Frankreich oder Dänemark mit tyrannischer Willkür verfahren wollte. War doch der Kurfürst entfernt nicht der Meinung, die Stände etwa zu beseitigen! Er sah in ihnen vielmehr ein berechtigtes Glied des staatlichen Gefüges, nur daß es ihm dienen, nicht es beherrschen sollte. Viel zu weit viel zu sehr auf das Erreichbare gerichtet war der Blick, viel zu eng das Gewissen des Kurfürsten für einen gewaltsamen Bruch mit dem, was nun einmal rechtlich entstanden war. Und wie einst sein Ahne hätte er mit bloßer Gewaltsamkeit nur negativ seine Aufgabe gelöst, hätte nur erbittert, nicht — was ihm doch selbstverständlich — zugleich versöhnt. Er beschied sich daher, alle nur kommunalen Rechte unangetastet zu lassen und nur die wesentlichsten politischen in Anspruch zu nehmen, so daß die Stände schließlich trotz aller Vorzüge doch nicht neben oder über ihm, sondern *unter* ihm, *in* seinem Staat lebten.

Und wenn auch die Räte, die der Kurfürst nach dem Tode Schwartzenberg herangezogen hatte, vor allen der Oberkammerherr von Burgsdorf und der Kanzler Götze eine Politik einzuschlagen versucht hatten, die nur brandenburgisch war und die Bedingungen, Vorteile wie Nachteile, die sich aus den rheinischen wie preußischen Landen ergaben, nicht oder doch nicht genügend in Betracht zog, so war jetzt der Moment gekommen, wo eine das Ganze umfassende Politik einsetzen konnte. Es wurde nun eine der wichtigsten Fragen, wie man „z. Kf. D. Lande vereinigen konnte, und schon kommt für sie, die neue Auffassung treffend wiedergebend der Ausdruck „Provinzen" auf. Der Kurfürst umgab sich jetzt mit Männern, die, wie Fürst Moritz von Nassau, wie General von Sparr, der Graf Schwerin Jena, Platen, Sonnitz, Weimann und vorzüglich der Graf Waldeck, den Weg des wachsenden Staates erkannten und der Aufgabe, die diesem gestellt war, sich voll hingaben. Endlich entschloß sich der Kurfürst, auch Burgsdorf, dem vielerlei namentlich aber eine größere Rücksicht auf die ständischen als auf die staatlichen Interessen zur Last gelegt ward, und dessen rücksichtsloses Auftreten den sein

ihlenden Sinn der Kurfürstin Luise oft tief verletzt hatte, zu verab-
hieden. Noch vorher aber erließ er das Dekret (4. Dezember 1651, durch 1651
elches der Geheime Rat völlig neu geordnet wurde. Die gesamten Geschäfte
urden in eine Reihe von Titeln zerlegt, jedem der Geheimen Räte ein Teil von
hnen zur Bearbeitung übertragen, und zwar so, daß jedes Territorium auch

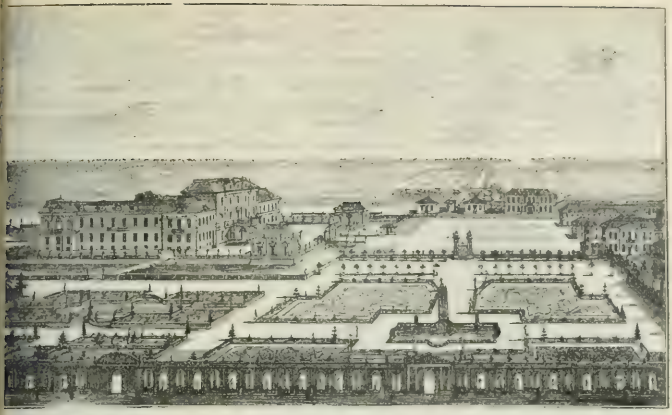
Luise Henriette von Oranien, Gemahlin des Kurfürsten Friedrich Wilhelm.
Nach dem Originale von Gerard von Honthorst (1590—1656) im Kgl. Schlosse zu Berlin.

einen besonderen Vertreter im Geheimen Rat hatte. Doch blieb dieser eine nur beratende Behörde, deren Organisation sich allerdings bald in mancher Beziehung als verbesserungsfähig erwies. Der Kurfürst selbst behielt sich die Eröffnung aller Schreiben, ihre Zuweisung an die einzelnen Räte, sowie endlich und hauptsächlich die Entscheidung selbst vor. Er war es, der regierte,

wenn er auch 1652 in der Person von Blumenthals einen Direktor des Geheimen Rates bestellte. Oft pflegte er sich, wenn er die Meinungen seiner Räte gehört, in sein Kabinett zu stillem, eifrigen Gebet und zu traulicher Besprechung mit seiner Luise zurückzuziehen. Niemals sei ihm etwas mißlungen, hat der Kurfürst nach dem Tode seiner Gemahlin selbst gestanden, wenn er ihrem Rate gefolgt sei, und oft noch soll er vor ihr Bild getreten sein und geklagt haben: „O Luise, wie sehr vermisse ich deinen Rat!“ Übte sie doch durch ihr, in der Anlage von Gärten und Meiereien bekundetes, wirtschaftliches Verständnis, sowie namentlich durch ihre werkthätige Frömmigkeit und weiblichen Sinn den wohlthätigsten Einfluß auch auf sein Volk! Und das von ihr, kurz vor der Geburt des Kurprinzen Karl Aemil, gestiftete Waisenhaus zu Oranienburg hält noch heute ihr Gedächtnis lebendig.

Neben der auswärtigen Politik war dem Geheimen Rat aber auch die Erledigung einer Reihe von inneren Verkehrsverhältnissen, so die der Posten, Münz- und Salzhandlungssachen übertragen. Gleich dem Geheimen Rat wurde auch das Kammergericht einer Neuordnung entgegengeführt, die namentlich im Gegensatz zu jenem die kollegialische Entscheidung der Sachen anordnete und die Überweisung der Rechtssprechung von jenem an dieses anbahnte. Die wichtigste Sorge war natürlich die der Kammerverwaltung, d. h. der Finanzen und die des Militärs. Jene waren, wie erwähnt, durch die ständische Mitregierung, durch den Krieg, durch die Unterschleife und die überlebte kostspielige Naturalwirtschaft völlig zerrüttet, und alle bisherigen Versuche hatten noch nicht zu einer Lösung führen können. „Mein Lebtag“, schrieb Blumenthal vielmehr an Waldeck, „habe ich nichts schlechter gefasset gefunden, als die Expedition bei der Berliner Amtskammer; auch glaube ich nicht, daß bei zehn Edelleuten im ganzen Lande, ob sie wohl arme Leute sind, sich eine solche Armut und Mangel finde, als jetziger Zeit in der kurfürstlichen Kasse; alle Rechnungen liegen von vielen Jahren unabgelegt und unjustifiziert, die Ämter sind nicht gehörig visitiret worden“. Bei dem dringenden Bedürfnis galt es jetzt, ein stehendes Heer und eine regelmäßige, eine stehende Steuer einzuführen. Zunächst wurde, hauptsächlich auf Waldecks Anregung, das ganze Finanzwesen, einschließlich der persönlichen Einkünfte des Kurfürsten, einer, aus Waldeck, Blumenthal, Schwerin und Tornow zusammengesetzten, Zentralstelle überwiesen, damit „das Einkommen in eine richtige Verfassung gebracht, die Ausgaben damit recht proportioniert werden“. Eine Verpachtung der verschuldeten und wenig ertragreichen Domänen auf Zeit wurde ins Auge gefaßt, die Ausgaben bei Hofe und im Zivilstaate gemindert und geregelt. Endlich wurde

Medaille auf die Geburt des Kurprinzen Karl Aemil
6. Febr. 16[illegible]
In der Größe des Originals vergoldetes Silber im Kgl. Münzkabinett zu Berlin



Das Kurfürstl. Lustschloß Oranienburg. Erbaut 1650/51 durch die Kurfürstin Luise Henriette.
Verkleinerte Nachbildung der Radierung von J. B. Broebes um 1670—1733 aus dessen „Vues des Palais et Maisons de Plaisance de Sa Majeste le Roy de Prusse". Augsburg 1733

der Bestand der Domänen festgestellt, ihr Soll-Ertrag nach einer zwölfjährigen Friedenszeit berechnet und die Umwandlung der kostspieligen Natural- in die Geldwirtschaft, die eine leichtere Kontrolle ermöglichte, angebahnt. Natürlich hatten alle diese Maßregeln nur einen allmäligen Fortgang, aber der Erfolg — binnen fünf Jahren waren die Einnahmen mehr als doppelt so hoch geworden — zeigte erst klar, wie schlecht die Wirtschaft vorher gewesen. Dagegen scheiterten die Pläne Waldecks, die direkten Steuern, die wesentlich den armen Mann bedrückten, in indirekte Abgaben umzuwandeln, ebenso wie die von Pfuel befürwortete Neuaufnahme des Grundbesitzes, gerechtere Verteilung der direkten Steuer auf grund dieser Aufnahme und Verwaltung der Steuern durch kurfürstliche statt durch ständische Beamte, an dem Widerspruch der Landstände, wie an der ängstlichen Scheu eines Teiles der Geheimen Räte, die auch noch von der Anschauung beherrscht waren, daß eine solche Steuerpflicht nur Hörigen und Leibeigenen auferlegt werden dürfe. Beide Pläne mußten, obwohl sie den vollen Beifall der Kurfürsten hatten, vorerst liegen bleiben. Aber indem der Kurfürst auch bei der jetzt möglichen Reform des Finanzwesens keineswegs nur auf das fiskalische Interesse Rücksicht nahm, förderte er mit diesen Maßregeln in erster Linie „als ein rechter Landesvater, wie er sich zu erweisen vorgenommen, seiner armen Unterthanen Aufnehmen". Eben dieses erforderte aber vor allen Dingen militärischen Schutz, und bei dem Mangel an genügenden Mitteln zum Unterhalt eines stehenden Heeres griff man zu einer Art von Krümpersystem, indem man schon ausgebildete Truppen auf dem Lande ansiedelte und ihnen die Verpflichtung auferlegte, sich bei einer Einberufung gegen den gewöhnlichen Sold zu stellen. Ebenso wurden überall nicht ohne Erfolg Versuche gemacht, dem alten Land- und Lehns-Auf-

gebot den veränderten Verhältnissen gemäß neues Leben einzuhauchen, und es soldatisch umzubilden. Endlich wurden, worauf wir noch zurückkommen, neben den ständischen Kreis-Kommissaren das Amt der landesherrlichen Kriegs-Kommissare zur ordnungsmäßigen Betreibung des Kontributionswerkes, der von den Unterthanen für das Heerwesen geforderten Leistungen wieder hergestellt.

Allerdings beanspruchte das Heerwesen einen für die bedrängte Lage der Einwohner erheblichen Teil der Einnahmen, aber nur zu bald sollte sich zeigen, daß ohne genügende militärische Kräfte der Friede nicht erhalten werden konnte.

Georg Friedrich Graf Waldeck.
Nach dem Gemälde von Jan van Baan (1633—1702), gestochen von Pieter van Gunst 1667—1724.

Das Verhalten des Kaisers hatte zwar 1651 schon gezeigt, daß es einen Punkt gab, der ihn wenigstens zu einiger Nachgiebigkeit veranlassen konnte. Es schien nämlich die höchste Zeit, die neue Kaiserwahl vornehmen zu lassen, und dazu brauchte man Brandenburg. Indem nun der Kurfürst seine Stimme davon abhängig machte, daß der Kaiser einen Druck auf Schweden zur endlichen Ausführung des Friedens ausübe und Schweden nicht eher mit Pommern belehne, noch zur Session auf dem Reichstage zulasse, als bis es das brandenburgische Pommern geräumt habe, trat er zugleich die Absicht des Kaisers. Denn durch die Aufnahme Schwedens in den Fürstenrat wurde natürlich das Verlangen dieses Kollegiums auf die ihm im westfälischen Frieden zugesicherte Teilnahme an der Aufstellung der Wahlkapitulation und einer Neuordnung der Wahl immer weniger abzuweisen möglich.

Unter diesen Umständen wurde eine persönliche Zusammenkunft des Kaisers
1652 mit dem Kurfürsten verabredet, die im November 1652 in Prag stattfand, und bei welcher dem Kurfürsten namentlich auch in bezug auf Jägerndorf die besten Versprechungen gegeben wurden. In der That beeilte sich nun Schweden, die Räumung Pommerns zuzugestehen, und Friedrich Wilhelm, der seinerseits in der überaus wichtigen Frage der Seezölle nachgeben mußte, hatte damit wieder „für

die gemeine Wohlfahrt und deren einigen und wahren Grund, nämlich die Vollziehung und Stabilierung des Friedens im Reich" ein wichtiges Resultat erreicht. Aber kaum war Ferdinand IV. (21. Mai 1653) gewählt, als jede Rücksichtnahme auf Brandenburg geschwunden, jede Aussicht, in irgend einer Form die Verfassung des Reiches herzustellen, die Lösung aller der im Frieden unbestimmt gelassenen reichsrechtlichen Fragen in Angriff zu nehmen, erloschen war. Jägerndorf, so hieß es jetzt, sei rechtmäßig dem Kaiser angefallen, eine Deputation der aufsässigen Stände in Cleve wurde vom Kaiser empfangen, öffentlich sprach der junge Pfalzgraf von Neuburg davon, daß Brandenburg seiner Rechte in Jülich Cleve verlustig sei, und der Kaiser befahl die Festungen Hamm und Lippstadt zu zerstören, die kurfürstlichen Truppen abzuführen.

Ein lebhafter Unwille der Fürsten gab sich nun wohl gegen den Kaiser kund. Die Kurfürsten von der Pfalz, von Trier und Köln waren tief erbittert, und das Kollegium der Fürsten war schwer verletzt, weil der alte Vorrang der Kurfürsten bestehen blieb. Alle evangelischen Stände lebten in größter Sorge, weil die katholischen Stimmen im Kurkolleg die Majorität behielten, und mit der Aufnahme einer Reihe von neuen österreichischen Fürsten in den Fürstenrat auch dieses Kollegium in seiner Majorität katholisch gemacht war. Klug und energisch war der Kurfürst auf dem Reichstage aufgetreten, die evangelischen, ja ein Theil der katholischen Fürsten, so namentlich die Kurfürsten von Köln und Trier hatten sich um ihn geschart, und auf wenigstens zwei Gebieten war man doch einen erheblichen Schritt vorwärts gekommen. Die neu geschaffene Kriegsverfassung der Kreise bot wenigstens die Möglichkeit einer Verteidigung des Reichs und durch den Beschluß, daß die Landsassen und Unterthanen schuldig seien, in der Verteidigung des Landes ihrem Fürsten „mit hülflichem Beitrag gehorsamlich an die Hand zu gehen" waren die sehr häufigen Klagen der Stände beim Reichshofrat oder Kammergericht über ihre Landesherren für unstatthaft erklärt. Für die Entwickelung der Landeshoheit mußte dieser Beschluß von durchgreifender Bedeutung werden.

Was Wunder aber, daß der Graf Waldeck, der damals, nachdem die bisherige Nachgiebigkeit gegen das Haus Habsburg so bittere Früchte gezeitigt hatte, die vornehmste Stelle im Rate des Kurfürsten inne hatte, Pläne faßte, die Deutschlands Macht auch ohne den Kaiser begründen sollten! Ihm schwebte ein Bündnis der Reichsfürsten vor, das unter der Führung des mächtigsten protestantischen Staates den Schutz und Schirm Deutschlands, den der Kaiser nicht gab, sichern sollte. Kurbrandenburg sollte an der Spitze einer Anzahl evangelischer, aber auch katholischer deutscher Fürsten und vielleicht im Bunde mit Frankreich eine bedeutende Stellung im europäischen Staatenkonzert einnehmen, im letzten Grunde aber ein „einig Imperium" ein einheitliches deutsches Reich gegründet werden. „Feuer muß man zeigen", so äußerte Graf Waldeck sich bei anderer Gelegenheit, und Feuer zeigte er auch bei diesem Plane. Nur war er mehr großartig, mehr patriotisch gedacht, als in einer Zeit der allgemeinen Mißgunst, der Eifersucht auf Brandenburg irgendwie durchführbar. Wie der Kurfürst, dem man wohl eine Neigung zu unausführbaren Plänen zuschrieb, dessen Sinn aber stets sich dem Wirklichen und Möglichen zuwandte, sich zu solchen Plänen verhielt, wissen wir nicht genauer. Irgend eine Folge hat er ihnen nicht gegeben. Wohl trat er für das von den Schweden hart bedrängte Bremen ein, wohl brachte er, und er allein, dem Kölner Erzbischof die ersehnte Rettung vor den in sein Stift

Luttich eingebrochenen räuberischen lothringischen Scharen. Wohl unterhandelte auch Graf Waldeck bald an diesem, bald an jenem Hof, wohl offenbarte sich dabei das gewonnene Ansehen des Kurfürsten, aber über einen Defensivantrag mit den braunschweigischen Herzogen kam man doch nicht hinaus. Vergeblich bemühte man sich in Regensburg um die Ausgestaltung des „wie ein Besen" aufgelösten Reiches. Kaum daß man der kaiserlichen Politik, die offenkundig darauf ausging,

Karl X. Gustav (v. d. Pfalz) König von Schweden
Nach dem Gemälde von David Beck, gestochen von Jeremias Falck

die durch den westfälischen Frieden geschaffene Stellung der deutschen Fürsten zu untergraben, einige kleine Erfolge abrang. Der Reichstag wurde schließlich geschlossen, ohne daß die große Frage der deutschen Verfassung, welche das Friedensinstrument offen gelassen, gelöst worden wäre.

Da aber zeigte sich, während die Vermählung des jungen Königs Ferdinand IV. mit einer spanischen Infantin dem habsburgischen Hause wieder die Verwirklichung der weltbeherrschenden Macht in Aussicht stellte, daß die Existenz des jungen brandenburgischen Staates selbst auf dem Spiele stand. Die Königin Christine von Schweden legte nämlich 1654 ihre Königskrone nieder, und mit dem Regierungsantritt ihres Vetters Karl Gustav aus dem Hause Pfalz-Zweibrücken war der Besitz der gesamten Länder rings um die Ostsee herum höchst zweifelhaft geworden. Denn die vermeintlichen Ansprüche Schwedens an diese durchzuführen, hatte Christine ihrem Vetter ausdrücklich anempfohlen, und für den kühnen, mit Leidenschaft nach Ruhm begierigen Karl Gustav war eine solche Aufforderung kaum erforderlich. Sie ergab sich ihm aus seiner eigenen Veranlagung, sie ergab sich auch aus der Notwendigkeit, den inneren Gährungen in Schweden, die seine Königskrone gefährdeten, einen Abfluß nach außen zu eröffnen. Sie ergab sich endlich und vornehmlich aus der überaus großen Bedeutung, welche die Herrschaft über die Ostsee, der „Mutter der Kommercien" für den Handel damals hatte. Der reiche Gewinn, den Dänemark aus dem Sundzoll zog, der zunehmende

Reichtum, welchen neben dem bisher am meisten begünstigten Holland nun auch England hier zu erwerben wußte, ließen die Schweden den Verlust der preußischen Häfen der „Augen der Ostsee“ und der einst erhobenen Seezölle nur um so weniger verschmerzen. Im wesentlichen war daher mit dem Thronwechsel die Frage, ob Krieg oder Frieden herrschen solle, zu Ungunsten des Friedens entschieden, und nur das war noch zweifelhaft, auf welchen Gegner Karl Gustav sich zunächst stürzen würde. Es lagen drei Möglichkeiten vor, um den übermütigen Charakter des Königs zu befriedigen. Es konnte sein, daß er die schon versuchte Unterwerfung Bremens beenden, von Bremen aus die angeblichen Ansprüche seines Hauses auf die pfalz-neuburgischen Länder am Niederrhein mit den schwedischen Machtmitteln durchführen werde, und ein Streit zwischen Kurpfalz und Pfalz-Neuburg schien solchen Absichten um so mehr Aussicht auf Erfolg zu geben, als der Hader der Stände den Landesherrn schwächte. Gewiß aber war, daß Schweden, einmal im Besitz von Jülich-Berg, nach dem brandenburgischen Cleve-Mark seine Hand ausstrecken werde. Es konnte indessen auch sein, daß Karl Gustav die südlichen Landschaften Schwedens, die noch im Besitze Dänemarks waren, angreifen, daß er Bornholm, wo die Dänen die schwedische Schifffahrt nach der Odermündung und Pommern belästigten, erobern, daß er den Dänen den Sund und mit dessen Zoll die wichtigste Einnahme rauben werde. Endlich aber konnte der König das innerlich vollkommen zerfallene Polen angreifen, die von diesem unmittelbar oder mittelbar beherrschten Küsten sich aneignen und den immer noch unsicheren Besitz Livlands zu einem endgültigen machen. Dies war um so leichter, als Polen, von Rußland in einen Krieg verwickelt, im Osten große Einbußen erlitt. Wer aber konnte zweifeln, daß in diesem Falle die von Schweden so lebhaft beanspruchten hinterpommerschen und auch die preußischen Lande des Königs Begier reizen würden? Nur wenn der Angriff auf Dänemark erfolgte, durfte Brandenburg die Krisis mit einer gewissen Ruhe sich entwickeln sehen, in allen anderen Fällen war Brandenburg unmittelbar bedroht. Karl Gustav entschied sich für denjenigen, welcher für Brandenburg der gefährlichste war. Er griff Polen an.

Natürlich, daß dem Kurfürsten das Heraufziehen des Sturmes nicht entgangen war. Wie auch immer er sich entschied, zwischen den beiden Gegnern Polen und Schweden, schien er erdrückt zu werden, mindestens, „seinen Augapfel“, das preußische Herzogtum fürchtete er zu verlieren. Und wohin er sah, war eine Hilfe von auswärts nicht zu erblicken. Weder an Österreich noch an die deutschen Fürsten war auch nur zu denken, obwohl die Reichsverfassung ihnen den Schutz der deutschen Länder gebot. Dänemark schien trotz seines Umfangs durch die unglückliche Verfassung des Landes völlig ohnmächtig. Die Niederlande waren die einzigen, mit denen er um ein Bündnis verhandeln konnte, denn jede Ausbreitung der schwedischen Herrschaft in der Ostsee schädigte vorzüglich den schwunghaften Handel, den die Holländer nach den Häfen der Ostsee mit Kolonial- und Wollwaren trieben, während sie von dort Getreide und das für den Schiffsbau höchst nötige Holz exportierten; da hier aber die antioranische, die republikanische Partei das Heft in Händen hatte, und diese in jeder Förderung des Kurfürsten einen Gewinn der oranischen Partei, der monarchischen Verfassungform sah, so kostete es unendliche Mühe, sie zu einem Bündnis zu bewegen.

Mit seinem ganzen Eifer verwendete sich daher der Kurfürst für die Bewahrung des Friedens, die allein der Lage der Dinge entsprach, und unermüdlich verhandelte er gleichmäßig in Warschau wie in Stockholm. Doch in Warschau mit seinen Warnungen abgewiesen, sah er in Stockholm sich nur um so hochmütiger behandelt. Memel und Pillau, die wichtigsten Häfen Preußens forderte Karl Gustav als das Geringste, und daß der Kurfürst an dem einen Hofe verhandelte, wurde ihm an dem anderen zum Vorwurf gemacht. Doch wie hätte er den Kampf anders vermeiden können, als hüben und drüben verhandelnd, zum Frieden ratend? Oder war in der That der Kurfürst von Brandenburg zu tadeln, wenn er gleichzeitig Vorbereitungen zum Kriege traf und so das brandenburgische Interesse zu wahren suchte? Und lag etwa die Ausdehnung der Schweden in Deutschland — wenn auch das Reich um die Fremdherrschaft im Lande sich nicht groß kümmerte — in Deutschlands Interesse? Ohne Zweifel war ferner die polnische Oberlehnshoheit über das deutsche Preußen durch die Not zwar staatsrechtlich begründet, ebenso zweifellos aber war sie nichts anderes als eine traurige Fremdherrschaft über ein deutsches Land, die zumal bei der Schwäche des polnischen Reichs noch länger zu ertragen unwürdig war. Und Sklavenketten zu zerreißen, hat immer für ein Verdienst gegolten, und deutsches Land vom Fremdenjoch zu befreien, noch stets für eine sittliche Forderung, die in diesem Falle doch darum nicht weniger heilig war, weil die Herrschaft der Fremden ein Jahrhundert hindurch hatte geduldet werden müssen. Die Forderung war vielmehr jetzt nur um so ernster, als das Festhalten an Polen nur zu einem Wechsel in der Person der Fremden, zum Übergang der Lehenshoheit auf Schweden zu führen schien. Denn von dem kraftlosen Polen war ein kriegerischer Erfolg gegen die Schweden durchaus nicht zu erwarten. Bei der unbezweifelten Habgier der Schweden nach dem deutschen Küstenlande war aber im Falle des schwedischen Sieges entweder — wenn der Sieg Brandenburg an Polens Seite traf — die einfache Wegnahme des Landes oder, wenn Brandenburg an Schwedens Seite gekämpft hatte, mindestens die Unterstellung des Landes unter schwedische Hoheit und unter schwedischen Einfluß zu gewärtigen.

Oder sollte der Kurfürst die Odysseus-Gabe besitzen und zwischen der schwedischen Scylla und der polnischen Charybdis sein Schifflein hindurch zu steuern wissen? Sollte er Geschick und Macht genug haben, um Preußen aus der polnischen Fremdherrschaft an der schwedischen vorbei zur Freiheit zu führen, es wieder deutsch zu machen? Alles kam darauf an, die richtige Balance zwischen
1655 den beiden Mächten herzustellen. Da rückte Karl Gustav im Juli 1655 von der Oder her gegen Polen vor, und, da er die vom Kurfürsten in Stettin für den Abschluß eines Bündnisses gestellten Forderungen — Aufhebung der Lehenshoheit, eine Verbindung der Mark mit Preußen und das Bistum Ermland — nicht zugestanden hatte, so eilte Friedrich Wilhelm, Preußen in eine militärisch so befestigte Stellung zu bringen, daß wenigstens die Neutralität aufrecht zu halten möglich bleibe. Und in der That: unter den gewaltigen Schlägen Karl Gustavs brach das morsche Polenreich zusammen, und natürlich wurde dadurch der Übermut des Königs gegen Brandenburg nur noch kühner und dreister, so daß der Kurfürst — da auf die immer wieder erbetene, selbst vom spanischen Gesandten in Wien eindringlich befürwortete Hilfe vom Kaiser nicht zu zählen war, und die Niederlande die in dem abgeschlossenen Vertrage zugesicherten Truppen nicht stellten — jetzt den

äußersten Moment gekommen sah, wo er mit Schweden sich vereinigen müsse. Nicht sowohl der Rat Cromwells und der Herzoge von Braunschweig, auf schwedischer Seite das evangelische Interesse zu suchen, als vielmehr die unmittelbar von den Schweden drohende Gefahr bestimmte den Kurfürsten zum Abschluß des Königsberger Vertrages vom 16. Januar 1656. Einen tiefen Stachel im Herzen, 1656
gestand Friedrich Wilhelm in diesem den Schweden die Oberlehnsherrlichkeit über Preußen, die Öffnung der preußischen Häfen und die Hälfte der Seezölle zu, räumte die im polnischen Preußen von ihm besetzten Festen, namentlich die Marienburg und übernahm die Stellung von 1500 Mann. Dagegen verpflichtete sich Schweden, das herzogliche Preußen zu verlassen, vereinigte Ermland mit demselben und gab einige von der Krone Polen bisher behaupteten Rechte auf. Es verzichtete auf den Tribut und auf das Recht, außerordentliche Steuern aufzuerlegen.

Für den Augenblick war jedoch vielleicht weniger die Unterstellung unter schwedische Oberhoheit bedenklich, als vielmehr von Wichtigkeit, daß der Kurfürst, dessen Heer schon mehr als 20 000 Mann zählte und von so hervorragenden Führern wie Sparr und Derfflinger befehligt wurde, sich doch den Schweden nur mit 1500 Mann verpflichtet hatte. Allerdings glaubte man an den übrigen europäischen Höfen, der Kurfürst sei in jene Kombination eingetreten, die Schweden und das, damals unter Cromwell zu hohem Glanz emporgestiegene England zu einem energischen Vorgehen gegen die Katholiken vereinen und unter der Agide Frankreichs das Haus Österreich stürzen sollte. Dem gegenüber drängten nun die katholischen Mächte zum Kampfe gegen die Evangelischen, man hoffte, daß der Kaiser allein 60 000 Mann gegen Schweden und Brandenburg aufstellen werde, und auch im Westen schien der jesuitische Eifer des Pfalz-Neuburgers alles zu gefährden. Die Polen aber erhoben sich mit überraschender Kraft von ihrer Niederlage, und, von nationalem und religiösem Enthusiasmus beseelt, boten sie den Schweden so entschieden die Stirn, daß diese ihnen kaum noch zu widerstehen vermochten. Damit änderte sich die Situation vollständig, und Karl Gustav war jetzt auf das brandenburgische Heer angewiesen. Doch die rücksichtslos unternommenen Einfälle der Polen in Hinterpommern und in die Neumark, die Wildheit und Grausamkeit, mit der sie gegen alle Deutschen verfuhren, zwangen nun auch umgekehrt den Kurfürsten, von seinen stets erneuten Friedens-Versuchen abzustehen und sein Land gegen die Polen zu verteidigen. Am 25. Juni 1656 1656
ward daher zwischen Schweden und Brandenburg zu Marienburg ein neuer Vertrag geschlossen, der gegen die Zusicherung von vier polnischen Palatinaten und weiterer Lösung der oberlehensherrlichen Fesseln den Schweden die Hilfe von 4000 Brandenburgern für die Dauer des Krieges, für das laufende Jahr sogar die der gesamten brandenburgischen Macht zu Gebote stellte. Zugleich aber hatte Friedrich Wilhelm in dem Wunsche, den König von Polen zum Frieden zu bestimmen, Karl Gustav das Zugeständnis abgerungen, diesem das eigentliche Polen als erbliche Monarchie anzubieten. Indessen Johann Kasimir lehnte unter dem Eindruck eines neuen Sieges auch dieses Friedensangebot wie alle früheren ab, und nun vereinigten sich die brandenburgischen mit den schwedischen Truppen. Am 28. Juli kam es bei Warschau zur Schlacht. Drei Tage währte sie, schließlich erlitten die Polen die vollständigste Niederlage. Die „hohe Konduite" des Kurfürsten am zweiten Tage bei der kleinen Colline, der Sturmangriff der Brandenburger unter Sparr am dritten Tage brachte den Verbündeten „die

König Karl X. Gustav von Schweden und Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg in der Schlacht bei Warschau.

Ausschnitt aus der Radierung eines unbekannten französischen Künstlers nach Zeichnung von E. J. Dahlberg in Pufendorfs „De rebus a Carolo Gustavo . . gestis“. Nürnberg 1696.

herrliche Viktorie“. Das war die erste Waffenthat der brandenburgischen Armee. Sie bedeutete die Befreiung Preußens von dem slavischen Joch, die Wiedergewinnung Preußens für Deutschland.

Doch hatte die Schlacht im kriegerischen Betracht zunächst geringere Folgen als man glauben sollte. Die Polen rafften sich wieder auf und brachten namentlich in Westpreußen den Schweden wiederholte Verluste bei, so daß Karl Gustav dessen Heer überdies durch Zersplitterungen und Krankheiten geschwächt war, zum Schutze Preußens, Pommerns und der Marken nichts thun konnte. Und mußte der König nicht fürchten, daß Dänemark seine täglich schwächer werdende Kraft benutzen werde zum Einfall in Schweden selbst? Schien bei der gewaltigen Aufregung der katholischen Mächte noch ein Zweifel möglich, daß endlich auch der Kaiser von Schlesien aus vorbrechen werde, um den unbequemen Garanten des westfälischen Friedens und zugleich den mächtigsten protestantischen Reichsfürsten mit Macht anzugreifen? Oder war etwa von den Niederlanden und dem mit ihnen geschlossenen Traktat Hilfe zu erwarten? Die Flotte, die sie jetzt in die Ostsee sandten, hatte sicherlich nicht die Aufgabe, den Schweden die für den holländischen Handel so wichtigen Häfen zu lassen. Und um die Lage Karl Gustavs vollig zu verschlimmern, griff auch der Zar von Moskau thätig ein, ließ seine Truppen bis nach Riga vorgehen und sich mit den polnischen vereinigen. Sogar dem Kurfürsten bot er ein Bündnis und den Schutz Preußens unter russischer

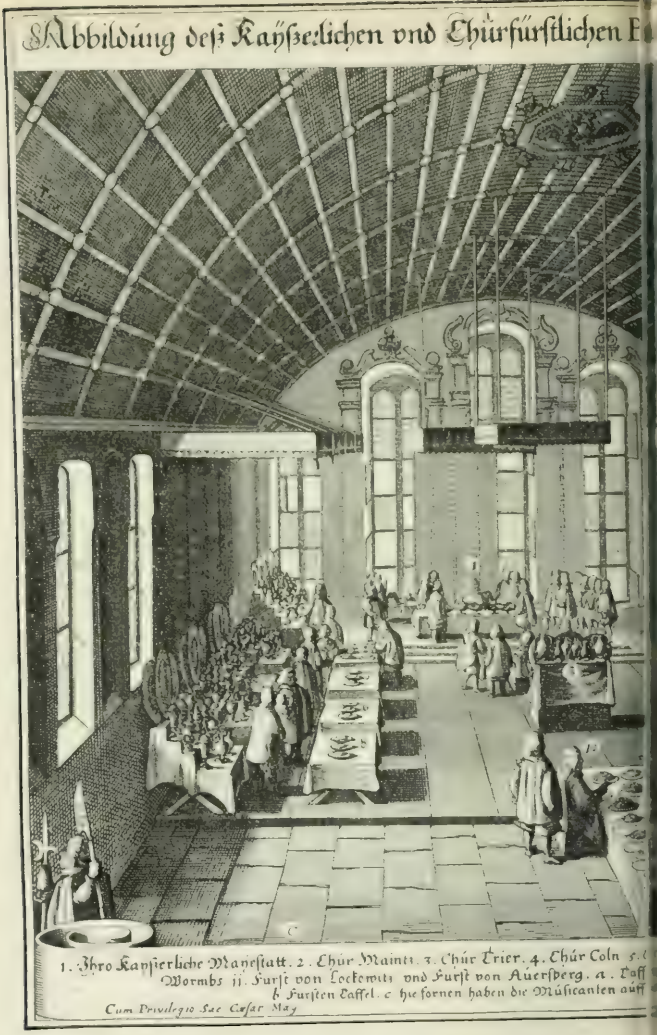
Oberhoheit an. Schließlich geschah auch, was Karl Gustav so lange gefürchtet: die Polen besetzten Danzig und schnitten ihn damit von Pommern ab. Nun war der König allein, und wenn jetzt auch Brandenburg sich von ihm wandte, so war es um ihn geschehen. Schon suchte Polen den Kurfürsten für sich zu gewinnen. Da mußte Karl Gustav, in all seinen stolzen Entwürfen getäuscht, dem Kurfürsten wohl entgegen kommen, und so erkannte er ihn im Vertrage von Labiau als „obersten, absoluten und souveränen Fürsten von Preußen“ an (10. November 1656), und beide Herrscher verpflichteten sich zu gegenseitiger Hilfeleistung. Auf immer wurde das Herzogtum von der Krone Polen getrennt, dagegen der brandenburgische Anspruch auf die polnischen Palatinate so gut wie aufgegeben.

Indessen entzog Karl Gustav dem Vertrage nur zu bald seine Basis. Alle erneuten Friedensversuche des Kurfürsten, Frankreichs und der Niederlande wies er ab, verabredete sogar mit dem Fürsten von Siebenbürgen und den Kosacken neue Pläne zur Teilung Polens und drang selbst bis zu den Karpathen vor. Damit versagte er thatsächlich Brandenburg den vertragsmäßigen Schutz gegen Polen, und stellte es den polnischen Angriffen gegenüber bloß. Da nun aber Frankreich und England sich gegen Spanien verbanden und so die, ohnehin durch den Tod Kaiser Ferdinands in Gefahr geratene Macht Österreichs bedrohten, schloß Österreich jetzt mit Polen einen Vertrag, um in Schweden zugleich Frankreich und England zu schädigen, und gleichzeitig benützte Dänemark die Gelegenheit, brach gegen Schweden los. In Eilmärschen eilte der König mit seinen überall gründlichst gehaßten Schweden aus Galizien zurück, drang in kühnem Zuge nach Holstein und Jütland vor. 6000 Mann sollte er nach dem Vertrage zur Verteidigung Preußens stellen, jetzt zog er fast alle seine Truppen aus Preußen fort, suchte Cromwells Beistand durch Versprechungen auf deutsche Länder, wie Dithmarschen, Oldenburg, zu gewinnen und überließ es dem Kurfürsten, wie er den vereinten polnisch-österreichischen Heeren widerstehen und zugleich die ebenfalls bedrohten rheinischen Länder decken wollte.

Grabmal des Grafen Otto Christofs von Sparr (gestorben 9. Mai 1668) in der St. Marienkirche zu Berlin. Von Artus Quellinus d. J. um 1672—1676.

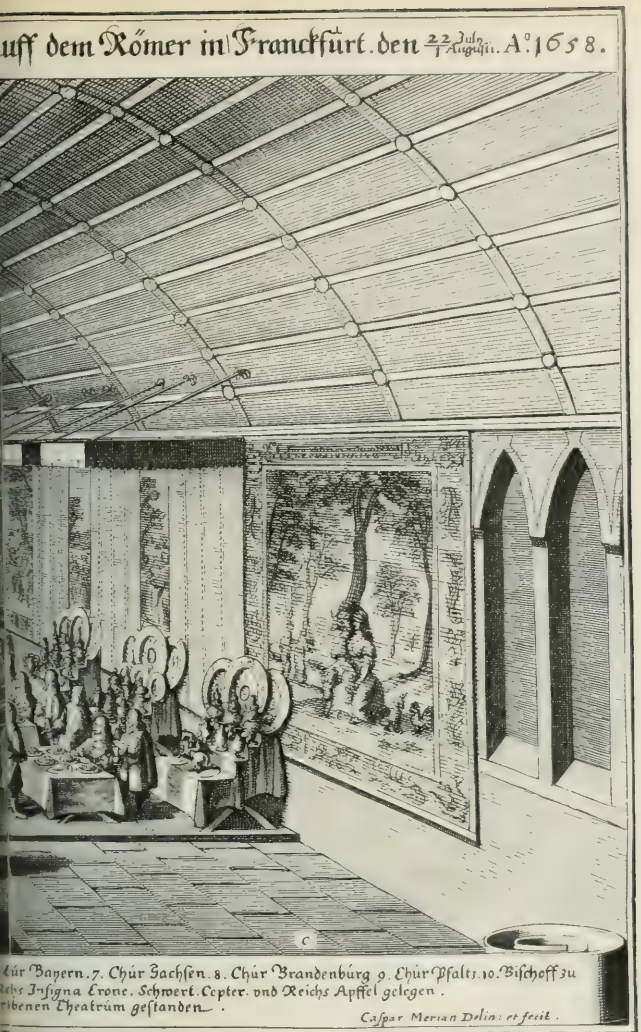
Der Rache der Polen war der Kurfürst nun preisgegeben, aber er war nunmehr auch freier Herr seiner Entschlüsse. Mit Johann Kasimir mußte er eine Aussöhnung suchen, aber eine solche mußte es zugleich sein, die ihm sein großes Ziel, die Souveränität in Preußen, gewahrte. Und so bedeutend war nun schon die Stellung Brandenburgs, daß die Gesandten der auswärtigen Stände, schwedische, polnische, französische, österreichische um die Entscheidung des Kurfürsten mit einander kämpften. Da bot ihm Polen durch den Mund des österreichischen Gesandten Lisola das ersehnte Gut, die Bulle, auf der er stehen konnte, bot ihm die Souveränität. Da durfte er nicht mehr zögern, wenn Brandenburg nicht die Strafe für Karl Gustavs Eroberungsgelüste treffen sollte. Seinem Vertrage getreu teilte er indessen dem Könige vorher mit, daß er zwar dessen Zug zum Schutze Schwedens selbst begreife, daß er aber, da alle Vermittlungsversuche scheiterten, da keine Hoffnung vorhanden sei, daß der König, auf den er so lange gewartet, zur Rettung seiner Lande etwas thun werde, er aber allein den verbundenen Österreichern und Polen nicht gewachsen sei, mit Polen abschließen
1657 werde. Demgemäß unterzeichnete er am 19. September und 6. November 1657 mit Polen die Wehlauer und Bromberger Verträge, in denen gegen Aufgabe von Ermland und der vier Palatinate nun auch von polnischer Seite die Souveränetät des Kurfürsten über Preußen anerkannt wurde, ohne daß dieser zum Angriff gegen Schweden verpflichtet wurde. Lauenburg, Butow und Draheim wurden dem Kurfürsten unter verschiedenen Formen zugesprochen, dagegen mußte er zugestehen, daß die freilich noch zu erobernde Stadt Elbing gegen Zahlung einer Geldsumme und nach Schleifung der Befestigungen an Polen zurückfalle. Infolge dieser Verträge fand eine feierliche Begegnung des kurfürstlichen und des königlichen Paares in Bromberg statt, und es schien, als ob die Hoffnung, unter brandenburgischer Vermittlung den Frieden herzustellen, gelingen könne.

Aber die gewaltigen Erfolge, die Karl Gustav gegen Dänemark gewann, ließen alle Friedenspläne scheitern, ja Karl Gustav traf nicht nur energische Vorbereitungen, Brandenburg für den durch seinen eigenen Vertragsbruch erzwungenen Abfall zu züchtigen, sondern ließ gegen das Reich so frei seinem Übermut die Zügel schießen, daß die Gefahr für ganz Norddeutschland mit Händen zu greifen war. Die politische Abhängigkeit, in die man von Schweden sowohl wie von Frankreich, das unbeschränkten Einfluß am Rhein übte, durch den westfälischen Frieden geraten war, zeigte immer deutlicher, daß man unter dem Joch der Fremdherrschaft stand. Die wirtschaftliche Gebundenheit, der Deutschland durch den Verlust seiner Flußmündungen, durch die fremden Zölle an den Küsten der Nord- und Ostsee überliefert war, erstickte auch jedes materielle Aufleben nach den Aussaugungen des großen Krieges im Keime. „Wir sind", so schreibt daher der Kurfürst damals in einer Denkschrift an den „Ehrlichen Teutschen", „in dem letzten Kriege schier Dienstknechte fremder Nationen geworden; was sind Rhein, Weser, Elbe, Oderstrom anders als fremder Nationen Gefangene? Was ist unsere Freiheit mehr, als daß andere damit spielen?" Von dem einst so herrlichen Körper des deutschen Reiches sei nichts mehr übrig als das Skelett; wem noch deutsches Blut im Herzen warm sei, der müsse darüber weinen. „Gedenke ein jeder der kein schwedisches Brot essen will, was er für die Ehre des deutschen Namens zu thun habe, um sich gegen sein eigenes Blut und sein einst vor allen Nationen berühmtes Vaterland nicht zu versündigen. Gedenke, daß du ein Teutscher bist



Bankett auf dem Römer in Frankfurt a. M. am

Kupferstich aus M. Merian



58 bei der Wahl Leopolds I. zum deutschen Kaiser

gll. Bd. Frankfurt a. M. 1667.

Doch dieser Mahnruf hatte wenig Erfolg. Vielmehr schloß sich eine große Anzahl deutscher Fürsten eng an Frankreich an, einigte sich 14. August 1658 in dem sogenannten rheinischen Bunde und schloß von dem Schutz, den man sich gegenseitig zusagte, die brandenburgischen Länder nicht nur ausdrücklich aus, sondern man verpflichtete sich sogar, den Schweden Hilfe zu leisten, wenn etwa neben Polen auch Brandenburg sie in den dem deutschen Reiche entrissenen Herzogtümern Bremen und Verden angreifen sollte. Mit Eifer hatten viele dieser Fürsten schon vorher die von Frankreich und Schweden empfohlene Wahl eines deutschen Kaisers aus einem anderen als dem habsburgischen Hause betrieben, die Deutschland zum Tummelplatz der Rivalität zwischen Frankreich-Schweden und Österreich-Spanien machte. Drei Kurfürsten waren für die österreichische Wahl, drei dagegen. Österreich mußte also Brandenburg gewinnen, und Karl Gustavs Vordringen bis an seine Grenzen hatte überdem das Erzhaus darüber belehren können, welche Bedeutung die Mark für seine eigenen Länder habe, daß ihm Schweden so feind sich wie Frankreich sei. Und da auch der Kurfürst den Anschluß an Österreich dachte und die bitteren Erfahrungen, die er namentlich bei der letzten Kaiserwahl gemacht, hintansetzte, um den Einfluß der fremden Kronen im Reich nicht noch mächtiger werden zu lassen, so schloß er mit Österreich jetzt ein Verteidigungs-Bündnis und setzte, trotzdem es mit der nach diesem Bunde zu leistenden Hilfe zögerte und wegen der brandenburgischen Ansprüche in Schlesien nur widerwillig halbe Zusicherungen gab, die Wahl Leopolds zum Kaiser durch 18. Juli 1658).

In dieser Vereinigung der katholisch-österreichischen und der evangelisch brandenburgischen Macht hatte der Kurfürst ein Mittel gefunden, das nicht nur den schwedischen Angriffen gegenüber Nutzen stiften sollte, sondern das zugleich ebenso wie früher das Eintreten des Kurfürsten zu Gunsten des Kölner Erzbischofs die unglückselige kirchliche Parteigruppierung der deutschen Fürsten beendigen und der französischen und schwedischen Fremdherrschaft gegenüber das nationale, das deutsche Interesse betonen und zum Siege führen konnte.

Im August 1658 begann Karl Gustav aufs neue den Krieg, und zwar 1658
wiederum mit einem Angriff auf Dänemark. Im Bunde mit dem Kaiser und in der Hoffnung, daß nun auch Holland das Seinige thun werde, hielt der Kurfürst, der im eigenen Lande auf einen Angriff Schwedens gerechnet hatte, jetzt den Augenblick zum Handeln für gekommen. Er erkannte, daß die Entscheidung weder in Polen noch in Preußen oder Pommern, sondern in Holstein zu suchen sei. Denn hier fühlte sich Karl Gustav völlig sicher, während von hier aus zugleich der niedersächsische Kreis geschützt werden konnte. An der Spitze brandenburgischer und polnischer Truppen sowie einer Reichsarmee brach Friedrich Wilhelm dorthin auf, entriß den Schweden Holstein, Schleswig, Jütland, während eine holländische Flotte die schwedische im Sunde besiegte. Damals schon entwarf ein Holländer den Plan, den Kurfürsten zum „Admiral-General" aller deutschen Seeschiffe zu ernennen. Das lag nun zwar noch weit ab von der Wirklichkeit, aber im Dezember noch nahm der Kurfürst in der That durch eine glänzende Waffenthat die Insel Alsen.

Endlich hatte der Ruf von der Unüberwindlichkeit der schwedischen Waffen in Deutschland einen Stoß erlitten, Karl Gustav war auf die Defensive angewiesen, mußte im Februar nach monatelangen Bemühungen die Belagerung Kopenhagens aufgeben und im Mai die Übergabe von Friedrichsodde an den Kur

Medaille auf den Frieden zu Oliva, 3. Mai 1660.
Avers.
Umschrift: Pectora quo regum coeunt quo vulnera sedi
In felix [illegible] pacis Oliva dedit.
Im Größe des Originals. Silber im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.

fürsten erleben. Endlich war ein deutsches Heer zum Angriff und zum Siege über die fremden Unterdrücker geführt, und selbst in Wien, wo man sofort nach den Siegen die brandenburgischen Ansprüche zurücksetzte und den Kampf zu Nutz und Frommen der Spanier auch gegen Frankreich zu führen gedachte, gestand man doch, daß ganz Europa hierin wesentlich das Verdienst des Kurfürsten erkenne. Unter solchen Umständen griff jedoch die Politik Mazarins ein, da Frankreich den Ruin Schwedens nicht wünschen konnte. Freilich der Kurfürst antwortete auf die Zumutungen der Franzosen mit voller Würde, „daß er sich in seinem Gewissen gezwungen sehe, die Länder, die er durch Gottes Gnade besitze, zu verteidigen, und nicht einsehe, mit welchem Grunde er darüber von irgend jemand getadelt werden könne". Aber im Haag wußte Mazarin so lebhaft die Furcht vor England zu erregen, daß Holland den beiden Mächten nachgab, die günstigsten Bedingungen für Schweden zugestand und das Unternehmen des Kurfürsten nach der Eroberung von Fano, auch Fünen zu erobern, in keiner Weise unterstützte. Ja in den sogenannten Haager Konzerten (Sommer 1659) gaben die Staaten vielmehr den überhaupt nur mit geringem Ernst geführten Kampf gegen Schweden auf, und nun versuchten Frankreich, England und die Niederlande Schweden und Dänemark zum Frieden zu zwingen. Inzwischen hatte auch Frankreich gegen die Spanier solche Erfolge errungen, daß diese einen Präliminarfrieden mit jenem schlossen, der aus der österreichisch-spanischen eine französisch-spanische Vorherrschaft einzuleiten schien. Das mußte Österreich wieder verhindern, und um die französischen Heere vom spanischen auf das nördliche Kriegstheater abzulenken, — wenigstens erkennt man keinen anderen Grund, da die Hofburg gewiß ebenso weit davon entfernt war, für Brandenburg das Land zu erobern, wie etwa den alten Plan Wallensteins, Österreichs Herrschaft bis zur Ostsee auszudehnen, jetzt ausführen zu wollen — sollte daher ein Einfall in Pommern unternommen werden. Denn man meinte, daß Frankreich eine so starke Schwächung Schwedens, wie die Eroberung Pommerns war, nicht zugeben werde. Indessen war ein solcher Einfall das Signal auch zu einem Kriege mit Frankreich. So entschieden der Kur

Ehrlicher Teutscher!

Ein edles Vaterland war leider bey den letzten Krie-
gen/unter dem Vorwandt der Religion und Freyheit garzu
jämmerlich zugerichtet/ und an Marck und Bein dermassen
gesogen/daß von einem so herrlichen corpore schier nichts übrig
lieben/als das bloße Sceleton: Wenne noch einig teutsch Blut
sein Hertze warm ist/ muß darüber weinen und seufzen! Wenne
Vaterland lieb ist/ muß die unglückliche Zeiten beklagen: Wir ha-
unser Gut/wir haben unser Blut/wir haben unser Ehre/und Na-
dahin gegeben/und nichts damit außgerichtet/ als daß wir uns
zu Dienstknechten/und fremde Nationes berühmet/uns deß uhr-
hoben Namens fast verlustig/und diejenige/so wir vorhin kaum
ten/ damit herrlich gemachet. Was sind Rhein/ Weser/
und Oderstro[illegible] nunmehr anders als fremder Nation Gefange-
Was ist deine [illegible]t und Religion mehr/als daß andere damit
rn? Summa/ alles verlohr sich mit dem trefflichen Pommern/
indern so statli[illegible]ändern!

Nun der Allerhöchste erbarmete sich unsers Jammers einiger
e/ und gab zu Münster endlich seinem Volcke einen Friede/ einen
de/da ihm alles/was lebendigen Athem hatte/ für dancksete/ und
en wir bekennen/alles fieng an wieder zu blühen/ alles nahm zu/
anschafft und Viehe: und hätte wol ein iederman gehoffet/ er
de nunmehr eine gute Zeit unter seinem Feigenbaum/ und Wein-
ruhiglich leben/und die alte/ welche ihre unglückliche Jahre in so
eren Zeiten zugebracht/ ihre graue Haare mit Frieden in ihre
rbgrube haben bringen mögen. Wie nun aber eine Frau das
wedische Scepter quitirete/so schien/daß der Allerhöchste uns den
den wieder wolte nehmen/ da er ihn uns mitgegeben/ immassen
n kurtz hernach davon die Vorbothen sich im Bremischen sehen
n/und endlichen das Feuer mit voller Flamme in Polen außge-
gen. Polen/ die hochberühmte Vormauer der Christenheit/ war
den Frembden dermassen allerends angegrieffen/daß es kaum an
ihme

selbst noch stunde/ und muste es daher nicht bleiben/ da es bey aller Welt umb Hülffe schrye und/ da erstete der itzige König von Schweden mit aller Macht/ und greiff es von der Evangelischen/ und im Rücken an/ dermassen/ daß es Anfangs alsobald in ihme zerfiele/ und männiglich schier in die Gedancken kam/ daß es allen Volckern zum Raube bleiben würde: &c. &c.

Chur-Brandenburgischer An die Königliche Majestät von Schweden abgelassener Gesandschafft

Verrichtung/

Woraus zu ersehen/

Wie wunderlich man dieselbe getractiret und gewiesen / weil Sie vom FRIEDE sprechen / und S. Churfürstl. Durchl. mit Schweden gegen Polen/ und dero geallirte sich in die vorige Kriegeshändel nicht wieder einlassen wollen.

Zu Hamburg im Jahr 1658.

Titelblatt und erste Seite der Denkschrift des Kurfürsten Friedrich Will an den „Ehrlichen Teutschen".

ürst daher diesen Einfall,
er überdies die Stellung
er Alliierten in Jütland
rheblich schwächte, miß-
illigte, so wenig durfte
r sich doch der Teil-
ahme an ihm entziehen.
Sein eigenes Interesse,
owie die allgemeine, vom
ranzösischen Übergewicht
edrohte Lage Europas
eboten sie vielmehr. In-
essen nur zu bald sollten
ch seine Besorgnisse als
erechtfertigt zeigen. So-
ald Spanien mit Frank-
ich den pyrenäischen
rieden geschlossen hatte
3. November 1659), und
gar die intimste Ver-
nigung dieser beiden
änder durch einen Ehe-
ertrag gesichert war, hatte
ı der einzige Grund für
ıs überraschend energische
orgehen des Kaisers seine
rledigung gefunden. Da der Angriff auf Pommern den Spaniern keine Er-
ichterung gebracht, Spanien sich vor Frankreich hatte beugen müssen, so
ahmte die österreichische Energie, und man hob sogar ohne Rücksicht auf die
achteile, die Schweden bei Nyborg, in Pommern, in Polen wie in Fünen
litt, die schon im August begonnene Belagerung Stettins auf. Damit hatte
rankreich auch im Norden freie Hand, und um keinen Preis wollte es irgend
elche Einbuße Schwedens, das abgesehen von den Folgen des Krieges nach dem
ötzlichen Ableben Karl Gustavs (23. Februar) auch an den Folgen einer vor-
undschaftlichen Regierung krankte, zugeben. Wie sehr sich der Kurfürst auch
mühte, wenigstens Stettin, das ihm diesmal auch der Kaiser zusicherte, zu er-
alten, so mußte er doch wieder die deutschen Länder an Schweden überlassen.
m so unbedeutender Differenzen willen werde der Kurfürst, so meinte der Kaiser,
n Generalfrieden, für den niemand mehr als er gearbeitet habe, doch
cht scheitern lassen. Im Kloster Oliva wurde er am 3. Mai 1660 voll- 1660
gen. Friedrich Wilhelm mußte Schweden im Besitz all seiner deutschen Ge-
ete, im Besitze auch der Odermündungen lassen, und selbst das ihm vertrags-
äßig zugesicherte Elbing lieferten die Schweden nicht aus. Der Kurfürst war
llig verlassen, weder eine auswärtige Macht, noch etwa gar ein deutscher Fürst
währte ihm die Unterstützung, deren er bedurfte, um eine der Fremdherrschaften,
elche der Friede von Osnabrück in Deutschland niedergesetzt hatte, die schwedische,
illig zu unterdrücken.

Medaille auf den Frieden zu Oliva, 3. Mai 1660.
Revers.
Umschrift: Pacis · Olivensis · Anno · MDCLX · III · Maii · Ad · Gedanum · in · Prussia · conclusae · monumentum.
In Größe des Originals. Silber im Kgl. Münzkabinett zu Berlin

Aber die Schweden waren doch auf das empfindlichste getroffen, ja ihre Macht ware zerstort worden, wenn nicht die andere fremde Macht, wenn nicht Frankreich sie gerettet, und der Kaiser durch das vorzeitige Aufgeben des Kampfes dies ermoglicht hatte. Allem Neide zum Trotz, der sich gegen den jungen aufstrebenden Staat bildete, war die Selbstandigkeit Brandenburgs erstritten, und das Ansehen des Kurfursten, der in der energischen Wahrung seines Interesses zugleich das gute Recht Deutschlands auf sein Gebiet vertreten, allgemein zur Geltung gekommen. Pommern war zwar wieder den Fremden überlassen, aber wenn das Reich seit einem Jahrhundert an seinen Grenzen nur Verluste gehabt hatte, so war in dem Herzogtum Preußen doch endlich ein großes deutsches Land zurückerobert. Obwohl Kaiser und Reich es ablehnten, die vom Kurfursten beantragte Einverleibung in das deutsche Reich zu vollziehen, so war doch das „neue Deutschland" den Slaven entrissen, und Schweden wie Polen hatten die dem Kurfursten in den letzten Jahren gemachten Zusagen, vornehmlich die Souveranetat über Preußen, aufs neue anerkennen mussen. Mit einem Drittel seines Gebietes außerhalb der zerfahrenen deutschen Verhaltnisse als souveraner Furst stehend, arbeitete der Kurfurst daran, dies Herzogtum mit seinen alten Landern zu einer Einheit, zu einem deutschen Staat umzubilden, und hierfur waren naturlich die inneren Verhaltnisse von großter Wichtigkeit.

Das Stadtschloß zu Potsdam.

Erbaut von Kurfurst Friedrich Wilhelm 1660—82. Vignette aus L. Begers „Thesaurus Brandenburgicus selectus". Köln, bei Ulrich Liebpert 1696 ff. S. u. S. 167.

Vom Frieden von Oliva bis zum Frieden von S. Germain. 1660—1678.

Aus einem Berliner Druck von U. Liebpert.

Il jene furchtbaren Schrecken, die der Krieg mit sich geführt, hatten die Unzulänglichkeit der ständischen Verfassungen in den einzelnen Territorien klar gelegt. Welche Reformen der Kurfürst auch bisher unternommen hatte, es hatten nur Anfänge, zum Teil nur tastende Versuche sein können. Allerdings handelte es sich in den Verhandlungen mit den Ständen seit dem Reichstagsschluß von 1654 nicht mehr um die Frage, ob die Stände die Mittel zur Verteidigung des Landes bewilligen wollten, sondern nur um die Höhe der zu bewilligenden Summe. Aber natürlich lag hierin genau dieselbe Schwierigkeit, und der Kurfürst war genötigt, auch ohne Bewilligung der Stände die notwendigen Steuern zu erheben. Mit Evidenz ergab sich, daß, wenn hier den haltlosen Zuständen des Reichs gegenüber ein Staat sich bilden sollte, der eine bewußte ihrenhafte Politik treiben und die Seinigen schützen wollte, aus der Landeshoheit, die der westfälische Frieden für die Reichslande, der von Oliva für Preußen dem Kurfürsten zugesichert hatte, eine Wahrheit werden mußte, d. h. der Landesherr mußte der seiner auswärtigen Politik völkerrechtlich gewährten Souveränetät in der inneren Souveränetät erst die Basis geben. Er mußte Herr der Finanzen, der Steuern werden und, um solche erzielen zu können, für das Wohl der Unterthanen nach allen nur Zeit möglichen Richtungen sorgen. Aus den Verhältnissen wie aus der ihm als Landesvater obliegenden Pflicht ergab sich dem Kurfürsten diese Aufgabe. Ihre Erfüllung war um so notwendiger, als die Stände nicht nur dem Landesherrn die Mittel zur Regierung versagten, sondern die Unterthanen aufs schwerste bedrückten. Die Bauern, soweit der Krieg sie nicht von Haus und Hof vertrieben hatte, seufzten in schlimmster Hörigkeit, während der Gutsherr, selbst da, wo er wie in Preußen nicht steuerfrei war, sich auch der bewilligten Steuern oft genug zu entziehen wußte. In den Städten aber hatte sich eine Gevatterwirtschaft, eine Korruption der Finanzen, eine Unlauterkeit der Gesinnung und ein verstockter Egoismus traurigster Art ausgebildet. Mit wuchtiger Schwere lastete die Hand der regierenden Magistratsräte, die ebenfalls oft genug sich der eigenen Steuerzahlung zu überheben verstanden, auf dem Bürger. Wenn in den Rheinlanden der reichste Bürger 5 bis 6 Thaler steuerte, Prälaten und Ritterschaft weder Steuern noch Zölle zahlen, so mußte der ärmste Mann auf dem platten Lande 15 Thaler und mehr, der Bauer 70—80 Thaler, soviel wie eine ganze Stadt zahlen. Und aus Preußen schreibt der Statthalter Fürst Radziwill, daß Königsberg keinen Heller zahle, und die Reichsten des Landes sich auf tausend Wegen eximierten. Nach oben wie nach unten meinten die Stände nur Rechte zu haben und wußten nichts von Pflichten; mit der Erweiterung ihrer Rechte hatten sie den Kreis ihrer

Leistungen nur enger und enger gezogen, und das eigene Interesse galt weit höher als das Wohl des Landes, für das man kaum ein Verständnis hatte.

Dies ruhte allein beim Landesherrn, er allein sah über die lokalen und persönlichen Gesichtspunkte hinweg auf das Gemeinwohl des Ganzen, und indem er dieses als Richtschnur nahm, begründete er seinen Staat. Der tiefe Blick, den er für die Verhältnisse des Ganzen hatte, deckte ihm die Größe des Übels in seiner vollen Schrecklichkeit auf, er zeigte ihm aber auch die Mittel, es zu besiegen. Denn nicht entfernt handelte es sich für ihn darum, den Ständen nur Rechte zu nehmen, sondern die von jenen versäumten Pflichten seinerseits auszuüben, das war die Triebfeder seines Strebens. Pro Deo et populo, so bezeichnet er selbst nach der Schlacht von Warschau den Grundgedanken seiner Staatsauffassung. Immer war es seine Absicht, an das geschichtlich Gewordene anzuknüpfen und mit gelinder Hand, mit Schonung der thatsächlichen Verhältnisse die faulen Zweige zu beschneiden. Und indem er und seine Regierung das leisteten, was die in ihren vermeintlichen Rechten Verkürzten zu leisten längst verlernt hatten, indem er der Mittelpunkt für alle Interessen, indem sein Staat die Wurzel wurde, die Saft genug hatte, alle Zweige des Baumes zu speisen, gewann er Rechtfertigung wie Versöhnung auch bei den Widerstrebenden. Charakteristisch für das Verhalten des Kurfürsten ist es daher, daß man in Preußen zur Zeit des erbittertsten Kampfes gegen ihn doch die Überzeugung hatte, „in S. Ch. D. allezeit einen guten und gnadigen Herrn zu haben", und daß er andererseits es ausspricht, „wie in den Fällen der extremae necessitatis, wo es sich um die Selbsterhaltung des Staates handle, die Privilegien Einzelner, alse auch die des Adels und der Stadte, keine Geltung haben könnten".

Vor allem mußte die Steuerkraft in der Hand des Landesherrn liegen. Die Steuer mußte, wie schon oben erwähnt, eine regelmäßig eingehende, eine stehende werden ihre Last mußte gerecht und den Umständen des Einzelnen gemäß verteilt werden und der Landesherr mußte über ihre Erhebung verfügen. Das war erforderlich, nicht nur um das Heer erhalten zu können, sondern um dem Unterthan durch dieses die Existenz, die Möglichkeit seines Gewerbes geben zu können. Man mußte nicht nur von den Ständen pflichtmaßig Steuern fordern, um das Land zu verteidigen, sondern man mußte an Stelle der bisherigen Verteilung, die den armen Mann unverhältnismäßig benachteiligte, eine Form finden, welche ihr Gewicht gleichmäßig verteilte und endlich eine Besserung der Zustände, ein „Aufnehmen von Land und Stadt" ermöglichte.

Daher ging der Kurfürst auf den schon erwähnten Vorschlag zurück, an Stelle des alten Pfundschosses, einer seit Jahrzehnten bestehenden Haus- und Vermogenssteuer, die Akzise einzuführen, die geringe Abgaben auf möglichst viel Verbrauchsartikel legte, die Last relativ gerechter verteilte und die gehässige Steuerexekutionen beseitigte. Schwere Mühe verursachte es jedoch, die eingewurzelten Vorurteile, wonach jede Steuerzahlung eigentlich des freien Mannes unwurdig war, und jede Bewilligung nur wie eine dem Landesherrn auf eine gewisse Zeit gewahrte Gunst und Gnade angesehen wurde, zu überwinden. Namentlich der Adel trat diesem neuen System, das ihn seiner Vorrechte beraubte, mit Entschiedenheit entgegen, so daß der Kurfürst von einer Änderung der Kontributionszahlung auf dem platten Lande überhaupt absah, ja er beschied sich, auch den Städten die freie Wahl zu lassen. So ward die Akzise zunächst nur in einigen

märkischen Städten eingeführt (1667), aber so glänzend bewährte sie sich zugleich als ein Heilmittel für die unteren Klassen, daß, wo die Magistrate sich sperrten, die Bürgerschaft die Annahme erzwang. „Eine Eingebung Gottes" nannte man die Reform, man schwärmte für die Akzise als für ein Universal-Heilmittel, und von allen Seiten wurde der Kurfürst angefleht, sie einzuführen. Von wesentlicher Bedeutung aber für die städtische Verwaltung wie für die Ausbildung des Staates selbst wurde später die Einsetzung eines landesherrlichen Steuerkommissars (1667), der die Einziehung und Abführung der Akzise überwachte und im Laufe der Zeit auf die Stadtverwaltung überhaupt und ebenso auch auf das in argen Verfall gerathene Zunftwesen Einfluß gewann.

Gerade die Einmischung in ihre Finanzen sowie die Aufdeckung der Unterschleife und Begünstigungen fürchteten die gewinnsüchtigen Ratsfamilien in den Städten, zumeist natürlich in den rheinischen Landen und in Preußen, wo ja die Stände überhaupt die umfassendsten Privilegien hatten. Hier aber war umsomehr ein, wenn auch entschiedenes, so doch gütiges und gelindes, vorsichtiges Verfahren geboten, als in beiden Ländern die Stände in auswärtigen feindlichen Mächten, den Niederlanden und Polen Hilfe finden konnten, die dem aufstrebenden Brandenburg gegenüber nur zu gern gewährt wurde. Doch so bedrohlich noch in den fünfziger Jahren die Stände in Cleve aufgetreten waren, jetzt gelang es noch in dem Jahre des Friedensschlusses dem kurfürstlichen Statthalter Prinzen Moritz von Nassau-Siegen die Stände zum Verzicht auf die in den unruhigen Zeiten ertrotzten landesherrlichen Rechte zu bewegen. Sie verzichteten auf das Recht, zur Werbung und Einführung von Truppen ihre Zustimmung zu geben, verzichteten auf die Notwendigkeit, die Beamten auf die Landtags-Abschiede zu vereidigen, und der Kurfürst konnte nun persönlich (Frühjahr 1661) die für das Gedeihen dringendsten Reformen vornehmen.

Weit schwieriger ließen sich die Verhältnisse in Preußen an, und doch war gerade hier durch den Krieg, durch Seuchen und Hungersnot das Elend entsetzlich. Einer Einöde glich das Land oder „wo man noch Menschen erblickte, sah man nur noch Gegenstände des Mitleids, und Elend und Jammer war allgemein". Jahre hindurch haben hier namentlich der Fürst von Radziwill und Otto von Schwerin mit den Ständen um die wichtigsten Regierungsrechte, die nötigsten Geldmittel gekämpft. Hier vornehmlich war das Volk unter der ständischen Regierung gedrückt und niedergebeugt, und wenn der Kurfürst es unternahm, seine Souveränetät zu wirklicher Geltung zu bringen, so war es das Beste des Volks, das er gegen die Willkürherrschaft der Stände zur Geltung brachte. Eben deshalb verweigerten die Stände die Anerkennung der Souveränetät, behaupteten, sie sei ohne ihre Zustimmung null und nichtig, da die Krone Polen nicht mehr, als sie selbst besaß, dem Kurfürsten habe abtreten können. Aber die Souveränetät war es auch nur, die Polen abgetreten, und die der Kurfürst in Anspruch nahm, während er alle Privilegien und Rechte der Stände, soweit sie dieser nicht entgegenstanden, voll anerkannte. Und durch die Unterwerfung unter die schwedische Oberlehensherrlichkeit, welcher die Oberräte, Landräte und Deputierte des Adels und der Städte zugestimmt, welcher der Landtag nicht widersprochen hatte, hatte jene Behauptung die Beweiskraft verloren. Oder wie konnten die Stände über ein Recht, das nicht ihnen, sondern der Krone Polen zugestanden, und das diese aufgegeben, ihrerseits verfügen wollen? Und wenn es Rechte waren, die sie ver-

Huldigung im Schloßhof zu Königsberg i. Pr. am 18. Oktober 1663.
Stich von J. G. Bartsch nach einer Zeichnung von Christof Gercke.

teidigten, so waren diese doch von ihnen dem Landesherrn in Zeiten der Not und Schwäche abgetrotzt und abgekämpft worden — was Wunder, daß die erstarkte landesherrliche Gewalt sie wieder nehmen wollte! Und mit fortwährenden Klagen über die während des Krieges unbewilligt erhobenen Steuern, über das märkische Joch, in dem „die wahren Nachbarn der Polen" angeblich eine Fremdherrschaft zu erdulden hatten, über die Gefahren, die dem Luthertum wie dem Papismus von dem reformierten Fürsten drohten, suchte man auch in den unteren Schichten Königsbergs Stimmung gegen den Kurfürsten zu machen. Der Hauptradelsführer war dabei der Königsberger Schoppenmeister Hieronymus Rohde und sein Bruder, ein Jesuit. Auch hier scheuten die Oberräte wie die Magistrate in den großen Städten vor allen Dingen die Rechenschaftsablegung über ihre Verwaltung. Aber nicht lange, und die Gemeinde wenigstens war, wie der Kurfürst schrieb, sehr gut, mit ihrer Hilfe hoffe er durchzudringen. Auch hier erkannte der gemeine Mann, daß sein Schutz in der pflichtmäßigen Regierung des Landesherrn ruhte. Die eigentliche Gefahr lag jedoch in den Beziehungen der Opponenten zur Krone Schweden und namentlich zu der Polens, mit der man sich

nicht scheute, hochverräterische Verbindungen anzuknüpfen. Wie wären sie getroffen worden, wenn der Plan, der damals gefaßt wurde, sich hätte verwirklichen lassen, wenn der Gedanke, dem Kurfürsten die Krone der Jagellonen aufs Haupt zu setzen, nicht an dessen Forderung, seinen evangelischen Glauben beizubehalten, gescheitert wäre! Als unter dem Schutz der polnischen Königin die Wahl des Herzogs von Enghien zum Thronfolger in Polen betrieben wurde, da durfte die Opposition sogar auf französische Unterstützung und auf ein schwedisches Heer rechnen. Und im Reich drohten auch wieder Verwickelungen, die den Kurfürsten in Anspruch nahmen. So mußte er dem hartnäckigen Widerstand nachgeben und im März 1663 den Ständen alle Privilegien, vornehmlich das Steuerbewilligungs- 1663
recht, bestätigen. Nur die Verteidigung des Landes behielt er sich selbst, aber mit dem Beirat der Stände vor, mit dem Recht der Oberaufsicht über das Kammerwesen beugte er der weiteren Verschleuderung des landesherrlichen Domaniums vor, und mit dem Zugeständnis der Stände, auch Reformierte in der Verwaltung und im Gerichtswesen zuzulassen, war auch die Einschränkung des landesherrlichen Ernennungsrechts der Beamten durchbrochen. Wie viel auch hatte nachgegeben werden müssen, im Ganzen hatte der Kurfürst damit doch mehr erreicht, als er selbst gehofft hatte. Darauf, erst im Oktober, leisteten die Stände die Huldigung dem Kurfürsten als souveränem Herzog.

Doch noch viele Jahre grollte dem Kurfürsten eine Partei in Preußen, weigerte hartnäckig die notwendigsten Zahlungen und hoffte noch immer wieder polnisch zu werden. Besonderes Aufsehen hat namentlich das wilde und ungestüme Hetzen des gegen den Kurfürsten aufs heftigste erbitterten Obersten von Kalckstein hervorgerufen. Schließlich wurde er in Warschau ergriffen, vor Gericht gestellt und wegen Hochverrats hingerichtet. Hierbei sind freilich die vorgeschriebenen Prozeßformen verletzt worden, und bis heute haben sich Stimmen des Tadels deshalb gegen den Kurfürsten erhoben. Aber ihm war es kein Gewaltakt, keine Kabinettsjustiz, er selbst war vielmehr von seinem guten Recht nicht nur überzeugt, sondern ihm war es eine Pflicht so zu handeln, ein Akt der Notwehr gegen die Umtriebe, mit welchen man Preußen wieder unter polnische Herrschaft bringen wollte, Umtriebe, die in der strengen Bestrafung Kalcksteins eine eindringliche Warnung erhielten.

Wenn aber die Stände nur für ihr eigenes Wohl und Wehe offene Augen gehabt und dem Verfall des Ganzen mit verschränkten Armen zugeschaut hatten, so war dem Kurfürsten die Erfüllung der Pflicht für das Gemeinwohl der Adel seiner Thätigkeit, die Grundlage und die Rechtfertigung seines Staates. Vorzüglich alles, was auf die Hebung des Ackerbaues, auf die Belebung von Handel und Verkehr irgendwie günstig einwirken konnte, fand bei ihm eindringendes Verständnis und lebendigste Fürsorge. In die Besiedlung des platten Landes mit fremden Zuzüglern, in die Berufung fremder Handwerker und Gewerbetreibender in die entvölkerten Städte kam trotz manchen Widerstandes der engherzigen Bürger immer mehr System. Noch fehlte es der Bürgerschaft sowohl an der nötigen Unternehmungslust wie an den für einen größeren kaufmännischen Betrieb erforderlichen Kapitalien. Fehlte es doch noch 1647 in Berlin an einem Zimmermeister, Baumeister und Steinmetzen, also daß der Kurfürst sich solche von auswärts verschreiben mußte. Durch Monopole und andere Privilegien zog er nun fremde Kapitalisten ins Land und betrieb mit fiskalischen Mitteln Großhandel, so

Inneres einer Buchdruckerei um die Mitte des 17. Jahrhunderts.
Holzschnitt von Abraham von Werdt (thätig um 1636—1680) auf etwa die Hälfte verkleinert.

namentlich den Handel mit Lüneburger Salz. Bald gab es aber auch ein eigenes Kommerz- und Industrie-Departement, das unter Raban von Canstein die ersprießlichste Thätigkeit übte. Es galt den einheimischen Handel erst widerstandsfähig gegen die Übermacht des höher entwickelten auswärtigen zu machen und zur Verarbeitung der Rohprodukte des Landes anzuregen. Daher wurden die Zölle auf ausländische Gewerbe erhöht, die Ausfuhr der inländischen Rohprodukte erschwert, namentlich die Wolle auszuführen ganz verboten, und so dem Handel, „als worin die beste Aufnahme eines Landes bestehet", ein ungemeiner Aufschwung gegeben.

Schon erregte die Schnelligkeit und Sicherheit der neu gegründeten Posten das Erstaunen der Fremden, und seit deren Leitung dem Amtskammerrat Michael Mathias (1654) übertragen war, brachten sie, anstatt wie früher 20000 Reichsthaler zu kosten, denselben Gewinn. Der Friedrich Wilhelms-Kanal bot, die Elbe mit der Oder verbindend und dem bedeutenden hamburgisch-breslauischen Handel die Wege durch die Mark weisend, einigen Ersatz für den Verlust der Odermündungen, und recht ein Fest nach dem Herzen Friedrich Wilhelms war es, als auf dem „Graben" die ersten Schiffe in Berlin eintrafen. Handelsverträge wurden mit fremden Staaten, besonders mit England abgeschlossen oder angebahnt und die heimische Schiffahrt in jeder Weise ermuntert. Straßen wurden angelegt oder verbessert, fiskalische Zölle im Lande aufgehoben. In kurzer Zeit hob sich namentlich Berlin, begünstigt durch die Einführung der Akzise statt der Kontribution, wie durch sachgemäße Feuer- und Baupolizei-Ordnungen außerordentlich

— allein im Jahre 1667 wurden gegen hundert und fünfzig Häuser gebaut — vermehrte sich die Kauffahrtei Königsbergs in hohem Maße. Und ungeachtet aller Kriegsnot war für die Bildung und Erziehung, namentlich die Gymnasien, viel geschehen, hatte der Kurfürst Mittel gefunden, die Universitäten Frankfurt und Königsberg neu zu beleben, ja mitten in den Kriegswirren hatte er die Muße, in Duisburg eine Universität zu gründen, die Wissenschaft und Leben in die rechte Wechselwirkung setzen, die gegenseitige Befruchtung beider ermöglichen sollte. Schon hatte der Kurfürst die Bibliothek gegründet, die erste Buchhandlung in Berlin privilegiert (1659), und schon zog sein Hof in höherem Maße Gelehrte und Künstler an sich. Aus Holland, wo die bildenden Künste auf Friedrich Wilhelm in seiner Jugend einen tiefen Eindruck gemacht hatten, kamen Bildhauer, Architekten und Maler, wie die Brüder Gerard und Willelm van Honthorst nach Berlin und wurden vom Kurfürsten mannigfaltig beschäftigt. Konnte er doch jetzt daran denken, wenigstens kleinere Schlösser, wie das in Potsdam und das in dem benachbarten Bornim zu erbauen! Durchdrungen aber auf das innigste von der Überzeugung, daß die Gewissen seiner Unterthanen nicht ihm gehören, sondern Gottes seien, daß kein Potentat in der Welt die Gewissen zwingen könne, führte er die schon von seinem Großvater proklamierte Duldung aller Bekenntnisse mit vollstem Ernst durch, und in ihrer völligen Gleichstellung that er einen Schritt, der weit weg von der als staatsrechtliche Theorie wie in der Praxis noch immer geltenden Regel — cujus regio ejus religio — zur Bildung des Staates unendlich viel beitrug. Mit überzeugter Glaubenstreue und der warmen Innigkeit seines Gemütes hielt er an seinem reformierten Bekenntnis fest, aber dem gehässigen Schelten und Toben gegen das reformierte Bekenntnis in Schriften und auf der Kanzel, dem selbst ein Religionsgespräch kein Ende gemacht hatte, trat er nur im Interesse des kirchlichen Friedens mit Entschiedenheit entgegen, forderte „das unchristliche Verketzern, Verlästern und Verdammen“ zu unterlassen. Eben deshalb verlangte er von den Geistlichen die Ausstellung eines Reverses, nach dem sie die Taufe auf den Wunsch der Eltern auch ohne den Exorcismus zu vollziehen sich anheischig machen sollten. Einer der mildesten und gemäßigtsten lutherischen Geistlichen, der berühmte Dichter der Kirchenlieder Paul Gerhardt, geriet infolge dessen (1667) in Konflikt mit dem kurfürstlichen Konsistorium, und, erst von seinem Amte entsetzt, dann wieder eingesetzt, glaubte er selbst seines Gewissens wegen sein Amt niederlegen zu müssen.

Dem Kurfürsten war der kirchliche Friede Gewissenssache, denn in der That wurden bei der ungeheuren Leidenschaft, mit der alle Klassen der Bevölkerung an den kirchlichen Streitigkeiten den lebendigsten Anteil nahmen, diese eine Gefahr für das Land, die den inneren Frieden auf das bedenklichste störte. — Diesem nun sollten auch die Reformen der Justiz dienen, denen der Kurfürst große Aufmerksamkeit widmete. Man plante nach dieser Richtung vielerlei, Änderungen im prozessualischen Verfahren, Aufstellung neuer Normen für die Besetzung des Kammergerichts und vor allem die Einsetzung einer obersten Appellationsinstanz. Doch bei dem Widerspruch der Stände kam man nicht zum Ziel. Nur die schon früher angebahnte Übertragung der Rechtsprechung vom Geheimen Rat auf die ordentlichen Gerichte kam insofern wenigstens vorwärts, als die Justizsachen, die der Geheime Rat zu erledigen hatte, einer besonderen Kommission übertragen wurden.

Naturgemäß aber hatte der Kurfürst ein Hauptaugenmerk auf die Finanzen gerichtet, und er förderte sie in der That dadurch außerordentlich, daß er sie einer einheitlichen Leitung unterstellte, und zwar der des schon genannten Raban von Canstein. Er erhielt die Kontrolle über den gesamten Kammerstand, „die Inspektion über alle Domanen und Intraden in allen unsern Landen.“ Indem nun aber dieser höchste Finanzbeamte des Staates auch zum Oberhofmarschall ernannt wurde, brach der Kurfürst mit der herrschenden Ansicht, wonach die Domanen der fürstlichen Familien, die immer noch den Grundstock der staatlichen Einnahmen bildeten, in erster Linie den Bedürfnissen des fürstlichen Hofhalts zu dienen und nur ihre Überreste die staatlichen Bedürfnisse zu befriedigen

Inneres eines deutschen Patrizierhauses, mit Tischgesellschaft, zu Mitte des 17. Jahrhunderts.
Nach einer Radierung von Konrad Meyer (1618—1689), auf etwa die Hälfte verkleinert.

hätten. Ohne Unterschied wurden fortan die Einkünfte aus allen Gütern zusammen vereinnahmt und nur ein Teil davon der Schatulle des Kurfürsten überwiesen. Deutlich kennzeichnet sich hierin die Auffassung, welche der Kurfürst von seiner Pflicht gegen den Staat hatte. Zugleich aber wurde eine zentrale Verwaltung des Kassenwesens, wenn auch noch vergeblich angestrebt.

Die wichtigste Neuerung im Geheimen Rat bildete es, daß Otto von Schwerin, nachdem er mehrmals abgelehnt hatte, zum „Obristen Praesidenten“ des Geheimen Rats (30. August 1658) ernannt wurde, und ihm alle Staats-, Justiz- und Lehenssachen unterstellt wurden. Denn indem für alle Regierungs- und Justizgeschäfte der sämtlichen Territorien mit dieser Ernennung eine oberste Instanz geschaffen worden, gelang es allerdings dem Kurfürsten, „seinen Estat etwas besser zu fassen“. Dies Amt konnte die übergeordnete Instanz für die Provinzialorgane, konnte ein Eckstein werden für die werdende Einheit des Staates,

und auch in der äußerlichen Ehre, die der Kurfürst ihm beilegte, drückte er selbst die Bedeutung aus, welche er ihm als dem wichtigsten Amte in seinem Staate beimaß.

Doch Feinde ringsum, das war und blieb die Signatur des Landes, und demnach mußte die Heeresverfassung die Grundlage des Staates bleiben. Nächst Gott stellte der Kurfürst daher die „Konservation seines Estats und Landes in Waffen" und mußte sie in diese stellen. Während des letzten Krieges hatte er seine Truppen bis auf 26 000 Mann gebracht, nach dem Frieden von Oliva reduzierte er sie auf die geringe Zahl von 3550 Mann, und unter unendlichen Schwierigkeiten und heftigstem Widerspruch der Stände hatte er wenigstens hierfür die Mittel gefunden. Aber schon 1666 sahen die Stände, wiewohl mit Klagen, die hierfür monatlich erforderlichen 22 000 Thaler »pro ordinario onere«, als hergebrachte Last an. Damit war das stehende Heer geschaffen, und es war eine Folge von der größten Bedeutung für die Entwickelung der landesherrlichen Macht gegen die Übergriffe der Stände, daß hier das monarchische Gefühl den besten Nährboden finden sollte. Allmählich war das Pflichtbewußtsein des Kurfürsten durch die sittliche Strenge, mit welcher er selbst ihm nachlebte, in seine Räte, Offiziere und Beamten übergegangen. Hier nun, in dieser Erkenntnis der Stände zeigt sich der erste Keim davon, daß jetzt auch die Unterthanen selbst das Gefühl für staatliche Zusammengehörigkeit, die Empfindung, dem Staate Pflichten zu schulden, wieder gefunden haben. Wie Großes war damit erreicht! Aber wie nahm der Kurfürst auch auf die bedrängte Lage der Unterthanen Rücksicht! Erst nach einer neuen Rüstung hat er (1666) diesen Anfang eines stehenden Heeres auf 6- bis 7000 Mann erhöht, und zwar behielt er auch während des Friedens die größere im Felde erforderliche Zahl der Offiziere bei, doch mußten sie sich eine erhebliche Verringerung ihres Gehaltes gefallen lassen. Und es will etwas sagen, daß der Kurfürst eine solche Maßregel, die doch seine verdientesten Generale, wie Sparr, Derfflinger, den Fürsten von Anhalt schwer traf, vornehmen durfte, in der Hoffnung, daß sie nicht so sehr auf ihren eigenen Vorteil als auf seinen Dienst sehen würden. Entgegen der früheren Sitte, wonach die Obersten und Hauptleute ihre Truppen warben, und die höheren Offiziere die Subalternoffiziere selbständig ernannten, hatte sich der Kurfürst in diesem kleinen Heer vornehmlich ein durchaus landesherrliches gebildet, dessen Offiziere lediglich von ihm ernannt wurden, und die, durch eine sich allmählich befestigende Disziplin und durch den Begriff der Ehre zusammengehalten, an Pflichttreue und Diensteifer gewöhnt wurden. Zu außerordentlicher Bedeutung aber sollte sowohl für das Heerwesen wie für den ganzen Staat ein Institut sich im Laufe der Zeit entwickeln, das mit der Beibehaltung des stehenden Heeres nun auch ein ständiges blieb, das des General-Kriegs-Kommissariats mit seinen zahlreichen Unterorganen, den Kommissariaten für die einzelnen Provinzen und deren vorzüglichsten Kontrollbeamten, den schon erwähnten Steuerkommissaren. Indem dies Amt nämlich durch seine Thätigkeit für die gesamte Heeresverwaltung zugleich auch eine landesherrliche Steuerbehörde und ebenso eine landesherrliche Polizeibehörde wurde, die für eine große Anzahl der einzelnen Teile der allgemeinen Wohlfahrt zu sorgen hatte, entkräftete es zugleich die Bedeutung der Stände, entzog ihnen die Einziehung und Verwaltung der Landessteuern und bildete für die Zusammenfassung der einzelnen Länder wie für

die Beseitigung der landesherrlichen Gewalt in ihnen immer mehr und mehr ein festes Bindemittel. Und in ähnlicher Weise wirkte die Armee noch nach anderer Seite. Notwendigerweise folgte nämlich aus der Beibehaltung des Heeres auch die Forderung des kurfürstlichen Garnisonrechtes in den Städten, und wenn diese sich dagegen nach Möglichkeit sträubten, so wurden sie doch jetzt wieder in einen Zustand gesetzt, der ihre Verteidigung ermöglichte. Denn in immer höherem Grade hatten die Städte die Befestigungswerke verfallen lassen, und selbst dem notwendigsten Wachtdienst hatten sich die Bürger Berlins im großen Kriege zu entziehen gewußt. Nun übernahm der Kurfürst die Befestigung auf fiskalische Mittel in Berlin 1657, und seine Truppen leisteten den militärischen Dienst. Hiermit war den Städten eine schwerwiegende Pflicht, die entsetzlich vernachlässigt worden, vom Kurfürsten abgenommen, wogegen sich wie von selbst in dem militärischen Gouvernement des Kurfürsten, wie in dem Kommissariat eine weitere Stütze der landesherrlichen Regierung bildete, die trotz mancher Härten im einzelnen doch für das Wohl des Landes weit greifende Bedeutung erhalten sollte.

Und wenn auch alle diese Reformen mehr gelegentlich nach dem augenblicklichen Bedürfnis und nicht etwa nach einem allgemeinen Programm ins Leben getreten waren, und öfter noch Änderungen und Umgestaltungen nötig wurden, auch der Kurfürst selbst sie nur als Anfänge bezeichnet, wie sie eben die Kriege und gefährlichen Zeiten zugelassen hatten, so bildeten sie doch die Keime des späteren Besseren, und zum weitaus größten Teil wirkten sie damals namentlich auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Wohlfahrt ganz außerordentlich.

Und für die Denkart und Bestrebungen des Kurfürsten ist eine umfangreiche Denkschrift, die er im Mai 1667 als Instruktion für seinen Nachfolger aufsetzte, das sogenannte Politische Testament, von höchstem Interesse. Fast alle Gebiete der inneren und äußeren Politik behandelt er, diese den Bedürfnissen der Zeit entsprechend natürlich ausführlicher als jene. An die Spitze seiner Ausführungen über die innere Politik stellt er die Freigebigkeit gegen die Armen und die Erbauung neuer Kirchen, die Beförderung des Kirchenfriedens, wozu vornehmlich die Reformierten beitragen würden. Den Katholischen seien nur die einmal gewahrten Rechte, diese aber auch unbedingt zu sichern, die Universitäten solle der Nachfolger sich zum höchsten anbefohlen sein lassen, dem Adel solle er gnädig und belebt entgegen kommen, aber alle Unterthanen solle er ohne Unterschied der Religion als rechter Landesvater lieben, ihren Nutzen allzeit befördern, den Handel überall in Aufnahme bringen, die Bevölkerung zu vermehren suchen, ohne Ansehen der Person den Armen wie den Reichen gleiche Justiz angedeihen lassen. In der Wahl der Räte müsse er sehr vorsichtig verfahren und sie in Abhängigkeit von sich halten, aber er müsse sie auch so besolden, daß sie ihm zur Ehre leben könnten und sich nicht korrumpieren ließen. Im Rat solle er alle Räte hören, den jüngsten zuerst, damit nicht der jüngere durch das schon abgegebene Votum des älteren Rats eingeschüchtert werde. Den Bienen gleich, die aus allen Blumen den besten Saft saugen, solle er aus allen Voten das beste herausfinden und dieses beschließen.

An die Spitze der Ausführungen über die auswärtige Politik ist die Bewahrung des Friedens gestellt, und die Notwendigkeit, guten Frieden zu unterhalten, den zwischen anderen Staaten entbrennenden Krieg durch gütliche Verhandlungen beizulegen, Gott um friedfertige Regierung anzurufen — denn der Friede ernähre

er Krieg aber verzehre — wird mehrfach hervorgehoben. Bei der allgemeinen
eindschaft gegen Brandenburg müsse man mit allen Mächten vertrauliche Be-
iehungen unterhalten, sich jedoch keineswegs von seinen Rechten und Ansprüchen
erdrängen lassen. So müsse man bei dem Bündnis mit dem Kaiser vornehmlich
ie Wohlfahrt des Reiches, der Evangelischen und endlich auch die eigene bedenken,
ei dem mit Polen auf die Souveränetät sehen, bei dem mit Schweden auf die
eehafen ein gutes wachendes Auge haben, bei dem mit Frankreich fürnehmlich
ufs Reich und dessen Verfassung achten, bei dem mit Holland dessen Übergriffe
n den rheinischen Ländern abweisen. Endlich müsse man auch mit England und
änemark verbunden sein, weil ihre Flotten die Küsten decken könnten. Nament-
ch die Allianz mit Holland wird seiner Flotte, der gemeinsamen Religion, der
olländischen Handelsinteressen im Osten wegen, und weil es der älteste Verbündete
t, hervorgehoben. Indessen seien Allianzen zwar gut, und ein Schwert halte
es öftern das andere in der Scheide, eigene Kräfte indessen seien noch besser, auf
e könne man sicherer sich verlassen, und demgemäß solle der Nachfolger die
agazine und Festungen, deren Besatzung im einzelnen festgestellt wird, wohl in
and halten und fortbilden. Besonders eingehend wird noch über das Herzogtum
reußen gehandelt, und der Nachfolger zur Standhaftigkeit gegen die dortigen
tände und Oberräte dringend ermahnt. Wenn der Nachfolger diese Ermahnungen
eherzige und allezeit in Gottes Wegen wandle, so würde er, heißt es zum Schluß,
ne glückliche Regierung führen, „Niemanden außer Gott" werde er zu fürchten
aben und Segen und beständigen Frieden im Lande genießen.

Man sieht, auf fast alle Gebiete lenkt der Kurfürst die Augen seines Erben,
ber immer wieder betont er die Notwendigkeit des Friedens, die Vorbedingung
den Gedeihens, und zwölf Jahre erhielt er damals Brandenburg und, von einem
rzen Zuge gegen die Türken abgesehen, auch Deutschland den so höchst nötigen
rieden. Aber unter welchen Schwierigkeiten, unter welchen Mühen! Staunens-
ert ist die Klugheit, mit der Friedrich Wilhelm die Kriegsfurie, die überall ihr
aupt erheben wollte, nieder zu halten wußte. War Deutschland, dessen West-
renzen von Frankreich und den Niederlanden durchlöchert und immer unklarer
eworden waren, gewissermaßen in drei Gruppen geteilt, je nachdem Österreich,
chweden oder Frankreich den vorwaltenden Einfluß übte, so war jeder Zwist
nter den deutschen Fürsten Anlaß zum Ausbruch eines allgemeinen Krieges, und
ft genug hat der Kurfürst in jenen Jahren für die friedliche Beilegung derartiger
wiste sein Ansehen, seine Vermittlung in die Wagschale gelegt. Unter dem
ruck der allgemeinen Lage, der französischen Pläne, namentlich in Bezug auf die
olnische Königswahl, gelang es auch mit Pfalz-Neuburg in einer Reihe von 1665
Verträgen zu einer definitiven Ordnung der Besitzverhältnisse und anderer Streit-
unkte in den Rheinlanden zu kommen, und diese Verbindung gab nicht nur den
urfürstlichen Ländern am Rhein größere Sicherheit, sondern setzte zugleich den
anzösischen Absichten auf die spanischen Niederlande ein bedeutendes Hindernis
ntgegen. Inzwischen war nämlich, und nicht zum mindesten auf Frankreichs
Betreiben, der lange gefürchtete Krieg zwischen England und den Niederlanden
usgebrochen, und der Bischof von Münster hatte seinerseits den Kampf gegen
ie Niederlande, die ihn oft gekränkt, energisch aufgenommen, Frankreich aber hatte
ir die Niederlande Partei ergriffen. So mußte dieser Kampf der Seemächte in
inen Landkrieg in Deutschland verwandelt werden. Brannten doch der Kaiser

Magdeburg im 17. Jahrhundert.
Ausschnitt aus einem anonymen Stiche, auf ¼ verkleinert

und Spanien darauf, im Bunde mit England Frankreich anzugreifen, den Reichskrieg zu erklären. Und Schweden, obwohl von Frankreich umworben, verbündete sich mit England, drohte von seinem bremischen Gebiet aus mit Münster gemeinsame Sache zu machen. Unabsehbar war der Krieg, der hier aufflammte, und von unermeßlichem Segen war es, daß es dem Kurfürsten, der sich doch selbst hatte rüsten müssen, glückte, im Frieden von Cleve den Streit zwischen den Niederlanden und Münster beizulegen.

So bedeutend war das Ansehen des Kurfürsten geworden, daß Frankreich sich ihm jetzt näherte, daß Schweden und Dänemark, die braunschweigischen Herzoge, Kur-Köln, Hessen-Kassel Defensiv-Allianzen mit ihm abschlossen, und selbst der Kaiser die Allianz von 1658 zu gegenseitiger Verteidigung erneuerte und auch die Generalstaaten sich vorsichtig gegen ihn verhalten mußten.

Die Lage Deutschlands war somit doch eine sehr verändert geworden, und dem Drucke, der Schweden im Norden, dem Einfluß, den Frankreich im Westen ja bis in das Herz Deutschlands und durch Polen auch im Osten Deutschlands ausübte, gegenüber ein Gegengewicht geschaffen. Dem Vorwurf indessen, als ob er durch sein Bündnis mit dem Kaiser ganz in dessen und Spaniens Abhängigkeit geraten sei, durfte Friedrich Wilhelm in der Wahrheit und sein echt deutsche Gesinnung wieder einmal scharf bezeichnend mit de

Erläuterungsblatt

zu der

nachstehend wiedergegebenen ersten Seite der

eigenhändig niedergeschriebenen „Väterlichen Ermahnung" des Kurfürsten Friedrich Wilhelm

vom 19. Mai 1667.

In Größe des Originales im Kgl. Hausarchiv zu Berlin.

Übertragung der nebenstehend wiedergegebenen ersten Seite der eigenhändig niedergeschriebenen „Väterlichen Ermahnung" des Kurfürsten Friedrich Wilhelm vom 19. Mai 1667.

Die Vatterliche liebe So Ich als ein Vatter Kegen (= gegen) seinen Sohn vndt zukunftigen Successoren trage, hatt mich veranlaßet, Ihme einige auß langer erfahrenheitt nutzliche unterrichtungen zu hinterlassen, vndt also dieses kurtzlichen in die Feder zu fassen, in betrachtung, das es Ihme nottig, vndt dienlich zu wissen ist, Wie Er Seine gantze Regirung führen, wie Er darin zuforderst gegen Gott, Seines gleichen, wie auch gegen Seine, Ihme von Gott Untergebene vndt anvertraute Unterthanen, in Kirchen vndt weltlichen Regimendt, Sich zu verhalten, was für Rähtte Er gebrauchen, wie Er im Rahtte Votiren lassen solle, auch wan vndt wie Er das conclusum nehmen solle, Mit welchen Er in Allyace sey, vndt mitt wehme Er solche noch zu machen habe, vndt wie der Cammerstadt (= die Finanzen) verbessert werden kan, was an conservation der Vestungen gelegen, bemannungen der Vestungen so ahn itzo sein, vndt was für Ortter bequemlich zu Versicherung vndt communication der Landen angelegt werden konnen, was für garnisonen in Friedens vndt Kriegszeitten darin nottig, darnebenst die Unterhaltung der Magasinen vndt dessen Vermehrung: So trage Ich gantz keinen Zweiffell dz (= daß) in diesen aufsatz gnugsahm begriffen sein wirdt, wie der gantze Staadt gefuhret werden muß, hoffe auch das mein Sohn solches gebuhrend beobachten werde, wodurch Er dan dieses erlangen wirdt, daß Ihme Seine Regirung nicht schwer sondern gantz leicht für kommen auch solches von seinen Dienern nicht zu lernen haben wirdt, sondern selbst die Wissenschaft haben kan

Sorten gegenübertreten: „Er sei weder kaiserlich noch spanisch, weder französisch
och spanisch, sondern einzig und allein gut reichisch, und allein für die Freiheit
s Reiches werde er alle consilia und actiones dirigieren."

In dieser verhältnismäßig günstigen Lage konnte der Kurfürst es nun
nternehmen, die ihm im westfälischen Frieden zugesicherten Rechte auf das Erz-
ft und die Stadt Magdeburg ihrer Ausführung näher zu bringen. Die
nglückliche Parteiung in der Stadt, die auf Grund gefälschter und nicht vor-
ndener Privilegien Ottos I. reichsunmittelbar zu sein behauptete, sowie die
chwäche des sächsischen Administrators hatten die Stadt wehrlos gemacht, und
e schamlose Unterwerfung Erfurts, welche der Erzbischof von Mainz durch
nzösische Truppen hatte vollziehen lassen, ließ die Gefahr einer ähnlichen
errumpelung, sei es durch Frankreich oder durch Schweden nahe genug er-
heinen. Denn weitaus war Magdeburg handelspolitisch und militärisch der
chtigste Elbpaß, der die Marken deckte und die Verbindung zwischen den öst-
hen und westlichen Ländern des Kurfürsten sicherte. Während unter General
parr sich einige Regimenter in Halberstadt sammelten, verhandelten daher unter
ustimmung des Administrators Jena und Platen in Wanzleben mit dem Rat
d der Bürgerschaft, forderten Huldigung für den Kurfürsten und das Besatzungs-
cht. „Ohne Anlegung einigen gewalts freiwillig" war binnen wenigen Tagen
i Vertrage von Kloster Berge (28. Mai) beides zugestanden. Eine kurfürstliche
urnison zog in Magdeburg ein, die Bürger huldigten (23. Juni) dem Kur-
ften, und mit vollstem Eifer erfolgte demnächst die Befestigung der Stadt.
uch hier war nicht sowohl die anmaßliche Selbständigkeit vernichtet, als vielmehr
Stadt einer ordnungsmäßigen Verwaltung zugeführt, und eine der wichtigsten
utschen Städte vor der Fremdherrschaft bewahrt.

Noch einmal wußte der Kurfürst einen allgemeinen Krieg zu vermeiden, in-
m er den Anlaß, den das Vorgehen Schwedens gegen die Stadt Bremen bot,
eitigte. Aber was konnten schließlich alle Bemühungen, alle Verhandlungen
len gegen den unersättlichen Ehrgeiz Ludwigs XIV. von Frankreich, dessen
ewaltsame Hand im Innern alle Gewalten niedergebeugt und einen Absolutismus
gründet, der keine Schranken kannte, aber in der sultanhaften Willkür, die er
te, die ganze Fülle aller Kräfte und Mittel seines Landes sich dienstbar gemacht
te! Denn kaum war Ludwig im Innern absoluter Herr geworden, so richtete
e den Blick auf das Ausland, vornehmlich auf Deutschland und die Niederlande.
Im Charakter des Königs und seiner Staatsauffassung entsprach es, wenn er
t führende Rolle nicht nur, sondern eine beherrschende Stellung in Europa
erhaupt für sich beanspruchte. Damals nun suchte Ludwig, wie zur Einleitung
ner Universalherrschaft, sein Übergewicht an zwei Punkten zugleich zur Geltung
z bringen, in den spanischen Niederlanden und in Polen. Von jenen be-
anspruchte er unter einem gänzlich unbegründeten Erbschaftstitel seiner Gemahlin
en Teil für Frankreich selbst, dort suchte er durch die Wahl eines französischen
Prinzen zum König Frankreichs Dominat auch im Osten zu begründen; an beiden
Punkten mußte er die spanisch-österreichische Vorherrschaft treffen, an beiden aber
z leich Brandenburg sich höchst unbequem machen. Plötzlich fiel er (1667) in
Flandern ein, nahm im folgenden Frühjahre die Freigrafschaft. Die Niederlande
aren nun direkt bedroht, der burgundische Kreis für Deutschland so gut wie
oloren. Schon aber hatte Frankreich in voller Ausnutzung der im westfälischen

Frieden ihm gewahrten Stellung sich der meisten deutschen Fürsten, außer denen des immer mehr ermattenden Rheinbundes auch Kursachsens und Kurbayerns versichert, ihre Genehmigung zum Durchmarsch eines französischen Heeres nach Polen erhalten, und schon rüstete es die Abfahrt einer Flotte nach Danzig. Im Bunde mit dem Kaiser und Spanien, dem England, Holland und die deutschen Fürsten, von denen damals so mancher löblichen Eifer zeigte, beitreten sollten, hatte der Kurfürst — eben damals durch das Hinscheiden seiner Gemahlin (18. Juni 1667) auch persönlich tief bedrückt — gehofft, Widerstand leisten zu können. Aber die Niederlande suchten sich mit Frankreich zu verständigen, meinten durch einen solchen Bund die Hilfe der spanischen Niederlande für sich zu erhalten, und die Haltung Schwedens wie Englands blieb eine unbestimmte. Der Kaiser aber denuncierte den Kurfürsten beim Könige von Frankreich als denjenigen, der allein ihn wider seinen Willen zum Kriege zwinge, und der Eifer, den deutsche Fürsten jetzt entfalteten, konnte eine rechte Frucht doch nicht bringen. Unmöglich hatte der Kurfürst allein den Schutz der Westgrenze übernehmen können, während er im Osten näher bedroht war. Er durfte es als einen Gewinn ansehen, daß man in Paris ihn so hoch schätzte, gegen Zusicherung seiner Neutralität die Pläne in Polen, an denen Frankreich mit allem Ernste gearbeitet, aufzugeben. Damit war dem französischen Einfluß im Osten, wie ihn Ludwig gehofft, wenigstens zunächst die Spitze abgebrochen. Im Westen aber schloß die vielgerühmte Tripelallianz, die, um die spanische Herrschaft in Flandern und Brabant aufrecht zu erhalten, zwischen den Niederlanden, England und Schweden geschlossen war, den Aachener Frieden, der die Freigrafschaft an Spanien zurückgab, dagegen nicht nur die von Frankreich geforderten Festungen diesem überließ, sondern zugleich den ungeheuerlichen Rechtstitel, auf dessen Grund Ludwig jene Ansprüche erhoben hatte, im Prinzip anerkannte. 2. Mai

Eben dies hatte nun aber, wie man bald erfuhr, ganz im geheimen auch schon der Kaiser gethan, und zwar aus einem Grunde, der fernab von Deutschlands Interessen lag. Auf dem spanischen Königsthron saß damals Karl II., ein schwächlicher kranker Knabe, mit dessen frühzeitig erwartetem Tode, so schien es, die spanische Linie des Hauses Habsburg ausserben würde. Unzweifelhaft war dann das ganze Erbe an die jüngere Schwester Karls, die Gemahlin des Kaisers Leopold fallen, während Ludwig als Gemahl der älteren Schwester das Erbe beanspruchte, obwohl diese ausdrücklich Verzicht geleistet, und obwohl Frankreich im pyrenäischen Frieden dem Erbe feierlich entsagt hatte. Zu Wirklichkeit ist diese Frage erst viel später zur Erledigung, aber die Möglichkeit, daß sie zu jeder Stunde praktische Bedeutung erhalten könne, hat schon von dieser Zeit an auf die allgemeine politische Lage bestimmend eingewirkt. Schon jetzt glaubte namentlich der Kaiser es an der Zeit, mit Frankreich einen provisorischen Teilungsvertrag (19. Januar 1668) zu schließen, der Oesterreichs Macht im Reich außerordentlich erhöhte. Gleichzeitig suchte aber der Kaiser genau wie Frankreich im Osten die beherrschende Stellung zu gewinnen. Zwar veranlaßte er den Kurfürsten, für die von diesem selbst gebilligte Wahl des Pfalzgrafen von Neuburg zum König von Polen einzutreten, leitete indessen, von den Jesuiten unterstützt, alles dahin, daß der Prinz von Lothringen gewählt wurde, und diese Wahl trieb er nicht nur hinter dem Rücken des Kurfürsten, sondern auch sonst in Formen, die ihn tief beleidigen mußten. Es kam soweit, daß der Kurfürst zu

kaiserlichen Gesandten erklärte, „einmal könne man ihn wohl betrügen, aber gewiß nur einmal". In dem wilden Gezänk der polnischen Parteien war die gemessenste Partei entschieden für die Wahl des Kurfürsten selbst oder doch die des Kurprinzen, und wiederholt ist er um ihre Annahme ersucht worden, doch hat er sie stets abgelehnt. Er war eben ein deutscher und ein evangelischer Fürst, der seine Länder nicht zum Anhängsel dieses verrotteten Slavenstaates zu machen gesonnen war.

Aber trotzdem zuletzt in Polen weder der französische noch der österreichische Kandidat, noch auch der Pfalzgraf von Neuburg, für dessen Wahl der Kurfürst alles gethan hatte, gewählt wurde, wußte Österreich sich durch die Vermählung 1666
einer Erzherzogin mit dem gewählten Piasten doch den gewünschten Einfluß im Osten zu sichern. Immer schärfer spitzte sich demnach die Frage zu, ob Frankreich oder Habsburg die dominierende Macht in Europa werde, und Deutschland wurde in diesem Streit, wie Leibniz es ausdrückt, „der Erisapfel, der Ball, den die einander zuwerfen, welche um die Monarchie spielen, der Kampfplatz, darauf man um die Meisterschaft in Europa ringt". Und in diesem Kampf stand Brandenburg allein. Denn von den Mächten der Tripelallianz, den beiden Seemächten und Schweden, war diese ihm entschieden feindselig. Die antioranische Partei in den Niederlanden aber that dem Kurfürsten jeden Tort an, und wie sie im nordischen Kriege seine Aktionen gehemmt hatte, so wußte sie jetzt in der Besatzung der clevischen Festungen, der Hofyserschen Schuld, der Geldernschen Frage und anderen Sachen fort und fort ihm Chikanen zu bereiten und Nadelstiche zu versetzen. Dem Kaiser hatte er seit Beginn seiner Regierung sich immer wieder genähert, ihm allein verdankte das Haus Österreich die letzten beiden Kaiserwahlen, er hatte das Reichsheer zum Siege in Jütland, in Pommern geführt, und trotzdem der Kaiser im Frieden von Oliva abermals dafür gesorgt hatte, daß Pommern ihm genommen, daß Schweden ihm auf den Nacken gesetzt worden, hatte er wieder das Bündnis mit dem Kaiser erneuert, hatte geglaubt, in der polnischen Wahl die Linie gefunden zu haben, auf der er mit dem Kaiser zusammengehen könne. Auch da hatte man ihn getäuscht, und nun stand die Macht Polens, um das Gewicht des Kaisers verstärkt, ihm im Rücken. Noch weniger schienen die Fürsten des Reichs einen Anhalt zu bieten. Wohl suchten ihrer mehrere, während in Regensburg die tollste Verwirrung herrschte, sich einander zu nähern, Bündnisse zu schließen, um sich der österreichischen und französischen Übermacht zu erwehren, wohl entwarf damals Leibniz seinen großen Plan über die Sicherheit des Reichs. Aber mehr als tastende Versuche waren jene Bündnisse nicht, und solche Pläne blieben ohne praktische Bedeutung. Nur allzu deutlich und richtig hatte Samuel von Pufendorf kurz vorher unter dem Namen Monzambano in seiner Schrift de statu imperii die volle Zerfahrenheit und Unförmlichkeit des Reichs geschildert.

Da war es doch wertvoll, daß Frankreich immer aufs neue die Verbindung mit Brandenburg suchte, daß es für den Fall der Erledigung der spanischen Erbschaft und des Übergangs der spanischen Niederlande an Frankreich dem Kurfürsten die clevischen Festungen, die Holland nicht herausgeben wollte, und die für die militärische Deckung der rheinischen Länder notwendig waren, zusicherte, ihm auch den Wiedererwerb Jägerndorfs verhieß, während der Kurfürst sich Frankreich gegenüber eben auch nur für diesen Fall verpflichtete, und König Ludwig die Ablehnung weitergehender Forderungen hinnahm. Brandenburg war für den Kampf

der Mächte wichtig genug geworden, aber in diesem Kampfe lag doch die schlimmste Gefahr für seinen Bestand selbst. Man durfte die Hand, die einzige, die sich bot, nicht zurückstoßen, so sehr man sie fürchten, so sehr man sie auch hassen mochte.

Und schon erhob sie sich zum Schlage. Holland sollte er zunächst treffen. Aber das Bündnis, das Ludwig jetzt von Friedrich Wilhelm forderte, selbst das Verlangen nach Neutralität, wenn er sich begnügen wollte, lehnte der Kurfürst wiederholt und mit Entschiedenheit ab.

Und dabei beharrte er trotz aller Chikanen der Hochmögenden Herren im Haag, die in sorgloser Sicherheit, aus Sparsamkeit sowie aus Haß gegen den jungen Oranier ihre Heeresmacht vernachlässigten, an eine Gefahr nicht glauben mochten und die schon werdende Einigung des westfälischen Kreises, die ihnen ein Schutz werden konnte, so viel sie vermochten, hinderten. Er beharrte dabei auch, wiewohl seine Haltung nun sofort Schweden und Frankreich einander näher brachte, und namentlich der König von England, der ebenso geldbedürftig wie begierig war, die evangelische Lehre und die parlamentarische Verfassung im Lande auszurotten, von Ludwig längst gewonnen war, bald auch Schweden das Bündnis mit Frankreich wieder aufnahm, und damit die Tripelallianz der drei Mächte gegen Ludwig gesprengt war.

Johann Georg II., Fürst von Anhalt-Dessau (1627—1693).

Nach dem Gemälde von Jakob Vaillant (1628—1691) gestochen von Johann Lamzelmann (1641—1693?).

In raschen Stößen hatte Ludwig im August 1670 Lothringen eingenommen, das Elsaß mit Frankreich verbunden. Jetzt drang er mit gewaltigen Heerhaufen durch das Erzstift Köln gegen die Generalstaaten vor. Da mußten selbst die Hochmögenden Herren im Haag daran glauben, wovon alle Zeitungen schon voll waren, daß ihnen die außerordentlichen Rüstungen Ludwigs galten, daß weder ihre Unterwürfigkeit noch die Bemühungen Brandenburgs Ludwig von seiner Absicht zurückhalten würden. Die anti-oranische Partei aber, die der Bruder de Witt, hatte die Zeit ihrer Herrschaft nur zu gut benutzt, um das Land völlig wehrlos gegen einen Angriff zu Lande zu machen. Nun endlich schickten sie einen Gesandten, Herrn von Amerongen, nach Berlin, um Hilfe zu verabreden, aber mit
1672 Jan. so beleidigenden Bedingungen, daß es der vollen Einsicht des Kurfürsten von der Größe der Gefahr, der ganzen Vornehmheit seiner Gesinnung bedurfte, um, alles nachgebend, endlich zu einem Schluß zu kommen. Und wenn neben dem hollandischen

ein französischer Gesandter in Berlin wiederum nur um Neutralität verhandelte und dafür weit günstigere Bedingungen namentlich bezüglich der clevischen Festungen bot, als die Herren im Haag für gut hielten, für wirkliche Hilfe zuzugestehen, wenn noch immer eine Partei im Haag ihren Frieden mit Ludwig zu machen hoffen konnte, so sieht man, wie hochherzig zugleich der Entschluß des Kurfürsten war. Denn kam es zum Frieden zwischen den Holländern und Ludwig, so mußte sich die ganze Schale des Zornes Ludwigs auf Friedrich Wilhelms Haupt entladen. Doch Friedrich Wilhelm sah zu weit. Wie groß immer die Gefahr war, die er durch den Kampf gegen Frankreich auf sich nahm: die größere drohte dem Reich durch Frankreich gewiß dann, wenn es Holland über den Haufen geworfen hatte. Die Frivolität, mit der Ludwig allen Verträgen zum Trotz um sich griff, das Übergewicht, das er bei vielen Fürsten im Reich gewonnen, ließ in dem Angriff auf Holland mit Sicherheit schon den auf das Reich voraussehen. Aber wie sich auch der Kurfürst bemühte, wie energisch er den deutschen Fürsten wieder zu Gemüte führte, „gedenket, was das Vaterland von euch fordert!“ — es fand sich kein deutscher Fürst, der es mit ihm gewagt hätte, ja Köln und Münster hatten sich längst zu gemeinsamer Aktion mit dem Könige verbunden. „Der Franzos“, so schrieb man freilich damals warnend, „läßt die Todten-Posaun blasen: der Freiheit letzten Tag läßt der Franzos dem Niederländischen Reich und dem ganzen Europa ansagen“. Aber „Augen haben die Reichsfürsten und sehen nicht, teils werden sie von des Goldes Strahlen verblendet, teils ob sie schon das Schwert rücken, oder ihr Haupt trutzig emporheben, werden sie doch in Ansehung des Franzosens gleich wie von Gorgonen erschreckt und sind so stumm, als ob sie in einen Felsen verkehret wären.“

Um so lebhafter mußte der Fürst von Anhalt, den der Kurfürst, immer bestrebt, für Deutschlands Interessen den Kaiser zu gewinnen, nach Wien gesandt hatte, dort den Abschluß eines Bündnisses betreiben, und dank des persönlichen Eintretens des Kaisers und des spanischen Gesandten kam ein solches ungeachtet der Gründe der Gegenpartei und ungeachtet des vom Kaiser mit Frankreich am 1. November 1671 geschlossenen Neutralitätsvertrages zu stande. Es war doch nicht vergeblich gewesen, daß Lisola, der kaiserliche Gesandte im Haag, mit immer neuer Energie darauf hingewiesen hatte, daß Frankreich das ganze Rheinland erobern und die Kaiserkrone gewinnen wolle; nur daß der Kaiser den Bund mit Holland nicht zu schließen wagte, bevor Brandenburg für Holland eingetreten war. Erst nachdem er der brandenburgischen Hilfe versichert war, befahl nun auch der Kaiser mit Holland das Bündnis abzuschließen. 1672 Juni

Aber inzwischen war Ludwig ins Clevische, von da in Holland eingefallen, hatte infolge von Verrat und Feigheit Festung auf Festung eingenommen, hatte die ganze Macht der Holländer überrannt. Alles boten die Regenten in den Staaten auf, wie teuer auch immer den Frieden zu erkaufen, ohne doch auch nur vertragsmäßig ihrem Bundesgenossen von Brandenburg wenigstens Kunde von den Verhandlungen zu geben. Ebensowenig zahlte man dem Kurfürsten die Subsidien, noch traf man sonst die für das Vorgehen des Kurfürsten nötigen Vorbereitungen, noch brachte man endlich, wie man übernommen, Spanien oder Dänemark oder Braunschweig zur Kriegserklärung. Selbst die so höchst nötige Allianz mit dem Kaiser schloß Holland trotz aller Gewandtheit Lisolas erst am Ende des Jahres. Gleichwohl zog der Kurfürst seine Truppen bei Halberstadt zusammen, und Anfang

September fand sich hier auch der kaiserliche General Montecuccoli mit der Hälfte der zugesagten kaiserlichen Truppen ein. Da nun ein direkter Marsch auf Holland und ein gemeinsames Operieren mit den Truppen des Prinzen von Oranien nicht mehr möglich war, so beschloß man durch eine Diversion in das kölnische Gebiet einen Teil der französischen Truppen von Holland abzuziehen und zugleich Spanien zum Angriff auf Frankreich zu ermutigen.

In der That mußte Ludwig seinen tüchtigsten Marschall, Turenne, den Verbündeten entgegenschicken, und so erhielten die Niederlande, wo nach der schauderschaften Ermordung der Brüder de Witt durch das Volk nun der Prinz von Oranien die leitende Stellung gewonnen hatte, die Möglichkeit, sich zur Verteidigung aufzuraffen. Aber alle Bemühungen des Kurfürsten, den kaiserlichen General zu energischer Kriegführung zu bringen, scheiterten. Jede offene Feindseligkeit gegen Turenne lehnte dieser ab, und ganz offen gestand man ein, daß der Kaiser dem Könige von Frankreich es zugesagt habe, jeden Angriff zu unterlassen. Ohne Rücksicht auf Ludwigs Einfälle in Cleve und in die Grafschaft Mark behauptete man noch immer, daß Frankreich nicht das Reich angegriffen, den westfälischen Frieden nicht verletzt, man also auch keinen Grund zum wirklichen Kriege mit ihm habe. Und weder Trier noch Mainz noch Frankfurt gestatteten die Benutzung der Schiffsbrücken zum Uebergang auf das linke Rheinufer, und Kurmainz konnte sich hierfür, so erfuhr man, auf direkte kaiserliche Befehle berufen. Im Jahre 1673 wurde der Feldzug noch weniger kriegerisch geführt; zu einer Schlacht, die Friedrich Wilhelm und der kaiserliche General dem Marschall Turenne bei Soest anboten, kam es nicht, eine Diversion, die von Hamm aus unternommen werden sollte, unterblieb. Der Kurfürst geriet vielmehr in die Gefahr, von Turenne und den münsterschen Truppen umzingelt zu werden, er mußte sich zurückziehen. Der Kaiser wollte und konnte nach seinem geheimen Vertrage mit Ludwig es nicht zum Schlagen kommen lassen, wenn er nicht die in demselben ihm zugesicherten Vorteile aufs Spiel setzen wollte. Schon im Februar wußte Turenne, daß die kaiserliche Armee den Kurfürsten im Stich gelassen habe. So wenig wie der Kaiser, so wenig waren aber auch die Holländer zu einem irgend entschiedenen Handeln zu bringen, oder bereit, ihrerseits die Bedingungen zu erfüllen, auf Grund deren sich der Kurfürst zum Kampf hatte entschließen können. Seine rheinischen Lande seufzten nach Frieden, die anderen vermochten nicht mehr, weitere Opfer zu leisten, die polnische Gefahr drohte, seitdem der polnische Reichstag den Frieden mit den Türken verworfen, wieder lebhaft, und Schweden, mit dem der Kaiser wegen der Türken sich verbinden wollte, forderte dafür mehrere Städte in Preußen, Elbing, Thorn, Marienburg. Der Kaiser aber unterhandelte auch mit Münster, ja jetzt erhielt der Kurfürst in Paris den vollen Beweis dafür, daß er sich überhaupt nur zum Scheine mit Brandenburg verbunden und gegen Frankreich nicht vorzugehen in Paris wiederholt ausdrücklich zugesichert hatte. Köln und Münster rechneten auf den Gewinn brandenburgischer Länder, Kursachsen wartete nur auf eine brandenburgische Schlappe, um seine rheinischen Ansprüche mit Gewalt zur Geltung zu bringen, und Schweden war schon zu einem Angriff auf Pommern oder Bremen bereit. Endlich die Staaten selbst hatten ihre Friedensverhandlungen mit Frankreich kaum unterbrochen, hofften den Frieden jeden Augenblick abzuschließen. Und Frankreich, noch immer gewillt, Brandenburg entgegen zu kommen, forderte vom Kurfürsten nur, er solle die Unterstützung der Staaten

Georg Freiherr von Derfflinger.

Gezeichnet und gestochen von Johann Heinzelmann (geb. zu Augsburg 1641, gest zu Berlin 1693?).

aufgeben, während ihm die Verteidigung des Reiches, falls Ludwig es etwa angreife, frei stehen und doch ihm die Mittel für sein Heer gewährt werden sollten.

Hierauf war der Kurfürst gezwungen einzugehen, wenn er, allein gelassen, nicht ganz erliegen wollte. Nur hielt ihn weder der Vertrauensbruch des Kaisers, noch das vertragswidrige Verhalten Hollands ab, beiden Mächten gegenüber mit voller Ehrlichkeit zu handeln. In Wien wie im Haag ließ er, wie einst an Karl Gustav, ausdrücklich seinen Entschluß mit Frankreich zu unterhandeln mitteilen, und auf der von diesem gebotenen Grundlage schloß er den Vertrag von
1673 Vossem im Juni 1673 zugleich für Köln und Münster ab. Auch übergab ihm Frankreich seine clevischen Festungen bis auf Wesel, Rees und Schenkenschanz, und er behielt dem Kaiser den Zutritt zu diesem Vertrage ausdrücklich vor.

Freilich war aller Orten der Unwille groß und der Lärm arg über den Kurfürsten, der sich doch nur hatte zurückziehen müssen, weil niemand neben ihn trat, weil man ihn allein die Gefahr bestehen ließ. Aber nun, da Brandenburg nicht mehr für die anderen die Kastanien aus dem Feuer holte, nun da Turenne ungehindert am Main, in Franken, Hessen eindrang, mit empörender Gewaltsamkeit gegen die Einwohner und die Fürsten verfuhr, ein zweites französisches Heer die Pfalz besetzte, da endlich erkannte man die ganze Größe der Gefahr, die dem Reich von Ludwig drohte, die der Kurfürst so eindringlich in Wien wie an den deutschen Fürstenhöfen und im Haag hatte vorstellen lassen. Jetzt endlich, da auch Spanien den Angriff auf Frankreich ins Werk zu setzen begann, beschloß man, so schien es wenigstens, mit Ernst vorzugehen. Die unerhörten Freveltaten, die Frankreich im Reich übte, die grauenvolle Verheerung der Pfalz, die kecke Frechheit, mit der Ludwig den Kaiser und die deutschen Fürsten verhöhnte, erzeugte auch wieder eine nationale Empfindung, wie sie sich in den energischen Aufrufen der Zeit, in der lebhaften Anerkennung der Thaten des Kurfürsten zeigt, und indem nun die vom Kurfürsten von Anfang an betriebene Koalition zwischen dem Kaiser, Spanien und Holland abgeschlossen war, und die deutschen Fürsten thatkräftigen Eifer gegen den „Reichsfeind", wie man Ludwig XIV. damals nannte, bewiesen, England aber mit Holland Frieden zu schließen bereit war, durfte man auch auf Erfolge rechnen. Denn Brandenburgs war man, da Frankreich das Reich selbst in unerhörter Weise angegriffen, völlig sicher. Und in der That war der zu Vossem vom Könige von Frankreich besonders zugestandene Fall jetzt unzweifelhaft vorhanden. Der Kaiser verhielt sich allerdings noch sehr kühl, aber der Prinz von Oranien wußte wohl, wie viel auf den Kurfürsten ankomme, drängend forderte er ihn wiederholt zur Unterstützung auf, denn unlöslich, wie Himmel und Erde, sei man ja verbunden. Aber erst als Turenne, der 1673 durch Montecuccoli noch recht erhebliche Verluste erlitten hatte, aufs neue über die deutsche Armee bei Sinzheim 16. Juni gesiegt, bequemte man sich in Wien zum Vertrage mit dem Kurfürsten. Hochherzig setzte der Kurfürst allen Groll und alles noch so berechtigte Mißtrauen beiseite, und unter der Bedingung und Zusage, daß man ihn, falls seine Lande selbst angegriffen würden, mit der nötigen Truppenzahl unterstützen und daß man nur gemeinsam Frieden schließen werde, versprach der Kurfürst seine Hilfe (1. Juli
1674 1674). Die nächste Wirkung war, daß Ludwig alle seine Truppen, Bann und Arrièrebann, aufbot.

Mit größter Schnelligkeit rüstete der Kurfürst seine Truppen, mit über 20000 Mann erschien er im Felde. Aber — wer sollte es glauben — der

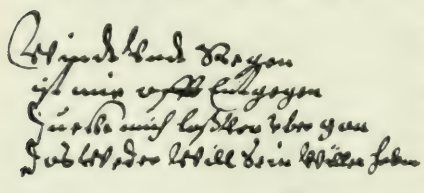
Feldzug verlief fast noch trauriger und elender als der frühere, jede Unternehmung, 1674
jedes Vorgehen wurde durch den österreichischen General Bournonville gehindert, verdorben, vereitelt. Selbst österreichische Offiziere sprachen mit schärfstem Tadel über die elende Leitung, und der Verdacht des Verrates, den der Kurfürst hatte, und den die Soldaten offen aussprachen, läßt sich nicht abweisen. Schon von vornherein wurden die brandenburgischen Truppen statt nach den Niederlanden, wo die Verbündeten bei Senef in blutiger Schlacht ohne Entscheidung geschlagen hatten, nach dem Elsaß, wo die Kaiserlichen ebenfalls ohne Entscheidung bei Enzheim gefochten, dirigiert, wurde der dem Kurfürsten zugesicherte Oberbefehl ihm genommen. Bei Marlenheim in der Nähe von Straßburg stand man mit etwa 50000 Mann den 20000 Truppen Turennes in verhältnismäßig günstiger Lage gegenüber, aber den dringenden Rat des Kurfürsten und Derfflingers, Turenne anzugreifen, ihn zu vernichten, verspottete man als lächerlich; und doch erklärte selbst ein österreichischer General, daß man mit Truppen wie die brandenburgischen nicht allein die Franzosen, sondern selbst den Teufel in der Hölle angreifen könne. Trotzdem verschanzte man sich, und Turenne entkam. Hier war es, wo zu all dem Unwillen, den der Kurfürst über die schmachvolle Kriegführung empfand, ihn noch der tiefe Schmerz traf, seinen Kurprinzen Karl Aemil, dessen hervorragende Geistesgaben ihm und seinen Landen die fröhlichsten Hoffnungen waren, durch den Tod, und wie er meinte, an Gift zu verlieren (7. Dezember 1674). Hagenau, Belfort sollten genommen werden, aber trotz aller Zusagen verweigerte der kaiserliche General seine Mitwirkung. Turenne konnte Verstärkungen heranziehen und aufs neue vorgehen, dem kaiserlichen General, da er stets anders handelte, als festgesetzt war, Verlust auf Verlust beibringen. Schließlich, nach der Schlacht bei Türkheim, zog Bournonville sogar heimlich ab, und mitten in der Nacht mußte nun auch der Kurfürst, um nicht abgeschnitten zu werden, den Rückzug antreten.

Der Feldzug war völlig und um so mehr mißlungen, als auch der Prinz von Oranien ohne Glück gekämpft hatte, und die Spanier genötigt waren, Truppen nach Sizilien zu senden. Weit schlimmer aber als alles dies war, daß es dem diplomatischen Geschick Fenquières, des französischen Gesandten in Stockholm, gelungen war, die Schweden zu einem Einfall in die Mark zu bewegen. Allerdings hatte der Kurfürst, obwohl er vor dem Feldzuge mit Schweden einen Vertrag zu gegenseitiger Verteidigung geschlossen, dies von vornherein gefürchtet. Denn es entsprach zu sehr der allgemeinen und der gleichartigen Lage Schwedens und Frankreichs — aber in Wien hatte man ihn und seine Warnungen stets abgewiesen. Auch selbst da nun Wrangel mit 15000 Mann am Ende des Jahres 1674 1674
in die Mark wirklich eingedrungen war, dachte man im Ernst weder die zugesagte Hilfe zu leisten, noch auch nur die Brandenburger zum Schutz ihrer Länder abziehen zu lassen. Man fand es wohl gar ganz gerechtfertigt, daß Schweden den Kurfürsten aus seiner angemaßten hohen Stellung zurückweise. Wenn nun auch die Feinde vorerst noch sich wenigstens maßvoll in der Mark verhielten unter der Maske, Brandenburg zum Frieden mit Frankreich zu bestimmen, so war doch an ihren wahren Absichten nicht zu zweifeln, zumal Hannover und Bayern mit ihnen verbündet waren, Münster mit ihnen verhandelte, Kursachsen schließlich jede Hilfe verweigerte. Dazu war nun auch, was Friedrich Wilhelm noch nicht einmal wußte, der König von Polen, Johann Sobiesky, von Frankreich für einen Einfall in Preußen gewonnen. Alle Mittel der Verhandlungen setzte der Kurfürst daran,

die Hilfe der Verbündeten zu erhalten, aber mehr als gute Worte und verheißungsvolle Beichlüsse, mit denen man allerdings sehr freigebig war, setzte er weder am Reichstag, noch in Dänemark, weder in Wien, noch selbst beim Prinzen von Oranien durch, selbst die Subsidien von Spanien und Holland stockten völlig.

Die Niederlande fürchteten für ihren Handel und scheuten sich vor der tüchtigeren Seerüstung Schwedens. In Kopenhagen verlangte man, daß Holland und der Kaiser vorangingen, und gerade dieser wieder machte seine Zustimmung, noch nachdem der Feldzugsplan mit Wilhelm von Oranien festgestellt war, von der dänischen abhängig. Ja in Wien meinte man selbst im Augenblick der schwersten Gefahr öffentlich genug, der Kurfürst möchte allzu mächtig werden. Denn darüber hatte er allerdings keinen Zweifel gelassen, daß jetzt den Schweden Pommern unter allen Umständen entrissen werden müsse. Nur um so mehr mußte er selbst sich rüsten und vorbereiten zum Kampf. Und da ist es von besonderer Bedeutung, daß er damals Pläne, die ihm schon früher vorgelegt und lebhaft seinen Geist beschäftigt hatten, zur Ausführung brachte. Er machte den Versuch,
165 auch auf der See dem Feinde entgegen zu treten. Im Februar 1675 erteilte er die ersten Kaperbriefe, bald darauf schloß er den ersten Vertrag mit dem Schiffen der Stadt Middelburg, Benjamin Raule, wonach dieser die ersten drei brandenburgischen Schiffe auszurüsten hatte. Drei weitere Schiffe wurden in Amsterdam auf brandenburgische Kosten übernommen und ein Marinier-Regiment angeworben.

Doch die Schweden waren inzwischen immer weiter vorgedrungen und übten Schandthaten, die kaum hinter denen des dreißigjährigen Krieges zurückstanden, wenn auch mancher Befehlshaber sich Mühe gab, die Disziplin strenger zu handhaben. Bei Stettin hatten sie die Oder überschritten, waren bis in die unmittelbarste Nähe Berlins gelangt, besetzten die wichtigsten Pässe über die Havel. Der Übergang über die Elbe stand bevor, es drohte die Vereinigung mit Hannover, die Überrumpelung Magdeburgs. Und weder der Statthalter in den Marken, der Fürst von Anhalt, noch die Bürger oder Bauern, die teils auf Befehl des Fürsten von Anhalt, teils freiwillig sich bewaffnet hatten, konnten ihnen erfolgreichen Widerstand leisten. Immerhin zeigte diese Erhebung des Volkes, soweit sie eine freiwillige



Wahlspruch Derflingers.

In das Stammbuch des Grafen v. Bandissin geschrieben. In Größe des Originals, jetzt im Berliner Privatbesitz.

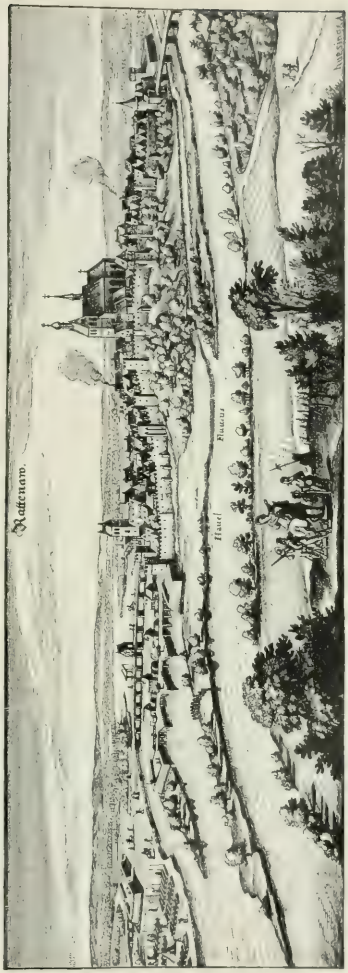
Übertragung

Wende Dinge Neigen
Ich mein will Fürsorgen
Fürsehung Hoffnung Ehr gewinnen
Hab Wider Will dein Willen haben

Schwedischer Generalmajor und obrister
Zu Roß den 14 Martij Anno
Im gedachtnüß 1656

war, schon von dem Beginn einer vaterländischen Gesinnung, und recht treuherzig war der Ausdruck, den ihr Bauern in der Altmark gaben, wenn sie auf eine noch heut vorhandene Fahne die Inschrift setzten: „Wihr Bauern von geringem Guth Dienen unsern gnädigen Kurfürsten und Herrn mit unsern Blut.“

Im Mai aber war der Kurfürst und sein Heer vom Main aufgebrochen und führte nun jenen wunderbaren Geschwindmarsch aus, der ihn schon am 20. Juni nach Magdeburg führte. Am 23. in der Frühe brach er mit der Kavallerie, mit 600 Dragonern und 1350 Fußtruppen auf, erschien vor Rathenow, dessen Kommandant, Oberst von Wangelin, von seiner Ankunft nichts ahnte. Am 25. morgens erfolgte der Angriff, die Fußtruppen erstürmten eine Stadtpforte und das Mühlenthor, die Dragoner unter Derfflinger drangen durch das Havelthor ein. Die Überrumpelung war vollständig gelungen, und die Verbindung der schwedischen Truppen durchrissen, der geplante Elbe-Übergang unmöglich gemacht. Am 27. erreichte die Kavallerie die Nachhut des Generals von Wrangel, der sich von Brandenburg aus schleunigst mit seinem Bruder, dem Feldmarschall, zu vereinigen suchte. Bei Nauen wurde sie verdrängt. Am nächsten Morgen — Freitag den 28. Juni — hatte der Prinz von Homburg mit seinen 1500 bis 2000 Reitern die Schweden kurz vor Fehrbellin eingeholt, zwang Wrangel, seine Stellung



Rathenow.
Aus M. Zeiller „Topographia Electoratus Brandenburgici etc.“ Frankfurt a. M. o. J. (etwa 1652) bei Math. Merians sel. Erben. Verkleinerung auf die Hälfte

Plan der Schlacht bei Fehrbellin.

Nach Merians »Theatrum Europaeum« XI., Frankfurt a. M. 1682.

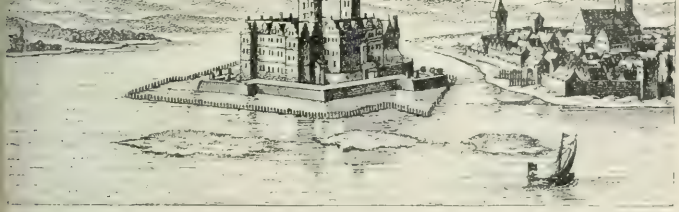
„Bezeichnung, Was zwischen der Königl: Schwedischen Armee und der Chur-Brandenbg: Cavallerie den 18 und 19 July (sic!) Ao. 1675 zwischen den Landwehr bey Linum und dem Paße Fehrbellin auff dem Ländlein Bellin passiret ist:

a. Die Brandenbg. Comendirten. b. Die Brandenbg. Cavallerie wie selbe im Treffen gestanden und avanciret ist. c. Die Dorfflingischen und Domstorffischen (sic!) Dragoner welche umb den Berg vor die 2 Stucke verspicket und gegen den Feind avanciret sind. d. Der Berg worauf die 2 Stucke gestanden. e. Die Commentirten wie selbige in der Schweden flucht marchiret sein. f. Die Brandenbg. Cavallerie wie solche gegen die Schwedische Armee marchiret ist. g. Die fluchtige Schwedische Armee. h. Das Franckenbergische Regiment, welches nach dem treffen von Berlin nachkommen ist, und zur avangarde Commentiret war. i. Der Flecken Fehr Bellin wie er mit der Schwedischen Bagage, die Straßen versehen mit hinderlassung 5 Metallener Stuck (das 6te Stuck ist bey wehrenter Bataille erobert. Munition wagen und anderer Bagage, einige Häuser in Fehr-Bellin angestecket und wie sie endlich uber den Tham bey k. Die fernere flucht nehmen. l. Die Commendirten 500 mann Infanterie untern Commando des Obrist Leutenants von Kann, welche nach dem Treffen erst nachkomen sind, denn bey dem Treffen kein mann zu Fuß gewesen. m. Brandenbg. Stucke welche allezeit gleich dehnen Trouppen den Feindt mit verfolget und auff die höchten wieder gepflantzet worden."

bei Linum aufzugeben und sich weiter bis nach Hakenberg zurückzuziehen. Unter dem Schutz der Dragoner konnten die Brandenburger nun ihre wenigen Geschütze auffahren. Mit gewaltigem Stoße drang schwedische Infanterie und Reiterei gegen sie vor, aber nach heißem Kampf mußte sie weichen, die Geschütze waren gerettet. Immer aufs neue führte der Kurfürst — das Fußvolk war noch nicht heran — selbst seine Schwadronen gegen den Feind. „Wie zwei funkelnde Kometen erschienen seine Augen", unausgesetzt war er, wie der fast siebzigjährige Derfflinger im heftigsten Gedränge, im schlimmsten Kugelregen, um mit seinen Soldaten zu siegen oder ritterlich zu sterben. Unmittelbar neben ihm sank sein Stallmeister Emanuel von Froben, von einer schwedischen Kugel tödlich getroffen vom Pferde. Endlich zog sich der Feind nach Fehrbellin zurück, suchte am nachsten Morgen zu entkommen. Noch gab es hier und da ein Gefecht, ein Scharmützel, aber weiter und weiter mußten die Schweden weichen, mußten die ganze Mark räumen.

Das war ein Waffenerfolg, so glänzend wie ihn nur je die berühmtesten Feldherren erfochten. Mit etwa 6000 Reitern ohne jedes Fußvolk waren die noch immer für unbesiegbar gehaltenen, fast doppelt so starken Schweden völlig geschlagen und ihnen die Verbindung mit ihren Freunden, den Hannoveranern, unmöglich gemacht. Damals war es, wo schon das elsässische Volkslied den Kurfürsten Friedrich Wilhelm als „den Großen" feierte. Endlich hatte das ganze deutsche Volk wieder den Heros, an dessen Heldengröße es sich emporranken konnte, aus dessen Kraft ihm die Hoffnung auf eine neue Herrlichkeit des Vaterlandes entsprosste. Es war aber auch ein nationaler Erfolg von der größten Bedeutung, es war ein Schlag gegen die schwedische Fremdherrschaft, der zugleich Frankreich traf. Denn auch den französischen Übermut durfte man hoffen, wieder zügeln zu können, wenn Frankreich nicht mehr auf Schweden zu zählen vermochte, wenn die Schweden völlig von der deutschen Scholle verjagt wären.

Avers einer Medaille auf die Schlacht bei Fehrbellin.
In Größe des Originals. Silber im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.
Die beiden Reiter im Vordergrund sind Kurfürst Friedrich Wilhelm und dessen Stallmeister von Froben, der, eben von einer Stückkugel tödlich getroffen, vom Pferde sinkt.



Schloß und Stadt Wolgast.
Ausschnitt aus dem Kupferstich in M. Zeitler »Topographia Electoratus Brandenburgici etc.« Frankfurt a. M. o. J. (etwa 1652) bei M. Merians sel. Erben. Verkleinerung auf die Hälfte.

Beschießung von Wolgast 1675.

Gobelin im Hohenzollern-Museum zu Berlin, wahrscheinlich nach Entwurf von Abraham Cornelisz Begeyn († 1697) gewirkt von den Gebr. Casteels und P. Mercier.

Zunächst wichen sie nach Mecklenburg, und ihre Niederlage machte auch ihren übrigen Feinden Mut. Nun da Brandenburg die Bahn gebrochen, fingen auch die Verbündeten an, einige Thätigkeit zu zeigen. Dänemark schloß im Oktober mit Brandenburg ein Bündnis, verabredete in Gadebusch mit dem Kurfürsten
1675 einen Kriegsplan. Hannover sah sich zu einem Neutralitätsvertrag mit Brandenburg genötigt, selbst einige kaiserliche und kursächsische Regimenter erschienen. Der Reichstag erklärte den Reichskrieg und sicherte dem Kurfürsten „behörige Satisfaktion" zu. Brandenburgische und braunschweigische, sowie münstersche Regimenter bereiteten den Schweden im Bremischen Verlegenheiten, die durch brandenburgische Schiffe an der Wesermündung noch vermehrt wurden. Der Kurfürst eilte nach Pommern, nahm im Oktober Wollin, eroberte im November Wolgast, und wenn auch die Belagerung Stettins noch unterbleiben mußte, so war doch Schweden sowohl wie auch das, bei Saßbach, an der Conzerbrücke, sowie durch die Wiedereroberung von Trier und vor allem durch seine inneren Verhältnisse schwer geschädigte Frankreich zum Frieden geneigt. Jetzt indessen war selbst der kaiserliche Hof wenigstens der Meinung, daß man das schwedische Joch abschütteln müsse, und der Kurfürst brachte in der That trotz schlimmster Geldnot die Mittel für den nächsten Feldzug zusammen, selbst einige Schiffe konnte er durch Raule wieder ausrüsten lassen. Er hoffte, „daß Gott seine Waffen segnen, daß er ganz Pommern okkupieren" und die Schweden „hinter ihre Scheeren" zurückjagen werde. Das hing nun aber wesentlich von der Einnahme Stettins ab, und dies sollte noch unendliche Mühe und Anstrengungen verursachen. Zunächst wurde der Versuch des schwedischen Generals Konigsmark, Wolgast wieder zu nehmen, vereitelt, eine dänisch-

Eroberung von
Radierung in

van STETTIN

Dezember 1677.

ın de Hooghe.

Verlag von Emil Strauß in Bonn

olländische Flotte erfocht im Juni 1676 bei Bornholm einen Sieg über die chwedische, bei welchem brandenburgische Schiffe eine Fregatte und einen Brander ufgriffen, der Kurfürst nahm die Peenemünder Schanze, Anclam, Demmin, Löcknitz, Damm. Damit war Stettin umschlossen, aber die eigentliche Belagerung mußte man auf das nächste Jahr verschieben, zumal der Einfall Polens, as Frieden mit der Türkei geschlossen hatte, unmittelbar bevorzustehen schien. Dazu wurde es schon immer klarer, wie wenig die Verbündeten, wie wenig insesondere der Kaiser trotz aller Zusagen in Wirklichkeit gewillt waren, dem Kurürsten im Frieden — zu dessen Abschluß unter Englands Vermittlung in Nymegen ein Kongreß zusammengetreten war — Pommern wirklich zu überlassen. Die Beliebtheit des Prinzen von Oranien, auf dessen Persönlichkeit allein der Bund mit Holland beruhte, erlitt infolge seiner unglücklichen kriegerischen Unternehmungen schwere Einbuße. Auf dem Kriegstheater am oberen Rhein hatten 1677
ie Verbündeten nur Verluste, selbst Freiburg fiel in die Hände der Franzosen. immer mehr drängten daher die Generalstaaten, drängten auch der Kaiser und England zum Frieden, bevor der Kurfürst Stettin erobert habe. Allein nach erfolgter Eroberung Stettins konnte auch der Kaiser höhere Ansprüche machen, nd dadurch ward er zunächst noch von einem voreiligen Friedensschluß zurückehalten. Denn die Eroberungen in Pommern boten den einzigen Ersatz für die Verluste Spaniens, das immer weniger leistete, und mit jenen hoffte man diese ett zu machen.

Doch bis in den September währte es, bis der Kurfürst mit voller Kraft 1677
egen Stettin vorgehen konnte, und bis Ausgang Dezember wehrte sich die tadt mit heldenmütiger Tapferkeit. Endlich war sie zur Kapitulation gezwungen, nd am 6. Januar 1678 hielt der Kurfürst seinen Einzug in Stettin. Aufs 1678
reudigste waren die Bürger enttäuscht, als statt der tyrannischen Willkür, die an ihnen vorgespiegelt, die „kurbrandenburgische, gnädige Leutseligkeit, mit der apferen Großmütigkeit vergesellschaftet“ ihnen entgegen lächelte; und der edle höne Anstand, womit der Kurfürst die Begrüßung der Stadt entgegennahm und r alle Rechte bestätigte, eroberte ihm vollends die Herzen der Bürger.

Gewiß war allen Verbündeten diese neue glorreiche That Friedrich Wilhelms ochwillkommen, aber ebenso gewiß war man nicht gewillt, ihm die Früchte seiner Mühen zu gönnen, obwohl, von Dänemark abgesehen, keiner der Verbündeten Erolge, ja kaum ernsthafte Mühen aufzuweisen hatte. „Es gefalle dem Kaiser nicht, aß an der Ostsee sich ein neuer König der Vandalen erhebe“ — das war die Stimmung am Wiener Hofe, sie entsprach der nur allzu vieler deutschen Fürstenhöfe, nd mit unterwürfigster Demut bettelten die Staaten bei Ludwig XIV. um Frieden. ie und ebenso der Kaiser — aufgefangene, wenn auch unechte Briefe bewiesen s — waren völlig bereit, die erste Forderung Ludwigs, die Rückgabe Pommerns n Schweden zuzugestehen. Selbst der Prinz von Oranien, nun mit der Tochter arls II. von England verlobt, verabredete mit diesem Friedensbedingungen, ohne on ihnen dem Kurfürsten auch nur Mitteilung zu machen. Er, auf den Friedrich Wilhelm am sichersten gezählt, hatte, so meldete der brandenburgische Gesandte, die Rückgabe aller Eroberungen an Schweden zugestanden (Juli 1678). Um so mehr ur eilte Friedrich Wilhelm, neue Waffenerfolge zu erringen, und namentlich die Flotte ollte, wie schon vor Stettin gute Dienste leisten. Rügen, das die Schweden ährend der Belagerung Stettins den Dänen entrissen hatten, wurde mit der

Landung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm auf Rügen 1678.
Gobelin im Hohenzollern-Museum zu Berlin, wahrscheinlich nach Entwurf von Abraham Cornelisz Begeyn († 1697) gewirkt von den Gebr. Casteels und P. Mercier

größten Anstrengung im September 1678 zurückerobert, Stralsund im Oktobe Greifswald im November zur Kapitulation gezwungen. Ganz Pommern war vo den Schweden befreit, und, was für die Folge noch wichtiger war, der immer steigende Waffenruhm der brandenburgischen Armee wurde ein Band, das al Länder des werdenden Staates umfaßte und einigte. Die persönliche Feldherrn größe des Landesherrn und der überall mit Jubel begrüßte Erfolg seines Heere wurden naturgemäß auch für den Zusammenschluß der Länder von der allergrößte Wichtigkeit.

Nur die Treue der Verbündeten stand im umgekehrten Verhältnis zu de außerordentlichen Leistungen, den großartigen Erfolgen des Kurfürsten. In Spanie und in Holland hatten, da Frankreich nach dem Abmarsch der Brandenburger de Übergewicht vollauf behauptete — nur zu richtig hatte Ludwig den Wert de

hwedischen Einfalls berechnet — die Friedensparteien die Oberhand. Obwohl riedrich Wilhelm auch jetzt wieder 6000 Mann unter General Spaen nach dem hein gesandt, und obwohl man ihm vertragsmäßig zugesichert hatte, nicht ohne n mit dem Feinde zu verhandeln, schlossen Spanien und Holland mit Frankreich t September 1678 den Frieden von Nymwegen, in dem Holland zwar selbst 1678
chts aufgab, aber die Rückgabe aller Verluste Schwedens zugestand.

Was konnte mithin für Ludwig XIV. wichtiger sein, als die Demütigung, e er dem Kurfürsten durch den schwedischen Einfall zu bereiten gedacht, jetzt o er zweier Feinde entledigt war, unter allen Verhältnissen zur Wahrheit zu achen. Seine Geldmittel rüsteten Schweden aufs neue aus, und indem nun die chweden mit Macht in Preußen einfielen und auf die hilfreiche Hand der Polen t Zuversicht rechnen konnten, andererseits aber Ludwig in den rheinischen Ländern randenburgs vordrang, schien kein Zweifel, daß man doch noch dem Kurfürsten n Garaus machen werde. Gleichwohl erbot er sich in Wien zu jeder Aktion gen Frankreich und erklärte sich bereit, außer den 6000 Mann unter General n Spaen noch 10—12000 Mann am Rhein, oder wo es der Kaiser nur unsche, operieren zu lassen. 80000 Mann könne man ohne Mühe gegen ankreich allein aufstellen, zumal Schweden schon so tief gedemütigt sei. Aber en daß Brandenburg dies Verdienst zukam, daß der Preis des Sieges dem Kur- rsten zufallen mußte, erschreckte in Wien. Und ohne Skrupel darüber zu pfinden, daß man sich verpflichtet hatte, dem Kurfürsten Hilfe zu leisten, wenn n Land angegriffen würde, fand man, „daß Kaiserl. Maj. nicht schuldig sei, n Krieg zu kontinuieren, um andere groß zu machen." Und wenigstens der uhm und das Ansehen Friedrich Wilhelms wurden immer größer. Denn auf n Einfall der Schweden in Preußen folgte nun jener unbeschreiblich großartige interfeldzug in diesem Lande, jenes unübertrefflich herrliche Verjagen der chweden aus allen Stellungen, zuletzt auf Schlitten über das fest gefrorene sche, über das kurische Haff bis zwei Tagemärsche vor Riga. Trotz eigener ankheit hatte der Kurfürst, begleitet von seiner zweiten Gemahlin Dorothea, wieder an die Spitze seiner Truppen gesetzt und, unterstützt von Generalen e Derfflinger, Görtzke, Hennigs von Treffenfeld und Schöning, nicht nur bei rchtbarster Kälte mit der Armee in zwölf Wochen hundert Meilen zurückgelegt, ndern „in zwei Tagen" den Feind aus dem Lande geschlagen, die feindlichen uppen förmlich zermalmt; nicht 3000 von 18000 Mann Schweden kamen nach olland zurück. Alle ihre Lorbeeren mußten die Schweden vor der überlegenen ldherrngröße des Kurfürsten dahinwelken sehen.

Da erreichte diesen in Königsberg Ende Februar die Nachricht, daß auch der iser zugleich im Namen des Reiches mit Ludwig Frieden gemacht, die Rück- 1679
e Pommerns an Schweden zugesagt habe.

Und diese Nachricht war die Wahrheit. Wieder einmal hatte neben den deren Verbündeten auch der Kaiser die deutschen Küsten geopfert, hatte sie ge- ert zu einer Zeit, wo Brandenburg sie mit den schwersten Opfern neu erobert te, wo mehr als je das deutsche Interesse es erforderte, daß eine Macht ge- affen werde, die, im Rücken gedeckt, sich ganz gegen Frankreich wenden könne. er in der Eifersucht auf Brandenburg hatte man die schimpflichsten Bedingungen, zweideutigsten Bestimmungen angenommen ohne Rücksicht darauf, daß ein ver- tnismäßig großes kaiserliches Heer gegen Ludwig im Felde lag, daß nun nach

der vollkommenen Besiegung Schwedens Brandenburg und auch Dänemark im stande waren, mit voller Kraft Frankreich gegenüberzutreten. Selbst der Kaiser geriet in Verlegenheit, als man ihn zu diesem Frieden beglückwünschte, der Schwedens Stellung im Reich wieder herstellte, der Frankreich zum Herrn des

Dorothea, geb. Herzogin v Holstein Glücksburg, die zweite Gemahlin des Kurfürsten Friedrich Wilhelm

Nach dem Gemälde von Jacob Bastiant 1628—1691 im Kgl Schlosse zu Berlin.

Elsaß machte und ihm eine Etappenstraße von der Maas bis zum Rhein, d freien Zugang zu Deutschland übergab. Aber das Reich nahm den Frieden a der Kaiser vollzog ihn, und Ludwig rückte nun gegen seinen Hauptfeind bis die Weser vor, drohte — Hannover versagte dem Kurfürsten den zum Schu

von Cleve erbetenen Durchmarsch — über Minden, Halberstadt, Magdeburg nach Berlin zu marschieren. Da mußte auch Friedrich Wilhelm dem König sich ergeben. Was er auch noch versuchte zu erreichen, wie er sich auch mühte, hinreichende Streitkräfte aufzubringen oder im Wege der Unterhandlungen wenigstens Stettin zu retten, es war alles umsonst, und ein tollkühnes unüberlegtes Vorgehen wäre nicht nach der Art des Kurfürsten gewesen. „Denn nicht allein diejenigen sündigen", schrieb er später, „die einen ungerechten Krieg beginnen, sondern auch die, welche in gerechter Sache die Waffen ergreifen ohne Hoffnung auf Erfolg, ohne den Ernst der Vorbereitung und Berechnung, die das furchtbare Kriegsspiel erfordert." Im Frieden zu St. Germain en Laye am 29. Juni 1679 1679
gab er ganz Pommern, gab er alle Früchte des mühseligen Krieges an Schweden zurück. „Ganz Deutschland war in Erstaunen, daß der Besiegte alles behielt, der Sieger nichts als die Schande", so schrieb selbst der kaiserliche Historiograph — nur daß er Schaden mit Schande verwechselte, und die Schande auf Seite derjenigen war, die den Sieger wieder einmal im Stiche gelassen hatten. Denn „nicht der König von Frankreich sei es, der ihn zum Frieden zwinge, sondern der Kaiser, das Reich, seine Verwandten und Bundesgenossen; dereinst würden sie es bereuen, wozu sie ihn gezwungen, und ihr Verlust würde so groß sein, wie jetzt der seine" — so urteilte Friedrich Wilhelm; aber sein Wunsch war, wie er den Holländern schrieb: „daß Gott ihren Staat inskünftige vor allem Unglück und feindlichen Uberfall bewahren wolle, auf daß sie nicht einst zu ihrem Schaden gewahr werden möchten, was es nach sich ziehe, getreue Freunde zu verlassen".

Ihm hatte der Friede von Nymwegen den Boden seiner Politik entzogen: jede Hoffnung, gemeinsam mit dem Kaiser des deutschen Reiches Interesse zu verreten, gemeinsam mit den Verbündeten die Freiheit Europas gegen den französischen Ubermut zu retten, war aufs gründlichste zerstört. Er mußte sehen, wie er sich rette, und wenn es, nach seinem Ausdruck, sein Herz drückte, daß er als Deutscher geboren sei, wenn er „unter ihnen nichts sah, als Ungerechtigkeit", dann mußte er doppelt so scharf zusehen, wie er seinen Staat, wie er den Staat rette, der allein die Feinde des Reiches gedemütigt hatte.

Staffage des Stiches „Die Belagerung von Stettin" durch Kurfürst Friedrich Wilhelm 1677 in P. Valckenier „Das verwirrte Europa". Amsterdam 1683.

Die brandenburgische Marine auf offener See.

Nach dem 1684 entstandenen, erst neuerdings in seiner historischen Bedeutung gewürdigten Gemälde von Liebe Verschuier († zu Rotterdam 1686), jetzt im Arbeitszimmer Sr. Maj. Kaiser Wilhelms II. im Kgl. Schlosse zu Berlin.

Die Flagge zeigt den roten brandenburgischen Adler im weißen Felde.

Das letzte Jahrzehnt. 1679—1688.

Aus „Missale [illegible] ecclesie [illegible]“. Druck von [illegible] Leipzig 1516.

Erbitterung und Empörung, Groll und Zorn, so hat man damals gesagt und so sagt man auch neuerdings wieder habe nach den Friedensschlüssen von Nymwegen und St. Germain des Kurfürsten Politik beherrscht. Nur der Unwille über den Verrat habe ihn dahin geführt von einer weiteren Verbindung mit dem Kaiser abzusehen und Anschluß an Frankreich zu suchen. Es war doch bei weitem nicht so. Gewiß wallte des Kurfürsten Gemüt in heftigstem Zorn auf, wenn er gedachte, wie die Bundesgenossen ihre Versprechungen, ihn zu verteidigen, ihm „Satisfaktion“ zu geben, nicht ohne ihn Frieden zu schließen, gehalten hatten. Gewiß hatte er ein Recht darauf, ihnen ihre Treulosigkeit vorzuwerfen und seine sittliche Entrüstung über sie hat er nicht verhehlt. Aber entfernt nicht gestattete er seiner Leidenschaft Einfluß auf seine Politik; mit der äußersten Besonnenheit vielmehr, der vorsichtigsten Klugheit leitete er die Geschicke seines

Das Kurfürstliche Lustschloß Bornim.

Erbaut von Kurfürst Friedrich Wilhelm nach 1664. Nach einem Kupferstich von Samuel Blesendorf (1660—1706) in L. Beger, »Thesaurus Brandenburgicus selectus«. I. Bd. Cölln a. Spree, 1696 bei Ulr. Liebpert. Auf $^2/_3$ verkleinert. (S. S. 167.)

Staates. Eine energische deutsche Politik zu treiben oder gar für Kaiser und Reich das Schwert zu ziehen: das hatte man ihm nicht etwa nur verleidet, sondern völlig unmöglich gemacht.

Das war nach all den unseligen Feldzügen, der elenden, von den Zeitgenossen heftig genug beklagten Kriegführung vornehmlich klar, daß damals keiner der Verbündeten imstande war, Frankreich die Stirne zu bieten, ja daß kaum einer von ihnen auch nur den rechten Ernst dafür hatte. Immer wieder im Stich gelassen, hätte der Kurfürst in vollster Verblendung leben, seinen Staat in unverantwortlichem Leichtsinn vollständig aufs Spiel setzen müssen, wenn er selbst jetzt noch ihnen getraut hätte. Wagehalsig hätte er nur sich selbst und seinem Staat das gewisse Grab geöffnet. Und wenn er von seinen natürlichen Bundesgenossen verlassen, wenn Schweden ihm wieder auf den Nacken und Polen ihm in die Flanke gesetzt war, wenn die deutschen Nachbarfürsten zum guten Teile mit argwöhnischen und habgierigen Blicken um ihn gelagert waren, wenn in dieser vereinsamten und ausgesetzten Lage alle Kräfte des Staates von Grund aus für die deutsche Sache vergeblich erschöpft waren, und das dringendste Bedürfnis vorlag, irgend eine Stütze, irgend einen Halt zu finden, so war eben kein anderer vorhanden, als bei demjenigen, den man mit der größten Willenskraft bisher bekämpft, dem man Schaden und Verluste beigebracht, wie er sie von keinem anderen erlitten. Schon aber eilten nicht nur die Schweden, sondern auch die bisherigen Verbündeten, dem Kurfürsten in Paris zuvorzukommen und dort einen Bund zustande zu bringen, dessen Spitze sich gegen ihn kehren sollte. Und wenn er schon wußte, daß das Oberhaupt des Reiches, daß der Kaiser sich jetzt nicht einmal gescheut hatte, mit seinen ärgsten Feinden, den Schweden, sich zu vereinigen, wie sollte er nicht sehen, daß diese Vereinigung ihn vollends verderben mußte?

Was anders konnte also das nächste Ziel seiner Politik sein, als die Sicherung seines eigenen Staates? Doch wenn alle ihm feindlich gesinnt waren, so blieben ihre auf seinen etwaigen Untergang gerichteten Entwürfe doch abhängig

von dem Herrn, der unbedingt über die Geschicke Europas zu gebieten schien, und wieder dieser hatte ein Recht darauf, dem Kurfürsten Feind zu sein, und war doch der einzige zugleich, dessen guter Wille die Rettung ermöglichte. Aber wie die doch wahrlich verdiente Abneigung, das wahrlich gerechtfertigte Mißtrauen König Ludwigs überwinden? Nur ein Zugeständnis gab es, das für diesen von Wert war, und das war die Kaiserkrone. Denn eben nach dieser strebte sein Ehrgeiz. Da ging der Kurfürst, klar und entschlossen, wie er stets war, auf dieser Grundlage mit dem König Ludwig ein Bündnis ein (25. Oktober 1679) und stellte ihm unter Umständen die Kaiserkrone in Aussicht. Dafür erhielt er Subsidiengelder und Anerkennung der Jägerndorfischen Ansprüche zugesichert. Aber der Eintritt dieser Umstände war so völlig unwahrscheinlich, und das Zugeständnis war durch den brandenburgischen Gesandten Otto von Meinders in Formen gefaßt, die den König von vornherein überzeugen mußten, daß diese Verpflichtung eine praktische Bedeutung niemals gewinnen werde. Gleichwohl nahm Ludwig, froh, den gefährlichsten und thatkräftigsten seiner Gegner zu gewinnen, ihn von den übrigen abzuziehen, das Bündnis an. Vor allen Dingen erreichte Friedrich Wilhelm das für den Augenblick Wichtigste: Ruhe und Frieden, die Möglichkeit, die tiefen Wunden, die der Krieg seinem Lande geschlagen, wieder auszuheilen und seine Kräfte zu rüsten und zu stählen für den Augenblick, da es möglich war, die französische Gewaltherrschaft wieder abzuwerfen. Von großer Wichtigkeit war ferner, daß Friedrich Wilhelm im Bunde mit Frankreich die von Schweden und Polen drohende Gefahr als minder drangend ansehen konnte, daß die enge Verknüpfung Schwedens mit Frankreich, die jener Macht fast allein noch Bedeutung gab, zerrissen war. Im Bunde mit Frankreich und doch, wie dessen stets neues Mißtrauen zeigte, gefürchtet von diesem, durfte er hoffen, allmählich die Kraft zu gewinnen, Ludwigs Uebermut, sei es diplomatisch, sei es, und währte es noch so lange, zuletzt auch wieder militärisch zu bändigen.

Denn freilich nur zu bald zeigte sich, wie Ludwig die unklaren Bestimmungen des Friedens von Nymwegen verstand, wie empörend der Uebermut, mit dem er Deutschland seine Geißelhiebe austeilte. Denn nicht nur, daß er Elsaß und Lothringen besetzt hielt, Schlettstadt und Colmar befestigte, setzte er vielmehr die „Reunionskammern" ein, welche unter dem Schein des Rechtes all diejenigen Gebiete bezeichnen sollten, die einst zu den an Ludwig abgetretenen Teilen des Reiches gehört hätten und demnach von Frankreich in Besitz zu nehmen seien. Je heiligem Ingrimm erzitterte das Gemüt des Kurfürsten über die Gewaltthaten Ludwigs gegen das Reich, aber mehr als immer neue Vorstellungen bei Ludwig für die Bedrangten konnte er nicht wagen, wenn er nicht seine und Deutschlands Existenz aufs Spiel setzen wollte. Den Beitritt zu einer „Association", die der Prinz von Oranien plante, mußte er daher im Hinblick auf die vollkommene Aussichtslosigkeit einer energischen Ausführung des Vertrags umsomehr versagen, als Schweden zu den Teilnehmern gehörte. Ja, mißtrauisch von Ludwig XIV. und dessen Gesandten in Berlin Rebenac stets beobachtet, mußte er sich zu einem weiteren Defensiv-Vertrag mit Frankreich bequemen, dessen Forderung zwar zeigte, wieviel Wert Ludwig auf das Bündnis mit dem Kurfürsten legte, diesen aber durch die endlich durchgesetzte Anerkennung des Nymwegener Friedens und der Reunionen aufs tiefste demütigte.

Gleichwohl ließ es Ludwig geschehen, daß der Kurfürst aufs neue Schiff ausrüstete, daß er nach dem besonders von Holland gegebenen Beispiel, um endlich

die von Spanien mit trotzigen Worten verweigerten Rückstände der Subsidien einzutreiben, bei Ostende ein reich beladenes spanisches Schiff aufbringen ließ, daß er, sehr zum Aerger der Holländer, zwei Fregatten, „das Wappen von Kurbrandenburg“ und den „Morian“ nach Guinea sandte, dort Handelsverbindungen anzuknüpfen, daß er sogar 1682 eine afrikanische Handelsgesellschaft ins Leben rief, überhaupt für die Hebung des Handels und der Industrie seines Landes unermüdlich thätig war, endlich daß er, von den ostfriesischen Ständen berufen, an der Emsmündung Macht und Bedeutung gewann. Sein Hauptaugenmerk aber richtete der Kurfürst nun, da er der Häfen Vorpommerns, vorzüglich Stettins, beraubt war, auf die preußischen und hinterpommerschen Häfen, auf Pillau, Königsberg und Kolberg. In Königsberg und Kolberg sowie in Berlin wurden neue Kommerzkollegien eingerichtet und alles wurde gethan, um die Schiffahrt zu erleichtern, den Handel vom Auslande unabhängig zu machen und ihm die Vorteile des Seeverkehrs zuzuwenden. Darum auch versuchte man damals durch Benützung der Rega und Drage eine Wasserverbindung zwischen der Neumark und der Ostsee herzustellen, die, wie jener ältere Kanal dem Handel Breslaus nach der Nordsee durch brandenburgische Länder einen Weg gewiesen hatte, nun auch ihm einen solchen nach der Ostsee eröffnen sollte.

Abfahrt der brandenburg. Schiffe von Glückstadt.

Aus Otto Friedrich von der Gröbens „Orientalische Reise Beschreibung des Brandenburgischen Adelichen Pilgers“. Marienwerder 1694. Auf ⅓ verkleinert.

Plan der Festung Großfriedrichsburg.

Aus Otto Friedrich von der Gröbens „Orientalische Reise-Beschreibung des Brandenburgischen Adelichen Pilgers“. Marienwerder 1694. Auf ⅓ verkleinert.

„B. Ist der Greine Friedrichs Berg | lieget vom Munde des Flusses C. [illegible] Schritt vom Berge D. eine starcke halbe Meile | vom Berge A aber | [illegible] Schritt F sind die Klippen so denn Berge liegen E u. C sind die zwey Mundungen des Flusses. G ist der Fluß so zu Winters-Zeiten den Berg zur Insel macht

Denn wie immer dem Kurfürsten mitgespielt worden war, den Glauben an die Zukunft seines Staates hatte er so wenig verloren, daß er jetzt vielmehr die Neigungen seiner Jugend ins Werk setzte. Aller Demütigung in Europa zum Trotz suchte er nunmehr die außereuropäische Welt seinem Lande nutzbar zu machen und in überseeischen Ländern Einfluß zu gewinnen. Seine Flotte, die 1681 schon die stattliche Zahl von 30 Schiffen aufwies, hatte daher nicht nur den Zweck militärischer Verteidigung, sondern mit ihrer Hilfe sollten vornehmlich Kolonien in fremden Weltteilen angelegt werden, die Brandenburg auch den Nutzen des Welthandels gewähren sollten. Hierfür erwies sich

Groß-Friedrichsburg und Umgebung.
Nach einer gleichzeitigen Zeichnung im Archiv des Generalstabes zu Berlin.

auch jene Festsetzung an der Emsmündung in Greetsiel, die Verlegung der afrikanischen Handelsgesellschaft nach Emden, von großer Wichtigkeit, weil die Einfahrt in die Ostsee und nach den Häfen Preußens und Hinterpommerns von Schweden wie Dänemark belästigt wurde. Hatte der Kurfürst schon 1650 Tranquebar auf Koromandel von den Dänen kaufen wollen, so betrieb er jetzt am Kap Tresspuntas, am Kap der drei Spitzen, an der Westküste Afrikas großartige Kolonialpläne. Im Jahre 1681 wurde ein Vertrag mit einigen Negerhauptlingen geschlossen, durch den Brandenburg einen Landstrich auf der Goldküste erhielt. Im Sommer 1682 liefen wieder zwei Schiffe, der „Churprinz" und der „Morian", von Glückstadt aus, und nach der Erneuerung jenes Vertrages wurde nun auf Guinea durch Major von der Groben Großfriedrichsburg mit der

Medaille auf die afrik. Expedition des Kurf. Friedrich Wilhelm 1681
In Größe des Originals. Silber im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.
Adler.

Dorotheenschanze und der Schanze „Sophie Luise“ angelegt, Tacerama und Taccarary befestigt und südlich vom Kap S. Blanko das Kastell Arguin erbaut. In jener Stellung wurden die Brandenburger zwar von den Holländern, in dieser von den Franzosen belästigt, aber man konnte sich doch behaupten, und namentlich ward Arguin die Hauptstation für Guinea, die der Afrikanischen Gesellschaft um so größeren Gewinn brachte, als die Neger mehr Vertrauen zu den Brandenburgern, als zu den Franzosen und Holländern faßten. Weiterhin aber plante der Kurfürst noch eine Ansiedelung in Amerika auf der Insel St. Thomas, die Gründung einer Ostindischen Gesellschaft und die Aussendung einer Expedition nach China und Japan: kurz Entwürfe und doch auch Erfolge, die trotz der Kleinheit aller Verhältnisse für jene Zeit von einer Großartigkeit waren, wie sie kaum in den Zeiten der Hansa und niemals von einem anderen deutschen Fürsten gewagt worden sind, und die von der größten Wichtigkeit für die Bedeutung des Landes, für seinen Reichtum, ja für den Handel des deutschen Kaufmanns überhaupt werden konnten.

Das Comptoir eines deutschen Kaufmannes im 17. Jahrh. Nach einem gleichzeitigen anonymen Stich im Hohenzollern-Museum zu Berlin, auf die Hälfte verkleinert.

Medaille auf die afrik. Expedition des Kurf. Friedrich Wilhelm 1681. In Größe des Originals (Silber) im Kgl. Münzkabinett zu Berlin. Revers

Daher erscheint der Neid und die Mißgunst der übrigen Seestaaten gegen die neu aufstrebende Flotte auch weniger auffallend, als daß König Ludwig solche Dinge überhaupt duldete. Denn inzwischen waren seine Gewaltthaten gegen das Reich immer schamloser geworden, selbst Straßburg, „das herrliche propugnaculum des Reiches“, hatte er genommen. Doch eine Deputation, die man in Frankfurt versammelt, um mit Ludwig nunmehr zu einer endgültigen Abmachung über die Grenzlinien und die Auslegung des Nymwegener Friedens zu gelangen,

kam über elende Zeremonialstreitigkeiten und hohle Proteste so wenig hinaus, wie die
1682 vollklingenden Erlasse und geharnischten Erklärungen des Reichstages oder des Kaisers den König irgendwie belästigten. So heftig man auch mit dem Säbel rasselte, so war doch gar nicht daran zu denken, ihn auch nur aus der Scheide zu ziehen, und in Wirklichkeit schlug auch die Politik des Kaisers gar keine anderen Bahnen als die bisherigen ein. Friedrich Wilhelms weise und vorsichtige Haltung aber hatte es dahin gebracht, daß jetzt Ludwig ihm freiwillig anbot, er wolle auf jede weitere Wegnahme verzichten, falls der Kurfürst dem gegen ihn sich bildenden Bunde nicht beitrate. Das Ansehen und die Stellung des Kurfürsten in Europa konnte kaum scharfer bezeichnet werden, als durch dies Anerbieten geschah, aber, und das war die Hauptsache, durch eben dieses war endlich Deutsch-
1682 Jan. land sicher gestellt. Ohne Zögern schloß Friedrich Wilhelm den Vertrag.

Wie anders wirkte der Kurfürst für das Reich als der Kaiser und die meisten deutschen Fürsten! Mußte es nicht endlich klar werden, was es für Deutschland bedeutete, daß sich ein Staat entwickelte, der eine Macht zu Schutz und Trutz war? Freilich verbindet war der Kurfürst mit Frankreich, und oft genug wurde es ihm in bitteren und scharfen Worten von denen vorgeworfen, die wenige Jahre zuvor es so eilig gehabt hatten, mit Frankreich Frieden zu schließen. Aber den Segen dieses Bundnisses hatte doch nicht, wie man behauptet, Frankreich, das ohne dieses im Kurfürsten die letzte Saule des Reiches zertrummert hatte, sondern Deutschland. Und selbst wenn nicht das dringendste Gebot der Selbsterhaltung den Anschluß an Frankreich gerechtfertigt hätte, diese Art seiner Benutzung offenbarte die Absichten dessen, der ihn vollzogen, und gab ihm, was man zuweilen noch heute verkennt, die vollste Rechtfertigung.

Mit heftigster Leidenschaft aber wurde damals an den übrigen Höfen zu neuem Kriege gegen Ludwig geschürt, und vor allen drangte der Kaiser und der Prinz von Oranien zu einem allgemeinen Kriege mit Frankreich, und Graf Waldeck, nun in oranischen Diensten, wirkte an den kleinen Hofen Deutschlands mit dem ganzen Feuereifer seiner Seele dafür. Aber so edel bei vielen die Absicht, so unmöglich war doch die Ausführung. Eben deshalb hielt der Kurfürst, so fest er auch überzeugt war, daß es zum Kriege mit Ludwig kommen müsse, damals den Beginn des Krieges für sündhaft. Freilich zimmerte Ludwig am Sarge der deutschen Nation, aber die unüberlegt vorwarts drangende Politik seiner Feinde schmiedete die Nagel dazu. Denn auch nach dem Urteil des Prinzen von Oranien mußte der Bund gegen Ludwig sich wesentlich auf England stützen. König Karl II. von England aber war durch reichliche Geldspenden völlig von Ludwig gewonnen und nicht im entferntesten gewillt, ihn zu bekriegen. England sowohl wie die Generalstaaten waren ferner infolge der Zerrüttung ihrer Finanzen wie der heftigsten inneren Parteiungen gar nicht in der Lage, gewaltsam gegen Frankreich aufzutreten. Spanien mußte stillschweigend alle Uebelthaten Ludwigs über sich ergehen lassen. Von den deutschen Fürsten schlossen sich zwar unter der Führung des Grafen Waldeck eine Anzahl kleinerer mit dem Kaiser im Laxenburger Bunde zusammen, aber daß sie auch nur einen Teil der verabredeten Truppen aufstellen könnten, war billig zu bezweifeln. Noch weniger aber als früher war jetzt an eine thatkraftige Kriegführung seitens des Kaisers zu denken. Denn schon konnte niemand daran zweifeln, daß alle seine Kräfte anderweitig höchst nötig gebraucht wurden. Immer naher und naher schwoll nämlich die seit lange drohende Türken-

gefahr, und seit etwa 1680 stand es mit vollster Gewißheit fest, daß die Türken mit größerer Macht als je in Deutschland einfallen würden. Völlig unmöglich aber war es, ihnen zu widerstehen und zugleich einen Kampf gegen Frankreich zu führen. Bei der militärischen Unfertigkeit des Kaisers war vielmehr schon der Kampf mit den Türken allein von solcher Größe, daß er nicht nur alle Mittel verbrauchte, sondern auch trotz ihrer Anwendung den sichern Sieg des Halbmondes mit zitternder Angst fürchten ließ. Wie, wenn nun, was man allerorten mit Schrecken voraussah, geschah, wie, wenn König Ludwig diese furchtbare Lage des Kaisers und des Reiches zu einem neuen Raubzuge benutzte und wenn er gleichzeitig auch die Schweden zu neuem Einfall in das Reich bewog! Vom Osten, Westen und Norden überfallen, wäre das Reich jammervoll zusammengebrochen. Und doch steuerte man mit vollen Segeln darauf los, Deutschland in dieses doppelte Unwetter hinein zu treiben.

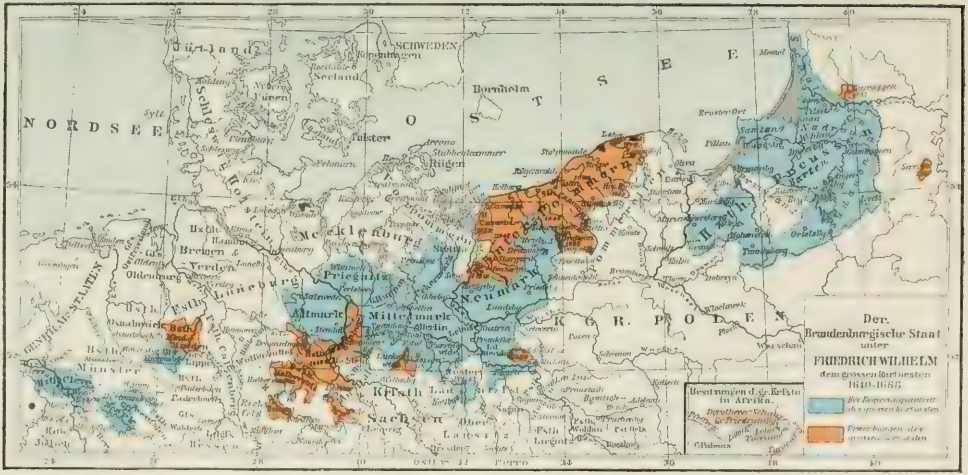
Der Kurfürst hätte nicht der sorgsame Steuermann sein müssen, der er war, wenn er nicht überall im Reich und namentlich zu Regensburg in dem berühmten Magdeburger Votum mit den beredtesten Worten diese Lage hätte vorstellen lassen! Auf den Arzt wies er hin, der Lob verdiene, wenn er, um das Leben eines Menschen zu retten, eile, das kranke Glied abzuschneiden. Aufs dringendste mahnte er, mit Ludwig den geforderten Vertrag zu schließen. Denn immer noch sei es besser, an Ludwig abzutreten, was er einmal habe, und was man jetzt nicht die Macht habe, ihm zu entreißen, als ihm das ganze Vaterland aus Messer zu liefern. Und so klar lag diese Gefahr auch vor aller Augen, daß mit einziger Ausnahme von Bayern das ganze Kurkollegium, der größte Teil der Fürsten die Notwendigkeit einer endlichen Abmachung mit Ludwig XIV. anerkannten.

Ebenso ließ Friedrich Wilhelm durch seine wiederholt nach Wien geschickten Gesandten immer dringender und dringender zum Abschluß mit Ludwig raten. Denn dieser allein biete die Sicherheit, Frankreichs Reunionen zu beendigen, und eine bare Unmöglichkeit sei es, zwei so gut gerüsteten Gegnern, wie den Franzosen und den Türken, die Spitze zu bieten. Sei erst einmal mit Frankreich abgeschlossen, und so die Westgrenze gedeckt, so wolle er gern dem Kaiser gegen die Türken helfen, auch in der Jägerndorfschen Angelegenheit, deren Berechtigung die Hofburg so oft anerkannt, wolle er, um dem Kaiser gegen die Türken freie Hand zu lassen, für jetzt eine Entscheidung nicht herbeiführen. Von allen Seiten, selbst vom heiligen Vater in Rom wurde der Wiener Hof zu einem endlichen Abkommen mit Frankreich, zur vollen Entwickelung aller Kräfte gegen die Türken gemahnt und gebeten. Auch erkannte man in Wien sehr wohl die entsetzliche Gefahr, in der man sich befand, und gestand dies dem kurfürstlichen Gesandten ein. Doch hier hatte man in der That noch ganz andere Verhältnisse in Betracht zu ziehen. Die große Frage der spanischen Erbfolge schien nämlich ihrer Erledigung nahe zu sein, und alles lag für das Haus Oesterreich daran, den kranken König Karl von Spanien bei gutem Willen zu erhalten, damit er Oesterreich zum Erben seiner Reiche einsetze. König Karl aber, aufs heftigste gereizt gegen Frankreich und doch bei weitem nicht kräftig genug, allein es zu bekämpfen, verlangte von Oesterreich den Angriff auf Frankreich. Diesem Willen gegenüber, von dem alles abhing, mußte der Kaiser es darauf wagen, mit den Türken und Frankreich zugleich sich zu schlagen, immer in der Hoffnung und dieser unbefangen Ausdruck gebend, daß das Reich, daß namentlich Brandenburg, daß zuletzt

auch die übrigen Mächte durch die Wucht der Verhältnisse mit in den Kampf gezogen werden mußten, und das Haus Oesterreich, in dem doch der eigentliche Schwerpunkt gegen Frankreich liege, nicht untergehen lassen konnten. Deutschland mußte allerdings damit in den furchtbarsten Krieg gezerrt werden und einer entsetzlichen Verwüstung entgegen gehen. Aber dem habsburgischen Hausinteresse gegenüber kam dies nicht in Betracht, denn unmöglich könne der Kaiser „sein und seiner Leibeserben patrimonium abandonnieren". Wie gering auch die Hoffnung war, den Türken zu widerstehen, so wies man daher die oft gebotene Hilfe Friedrich Wilhelms dennoch wieder und wieder ab, da dieser sie von dem Abschluß mit Frankreich abhängig machte und in seinem wie in Deutschlands Interesse abhängig machen mußte.

Doch selbst wenn dieser zum Abschluß gekommen wäre, blieben die Angebote des Kurfürsten für die Sicherheit des Reiches unendlich hochherzig; denn nicht nur, daß er jeden Gedanken an Rache für den Verrat von 1679 völlig hintansetzte, wußte er vielmehr, daß ihm selbst jetzt Schlimmeres bevorstand. Denn harmlos genug bekannte sogar der spanische Gesandte in Wien dem brandenburgischen den Plan, daß, sobald des Kurfürsten Truppen nach Südosten zum Schutze von Kaiser und Reich abmarschiert seien, Polen, Schweden und die Braunschweiger als Verbündete des Kaisers ihm ins Land fallen würden. Hinzu kam noch, daß im Norden zwischen dem, mit Frankreich verbündeten, Dänemark und dem, mit den welfischen Herzogen geeinten, Schweden die Verwickelungen und Gegensätze so weit gediehen waren, daß auch hier ein Krieg jeden Augenblick losbrechen konnte, der nicht nur Brandenburg in Mitleidenschaft ziehen, sondern auch Frankreich neuen Anlaß zum Kriege gegen Deutschland geben mußte. Trotz alledem lehnte der Kaiser sogar eine 20- bis 30jährige Waffenruhe, zu der König Ludwig sich schließlich verstand, ab, und das, wiewohl die drei Kollegien des Reichstages sie annahmen. Ebenso wies Spanien auch die von England angebotene Vermittelung mit Frankreich zurück.

Indessen wenn man in Wien „auf die bekannten generösen Sentiments des Kurfürsten wegen Deliverierung des Vaterlandes" gerechnet hatte, so war dies doch nicht unrichtig gewesen. Durch beispiellos kühne Wendungen und die schwierigsten Kombinationen beschwor er zunächst den Kampf im Norden, der — wenn er auf seinen Vorteil allein gesehen — ihn wohl hätte zu neuem Kampf um Pommern veranlassen können. Mit großer Bestimmtheit veranlaßte er ferner den König Ludwig, an Kaiser und Reich immer neue Vorschläge zu machen und ließ sich durch dessen Drohen von seinen Anerbietungen, dem Kaiser Türkenhilfe zu senden, nicht abschrecken. Im Gegenteil rüstete auch er sich für alle Fälle mit voller Macht, und selbst gehässige Gegner des Kurfürsten erkennen an, daß jene Bestimmtheit, die durch das auf 30000 Mann gebrachte Heer und die Erinnerung an dessen Thaten gegen die Schweden den nötigen Nachdruck erhielt, ebenso wie die Besorgnis Ludwigs, der Kurfürst könne doch das ihm auferlegte Joch abschütteln, den König vermocht haben, von dem geplanten Einfall in das Reich zur Zeit der Türkennot abzustehen. Dank der unermüdlichen Fürsorge des Kurfürsten hatte mithin der Kaiser sich allein der Türken zu erwehren. Und dies gelang. Heldenmütig verteidigte sich Wien gegen die, an Zahl gewaltig überlegenen und deshalb sorglos gewordenen Türken. Am 12. September 1683 war Wien entsetzt, waren die Türken geschlagen. Gran wurde von Johann


NORDSEE
OSTSEE
SCHWEDEN
Dänemark
Seeland
Bornholm
Rügen
Usedom
Mecklenburg
Pommern
Brandenburg
Neumark
Prignitz
Altmark
Mittelmark
Ruppin
Uckermark
Lausitz
Sachsen
Anhalt
Westfalen
Cleve
Minden
Ravensberg
Lippe
Mark
Ostfriesland
Oldenburg
Bremen
Verden
Lüneburg
Hamburg
Lübeck
Braunschweig
Hannover
Hessen
Waldeck
Nassau
Berg
Jülich
Geldern
Münster
Osnabrück
Paderborn
Corvey
Hildesheim
Halberstadt
Magdeburg
Stettin
Stargard
Cammin
Pyritz
Colberg
Cöslin
Lauenburg
Bütow
Rügenwalde
Stolpe
Leba
Bruster-Ort
Pillau
Memel
Samland
Natangen
Barten
Ermland
Oberland
Pomesanien
Culmer Land
Pomerellen
Marienburg
Marienwerder
Graudenz
Dirschau
Preußen
Elbing
Braunsberg
Heilsberg
Mohrungen
Soldau
Neidenburg
Ortelsburg
Lyck
Johannisburg
Angerburg
Gumbinnen
Insterburg
Tilsit
Ragnit
Tapiau
Labiau
Memelstrom
Weichsel
Oder
Elbe
Weser
Rhein
Ems
Maas
Donau
Warschau
Plock
Lowicz
Rawa
Posen
Schrimm
Meseritz
Crossen
Züllichau
Sorau
Guben
Cottbus
Spremberg
Luckau
Lübben
Torgau
Wittenberg
Zerbst
Coswig
Dessau
Köthen
Bernburg
Aschersleben
Quedlinburg
Wernigerode
Blankenburg
Halle
Merseburg
Naumburg
Weißenfels
Zeitz
Altenburg
Leipzig
Eilenburg
Wurzen
Grimma
Meißen
Dresden
Pirna
Bautzen
Görlitz
Lauban
Hoyerswerda
Kottbus
Calau
Ruppin
Neuruppin
Wusterhausen
Perleberg
Havelberg
Salzwedel
Gardelegen
Osterburg
Tangermünde
Stendal
Arneburg
Genthin
Jerichow
Burg
Brandenburg
Potsdam
Spandau
Berlin
Cölln
Frankfurt
Fürstenwalde
Müncheberg
Wriezen
Oderberg
Bernau
Strausberg
Freienwalde
Bärwalde
Arnswalde
Friedeberg
Landsberg
Soldin
Königsberg
Zehden
Schwedt
Vierraden
Angermünde
Prenzlau
Templin
Zehdenick
Oranienburg
Rheinsberg
Fehrbellin
Ruppin
Wusterhausen
Lindow
Zechlin
Gransee
Fürstenberg
Strelitz
Neustrelitz
Mirow
Wesenberg
Stargard
Woldegk
Pasewalk
Ueckermünde
Anklam
Demmin
Stavenhagen
Neubrandenburg
Malchin
Malchow
Waren
Röbel
Plau
Parchim
Ludwigslust
Schwerin
Wismar
Rostock
Doberan
Grevesmühlen
Gadebusch
Boizenburg
Hagenow
Lauenburg
Ratzeburg
Mölln
Schönberg
Oldesloe
Segeberg
Neumünster
Rendsburg
Kiel
Eckernförde
Flensburg
Tondern
Husum
Eiderstedt
Heide
Meldorf
Itzehoe
Glückstadt
Pinneberg
Altona
Harburg
Stade
Otterndorf
Cuxhaven
Jever
Wilhelmshaven
Varel
Delmenhorst
Vechta
Cloppenburg
Meppen
Lingen
Aschendorf
Papenburg
Leer
Emden
Norden
Aurich
Esens
Wittmund
Norderney
Borkum
Juist
Langeoog
Spiekeroog
Wangerooge
Helgoland
Sylt
Föhr
Amrum
Nordstrand
Pellworm
Der Brandenburgische Staat unter FRIEDRICH WILHELM dem grossen Churfürsten 1640-1688
Besitzungen d. Gr. Kurfürsten in Africa.
Der Respectsgrenze
Der Grenzen

Sobiesky, bei dessen Heer 1200 Brandenburger, die der Kurfürst trotz allem gesandt, erobert.

Natürlich daß man in Wien und Madrid nur um so stolzer das Haupt erhob. Spanien erklärte Frankreich den Krieg, und mit erhöhtem Selbstgefühl betrieb ihn der Kaiser. Aber im September rückte Ludwig in Brabant ein, eroberte die Festungen, nahm selbst Luxemburg, und gleichzeitig zwang er durch ein schauderhaftes Bombardement Genua zur Unterwerfung, drang vom Elsaß bis nach Trier und Köln vor, ließ weitere Truppen marschieren. Und Holland that — die Haltlosigkeit der Pläne des Prinzen von Oranien und des Grafen von Waldeck grell beleuchtend — trotz allem Drängen nichts. Jetzt forderten Ludwigs Gesandte im drohendsten Ton von Kaiser und Reich den Abschluß des Waffenstillstandes. Und vor den gezückten Waffen Ludwigs schwanden alle reichspatriotischen Phrasen dahin, verstummte alles Kriegsgeschrei. Selbst nach der Besiegung der Türken konnte man also nicht einmal Frankreich allein widerstehen, und mehr als alles andere bewies dies, daß der vom Kurfürsten stets gegebene Rat doch den einzigen Weg zur Rettung zeigte. Im August 1684 wurde 1684
der Waffenstillstand vom Kaiser, vom Reich, von Spanien angenommen.

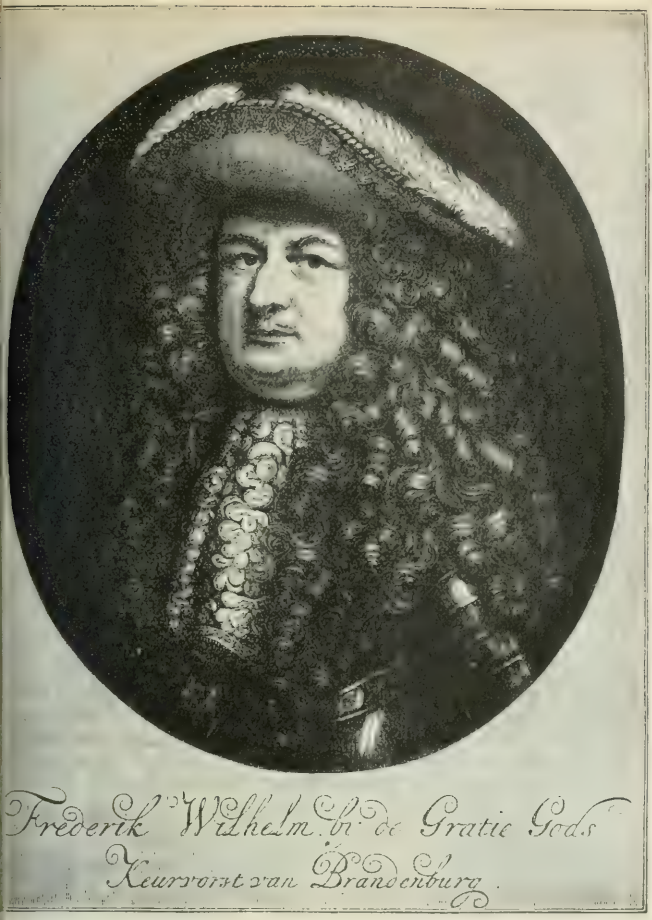
Wie traurig und beschämend es auch war, daß man für die Dauer des Waffenstillstandes Frankreichs Gewaltthaten anerkennen mußte, so hatte das Reich doch endlich vor ihm Ruhe und konnte nunmehr wenigstens beginnen, sich für den Krieg zu rüsten, den der Uebermut Ludwigs offenbar unvermeidlich machte Vor allen Dingen suchte Friedrich Wilhelm eine Organisation des Reichsheeres durchzusetzen. Die kleineren Reichsglieder sollten nur Zahlungen leisten, und dafür die mächtigeren größere und wirklich brauchbare Heere aufstellen. Er suchte wiederum Verbindungen mit anderen Staaten anzuknüpfen, so mit dem immer feindlichen Hannover und mit den immer unzuverlässigen Niederlanden; mit 1684 Okt.
jenem wurden sie durch die Vermählung des Kurprinzen mit der Prinzessin Sophie Charlotte inniger als man gehofft, mit diesen wurden sie durch Nachgiebigkeit des Kurfürsten auf der ganzen Reihe seiner gerechten Beschwerden erreicht. Durch Paul von Fuchs wurde ein Verteidigungsvertrag verabredet, der zugleich die Stellung des Oraniers sicherte. Ebenso ließ der Kurfürst sogar mit Stockholm verhandeln, und auch hier kam er zum Schluß.

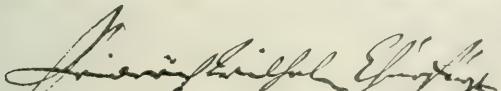
Wenn diese nähere Verständigung mit Holland und Schweden gelang, so hatte dies seinen eigentlichen Grund darin, daß jetzt ein allgemeiner Gesichtspunkt das Verhältnis der europäischen Staaten zu einander erheblich verschob. Der gesamte Protestantismus fühlte sich nämlich damals durch den überall mit Erfolg vorgehenden Papismus in seinen Grundvesten bedroht, und so gewann wieder einmal das protestantische Gemeingefühl in jenen Staaten die Oberhand. In Frankreich, wo es schon lange nicht für passend gegolten, eine andere Religion als der König haben zu wollen, ging Ludwig XIV. mit immer schärferen, immer grausameren Maßregeln gegen die Hugenotten vor. In Oesterreich wurden die Verfolgungen gegen die Evangelischen seit den Erfolgen gegen die Türken immer rücksichtsloser. In England hatte nach Karls II. Tode Jakob II. den Thron bestiegen und begann alsbald auch hier, die Unterdrückung der Evangelischen mit stetig steigender Energie vorzunehmen. Eine allgemeine Wiederherstellung der katholischen Kirche schien bevorzustehen, und die Interessen der Kirche schienen die staatlichen Gesichtspunkte überwinden zu sollen. Gleichwohl aber ließ sich der sehr weltliche Gegensatz

zwischen den beiden Hauptmächten des Katholizismus nicht so leicht übertünchen, und Ludwig XIV. that, was nur möglich war, um Oesterreich zu zwingen, bei den protestantischen Mächten Hilfe zu suchen. Denn wie Kinderspiel erschienen die Reunionen einzelner Dörfer, Städte und Landesteile gegen das, was Ludwig jetzt in Szene setzte.

168. Im Beginn des Jahres 1685 benutzte er nämlich eine gefährliche Erkrankung des Königs von Spanien, um in einer überall verbreiteten Denkschrift die gesamte spanische Erbschaft für seinen Dauphin in Anspruch zu nehmen, und den Tod des Kurfürsten von der Pfalz benutzte er in derselben Weise, um für Frankreich den ganzen Allodialnachlaß und alle Länder, die Kurpfalz links vom Rheine beiaß, zu fordern. Endlich betrieb er auch die Wahl seines Sohnes, des Dauphins, zum deutschen Kaiser, hoffte sie mit Gewalt durchzusetzen und die deutsche Kaiserkrone in seinem Hause erblich zu machen. Da hatte man deutlich das Bild der Universalmonarchie, wie sie Ludwig wollte. Alle Staaten, alle Völker waren bedroht, und wenigstens „in Deutschland", so gestand man sich ein, „könne und müsse Kurbrandenburg allein vor den Riß stehen". Natürlich war der Kurfürst bei diesen erneuten, allem Völkerrecht Hohn sprechenden, allen Verträgen zuwider laufenden Ansprüchen Ludwigs auf weite deutsche Länder auch nicht mehr durch seine Verträge an Frankreich gebunden. Ludwig hatte sie vollständig zerrissen, und deutlich zeigte er seine Ueberzeugung, daß Friedrich Wilhelm jede Gelegenheit benutzen werde, die ihm auferlegte Kette zu sprengen. Man lachte schon lange in Frankreich über die Behauptung, daß es zur Zeit ein deutsches Reich gabe, aber man gestand, daß des Kurfürsten ganze Thätigkeit darauf gerichtet war, ein solches wieder zu schaffen. Schon jene Annäherung an Holland hatte bei Ludwig daher heftigen Widerwillen erregt und empörende Forderungen an den Kurfürsten hervorgerufen. Aber dieser erfüllte sie nicht, und Ludwig mußte dies hinnehmen, weil er noch immer Brandenburg brauchte und nicht zulassen konnte, daß Brandenburg und der Kaiser sich vereinten. Denn wie vom Anfang seiner Regierung an suchte der Kurfürst, trotz allem was geschehen, auch damals wieder, mit dem Kaiser in nahe Verbindung zu kommen. Denn nur auf seine Lande, die für den Augenblick durch die französisch-brandenburgischen Verträge ja geschützt waren und diesen Schutz durch die Annäherung an den Kaiser verlieren mußten, Rücksicht zu nehmen, lag dem Fürsten, der allzeit „gut reichisch" sein wollte, sehr fern. Wie Friedrich Wilhelm das Verhältnis ansah, war er auf den Kaiser, und dieser auf ihn angewiesen; Ludwig war der beiden gemeinsame Feind, war der Feind des Reiches. Und wenn sich eine Linie bot, auf welcher er mit dem Kaiser zusammen für das Reich eintreten konnte, so war dies völlig und ganz nach seinem Sinn. Eine solche nun mußte sich aus jenem Anspruch Ludwigs auf das spanische Erbe damals ergeben. Denn wie dem Kurfürsten eine Verteidigung des Reiches selbst ohne die Machtmittel des Kaisers nicht möglich gewesen wäre, so konnte auch der Kaiser ohne Brandenburg weder auf die Durchsetzung seiner spanischen Ansprüche, noch auch nur auf die dauernde Abwehr der Türken, mit denen er noch immer im Kampf begriffen war, rechnen.

Darum mußte man in Wien die Eifersucht auf „das neue Königtum der Vandalen" zurücktreten lassen hinter die Erkenntnis, „daß ohne den Kurfürsten nichts auszurichten sei, und derselbe vor allem zufrieden gestellt werden müsse". Man sandte einen der gewandtesten Unterhändler, den Baron Franz Heinrich





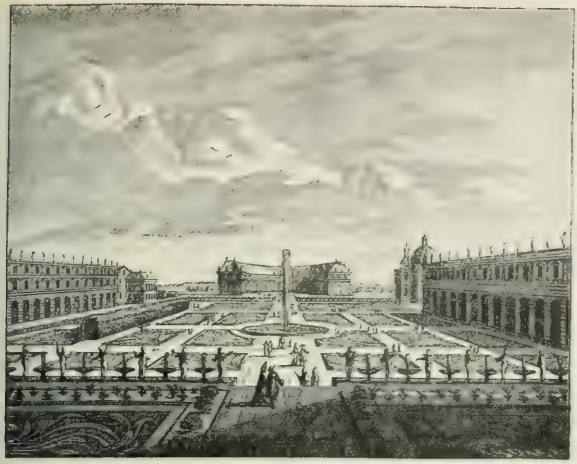
Kurfürst Friedrich Wilhelm.

Schabkunstblatt von Jakob Gole (geb. zu Amsterdam 1660, gest. daselbst 1737).

Das Namensfaksimile nach einem Original im K. Pr. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

Fridag von Godens, nach Berlin, zunächst um Hilfe gegen die Türken zu bitten. Denn die kaiserlichen Armeen seien samt den Hilfsvölkern in die größte No geraten, das Land, von Feind und Freund geplündert, liege wüst, das Volk se zu weiteren Kontributionen untüchtig, alles hange von der Entscheidung Friedrid Wilhelms ab, auf ihn baue der Kaiser. Allein das hinderte nicht, gleichzeiti alle Rechte und Forderungen Brandenburgs abzuweisen, die Entscheidung über si zu vertagen. Nur die Belehnung mit Magdeburg, dessen Administrator, de Herzog von Sachsen, 1680 gestorben war, konnte man, wenn man sich einma auf den westfälischen Frieden stützte, nicht verweigern. Aber namentlich die An sprüche auf die schlesischen Herzogtümer lehnte man ab. Außer Jägerndorf welches man so oft dem Kurfürsten in Aussicht gestellt hatte, war nämlich mi dem Tode des Herzogs Georg Wilhelm von Liegnitz, Brieg und Wohlau (Dezembe 1675 auch der in der Erbverbrüderung zwischen Brandenburg und Liegnitz von 153 vorgesehene Fall des Aussterbens des herzoglichen Hauses eingetreten, und Branden burg der berechtigte Erbe dieser Herzogtümer geworden. Das aber wollte ma in Wien um keinen Preis zugeben. Der Kurfürst hatte noch im Todesjahr de Herzogs und seitdem wiederholt, wie vor der Belagerung Wiens durch die Türke an diese Ansprüche erinnert: doch wie er damals seinen Beistand nicht von d
1686 Entscheidung dieser Frage abhangig gemacht, so schloß er auch jetzt (4. Jan. 168 mit Oesterreich einen Vertrag, in dem er, ohne daß jene Frage erledigt wär dem Kaiser wenigstens 7000 Mann gegen die Türken zusagte. Schon im Apr waren sie marschfertig, zogen von Krossen, wo der Kurfürst Heerschau über i hielt, unter Schöning nach Ungarn und erfochten hier namentlich bei der B lagerung Ofens neue Lorbeeren.

Ein dreister Akt der Willkür Ludwigs hatte auf die Vollziehung dieses Ve trages durch den Kurfürsten wesentlich eingewirkt. Im Sinn jener vordrängend katholischen Reaktion hatte nämlich Ludwig einen Schritt gethan, der die gan evangelische Welt in die hellste Entrüstung setzte, und Friedrich Wilhelm dara einen Gegenschritt, der ihm den entschiedensten Zorn Ludwigs zuzog. Im Oktob
1685 1685 entzog der König durch die Aufhebung des Edikts von Nantes den Evang lischen die Erlaubnis, in Frankreich zu leben. Jeder reformierte Gottesdie wurde verboten, Schulen und Kirchen wurden geschlossen, zuletzt auch die Au wanderung bei Galeerenstrafe den Reformierten verboten. Die Einheit der Kir schien dem Könige eine unabweisbare Forderung des Staates zu sein im vol Gegensatz zu den Hohenzollern, die in der Freiheit der Bekenntnisse gerade e der saftreichsten Wurzeln des Staates sahen. Aufs tiefste empfanden der Kurfü und alle evangelischen Christen diese empörende Maßregel, die weitaus die b herigen Verfolgungen der Ketzer übertraf. Wie der Kurfürst den Kaiser Lebhaftigkeit von den gräßlichen Verfolgungen der Evangelischen in den Erblan und vorzüglich in Ungarn abgemahnt hatte, so erhob er sich mit dem gan Gefühl seiner tiefen Frömmigkeit, mit seinem vollen protestantischen Bewußti auch zuerst gegen Ludwigs blinden Fanatismus, und schon am 8. Novem erließ er das Potsdamer Edikt, in welchem er die Flüchtlinge aufforderte, n Brandenburg zu kommen, ihnen Rat, Unterstützung, jegliche Förderung auf Reise und in der neuen Heimat zusicherte. Ueber 15000 Refugies aus al Ständen und von jedem Beruf — die meisten zwar arm, aber fest und st ausgebildete Charaktere — folgten dem Ruf des Kurfürsten. Mit der größten Herzl



Der Kurfürstliche Lustgarten zu Berlin.
Nach einer Radierung von Peter Schenk (1645—1715), auf die Hälfte verkleinert.

it wurden sie empfangen, wurden ihre Verhältnisse nach ihren Grundsätzen ge-
dnet. Mit unerschütterlicher Treue, mit der größten Förderung des wissenschaft-
hen Lebens und der Industrie haben sie der neuen Heimat gedankt und die
efürchtungen, die man bei Aufnahme einer so großen Zahl Fremder wohl hegen
nnte, zu Schanden gemacht. Binnen kurzem waren sie voll und ganz Branden-
rger geworden. Besonders hohen Anteil an der Industrie hatte neben Branden-
rg und Frankfurt die Hauptstadt Berlin, für die überhaupt sehr viel geschah,
e denn damals auf Veranlassung der Kurfürstin die nach ihr benannte Dorotheen-
dt vom Lustgarten bis zum Tiergarten erbaut wurde. Die Einwohnerzahl,
: 1620 etwa 6000 betragen haben mag, hob sich auf 20000. Von tiefgehender
irkung aber für die ganze Volkswirtschaft war die wesentlich durch die Franzosen
ngebürgerte Fabrikarbeit, welche anders als die bisherige Arbeit der Zünfte
ne Reihe von Arbeitszweigen in der Hand eines Unternehmers vereinigte und
ndem eine bis ins Kleinste ausgeführte Teilung der Arbeit herbeiführte. Wollen-
berei, Tuch-, Seiden- und Halbseide-Fabrikation waren die hauptsächlich geförderten,
m Kurfürsten finanziell unterstützten Unternehmungen, aber auch Metallgewerbe
i Gold- und Silberarbeit, Glasfabrikation und Spiegelschleiferei wurde nun im
nde betrieben, durch Pierre Mercier sogar eine Gobelinmanufaktur angelegt.

Den Zorn Ludwigs über das Edikt von Potsdam zu beschwichtigen, kostete
n Kurfürsten die größte Mühe, und um so mehr nur mußte bei ihm das all-
meine Interesse, das Europa gegen den König hatte, ins Gewicht fallen. Wie
it dies Verständnis und die Bereitwilligkeit des Kurfürsten, sein eigenes

Interesse dem europäischen, insbesondere dem deutschen unterzuordnen, ging, zeigen die Verhandlungen, die neben jenen, auf die Türkenhilfe gerichteten, mit Oesterreich gepflogen wurden, und die zu dem geheimen Defensiv-Vertrage vom
1686 22. März 1686 führten. Gegen Abtretung des kleinen, damals unfruchtbaren Kreises Schwiebus und Zusicherung einiger unbedeutender Dinge — von denen nur die Zession der sogenannten liechtensteinischen Forderung auf Ostfriesland vielleicht Bedeutung gewinnen konnte, während die Zahlung der verheißenen Subsidien von dem nach eigenem Eingeständnis zahlungsunfähigen Oesterreich kaum zu erwarten war — verzichtete der Kurfürst auf die sämtlichen schlesischen Fürstentümer, die seinem Hause zustanden, auf Jägerndorf, auf Liegnitz, Brieg und Wohlau, verpflichtete sich, bei der Kaiserwahl für Oesterreich zu stimmen und zur Unterstützung der spanischen Ansprüche Oesterreichs 8000 Mann zu stellen. Denn nun schien der Türkenfriede vor der Thür zu stehen, und daher endlich die Zeit gekommen, mit Frankreich abzurechnen.

Oesterreich hatte sich in den Kämpfen gegen die Türken ein zuverlässiges Heer gebildet, hatte überdies durch den Zuwachs Ungarns an Kraft gewonnen, die meisten Reichsfürsten, ebenfalls in den Türkenzügen gestählt, traten dem Augsburger Bunde bei. In den Staaten hob sich in Folge der Grausamkeiten Ludwigs gegen die Glaubensgenossen die Partei des Prinzen von Oranien sichtlich, und es konnte mithin von ihrer Seite auf kraftvolle Kriegführung gerechnet werden. Jakob II. von England war durch die Parteiungen und die inneren Verhältnisse Englands gefesselt, und Schweden war aus der französischen Verbindung herausgerissen. Endlich war überall im Reich, in den Staaten, in Schweden, selbst in England die Stimmung des Volkes entschieden für den Krieg gegen Frankreich. Nunmehr schien der rechte Ernst der Vorbereitung, ohne den der Kurfürst auch den gerechtesten Krieg für sündhaft hielt, bei allen Fürsten, in allen Staaten vorhanden zu sein, und vornehmlich hatte Ludwigs Macht im Innern durch seine Tyrannei erheblich an Sicherheit eingebüßt, und der Wohlstand und die Mittel seines Landes hatten, und nicht zum wenigsten durch die Vertreibung der Evangelischen, gewaltige Verluste erlitten. Man durfte hoffen, daß er nur viel geringere Heeresmassen als früher aufstellen könne. Jetzt entwarf der Kurfürst den Plan, in drei Heeresabteilungen durch Burgund, Lothringen, von Brabant aus, „Gerades Wegs nach Paris" zu marschieren. Endlich glaubte er alles gerüstet, alles vorbereitet, um das mit tiefstem Widerwillen getragene französische Joch abschütteln zu können.

Aber wie schmählich hatte das Haus Oesterreich selbst jetzt ihn hintergangen! Wie hatte es schon vor dem Abschluß des Vertrages diesem die Grundlage entzogen! Wie verstand man es, den Zweck des Vertrages während der Verhandlungen selbst hinfällig zu machen!

Ein Zwiespalt in der kurfürstlichen Familie hatte schon längst Aufsehen erregt, mancherlei Hoffnungen Nahrung gegeben. Man wußte, daß der Kurfürst seinen jüngeren Söhnen erster Ehe eine Ausstattung in Land und Leuten zu hinterlassen gewünscht hatte. Es war natürlich, daß die zweite Gemahlin, die Kurfürstin Dorothea, darauf bedacht war, auch die Zukunft ihrer Kinder sicher zu stellen. Aus diesem Bestreben, das auf ganz den Hausgesetzen entsprechenden Wege erreicht werden konnte, war aber durch Zwischentragereien das übelste Verhältnis zwischen der Stiefmutter und den Stiefkindern entstanden. Ja allgemein war

das Gerücht besprochen und geglaubt, der Kurfürst habe zu Gunsten seiner Kinder zweiter Ehe denen der ersten Ehe und ebenso dem Staate selbst empfindliche Nachteile in seinem Testament zugefügt. Hinzu kam, daß durch die Verträge des Kurfürsten mit Frankreich an seinem Hofe sich seit Jahren eine starke Partei gebildet hatte, welche jene mit Entschiedenheit verurteilte und in dem Anschluß an den Kaiser die nicht allein natürliche, sondern auch in jenen Jahren der deutschen Ohnmacht die allein richtige Politik Brandenburgs zu erkennen meinte. Persönliche Zerwürfnisse waren am Hofe entstanden, und besonders hatte die Ernennung des, als Hugenott aus dem französischen Dienst getretenen, Marschalls von Schonberg zum General en chef der brandenburgischen Armee die alten Generale Derfflinger und den Fürsten von Anhalt tief verletzt. Mancherlei Wirrnisse haben diese Spaltungen hervorgerufen, manchen schweren Kummer dem alternden Helden zugefügt. Vornehmlich aber der Kurprinz, aufgestachelt durch den Hof von Hannover und durch den Schwager seiner Mutter, den immer zu Oesterreich neigenden Fürsten von Anhalt, stand mit Entschiedenheit auf der Seite des Kaisers, in dem er den natürlichen Bundesgenossen seines Hauses sah.

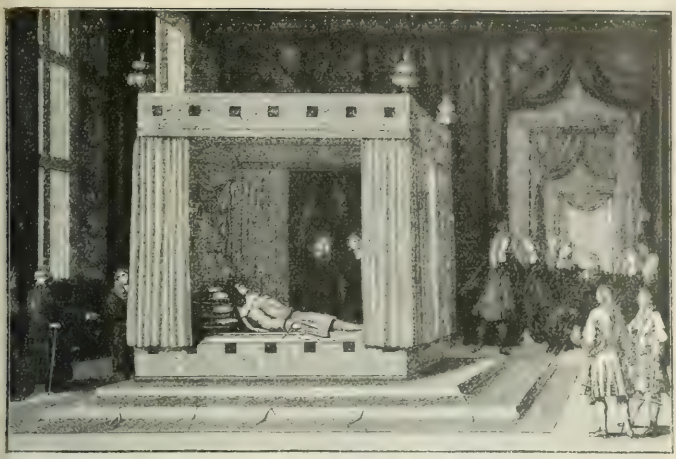
Da nun der kaiserliche Hof im Ernst in keiner Weise auf die Abtretung irgend welchen Landgebietes für den Verzicht des Kurfürsten auf die schlesischen Fürstentümer einzugehen gewillt war, Friedrich Wilhelm aber mit vollster Bestimmtheit darauf bestand, so war Fridag auf den Gedanken gekommen, durch ein Ränkespiel dem Kurfürsten die Abtretung von Schwiebus zwar zuzugestehen, vorher jedoch sich durch einen Revers des Kurprinzen die Rückgabe des Kreises an Oesterreich wieder zusichern zu lassen. Und darauf war der Kaiser, waren die kaiserlichen Räte eingegangen. Nur hatten sie, „damit die üble Nachrede bei der Welt, gleichsam als ob man diesen jungen Prinzen übereilet und den Revers erschlichen hätte, vermieden werde", die dem Kurprinzen zugedachte Belohnung etwas erhöht. Unterstützt vom Fürsten von Anhalt, überredete Fridag in der That den Kurprinzen, die Ansprüche auf Liegnitz, Brieg und Wohlau seien ohne rechtliche Begründung, der Anspruch auf Jägerndorf sei durch die Zusicherung der liechtensteinischen Schuldforderung an den Kurfürsten und andere Zugeständnisse vollauf ausgeglichen, und der Kaiser könne unmöglich noch Schwiebus dafür abtreten, zumal da dies seinem, als König von Böhmen geleisteten, Eide zuwiderlaufe. Nur die französisch gesinnte Partei veranlasse den Kurfürsten, diese Abtretung zu verlangen. Solle also das Bündnis mit dem Kaiser nicht scheitern, so müsse der Kurprinz die Rückgabe des Kreises dem Kaiser bei seinem dereinstigen Regierungsantritt durch ein schriftlich gegebenes Versprechen zusichern. Wirklich vollzog der Kurprinz am 28. Februar 1686 diesen Revers, und darauf 1686
schlossen die Kaiserlichen mit dem Kurfürsten den Vertrag.

Nur allzu bitter sollte sich am Kurprinzen eine That rächen, deren Gefahr er schon daraus erkennen mußte, daß man ihm nicht einmal gestattete, seinem vertrautesten Rat und früheren Lehrer und Erzieher, Eberhard von Danckelmann, Mitteilung davon zu machen. Aber darauf konnte er später allerdings aufmerksam machen, daß nicht nur sein Vater, sondern er selbst von Fridag betrogen worden sei. Denn weder waren die schlesischen Ansprüche Brandenburgs ohne rechtliche Begründung, noch bildete die liechtensteinische Schuldforderung einen Ersatz für Jägerndorf, und daß die rechtlichen, aus dem böhmischen Kronungseide hergeleiteten, Bedenken des Kaisers nur vorgegebene waren, bewies die thatsäch-

liche Uebergabe des Kreises an Friedrich Wilhelm, da sie den Böhmen doch eine bedingungslose mindestens scheinen mußte.

Diesen Betrug hat der Kurfürst nie erfahren, wohl aber mußte er noch erkennen, daß es ein Irrtum gewesen, wenn er geglaubt, Oesterreich habe dasselbe Interesse wie er gegen Frankreich oder befinde sich doch durch die Frage der spanischen Erbfolge und durch seine Stellung im europäischen Staatensystem wenigstens in so entschiedenem Gegensatz zu Frankreich, daß es an dessen Bekämpfung alle Mittel setzen müsse. Sehr bald wurde vielmehr klar, daß das katholische Interesse Oesterreichs stärker war, als sein politischer Gegensatz zu Frankreich, daß die Betonung des Katholizismus seinem nächsten Interesse, der vollen Eroberung Ungarns, zur Zeit förderlicher war, als der Kampf gegen Frankreich. Nun aber hingen die überaus großen Hoffnungen, welche der Katholizismus aus der Verfolgung der protestantischen Lehre in Frankreich und Oesterreich hatte schöpfen können, wesentlich davon ab, ob die großen Fortschritte, die Jakob II. für den Katholizismus auch in England gewonnen, ebenso dauerhafte sein würden, wie es von den in Frankreich und Oesterreich gelungenen vorausgesetzt wurde. Allein dies war gewiß dann nicht der Fall, wenn Jakobs Schwiegersohn und gesetzmäßiger Nachfolger, der Prinz von Oranien, nach ihm den englischen Thron bestieg. Unter allen Umständen mußte daher der Prinz hieran gehindert werden, und dies war wieder ohne die Hilfe Frankreichs unmöglich. Demnach hatte die Kurie das entschiedene Interesse, Frankreich die Hand frei zu lassen für den Kampf gegen England, und eben deshalb arbeitete sie mit allem Eifer daran, den Kaiser zum Frieden mit Frankreich zu bestimmen. Andererseits aber wuchs mit den Erfolgen, die der Kaiser, Venedig, Polen, selbst Rußland damals über die Türken erfochten, und die eine Eroberung sogar von Konstantinopel leicht möglich erscheinen ließen, zugleich auch die Hoffnung der Kurie, zu all den verheißungsvollen Erfolgen im Westen nun auch den seit Jahrhunderten schmerzlich vermißten Orient zu gewinnen und die griechische Kirche wieder unter ihre Herrschaft zu beugen. Und gleichsam als ob Rom noch an dem Glaubenseifer des Kaisers zweifeln könne, benutzte dieser — ohne Beachtung der häufigen Verwendungen des Kurfürsten für seine ungarischen Glaubensbrüder — die Verbindung der Rebellen in Ungarn mit den Türken zur grausamsten Bestrafung der Evangelischen, und das Blutbad von Eperies bewies noch einmal mit Flammenschrift, daß Oesterreich nicht hinter Frankreich zurückbleiben mochte in der Ausrottung der Ketzer. Und weil dies das Ziel der Kurie war, so lag dieser alles daran, Oesterreich in dem Kampf gegen den Orient festzuhalten, und weil es ihn nur dann durchzuführen vermochte, wenn es mit Frankreich in Frieden lebte so mußte eben darauf die nächste Absicht Roms gerichtet sein. Und wie sollte gegen diesen großartigen Plan der römischen Kircheneinheit, die den Orient und Occident umfaßte, die Freiheit der europäischen Staaten in Betracht kommen Möchte Ludwig XIV. die Staatenfreiheit vernichten, mochte er Deutschland knechten wenn er nur half, die Einheit der katholischen Kirche wieder herzustellen!

So erfüllte sich denn die erste Voraussetzung für den Krieg gegen Ludwig XIV. wie ihn Friedrich Wilhelm geplant, nicht. Der Friede mit den Türken wurde nicht geschlossen, dagegen in Paris wie in Wien von Kardinälen für die Erhaltung des Friedens gehandelt, und in der großen katholischen Hoffnung kühlte auch der hoch gespannte Eifer der katholischen Reichsfürsten gegen Frankreich sich



Kurfürst Friedrich Wilhelm auf dem Todtenbette.
Anonyme Radierung aus „Christian Cochius, Davids des Koenigs in Jsrael heilige Fürbereitung zum Tode . . . ." Cölln a. d. Spree bei Mlr. Liebpert. O. J., auf 2/3 verkleinert.

wieder ab. Je entschiedener daher der Kurfürst das Interesse des Reiches gegen Ludwig betonte, um so schwieriger ward es für ihn, ein leidliches Verhältnis mit Frankreich aufrecht zu erhalten. Namentlich auf dem Reichstage zu Regensburg, wo die neue Forderung Ludwigs, den zwanzigjährigen Waffenstillstand in einen endgültigen Frieden umzuändern, erörtert wurde, kam es zu den ärgerlichsten Zwistigkeiten. Denn nichts anderes bedeutete diese Forderung Ludwigs, als den völligen und dauernden Verzicht des Reiches auf alle von Frankreich gewaltthätig genommenen Länder, die man bisher nur für die Zeit des Waffenstillstandes ihm gelassen.

Mit vollster Energie trat der Kurfürst dem entgegen, und so weit ging sein Eifer gegen diesen „disreputirlichen Frieden", daß er seinen Gesandten in Regensburg, weil er in Uebereinstimmung mit dem französischen Gesandten den Vorschlag gemacht hatte, über diesen Frieden wenigstens zu verhandeln und währenddessen keine Feindseligkeiten vorzunehmen, abberief. Damit war Brandenburg Frankreich gegenüber bloßgestellt. Und gleich darauf verständigte sich Oesterreich ungeachtet seines Bündnisses mit Brandenburg durch gegenseitige Erklärungen über den Waffenstillstand mit Frankreich und gab dem Könige damit den bündigsten Beweis dafür, daß es ihn nicht mit Krieg überziehen werde. Immer sicherer wurde Ludwig. Schon schloß er mit Hannover, das der Kurfürst doch seit der Vermählung des Kurprinzen mit der Prinzessin Sophie Charlotte gewonnen zu haben glauben konnte, einen Bund, und bei der bevorstehenden Wahl eines neuen Erzbischofs in Köln, dessen zeitiger Hirt auch die Bistümer von Lüttich, Münster

und Hildesheim in seiner Hand vereinigte und gleichsam zu vererben schien, durfte Ludwig auf die Wahl eines Erzbischofs rechnen, der ihm völlig ergeben war. Dänemark hielt sich ganz an Frankreichs Seite. Jakob II. von England war im innigsten Einverständnis mit Ludwig, und nur wenig Mühe konnte es diesem kosten, den Polenkönig von seinen türkischen Schlachtfeldern abzurufen und ihm Brandenburg als lockendes Angriffsfeld vorzustellen.

In Wirklichkeit war daher die Stellung Ludwigs kraftvoller denn je, und die Macht der katholischen Kirche wuchs immer höher. Und trotzdem erfolgten nicht nur Uebertritte deutscher lutherischer Fürsten zum Katholizismus in erschreckender Zahl, sondern lutherische Fürsten und Staatsmänner, Gelehrte und Geistliche waren in hohem Maße, und gewiß zum großen Teil mehr aus politischen als religiösen Gründen eingenommen für den Gedanken, die lutherische Kirche mit der katholischen wieder zu vereinen.

Stets hatte der Kurfürst für den Kampf gegen Ludwig vorzüglich auf England gehofft, auf die Teilnahme der Generalstaaten gerechnet. Und indem nun die Unterjochung, welche König Jakob gegen die Evangelischen immer heftiger betrieb, die Mißachtung, welche er gegen die englische Verfassung immer deutlicher an den Tag legte, die Engländer veranlaßte, den Prinzen von Oranien aufzufordern, jetzt schon sein Erbrecht anzutreten und durch seine Herrschaft die bürgerliche und kirchliche Freiheit in England zu retten, durfte der Kurfürst hoffen, England aus der Verbindung mit Frankreich gelöst zu sehen. Er durfte darauf rechnen, auch ohne den Kaiser im Einvernehmen und in Gemeinschaft mit den Seemächten das Gleichgewicht der Staaten und den Protestantismus zu retten. Es ergab sich ihm am Ende seines Lebens, daß dem Bunde der katholischen Staaten gegenüber die Unabhängigkeit wie die Gewissensfreiheit — zwei der hauptsächlichsten Grundlagen, auf denen sein Staat beruhte — doch allein in einem Bunde der evangelischen Staaten gesichert sei. Noch immer war infolge der kirchlichen Umtriebe eine Vereinigung der Staaten nach rein staatlichen Gesichtspunkten unmöglich. Das ungeheure Uebergewicht der Katholischen, die Ueberzeugung, daß in der Gefahr der evangelischen Kirche der Kurfürst der defensor fidei, der Verteidiger des Glaubens sei, sowie die Generalitätsleiten Jakobs gegen Holland bewogen nämlich auch die Staaten zu einer Versöhnung mit dem Prinzen, veranlaßten sie, ihr dessen Zug nach England zu rufen. Die Voraussetzung für diesen aber war, daß Brandenburg dem Prinzen und den Staaten den Rücken sowohl gegen Frankreich wie auch gegen Dänemark decke. Und dies war allerdings zu erwarten. Hatte doch Friedrich Wilhelm durch die außerordentliche Forderung seiner Unterthanen — wir erwähnen nur die Erleichterung des Bauernstandes durch die Verlegung der Infanterie in die Städte 1684, die Reorganisation des Kassenwesens und die Reform der Domänenwirtschaft, wie sie zumal seit dem Eintritt des Freiherrn Dodo von Knyphausen angestrebt wurde, die Einsetzung des General-Kommerzienkollegiums unter J. E. von Grumbkow (1684), die Verbesserung der Akzise und ihre Einführung in Magdeburg — allein die Kriegsgelder bis auf anderthalb Millionen Taler gesteigert! Hatte er doch die sonst üblichen Vorbehalte der höheren Offiziere gegen die landesherrlichen Befehle sowie ihr Ernennungsrecht der Subaltern-Offiziere auf ein möglichst geringes Maß zurückgeführt und das Heer aus einer privatrechtlichen zu einer öffentlichrechtlichen, zu einer ihm, als dem Landesherrn, unbedingt ergebenen Truppe von 30000 Mann

Denkmal des Kurfürsten Friedrich Wilhelm auf der Langen Brücke zu Berlin.

Nach dem 1698—1700 entstandenen Modell Andreas Schlüters (1664—1714) im Jahre 1700 gegossen durch Johann Jacobi († 1726).

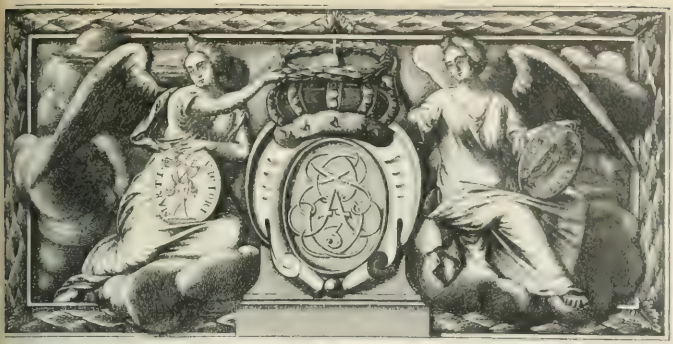
Nach einem Lichtbilde.

gemacht! Mit regstem Eifer hat der Kurfürst daher in den letzten Monaten seines Lebens an dem Plane seines Neffen gearbeitet, und schon zog er größere Truppenmassen im Clevischen zusammen. „London" war die vorletzte, „Amsterdam" die letzte Parole, die er ausgab, bis zum Tode beschäftigt mit dem Gedanken an das große Unternehmen, das seinen Staat sichern, das Deutschland und Europa vor der Uebermacht Frankreichs bewahren und das Evangelium retten sollte.

1688 Aber die Ausführung des Unternehmens sollte er nicht mehr erleben. Schon längere Zeit hatte er gekränkelt, oft die heftigsten Schmerzen erduldet. Seit dem Januar litt er wieder schwer an der Wassersucht, er wußte, daß es zu Ende ging, bezeichnete selbst den 7. oder 8. Mai als seinen Todestag. Am 7. Mai versammelte er zum letztenmale seinen Geheimen Rat um sich, mit tief ergreifenden Worten übergab er dem Kurprinzen die Regierung, dankte den Räten für ihre treuen Dienste, ermahnte sie, solche auch seinem Nachfolger zu leisten, und nahm ihr Gelübde der Treue für diesen in Empfang. Dann nahm er von den Seinigen herzbewegenden Abschied, bat den Kurprinzen feierlich, seinen Ratschlägen zu folgen. Aber noch wollte ihn der Tod von seinen Qualen nicht erlösen. Wie ein Held und frommer Christ hatte er gelebt, wie ein Held und frommer Christ rang er mit dem Tode. Noch konnte er mit den herbeigerufenen Predigern von Gott und dem Jenseits reden, seiner Zuversicht auf Vergebung der Sünden Ausdruck geben. Dann nahm er noch einmal Abschied von den Seinigen. Endlich am 9. Mai früh 9 Uhr, nach schweren, mit unendlicher Geduld ertragenen Todeskämpfen, und in der trostreichen Gewißheit: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt und er wird mich auferwecken aus der Erde" schloß der Kurfürst Friedrich Wilhelm „ganz sanft und selig ohne einige Veränderung der Gestalt mit Neigung des Hauptes die Augen". „Die Seinigen haben von ihm", schreibt Schwerin, „lernen können, wie man sterben muß". Aber auch die Vorbereitung zu solchem Sterben, ein Leben voll Mühe und Arbeit, voll strenger und harter Pflichterfüllung haben sie von ihm lernen können. Diese hatte er den Seinigen, diese hatte er aber auch seinem Staate eingepflanzt, und in ihr lag die frohe Hoffnung, daß dieser Staat, daß sein Werk auch ohne ihn weiter sein und bestehen werde.

Sarkophag des Kurfürsten Friedrich Wilhelm im Dom zu Berlin.

Anonyme Radierung aus Christian Cochius (kurfürstl. brandenb. Hofprediger) „Davids des Koenigs in Israel heilige Furbereitung zum Tode . . ." Cölln a. d. Spree bei Ulr. Liebpert. O. J.



Kupferstich vom Monogrammisten J. C. S. nach Zeichnung von Samuel Blesendorf, kurfürstl. Hofkupferstecher (1660—1706) in L. Beger »Thesaurus Brandenburgicus selectus« I. Bd., gedruckt von U. Liebpert, Cölln a. d. Spree 1696. Auf etwa ²/₃ verkleinert.

Kurfürst Friedrich III. — König Friedrich I.

1688—1713.

Die kurfürstliche Zeit 1688—1701.

Aus L. Beger »Thesaurus« I. Bd., bei U. Liebpert. Cölln a. d. Spree 1696.

Pflichttreue gegen den Staat, das war der Lebensinhalt des Großen Kurfürsten gewesen. Pflichttreue im Größten, wie im Kleinsten, Pflichttreue nicht nur in den Zeiten der Hoffnung auf fröhliches Gelingen der ernsten und im wahren Sinne patriotischen Arbeit, sondern Pflichttreue auch in den Zeiten, da alle Arbeit, alle Hingabe, alle Aufopferung für das deutsche Reich mit Undank und Verrat belohnt worden. Aber allem Neide, aller Mißgunst zum Trotz war der treuesten Pflichterfüllung doch wahrlich auch der schönste Lohn geworden. Aus den zertretenen, verarmten und wie aus allen Fugen gerissenen Ländern, die ihm sein Vater hinterlassen, hatte der Kurfürst einen Staat geschaffen, der, vom Feinde gefürchtet, vom Freunde geachtet, eine Stellung im europäischen Staatensystem gewonnen hatte, mit der gerechnet werden mußte. 2013 Geviertmeilen, mithin etwas mehr als die drei heutigen süddeutschen Staaten zusammen umfassend, hatte der Staat zwar bei weitem nicht eine geographische Einheit, wohl aber ein innerliches Gefüge, eine Festigkeit, eine Sicherheit seiner Mittel erhalten, war eine Pflichttreue seiner Beamten und zum großen Teile auch seiner Unterthanen geschaffen, wie sie damals nur in geringem Maße in Europa,

in Deutschland gewiß nicht zu finden war. Hierin lag das Geheimnis seiner Macht, seiner Bedeutung, die über das Maß seines Umfanges erheblich hinausgriff.

Denn wenn auch für deutsche Verhältnisse groß, nahm Brandenburg seinem Umfange nach unter den europäischen Staaten erst den dreizehnten oder vierzehnten Platz ein. Aber während innere Krankheiten die weitaus meisten Staaten jener Zeit nicht zur vollen Entfaltung ihrer Macht kommen ließen, herrschte hier dank der Pflichttreue des Herrschers frisches, arbeitsames, gesundes Leben, die Stetigkeit des Dienstleistens, die Gewöhnung an Pflichttreue gegen das Ganze, gegen den Staat. Hier in Brandenburg wußte man wieder, daß der Staat Macht ist und Macht sein muß, wenn anders er Sicherheit nicht nur gegen auswärtige Feinde, sondern vornehmlich die Grundlage und die Mittel jeder geistigen und materiellen Entwickelung dem Volke geben soll. Und wenn der Kurfürst *seinem* Staate diese Macht errungen hatte, so war eben das ihr eigentümlich, daß sie auf das ganze Deutschland zurückwirkte. Wie das geistige Leben, das am Hofe zu Berlin und in den brandenburgischen Universitäten, in der brandenburgischen Verwaltung, wie in der brandenburgischen Justiz herrschte, mehr und mehr die fähigsten deutschen Köpfe anzog, so mußte jeder wirtschaftliche Aufschwung dieses Staates doch durch die drei großen Verkehrsadern, den Rhein, die Elbe, die Oder, die das brandenburgische Land durchschnitten, auch wieder für das Reich von Bedeutung werden. Immer aber blieb die politische Sicherheit die Hauptsache. Und was wollte es nicht sagen, daß unter den verkommenen geistlichen Staaten rheinauf rheinab im Westen jetzt ein Bollwerk aufgerichtet war, das selbst den Waffen eines Ludwigs XIV. ein kerndeutsches Halt zurief! Was hatte es nicht zu bedeuten, daß im Osten der flügellahme weiße polnische Adler aus deutschem Lande vertrieben war, und der rote Aar Kurbrandenburgs seine Fittiche hier schützend ausbreitete, mit scharfem Auge die Grenze bewachte! Was wollte es nicht sagen, daß Schweden jetzt nur noch eine — freilich eine herrliche — Scholle Deutschlands besaß, daß Schwedens Wimpel nicht mehr in preußischen Häfen wehten, daß Schwedens Schiffe an der preußischen, der hinterpommerschen Küste vorbeisegeln mußten, daß Polen, Schweden und Frankreich des deutschen Schwertes Schärfe wieder fürchten gelernt hatten! Was hatte — man vermag die Frage kaum zu unterdrücken — aus Deutschland werden können, wenn die deutschen Fürsten, wenn der deutsche Kaiser neben den Kurfürsten getreten wären, ja wenn sie ihm nur die Verträge gehalten, wenn sie ihn nicht verraten hätten!

In den ersten Jahren seiner Regierung noch viel zu schwach, um der doppelten Fremdherrschaft, die der westfälische Friede an Schweden und Frankreich zugesichert hatte, ein Ende zu machen, hatte er doch wenigstens in Preußen die polnische Fremdherrschaft abgeschüttelt und die Versuche der Schweden, statt der polnischen ihre Herrschaft auch in Preußen zu begründen, abgewiesen. In kühnsten Wendungen hatte er die Souveränetät in Preußen gewonnen und den schroffsten Angriffen der Stände gegenüber zur Geltung gebracht. Wenig fehlte, daß er den Schweden auch den letzten Rest deutscher Erde entriß, da mußte er auf die Drohung Frankreichs, auf den Willen des Kaisers den Degen in die Scheide stecken. Als Frankreich mit unerhörter Gewaltthat seine Fremdherrschaft auszubreiten suchte, da war es der Kurfürst, der zuerst den hingeworfenen Fehdehandschuh aufnahm, und der, wie hinterhaltig ihn die Verbündeten auch in die Enge führten, allein mit solcher Energie den Kampf betrieb, daß Ludwig, um nur vor

seiner mächtigen Hand Sicherheit zu finden, seine Teilnehmer an der Fremdherrschaft in Deutschland, die Schweden, aufrief, ihm in den Rücken zu fallen. Das aber war — wer möchte nicht staunen! — nur der Anlaß für den Kurfürsten gewesen, die Schweden vollkommen zu schlagen. Mit dem Tage von Fehrbellin, mit jenem unvergleichlichen Zuge nach Preußen war der Kriegsruhm der Schweden, war die schlotternde Angst vor ihnen dahin. Aber Frankreich hatte seine Pläne nur zu wohl erreicht. Ohne den Kurfürsten hatten ihm weder der Kaiser, noch Holland, weder das Reich, noch Spanien Widerstand leisten können. Doch statt nun den mit Sicherheit zu hoffenden heißen Ritt vom Haff zum Rhein, der Rettung bringen konnte, auch nur zu wünschen, hatte man sich im schimpflichsten Frieden vor Frankreich gebeugt, die wohl erworbenen Lorbeeren dem Kurfürsten vom Haupte gerissen. Man hatte Bedingungen zugestanden, deren wahren Inhalt das deutsche Reich wie Holland und Spanien erst durch Ludwigs empörende Verletzungen alles Völkerrechtes kennen lernten. Mit diesem Frieden aber hatte man naturgemäß auch den Kurfürsten zur Unterwerfung gezwungen. Ungeachtet aller seiner Erbietungen und allen Verträgen zum Trotz hatte man ihn allein der Wut Ludwigs ausgesetzt und konnte den Treubruch nicht anders als durch den damals nicht einmal zutreffenden Hinweis auf die Uebermacht Ludwigs rechtfertigen. Mit tief verwundetem Gemüt mußte der Kurfürst wieder das mit vielem Blut getränkte deutsche Land dahingeben. Er mußte das französische Joch auf seine Schultern nehmen und nur bestrebt sein, dem vorzeitigen Drängen und Toben der alten Verbündeten gegenüber, die nunmehr leichtfertig und ohne genügende Vorbereitung das Schwert ziehen wollten, durch Nachgiebigkeit und Verträge Ludwig von weiteren Gewaltthaten zurückzuhalten. Und während die Kriegspartei den König durch Krieg und Kriegsgeschrei zu größerem, dreisteren Uebermut reizte, war es die, wie immer nachgebende und beschwichtigende, doch selbstbewußte Haltung des Kurfürsten gewesen, vor der Ludwig Halt gemacht. Es war von unbeschreiblichem Segen für das Reich, daß Frankreich von einem Einfall in Deutschland zurückgehalten wurde, als die Türken mit gewaltiger Macht bis Wien vordrangen. Doch wie Ludwig selbst es hatte voraussehen müssen, war Friedrich Wilhelm der erste, der, sobald es die wahren Machtverhältnisse zu gestatten schienen, bemüht war, das fremde Joch abzuschütteln. Ja, als sich wider alles Erwarten ergab, daß das katholische Interesse, welches Frankreich mit dem Kaiser gemeinsam hatte, im Augenblick stärker als der dynastische Gegensatz zwischen beiden war, arbeitete der Kurfürst mit hingebendem Eifer an der von seinem Neffen ins Auge gefaßten Befreiung Englands, um in dem Bunde der evangelischen Staaten das Gleichgewicht gegen Frankreich zu finden. —

Für dieses Unternehmen war nun auch der Kurprinz von seinem Vater gewonnen, und wenn in den letzten Jahren eine Spannung zwischen beiden geherrscht hatte, die in der sogenannten Flucht des Kurprinzen nach Kassel ihren schärfsten Ausdruck gefunden hatte, so war es zunächst von größter Wichtigkeit, ob die angebliche Benachteiligung des Kurerben, worin eben der Grund für jene Spannung gelegen, wirklich in dem Testament des Vaters festgesetzt war.

Am 17. November 1688 ward es eröffnet. Es ergab die Aufrechthaltung der Einheit des Landes, den ungeschmälerten Uebergang der Souveränetät auf den Kurerben, während für die jüngeren Söhne Paragien d. h. auf einen mit adligen Rechten versehenen Grundbesitz gegründete Apanagen ausgeworfen waren. Doch war dies unter

König Friedrich I.

Ausschnitt aus einem Kupferstiche von Johann Georg Wolfgang (1664—1744) nach dem Original von Hommeler Johann Friedrich Wentzel (1670—1729), auf ⅔ verkleinert

Das Original befindet sich nach einem Exemplar im Kgl. Hausarchiv zu Berlin.

Sophie Charlotte

Königin Sophie Charlotte.

Ausschnitt aus einem Kupferstiche von Johann Georg Wolffgang (1664–1744) nach dem Original von Gedeon Ramondon (auch Romandon u. Romandeau genannt, † 1698), auf 2/3 verkleinert.

Das Namensfaksimile nach einem Exemplar im Kgl. Hausarchiv zu Berlin.

Das Kurfürstliche Schloß zu Cölln a. d. Spree im Jahre 1690.
Nach einer Zeichnung von Johann Stridbeck d. J. († 1711) in der Kgl. Bibliothek zu Berlin, auf etwa die Hälfte verkleinert. S. S. 223.

Formen und Bedingungen geschehen, die im Laufe der Zeit wohl zu eigentlichen Regierungsrechten führen konnten. Und eben dies hatte dem Interesse des Kaisers, dem die Vollziehung des Testamentes übertragen war, und dem Friedrich selbst in dem Schwiebusser Revers eine gefährliche Waffe gegeben, voll entsprochen. Ein Zwiespalt in der Familie mußte also die kaiserliche Einmischung in die innere Angelegenheit des Hauses und Landes nach sich ziehen, die durchaus zu vermeiden war. Und Friedrich wollte, wie er es aussprach, „nicht der Mann sein, durch den der Glanz und die Macht seines Hauses zerrüttet werde“; er war der Ueberzeugung, doch in dem Sinne zu handeln, mit dem der Vater geschaffen, wenn er jeder Möglichkeit einer Spaltung des Landes sich widersetzte. Wesentlich der Vermittelung der viel geschmähten Kurfürstin Mutter und unter Hinweis auf die in der „Väterlichen Ermahnung“ des Großen Kurfürsten stark hervorgehobene Notwendigkeit der Unteilbarkeit der Lande gelang es in der Folge, die jüngeren Brüder gegen reiche Entschädigungen zum Verzicht auf die ihnen zugedachten Rechte zu bestimmen. Und ohne Zweifel hatte diese friedliche Beilegung der Sache für den Staat den größten Wert.

Die beginnende Verständigung in der Familie erleichterte dem Kurfürsten den Anfang seiner Regierung außerordentlich. Er war ganz des Willens, das große Werk seines Vaters voll zu erhalten, pflichtmäßig dem Dienste des Staates sich zu widmen, und „S. Kf. D. haben demnach“, wie es heißt, „wenig Zeit, die sie nicht in den Geschäften employieren“. Einer seiner ersten Schritte war die Ernennung seines einstigen Erziehers und bisherigen Rates, Eberhards von Danckelmann zum wirklichen Geheimrat, und mit dem tiefen Ernste seines Charakters widmete sich dieser der Aufgabe, im Geiste des dahin gegangenen Genius weiter zu arbeiten.

Ihn hatte Friedrich Wilhelm zugleich mit dem Kurprinzen eingeweiht in das Geheimnis des englischen Unternehmens, und wenn dem Prinzen von Oranien

sofort nach der Thronbesteigung von Friedrich die bündigsten Zusicherungen gemacht wurden, so war dies um so wichtiger, als zwar Hessen-Kassel, auch Braunschweig-Celle — Hannover verhielt sich kühl zurückhaltend — nach längerem Zögern zur Unterstützung Wilhelms sich bereit erklärten, aber Brandenburg allein zum Kampfe gerüstet, und seine Entscheidung für den Beitritt anderer Fürsten maßgebend war. Im August sagte Brandenburg dem Prinzen 6000 Mann zu, im September bei einer Zusammenkunft in Minden soll das Nähere zwischen Friedrich und dem Prinzen verabredet worden sein. Unterdessen war aber in Köln zur Wahl geschritten, und da der französische Kandidat nicht die nötige Stimmenzahl erhielt, so mußte man die Besetzung der Stadt durch französische Truppen befürchten. Brandenburgische Truppen retteten sie zwar noch durch ihr rechtzeitiges Einrücken vor dem Schicksal Straßburgs; aber König Ludwig, in lebhaftester Sorge über die, mit den Erfolgen gegen die Türken wachsende Macht des Kaisers, und in der Erwartung, daß die holländischen Kräfte und der Prinz von Oranien selbst durch das Unternehmen nach England vollauf in Anspruch genommen würden, überschritt am 24. September 1688 die deutschen Grenzen.

Eberhard von Danckelmann.
Schwarzkunstblatt von Peter Schenk (1645—1715), auf etwa die Hälfte verkleinert.

In raschem Vorgehen nahm er Speyer, Worms, Mainz, Mannheim, Heidelberg. Damit waren die vier rheinischen Kurfürstentümer in Ludwigs Hand, ganz Süddeutschland erzitterte vor ihm, selbst Breslau war schon in lebhafter, heller Verzweiflung. Holland war durch ein brandenburgisches Heer unter Schonberg gedeckt. Deutschland aber mußte für die Befreiung Englands den Blutzoll entrichten. Doch wenigstens im Norden wurde auf Friedrichs thatkräftiges Betreiben, wie durch seine Nachgiebigkeit in anderen Fragen, das Magdeburger Bündnis zwischen Brandenburg, Celle, Hannover, Kursachsen, Hessen-Kassel geschlossen, wurde ein kräftiger Widerstand organisiert und die Mainlinie gesichert. Ebenso war die Landung Wilhelms in England glücklich erfolgt, König Jakob vertrieben, Wilhelm König von England geworden.

Beschießung Bonns durch Kurfürst Friedrich III. 1689.
Kupferstich vom Monogrammisten A. R., auf 2/3 verkleinert

Aber Wilhelm sowohl wie der Kaiser lehnten — jener mit Rücksicht auf die englischen Verhältnisse, dieser mit Rücksicht auf die Türkenkämpfe — den von Friedrich betriebenen Bund gegen Frankreich ab. Man hatte ja so eben den Reichskrieg erklärt, man durfte hoffen, daß der Kurfürst, trotzdem ihm Ludwig die glänzendsten Anerbietungen machte, „sich auch weiter der Defension des geliebten Vaterlandes annehmen werde." Erst als die Franzosen jene satanische Verwüstung Süddeutschlands ins Werk gesetzt hatten, die eine Wüste zwischen Frank-
1689 reich und Deutschland schaffen sollte, schlossen (im Mai 1689) der Kaiser und England einen Bund gegen Ludwig, zu dem man auch Brandenburg „zulassen" wollte. Im Hinblick auf den großen Zweck übersah Friedrich die Mißachtung Wilhelms wie des Kaisers und war militärisch wie diplomatisch aufs lebhafteste thätig, Ludwig zu besiegen. Seine Truppen, etwa 30000 Mann stark, nahmen die Städte am Niederrhein, so Rheinberg, Kaiserswerth, halfen die Kapitulationen von Mainz herbeiführen und eroberten endlich unter des Kurfürsten eigenem Befehl mit Hilfe des Herzogs von Lothringen auch Bonn (15. Oktober 1689). Dadurch waren die Gebiete von Kurkoln und Kurtrier von den Franzosen gesäubert. Ebenso verhandelte Friedrich mit den deutschen Fürsten und dem Kaiser, um ein geschlossenes Vorgehen des Reiches herbeizuführen. Deshalb unterstützte er auch den Wunsch seines Schwiegervaters, für Hannover die Kurwürde zu erlangen, und benutzte andererseits die Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen König (Januar 1690), nicht, um irgend welche Zugeständnisse von Oesterreich für Brandenburg auszuwirken. Nur eins hatte er versucht. Wiederholt hatte der Kaiser schon an die Rückgabe von Schwiebus erinnern lassen, und Friedrich hatte

endlich vor seinen Räten den Schleier des Geheimnisses lüften müssen. Nun konnten diese wohl die Gültigkeit des Reverses überhaupt in Frage stellen, da die Rechtsverbindlichkeit dessen, was ein Thronerbe thut, für den Staat allerdings zu bezweifeln ist. Aber darauf kam es keineswegs an. Denn welche Mühe sich auch die Räte gaben, einen Ausweg aus der schlimmen Lage zu finden, so war doch klar, daß der Kaiser, dessen Ansehen damals größer als während seiner ganzen Regierung war, auf seinem Schein bestehen werde. Es wurde zwar selbst von den kaiserlichen Ministern zugegeben, daß der Revers „nicht eben ganz in Ordnung sein möchte", aber man hielt es doch — den Zeitverhältnissen allerdings entsprechend — für selbstverständlich, „daß unter Fürsten und Herren nicht auf juristische und gerichtliche Subtilitäten gesehen werde."

Doch vorläufig war man mit dem Kriege vollauf beschäftigt, und er verlief in gewohnter Weise. Die Verbündeten erlitten Verluste, Brandenburg wendete die schlimmsten Folgen ab und wurde dafür mit schnödem Undank belohnt. Wie man dem Kurfürsten für den Unterhalt derselben Anzahl von Truppen, für welche der Kaiser $4^1/_2$ Millionen in Anspruch genommen, 300000 Thaler anwies, so verfügte der Kaiser auch eigenmächtig über die brandenburgischen Truppen. Waldeck erlitt eine furchtbare Niederlage bei Fleurus durch den Marschall von Luxemburg, und nur der schleunige Marsch der Brandenburger bis in die unmittelbare Nähe Brüssels rettete die Niederlande. Die französische Flotte besiegte die englisch-staatische, die Landung französischer Truppen in England schien bevorzustehen, und nur die Brandenburger in Brabant konnten nach Königs Wilhelms eigener Meinung sie daran verhindern. In Italien war Frankreich mit dem Siege bei Staffarda Herr der Po-Ebene, bedrohte Mailand, und natürlich sandte der Kurfürst von Brandenburg Truppen nach Italien. Am Rhein drangen die Franzosen bis über Aachen hinaus vor, und nur die Brandenburger traten ihnen in den Weg. Endlich erlitt der Kaiser selbst in Ungarn Niederlagen, und nach der Einnahme von Belgrad durch die Türken war die Gefahr für Oesterreich größer denn je. Und trotz allem, was bisher vorgefallen, und trotzdem die Schwiebusser Angelegenheit nicht einen Schritt vorrückte, sandte der Kurfürst auch nach Ungarn 6000 Mann. All das geschah, obwohl sich inzwischen Schweden mit Frankreich verständigt hatte, und die Befürchtung vor einem gemeinsamen Vorgehen Schwedens und Hannovers unter der schützenden Hand Frankreichs nur zu berechtigt war. Zweifelhaft aber war es, ob der Schutz, den die Verbündeten dem Kurfürsten für einen solchen Fall in dem im März 1690 abgeschlossenen Vertrage verheißen hatten, einen wirklichen Wert gewinnen würde. Glücklicherweise nötigte jedoch der brennende Ehrgeiz des Herzogs Ernst August von Hannover diesen, von den schwedischen Plänen abzusehen und auf den Kaiser und die Seemächte Rücksicht zu nehmen. Indem nun Friedrich den Plänen des Herzogs die kräftigste Unterstützung zu teil werden ließ, gelang es, ihn (März 1692) bei der gemeinsamen Sache festzuhalten. Als demnächst (Dezember 1692) der Kaiser die Kurwürde Hannovers anerkannte, herrschte namentlich in Berlin große Freude, und Brandenburg war es zu danken, wenn der Widerspruch, den die „korrespondierenden Fürsten" noch viele Jahre dagegen erhoben, eine Bedeutung nicht erlangt hat.

1690 1. Juli

18. Aug.

8. Okt.

Auf den Kriegsschauplätzen war inzwischen während des Jahres 1691 „nichts Nennenswertes" geleistet, und im Jahre 1692 hatte Wilhelm III. in den Nieder- 1692

landen, wohin Friedrich zu ihun geeilt war, schwere Verluste erlitten. Ebenso war die Türkennot für den Kaiser größer und größer geworden, und er verlangte von Friedrich neue 6000 Mann zum Kampf gegen die Türken. Da nun Friedrichs Truppen auf sämtlichen Kriegstheatern, am Rhein, in den Niederlanden, in Italien und Ungarn kämpften, und diese neue Forderung das eigene Land noch mehr von Truppen entblößen mußte, so glaubte Friedrich jetzt vom Kaiser den Verzicht auf die Herausgabe von Schwiebus, die Anerkennung der Anwartschaft auf Ostfriesland und die Zusicherung, auch seinen Truppen endlich den nötigsten Unterhalt zu gewähren, erwarten zu können.

Aber wieder sah Friedrich „sich verspottet und mit leeren Worten abgespeist", nicht einmal die gewöhnliche Courtoisie glaubte der Kaiser gegen ihn wahren zu müssen. Dennoch wurde auch diese Forderung des Kaisers erfüllt. Und dies geschah deshalb, weil hier der Plan einem, in dessen Verwirklichung das größte Verdienst Friedrichs um die Entwickelung des Staates zu erkennen ist: die Erwerbung der preußischen Königskrone. Auf leise Andeutungen dieses Wunsches bei den kaiserlichen Ministern gab nämlich der eine oder andere von ihnen halb zustimmende, halb bedenkliche, jedenfalls aufschiebende Erklärungen, aus denen der Kurfürst indessen die Möglichkeit eines Erfolges entnahm. Vorbedingung hierfür war aber allerdings, die außerordentlich bedeutenden Leistungen im Felde fortzusetzen und sich zu jeder nur möglichen Nachgiebigkeit gegen den Kaiser bereit zu erklären. So ließ Friedrich nicht nur die geforderten Truppen gegen die Türken marschieren, sondern gab jetzt auch den Kreis Schwiebus an Oesterreich zurück.

Es wollte freilich nicht gerade allzuviel bedeuten, daß der Kaiser gelegentlich
1686 Dez. dieser Rückgabe endlich das Exekutionsdekret auf Ostfriesland ausstellte, auch die preußische Herzogswürde anerkannte. Wichtiger, wenigstens nach allem Anschein für die wirkliche Rückgabe des Kreises maßgebend, war die, doch nur sehr allgemein gehaltene, Zusicherung des Kaisers, bei einer Standeserhöhung dem Kurfürsten niemanden vorziehen zu wollen. Das Bedeutungsvollste aber war, daß die kaiserlichen Kommissarien einen Verzicht auf die schlesischen Herzogtümer und die Beziehung auf den Revers verlangt, die brandenburgischen dies mit Entschiedenheit abgelehnt, und jene daraufhin ihre Forderung fallen gelassen hatten. Nicht auf Grund des Reverses, sondern „zum Zeichen gegen Kf. M. tragenden Deferenz und in dem lebhaften Wunsch mit Kf. M. auch in diesem Punkt zu guter Einigkeit zu kommen", hatte der Kurfürst in die Abtretung gewilligt, und indem die kaiserlichen Kommissarien nach umständlicher Erörterung ihren Widerspruch gegen diese
1699 Auffassung fallen ließen, war auch rechtlich die Wirkung des Reverses aufgehoben, und mit der Vernichtung des Reverses und der Rückgabe von Schwiebus lebten alle Ansprüche auf die für Schwiebus dahingegebenen schlesischen Fürstentümer wieder auf.

Aber was half alle Nachgiebigkeit gegen den nun einmal am Kaiserhofe befolgten Grundsatz, Brandenburg, das zu mächtig wurde, zu demütigen! Namentlich in einer mecklenburgischen Erbschaftsangelegenheit machte der kaiserliche Hof in unangenehmster Weise seine Ansprüche geltend, und es kam zuletzt dahin, daß dem brandenburgischen Gesandten Nikolaus von Danckelmann der Hof fast ver-
1697 boten wurde, er ohne Abschiedsaudienz Wien verlassen mußte. Dazu stand in Polen die Königswahl wieder bevor, und wurde schließlich der österreichische Kandidat Kurfürst Karl August von Sachsen gewählt. Kursachsen war nun nur

olen verstärkt, und in Warschau wie in Dresden stand der österreichische Einfluß
n Zenith.

Auf dem Friedenskongreß zu Ryswick, der damals, als aller Stimmen sich für
e Beendigung des Krieges erklärten, zusammentrat, wurden die brandenburgischen
esandten mit schnödester Mißachtung behandelt, und den am 30. Oktober 1697 1697
stande gebrachten Friedensvertrag konnten Brandenburg und andere evangelische
ürsten nicht einmal unterzeichnen, da in ihn im letzten Augenblick zum Nachteil
er Evangelischen eine Klausel eingesetzt war, wonach in allen Orten, in denen
ährend der französischen Besatzung einmal katholischer Feldgottesdienst statt
funden, die katholische Kirche zu Recht bestehen sollte.

„Unter den Linden" zu Berlin im Jahre 1691 (vom Lustgarten aus gesehen).
ch einer Zeichnung von Johann Stridbeck d. J. († 1714) in der Kgl. Bibliothek zu Berlin, auf etwa die Hälfte verkleinert. Die Unterschrift ist erst 1701 oder später hinzugefügt, daher „Königl. Stall".

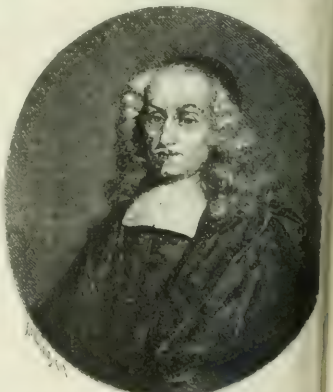
Der Friedensschluß hatte Brandenburg nur die neue Demütigung gebracht:
ingeschlossen zu werden". Das war, wie Friedrich schrieb, der ganze Erfolg
Brandenburg. Selbst Wilhelm von Oranien, obwohl er wiederholt bekannte,
ß er vornehmlich Brandenburg alles danke, hatte seine Nichtachtung nicht ver-
egen. Brandenburg stand allein. Es hatte wieder einmal seine ganze Kraft
die Freiheit Europas eingesetzt und wurde wieder einmal von seinen Bundes-
genossen verlassen. So wollte es einmal das Geschick des Staates, der mehr
tete als andere, und dessen Aufkommen doch den bisher vorwaltenden Mächten
angemäß ein Dorn im Auge war.

Viele, nur nicht der Kurfürst, maßen Danckelmann die Schuld bei. In-
dien hatte gerade er schon andere Verbindungen angeknüpft, die der Lage des
Staates wohl zu entsprechen schienen. Er hatte nämlich inzwischen den alten

Samuel von Pufendorf.
Nach einem Stiche von Johann Martin Bernigeroth (1713–1767), auf etwa die Hälfte verkleinert.

Bündnisvertrag mit Schweden erneuert, der nicht nur gegen Polen, sondern selbst auch gegen Schweden für ganz Norddeutschland Deckung gewährte. Er hatte ferner mit Kurbayern, auf dessen Kurprinzen, als Enkel der Gemahlin Leopolds, die alleinigen und jedenfalls von beiden Seemachten unterstützten Anrechte an die spanische Erbschaft übergegangen waren, einen Vertrag eingeleitet, der den Erwerb von Geldern, von Jülich und Berg in Aussicht stellte. Indem man so in der allgemeinen europäischen Politik zur rechten Zeit Stellung nahm, sicherte man sich nicht nur im Westen Deutschlands eine erhöhte Machtstellung, sondern man gab zugleich auch der reichen oranischen Erbschaft, die sowohl von Rechtswegen wie nach den oft gemachten Aeußerungen König Wilhelms auch nach dessen Testament Brandenburg zufallen mußte, eine sehr günstige Grundlage. Vornehmlich aber durfte der Kurfürst und durfte Dankelmann das Bewußtsein haben, sowohl in der Thatkraft, mit der man den anfänglichen Plan trotz aller Mißgunst gefördert, um Deutschland, um Holland, um England, gewiß aber um Wilhelm von Oranien anderes als Undank verdient zu haben. Man durfte noch immer die Ueberzeugung haben, daß man in dem Eintreten für die Freiheit der Staaten und der Gewissen doch das Rechte gethan habe, wie bitter auch die Früchte waren, die man geerntet.

Ebenso war für die innere Entfaltung nicht Unerhebliches geschehen. Gerade hier trafen die Neigungen des Kurfürsten in mancher Beziehung mit dem Bedürfnis des Landes zusammen, und die Pracht- und Prunkliebe des Kurfürsten, an sich schon durch ein feines Verständnis für das ästhetisch Schöne gemildert, rief eine Reihe von Industrien, wie Seidenwebereien, Gold- und Silberspinnereien, Spiegelfabriken,



Philipp Jakob Spener.
Schwarzkunstblatt von P. Schenk, 1645–1715, auf etwa 1/3 verkle

Erläuterungsblatt

zu der

nachstehend wiedergegebenen siebenten Seite der

eigenhändig niedergeschriebenen „Väterlichen Ermahnung" des Kurfürsten Friedrich III.

für seinen Sohn, den Kurprinzen Friedrich Wilhelm

vom Jahre 1698 oder 1699.

In Größe des Originales im Kgl. Hausarchiv zu Berlin.

Übertragung der nebenstehend wiedergegebenen siebenten Seite der eigenhändig niedergeschriebenen „Väterlichen Ermahnung" des Kurfürsten Friedrich III. vom Jahre 1698 oder 1699.

Führs daß Triette muhs Er allemahl dahin sehen daß Er mit der Krohn Dennemarck oder Schweden in guhter Allianz stehe, damit wan einer von beyden etwas mit uns anfangen wollte man alsdan gahr wol den krieg führen kan, und nicht zu zweiffelen stehet man werde alsdan auch eben sowol von dem Hoheiten Gott die assistentz haben als wie mein Herr Vatter in den sorigen Schwedischen kriege gehabt hat. Ich vermahne aber meinen Successor daß Er sich gahr wol hüte keinen unbesonnenen krieg anzufangen, und solange man es immer verhindern kan, den frieden bey zu behalten, trachten möge, damit der algemeine man dardurch nicht ruiniret sondern vielmehr conservieret werde, dan daß gemeine sprichwohrt heist was der Friede Ernehret der Krieg wieder verzehret, und hätte ich wünschen mögen, die genade von Gott zu haben, daß ich meine Landt und leute in frieden hätte regieren konnen, Es jammert aber daß Gott solches alles denen evangelischen zum besten geschicket hat.

alle Arten Galanteriewaren im Lande hervor. Die Tuch-, Eisen- und Leder-industrie, die Kohlenwerke hoben sich beträchtlich. Handelsverträge mit den Nachbarstaaten und die vortrefflichen Einrichtungen der Post, die z. B. Leibniz rühmt, „beförderten die Kommerzien aufs beste und mit so gutem Succeß, daß der Kurfürst darüber eine unvergleichliche Reputation und die Unterthanen und Einwohner des Landes den größten Nutzen empfanden." Der Wissenschaft ferner und den Künsten jegliche Aufmunterung zu teil werden zu lassen, entsprach Friedrichs eigenstem Sinne vollständig.

Christian Thomasius.
Schwarzkunstblatt von Peter Schenk (1645–1715), auf etwa $^1/_3$ verkleinert.

Es erfolgte jetzt (1691—1694) die einst vom Kardinal Albrecht geplante, später vom Großen Kurfürsten betriebene, Gründung der Universität Halle, die für Staat und Kirche, für die Menschheit überhaupt von größter Bedeutung werden sollte. Wirkten hier doch gleich anfänglich neben hervorragenden Vertretern der Wissenschaft wie Ludwig Veit von Seckendorf, Samuel Strykk, Joh. Peter von Ludewig, ein Aug. Herm. Francke ein Christian Thomasius. Jener gründete das nicht nur für elternlose Kinder, sondern für die Entwickelung des preußischen Schulwesens so segensreiche Waisenhaus und war mit seinem Freunde, dem Berliner Propst Jakob Spener, der eifrigste Vorkämpfer für die wirkliche Bethätigung des Glaubens in einem wahrhaft christlichen Leben. Thomasius aber war der erste Gelehrte, welcher den Mut hatte, deutsche Vorlesungen zu halten, eine gelehrte Zeitschrift in deutscher Sprache herauszugeben, der heftige Gegner der alleinigen Geltung des römischen Rechts, aller Vorurteile, aller unpraktischen Schulweisheit, der Bekämpfer der Hexenprozesse, der Streiter für „die gesunde Vernunft", er — wie ein großer, anders gesonnener Theologe sagt — „als ein Wirbelwind durch alle Gebiete des Lebens und der Wissenschaft hindurchgegangen ist".

Ebenso lebten in Berlin, von dessen damaliger Beschaffenheit ein Augsburger Kupferstecher, Johann Stridbeck, uns in zwanzig Aquarellskizzen ein schönes Bild hinterlassen, die bedeutendsten Männer der Wissenschaft, ein Pufendorf, den noch der Große Kurfürst berufen, um die Geschichte seiner Regierung mit freiester Benutzung aller Akten zu schreiben, Ezechiel von Spanheim, Künstler wie Nering, Besander von Göthe und vornehmlich Andreas Schlüter. Nach dem Muster der Pariser Akademie konnte eine Akademie der Künste gestiftet werden, und namentlich der Baukunst wandte Friedrich sein ganzes Interesse zu. Bauten wie die des Schlosses, des Zeughauses und der Langen Brücke in Berlin legen noch heute das rühmlichste Zeugnis ab von Friedrichs feinem Verständnis und seiner Fürsorge für diese Dinge.

Zeichenschule in der Akademie der Künste in Berlin.
Anonymer Stich aus L. Beger, Thesaurus Brandenburgicus III. Bd., gedruckt von U. Liebpert, Cölln a. d. Spree, o. J. (1701 oder später). Auf etwa ⅔ verkleinert. S. S. 235.

Aber auch die eigentliche Staatsverwaltung hatte Danckelmann möglichst fortzubilden gesucht. Insbesondere wurde der Geheime Rat immer mehr und prinzipiell die oberste Zentralbehörde der sämtlichen Provinzen, und in ihm wurden die Geschäfte so verteilt, daß eine schnellere Erledigung, als dies bei der Belastung der einzelnen Räte bisher möglich gewesen, erreicht wurde. Das Generalkriegskommissariat, das bis 1690 von Grumbkow, der „dem Werke recht in's Maul gefaßt", sowohl was die militärische, als auch die steuerliche Verwaltung betrifft, vorzüglich geleitet ward, arbeitete unter Ludolf von Danckelmann in demselben Sinne weiter und erhielt durch Ausbildung seiner unteren Instanzen, wie durch Abgrenzung seiner Befugnisse gegen die Kammern, d. h. die eigentlichen Regierungsbehörden, festere Gestalt. Durch die Aufstellung eines General-Etats auf Grund der Etats für die einzelnen Provinzen, die jetzt endlich der angestrengten Arbeit des noch vom Großen Kurfürsten berufenen Freiherrn Dodo von Knyphausen gelang, und durch die Bildung einer kollegialischen Hofkammer war auch für die Einkünfte aus den Domänen und Regalien der sämtlichen Provinzen ein guter Grund gelegt worden. Aber an dieser Finanzverwaltung war sehr bald gerüttelt worden. Natürlich hatten die Kriege, zumal die Subsidien nur ganz unregelmäßig einliefen, sehr erhebliche Kosten verursacht, aber nicht minder hatte der Glanz des Hofes unermeßliche Summen ver-

Medaille auf den Neubau der Langen Brücke in Berlin 1692.
In Größe des Originals [illegible] im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.
[illegible]

schlungen, und in der Not des Augenblicks hatte man in den Staatskassen die dringendste Befriedigung suchen müssen. Die anfänglich befolgten vortrefflichen Systeme der Finanzverwaltung hatten vor den Bedürfnissen nicht Stand gehalten, und mit der Systemlosigkeit war man zu den größten finanziellen Nöten gekommen. Auch diese rechnete man Danckelmann zu, der doch nach Kräften ihr zu steuern gesucht und immer die Verantwortung für das Finanzwesen abgelehnt hatte.

So hatte man einen doppelten Hebel gegen ihn. Denn das ernste, wohl auch schroffe Verfahren, das Danckelmann eigen war, hatte längst am Hofe, der von untergeordneten Elementen nicht frei geblieben war, und unter den Beamten, die über den ihm gewährten Vorzug Neid empfanden, vielfach Mißstimmung erregt. Die Kurfürstin fand sich oft von ihm verletzt, sah es ungern, wenn er den Wünschen ihrer Familie von Hannover nicht entsprach, that alles, ihn zu verdrängen. Der Kurfürst selbst empfand seine Weise oft als die des unbequemen Lehrers, der nicht lernen konnte, daß aus dem Zögling der regierende Herr geworden. Wie hätten nicht die Unzufriedenen eilen sollen, die Mißerfolge der äußeren Politik, die Erschöpfung der Finanzen dem verhaßten Oberpräsidenten in die Schuhe zu schieben. Danckelmann selbst fühlte, daß er sich nicht aufrecht halten könne, bat wiederholt um seinen Abschied, aber — dank der gegen ihn vornehmlich von dem Oberkammerherrn Kolbe von Wartenberg und dessen Gemahlin, einer gewöhnlich gesinnten Schifferstochter aus Emmerich, geleiteten Intrigue — wurde aus der anfänglich in vollen Gnaden gewährten Entlassung eine schimpfliche Gefangensetzung erst in Spandau, dann in Peitz. Doch so wenig die Untersuchung Beweise für eine Schuld herbeibrachte, so wenig war in der auswärtigen Politik ein guter Eindruck des Geschehenen zu erkennen. Namentlich Wilhelm von England, der wohl fühlte, daß er Danckelmann alles zu danken und doch nichts gethan habe, um ihm einen Erfolg zu geben, äußerte sein Befremden. Nur am Hofe zu Berlin und an dem zu Hannover war die Freude vollkommen. Friedrich selbst atmete auf. Wie tief er davon überzeugt war, daß Danckelmann ihn in den Hintergrund schieben, selbst der Herr habe sein wollen, ergiebt sich aus der „Väterlichen Ermahnung", die er damals für seinen Sohn aufsetzte. Auf das eindringlichste ermahnt er ihn, niemals einem Mann soviel Macht einzuräumen, wie er sie Danckelmann gestattet habe. Die endliche Wiederherstellung des Friedens hatte jedoch den vollen Beifall Friedrichs, und eben in der Väterlichen Ermahnung wie in einer spätern Instruktion warnt er seinen Sohn auf das bestimmteste vor jedem Kriege. Denn dieser verzehre, was der Friede schaffe, und leicht sei es, den Degen zu ziehen, aber schwer, ihn mit Ehren wieder einzustecken. Eben deshalb solle er die Wehrkraft stärken und das Heer nicht vermindern, denn dieses sei das geeignetste Mittel, den Frieden zu erhalten.

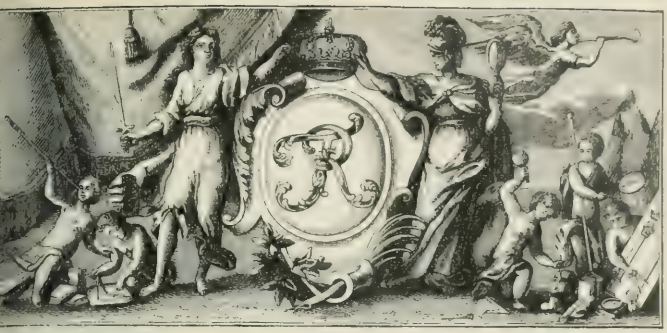
Und jene Zeit gab wohl besonderen Grund zu solcher Ermahnung. Keineswegs waren die Wirrnisse der Zeit etwa mit dem Frieden beseitigt. Im Gegenteil, mit dem Tode des jungen Kurprinzen von Bayern, durch dessen Thronbesteigung in Spanien die Frage der großen Erbfolge eine befriedigende Lösung gewonnen hätte, war diese Angelegenheit wieder die brennende Tagesfrage geworden. Von ihrer Entscheidung hing es ab, ob Europa unter dem französischen oder dem österreichischen Uebergewicht erliegen solle, oder ob es einen Ausweg gab, der das Gleichgewicht der Völker ermöglichte. Doch noch näher wurde

Brandenburg durch eine andere Frage berührt, welche seine eigenen östlichen Länder gefährdete, deren Lösung aber umgekehrt die endliche Erwerbung Pommerns mit sich führen konnte. Der neue König von Polen nämlich hatte mit dem Zaren und dem König von Dänemark ein Bündnis geschlossen, um die Gelegenheit, da „ein junger unreifer Mensch" — es war Karl XII. — den schwedischen Thron bestiegen, zu benutzen, einige Provinzen von Schweden loszureißen. August rechnete auf den Beitritt Brandenburgs, und man war überzeugt, daß der große Plan nur dann gelingen könne, wenn Brandenburg sich wenigstens neutral verhalte.

Im Osten und Westen zogen zwei gewaltige Wetter heran, Brandenburg war von beiden bedroht, und doch handelte es sich nicht nur darum, vor ihnen Schutz zu finden, sondern es galt zugleich, neue Ehren, es galt eine Königskrone zu gewinnen.

Kurfürstlich brandenburgisches Wappen.

Nach einem anonymen Kupferstich aus Ph. J. Spener »Insignium theoria«. Frankfurt a. M. 1717



Nach einem Kupferstich von den Gebr. J. F. und J. D. Schleuen (arbeiteten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts) in Ch. R. Güttther „Leben und Thaten Herrn Friedrichs des Ersten . . .“ Breslau 1750 etwas verkleinert.

Die königliche Zeit 1701—1713.

s L. Beger »Thesaurus« III. Bd., ge-uckt von U. Liebpert. Cölln a. d. Spree. O. J. (1701 oder später).

angstreitigkeiten aller Art, persönliche Kränkungen des Kurfürsten und Zurücksetzungen seiner Gesandten gegen die anderer Fürsten hatten den Mißerfolgen in der auswärtigen Politik einen besonders für den Kurfürsten bitteren Beigeschmack gegeben. Holländer sollen auf dem Kongreß zu Ryswick den Rat gegeben haben, solchen Mißhelligkeiten durch die Annahme der königlichen Würde ein für allemal ein Ende zu machen, und sicherlich entsprach ein solcher Rat ganz der Anschauung des Kurfürsten. Ahnungsvoll hatte man ihm schon bei seiner Geburt eine Königskrone prophezeit, und bald nach seinem Regierungsantritt schwirrten überall die Gerüchte umher, daß sich riedrich die Königskrone auf das Haupt setzen wolle. Die Machtstellung, die r Große Kurfürst seinem Staate gegeben, bot in der That die Unterlage zu ner solchen, und schon in den Verhandlungen über das österreichische Bündnis m Jahre 1686 war, wie auf das bestimmteste versichert wird, die Erhebung r königlichen Würde zur Sprache gekommen. Kurfürst Friedrich lebte und webte diesem Gedanken, ja die Erwerbung der Königskrone war recht eigentlich sein egierungs-Programm. Seit etwa 1690 wurde die Angelegenheit von den Räten s Kurfürsten beraten, an anderen Höfen erwähnt und, wie bemerkt, 1693

namentlich in Wien angeregt. Freilich fand der Plan bei den Räten des Kurfürsten mannigfachen Widerspruch, namentlich hatte ihn Danckelmann nur wider Willen gefördert, und Fuchs hielt ihn noch 1698 für eine „pur lautere Unmöglichkeit". Aber gerade die Mißerfolge in der äußeren Politik bestimmten Friedrich, nunmehr dem Plan wieder näher zu treten — „denn solange ich nichts als Kurfürst bin", schrieb er, „opponiert man mir allemal" — und Kolbe von Wartenberg erkannte in der Erfüllung dieses Wunsches die Sicherung seiner eigenen Stellung.

Von vornherein war klar, daß die Hauptmächte, daß wenigstens der Kaiser seine Zustimmung geben müsse, da ohne eine Sicherheit über die nachfolgende Anerkennung die bloße Annahme der Krone zu den bedenklichsten Widerwärtigkeiten führen mußte. Ebenso klar war man sich von vornherein darüber, daß die Krone allein auf das Herzogtum Preußen gegründet werden könne, da der König eines der Reichsländer doch nur „ein Lehnkönig" geblieben wäre und weder des Kaisers noch auch der Reichsfürsten Anerkennung gefunden hätte. Zu viel Weiterungen hätten daraus entstehen, zu viel unlösbare Schwierigkeiten daraus erwachsen müssen. In Preußen aber war der Kurfürst völlig unabhängiger Souverän.

Zunächst mußte man die Zustimmung des Kaisers, mit dem man seit der Abreise des Nikolaus von Danckelmann völlig zerfallen, gewinnen. Der Oberkammerherr von Wartenberg veranstaltete es zunächst, daß der jugendliche Christian von Bartholdi
1698 unter der Form, die Belehnung endlich nachzusuchen, als Gesandter nach Wien geschickt wurde. In allen Punkten war ihm Nachgiebigkeit gegen die kaiserlichen Wünsche vorgeschrieben, und mündlich hatte ihm der Kurfürst den Auftrag erteilt, „die Sache der Königskrone zu encaminiren". In der That wurde Bartholdi in Wien empfangen, und es gelang ihm, die Beziehungen mit dem Kaiserhofe wiederherzustellen. Nun forderte der Kurfürst von Bartholdi, von Ilgen und von Fuchs ausführliche Gutachten. Diese hoben zwar die großen Bedenken und Gefahren hervor, welche dem Plane gegenüberständen, rieten indessen doch keineswegs ab. Der Kurfürst hat das Gutachten von Fuchs mit eigenen Bemerkungen versehen, um jene Bedenken zu entkräften. Er legt namentlich ein großes Gewicht darauf, daß in keinem Falle eine kaiserliche Ernennung zum König stattfinden dürfe, sondern der Kaiser die eigene Erhebung des Kurfürsten nur im voraus billige. Er betont aber weiter, daß diese Billigung, wenn überhaupt, so jetzt zu erreichen sei, da die Verhältnisse für Brandenburg so ungewöhnlich günstige seien, daß man die Zeit nicht versäumen dürfe. Und dies war vollkommen zutreffend. Denn trotz aller Mißachtung und Undankbarkeit, welche die Großmächte Brandenburg erwiesen hatten, war die Lage Europas eine solche geworden, daß auf Brandenburgs Entscheidung etwas ankam.

König August III. von Polen, mit dem Friedrich mehrfach zusammen kam, sowie seine Bundesgenossen von Dänemark und Rußland brauchten mindestens Brandenburgs Neutralität und mußten dafür wohl ihre Zustimmung zu Friedrichs Wunsch geben. Es kam sogar damals eine Denkschrift in Friedrichs Hände aus
1699 der Feder des Beichtvaters des Königs August, des Jesuiten-Paters Vota, der aufs lebhafteste für Friedrichs Plan eintrat. Indessen legte er mit dem Vorschlag, aus der Hand des Papstes die Königskrone entgegen zu nehmen, seine eigenen Absichten für die in großem Fortschritt begriffene katholische Kirche ga

zu offen dar. Ebenso hatte der Kurfürst gelegentlichen Aeußerungen nach allen Grund, auf die Zustimmung seines Oheims, des Königs von England, wie auf die der Generalstaaten zu rechnen.

Der Kaiser endlich schien in einer Lage zu sein, die ihm jedes Eingehen auf brandenburgische Wünsche zur Pflicht machen mußte. Lebhafter noch als früher war in Wien nach dem Tode des jungen Kurprinzen von Bayern (Januar 1699) das Verlangen, die ganze spanische Erbschaft ungeteilt dem Hause Habsburg zu sichern. Nun aber wurde zwischen den Seemächten und Frankreich ein neuer Teilungsplan verabredet, nach welchem nur Spanien, die Kolonieen und die spanischen Niederlande an Oesterreich, beide Sicilien und Mailand jedoch an Frankreich, welches Mailand gegen Lothringen austauschen werde, fallen sollten. Um keinen Preis wollte der Kaiser dies zugeben, wollte er Frankreich in Italien festen Fuß fassen lassen. Er war entschlossen, den verlangten Beitritt zu diesem Teilungsvertrage abzulehnen und für die ganze Erbschaft die Waffen zu ergreifen. Aber wie sollte man einen Kampf von solcher Größe gegen Frankreich und zugleich gegen die Seemächte unternehmen? Woher auch nur einen Bundesgenossen nehmen? Die nordischen Staaten waren mit sich selbst vollauf beschäftigt, im Reich waren nicht nur die protestantischen Fürsten durch die Annahme der Ryswicker Klausel, sondern durch Wiener Eigenmächtigkeiten aller Art auch die katholischen Fürsten schwer verletzt. Die „in Sachen der neunten Kur korrespondierenden Fürsten" begaben sich im August 1700 sogar in den Schutz Frankreichs. Und weder war die Hilfe 1700
des mächtigsten Fürsten in Italien, des Herzogs von Savoyen, mit Sicherheit zu erwarten, noch schienen die Unruhen in Ungarn für einen Kampf im Westen Freiheit zu gewähren.

Gewiß Verhältnisse der bedenklichsten Art, wie sie sich das stolze Kaiserhaus noch vor wenigen Jahren nicht hatte träumen lassen, Verhältnisse aber, wie sie sich für Friedrichs „großes Dessein" nicht günstiger gestalten konnten. Brandenburg mit seiner tüchtigen und zahlreichen Armee war der einzige Staat, auf den sich Oesterreich stützen konnte, von dem es Hilfe erwarten konnte. Jetzt mußte man dem Kurfürsten den Wunsch gewähren, von dem er seine Hilfe abhängig machte. Aber wieviel Schwierigkeiten hatte der junge Bartholdi noch zu besiegen! Mehr als einmal waren die Verhandlungen nahe daran, völlig zu scheitern. Namentlich suchte man auch für die katholische Kirche Gewinn zu machen, während Friedrich gerade in dieser Beziehung felsenfest blieb. Um so merkwürdiger ist es, daß die entstehenden Schwierigkeiten häufig gerade durch einen Jesuiten, den beim Kaiser höchst einflußreichen Pater Wolf, der durch einen Irrtum bei der Dechiffrierung einer 1700
Depesche vom Kurfürsten in die Verhandlungen hineingezogen, gelöst wurden. Hauptsächlich mußte der Kaiser aber doch fürchten, daß die ernsten Vorstellungen der Seemächte, die nach dem inzwischen erfolgten ruchlosen Angriff auf Schweden wenigstens zwischen Schweden und Dänemark den Frieden von Travendahl vermittelt hatten, in Berlin einen Umschlag und den Beitritt zu den Teilungsmächten hervorrufen würden. Und schon lag der König von Spanien in Todeskämpfen. Da endlich, wahrscheinlich unter dem Eindruck der Nachricht vom Tode des Königs entschloß man sich in Wien, den Vertrag zu unterzeichnen, in welchem der Kaiser gegen Zusicherung von 8000 Mann für den Kampf um die spanische Erbfolge und eine große Anzahl weiterer Zugeständnisse in kleineren strittigen Angelegenheiten versprach, die preußische Königswürde anzuerkennen. Ganz zuletzt noch glaubte man,

eine Form gefunden zu haben, in welcher der Kurfürst das Recht des Kaisers, ihn zum König zu ernennen, anerkannt hatte — zum Glück gelang es, das unterschobene Wort zu beseitigen. Am 16. November 1700 wurde der Vertrag gezeichnet, am 4. Dezember vollzog ihn der Kaiser. Am 16. Dezember brach
1701 der Kurfürst mit seinem Hofe nach Königsberg auf, am 18. Januar 1701 krönte er sich selbst zum König in Preußen, stiftete den schwarzen Adler-Orden, und in Königsberg wie später in Berlin folgte eine Reihe von Festlichkeiten in jenem Geschmack, dessen der neue König Meister war.

Defilier-Cour nach der Krönung

Ausschnitt aus dem Kupferstich von Johann Georg Wolfgang 1664–1744 in „Preußische Crönungsgeschichte" (von dem Oberzeremonienmeister J. von Besser) 2. Auflage mit Kupfern, Cölln a. d. Spree bei Ulrich Liebpert 1712
Nur etwa die Hälfte verkleinert.

Es war ein Großes gewonnen. Es war gewissermaßen die Taufe des vom Großen Kurfürsten geschaffenen Staates. Allerdings waren die Länder, welche dem Kurfürsten von Brandenburg gehorten, militärisch und finanziell zu einem Staatswesen geeinigt und erschienen auch nach außen hin als Staat, aber noch fühlte sich der Märker als Märker, der Pommer als Pommer, der Magdeburger als solcher, der Mindener als Mindener. Nun war ein einheitlicher Name für den Staat gefunden, und bald gab es nur noch eine königlich preußische Armee, königlich preußische Behörden und königlich preußische Unterthanen. Der einheitliche Name wurde ein fester Kitt für die Einheit des Staates, und die Königskrone wurde ein Eckstein für die Bildung des preußischen Staates, des preußischen Vaterlandes. Der gemeinsame Name, der von der Krone auf

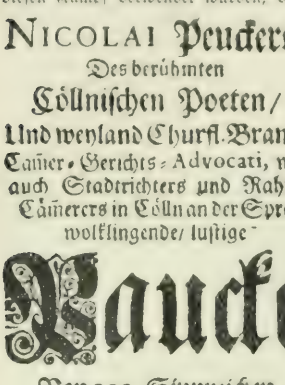
Preußische Königskrone, welche Friedrich I. bei der Krönung in Königsberg 1701 getragen.
Ausschnitt aus dem Kupferstich von Peter Schenk (1645—1715), auf 1/3 verkleinert

den ganzen Staat überging, hat wesentlich mitgewirkt, in den Unterthanen das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das Bewußtsein eines gemeinsamen Vaterlandes zu bilden.

Allerdings hatte man, um die Krone zu erlangen, schon den ersten Moment im nordischen Kampf versäumt. Von den schlesischen Fürstentümern hatte man wohl gar nicht gesprochen, aber für die Erlangung der oranischen Erbschaft, soweit es sich um die deutschen Grafschaften und um die Güter handelte, hatte der Kaiser seine Unterstützung zugesagt. Doch im Gegensatz zu beiden Seemächten und Frankreich sollte nun Brandenburg für Oesterreich die ganze spanische Erbschaft erkämpfen helfen! Indessen die Verpflichtung hierfür lautete nur auf dieselbe Zahl Truppen, die schon Friedrich Wilhelm zugesagt, und somit konnte man auch für die nordischen Verhältnisse noch genugsam gerüstet scheinen. Außerordentlich günstig aber war es, daß mit der Testamentseröffnung des Königs Karl von Spanien der Gegensatz zwischen dem Kaiser und den Seemächten von selbst aufhörte, und die Vereinigung der Seemächte mit Frankreich zerriß. Dies Testament sprach nämlich dem Dauphin von Frankreich die ganze Erbschaft zu, Ludwig nahm das Testament an und meldete den europäischen Höfen noch im November 1700 die Thronbesteigung seines Enkels. Nimmermehr konnten dies die Seemächte zulassen, sie mußten sich jetzt ebenfalls Oesterreich zuwenden, und so kam zwischen ihnen und dem Kaiser ein Bündnis zu stande (7. September 1701).

Von den Reichsfürsten trat zunächst zwar nur noch Hannover — schon schien sich die englische Königskrone auf das Haupt des Kurfürsten oder seiner Mutter, der geistreichen und tüchtigen Sophie aus dem Hause Pfalz, niederzulassen — auf Leopolds Seite. Doch schließlich wurden, wenn auch nicht ohne Kämpfe, auch die übrigen Reichsfürsten ebenfalls zum Anschluß an den Kaiser genötigt. Und wirklich mußte das Reich wieder für das habsburgische Interesse in den Kampf mit Ludwig eintreten, während gleichzeitig im Osten die ärgsten Dinge vorgingen, da Karl XII. mit der Einnahme von Warschau und Krakau, mit dem Siege bei Clissow den König August III. von Polen-Sachsen vollständig lahm gelegt hatte. Nur die beiden kurfürstlichen Brüder von Bayern und Köln blieben mit Frankreich verbündet. Ohne Zweifel war indessen für Friedrich die Teilnahme am Kampf gegen die französische Universalmonarchie durch die allgemeinen Verhältnisse wie durch die Aufgabe Preußens geboten. Der Kampf gegen die französische Fremdherrschaft entsprach ebenso der Natur dieses Staates wie der gegen die schwedische. Jene war aber gerade im Begriff, das unerträglichste Uebergewicht in Europa zu erlangen, während diese zunächst nur in weiterer Ferne zu drohen schien. Und insofern man die in Aussicht stehende oranische Erbschaft ins Auge faßte, entsprach der Kampf auch einem besonderen Interesse Preußens. Indem aber allerdings (statt 14000 standen schließlich über 30000 Mann im Felde) weit über

jede Vertrags- oder Reichspflicht hinaus die gesamten Kräfte des Staates für diesen Kampf verwendet wurden, vermochte man dem Kriege im Osten weder die für die preußischen Interessen entsprechende Wendung zu geben, noch konnte man auch nur die eigenen Grenzen ausreichend schützen. Und man kann nicht leugnen, daß die eigentümlichen Verhältnisse am Hofe zu Berlin ihren Anteil an dieser Politik hatten.

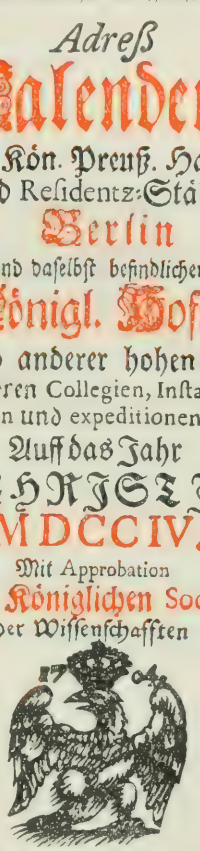

NICOLAI Peuckers
Des berühmten
Cöllnischen Poeten/
Und weyland Churfl. Brand.
Cammer-Gerichts-Advocati, wie
auch Stadtrichters und Rahts-
Cämerers in Cölln an der Spree
wolklingende/ lustige
Paucke
Von 100. Sinnreichen
Scherz-Gedichtē
Theils der Hohen Herr-
schaft in tiefster Unterthänig-
keit/ theils vielen Hoch-Adelichen/
und andern vornehmen hiesigen Fa-
milien zu besondern Ehren ge-
schrieben/
Nunmehr aber nach des sel.
Autoris Tode in diese Ordnung
verfasset/ mit Fleiß übersehen und
zum Druck befodert von
OTTO CHRISTIAN Pfeffern/
Buchhändlern in Berlin.
Druckts Gotth. Schlechtiger/1702.

Titelblatt zu Nik. Peuckers „Wolklingende lustige Paucke". Berlin 1702, bei Otto Christian Pfeffern in Originalgröße. S. S. 235

Seit der Krönung war nämlich der Einfluß des Grafen Wartenberg auf das höchste Maß gestiegen. Während Ilgen die eigentliche Arbeit in der auswärtigen Politik versah, bestimmte der Graf doch diese ebenso, wie er die innere Verwaltung vollkommen beherrschte. Namentlich war dies der Fall, seitdem er den Versuch einer Opposition der die Geschäfte ausführenden Räte und der oberen Hofbeamten in geschicktester Weise niedergeschlagen hatte. Fortan duldete der Graf nur solche Räte und Hofbeamte, die sich ihm unbedingt unterordneten. Vor allem besetzte er die Würde eines Obermarschalls mit dem Grafen Wittgenstein, übertrug diesem zugleich die oberste Leitung der Domänen und das Amt des Oberkriegskommissars dem Grafen Wartensleben. Diese Ernennung machte besonders in der Armee böses Blut, die verdientesten Generale nahmen ihren Abschied, und es bildete sich zwischen dem Heere und dem Hofe ein entschiedener Gegensatz. Die ganze Zeit stand unter dem Einfluß französischer Sitten und Anschauungen. So sollte auch alles am Berliner Hof nach dem Muster von Versailles eingerichtet werden, und in buntester Mannigfaltigkeit erfand man immer neue Festlichkeiten, die im Schloß zu Berlin oder auf den Lustschlössern der Umgegend und in den königlichen Gärten gegeben wurden. Für die Lustfahrten auf dem Wasser hatte sich der König ein prachtvolles Schiff, das den Namen „Liburnica" führte, bauen lassen, dessen Schönheit weit gerühmt wurde. Besonders beliebt waren in jener Zeit Maskeraden, die sogenannten „Wirtschaften", an denen sich die Mitglieder des königlichen Hauses zu beteiligen pflegten, und zu denen

der Oberzeremonienmeister von Besser nicht gerade geschmackvolle Verse dichtete. Noch mehr bewunderte man die allerdings besseren Gedichte des Freiherrn von Canitz, aber selbst die äußerst platten Reimereien des schon verstorbenen Nik. Peucker wurden damals herausgegeben und sogar dem jungen Kronprinzen zugeeignet.

Die Kosten für die Hoffestlichkeiten mußten immer mehr und mehr der Staatskasse auferlegt werden, zugleich aber wurde die Freigebigkeit des Königs für Genüsse edlerer Art in Anspruch genommen. Berlin, durch den Bau der Friedrichsstadt vergrößert und schon von solcher Bedeutung, daß seit 1704 jährliche Adreßkalender erscheinen konnten, war damals in manchem Betracht eine litterarische Metropole geworden. Leibniz, der Freund der Kurfürstin, lebte viel in Berlin, seiner Anregung war es zu danken, daß neben der Akademie der Künste eine solche der Wissenschaften gegründet wurde, die außer den wissenschaftlichen auch praktische Ziele verfolgen und auf des Königs Veranlassung auch auf die deutsche Sprache und vaterländische Geschichte ihr Augenmerk richten sollte. Die Bibliothek und die viel bewunderte Kunstkammer wurden außerordentlich begünstigt, vornehmlich aber die großen Bauten, von denen schon gesprochen, fortgesetzt. Friedrich fühlte sich als Beschützer und Förderer aller Kunst und Wissenschaft ungemein wohl und traf hierin mit seiner Gemahlin, die über die Feste und das peinlich beobachtete Zeremoniel ihren scharfen Spott nicht zurückhielt, ganz zusammen. Berühmt sind noch heute die Zusammenkünfte bei der Königin in dem ihr vom Könige erbauten Schlosse zu Lietzen, das nach ihrem Namen bald Charlottenburg genannt wurde. Hier tauschten die bedeutendsten Männer der Zeit ihre Ansichten aus über die tiefsten Probleme der Welt und fanden immer neue Veranlassung, den philosophisch angelegten Geist der Königin zu bewundern.


Adreß
Calender /
Der Kön. Preuß. Haupt- und Residentz-Städte
Berlin
Und daselbst befindlichen
Königl. Hofes /
Auch anderer hohen und niederen Collegien, Instantien und expeditionen
Auff das Jahr
CHRISTI
MDCCIV.
Mit Approbation
Der Königlichen Societät der Wissenschafften
17 04

Titelblatt des ersten im Jahre 1704 im Verlag der Berliner Akademie erschienenen und durch den Faktor derselben, den Buchhändler Joh. Ulr. Pape in Berlin, vertriebenen Berliner Adreßbuches. Im Gange eines Originaldrucks in der Kgl. Bibliothek zu Berlin.

Von dauernder Bedeutung war, daß nach dem kaiserlichen Zugeständnis des Privilegiums de non appellando auch für die nicht zur Kur gehörigen Länder ein Oberappellationsgericht neben dem Kammergericht eingesetzt und so für die spätere Rechtseinheit des Staates ein Schritt vorwärts gethan wurde. Auch eine Kammergerichtsordnung und ein allgemeines Landrecht wurden geplant, und die Männer, die viele Jahre mit unermüdlichem Eifer daran gearbeitet — vornehmlich Chr. Rüdiger von Wedel und Paul von Fuchs — haben sich um die Reform der Justiz ein Verdienst erworben, das gerade in jener Zeit hell strahlte.

Mit vollem Verständnis war der König persönlich auf diese weit aussehenden Pläne eingegangen, während Wartenberg ihm die Kenntnis von den Finanzen und manchen anderen Zuständen im Lande glücklich zu entziehen wußte. Denn das glänzende Hofleben entwickelte immer mehr seine sehr bedenkliche Kehrseite. Die hierfür erforderlichen Ausgaben betrugen bald mehr als das Doppelte der Einnahmen, und was man auch für Steuern im Kleinen, für Luxusgegenstände, für die Krönung, den Schloßbau in Berlin einführte, es ließ sich das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben nicht herstellen. Vorübergehend glaubte man wohl an die Versprechungen eines Abenteurers Dominico Caetano Conte de Ruggiero, der durch alchimistische Künste Geld zu schaffen versprach. Doch bald entdeckte man die Täuschung und ließ den Betrüger an den Galgen knüpfen. Ernstlicher war die Hilfe, welche das von Luben von Wulfen vorgeschlagene, und nach Entlassung aller widerstrebenden Räte durchgeführte System, die königlichen Domänen zu parzellieren und in Erbpacht zu geben, in Aussicht stellte. Neben der Hebung der Finanzen sollte das System zugleich auch die harten Pflichten der Bauern erleichtern und eine Vermehrung der Bevölkerung ermöglichen. Aber die Wirkung dieser Maßregel war nur insofern eine erwünschte, als die Hofbedürfnisse für den Augenblick einige Mehreinnahmen gewannen, schließlich führte sie jedoch zu einer Verschleuderung der Domänen, die den Grundstock der Einnahmen zu vernichten drohte.

G. W. Freiherr von Leibniz.
Kupferstich von Johann Friedrich Bause 1738–1814 nach dem Gemälde von Andreas Scheits (geb. etwa 1665, starb nach 1690), auf 1/3 verkleinert.

Hinzukam, daß das Land fünf Sechstel der Kriegskosten zu tragen hatte, und daß das ungünstige Testament König Wilhelms von England mit den Niederlanden große Widerwärtigkeiten wegen der oranischen Erbschaft hervorrief. —

Inzwischen war der Kampf gegen Ludwig nur mit wechselndem Glück geführt.

Salbung des Kurfürsten Friedrich III. zum König in Preußen.

18. Januar 1701.

Ausschnitt aus einem Kupferstich in Merian Theatrum Europaeum, XVI. Bd. Frankfurt a. M. 1717, nach einer Zeichnung von J. F. Eosander gen. von Göthe († 1729). Auf etwa $^2/_3$ verkleinert.

Die Kunstkammer im Kgl. Schloß zu Berlin zur Zeit des Königs Friedrich I.

Nach einem Kupferstich von Samuel Blesendorf (1660—1706) in L. Beger »Thesaurus Brandenburgicus selectus« I. Bd. Colln a. d. Spree 1696 bei Ulrich Liebpert, auf ⅔ verkleinert.

In Italien hatte Prinz Eugen dank auch der Tüchtigkeit der preußischen Truppen zwar manchen schönen Erfolg aufzuweisen, in den Niederlanden aber hatte der Herzog von Marlborough nur mit Mühe seine Stellung behauptet, und in Deutschland waren die französischen und bayerischen Truppen sogar bis nach Oesterreich selbst vorgedrungen und schienen im Begriff, dem Fürsten Rakocy von Siebenbürgen die Hand zu reichen. Für Oesterreich ein Augenblick der schlimmsten Not. Endlich machte die Vereinigung Eugens und Marlboroughs eine Entscheidungsschlacht möglich, und bei Höchstädt am 13. August 1704 wurden die Franzosen vollständig geschlagen, ganz Süddeutschland von ihnen befreit. Wie gewöhnlich hatten die Feldherren auch hier die Tapferkeit der preußischen Truppen, die erheblich zur Entscheidung beigetragen hatten, rühmend hervorzuheben. An ihrer Spitze stand Fürst Leopold von Anhalt, der die straffste Disziplin, den echt

Medaille v. J. 1704 auf den Bau des Kgl. Schlosses zu Berlin.
In Gross des Originals Silber im Kgl. Münzkabinett zu Berlin
Nebels

oldatischen Geist den Truppen eingeflößt, der damals schon durch Einführung es eisernen Ladestockes ein Schnellfeuer ermöglicht und sein eigenes Feldherrn-Talent, wie die Tüchtigkeit seiner Truppen, am Niederrhein bewährt hatte. So ringend brauchte man die preußischen Truppen, daß, als deren anderweitige Ver-endung ins Auge gefaßt werden mußte, beide Feldherren, Prinz Eugen wie Marlborough, mehrere Male nach Berlin kamen, um neue Truppen zu erbitten.

Denn allerdings waren die Verwickelungen im Osten, zumal als Karl XII. ie Wahl Stanislaus Lescinskys zum König von Polen durchgesetzt hatte, so arg eworden, daß Preußen sowohl von August dem Starken, wie vom Zaren Peter nd endlich selbst von Schweden um Hilfe angegangen wurde und ihm nicht eringe Vorteile, vornehmlich die Verbindung der Mark mit dem königlichen Preußen, geboten wurden. Doch über Verhandlungen kam man nicht hinaus, lbst dann nicht, als schon der Kaiser — nach Leopolds Tode (5. Mai 1705) 1705 osef I., — erschreckt durch Karls XII. Marsch nach Volhynien, sich Schweden äherte, Karl aber mit dem Siege bei Fraustadt den König August zur Thron-ntsagung im Frieden von Altranstädt zwang und ganz Sachsen in seine Gewalt 1706 kam. Immer näher fühlte man in Berlin die Gefahr, daß Schweden Preußen egnehmen, von Pommern aus den Krieg eröffnen oder gar mit den Franzosen, e in Franken standen, sich verbinden werde. Aber nun lehnte Karl XII. jede erbindung mit Preußen ab, und dem wiederholten Besuche Marlboroughs gelang s, den König Friedrich zu überzeugen, daß England ihn schützen werde, falls angegriffen werde. Inzwischen hatten nämlich Marlborough bei Ramillies in n Niederlanden, und Prinz Eugen bei Turin die glänzendsten Siege erfochten, 1706 e ihnen auf beiden Kriegstheatern das entschiedene Uebergewicht verschafften.

Der Schlachttag von Turin (7. September 1706) war insbesondere für n preußischen Waffenruhm und für den Fürsten Leopold von Anhalt ein änzender. In jener Zeit geschah es auch, daß im Gebiete des Kirchenstaates m erstenmale evangelischer Gottesdienst, und zwar von den preußischen Feld-edigern gehalten wurde. Aber so rühmenswert die Erfolge der preußischen rmee waren, so wenig kamen sie Preußen selbst zu gute, vielmehr mußte man oh sein, daß, wie es scheint durch Marlborough, König Karl von dem Anschluß Frankreich abgehalten wurde und sich dem Kaiser, wie auch Preußen gegen-er zu einem Vertrage herbeiließ, der doch wieder seine beherrschende Stellung utlich bezeichnete (August 1707).

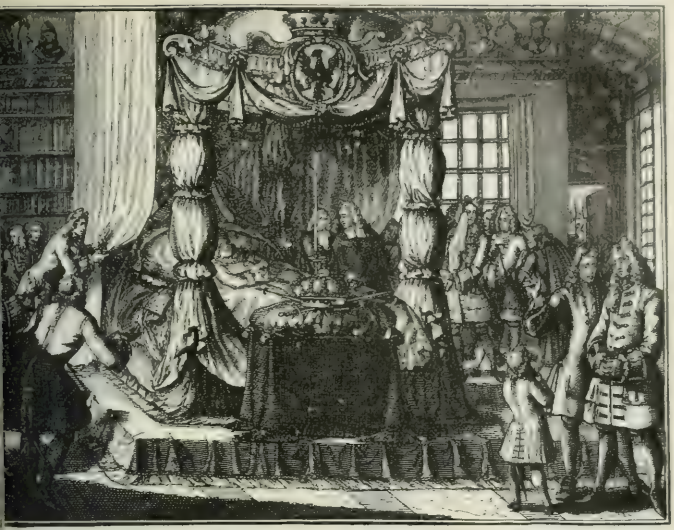
Ja obwohl Friedrichs Truppen auch in der gewaltigen Schlacht des 1708 ichsten Jahres in den Niederlanden bei Oudenarde mitgewirkt hatten, steigerten ese Siege nur das kaiserliche Selbstgefühl, und in den kleinen deutschen treitigkeiten, in der Verpflegung des Heeres, in immer anderen Wendungen nd Forderungen fanden die Kaiserlichen stets neuen Anlaß, dies Selbstgefühl rade das junge Königreich empfinden zu lassen. Trotzdem Preußen weit mehr leistet, als seine Reichspflicht oder seine Verträge bestimmten, und trotzdem die rbündeten Mächte die gegen Friedrich eingegangenen Verpflichtungen keineswegs nehielten, verlangte man immer neue Leistungen und that, als ob Preußen für as ganze Reich die größte Gefahr sei. Ebenso zeigten die Generalstaaten ihre bneigung recht geflissentlich, als aus der oranischen Erbschaft nicht nur Mörs nd Lingen durch kaiserliche Entscheidung an Friedrich gekommen, und im Ober-uartier Geldern die preußischen Truppen, die es genommen, stehen blieben,

1708 sondern als nun auch das Tribunal von Neuchatel dem Uebergang des Fürstentums an Preußen, das König Wilhelm schon 1694 dem Könige abgetreten hatte, die rechtliche Anerkennung gab.

Mit den Siegen des nächsten Jahres schien der Friede doch endlich kommen zu müssen. Karl XII. wurde bei Pultawa vom Zaren aufs Haupt geschlagen,
1709 und bei Malplaquet vernichteten die Verbündeten — vornehmlich mit den preußischen Truppen, unter denen sich der Kronprinz persönlich befand — die letzte Armee Ludwigs XIV. Aber im Osten trat nun der Zar an die Stelle Schwedens, eroberte Livland, Esthland, drang bis an die neumärkische Grenze vor. Und alle Anerbietungen Preußens blieben auch bei ihm, wie früher bei Karl XII. wirkungslos, da die preußische Armee weit weg im Süden und Westen kämpfte. Sehr ernstlich faßte daher Friedrich die Absicht, seine Truppen zum Schutz der eigenen Lande zurückzurufen, doch zuletzt begnügte er sich mit der von den Seemächten erklärten Neutralität der schwedischen Reichslande, und Prinz Eugen bestürmte den König wieder persönlich, die Truppen bei dem großen Heere zu lassen, da jetzt gegen Ludwig der letzte Stoß zu führen sei. Aber ein Sieg der Spanier und vornehmlich der Sturz des whigistischen Ministeriums in England besserten Frankreichs Aussichten erheblich, und auf der anderen Seite hatte Karl XII. jene Neutralität verworfen, sich mit den Türken verbündet und rückte nach Polen wieder vor, während in Vorpommern schon ein schwedisches Heer stand. Die Entscheidung zwischen ihm und dem Zaren mußte jetzt erfolgen.

Mitten in diese Krise hinein viel nun eine andere. Immer ärger hatten Wartenberg und Wittgenstein das Land ausgesogen und dem Könige jede Kenntnis von dessen Zustand zu verbergen gewußt. Nun sollte das Land eintreten für den Notstand, welchen Mißwachs und Pest in den Provinzen Preußen und Pommern, welchen in der Stadt Crossen eine furchtbare Feuersnot hervorgerufen hatte. Da zeigte sich, daß die hiefür bestimmten Gelder anderweitig verwendet, und die Kassen leer waren. Rücksichtslos wies der Graf Wittgenstein überdies die berechtigten und vom Könige bewilligten Ansprüche ab und rief damit allgemeine Entrüstung hervor. Jetzt trat der Kronprinz hervor; mit allem Respekt gegen den Vater und Souverän veranlaßte er den König zum Einschreiten. Es zeigte sich die furchtbarste Unordnung und Unehrlichkeit in der Verwaltung, in allen Kassen und Akten, es fanden sich Unterschleife der schlimmsten Art, die empörendsten Ungerechtigkeiten gegen die Unterthanen. Graf Wittgenstein wurde nach kurzer
1711 Haft entlassen, Graf Wartenberg erhielt mit seiner Gemahlin die Weisung, sich aus Preußen zu entfernen, in Frankfurt a. M. zu leben. Es war für den König ein herber Schmerz, aber schwerer war noch, in die völlig zerrüttete Verwaltung wieder einige Ordnung zu bringen, und die Kommissionen, die in den einzelnen Provinzen zur Herstellung der Ordnung eingesetzt wurden, waren mehr als vollauf beschäftigt. Die Hof- und Kammerverwaltung wurde wieder getrennt, das Generalkommissariat unter Friedrich Wilhelm von Grumbkow in eine kollegiale Behörde umgewandelt, eine einheitliche Kammerverwaltung begründet, die Reform des Kammergerichts in die Hand genommen und überhaupt der Uebergang zu einer anderen Richtung, zu einer „zulänglicheren, innerlichen Verfassung", eingeleitet.

Aber die äußere Lage wieder zu einer günstigen zu gestalten, gelang um so weniger, als sich der Zar von den Türken den Frieden zu erkaufen wußte. Unter seiner schirmenden Hand hofften nun die Könige von Dänemark und Polen ihren



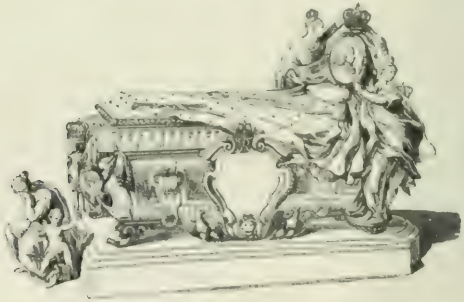
König Friedrich I. auf dem Totenbette und Eidesleistung für den neuen König am 25. Februar 1713.
Radierung von Peter Schenk (1645—1715), auf etwa die Hälfte verkleinert.

rsprünglichen Plan zu verwirklichen und gingen daran, die deutschen Provinzen Schwedens zu nehmen. Preußen, von Truppen entblößt, mußte wie mit verränkten Armen zusehen, wie Russen, Polen, Sachsen durch das Land zogen, r gewohnter Weise hier hausten, wie ihnen und den Dänen Pommern zum Lohn llen sollte. Man dachte Hilfe vom Kaiser zu erhalten. Denn eben erst hatte an sich dem Hause Oesterreich wieder durch die mit lebhaftester Bereitwilligkeit urchgesetzte Kaiserwahl Karls VI. aufs äußerste verbunden. Die schönsten Dankes- 1711 Okt
orte erntete Friedrich vom neuen Kaiser, aber Hilfe gewiß nicht. „Man möge ie Sache" — hieß es, als die nordischen Verbündeten schon Stralsund und Jismar belagerten — „erst ausreifen lassen". Denn das ganze Interesse des aisers war jetzt auf Utrecht gerichtet, wo nach unendlich langen Hin- und Herrhandlungen zwischen den einzelnen Staaten, an denen auch Friedrich teil gemmen hatte, ein Friedenskongreß zusammengetreten war. Und trotz aller üstungen in England war doch, als Marlborough gestürzt, außer allem Zweifel, 1712
ß England auf Grund einer Teilung mit Frankreich Frieden schließen werde. rinz Eugen versuchte noch einmal durch persönliche Besprechungen in London, nn mit militärischen Erfolgen eine Aenderung zu erzielen, aber nachdem die ngländer einen Waffenstillstand geschlossen hatten, waren auch die Kaiserlichen,

wiewohl sie von der Fortsetzung des Krieges sprachen, zum Abschluß bereit, und die Staaten hatten natürlich das größte Interesse an ihm. Für Preußen handelte es sich wesentlich darum, von der oranischen Erbschaft zu retten, was möglich sei, und die Verhandlungen und vorläufigen Abschlüsse zeigten immer deutlicher, in welchem Verhältnis die Zugeständnisse zu den Leistungen Preußens oder zu den Verträgen stehen würden.

Währenddessen hatten aber die Dinge im Nordosten eine noch viel ernstere Gestalt angenommen. Die preußischen Länder waren aufs höchste gefährdet, und selbst den Durchmarsch russisch polnischer Truppen durch die Mark, ja an der Hauptstadt Berlin vorüber, mußte man dulden. Waren doch, wie der Kronprinz voller Bitterkeit schrieb, „keine Regimenter im Lande, kein Pulver als 1200 Zentner und kein Geld!“ „Mit der Feder wollen sie dem Könige Land und Leute schaffen, und ich sage mit dem Degen oder er kriegt nichts.“ Ein schwedischer General Steenbock war auf Rügen gelandet, hatte Stralsund entsetzt, bei Gadebusch die Dänen geschlagen (Dezember 1712). Alle Versuche Friedrichs, einen Frieden herzustellen, scheiterten, aus Bender kamen von Karl XII. Nachrichten, die seinen entschiedenen Willen zeigten, dem Kriege, der schon bis zur Wesermündung sich ausdehnte, neuen Aufschwung zu geben, größere Gefahren für Preußen heraufzubeschwören.

Es waren trübe Tage für König Friedrich. Denn auch im engsten Kreise seiner Familie lastete schwere Sorge auf ihm, da seine dritte Gemahlin Sophie Luise, eine geborene Herzogin von Mecklenburg in geistige Umnachtung verfiel, und ihn selbst quälte schon die Krankheit, die zum Tode führen sollte. Aber in rührender Weise umgab die Liebe des Volkes den König, dessen gütiges Herz doch alle kannten, und wie anders geartet der Kronprinz als der König auch war — lag nicht, als nun am 25. Februar 1713 der Tod Friedrichs erfolgte, gerade in dieser anderen Art des Kronprinzen die Gewähr dafür, daß das Königtum neue Wurzeln schlagen, der Staat neues Leben erhalten werde?



Sarkophag des Königs Friedrich I. im Dom zu Berlin.

Getuschte Zeichnung (1713 entstanden, jetzt im Hohenzollernmuseum zu Berlin aufbewahrt) nach A. Schlüters (1664–1714) Modell, das durch Johann Jakobi († 1726) in Guß ausgeführt wurde. Auf ⅛ verkleinert. Die obere der das Medaillon mit dem Bildnis des Königs haltenden weiblichen Figuren stellt die Königin Sophie Charlotte vor.

Das umstehend abgebildete Titelblatt bildet die Umrahmung zu dem Kupferstich:
„Die Schlacht bei Carpi, 10. Juli 1701",
nach einer Zeichnung von Paul Decker d. j. (1739–1742 Direktor der Malerakademie zu Nürnberg, Geburts- und Todesjahr unbekannt) gestochen von Karl Rembshart (arbeitete in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts), verlegt von Jeremias Wolff in Augsburg. Auf ⅓ verkleinert.

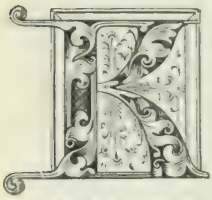
Titelkartusche der Karte „Borussia“ in J. B. Homanns (1663–1724) Atlas, etwas verkleinert

Der Staat des Großen Königs. 1713–1807.

I

Die Begründung durch König Friedrich Wilhelm I. 1713–1740.

Auswärtige Politik.



Von einem Einzelblatt des Münchner Kupferstichkabinetts

Kein Monarch Preußens, kein Herrscher der Welt vielleicht ist schlimmer verkannt, ist ärger verketzert worden, als König Friedrich Wilhelm I. Indem man nur die scharfen Kanten und die Härten seines Regimentes in Betracht zog, und indem man diese Härten fast lediglich nach den Berichten und Aufzeichnungen von Persönlichkeiten, die dem Könige und seinem Staate mißgünstig waren, beurteilte, vergaß man, daß der Strudel, der während seiner Regierung alles im Staate vom höchstgestellten bis zum niedersten Beamten, vom vornehmsten Mitgliede der Herrscherfamilie bis zum gemeinsten Bürger, ergriff, dem Staate zum Heile war, ihn nach oben riß. Man vergaß aber auch, daß die Verderbnis damals eine so tief gehende, eine fast alle Stände und Institute des Staates umfassende war, daß eine andere als eine gewaltsame Hand überhaupt eine Aenderung gar nicht hervorbringen konnte. Der Schlendrian und die Durchstechereien in der Verwaltung, gesinnungslose Schmeichelei und betrügerische Vetternwirtschaft in der Gesellschaft waren so mannigfach im Schwunge, daß selbst die Empfindung für ihre Ruchlosigkeit vielfach geschwunden war, und nur mit eisernem

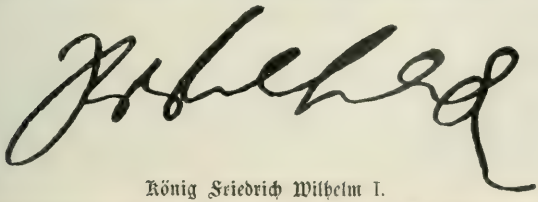
Besen der Unrat weggekehrt werden konnte. Allerdings nicht durchweg war es so. Es gab sowohl in der Verwaltung wie im Militär, am Hofe wie in der Bürgerschaft eine Anzahl vortrefflicher Kräfte. Aber es fehlte ihnen die einheit-

Kronprinz Friedrich Wilhelm im 12. Lebensjahre.
Nach dem Gemälde von Arnold Boonen (1669—1729) gestochen von Pieter van Gunst (1667—1724), auf 1/6 verkleinert.

iche, zielbewußte und energische Leitung, die ihnen zum Siege über das Böse verhalf. Am wenigsten wird man sagen können, daß es etwa in Preußen schlimmer als anderswo gewesen wäre. Aber in Frankreich und England, in Holland wie

im Reich wucherte die Fäulnis und Verderbnis behaglich weiter und weiter, in Preußen indessen deckte Friedrich Wilhelm sie rücksichtslos auf, stellte sie schonungslos an den Pranger. Und er beseitigte sie, rottete sie gründlichst aus. Entrüstung und Spott hat sich der König freilich dadurch in hohem Maße zugezogen — denn irgendwie mußte man sich rächen für die Zerstörung der süßen Gewohnheiten. Allein durch ihn erhielt der Staat ein ganz neues Wesen, „das scharfe und harte Gepräge, das ihm eigentümlich geblieben ist". Friedrich Wilhelms Reformen auf dem ganzen Gebiet der Verwaltung, dem Heer- und Finanzwesen, dem Justiz- und Schulwesen, sind die Grundlagen, auf denen wir noch heute stehen sie sind aber auch vornehmlich der Grund, auf dem sich die gewaltige Schöpfung seines Sohnes, auf dem sich der Friedericianische Staat aufbauen konnte. In demselben Maß, als der Genius des Großen Königs das Talent seines Vaters überragt, und in demselben Maß, als die harte Behandlung des Sohnes durch den Vater das Urteil des Sohnes über den Vater trüben zu müssen scheint, gewinnt Friedrichs Urteil über Friedrich Wilhelm I. an Bedeutung. Nichts ist ergreifender, aber auch nichts historisch berechtigter, als wenn Friedrich die volle Bedeutung seines Vaters für den Staat, für das eigene Wirken immer wieder anerkennt. „Wie aller Schatten der Eiche von der Kraft der Eichel herrührt", so schreibt König Friedrich, „so rührt all mein späteres Glück von dem arbeitsamen Leben und weisen Maßregeln Friedrich Wilhelms her", und ganz in demselben Sinne erklärt er gleich bei Antritt seiner Regierung, der Grund und die Mauern sollen ganz dieselben bleiben, nur in der Dekoration wolle er ändern. Vermochte der Nachfolger, der unter der Harte des Vaters wohl das meiste gelitten, die grundlegende Bedeutung des Königs für den Staat so voll anzuerkennen, so sollte auch die Geschichte nicht mehr, wie es immer noch geschieht, das System Friedrich Wilhelms nur nach den Härten, mit denen es oft rücksichtslos durchgesetzt wurde, beurteilen, sondern nach seinem Inhalt, seinem inneren Werte, seinen Absichten, seinen Zielen und Erfolgen. Der Schwerpunkt dieses Systems liegt aber wesentlich oder allein in dem inneren Ausbau des Staates, während die auswärtige Politik in jenen Zeiten, da eine allgemeine Erschöpfung einer unersättlichen Begierde nach Vergrößerung, höherer Macht, größerem Ansehen gegenüber stand, nur wenige Momente von erheblicher Wichtigkeit bietet. Denn die natürliche Folge dieses Mißverhältnisses zwischen den fast abenteuerlichen Planen der einzelnen Staaten und ihren Machtverhältnissen drückte jener Zeit den Stempel kurzlebiger und frivoler Verträge auf, führte die Diplomatie zu jenen Schleich und Nebenwegen, die ihr einen gehässigen Anstrich gaben, und denen die ehrliche und gerade Natur König Friedrich Wilhelms nicht zu folgen vermochte, auch zu folgen nicht einmal willens war. Doch auch die Offenheit, die Friedrich Wilhelm in der auswärtigen Politik verfolgte, sollte ein Erbteil für seinen Staat werden, das ihn oft genug vor anderen Staaten auszeichnete. Fremden Gesandten fühlte er sich nicht recht gewachsen und empfing sie daher nur ungerne, es kam vor, daß er vor ihnen entrann in die Einsamkeit des Waldes, und sie mußten wohl froh sein, wenn sie ihn Sonntags nach dem Gottesdienst an der Thüre ertappen konnten.

Nun darf man zwar die auswärtige und die innere Politik eines Staates nicht für zwei neben einander parallel laufende Linien halten, die einander nicht schneiden, sondern immer wird die Kraft der auswärtigen Politik von den, durch



König Friedrich Wilhelm I.

Nach dem Gemälde von Friedrich Wilhelm Weidemann (1668–1750) im Kgl. Schloße zu Berlin

Das Namenszakimile nach einem Exemplar im Kgl. Pr. Geh. Staatsarchiv zu Berlin

die innere Politik geschaffenen Mitteln abhängen, und immer wird die Zusammenfassung der inneren Kraft von den Erfolgen der auswärtigen Politik mit bedingt sein; aber man wird beide, die äußere wie die innere Politik, wie zwei Wurzeln desselben Baumes, des Staates, ansehen und deshalb sie auch nacheinander betrachten dürfen.

„Er wird sich in hohem Maß furchtbar machen und seine Nachbaren werden seine Freundschaft suchen müssen oder seinen Haß fürchten, seine Staaten aber werden sich unter ihm wohl fühlen", so äußerte sich der kluge sächsische Gesandte

Eidesleistung der Truppen vor König Friedrich Wilhelm I. 1713.
Radierung von Peter Schenk 1645–1715, auf $^2/_3$ verkleinert
Rechts und links neben Friedrich Wilhelm I. reiten die Markgrafen Albert und Ehrenfried Ludwig

von Manteuffel schon in den ersten Wochen der neuen Regierung, und der holländische Gesandte meint, von diesem Monarchen sei das Schlimmste zu fürchten, denn ausdrücklich habe er gesagt, seine ganze Liebe gehöre den Soldaten. Wie sehr täuschte man sich! „Friedrich Wilhelm war mehr noch Regent als Soldat." Gerade die Liebe zu den Soldaten wurde, weil man die preußische Heeresmacht fürchtete, ein Mittel, den Krieg vom Lande fern zu halten, und eben dahin ging des Königs Bestreben; ja man mag wohl meinen, daß er die Entscheidung durch die Waffen allzu ängstlich vermied. Er ist „der sorgsamste Hüter des Friedens" gewesen.

Die auswärtige Politik Friedrich Wilhelms zerfällt in zwei Abschnitte, in deren erstem die Ordnung der nordischen Verhältnisse, in deren zweitem die jülich-bergische Erbfolge den springenden Punkt bilden.

Zuvörderst mußte man auf dem Friedenskongreß in Utrecht auf jeden Fall zu einem Abschluß kommen, der freie Hand gab gegen die nordischen Gefahren. Denn eben jetzt erklärte die Pforte dem Zaren den Krieg, und war die Rückkehr Karls XII. und damit eine neue Gestaltung der nordischen Dinge vorauszusehen. Oder wenn diese Rückkehr nicht erfolgte, so wurde die nordische Frage von den Dänen, den Polen und den Russen, die in Tönningen die Schweden eingeschlossen hielten, gewiß ohne Rücksicht auf Preußen gelöst. Mit allen Mitteln der Intrigue und des Hinterhaltes suchten Holland und der Kaiser, dieser in vollstem Widerspruch mit dem Vertrage von 1700, den Uebergang oranischer Erbschaftsstücke an Preußen zu verhindern, aber schließlich mußten sie, nachdem Friedrich Wilhelm den englischen Gesandten durch 50000 Thaler gewonnen, das sogenannte Oberquartier von Geldern, ein kleines, unmittelbar an Cleve und Mörs sich anschließendes Ländchen, an Preußen zugestehen. Alles lebte in froher Hoffnung, endlich im Westen die Ruhe hergestellt zu sehen. England, Frankreich, Holland, Preußen, auch Savoyen und Portugal unterzeichneten am 11. April 1713 zu 1713
Utrecht den Frieden, aber der Kaiser weigerte sich, ihm zuzustimmen, da er von der spanischen Erbschaft Norditalien abtreten sollte, obgleich er damals infolge des russisch-türkischen Krieges im Osten keine Verwickelungen zu befürchten hatte. Wie auch hätte man sich auf der Hofburg darum grämen sollen, daß eben in Zusammenhang damit die nordische Frage für Deutschland neue Gefahren heraufführte, daß vor allen Dingen Preußen seine Machtmittel bereit halten mußte, hier deutsches Recht so gut wie das eigene Dasein zu verteidigen! Mit Leidenschaft vielmehr und durch Winkelzüge aller Art wurde im Reich die Fortsetzung des Krieges betrieben, und ohne Rücksicht auf die Reichsverfassung glaubte man, über die Truppen der deutschen Fürsten, insbesondere die preußischen, verfügen zu können. Ueberall pries der Kaiser die gewaltige Rüstung, in welcher er Frankreich entgegentreten werde. Aber von den vier Millionen, die er hierfür verlangt hatte, waren im Juni noch nicht 5000 Gulden eingegangen, die verfügbare Truppenzahl war unverhältnismäßig gering, und namentlich hatte Friedrich Wilhelm die Unmöglichkeit, mehr als sein Reichskontingent zu stellen, hinlänglich betont.

Denn allerdings war es ihm anders nicht möglich. Hatten die nordischen Bundesgenossen die Abwesenheit Karls benutzt, um in Pommern einzufallen, durch die Mark zu marschieren, und die Schweden in Stettin und Tönningen zu belagern, selbst die Umschließung Hamburgs zu beginnen, so hatten sie dies nur thun können, in der Gewißheit, daß Preußen nichts dagegen unternehmen werde. Die Abwesenheit Karls aber hatte zugleich die abenteuerlich gesonnenen Räte des Herzogs von Holstein-Gottorp, Görtz und Bassewitz, die Absicht fassen lassen, im Namen ihres Herrn in weitausgreifende Verhandlungen mit allen beteiligten Mächten zu treten. Sie wollten einen Frieden herstellen, der den Herzog zum König von Schweden machen und Holstein, das Dänemark für sich in Anspruch nahm, mit Schweden vereinigen sollte. Aber alle diese Pläne, alle Pläne der Russen auf die Küsten der Ostsee, der Sachsen auf Pommern, der Dänen auf Schleswig-Holstein, Hamburg und die Elbmündung mußten eine andere Gestalt erhalten, wenn Preußen eingriff. Und konnte man von diesem jungen König,

nachdem er durch den Frieden von Utrecht freie Verfügung über seine Truppen erhalten hatte, ebenfalls ein geruhiges Stillsitzen erwarten, konnte man glauben, er werde den Dorn, den der westfälische Friede seinem Staate eingedrückt, stecken, Pommern in die Hand schlimmerer Feinde, als die der Schweden übergehen lassen? Mußte nicht Schweden alles aufwenden, um die kampfgeübten Preußen für ihre verlorene Sache zu gewinnen? Und war nicht die Stellung der Verbündeten, sobald nur ein neues schwedisches Heer in Pommern erschien, eine sehr bedenkliche? Von der Entscheidung Preußens hing mithin alles ab, und von allen Seiten schürten und trieben in Berlin daher die Staatsmänner, die Gortz und Bassewitz, Graf Flemming und Fürst Menschikoff. Aber ein Jahr lang müsse er Zeit haben, war Friedrich Wilhelms Meinung, seine Armee und Finanzen in stand zu setzen, bevor er etwas unternehmen könne. Und so suchte er alle bindenden Verträge „als ein junger Anfänger, der noch nicht im stande, die geringste Sache mit Macht durchzusetzen", zu vermeiden. Erst als am
1713 29. September 1713 die Schweden in Stettin kapitulieren mußten, trat er ein und nun zugleich in einer entscheidenden Weise. Bis zum Frieden mußte ihm der Zar im Schwedter Vertrage vom 6. Oktober gegen Erstattung der Eroberungskosten Stettin und das ganze Land bis zur Peene zur „Possession und Sequestration" übergeben, dasselbe für Stralsund und Wismar, sobald sie von den Schweden befreit seien, versprechen. Die Verbündeten verpflichteten sich weiter, demnächst Pommern völlig zu verlassen, und Preußen übernahm es, einen Durchbruch der Schweden durch Pommern zu verhindern. Mit diesem Vertrage hatte Preußen endlich nicht nur einen Fuß in Stettin, sondern es war zugleich der Grund gelegt, die deutschen Länder den unberechenbaren Wandlungen des Krieges allmählich zu entziehen. Ebenso bewirkte ein bei Lenzen schnell zusammengezogenes Lager preußischer Truppen, daß Dänemark auf den Raub Holsteins verzichtete, aber nach der endlich erfolgten Einnahme Tönningens rüstete es sich, in Schweden selbst einzufallen, und fand dabei den vollen Beifall des Zaren, der doch seinerseits jetzt zusagte, im künftigen Frieden Stettin und die pommerschen Inseln für Preußen zu fordern.

Gewiß war die zunehmende Ausdehnung des russischen Macht-Bereiches nicht nach den Wünschen Preußens, aber Frankreich, das den König für Schweden zu gewinnen suchte, konnte nur leere Versprechungen machen, und der Kaiser, — den Friedrich Wilhelm „zum Freund zu bekommen alle raisons rühren ließ", zeigte die ungünstigste Haltung — „wenn der Kaiser, will ich gern, aber der Kaiser will nicht" — ja, wenn er nach den größten Mißerfolgen nun mit Frankreich zu Rastatt Frieden schloß, so geschah dies auf Grund des Nymwegener Friedens, d. h. er gestand aufs neue Pommern an Schweden zu.

Und an dieser Fremdherrschaft schien nicht zu rütteln. Denn in der That brach Karl XII. jetzt von Demotica plötzlich auf, sein glänzender Name allein führte den schwedischen Werbern Truppen in Massen herbei. Frankreich, der Kaiser,
1714 selbst England, auf dessen Thron seit dem August 1714 Kurfürst Georg von Hannover saß, unterstützten Karls Unternehmen öffentlich oder heimlich. Friedrich Wilhelm war auf alles gerüstet, in drei Wochen konnte er mit 30 000 Mann an der Grenze sein. Aber er wollte nicht der Angreifer sein. Daher erklärte er sich gegen Erstattung der gezahlten 400 000 Thaler zur Räumung Stettins bereit und übernahm die Sicherung des schwedischen Pommerns wider sächsisch-

polnische Angriffe gegen das Zugeständnis, von dort aus nicht nach Sachsen oder Polen durchbrechen zu wollen. Auch eine Anleihe von 800000 Thalern bot er dem Könige gegen Ueberlassung des Landes bis zur Peene. In beleidigender Form aber lehnte Karl alles ab, ja der Landgraf von Hessen kam nach Berlin und forderte die Uebergabe Stettins an hessische Truppen. Darauf ging Friedrich Wilhelm natürlich nicht ein. Er verharrte bei der im Schwedter Vertrage genommenen Stellung, in welcher er sich auf Polen und Rußland stützte, nahm sogar, trotzdem Karl XII. das nur mit 20 Mann Preußen besetzte Wolgast

Die Einnahme von Rügen durch Friedrich Wilhelm I. 1715.
Radierung von Jan Luiken (arbeitete zu Anfang des 18. Jahrh.), auf etwa $^3/_4$ verkleinert.

in Besitz nehmen ließ, die von Frankreich gebotene Vermittlung an. Denn „mit gütlicher Handlung" die Sache beizulegen, „wäre mir lieb", schrieb der König. Für sich wolle er nichts gewinnen, denn er habe durch Gottes Gnade genug. Die 1715
hannöverschen Vorschläge auf Teilung der schwedischen Länder in Deutschland wies er daher zurück, rüstete sich dagegen mit der größten Entschiedenheit zum Kampfe. Denn alle Verhandlungen führten zu keinem Ergebnis, ja während derselben vollzog Karl den zweiten Gewaltstreich gegen Preußen, ließ auch (22. April 1715) die Insel Usedom besetzen. Sofort befahl der König die Ausweisung des schwedischen Gesandten, den Abschluß der lange verhandelten Verträge mit Hannover und Dänemark und reiste am 28. April zur Armee nach Stettin ab. Der Beginn des Feldzuges wurde durch die mangelnde Rüstung

der Danen freilich bis in den Juli verzögert, aber dann konnte man Stralsund einschließen. In glänzenden Gefechten 31. Juli bis 22. August nahm General von Arnim Wolgast, die Peenemünder Schanze, die ganze Insel Usedom, und im September endlich konnte die dänische Flotte in den Bodden einlaufen. Damit, sowie mit der nächtlichen Ueberrumpelung des Frankenthores durch den preußischen Generaladjutanten Koppen war endlich die Landung auf Rügen, die Vorbedingung der Einnahme Stralsunds, möglich gemacht. Unter den schwierigsten Kämpfen, auch mit Wind und Wetter, ward sie durch den Fürsten von Anhalt am 15. November erzwungen. 4000 Schweden waren dabei umgekommen, aber König Karl, so unglaublich er, der selbst kommandiert, diese That gehalten, war um keinen Preis zu bewegen, Stralsund freiwillig zu räumen. Mit allen Mitteln mußte die Belagerung ins Werk gesetzt werden, endlich sah Friedrich Wilhelm seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt. Am 24. Dezember kapitulierte die Festung und ging, wie Rügen und das Land bis zur Peene, nach dem preußisch-dänischen Vertrage in den Besitz Dänemarks über. Denn nur unter dieser Bedingung hatte sich Dänemark zur Abtretung Bremens und Verdens an Hannover bereit finden lassen, und davon hatte wieder Hannover seinen Beitritt abhängig gemacht. Indessen diese glänzenden Waffenthaten des Königs, die dem militärischen Genie Karls XII. und seiner Thatkraft gegenüber ganz erstaunliche Leistungen waren, riefen nur weitere Forderungen Dänemarks, Englands und Sachsen-Polens an Preußen hervor, sie waren vielen Reichsfürsten und namentlich dem Kaiser höchst verdrießlich, „machten Betrübnis und Jalousie". In Paris bemühte man sich — nach Ludwigs XIV. Tode (September) freilich vergeblich die Franzosen zu einem Einfall in Cleve zu bestimmen, und der Kaiser setzte alle Hebel seines kaiserlichen Amtes an, um gegen Preußen, das eigenmächtig gegen einen Reichsstand Krieg führe, also Landfriedensbrecher sei, „Ernst zu zeigen". Er meinte, die preußischen Truppen für einen Türkenkrieg in Anspruch nehmen zu können, während Friedrich Wilhelm keinen Batzen, keinen Mann entbehren konnte.

Denn inzwischen war der Zar, der bisher dem Kampfe zugeschaut, in Riga
1715 erschienen, hatte König August in Danzig tief gedemütigt und war in vollem Marsch auf Mecklenburg. Er schien nur gewartet zu haben, bis die Gegner hinreichend ermattet wären, um über ihnen als Herr zu entscheiden. Allerdings
1716 trat er damit auch dem hannöverschen Interesse König Georgs entgegen, weil dieser die mecklenburgischen und vorpommerschen Lande für sich gewinnen wollte. Daher geschah es, daß sich die nordische Frage zu einem Kampfe zwischen Rußland und England zuspitzte, in welchem die Stellung Preußens durch das Bündnis Englands mit dem Kaiser und die allmähliche Hinneigung Rußlands zu Schweden eine immer schwierigere wurde. Wie vieler Zumutungen, wie vieler ungehöriger Forderungen hatte sich der König zu erwehren! Er mußte ein gutes Verhältnis mit dem Zaren aufrecht erhalten, ohne sich doch von ihm schrecken zu lassen. Mehrfach ließ er sich auffordern, den Zaren zu besuchen, endlich sprach er ihn in Stettin, eine weitere Zusammenkunft aber lehnte er wieder ab. Den Uebergang Wismars an des Zaren Schwiegersohn, den Herzog von Mecklenburg, gab er zu, aber er bestand darauf, daß vorher die Festungswerke geschleift würden und verweigerte die Ueberlassung preußischer Truppen für den Feldzug in Schoonen. Auch der von Frankreich mit der Zusicherung, das Reich nicht anzugreifen, angebotenen

Gewähr für Stettin und das Land bis zur Peene mußte Peter in einer neuen Zusammenkunft zu Havelberg seine Zustimmung geben. Viel schwieriger war, das Verhältnis zu England aufrecht zu erhalten, da die welfischen Pläne des Königs Georg I. den Beifall des Kaisers hatten, und sogar ein dem Bündnis beider Staaten entgegengesetzter Vertrag Englands mit Frankreich in Wien deshalb gutgeheißen wurde, weil er das beste Mittel sei, Preußen niederzuhalten. Der Kaiser brauchte die englische Flotte gegen die Spanier, und wenn er dafür die hannöverschen Absichten gegen Preußen unterstützen mußte, so war ihm dies um so willkommener. Ja selbst seinen Anspruch auf die spanische Krone gab er auf und trat dem Bunde Englands und Frankreichs bei (April 1718). Brüsk und rücksichtslos ging König Georg daher gegen Preußen vor. Gegen die Rückgabe Verdens an Schweden hoffte er für Hannover Vorpommern zu gewinnen, und zur Erwerbung Mecklenburgs bot ihm der Kaiser bereitwillig die Hand, indem er ihm die Exekution gegen den Herzog, der im Kampf mit seinen Ständen die ärgsten Rücksichtslosigkeiten übte, übertrug. In Rostock waltete eine kaiserliche Kommission, besetzt aber war das Land von den Hannoveranern. Doch auch unmittelbar schritt der Kaiser wider König Friedrich Wilhelm ein, als dessen Stände in der Altmark und im Magdeburgischen dem Könige sich widersetzten. Er hob kurzerhand landesherrliche Verordnungen auf und entband die Stände von ihrem Gehorsam gegen den König. Hatte er doch die Zustimmung Hannover-Englands und Sachsen-Polens, dessen Kurprinz eben damals zum Katholizismus übertrat, die Hand einer Erzherzogin zu erlangen suchte — wie sollte er nicht der

Fürst Leopold von Anhalt-Dessau.
Nach dem Original von Thomas Huber (1700—1779) im Stadtschloß zu Potsdam.

Habsucht und dem Neide gegen Preußen, der täglich größer, täglich sichtbarer wurde, die Zügel schießen lassen! Und schon sammelten sich die kaiserlichen Truppen in Schlesien.

Georg I. und der Kaiser meinten, dem Könige Gesetze vorschreiben und ihn zugleich als Vollstrecker ihrer Politik benutzen zu dürfen. aber lieber wollte der König alles, den letzten Blutstropfen wagen, als „sich den Fuß auf die Gurgel setzen lassen". Rußland allein bot ihm einen Rückhalt. Doch wie er schon bei den Besuchen des Zaren im November 1716 in Havelberg, im September 1717 in Berlin nur eine Grundlage für den Frieden gesucht hatte, so behauptete er
1718 auch jetzt in der „Punktation", die er mit Rußland am 28. Mai 1718 schloß, das Recht, selbständig den Zeitpunkt eines etwaigen Bruches mit dem Kaiser und England bestimmen zu können. Denn alles lag ihm am Frieden, und trotz aller Kränkungen suchte er, diesen auch in London immer aufs neue zu bewerkstelligen. Er begnügte sich daher selbst jetzt mit dem Pfand-Besitz Stettins. Und um so wichtiger war dies, als eine Annäherung zwischen Schweden und Rußland im Werke war, die England nebst dem von ihm abhängigen Dänemark in den Staub werfen sollte. Im geringsten nicht dachte der König, sich für solche Absichten brauchen zu lassen, und eben deshalb hatte er vom Zaren jene Bedingung gefordert, die ihm freie Hand ließ, und an welcher der Vertrag selbst dann scheiterte. Unabsehbar mußte der Kampf werden, wenn dies das Ziel des nordischen Krieges war, und dieser mit dem von Spanien entzündeten in Verbindung gebracht wurde. Denn Spanien blieb auch nach einer von England im Mittelmeer erlittenen Niederlage, und trotzdem der Kaiser mit den Türken den Frieden zu Passarowitz geschlossen hatte, in den Waffen gegen Oesterreich, plante den Sturz des Regenten von Frankreich, des Herzogs von Orleans, um den eigenen König auf den französischen Thron zu setzen, und war voller Begierde, den stuartischen Prätendenten auf den englischen zu heben. Eben deshalb schlossen England, Oesterreich und Frankreich jenen Bund, dem die Niederlande, wie man meinte, von selbst beitreten müßten.

Natürlich suchte jede Partei das waffengewaltige Preußen zu gewinnen, doch geschah eben damals ein Ereignis, das den König wohl vorsichtig machen mußte. Auf höchst merkwürdige Art und Weise wurden ihm nämlich durch einen Ungarn von Klement im tiefsten Geheimnis Pläne des Wiener und Dresdner Hofes, an denen aber eine große Zahl preußischer Hof- und Staatsbeamten beteiligt seien, vorgelegt, die auf die Gefangennahme des Königs, den Raub des preußischen Schatzes, „Plünderung Preußens in großartigem Maßstabe", die volle Aufteilung des Staates hinausliefen. Der Prinz Eugen von Savoyen habe, sagte Klement aus, ihn selbst seit Jahren für die Ausführung dieses Planes benutzt, auch bis ins kleinste alle Maßregeln getroffen, sei indessen zu einer Verständigung mit Preußen bereit. Die beispiellose Sicherheit, mit der Klement sich zu jedem Beweis bereit erklärte, mußte in jener Zeit, wo solche Dinge wohl im Bereiche der Möglichkeit lagen, tiefen Eindruck machen. Denn in der That kannte er selbst ganz geheime diplomatische Vorgänge aufs allergenaueste und hatte Briefe über jene Pläne vorzulegen, an deren Echtheit man nicht zweifeln konnte. Entrüstet war der König, und seine verdächtigte Umgebung hatte schwere Tage. Erst nach drei Monaten ergab sich die Haltlosigkeit der Behauptungen Klements. Aber daß Friedrich Wilhelm ihnen überhaupt auf den Grund zu kommen versucht hatte, gab

dem Hasse gegen ihn neue Nahrung. In der That faßte man Pläne, die ungefähr das enthielten, was Klement angegeben hatte. Denn nun kam die Wiener Allianz (Januar 1719) zum Abschluß, die unter dem Schein der Verteidigung die 1719
Macht des Kaisers, England-Hannovers, Sachsen-Polens, Dänemarks und die mancher Reichsfürsten wider den preußischen Staat vereinte, um diesen zu zer-

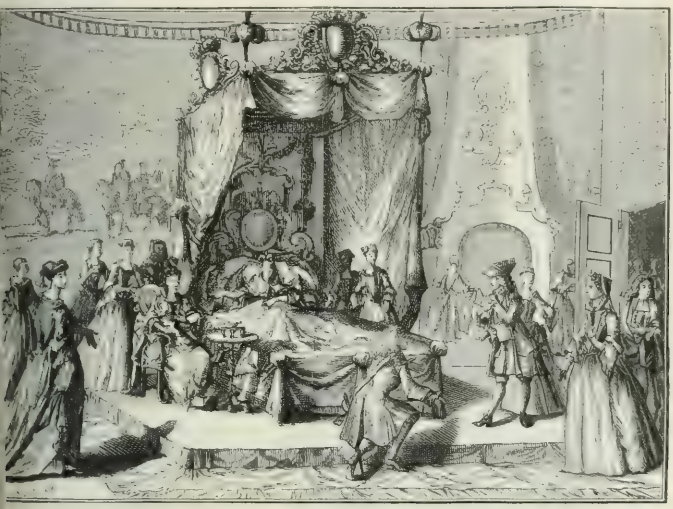
Kronprinz Friedrich als Kind und seine Schwester, Prinzessin Wilhelmine.
Nach dem Gemälde von Anton Pesne (1684–1757) im Kgl. Schloß zu Berlin.

nalmen. Daß dieses die Absicht sei, leugnete man natürlich, aber unter sich war man darüber einig, und der Wortlaut des Vertrages läßt einen Zweifel nicht zu. Auch war der König völlig klar darüber, daß man nur einen Vorwand suche, ihn anzugreifen. Mit größter Wachsamkeit hielt er daher sein Auge auf sein Heer gerichtet und war trotz aller Klagen über „die große Armatur Preußens“ bemüht, „sich in solche Position zu setzen, denen, die uns Böses thun wollen, zu widerstehen, und allenfalls Gewalt mit Gewalt zu vertreiben“.

Glücklicherweise lag die Rettung in den Verbündeten selbst. Sie waren durchaus nicht in der Lage ihrem bösen Willen den entsprechenden kriegerischen Nachdruck zu geben. Die Hauptsache jedoch war, daß die Volksstimmung in England sich entschieden gegen den Krieg erklärte, und daß die englischen Minister, empört über die welfische Politik, die ihre hannoverschen Kollegen mit der Macht Englands trieben, den König zwangen, mit Schweden wie mit Preußen Verständigung zu suchen. Schwere Mühe hatte der alte Ilgen, den König dahin zu bestimmen, die „Betrügereien der falschen Freunde" zu vergessen, aber wie tief er verletzt war, die Möglichkeit des Friedens wollte er nicht zerstören, selbst zu der verlangten Geldzahlung verstand er sich, wiewohl im höchsten Unmut. Am 20. Fe-
1720 bruar 1720 wurde in Stockholm der Friede abgeschlossen und Preußen gegen zwei Millionen Thaler der Besitz Stettins und des Landes südlich der Peene zugestanden. Endlich waren die Oder Mündungen in deutschen Händen, und das war ein Ereignis, das, wie sehr sich der König nach seinem eigenen Ausdruck auch des Friedens schämte, in der Folge für die wirtschaftliche Entwickelung Preußens, ja des Reichs von der allergrößten Bedeutung war. Länger als anderthalb Jahre währte es noch, bis auch zwischen Rußland und Schweden die Waffen zur Ruhe kamen. Ja, da sich Peter dem Kaiser näherte, glaubte dieser die Gelegenheit, die sich in den Pfälzer Religionsstreitigkeiten bot, benutzen zu können, um Preußen seinen Zorn fühlen zu lassen. Peter aber sah doch, daß allein die Haltung Preußens ihn vor seinen Feinden beschützte, und da er durch einen neuen Angriff Schweden zur Besinnung brachte, so wurde auch zwischen diesen Mächten zu Nystadt am 10. September
1721 1721 der Friede geschlossen, der den Russen nicht nur die Ostseeprovinzen bis zur Düna überlieferte, sondern ihnen in Europa eine Stellung gab, die für alle Mächte von Bedeutung wurde. Für Preußen natürlich vornehmlich, und so sehr Friedrich Wilhelm sich mächtige Freunde — nicht aber mächtige Nachbarn — gewünscht hatte, jetzt hatte er einen der mächtigsten zum Nachbarn. Und wenn der nordische Krieg Preußen endlich Stettin und die Odermündungen gebracht hatte, so mußte es jetzt mit einer Macht rechnen und im Frieden zu leben suchen, deren ganzes Dasein auf Krieg und Vergrößerung gegründet war, und die über unerschöpfliche Mittel gebot.

Fortan suchte Friedrich Wilhelm mit allen Mächten freundschaftliche Be-
1723 ziehungen anzuknüpfen, wie er sie denn mit England im Charlottenburger Vertrage, mit Rußland im kurländischen befestigte. König Georg kam im Oktober sogar, um den Besuch Friedrich Wilhelms zu erwidern, nach Charlottenburg und Berlin, und konnte sich hier an dem Heranwachsen seiner Enkelkinder, deren damals sieben lebten — während die Geburt eines achten, der späteren Prinzessin Amalie, unmittelbar bevorstand — erfreuen. Besonders soll ihn die Gewandtheit, mit welcher der junge Kronprinz Friedrich seine Kadetten exerzierte, in Erstaunen versetzt haben. — Aber auch mit dem Kaiser schien, trotzdem er fortfuhr, Preußen „auf solche indigne Art" entgegenzutreten, daß der gesandtschaftliche Verkehr aufgehoben wurde, ein besseres Verständnis möglich zu werden. Wiederum erhob sich nämlich eine Erbschaftsangelegenheit, und diesmal im Hause Oesterreich selbst. Karl VI. war ohne männliche Erben, und auch sein verstorbener Bruder Kaiser Joseph hatte solche nicht hinterlassen. Nach den Bestimmungen Kaiser Leopolds hatten nun Josephs Töchter beim Aussterben der männlichen Linie das nächste Erbrecht an die österreichischen Staaten. Dies

Erbrecht hatte aber Karl umgestoßen und in einer von den Ständen seiner Kron- und Erblande gutgeheißenen „Pragmatischen Sanktion" seiner Tochter Maria Theresia das nächste Erbrecht zugesprochen. Indem aber der Plan, diese Tochter mit dem spanischen Infanten Don Carlos zu vermählen, ihm die Kaiserkrone zuzuwenden, und auf diese Weise die spanische wie die habsburgische Erbfolge zu Gunsten Oesterreichs zu lösen, greifbare Gestalt erhielt, schwanden natürlich die Aussichten, Preußen oder andere Mächte für die neue Erbordnung zu ge-



König Friedrich Wilhelm I. besucht seine Gemahlin nach der Geburt der Prinzessin Anna Amalia am 9. November 1723.
Radierung von Peter Schenk d. j. († vor 1775), auf etwa $^2/_3$ verkleinert.

winnen. Gleichwohl schloß jetzt der Kaiser mit Spanien (1725) die „De- und 1725
Offensiv-Allianz gegen die Türken und die protestantischen Mächte", die jene panisch-österreichische Vermählung verbürgte. Leidenschaftlicher noch als bisher rat er insbesondere Preußen entgegen, selbst Ostfriesland wollte er an Holland berlassen, und in der Sache der magdeburgischen Ritterschaft scheute er sich nicht — wiewohl von Hunderten von Edelleuten nur noch sechs oder acht dem Könige widersprachen — Exekution gegen den König von Preußen zu befehlen und deren Ausführung Schweden, Polen, dem ober- und niedersächsischen, dem fränkischen und schwäbischen Kreis aufzutragen, kurz das ganze Reich wider Friedrich Wilhelm aufzubieten. Unterstützt aber von den Jesuiten und der römischen Propaganda, arbeitete der Pfalzgraf von Neuburg dem Kaiser gegen Preußen in die Hände.

Denn bei seinem hohen Alter und seiner Kinderlosigkeit mußten in einer nicht fernen Zukunft nach den alten Verträgen Jülich und Berg ohne weiteres in die Hände Preußens übergehen, während er die Lander seinem Schwiegersohn von Pfalz-Sulzbach zu hinterlassen wünschte. Um diese Frage drehte sich von nun an die Stellung aller Staaten zu Preußen. Niemand gonnte ihm den Erwerb, so unstreitbar der Rechtstitel war. Namentlich erhob auch August von Polen-Sachsen auf beide Länder, ja auch auf Cleve und Mark wieder Anspruch, und er und sein Sohn brauchten die Jesuiten, um ihre sehr weltlichen Pläne auf diese und auf die Erblichkeit der polnischen Krone durchzusetzen. Bis zu den grausamsten Hinrichtungen der Evangelischen ließ August sich hinreißen (Dezember 1724), als Jesuiten-Schüler das Volk in Thorn durch Mißhandlungen zum Aufstande gereizt hatten.

Am meisten bedroht waren durch jene spanisch-österreichische Allianz indessen die Engländer und Holländer, und nicht nur wegen der ins Auge gefaßten Wiederherstellung des Gottorper Herzogs, sondern vornehmlich, weil Spanien der kaiserlichen Handelskompagnie in Ostende die größten Rechte für den Handel nach Amerika gewährte, und mit dem drohenden Verlust von Gibraltar und Minorka auch der Levante-Handel leiden mußte. Das allgemeine Entsetzen, der Schrei der Entrüstung in der englischen Kaufmannswelt wie in den Kreisen des Protestantismus, den man mit der türkischen Religion gleich zu behandeln und zu vertilgen ver-
1725 Aug. suchte, zwang König Georg, seine hannöverschen Wünsche der englischen Politik unterzuordnen und sich Preußen zu nähern. Er ließ selbst keinen Widerwillen mehr gegen die von seiner Tochter, der preußischen Königin, heiß gewünschte Vermählung seiner Enkelkinder, des Herzogs von Glocester mit der Tochter Friedrich Wilhelms, Wilhelmine, und des preußischen Kronprinzen Friedrich mit der englischen Prinzessin Amalie, blicken. Indem nun England und gleichzeitig auch Frankreich den Uebergang von Jülich und Berg garantierten und nachgaben, daß sich Preußen in nichts gegen Rußland und den Herzog von Holstein-Gottorp verpflichtete, gelang es ihnen, den König, sehr gegen die Meinung Ilgens, zum
1725 3. Sept. Abschluß der hannöverschen Allianz zu bestimmen. Doch die Freude der Königin, ihre Hoffnung auf endlichen Vollzug der Vermählungspläne dauerten nur kurze Zeit. Sehr bald erkannte Friedrich Wilhelm, betrogen zu sein, erkannte, daß er die Pläne Englands und Frankreichs auf die österreichischen Niederlande mit seinem Heer ausführen sollte, die Verbündeten aber nicht daran dachten, für die Entscheidung der jülichschen Frage thätig zu sein. „Aber wie ein Blinder gehe ich nicht hinein: ich muß den pot aux roses wissen und nicht ihr gallopin sein. Sie wollen Krieg mit der Feder führen, damit habe ich nichts zu thun; ich will Frieden haben oder rechten Krieg; soll Krieg sein, so müssen sie andere Vorbereitungen machen, als bis jetzt zu sehen".

Auf der anderen Seite aber schien der Kaiser, gereizt durch das englische Vorgehen, selbst die Offensive ergreifen und die Russen und Polen gegen Preußen ins Feuer schicken zu wollen. Und dieser Gefahr gegenüber empfing Friedrich Wilhelm von England die trostreiche Zusage, daß man, wenn auch nur 10000 Mann auf den Beinen, doch 100000 in der Tasche habe! Zum Glück mußte Rußland mit Preußen in guten Beziehungen bleiben. Peter der Große soll sie seiner Nachfolgerin ausdrücklich zur Pflicht gemacht haben. Da nun die Zarin Katharina versprach, in betreff des Herzogs von Holstein genaue Neutralität zu

halten und die hannöverschen Gebiete nicht anzugreifen, so kam am 3. Oktober 1726 ein russisch-preußisches Bündnis zum Abschluß. Und dies nötigte zugleich den Kaiser, auf die ohnedies vorliegenden Gründe zu einem gemäßigteren Vorgehen gegen Preußen Gewicht zu legen, denn die 60000 Mann und der preußische Schatz gaben doch zu denken, und ohne die preußische Zustimmung war die pragmatische Sanktion unausführbar. So wurde denn Graf Seckendorff, den der König als einen ehrlichen Offizier ansah, und von dessen „bekannter Geschicklichkeit und guter Manier, mit dem König umzugehen", man überzeugt war, nach Berlin gesandt. Hocherfreut, mit dem Kaiser endlich in Gemeinschaft sein zu können, kam ihm Friedrich Wilhelm weit entgegen. Ueberdies verhandelte sogar England jetzt mit dem Kaiser, während seine und Frankreichs Pläne auf das österreichische Erbe mit größter Deutlichkeit hervortraten. Daher gelang es Seckendorff trotz der Bemühungen der Gesandten Frankreichs und Englands und zum Schmerz der Königin, die ihr, namentlich durch Seckendorff und Friedrich Wilhelm von Grumbkow, den Vertrauten des Königs, angefochtenes, Heiratsprojekt schwinden sah, im Oktober 1726 zu Wusterhausen eine Verabredung zu treffen, der am 23. Dezember 1728 das sogenannte ewige Bündnis folgte. Natürlich geschah es nur unter erheblichen Opfern Preußens. Es verzichtete auf die Hälfte seines Erbes, auf Jülich, und übernahm die Gewähr der pragmatischen Sanktion, wogegen der Kaiser nunmehr in aller Form den Heimfall von Berg und Ravenstein an Preußen aufs bestimmteste zusicherte.

Generalfeldmarschall Friedrich Wilhelm von Grumbkow.
In Originalgröße des Stichs von Martin Bernigeroth (1670—1738).

Allerdings erfuhr der König wenig später, daß der Kaiser ihn wieder getäuscht und diesem Vertrage genau entgegen eben dasselbe Berg an Pfalz-Sulzbach zugesagt habe. Doch war er durch den Vertrag in leidliche Beziehungen

zu „seinem Compatron“ in Dresden, dem König August, gekommen, wovon
1728 gegenseitige, vielbesprochene Besuche beider Fürsten im Frühjahre 1728 Zeugnis ablegten. Das Wichtigste aber war, daß, namentlich seitdem die Freundschaft zwischen dem Kaiser und Spanien wieder erkaltet war, Friedrich Wilhelm fest überzeugt sein konnte, daß es des Kaisers eigenstes Interesse sei, „Preußen für sich zu haben“, da er ohne Preußen gegen England, Frankreich und Spanien die Erbfolge seiner Tochter nicht durchsetzen konnte. In dieser Notwendigkeit mehr noch als in jenem im Dezember 1728 abgeschlossenen, wenig glücklichen Vertrage mit dem Kaiser, glaubte der König die Sicherheit für den Uebergang von Berg und zugleich für eine erfolgreiche Verteidigung des Reiches sehen zu dürfen, während er durch den Anschluß an den Kaiser Frankreich sowohl wie namentlich England sich entfremdet hatte.

Alles Herzeleid that Georg II. von England, der im Juni 1727 seinem Vater gefolgt war, dem Könige an, und die Mißstimmung zwischen beiden königlichen Schwagern stieg auf den höchsten Grad. Die unbedeutendsten Streitigkeiten über Ausschreitungen preußischer Werber und über das Eigentum einer Wiese gaben Georg II. zu den hochmutigsten und unerträglichsten Schritten Anlaß. Im
1729 Herbst 1729 mußten preußische Truppen gegen Hannover mobil gemacht werden. Aber wie sehr das unsittliche Treiben am Londoner Hofe von der einfachen Zucht am Berliner abstach, und wie sehr die hannöverschen Interessen Georgs namentlich in Bezug auf Ostfriesland und Mecklenburg, wo durchaus „das weiße Roß grasen sollte“, die Herabdrückung Preußens voraussetzten: die großen Pläne der Verbündeten auf das österreichische Erbe verlangten ebenso folgerichtig wie gebieterisch die Trennung Preußens von Oesterreich. Und für diese glaubte Georg in dem erwähnten Wunsche seiner Schwester, der Königin Sophie Dorothea, eine Vermählung zwischen den Königskindern von Preußen und England zu schließen, das richtige Mittel in der Hand zu haben. In feierlicher Audienz bot Sir Charles
1730 Apr. Hotham diese dem Könige an, und wie der Plan schon seither viele Kümmernisse für die königliche Familie gebracht, so wurde nun durch Zwischenträgereien der Hotham, Seckendorf, Manteuffel, Grumbkow und anderer in der königlichen Familie geschürt und gehetzt, wurde namentlich das schon längst getrübte Verhältnis zwischen dem Kronprinzen und dem Könige noch mehr verbittert.

Doch über diese Verhältnisse hinweg beurteilte der König mit richtiger Einsicht die politische Lage. Die Vermählung seiner Tochter, der Prinzessin Wilhelmine, mit dem Prinzen von Wales war ihm selbst erwünscht, sie hatte politisch nichts zu sagen. Mit der Vermählung des Kronprinzen aber, der ihm mit seinen achtzehn Jahren überhaupt noch nicht reif genug erschien, einen Haushalt zu führen und gewiß nicht mit einer an die üppigen englischen Verhältnisse gewöhnten Prinzessin, wurde Preußen auf die Seite der Feinde des Kaisers gezogen. Ja, mit dem Vorschlage, die Prinzessin zur Statthalterin in Hannover zu machen und dort den Kronprinzen residieren zu lassen, suchte man diesen als Geisel in die Hand dafür zu bekommen, daß Preußen nichts gegen die Bundesgenossen unternähme, während übrigens Frankreich bereits im Begriff stand, Luxemburg zu nehmen und in Deutschland einzufallen. So stellte der König als Vorbedingung die Verpflichtung Englands, den Kaiser nicht im Reich anzugreifen und die schon 1725 übernommene Gewähr für die bergische Erbfolge anzuerkennen. Nach Verlauf einiger Jahre wolle er dann auch des Kronprinzen Vermählung zugeben.

Unglaublich scheint es bei dieser, wie auch England wohl begreifen mußte, von der politischen Lage Preußens und des deutschen Reiches gebotenen und doch weit entgegenkommenden Haltung des Königs, daß Sir Hotham mit dreister

Die Verbrüderung der Könige Friedrich Wilhelms I von Preussen und August II von Polen im Jahre 1728

Nach dem in der Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden befindlichen Ölbilde von Louis de Silvestre (1675—1750) gez. von Ulrich Ludwig Wolf (1772—1832) und unter Leitung von Ludwig Buchhorn (1770—1856) gestochen von Wilhelm Devrient. In Originalgröße.

taktlosigkeit den König persönlich beleidigte. Er mußte voraussehen, daß dies Preußen nur noch zu engerem Anschluß an den Kaiser veranlassen werde. Auch rat Friedrich Wilhelm in Wirklichkeit gleich darauf (Juli 1730) eine Reise an

die kleinen Höfe Südwestdeutschlands an, um diesen die Unterstützung des Kaisers und der pragmatischen Sanktion zu empfehlen, wie auch, wenn irgend möglich, um mit dem Hause Pfalz über die jülich-bergische Erbfolge sich gütlich zu einigen.

Königin Sophie Dorothea von Preußen.
Nach dem Gemälde von Anton Pesne (1684–1757) im Kgl. Schloß zu Berlin.

Der englische Sir glaubte trotzdem seiner Sache sicher zu sein. Längst war es ja bekannt, wie die Neigungen und Verirrungen des Kronprinzen die heftigsten Zornausbrüche, empörende Mißhandlungen durch den Vater hervorgerufen hatten, wie der Vater, ohne Verständnis für die geniale Art des Sohnes, nur dessen

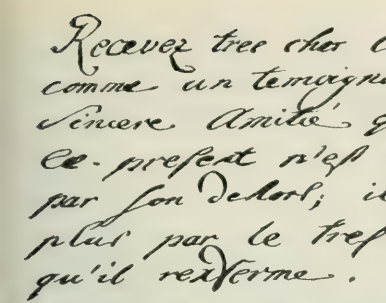
Fehler sah und für diese keine Entschuldigung zu finden vermochte, wie der Sohn andererseits damals des Vaters treu meinende und pflichtgetreue Arbeit noch nicht zu würdigen wußte und nur die Rücksichtslosigkeiten und Schroffheiten des Königs

Prinzessin Wilhelmine von Preußen.
Nach dem Gemälde von Anton Pesne (1684—1757) im Kgl. Schloß zu Berlin.

fühlte. Niemand hatte mehr unter ihm zu leiden als der Kronprinz, und gegen den Sohn glaubte der König zu Strafen greifen zu dürfen, die er selbst des Offiziers für unwürdig erklärte. Aber in der heißen Leidenschaftlichkeit seines

jugendlichen Empfindens that Friedrich damals einen Schritt, der das strengste Verfahren des Souverans zur Folge hatte. Nicht ohne Kenntnis seiner Mutter und seiner Schwester, der Prinzessin Wilhelmine, trat er mit Sir Hotham in vertraute Beziehungen und versprach wiederholt dem Könige von England, nur die Prinzessin Amalie zur Ehe zu nehmen, ja er meldete ihm seinen Plan, über Frankreich nach England zu flüchten, erbat für die Ausführung seine Unterstützung. Auf jener Reise des Königs hatte der Kronprinz ihn zu begleiten, in der Nähe der französischen
1730 Grenze sollte die Flucht am 6. August 1730 ins Werk gesetzt werden, die Lieutnants von Katte und Keith trafen die nötigen Vorbereitungen. Im letzten Augenblick bekannte der Page von Keith, der ebenfalls ins Geheimnis gezogen war, alles dem Könige. In Wesel ward der Kronprinz verhaftet, als Arrestant nach Küstrin gebracht, ein Verhör nach dem anderen gehalten, ein Kriegsgericht eingesetzt. Europa weidete sich an diesem tief tragischen Schauspiel, während die Verhöre ergaben, in welchen Beziehungen England und auch Frankreich zu dem Fluchtplane gestanden. Der König aber, wie heftig er seinem Zorne auch Ausdruck gab, war tief im Herzen verwundet, von schweren Zweifeln und Skrupeln gepeinigt, daß er den eigenen Sohn als Deserteur, als Fahnenflüchtigen sehen und strafen sollte. Und wenn auch der Kronprinz, die Königin und die Prinzessin die Absichten der fremden Mächte nicht zu durchschauen vermochten, so war doch klar, daß der Staat nicht bestehen konnte, wenn die Mitglieder der königlichen Familie in politischen Beziehungen zu seinen Feinden standen. Wie sehr auch der König und seine unglücklichen, schroffen Erziehungsversuche Anlaß und Ursache des traurigen Ereignisses sein mochten: der Staat mußte zu Grunde gehen, wenn seine Grundbedingung, wenn der Felsen, auf den er gestellt, wenn die Pflichttreue vom Thronerben selbst so schwer verkannt wurde. Daß, wie behauptet worden, der König dem Sohne das Leben absprechen wollte, ist nicht der Fall, aber die Thronfolge dachte er ihm zu entziehen, und es blieb dem Kronprinzen nicht erspart, den Tod seines Freundes Katte durch das Schwert mit anzusehen. Leiden gingen über seine Seele hin von erschütternder Wucht. Endlich im November wurde er der schwersten Haft entlassen, aber noch blieb er Arrestant, und in strenger Arbeit als jüngster Auskultator auf der Kriegs- und Domänenkammer in Küstrin täglich von 7 bis 12, von 3 bis 5 Uhr sollte er Pflichttreue, Arbeit, sollte er das Wesen des Staates kennen lernen, sich selbst mit ihm durchdringen. Wahrlich eine Strafe, eine Erziehungsweise, ehrenvoll, väterlich und staatsmännisch von dem gedacht, der sie verfügte, erhebend und läuternd für den, der sich ihr unterwarf, der sie erfüllte.

Natürlich wurden durch diese Verhältnisse die Beziehungen zu England noch kälter und gespannter, und Friedrich Wilhelm schloß sich noch inniger an den Kaiser an, zu dessen Gunsten er seine Armee überall hin, mit Ausnahme von Italien, marschieren lassen wollte. Allein wieder einmal änderte sich die ganze Lage dadurch, daß England durch andere, innere Verhältnisse veranlaßt wurde, dem Kaiser entgegenzukommen. Es brach mit dem ganzen bisherigen System, schloß mit dem Kaiser ein Bündnis (März 1731) und erkannte die pragmatische Sanktion an. Damit war der Wert der preußischen Freundschaft an der Donau erheblich gesunken, wenn man auch zunächst noch durch Seckendorf die besten Gesinnungen für den König aussprechen ließ. Denn nun spitzte sich die Rivalität der Mächte mehr und mehr zu einer solchen zwischen Oesterreich und Frankreich


Recevez tres cher Ami, ce livre comme un temoignage d'une sincere Amitié que je vous porte. Ce present n'est il point precieux par son dehors; il l'est d'autant plus par le tresor inestimable qu'il renferme.

Erster Abschnitt von der auf das Vorsatzblatt eines Buches geschriebenen Mitteilung des Lieutnants von Katte vom 5. November 1730, welche derselbe am Tage seiner Hinrichtung an seinen Freund Eichstädt richtete.
In Größe des Originals im Hohenzollernmuseum zu Berlin.

Übersetzung.

Empfangen Sie, liebster Freund, dieses Buch als ein Zeichen herzlicher Freundschaft, die ich für Sie hege. Ist dieses Geschenk auch nicht kostbar durch seine Außenseite, so ist es dies um so mehr durch den unschätzbaren Wert, den es in sich schließt.

zu, da dessen leitender Minister, Kardinal Fleury, keineswegs geneigt war, der pragmatischen Sanktion zuzustimmen, und das auch um so weniger konnte, als der Herzog von Lothringen vom Kaiser als Schwiegersohn und Nachfolger ins Auge gefaßt war, und dadurch sich auch die Abhängigkeit Lothringens von Frankreich lockern mußte.

Je mehr aber Preußen und England entfremdet waren, um so dreister konnte der Kaiser gegen Preußen vorgehen, und es war daher dem Wiener Hofe erwünscht, wenn der Plan der preußisch-englischen Doppelheirat vollends beseitigt wurde. Und Friedrich Wilhelm, der „stolz darauf war, der einzige Reichsfürst zu sein, der dem Kaiser nicht rampant sei, der dies sein Tag nicht sein wollte", vermählte im November 1731 seine älteste Tochter Wilhelmine mit dem Erb- 1731
prinzen von Baireuth, verlobte im Februar 1732 den Kronprinzen mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern, der Nichte der Kaiserin. Mit aller Wahrhaftigkeit seines Sinnes arbeitete er daran, die Zustimmung der Reichsfürsten zur pragmatischen Sanktion zu gewinnen, und erreichte sie im Januar 1732. Nur Sachsen, Bayern und Pfalz versagten sich ihr und fanden für ihren Widerspruch die Unterstützung Frankreichs. Nunmehr hatte aber Preußen dem Kaiser geleistet, was dieser brauchte. Was Wunder, daß er es nun gänzlich beiseite schob! Denn auch Sachsen konnte er durch die Zustimmung zur Wahl des Kurprinzen zum König von Polen und die Wittelsbacher gerade durch die Gewährung des preußischen Rechts auf Jülich und Berg gewinnen. Eine Besprechung mit Seckendorf in Priort öffnete dem König die Augen, brachte ihm, wie er selbst meinte, den Tod, und bei einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser in Prag (1732) verlangte dieser vom Könige ohne weiteres mindestens die Abtretung von Düsseldorf und eines Grenzbezirks am Rhein. Unverhohlen zeigte man, wie wenig man das 1728 für die Anerkennung der pragmatischen

Sanktion gegebene Versprechen zu halten gesonnen war. Längst schon hatte Friedrich Wilhelm gewußt, wie der Kaiser ihn unterdrücken wolle, aber „zu schwarz" war ihm solch schnöder Undank erschienen. Jetzt war er vollends klar, und „die Zusammenkunft in Prag wurde das Grab der Freundschaft mit dem Kaiser". Indessen doch eben nur der Freundschaft. Politisch aber hielt der König fest am Kaiser. Trotz neuer Hemmungen wurde die Vermahlung des Kron-
1733 prinzen am 12. Juni 1733 zu Salzdahlum vollzogen. Und als in Polen eine zwiespältige Wahl — erst die des alten Stanislaus Lescinsky, dann die des Kurfürsten von Sachsen — erfolgte, und infolgedessen Frankreich über den Kaiser sowohl von Italien, wie vom Ober- und Niederrhein aus herzufallen im Begriff war, erbot sich Friedrich Wilhelm, mit 50000 Mann, ja seiner ganzen Armee, die Franzosen zurückzuschlagen. Aber wie hätte man den voraussichtlichen Waffenerfolgen der preußischen Armee gegenüber noch weiter Preußens Rechte am Rhein, in Ostfriesland, in Mecklenburg mißachten können! Nur 10000 Mann dürfe er stellen: so lautete daher die kaiserliche Antwort auf des Königs Anerbieten. Und so leichtsinnig, wie die Diplomatie den Kampf herbeigeführt, so schlecht
1734 wurden die beiden Feldzüge von 1734 und 1735 geführt. Der König und der
1735 Kronprinz nahmen nur an dem ersten teil, da der König am Ende des Jahres 1734 schwer erkrankt war, sein Ende vor Augen sah, auch nicht wollte, daß der preußische Thronerbe aufs neue „Zeuge der kaiserlichen Inaction" sei. Hochherzig gab Friedrich Wilhelm dem aus Polen verjagten Stanislaus ein Asyl in seinem Lande, wodurch er die Herzen der Völker gewann, aber in Wien neuen Widerwillen erweckte, zumal alle Bemühungen, wiederum Streitigkeiten zwischen ihm und dem Kronprinzen zu erwecken, an der herzlichen Einigkeit beider völlig scheiterten. Da wurde Friedrich Wilhelm, der eben noch die lockendsten Anerbietungen Frankreichs abgelehnt, und mit ihm ganz Europa durch ganz unerwartet geschlossene Friedenspräliminarien zwischen dem Kaiser und Frankreich (3. Oktober 1735) völlig überrascht. Frankreich erkannte die pragmatische Sanktion an, ließ zugleich den König Stanislaus fallen, Oesterreich hatte also seinen Hauptwunsch erreicht — allerdings gegen die Hingabe des deutschen Herzogtums Lothringen an Frankreich, dessen Herzog durch Toskana entschädigt wurde. Aber wie hätte das in Betracht kommen können gegen das österreichische Hausinteresse! Und wie hätte man nun — die übrigen Höfe, besonders Spanien mußten sich dem österreichisch-französischen Vertrage bald anschließen — nicht den alten Grundsatz, Preußen herunterzuhalten, mit neuem Eifer befolgen sollen! Wie hätte man nicht diesem ehrlichen, so ganz und gar undiplomatischen Könige neue Nackenschläge geben, wie ihm den Vertrag von 1728 halten sollen! „Der Schrecken unserer Waffen ist dahin, man wagt uns zu verachten", so schrieb der Kronprinz. Das zeigte sich recht deutlich, als nunmehr die jülich-bergische Erbfolge der Entscheidung sich zu nähern schien.

Alle Mächte, der Kaiser, Frankreich, England und Holland widerstrebten energisch einer solchen Vergrößerung Preußens. Der Kaiser hatte überdies die Aussicht, durch die Begünstigung der bayerischen Ansprüche auf Jülich und Berg zugleich Frankreich einen Dienst zu erweisen, wie die endliche Zustimmung des bayerischen Hauses für die pragmatische Sanktion zu gewinnen. Holland und England hofften für den Handel, namentlich den durch die spanische Kontrolle belästigten Schmuggelhandel, und für die Kolonieen durch Nachgiebigkeit gegen

Frankreich Vorteile zu erlangen. So wurden — die Höhe der französischen Macht voll bezeichnend — identische Noten der vier Mächte aufgestellt, die sie am 10. Februar 1738 in Berlin feierlich überreichten. Preußen sollte ihnen — 1738
dem Kaiser, Frankreich, England und Holland — die Entscheidung über sein gutes Recht anheimstellen, gleichzeitig aber für den Todesfall des Pfalzgrafen von Neuburg die vorläufige Besitznahme des Landes durch Pfalz-Sulzbach zugestehen. Mit ruhiger Würde lehnte Friedrich Wilhelm dies Ansinnen ab. Es war in der That empörend, daß die Großmächte über diese reindeutsche Angelegenheit, über ein gutes preußisches Recht kraft ihrer Ueberlegenheit entscheiden

Vermählung des Kronprinzen Friedrich von Preußen mit Elisabeth Christine von Braunschweig zu Salzdahlum am 12. Juni 1733.
Kupferstich von Johann Georg Schmidt (thätig in der ersten Hälfte des 18. Jahrh.), auf $^2/_3$ verkleinert.

wollten. Empörender aber war, daß nächst Frankreich der Kaiser selbst diesen Schritt hervorgerufen, um auf preußische Kosten die Zustimmung der Wittelsbacher zur die Erhaltung der ganzen österreichischen Erbschaft zu erringen. Der König zürnte heftig, daß „die puissancen ihn so honteusement behandeln und mit der Feder solche bassesse thun machen wollten. Er sei zu alt, um sich mit seinen fünfzig Jahren zum Hundsfott machen zu lassen. Er werde also nicht nachgeben, bis er unterliege, und davon solle ihn nichts bringen als die force vieler puissancen." Und heftiger noch drängte der Kronprinz, sofort die ganze Armee am Rhein zusammenzuziehen, sofort bei eingetretenem Fall Berg zu besetzen und dem, der uns hindern will, auf den Leib zu fallen. „Ich würde ihnen antworten," schrieb der Königssohn, „der König von Preußen ist wie der edle Palmbaum,

du willst ihn beugen, aber hoch schnellt er seinen stolzen Wipfel." Unzweifelhaft war dies richtig. Denn kam es darüber zum Kriege, so hatte dieser doch wieder die Seemachte vom Kaiser und von Frankreich getrennt, und die preußische Rüstung war so weit gediehen, daß man auch den Mächten in ihrer Gesamtheit widerstehen zu können hoffen durfte. Dennoch wollte Friedrich Wilhelm alles thun, um den Frieden zu erhalten. Aber ein neuer Versuch bei König Georg scheiterte, trotzdem das englische Volk begeistert die preußische Allianz als „das Evangelium des Tages" pries und die Freundschaft mit Rußland, die Voraussetzung eines glücklichen Erfolges in solchem Kriege, erkaltete durch die Bemühungen Frankreichs, das dort sowohl wie in Schweden anzuknüpfen verstand, mehr und mehr. Bei aller Vorbereitung zum Kriege schienen dessen Aussichten mithin schwankende, und für Friedrich Wilhelm war der Friede die selbstverständliche Grundlage seines Staates, die er zu seiner Erhaltung, zum Besten und Aufnehmen seiner Unterthanen in seiner Instruktion auch seinem Nachfolger empfohlen hatte. Da bot sich eine solche Aussicht von der Seite, von der es der König am wenigsten erwarten konnte, von Frankreich. Denn in dem Ruf des allgemeinen Friedensstifters suchte dessen Lenker, der Kardinal Fleury, das Uebergewicht Frankreichs in Europa zu befestigen. Freilich „ehe nicht Zeichen und Wunder geschehen" mochte der König „nicht daran glauben"; aber im April 1739 kam es doch zu einem vorläufigen Abschlusse, in dem Frankreich wenigstens für einen Teil von Berg, doch namentlich ohne Düsseldorf, Preußen Gewähr leistete. Indessen allen Grundanschauungen Friedrich Wilhelms widersprach es, von Frankreich sich preußische Rechte garantieren zu lassen, und in der That hatte kurz vorher dasselbe Frankreich mit dem Kaiser dasselbe Recht an Pfalz-Sulzbach garantiert! Man versteht mithin, daß der König, so oft verraten von allen Staaten, die gesamte auswärtige Politik für „Windschlägerei" hielt, die sich für einen honetten Mann nicht zieme, für „Teufelswerk", das ihn von nützlicherer Beschäftigung abhielt. Er hatte in der That Wichtigeres gethan, Wichtigeres, das unserem Staat unverkennbar die Spuren seiner Hand eingedrückt hat.

Abendgesellschaft des Königs Friedrich Wilhelm I., das sogenannte „Tabakskollegium". Nach dem Gemälde eines unbekannten Künstlers im Hohenzollernmuseum zu Berlin.

Verwaltung und Gesetzgebung.

Aus L. Beger »Thesaurus« III. Bd., gedr. bei U. Liebpert. Cölln a. d. Spree o. J. (1701 oder später).

harakteristisch für Friedrich Wilhelm war sein Auftreten bei dem Brande Crossens und dem Fall des Grafen von Wartenberg gewesen. Freilich hatte er schon als Knabe durch seine Leidenschaftlichkeit, seine Herbheit, ja Wildheit oft erschreckt, aber seine rasche Auffassungsgabe, seine nüchterne Sparsamkeit, die Genauigkeit, mit welcher er über seine Dukaten noch heute vorhandene Rechnungen führte, der außerordentliche Eifer und das Geschick, mit dem er seine Kadetten militärisch ausbildete, die unbedingte Geradheit und Zuverlässigkeit, die strenge Rechtlichkeit seines Charakters mußten doch wieder denen verheißungsvoll sein, die nicht Geschmack fanden an dem Roulettespiel, an der phantastischen Projektenmacherei, die man für Politik hielt, die ngewidert wurden von der verruchten Maitressenwirtschaft, die von Paris us viele deutsche Höfe — allerdings nicht, wie betont werden muß, den Berliner — ergiftet hatte, die von der Unsauberkeit und Unlauterkeit, Bestechlichkeit und ünstlingswirtschaft an den Höfen und in der Verwaltung, wie in der Ge:llschaft zurückgeschreckt wurden. Und wenn König Friedrich, an dessen Persön:chkeit nicht der leiseste Hauch jener Gesinnung haftet, auch nie die schmutzigen

Wege so vieler seiner fürstlichen Zeitgenossen gewandelt ist, so hat er von jenen Untugenden weder seinen Hof, noch seine Verwaltung, weder Adel noch Bürgerschaft rein erhalten können. Wir sahen schon, wie Friedrich Wilhelm als Kronprinz dagegen einschritt, aber nach dem Sturze Wartenbergs trat er wieder in die ihm gewiesene Stellung zurück, und wenn auch der König zur Fortsetzung der Reformen gedrängt hatte, so war man doch kaum weiter gekommen, und Hof- wie Staatsverwaltung standen, wie Friedrich Wilhelm erkannte, „auf dem Bankerott". In Berlin, meinte er, würde er „in Wahrheit melancholisch, sehr sensible sei es ihm, alle die Schelmereien mitanzusehen, mit denen sie unseren guten König betrügen, es sei die tollste Haushaltung der Welt, und alle Tage ginge es in Berlin abgeschmackter zu". Mochte immerhin die Art des Kronprinzen, rauh, eigenwillig, heftig und bestimmt, wie sie war, verletzen; mochten selbst Gesandte ein Recht zu haben glauben, über die Brutalität des Kronprinzen Klage zu führen, mochte man es bedauern, daß weder sein Erzieher, der Graf Alexander zu Dohna, noch seine pedantisch-gelehrten Lehrer ihm irgendwelchen Geschmack eingeflößt hatten für das, was für höfisch, für vornehme Sitte, für geistvollen Genuß des Lebens nun einmal galt: noch waren pflichtgetreue Offiziere und Räte im Dienst, an ihrer Spitze „der alte brandenburgische Vater", wie Ilgen von Friedrich Wilhelm genannt wird, und diese erkannten im Kronprinzen den wahren und rechtlichen Charakter. Die Unterthanen aber, die all jene mannigfachen Steuern aufbringen mußten, durften seit dem Eintreten des Kronprinzen für die abgebrannte Stadt Crossen auf Erleichterung hoffen, und der Soldat, der trotz aller Einnahmen der Staates die rechtzeitige Auszahlung seiner Löhnung nicht erhalten konnte, die Offiziere, die in ihrem Kriegsstaab am Hofe nicht gelitten waren, mochten von dem neuen König, der mit ihnen bei Malplaquet gekämpft hatte, „dessen ganze Liebe den Soldaten gehörte", alles erwarten.

Und schon der erste Tag seiner Regierung zeigte, wie völlig der Wind umgesetzt hatte, und wer meinen mochte, so, wie der König begonnen, könne es nicht weiter gehen, und „der Sturm werde, je heftiger er rase, desto eher ausgetobt haben", wer meinen mochte, es sei kein System, kein Plan in diesen Neuerungen, der verrechnete sich von Grund aus. „Der König von Preußen wird sein eigener Feldmarschall und sein eigener Finanzminister sein." Das war das Programm Friedrich Wilhelms. Mit dem Worte des Kyros soll er schon als Kronprinz als „die sichersten Mittel, einem Volke, einem Lande, einem Königreiche sein dauerndes Glück zu sichern, ein Heer auserwählter Krieger und eine gute Haushaltung" gepriesen haben. Oder, wie er es späterhin ausdrückt, „er habe sich, als er das Governo bekommen, einen Plan gemacht; auf lauter Menage und guter Oekonomie beruhe seine ganze Verfassung". Genaue Etats, keine, auch nicht die geringste Ueberschreitung derselben, unermüdliche Thatigkeit, Ehrlichkeit der Gesinnung, Lauterkeit des Charakters, Wahrhaftigkeit, Unbestechlichkeit und Verantwortlichkeit des Beamten für jeden Rat, jeden Vorschlag, jede That, das war es, was der König verlangte. Zucht und Ordnung überall, im Heere, in den Finanzen, in der Rechtspflege, Zucht und Ordnung im bürgerlichen Leben, im Handel und Gewerbe, in der gutsherrlichen wie in der bäuerlichen Wirtschaft, Zucht und Ordnung in den Familien, von der königlichen an bis zu der des kleinsten Tagelöhners. Und wenn auch der rasche Jähzorn des Königs hier geirrt, dort Unrecht gethan, hier verletzt, dort schwer gekränkt haben mag: was kann diesem gewaltige

Charakter gegenüber wohlthuender berühren, als das eigene Bekenntnis der Schwäche, des Irrtums, des Fehlers? Und doch stehen über diesem Bekenntnis noch zwei Eigenschaften des Königs. Was er auch an Arbeit, an Thätigkeit verlangte, wie selten er auch mit dem größten Eifer zufrieden war: er übertraf den thätigsten, den arbeitsamsten seiner Beamten noch immer. Stets, vom Morgen bis zum Abend, von seiner Thronbesteigung bis zum Grabe unermüdlich fühlte er sich, war er „im Dienst". „Zum Arbeiten", sagt er in der Instruktion, die er 1722 für seinen Sohn aufsetzte, seien „die Könige geboren", und gearbeitet hat er mit nüchternem, selbst das Kleinste mit richtigem Blick erfassendem Geist, alles umändernd, alles belebend, alles selbst prüfend, durchdringend bis an sein Ende. Und doch, nie zufrieden mit dem Geleisteten, klagt er, der unermüdlich Thätige, wohl einmal, daß er zu tranquil sei, wäre er mehr cholerisch, so würde es besser sein, aber Gott wolle es nicht haben. „Nie hat es", urteilt sein Sohn, „einen Geist von solcher Meisterschaft für das Einzelne gegeben; wenn er bis zu dem Kleinsten hinabstieg, so war es, weil er erkannte, daß ihre Vielheit das Große ergiebt; indem er rastlos war, die einzelnen Teile zu vervollkommnen, wußte er, daß er das Ganze vervollkommne."

Des Morgens von 3 Uhr früh war er bei der Arbeit, entwarf Instruktionen, las die Berichte, erteilte auf alles Bescheid. Audienzen, Konferenzen, Inspektionen und Visitationen folgten, und ihnen wieder militärische Uebungen, Exerzitien und Inspektionen. „Alles dirigirt der König einzig und allein und arbeitet anbei in publicis, Privat-, Haushaltungs- und Domänen-Affairen. Wer es nicht sieht, kann es nicht glauben, daß Ein Mensch in der Welt, von was Verstand er auch ist, so viel differente Sachen in einem Tage expedieren und selbst thun könnte, wie dieser König täglich thut." Abends erst folgt Erholung in einem gemischten Kreise, dem bekannten Tabakskollegium, und wenn in der Erinnerung der Menschen mehr die platten Späße, die hier mit albernen Pedanten, wie Gundling, Morgenstern und Faßmann vorgekommen sind, leben, als die Erörterungen über Staatswohl und Volkswirtschaft, so ist dies ein Zeichen, wie sehr im Menschen die Spottlust und Schmähsucht die Dankbarkeit und Anerkennung für die größten Thaten, die aufopferndste Arbeit überwiegt.

Und neben der Arbeit das andere: Wie schwer, wie streng auch immer die Verantwortung war, die der König von seinen Räten, von seinen Ministern an bis zum geringsten Diener verlangte, wie schrankenlos dagegen der königliche Wille gebot: eine Schranke kannte sein Wille, ein Ziel seine Willkür. Es war sein Gewissen, das Bewußtsein der Pflicht, das völlige Durchdrungensein davon, daß er „mit seinem Amte vor Gott verantwortlich sei", und wahrlich, gerade unter Friedrich Wilhelm ist das unbeschränkte Königtum in Preußen, man möchte weniger noch sagen, der aufgeklärte, wohl aber der pflichtbewußte Despotismus. Und mag man immerhin seinen Eigenwillen, seine Härte tadeln: die Aufgaben, die zu erfüllen waren, erforderten eine harte, eine durchgreifende Hand, und was sie geschaffen, davon zehren und davon leben wir noch heute. Wenn heut jener Despotismus als unerträgliche Bevormundung des menschlichen Willens empfunden würde, so liegt dies ganz wesentlich eben an jener Gewöhnung zum staatlichen Leben, an der Erfüllung aller mit dem Pflichtgefühl, dem Bewußtsein der Verantwortlichkeit, der strengen und hingebenden Vaterlandsliebe, die Friedrich Wilhelm seinem preußischen Volke anerzogen hat. „Hier ist," sagt der ausländische Reisende

von Loen, „die hohe Schule der Ordnung und Haushaltungskunst, wo Große und Kleine sich nach dem Exempel ihres Oberhauptes meistern lernen — die Zucht macht Leute, und die preußische ist herrlich“. Pflichtgetreu bis ins Kleinste, ja in diesem vornehmlich, hat Friedrich Wilhelm Großes geschaffen, und darf man wohl hinzusetzen, meistens auf Wegen, die in jener Zeit die einzig möglichen, die richtigen waren. Aber bedeutungsvoller noch dürfte sein, daß er, wie man es nennt, Schule gemacht hat, daß das Pflichtbewußtsein, die Arbeitstreue, die Hingabe und Liebe zum Vaterlande von ihm auf seine Nachfolger, von ihm auf die Offiziere und Beamten, von ihm auf die Bürger des Staates übergegangen ist: ganz und gar ruht unser Staatswesen auf den Schultern Friedrich Wilhelms, und wenn wir heut einer freiern Staatsform uns erfreuen, so war die strengere damals nicht allein die heilsamste, sondern die heutige wäre ohne jene Erziehung des großen Zuchtmeisters zur Pflichterfüllung, zur Leistung der staatlichen Arbeiten und Lasten gar nicht denkbar. „Friedrich Wilhelm brachte durch die richtigen Grundsätze der Kameral-, Rechnungs- und Polizeiwissenschaft die ganze innerer Verwaltung auf einen erstaunlich hohen Grad menschlicher Vollkommenheit“. „Er ist der größte innere König Preußens“.

Die ersten Maßregeln trafen den Hof. Sie trafen sehr schwer, aber es waren „die eines Mannes, der weiß, daß die Erbschaft, die auf ihn gekommen, auf dem Bankerott steht, und der alles daran setzt, ihm zuvorzukommen“. Ungeheure Gehalte, Pensionen waren in allen möglichen Formen an Hof- und Staatsdiener gezahlt worden — Graf Wartenberg allein hatte es seinerzeit bis auf 123000 Thaler jährliche Einnahme gebracht — 276000 Thaler betrugen sie noch, als Friedrich Wilhelm am ersten Tage sich die Etats vorlegen ließ, und 623861 Thaler waren von der etwa 4 Millionen betragenden Gesamteinnahme für Hofzwecke verwendet worden. Mit einem Federzug setzte der König jene auf 55000, seine persönlichen Einnahmen auf 52000 Thaler herab. Die kostbaren Weine und Pferde wurden versteigert, die silbernen Schmuckgeräte der Tafel und der Zimmer in die Münze geschickt, der Hof erhielt ein durchaus anderes Aeußere. Mit einem Schlage verschwanden jene zahllosen hohen und niederen Chargen, die Schweizergarde, die Grand-Mousquetaires, die Hofkapelle, Emailleurs und Tapezierer, die Maler und Architekten. Ein Rang-Reglement nach dem anderen hatte die Titelsucht der Zeit nötig gemacht. Zu 142 Nummern war das letzte Reglement angeschwollen, Friedrich Wilhelm strich sie sofort bis auf 42 Nummern zusammen. Fünf Oberhofchargen, 30 wirkliche Kämmerer, 31 Oberschenken und 43 oder 44 Kammer- und Jagdjunker blieben von dem ganzen glänzenden Hofstaat übrig. Generale wurden zu Kammerherren, Hauptleute zu Hofjunkern berufen, Minister versahen den Hofdienst. Und ihr Gehalt bezogen sie aus ihrem Hauptamt, das Hofamt hatten sie nebenher zu versehen. Immerhin blieb das verringerte Gehalt der Minister ein solches, daß sie davon nach dem Ausdruck des gewiß nicht anspruchslosen sächsischen Ministers von Manteuffel sehr anständig leben konnten, aber es begreift sich auch, daß nun „des Lamentierens und Klagens kein Ende“ war und „ein jeder sehr piano“ gehen mußte. Denn aller Prunk, aller Glanz war verbannt von diesem Hof, an dem nur der Soldatenrock, den der König gewöhnlich, seit 1725 beständig trug, Achtung erweckte. Da wollte man wohl gar glauben, so berichtet dem Kaiser sein Gesandter, „daß es bisweilen mit dem König nicht richtig sein müßte“, und hoffte nur noch, „daß er

Erläuterungsblatt

zu der

nachstehend wiedergegebenen letzten Seite des

eigenhändig niedergeschriebenen Testamentes des Königs Friedrich Wilhelm I.

vom Jahre 1722.

In Größe des Originales im Kgl. Hausarchiv zu Berlin.

Übertragung der nebenstehenden letzten Seite des eigenhändig niedergeschriebenen Testamentes des Königs Friedrich Wilhelm I. vom Jahre 1722.

Den ein Regente der mit honneur in die weldt Regirenn will mus seine affehren alles selber tuhn, also sein die Regenten zur arbeit erkohren und nicht zum flascken faullen weiberlehben, und wen mein lieber Successor erstlich werdet alles in ordre haben als den wierdts so leicht gehen wie ein Pappies de Muhsicken (= Musikstück), der liebe Gott hat euch auf den trohn gesetzet nicht zu faullentzen sondern zu arbeitten und seine 1: = lieben? lender wahll (= wohl) zu Regiren, leider die meisten Grohßen Herren seins nicht sondern Gott lohs (= gottlos) laßen Ihren Ministris den willen und occupiren sich mit Mettressen und Sardanapalische Fleis (= Fleisches) luste aber ich habe das feste vertrauen zu meinen lieben Successor das er darinnen mein exempell folgen wirdt und ein exemplaris (= exemplarisches) lehben führen und fleißig arbeitten als den (= alsdann) Gott Ihm gewiß sehgenen wierdt

Euer financen müßet Ihr selber und allein traktieren und das Komando der Armee selber und allein bestellen und die zwei hauptsachen allein disponiren da durch werdet Ihr die ottoritet (= Autorität) in der Armee durchs Komando und die liebe wehrgen das (= deswegen weil) Ihr den Knop (= Knopf) auf den Beuttell allein habet von eure offiçir und civill bedinte haben und von der gantzen weldt Respectieret und admiriret werden das Ihr so ein Kluger und Brahwer Regent seidt Da zu ver helfe euch . Gott der Almechtiche

Amen

en Kopf wacker anstoßen müßte, alsdann würde er sich schon finden und wieder ommen". Wie sehr täuschte man sich! Wie anders lautete das Urteil, das ach wenigen Jahren schon der oben erwähnte Reisende fällte! „Es ist also öglich" — so schreibt der Freiherr von Loen 1718 — „daß man ein großer önig sein kann, ohne die Majestät in dem äußerlichen Pomp und in einem angen Schweif buntfarbiger, mit Gold und Silber beschlagener Kreaturen zu uchen. — Wenn man von dem Berliner Hof redet, so versteht man darunter aft nur die Kriegsleute: diese allein machen den königlichen Hof aus. Die Räte, Kammerherren, Hofjunker und dergl., wenn sie nicht zugleich Kriegsämter haben, erden an diesem Hof nicht viel geachtet und kommen meistenteils wenig an den of; die Gelehrten aber haben sich bei dem König am meisten verächtlich gemacht. r hatte einige dieser Leute um sich, weil er ihrer nicht entbehren kann, sie ind aber bei weitem nicht so geschliffen, wie die Soldaten."

Die oberste Staatsbehörde, der Geheime Staatsrat, war beim Regierungsntritt zusammengesetzt aus den einzelnen Ressortchefs — Heinrich Rüdiger von lgen für das Auswärtige, Marquard von Printzen für die Hofsachen, das Lehnesen, die Kirchen- und Schulangelegenheiten, von Kameke für das Kammerwesen, on Blaspil für das Kriegswesen und Bartholdi für die Justiz. Friedrich Wilelm behielt diese Minister bei, setzte jedoch neben Ilgen noch den Grafen Christof u Dohna und Marquard von Printzen und neben Blaspil Friedrich Wilhelm on Grumbkow, den zweiten Präsidenten des Generalkriegskommissariats. Dazu :aten die neu ernannten Feldmarschälle von Wylich-Lottum, der Herzog von olstein-Beck und vor allen Fürst Leopold von Dessau, der persönliche Freund nd Arbeitsgenosse des Königs, eine Natur von der größten Aehnlichkeit mit der riedrich Wilhelms, „ein Mann von fürchterlichem Ungestüm, eine wahre Windsraut von einem Menschen". Doch kam der Geheime Staatsrat bei der Ueberistung der einzelnen Minister und der Selbständigkeit des Königs bald nicht mehr i rechter Thätigkeit, zuletzt blieben ihm nur die Justizsachen.

Insbesondere die auswärtigen Angelegenheiten leitete Ilgen schon seit 1715 ieder ausschließlich allein, und der König liebte es, in vertraulichen Erörterungen it ihm die Rechte und Ansprüche des Staates zu besprechen, unter denen namentch Schlesien keineswegs vergessen war. Erst als Ilgen hochbetagt war, wurde m sein Schwiegersohn Freiherr von Cnyphausen und der Generallieutnant von orcke, obwohl sich dieser heftig sträubte, ein Amt anzunehmen, dem er nicht wachsen zu sein glaubte, zu Gehilfen bestellt. Zugleich war das hohe Alter lgens — er war über 50 Jahre (seit 1679) im Dienst — für den König Verlassung, an eine prinzipielle Ordnung dieses Departements zu denken. Denn gab, wie Borcke schreibt, „in der That keinen Beamten, der so wie Ilgen, eichsam wie ein lebendiges Archiv, in allen Angelegenheiten des preußischen taates Bescheid weiß, dem Gott eine ungemeine Vivacität und Penetration, eine ache voll zu imaginieren und einzusehen, gegeben, und überdehm einen unerüdeten Geist zu solcher Arbeit, daß er von Jugend auf bey die 56 Jahre lang s Handwerk ohne interruption getrieben, alle große revolutiones, so in so nger Zeit in Europa vorgefallen, gesehen! Und weil an denen meisten das önigl. Haus directement oder indirectement theil genommen, Er mit dabey die der gebrauchet, so hat solches alles, absonderlich bei einer so großen application, chts anders als eine vollkommene Fertigkeit, sich aus den schwersten Sachen

herauszuziehen, zu wege bringen konnen". Diese unerreichbare Fähigkeit des einzelnen Mannes mußte der König durch ein System ersetzen. Eingehende Erörterungen pflog er mit Ilgen mündlich auf dessen bei Berlin gelegenem Gute Britz oder durch brieflichen Verkehr. Ilgen hielt nur den König selbst für fähig, die auswartigen Angelegenheiten zu leiten. „Ich will Eure Königl. Mt. nicht flattirn" — das hätte Friedrich Wilhelm nie gelitten und der dem Grabe zusiechende alte Ilgen hatte keinen Grund dazu — „aber dieses mus ich Ihro doch sagen, daß mein grösseftes Vertrauen hiebey auff Dero Theuerste Personn gerichtet ist, Gott hat Eure Konigl. Mt. mit einem Dero Alter weit übersteigenden Verstand und großem Gedächtnis begabet." Unglaubliche Mühe und Arbeit habe der König angewandt, sich in den auswärtigen und innerlichen Affairen zu informieren, allemal, selbst in den allerschwersten Staatsaffairen habe er die beste und raisonnabelste Partei genommen, und ihm sei von Gott das Talent verliehen, das fort und das faible der einzelnen Beamten schnell zu erkennen.

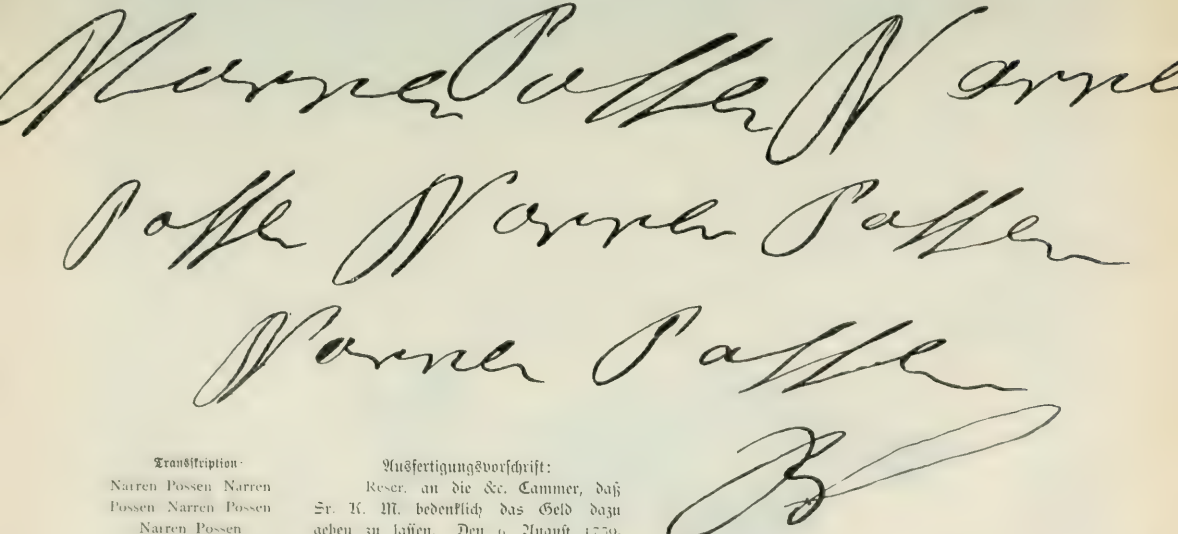
Doch erst einen Monat nach Ilgens Tod wurde die neue Instruktion fertig, wonach zwei Minister — Borcke und Cmphausen (an dessen Stelle 1730 Grumbkows Schwiegersohn Heinrich von Podewils trat) mit zwei expedierenden Sekretären, d. h. vortragenden Räten, Canngießer und Tulemeyer, die auswärtigen Angelegenheiten zu bearbeiten hatten. Neben ihnen stand jedoch noch Ludwig Otto Edler von Plotho für die so unendlich verwickelten Reichsangelegenheiten zwar als Minister, aber ohne dem Departement selbst anzugehören, dessen Wirkungskreis auch demnächst dem Justizminister überwiesen wurde. Besonderen Wert legte der König auf die Ausbildung jüngerer Leute, auf die Erziehung frische Kräfte, die beim Abgang der ausscheidenden Räte geeignet wären, deren Stellung zu versehen. Auch Ilgen führt dies als notwendig an, doch kam es, obwohl der König schon damals die Geldmittel zu bewilligen bereit war, erst 1739 zu einer entsprechenden Einrichtung, indem den Gesandten an verschiedenen Höfen Legationssekretäre zur Einführung und Schulung in ihrem Amt zugewiesen wurden.

Der Geschäftsverkehr zwischen dem König und den Ministern der auswärtigen Angelegenheiten sollte wohl ursprünglich ein mündlicher sein, wie denn der Umstand, daß eine Person als Mitglied des militärischen Hofstaates stets in der Nähe des Königs war, auf die Ernennung Borckes bestimmend eingewirkt haben soll. Außerdem hatte Ilgen dem Könige die „Methode" empfohlen, „mit wenigen a marginem gesetzten Worten" über die ihm eingereichten Gutachten zu entscheiden und die überaus zahlreichen, in ihrer oft drastischen, ja sarkastischen Kürze berühmt gewordenen eigenhändigen Randverfügungen des Königs beweisen, wie ihm diese Art des Geschäftsbetriebes gefiel. Doch lag es in der Natur der Sache, daß ein weiterer schriftlicher Verkehr sich nicht völlig vermeiden ließ, und so bediente sich der König erst des Geheimen Finanzrates Boden, später Samuel von Marschalls als Kabinettssekretäre. Beide Männer wurden später Minister, ihr Amt aber entwickelte sich weiter zum Kabinett des Königs.

Immer haben selbst die Tadler des Königs seine eigenste Schöpfung, das preußische Heer, als etwas Außerordentliches gepriesen. Die ungeheuere Vermehrung des Heeres, das etwa 80 000 Mann beim Tode Friedrich Wilhelms zählte, wie seine Schlagfertigkeit waren zu deutliche Zeichen der preußischen Macht, ihre Schöpfung zu sichtbar das Werk des Königs, als daß selbst die Neider und Gegner über sie hätten hinwegsehen können. Aber auch hier fand man doch no

Unterschrift des Königs Friedrich Wilhelm I. auf einem Bericht des Generaldirektoriums vom 17. Juli 1739.

In Größe des Originals im Kgl. Hausarchiv zu Berlin.



Transkription:

Narren Possen Narren
Possen Narren Possen
Narren Possen

F. W.

Ausfertigungsvorschrift:

Reser. an die &c. Cammer, daß Sr. K. M. bedenklich das Geld dazu geben zu lassen. Den 6. August 1739.

Herold. AGM. S.

(= Adolf Gebhard Manitius Schöning)

reichlich Stoff zu Spott und Tadel. Die „langen Kerle", aus denen der König für ungeheuere Summen, bis über 1000 Thaler für den einzelnen Mann, namentlich seine Potsdamer Riesengarde zusammensetzte, verlachte man und übersah, daß dies keineswegs eine Leidenschaft nur Friedrich Wilhelms war, sondern daß man vielfach in jener Zeit die großen Menschen in besonderem Sinn geeignet für den Soldatenstand hielt, und z. B. das gelbe Regiment Graf Rutowsky in Dresden ebenfalls nur aus langen Kerlen zusammengesetzt war. Man schalt über die harte, brutale Behandlung der Soldaten und ließ es doch unbeachtet, daß überhaupt das Prügeln und Schlagen der Leute auch im bürgerlichen Verhältnis herrschende Sitte war, und daß in allen Armeen der Zeit der Stock und das Spießrutenlaufen eine furchtbare Rolle spielten. Noch setzten sich ja die Heere aus dem Auswurf der Menschheit zusammen, und jeder Thunichtgut, der sonst sein Fortkommen nicht finden, jeder Liederjahn, der in der Gesellschaft nicht geduldet werden konnte, wurde als gemeiner Soldat untergesteckt, — was Wunder, daß Strafen häufig nötig wurden! Friedrich Wilhelm aber liebte „seine blauen Kinder", und wie scharf und blutig auch die Strafen waren, willkürlich oder ungesetzlich waren sie gewiß nicht. Schon am 12. Juli 1713 vielmehr hatte der König neue Kriegsartikel erlassen, nach denen der ordentliche Richter, der Auditeur — und jedes Regiment hatte einen solchen — zu richten hatte, und eher noch seit 1692 als von den Zivilrichtern wurde von den Militärauditeuren die Ablegung einer Prüfung vor ihrer Anstellung verlangt. Freilich Desertionen waren noch an der Tagesordnung, aber das lag eben jedem Heere sozusagen im Blute, da sie aus geworbenen Mannschaften bestanden, die mit demselben Interesse oder mit demselben Widerwillen in diesem oder in jenem Heere dienten, je nachdem sie bessere Löhnung erhielten oder Strafe zu gewärtigen hatten. In Preußen aber wurden die Soldaten besser bezahlt, besser ernährt, als irgendwo, sie hatten sogar größere Freiheit als Männer in anderen Berufen, und indem der König zugleich Schulen einrichtete, in denen jeder Soldat schreiben und lesen, rechnen und den Katechismus lernen mußte, hob er die Bildung der Leute, ihre sittliche Führung außerordentlich. Und für ihre hinterbliebenen Waisen sorgte das in Potsdam errichtete große Militärwaisenhaus, für welches der König mit der denkbar größten Freigebigkeit immer neue Summen aussetzte. Wenige Jahre nach Friedrich Wilhelms Tode behauptete ein bedeutender Schriftsteller, daß die Soldaten der preußischen

Ein Riesengardist vom Potsdamer Riesen-Garde-Bataillon des Königs Friedrich Wilhelm I.

Nach dem vom König Wilhelm I. selbst gestifteten Oelbilde in der Ruhmeshalle zu Berlin.

Armee selbst für den dreifachen Lohn nicht in ihre frühere Stellung als Knechte zurückkehren würden. Die Leute fühlten sich als Angehörige des preußischen Heeres und gaben etwas darauf, ihrem Regimente — denn ein solches bildete mit seiner eigenen Oekonomie, eigenem Prediger, Auditeur, Feldscheer, Schulmeister, Zahl- und Proviantmeister ein in sich abgeschlossenes Ganzes — anzugehören.

Selbst das Drillen, die Einübung der technischen Kenntnisse, der militärischen Fertigkeit hat man zu tadeln gewußt, und ein Prinz Eugen steht an der Spitze dieser Tadler. Denn wie die Uniformierung der Armee, schon vom Großen Kurfürsten begonnen, voll durchgeführt aber erst vom König wurde, so wurde jetzt auch erst das einheitliche Exerzitium durch die ganze Armee mit dem Feuereifer der alles überwindenden Energie der großen beiden „Exerzitienmeister", des Königs und des Fürsten Leopold, von jenem auf dem Paradeplatz in Potsdam, von diesem auf der Wiese zu Halle, durchgeführt. Aber eben dies einheitliche Exerzitium hat die Ruhe der Truppen im Feuer, die Sicherheit, mit welcher der Feldherr über sie in Schlachten verfügen konnte, hat „jene spartanische Kraft geschaffen, die ihrer Zeit Schlesien erobern und behaupten sollte".

Auch über die Bevorzugung der Militärs vor den Zivilbeamten hat man geklagt, und diese haben sie ohne Zweifel oft schwer empfunden. Denn nicht nur wurden jene in weitaus höherem Maße des persönlichen Umganges mit dem König gewürdigt, sondern wie an der Spitze der Verwaltung oft Generale standen, so brauchte der König fast für alle Zweige der Verwaltung, bald zur Ausführung sachlicher Aufträge, bald zur Spionage über die Beamten, seine Offiziere, und für die Ausübung der Subalternstellen hielt er seine Unteroffiziere überhaupt für vorzüglich geeignet. Und richtig war jedenfalls, daß die Militärs gerade in der Richtung, in welche der König die Verwaltung gebracht sehen wollte, von vorzüglicher Brauchbarkeit waren, während es an genügend vorgebildeten Zivilisten oft noch mangelte. Andererseits aber that der König alles, um die Amtsbefugnisse zwischen Zivil- und Militärverwaltung abzugrenzen, und gerade auf diesem Gebiet hat, wie auf dem der Werbungen, früher der „Anekdotenjäger mehr gesündigt, als der vergleichende Rechtshistoriker erforscht".

Nichts aber war zutreffender, nichts sittlich berechtigter, als wenn der König dem wohlfeilen Spotte, den die entsittlichten und verfaulten Höfe über seine „Soldatenspielerei" erhoben, den Hinweis entgegensetzte, wie jene für die frivolsten und schmutzigsten Dinge die lächerlichsten Summen hingäben, seine Ausgaben, eine Thätigkeit für das Heer aber allein zum Heil und Segen für den Staat seien. Ihm war es bitterer Ernst, und in seiner Lage mußte es ihm bitterster Ernst sein, eine feste und hinreichend große Truppenzahl zu haben, um sein Land, einen Staat zu verteidigen, und indem er sein Heer an Zucht, Gehorsam und Pflichttreue gewöhnte, indem er aus den losen Werbetruppen Friedrichs I. allmählich ein vaterländisches, d. h. großenteils aus Inländern bestehendes und von einheimischen Offizieren geführtes Heer schuf, gab er seinem Staat die innerliche Kraft, auch den heftigsten Stürmen zu widerstehen. Vor allen Dingen schaffte er jede Art Miliz ab, denn nur ein stehendes Heer konnte dem Zwecke genügen. Wie überall in jener Zeit, mußte auch er werben lassen, und bis zu 1000 Werbeoffiziere soll er teilweise gehabt haben. Aber schon 1714 verbot er die gewaltsame Werbung, und zwar aus volkswirtschaftlichen Rücksichten, da sie auf die

Industrie, die Bewirtschaftung und Besiedelung empfindlich einwirkte. Im wesentlichen beschränkte er sich bei den Werbungen auf das Ausland, die unendlich viele Widerwärtigkeiten mit andern Staaten — mit und ohne Grund — einbrachten, und gerade die Ausländer neigten naturgemäß zur Desertion. Daher ließ der König es zunächst zu, daß adelige Hauptleute ihre Gutseinsassen in ihre Kompagnien einreihten und sie nach vollendeter Ausbildung auf die Dauer wieder beurlaubten, nur im Herbst jährlich auf zwei Monate einberiefen. Dies war immerhin ein Anfang für die Bewaffnung des Volkes selbst, aber wie es zu

Werbeszene am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.
Kupferstich eines unbekannten Künstlers in Hans Friedr. von Flemming „Der vollkommene Teutsche Soldat", Leipzig 1726. Auf etwa ½ verkleinert.

manchen Streitigkeiten zwischen den einzelnen Offizieren führen mußte, so war es vor allem ein Notbehelf ohne gesetzliche Grundlage. Gerade aber der Gedanke, aus dem Heere einen Teil des Volkes zu machen, denjenigen, dem die Verteidigung des Vaterlandes obliege, lebte in Friedrich Wilhelm. Schon in einem Edikt von 1714 spricht er von „dem Souverain und Landesherrn", dem die jungen Leute „nach ihrer natürlichen Geburt und des höchsten Gottes eigener Ordnung und Befehl mit Gut und Blut zu dienen schuldig und verpflichtet seien", und 1733 in dem Edikt über die Kantonpflicht ist der Satz, daß alle Einwohner des Landes

für die Waffen geboren seien, mit voller Klarheit ausgesprochen, nur ein kleiner Bruchteil der Gebildeten davon ausgeschlossen. Das Land wurde in Kantone geteilt, und etwa je 5000 Feuerstellen einem Infanterie-Regiment, je 1800 einem Kavallerie-Regiment zur Rekrutierung überwiesen. Man „enrollierte“ in den Städten, auf den gutsherrlichen und Amtsdörfern die jungen Leute des Kantons, hob die erforderliche Anzahl jährlich aus und beurlaubte die Ausgebildeten wieder zu ihrem bürgerlichen Erwerb. Hierdurch und durch die Quartiergeber, bei denen die Soldaten wohnten, kam das Heer und Volk in die nächste Berührung und Interessengemeinschaft. Die rote Binde aber und der Büschel an der Mütze, den die zum Heeresdienst Eingetragenen trugen, wurden recht ein Zeichen, wie Armee und Volk mit einander verwuchs, der echte Stolz des Bauernsohnes. Ja es kam vor, daß ein Schulmeister einen Obersten bat, ihn in die Stammrollen ein zutragen und als Korporal zu beurlauben, da er anders mit den schon eingetragenen Bauernlümmeln nicht fertig werden könne.

Dieses allmähliche Hineinwachsen des Volkes in das Heer ist gegenüber der oft gescholtenen Strenge in demselben überhaupt von dem allergrößten wirtschaftlichen Segen gewesen. Eine völlig neue Lebensanschauung brachte der gediente Bauernsohn nach der Erfüllung der Dienstpflicht mit in die Heimat, er hatte etliche Grundbegriffe der Bildung in sich aufgenommen, war an Sauberkeit, Pünktlichkeit gewöhnt worden, er hatte andere, vielfach bessere Sitten kennen gelernt und, was besonders bedeutungsvoll wurde, er war dem Gerichtsstand der Gutsherren entzogen, denn er unterstand dem Gericht des landesherrlichen Auditeurs, und nicht der Gutsherr, sondern das königliche Regiment d. h. eine staatliche Behörde erteilte ihm die Erlaubnis zum Heiraten. Damit wurde die Hörigkeit thatsächlich zerrissen, und aus dem Bauer konnte so allmählich ein freier Mann werden.

Noch bedeutender aber war der Einfluß der Armee auf den Adel. Er erhielt durch die Armee eine völlig neue Grundlage und wurde von dem zu einem großen Teil dürftigen und elenden Leben, das er bisher geführt, befreit. Ebenso wurde der bisherige Gegensatz zwischen dem rittermäßigen Teil der Stände und dem Landesherrn thatsächlich aufgehoben. Als der König es unternahm, die Stellung des Ritterpferdes, zu dem der Adel in den Reichsländern des Königs verpflichtet war, in eine jährliche Abgabe von 40 Thalern zu verwandeln, erhob sich freilich, wie erwähnt, ein Sturm der Entrüstung namentlich in dem altmärkischen und magdeburgischen Adel; selbst vor Konspirationen und Klagen beim Reichshofrat in Wien schreckte man nicht zurück, und im benachbarten Hannover und Mecklenburg fand man die Unterstützung der Gesinnungsgenossen, in Wien die ausgiebigste Förderung. Aber der König drang durch. Freilich, das Einziehen der jungen Söhne des Adels zum Kadettencorps, das der König statt der zwei kleinen in Colberg und Magdeburg in Berlin errichtete, kostete anfangs in nicht seltenen Fällen beinahe Anwendung von Gewalt; aber schon 1722 zählte man 300 Kadetten, und bald ward es in immer höherem Maße Sitte für den Adel, im Heere des Königs zu dienen. Wenn der Offizier des dreißigjährigen Krieges, von der Pike auf dienend und ohne Rücksicht auf seine Vergangenheit befördert, immer etwas vom „Räuberhauptmann“ an sich hatte, und auch zur Zeit König Friedrichs I. sich wieder unsaubere Elemente in den Offiziersstand eingenistet hatten, so wurden diese jetzt völlig ausgemerzt und nur Leute von Ehre und untadeligen Sitten, adelige wie auch bürgerliche, aufgenommen.

Und indem der König für die Offiziere ein besonderes Dienstreglement (1726) erließ, das vom Offizier zwar unbedingten Gehorsam verlangte, aber ausdrücklich die Ausnahme hinzufügte: „es sei denn, daß er an seiner Ehre angegriffen wird", impfte er dem Offizierkorps jenen besonderen Geist ein, der durch die völlige Hingabe an den Dienst und den leidenschaftlichen Pflichteifer der Vaterlandsliebe die beste Heimstatte gab. Und die Zucht und Ordnung, die gute Wirtschaft und das ehrbare Leben, das der König von seinen Offizieren verlangte, die neue soziale und politische Lebensauffassung wonach nicht mehr ständische Vorrechte, sondern der Dienst des Landesherrn, der Dienst des Staates als das höchste Ideal, das wahre Interesse erschien, brachte der ausgediente Offizier auf sein Gut, in die Kreise seiner Standesgenossen zurück und rief auch hier eine neue Auffassung vom Staate hervor.

Dadurch aber, daß der König allen und jeden Bedarf des Heeres allmählich nur im Lande zu kaufen befahl, worauf noch zurückzukommen ist, sowie dadurch, daß die Soldaten bei den Einwohnern lebten, und endlich dadurch, daß am 14. Mai 1713 auch die Kavallerie in die Städte verlegt, und so der Bauer von der schweren Naturallieferung entlastet wurde, wirkte die Armee ebenfalls ganz außerordentlich auf die Hebung der Volkswirtschaft ein, und das Geld blieb, was der König „den Stein der Weisen" nannte, im Lande.

Denn „Mehrung der Revennen und Konservation der Unterthanen", das war und blieb die Parole des Königs vom Anfang bis zum Ende. Unendlich viel lag ihm an der Steigerung der Einnahmen, der Füllung der Kassen, aber wehe dem Beamten, der auf Kosten der Unterthanen, wie man es nannte, „Plus zu machen" suchte! Den Unterthanen leistungsfähig machen und erhalten, die eingekommenen Steuern sachgemäß dem Lande zum Heile verwenden, das war es, worauf alles ankam, das war es, was der König seinen Beamten als ihre teure Pflicht gegen Gott und ihn selbst immer aufs neue einschärfte. —

Die Einnahmen des Staates beruhten im wesentlichen auf den Domänen und den Kriegsgefällen. Wie fast durchgehend griff der König auch hier während der ersten zehn Jahre seiner Regierung nur helfend und bessernd ein, ohne auf radikaler Aenderung zu bestehen. Doch vereinigte er schon durch das Edikt vom
1713 27. März 1713 die für die sogenannte Kammerverwaltung, d. h. alle Domänengefälle bestehenden verschiedenen Behörden, die Geheime Hofkammer, das Oberjägermeisteramt, Generalpostamt, die Hofstaats- und Schatullkasse im Generalfinanzdirektorium, von dem nunmehr alle Regalien, namentlich das Postwesen, die Forsten, Münze, Zölle u. dergl. abhangen. An die Spitze der Behörde wurde der bisherige Präsident der Hofkammer, von Kamcke gestellt, dem zwar als dem verantwortlichen Leiter unbedingt Gehorsam zu leisten war, dem aber für das Kassen- und Rechnungswesen doch der bisherige Auditeur im Regiment des Kronprinzen, Creutz an die Seite trat. Ebenso wurde Ordnung in die Amtskammern der einzelnen Provinzen gebracht, ihnen die erforderliche Anzahl von Räten zuerteilt, diesen der Sitz der Behörde als ständiger Wohnsitz zugewiesen und in den Domänenkommissariaten in Preußen und den mittleren Provinzen ein neues Amt von einschneidender Bedeutung geschaffen, da die Kommissare alle Güter in ihrem Bereich zu bereisen und bis ins einzelnste hinein über die Wirtschaft zu berichten hatten. Wir bemerkten schon, welchen Schaden die Vererbpachtung der Domanen dem Staate gebracht hatte, und gleich beim Regierungsantritt ging der

König auf dem 1710 eingeschlagenen Wege mit rüstigsten Schritten weiter. Da jene nämlich unzweifelhaft eine Art von Veräußerung der Domänen darstellte, die durch die Hausgesetze wie die den Ständen gegebenen Reverse verboten war, so hob Friedrich Wilhelm in dem berühmten „Edikt von der Inalienabilität der alten und neuen Domänengüter“ alle Vererbpachtungen gegen Rückgabe der gezahlten Summen und so billige Bedingungen völlig auf, daß die meisten Erbpächter sich mit der Aenderung einverstanden erklärten. Er kehrte zur Zeitpacht zurück, die sich etwa 1727 in die Generalzeitpacht umsetzte, d. h. es wurden nicht mehr

Kriegsschule am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.
Kupferstich eines unbekannten Künstlers in Hans Friedr von Fleming „Der vollkommene Teutsche Soldat“, Leipzig 1726. Auf etwa $^{1}/_{3}$ verkleinert.

inzelne Teile, sondern nur ganz abgerundete Domänen auf sechs Jahre verpachtet, nd namentlich arbeitete von Görne Regulative aus, die eine dem wahren Ertrag ntsprechende Pachtsumme erzielen sollten. In demselben Edikt bestätigte der König te Unveräußerlichkeit sowohl der vorhandenen, wie der von ihm zu erwerbenden Domänen, dehnte aber zugleich in lebendiger Erfassung des staatlichen Gedankens, t überaus pflichtgetreuer Anschauung seines königlichen Berufes die Eigenschaft er Unveräußerlichkeit auch auf das private Stammgut der königlichen Familie aus, hob den Unterschied zwischen Schatull-, ordinären Kammergütern in totum auf

und legte auch diesen die Natur und Eigenschaft rechter Domanial- und Tafelgüter samt der denselben in den Rechten anklebenden Inalienabilität bei", d. h. er schenkte dem Staate das Privatgut der königlichen Familie. „Hier und hier zuerst erhob sich ein Fürstenhaus zu der ganzen Höhe seiner öffentlichen Pflicht". Dazu kam nun, daß der König auch das Forst- und Jagdwesen den Amtskammern unterstellte, daß er überall wirtschaftliche Verbesserungen im weitesten Umfange einführte und manches andere, so daß die gesamten Domanial-Einnahmen in der Zeit von 1713—1740 von 1,890,613 Thaler auf 3,300,940 Thaler, d. h. die Hälfte aller Staatseinnahmen stiegen.

Die andere Hälfte waren die Kriegsgefälle, d. h. die Kontribution vom flachen Lande und die Akzise in den Städten. Diese führte Friedrich Wilhelm auch in Cleve — allerdings unter sehr erheblichen Schwierigkeiten — ein, so daß sie mit Ausnahme von Geldern im ganzen Staat erhoben wurde. Und ihre wohlthätige Wirkung, die gleichmäßige Besteuerung aller Unterthanen ohne Ausnahme, zeigte sich auch hier. Die Erhebung dieser Kriegsgefälle war die Aufgabe der Kommissariate in den einzelnen Provinzen, die dem Generalkommissariat, an dessen Spitze Grumbkow gestellt wurde, unterstanden und neben dem Steuerwesen zugleich die Aufsicht über die Städte, die neuen Besiedelungen und das gesamte Militärverwaltungswesen zu üben hatten. Die Kommissariate und unter oder neben ihnen der commissarius loci oder Steuerrat wurden für die gesamte Staatsverwaltung, vornehmlich die Steuer- und Finanzreform und dadurch wieder für die endgültige Beseitigung jeder ständischen Mitregierung das wichtigste Amt. Alles in allem brachten die Kriegsgefälle zuletzt etwas mehr als die Domänen ein, und von der Gesamteinnahme des Staates, die sich 1740 auf 6,917,192 Thaler belief, wurden etwa fünf Millionen für das Militär, fast eine Million für die Ansammlung des Staatsschatzes und etwa ebensoviel für Zivil- und Hofzwecke verausgabt.

1714 Für die Kontrolle der Rechnungen beider höchster Behörden war schon 1714 die Generalrechenkammer errichtet, die unter dem Vorsitz von Creutz direkt unter der unmittelbaren Leitung des Königs jenen herrlichen Zustand der preußischen Finanzen begründet hat, der es bei peinlichster Innehaltung der pünktlichsten Zahlung jeglicher Posten ermöglichte, jene großen Ausgaben für das Militär zu machen und einen Schatz anzusammeln, der 1740 — ohne die baren Bestände in den Kassen von einer Million und ohne die, einen Wert von anderthalb Millionen darstellenden Silbergeräte in den königlichen Schlössern — 8,700,000 Thaler betrug.

Bei dem weiten Umfange der Geschäfte des Kommissariats aber kam es, zumal als die Akzise auf das platte Land ausgedehnt wurde, zu fortwährenden Kompetenzstreitigkeiten zwischen den Kammern und den Kommissariaten, die immer ärger und ärger wurden und selbst in den Spitzen, dem Generalfinanzdirektorium und dem Generalkommissariat trotz der von Grumbkow aufgestellten principia regulativa nicht zu beseitigen waren. Je mehr der König die Erhöhung der Erträge und doch zugleich die geringere, relativ gleichmäßige Belastung der Unterthanen erstrebte, um so mehr mußte sich ihm die Ueberzeugung von den Nachteilen einer doppelten Finanzverwaltung aufdrängen. Und zwischen beiden bestand in der That ein sachlicher Gegensatz, indem die Kammern mehr die alten „privatrechtlichen und privatwirtschaftlichen Gesichtspunkte", die Kommissariate, denen die

ganze Vorliebe des Königs daher gehörte, „die staatsrechtlichen und staatswirtschaftlichen Gesichtspunkte“ zur Geltung brachten und beide so den Gegensatz zwischen der alten und neuen Zeit vorstellten. Natürlich aber bewirkte jeder Zwist zwischen beiden Verwaltungen nur Nachteile der Unterthanen, wie der staatlichen Kassen. Radikalen Aenderungen überhaupt abgeneigt, überlegte der König die Frage ein ganzes Jahr hin und her, korrespondierte auch von seinem abgelegenen Jagdschloß Schönebeck aus, wohin er sich zurückgezogen, mit dem Fürsten von Anhalt über die Frage, wie den Schwierigkeiten abzuhelfen sei. Möglich ist, daß der Fürst dem Könige die erste Idee von einer Vereinigung beider Aemter gegeben hat, wenigstens schreibt dieser selbst, daß „er des Fürsten Raisonnement wegen der combination der Kommissariate und Kammern reiflich überlegt habe und alle Tage mehr empfinde, daß es seinem Interesse convenabler sei“. Doch fand er, daß die Kombination „vors erste Confusion mache und resolvirte deshalb, Fuß vor Fuß zu gehen und erstlich das Generalkommissariat und Finanzdirektorium zu combiniren“. Jedenfalls rührt der Entwurf zu der „neuen Verfassung seines Staates“ ganz vom Könige selbst her, im Dezember hat er ihn — „da ich denn wirklich an dieser Fassung und resolution selber schreibe, es so zu fassen, wie ich gedenke, daß es gut sein wird“ — in Schönebeck selbst ausgearbeitet und niedergeschrieben, und im Januar 1723 ist er nach seinem Diktat durch Thulemeyer in die endgültige Form gebracht. Am 19. Januar 1723 wurde die neue Behörde 1723
eingesetzt und jeder einzelne Beamte dem Könige neu vereidigt. Ganz abgesehen von den Eigenschaften, die der König hier von seinen Beamten verlangt, wie Ehrlichkeit, offenen Kopf und vor allem Verantwortlichkeit für jede That, jedes Schriftstück, wird die gesamte innere Verwaltung nun nur einer direkt unter dem Könige stehenden Behörde, dem Generaloberkriegs-, Finanz- und Domänendirektorium oder kurz dem Generaldirektorium unterstellt und dieses in fünf Departements unter je einem Minister zerlegt. Jedes Schriftstück, das dem Könige unterbreitet wurde, mußte die Unterschrift aller fünf Minister tragen, und jeder von ihnen war dafür verantwortlich, „einer für alle und alle für einen“. Ein regelmäßiger schneller Geschäftsgang wird ihnen zur besonderen Pflicht gemacht, bei schwerer Geldstrafe müssen sie pünktlich des Morgens um 7 bez. 8 Uhr den Dienst beginnen und dürfen „nicht auseinandergehen, bis alle und jede Sache . . . . abgethan worden, damit nicht ein Zettel davon übrig bleibe“. Waren um 12 Uhr mittags die Geschäfte noch nicht erledigt, so hatte die Hofküche ihnen ein gutes Mittagsessen zu liefern. So kam es, daß in einer Sitzung 22 bis 36 verschiedene Sachen abgehandelt wurden, und das Generaldirektorium fast unglaubliche Leistungen aufweisen konnte. Das Bezeichnende aber war in dem Eide ausgedrückt, den jedes Mitglied dem König neu zu leisten hatte. Jeder Einzelne mußte schwören „S. M. Nutzen und Bestes, insonderheit die wahre Verbesserung und Vermehrung der sämtlichen Revenuen und Einkünfte, ingleichen die Konservation der Unterthanen in Stadt und Land nach allen Kräften zu fördern, alles was dem zuwider und S. M., sowie den sämtlichen Ländern und Unterthanen nachteilig sein möchte, abzuwenden und zu verhüten“. Das Präsidium führte der König selbst, „um demselben desto mehr Lustre, Autorität und Nachdruck beizulegen“.

Wie die Zentralbehörde, wurden auch die Provinzialkommissariate und Kammern zu einer Provinzialkammer vereinigt, die in je zwei Abteilungen, die Domänen

und Kriegsabteilung, zerfiel. Alle Räte aber mußten sich, zumal in der Zentralverwaltung, mit den sämtlichen Zweigen der Verwaltung vertraut machen und konnten dies bei den speziellen Vorschriften, die der König gab, auch bewerkstelligen. Ebenso sorgte der König durch Aufnahme von Auskultatoren auch für die Vorbildung und Heranbildung jüngerer geeigneter Kräfte auf den Universitäten, wie im praktischen Dienst und gab Vorschriften für den Subalterndienst von solcher Sachkunde, daß sie großenteils noch heut in Geltung sind.

Gleichzeitig erfolgte eine entsprechende Aenderung der Generalrechenkammer, die in zwei Abteilungen zerlegt und dem Generaldirektorium angegliedert wurde. Jeder Minister hatte der Prüfung der Rechnungen aus seinem Departement zu präsidieren und im Generaldirektorium darüber vorzutragen, dieses aber die sämtlichen Rechnungen abzunehmen.

Von der hervorragendsten Bedeutung aber war, daß sich seit 1717 das Landratsamt immer stärker entwickelte, daß es, auf einer alten ständischen Einrichtung beruhend und versehen durch einen adeligen Gutsbesitzer, doch immer mehr und mehr die dem Provinzialkommissariat untergeordnete und mit landesherrlichen Aufträgen aller Art beauftragte Lokalinstanz wurde. Sichtbar für fast alle Landleute vertrat der Landrat die Regierung und behielt doch das volle Vertrauen der Rittergutsbesitzer. Er vornehmlich wurde das versöhnende Bindeglied zwischen den Ansprüchen der adeligen Stände und der monarchischen Staatsgewalt.

Eine außerordentliche Thätigkeit entwickelte der König namentlich in den vielfachen Instruktionen, die er meist persönlich für alle Beamten von dem vornehmsten Minister bis zum geringsten Kanzleidiener und Handlanger entwarf. „Lehrbuchartig“ hat man diese umfassenden Instruktionen zutreffend genannt und sie in ihrer gleichmäßigen Ausbildung des formalen Geschäftsganges, wie der materiellen Gesetzgebung als „wahre Muster der Zeit“ gepriesen. Und nicht genug glaubte der König thun zu können in der Kontrolle über ihre Ausführung. Diensteide, regelmäßige und außerordentliche Berichte, Inspizierungen und Visitationen jeder Art, doppelte Kassenbeamte, Kautionen und Revisionen dienten derselben, Beamte wie Offiziere mußten über jeden Mißstand Meldung thun, und die Minister sollten alle Uebelstände kennen, bevor sie ruchbar wurden. „Mit nichts sollte hinter dem Berge gehalten, noch mit Unwahrheiten dem Könige unter die Augen gegangen werden.“ Und er selbst sorgte dafür, daß dies nicht möglich war. Alles untersuchte er persönlich, alles sah er, in alles griff er ein, alles prüfte, ordnete, besserte er selbst, über die kleinsten Dinge entschied er direkt. Eben darum bereiste er jährlich das Land, um die Uebelstände in der Verwaltung wie in der Gesellschaft durch eigene Anschauung kennen zu lernen, für ihre Beseitigung die geeigneten Mittel zu erforschen.

Denn alle Behördenorganisationen zielten auf nichts anderes als auf die „Konservation der Unterthanen“, die Verbesserung des Landes. Noch immer litt man aufs heftigste unter den Nachwirkungen des großen Krieges, noch immer waren Land und Leute entfernt nicht wieder auf der Stufe des materiellen Wohlstandes angelangt, der vor dem großen Kriege und bis 1624 geherrscht hatte. Noch immer war die Zahl der wüsten Stellen in den Städten sehr groß, am größten vielleicht in der Altmark, wo ihrer 1721 z. B. in Stendal 365, in Salzwedel 191 gefunden wurden. Aber auch in den kurmärkischen Städten betrug ihre Zahl 3257, und auf dem platten Lande lagen noch immer die weitesten

Strecken einst wohlbebauten Landes, zahllose Hufen und Dorfmarken wüst und unbebaut. Von Anfang an hatte der König daher sein Augenmerk auf die „Peuplierung", d. h. auf die Vermehrung der Bevölkerung, die neue Besiedelung des Landes gerichtet und war den Versuchen von Gutsherren und Pächtern, solcher wüsten Hufen sich zu bemächtigen, entgegengetreten, weil dadurch die Last der Gutsunterthanen zugleich auf die neu angeeigneten Landstrecken ausgedehnt und die Peuplierung gehemmt wurde.

„Menschen halte vor den größten Reichtum" und „wenn das Land gut peuplieret ist, das ist der größte Reichtum", schreibt Friedrich Wilhelm, und wenn man den niedrigen Stand der Kultur beachtet, auf dem dünn bevölkerte Länder regelmäßig stehen, so wird man die Bedeutung dieses Satzes zu würdigen wissen und in dem Eifer, mit welchem der König sogar seine langen Kerle an hochgewachsene Mädchen zu verheiraten suchte, doch auch wieder den volkswirtschaftlichen Grundgedanken des Königs finden. Es war ja geradezu entsetzlich, daß in Preußen z. B., wo heute 2700 Menschen auf einer Geviertmeile wohnen, damals höchstens 600 ihr Dasein fristeten und natürlich entfernt nicht im stande waren, der Natur die Erträge abzugewinnen, die sie zu bieten vermochte. Vielmehr mußten gerade die weiten unbebauten Ebenen jede Kultur schon im Keime ersticken. Im Laufe des dreißigjährigen Krieges war, wie erwähnt wurde, etwa ein Drittel der Bevölkerung ums Leben gekommen, und dies zu ersetzen, war daher eine naturgemäße Aufgabe der Regierung. Ungeheuer aber ist ihr Erfolg zu nennen. Denn es gelang ihr, im Laufe eines Jahrhunderts bis 1740 durch fremde Zuzügler die Bevölkerungsziffer um den vierten Teil, um 600 000 zu erhöhen. Im ganzen wird damit der Verlust an Menschen, den der Krieg herbeigeführt, durch die Arbeit der brandenburgisch preußischen Herrscher dem Lande wieder ersetzt sein. Von ungleich größerer Bedeutung war jedoch, daß die Bevölkerung wieder fähig war, ihre natürlichen Gaben zu brauchen, um den Reichtum des Landes zu heben oder vielmehr, um ein der menschlichen Würde gemäßes Leben zu führen. Und eben hierfür war der König und seine Behörden vorzugsweise thätig, und während sonst in Europa die schwindelhaftesten Bankunternehmungen, wie die Mississippi-Aktien Laws in Frankreich, die Bubbles und die Südseekompagnie in England Staat und Unterthanen an den Bankerott führten, erhob sich in Preußen Friedrich Wilhelm zu einer unter den damaligen Verhältnissen des Landes unzweifelhaft richtigen, die Bedingungen des wirtschaftlichen Gedeihens ihrem ganzen Zusammenhange nach voll würdigenden Anschauung. Vor allem die Wechselwirkung zwischen Landwirtschaft und Industrie, die Abhängigkeit, in der beide, oft als natürliche Feinde angesehene Zweige menschlicher Thätigkeit von einander stehen, wurde mit durchdringendem Verständnis für alle Wirkungen im großen wie im kleinen in Obacht gezogen, und die Gesamtheit der Interessen, der Lebensbedingungen aller Unterthanen bildete das Feld, für dessen Bestellung die Behörden thätig sein mußten.

Wir hörten, in welcher Weise der König die Domänen dem Staate und dem Gesamtinteresse dienstbar zu machen wußte. Wichtiger noch war, aus dem hörigen einen freien Bauernstand zu schaffen und diesen sowohl durch Belehrung über einen rationellen Wirtschaftsbetrieb, wie durch möglichst geringe Belastung leistungsfähig zu machen. Wenigstens auf den Domänen, in den königlichen Amtsdörfern wurde die Leibeigenschaft völlig aufgehoben. Denn, wie es in einem der be-

züglichen Edikte heißt, „der König habe in Erwägung gezogen, was es für eine edle Sache sei, wenn die Unterthanen statt der Leibeigenschaft sich der Freiheit rühmen, das Ihrige desto besser genießen, ihr Gewerbe und Wesen mit um so mehr Begier und Eifer als ihr eigenes betreiben und ihres Hauses und Herdes, ihres Ackers und Eigentums sowohl für sich als die ihrigen, für Gegenwart und Zukunft desto mehr gesichert seien". Trotz der notwendigen Beschränkung auf die Domänen mußte aber eine solche Maßregel, ebenso wie die Einrichtungen des Heeres, auch für die Gutsunterthanen des Adels und der Städte mittelbar von Einfluß werden. Soweit es möglich war, ergriff der König auch für diese Maßregeln, die unmittelbar zur Besserung ihrer Lage führten, wie er denn vorzüglich das bekannte Mandat gegen das Schlagen der Bauern erließ (9. April 1738) und die Uebertreter mit der Karre, ja mit Todesstrafe bedrohte. Auch gegen die Ungehörigkeiten, die sich die Soldaten auf dem Marsch wie auf Urlaub leicht gegen die Bauern zu Schulden kommen ließen, schritt der König mit Entschiedenheit ein, bedrohte die Unteroffiziere und Gemeinen, wie auch die Offiziere, von denen er doch „die Meinung habe, daß sie nicht capable seien, ohne extraordinair gegebene Uriach die armen Bauern und Unterthanen mit Schlägen und Prügeln übel zu traktiren", mit empfindlichster Strafe. Ebenso verbot er das Auskaufen der Bauern auf den nicht königlichen Aemtern, wies die Kammern an, „dahin zu sehen, daß kein Landesvassall von denen Markgrafen an bis zu dem geringsten, er sei wer er wolle, sich eigenmächtig unterstehen dürfe, einen Bauern ohne gegründete raison und ohne den Hof gleich wieder zu besetzen, aus dem Hofe zu werfen". So erhielt auch der Gutsbauer die größtmögliche Sicherheit seines Eigentums, und war damit die Hoffnung auf guten Anbau und ordentliche Bewirtschaftung gegeben. Vornehmlich aber mußten die Kammern auf die Eigenschaften der Domänenpächter achten, in deren Hand das Wohlsein der Amtsbauern wesentlich ruhte, und unter der Aufsicht der Kommissariate haben diese „Beamten" oder Oberamtleute Hervorragendes geleistet. Endlich hatte der König gleich im Anfange die Leistungen der Bauern aufzeichnen lassen, die sie der Gutsherrschaft schuldig waren, und so wenig er diese rechtlich begründeten Verhältnisse völlig lösen konnte, so setzte er der wirtschaftlichen Ausbeutung der Bauern doch durch die Verordnung, daß sie in der Regel nur einen Tag in der Woche zu „scharwerken", d. h. Spanndienste zu thun verpflichtet sein sollten, eine Schranke. Allerdings nur allmählich und als Beispiel vermochte der König hier zu wirken, aber wenn auf den königlichen Domänen die wirtschaftlichen Fesseln des Bauern gelöst wurden, so war dies, da mehr als ein Drittel des ganzen Grundbesitzes Staatseigentum war, doch von durchgreifender Bedeutung.

Die Bebauung des Landes selbst war wieder einer der Zweige, für die der große Wirt in Preußen die volle Sachkunde und die vollste Hingabe hatte. Unermüdlich ist er für die Verbesserung, die „Meliorationen" thätig, er weiß, welche Frucht dem jedesmaligen Boden entspricht und sorgt dafür, daß sie gepflanzt wird. Die Pflege der Viehzucht, hauptsächlich der Pferdezucht, die Wiesenkultur, die Anlage von Hopfen- und Obstgarten, Pflanzung von Maulbeerbäumen zur Einbürgerung des Seidenbaues, der Schutz gegen ausländischen Wettbetrieb, die Schaffung von Absatzwegen, die Anlage königlicher Getreidespeicher, die Einwirkung auf die Getreidepreise, und was irgend sonst zur Pflege des Bodens beiträgt, für alles hat der König ein offenes Auge. Ueber alles müssen ihm die Amtleute und

Kammern regelmäßig berichten, für alles erläßt er die geeigneten Weisungen, Ermahnungen, Antriebe, für alles stellt er Vorbild und Beispiel hin, alles durchdringt er mit dem Feuereifer seiner Seele und überwacht die Ausführung.

Freilich sollen die Einnahmen vermehrt, der Bestand der Domänen durch geeignete Ankäufe vergrößert werden, aber allemal ist die Schonung der Unterthanen, ihre Beförderung und ihre Leistungsfähigkeit vorangestellt und solle „keine Auflage gemacht werden, bei der die Unterthanen nicht bestehen können". Damit die Lasten mit gleichen Schultern getragen werden könnten, wurden für die Erhebung der Kontribution fast überall neue Matrikel angelegt, die Kataster in Ordnung gebracht und auf gleichmäßige Klassifikation und Quotifikation gesehen, die Kontribution nach der Aussaat und Fruchtbarkeit, der „Bonität" der Güter erhoben. Ausländische Früchte, vor allem das polnische, zeitweise auch das sächsische und mecklenburgische Korn, werden so hoch versteuert, daß der Absatz der inländischen leicht möglich wird, für Zeiten des Mißwachses werden allmählich in allen Teilen des Landes Magazine angelegt, der Ausgangshandel des Getreides dagegen nur mit einer „leidlichen Akzise belegt".

Vor allem wichtig blieb aber die Urbarmachung des Landes, und hier hat der König namentlich in der Entwässerung der ausgedehnten Havelbrüche, des sog. Rhin- und Havelländischen Luchs, das erstaunlichste Beispiel gegeben. Dasselbe bedeckt eine Fläche von 22 Geviertmeilen, die, abgesehen von ganz geringem Weidewert bei trockener Witterung im Sommer, keinen Ertrag gab, sondern nur zahlreichem Wild besonders Wasser- und Sumpfvögeln, zum Aufenthalt diente. Der König unternahm es, dies weite, manch deutschem Fürstentum an Größe gleichende Gebiet, für die Kultur zu gewinnen, und wie viel Schwierigkeiten auch die Interessenten (52 Ortschaften und 62 größere und kleinere Besitzer) in Verkennung des zu erwartenden Nutzens erhoben, vollendete er es, unterstützt vornehmlich durch den Oberjägermeister von Hertefeld, Minister Katsch, Generalmajor von Gersdorff und Kammerpräsidenten von Fuchs, binnen sieben Jahren und mit unverhältnismäßig geringen Kosten. Durch zwei große Gräben, einen nach der Havel, einen nach dem Rhin, und durch unzählige andere Gräben, deren gesamte Länge $67\frac{3}{4}$ Meilen ausmachte, war das Luch trocken gelegt, und die ganze Fläche für eine geordnete und gesicherte Bodenbebauung gewonnen. Auf dem dem Könige gehörigen und durch Ankauf bis auf gegen 15,000 Morgen vergrößerten Besitz wurde hier die Musterwirtschaft Königshorst angelegt, die insbesondere für die Viehzucht und Butterbereitung nach holländischer Art vorbildlich wirkte, indem hier für Bauerntöchter eine zweijährige förmliche Unterweisung in der Meierei, der Milchwirtschaft, der Butter- und Käsebereitung stattfand. Weit über fünf Prozent wirtschaftete der König aus seinen Gütern heraus, und unschätzbar ist der Gewinn des Landes, der vorzüglich durch das Muster dieser Domäne auf die Bewirtschaftung der adeligen Güter ausging.

Ueberhaupt war die bessere Bewirtschaftung und dadurch herbeigeführte Hebung der finanziellen Lage für den Adel ein ebenso wesentlicher Ersatz für den Verlust der ständischen Rechte, wie der Dienst im Heere des Königs. Gewiß hatte die Vorliebe für einfach bürgerliches Wesen, die man vielfach bei Friedrich Wilhelm bemerkt hat, nicht in einer Abneigung gegen den Adel ihren Grund. Gerade die Personen, mit denen der König vertraulich umging, gehörten ihm an, und aus seinen Reihen stammen seine Generale und nicht wenige seiner

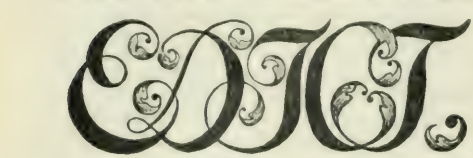
Rate. Wie ging es dem Könige ans Herz, als er mit einem Getreideausfuhrverbot „seinen getreuen Adel" einmal auch finanziell schädigen mußte! Aber alle öffentlichen Dienste ließ er durch seine Beamten versehen, die nur wegen ihrer Tüchtigkeit und Sachkunde angestellt wurden. Je weiter aber die Einführung der indirekten Steuern vorschritt, um so mehr wurden auch das Steuerbewilligungsrecht und damit die ständische Steuerverwaltung, der Landtagen, wie die Landtage überhaupt hinfällig. Natürlich erhob sich dagegen Widerstand, und mehrfach wurde der König um Anberaumung neuer Landtage angegangen. Friedrich Wilhelm sah in ihnen wesentlich die „Anwendung merklicher Kosten". Gelegentlich ließ er sie daher wohl zusammentreten, „ich lasse den Junkern den Wind der Landtage", aber „in dem Allergn. Vertrauen, sie werden sich zu dero Vergnügen überall wohl aufführen und dero Ordres besser parieren als bis anhero bei einer und anderer Gelegenheit geschehen". Am schärfsten war noch der Widerspruch in Ostpreußen und im Magdeburgischen. Diesen erwähnten wir schon, von jenem wird noch die Rede sein. Das Wesentliche ist, daß der König dem Adel für inhaltlos gewordene oder dem Ganzen schädliche politische Rechte eine neue Grundlage seines Daseins, ein neues Feld seiner Thätigkeit gab, den Gegensatz zwischen Landesherrn und Adel zerstörte. Fortan wetteiferte der Adel mit dem Landesherrn im Dienst für das Ganze, in der Hingabe für den Staat. Der preußische Adel hatte die seiner würdige Stellung gefunden. Mit Opfern an Gut und Blut hat er sie allzeit zu behaupten gewußt.

Allein weit einschneidender noch war des Königs Regierung auf die Städte. Allerdings hatte schon der Große Kurfürst die bessernde Hand an deren Zustand gelegt, und auch Friedrich I. hatte das Seinige gethan, um die sittliche Fäulnis und Verderbtheit in der städtischen Verwaltung zu heben. Aber gerade hier war man nicht über gelegentliche Reformen bei einzelnen Städten hinausgekommen, waren andere Anläufe im Sande verlaufen. Erst Friedrich Wilhelm hat durch seine Kommissariate und Spezialkommissare Wandel geschaffen. Man muß sich freilich weitaus die meisten Städte nur klein vorstellen, aber im ganzen doch nicht viel kleiner als heute, und die städtische Bevölkerung betrug in der Kurmark 1740 schon etwa 44% der gesamten Einwohnerzahl gegen 56 der ländlichen. Preußen war also schon damals keineswegs ein nur agrarischer Flächenstaat mit dünn gesäeten Städten, nur daß sich auch hier ein großer Gegensatz zwischen den einzelnen Territorien vorfand, so zwar, daß in Cleve auf 1,3 Geviertmeile eine Stadt, in Preußen aber erst auf 12 Geviertmeilen eine solche kam. Indessen soviel ist klar, daß das Wohl oder Wehe von mehr als einem Drittel der Unterthanen für den Staat selbst wesentliche Bedeutung hatte. Verfassung wie Verwaltung der Städte war aber fast durchgehend derart, daß ein Gedeihen nicht erfolgen konnte. Fast überall ruhten die Magistratsstellen in den Händen weniger Familien, die stets — oft genug nur durch Bestechungen und Unterschleife — ihre Söhne in das Magistratskollegium zu bringen wußten, dessen übergroße Mitgliederzahl — in Berlin gab es z. B. 1707 auf 55000 Einwohner 75 Bürgermeister und Ratsherren — nur Verwirrung aber keine Erledigung der Arbeiten herbeiführte. „Das wechselnde Ratsmittel", d. h. das System, den Vorsitz im Rat und die übrigen Aemter in gewisser Reihenfolge unter den Mitgliedern wechseln zu lassen, war keine Quelle der Kontrolle mehr, sondern eine Gelegenheit zur Verschleppung der Beschlüsse, zur Bereicherung derer, die das

Heft in Händen hielten — wie denn der abgehende Kämmerer dem neu antretenden wohl auf Treu und Glauben ein Handbuch und eine Büchse gab oder überhaupt den Bestand behielt, bis er wieder ins Amt trat. Die Geschäftsordnung war die allerschlechteste und wurde von herrschsüchtigen Bürgermeistern völlig gemißbraucht, ließ gewissenlosen Thür und Thor offen. Dabei hatten die älteren Ratsglieder oft sehr gute Gehalte, die durch besondere Gelegenheitsgelder und Sporteln erheblich vermehrt wurden. Vielfach kam es vor, daß einzelne „Senatoren", wenn sie Geld brauchten, sich die Pachtsumme städtischer Pächter vor dem Fälligkeitstage auszahlen ließen, und ihre Quittung von der städtischen Kasse als barer Pachtschilling angenommen wurde. Ganz unabsehbar war die Reihe der von „den Herren" in Anspruch genommenen Naturallieferungen: Benutzung der städtischen Gebäude nebst der für diese bestehenden Einquartierungsfreiheit, das in der Stadtheide geschossene Wild, die in den städtischen Seen und Flüssen gefangenen Fische, der Gewinn aus den städtischen Forsten, die sämtlichen Naturallieferungen der städtischen Dörfer, die Pferde und Wagen der Stadt zu Privatreisen, Anspruch auf die meist kostbaren Meisterstücke der Handwerker, besondere Sporteln bei Vermietungen städtischer Gewölbe und dergleichen, alles das meinten sie für ihren Beutel in Anspruch nehmen, der städtischen Kasse entziehen zu dürfen. Es galt allgemein als Recht der „Herren". Ja das Getreide, das den Magistratsmitgliedern von städtischen Gütern zustand, beliebte es ihnen wohl, am Fälligkeitstermine nicht anzunehmen, um erst in Zeiten des Mißwachses vom städtischen Speicher die ganze Menge des fälligen Getreides zu erheben und für die höchsten Preise zu verkaufen. Dazu wurde bei allen denkbaren Gelegenheiten auf Kosten der Stadt, die eben hierfür das kostbarste Tafelgerät hielt, gegessen und getrunken. Wie wenig dabei erspart wurde, zeigen z. B. Rechnungen aus Cleve, wo in einem Jahre Hunderte von Thalern allein für Mandeln, Rosinen und Zuckerwerk ausgegeben wurden. Auch fanden die Herren kein Unrecht darin, wenn sie sich bei Hochzeiten und Kindtaufen nicht auf ihre, sondern auf städtische Kosten beschenkten.

Dieser Macht der herrschenden Familien gegenüber war die Bürgerschaft so gut wie rechtlos, und wenn auch hier und da sich noch eine Art Vertretung derselben erhalten hatte, so waren deren Mitglieder höchstens Ja-Herren, die ohne Kunde der Geschäfte blieben und nur „zu mehrerem Staat und Pracht auf den Querbänken saßen", während „die Herren an der table d'honneur oder Ehrentafel" die Entscheidung trafen. In der Natur der Sache lag es auch, daß eine solche Herrschaft weniger Familien auf jede Weise die Aufnahme Fremder zum Bürgerrecht, die Zulassung zur Kaufmannschaft oder in die Zunft aufs äußerste erschwerte. Die Kleinbürger, d. h. gewöhnlich alle Mieter, durften weder ein Handwerk treiben, noch ward ihnen eine Teilnahme an den städtischen Gerechtsamen zugestanden. Die Rechtspflege der Städte, die entweder der Rat, bezw. der Bürgermeister allein, oder ein besonderes Stadtgericht übte, wurde in bodenlosester Weise gehandhabt. Die Unfähigkeit der Richter, die Unsicherheit des Rechts, die schwankenden, dem Belieben anheimgegebenen Formen des Prozesses, die willkürliche Höhe der Sporteln, die Pfiffigkeit der Advokaten, die oft zum Rat gehörten, machten eine irgendwie genügende oder gerechte Ausübung der Rechtspflege unmöglich, und selbst wo noch Schöffen herangezogen wurden, waren sie im Grunde nichts als gefügige Werkzeuge. Die Polizei lag ebenfalls im Argen.

Auch hier gegenseitige Nachsicht der Ratsherren, liederliche oder gar keine Aufsicht seitens der zahlreichen Markt-, Feuer- und Bauherren. Ueber falsches Maß, unrichtiges Gewicht, zu leichtes Brot, heimliches Schlachten, entsetzliche Unsauberkeit, Mangel an Löschwerkzeugen, überhaupt an jeglicher Feuerpolizei, Ueberschreitung der Taxen für die Lebensmittel, Nichtbeachtung der Bauordnung ertönen überall die schlimmsten Klagen, ohne daß der Rat Abhülfe zu schaffen weiß. Ja in Königsberg, wo eine Feuersozietät existierte, wurden nur die beiden vornehmen Zünfte der Kaufleute und Brauer zugelassen. Wie hätten die Herren auch den armen Mann in ihrer vornehmen Gesellschaft dulden können! Mochte er sehen, wie er sich half, wenn ihm sein Häuschen abbrannte!


Daß diejenige
ADVOCATEN,
PROCURATORES
und andere
CONCIPIENTEN,
welche sich unterstehen, Leute aufzuwiegeln, um in abgethanen und abgedroschenen Sachen
Seiner Königlichen Majestät
immediate Memorialien zu übergeben, oder auch in anderen Justitz- und Gnaden-Sachen durch Soldaten übergeben zu lassen, ohne alle Gnade und Pardon, mit einem Hunde an der Seiten, aufgehangen werden sollen, und daß dieses Edict acht Tage nach beschehener Publication seinen Anfang nehmen solle.

De Dato Berlin, den 16. Novembr. 1739.

Königsberg,
Gedruckt in der Königlichen Preußischen Hoff- und Academisch-Reußnerischen Buchdruckerey.

Titel eines Edikts des Königs Friedrich Wilhelm I vom 16. November 1739.
Auf etwa ⅓ verkleinert

Eine gewisse Entschuldigung hatten die Magistrate allerdings darin, daß in vielen Städten der Gerichtsstand vielfach durchbrochen war und z. B. das Militär, die Beamten, die Mitglieder der französischen Kolonie oder die Universitätsgenossen eine besondere Stellung hatten, wie es denn in Königsberg, wo viele dieser Verhältnisse zusammentrafen, zwanzig verschiedene Gerichtsbarkeiten gab. Häufig war daher der Uebelthäter an der nächsten Straßenecke den Beamten der städtischen Aufsicht entrückt. Indessen auch wo es ihres Amtes war, thaten die Magistrate in der Regel nichts und vollends in ihrer Finanzverwaltung, wo sie ganz freie Hand hatten, stand es am schlimmsten. Im Kassen- und Rechnungswesen fehlte jede Ordnung, Rechnungen und Belege waren selten vorhanden, oder wenn es solche gab, waren sie oberflächlich, in heilloser Unordnung. Denn nicht nur die Nutzungen aus dem Eigentum der Stadt an liegenden Gründen wurden von den Ratsherren in Anspruch genommen, sondern man erklärte sie wohl überhaupt für Eigentum nicht der Stadt, sondern der Kämmerei und des Magistrats. Oft, wie in Berlin selbst, brachten die Mitglieder des Rates auch „gegen Erlegung eine

geringen Kauffpretii" städtisches Eigentum an sich. Grundbücher wurden selten geführt, bei den Verpachtungen städtischer Ländereien oder selbst der Steuern, wie solches auch in Berlin geschehen, fanden ebenso wie bei den städtischen Bauten die unsaubersten Dinge und Bestechungen statt, und gefälligen Pächtern sah man die Zahlung der Pacht überhaupt nach. Die Bauern auf den städtischen Dörfern waren mit Geld und Diensten aufs äußerste überlastet, und in keiner Weise entsprach der Ertrag dem verhältnismäßig reichen Besitz. Dagegen erhob man neben der staatlichen Akzise noch eine bunte Menge indirekter städtischer Steuern, bei denen die Beamten sich keineswegs an die Gebühren hielten, sondern nach Belieben, nach Gunst und Ansehen verfuhren, und namentlich die mit der steigenden Macht der bevorrechteten Klasse wiederholt auferlegten Kopfsteuern belasteten den armen Mann unverhältnismäßig, bedrückten durch unbarmherzige Beitreibung ihn auf das härteste. In Cleve-Mark z. B. zahlte, als die staatliche Akzise noch fehlte, der Weizen das Dreizehnfache, der Roggen das Vierfache wie in Berlin. Am schlimmsten aber wirkte die furchtbare Schuldenlast der Städte, so namentlich wieder in Cleve-Mark und ganz vornehmlich in Halle. An Zinsenzahlung war teilweise gar nicht zu denken, und der Kredit mancher Stadt sank z. B. in den Rheinlanden so tief, daß die Bürger außerhalb der Stadt der Pfändung ausgesetzt waren. Und häufig wußte man weder den Grund zur Aufnahme der Kapitalien, noch waren zuverlässige Verzeichnisse der Gläubiger vorhanden. Kurz in der ganzen Stadtverwaltung war „ein Pfuhl von Korruption und Betrügerei" der allerhäßlichsten Art, ein Augiasstall, zu dessen Reinigung größere Kräfte als die eines Herkules erforderlich waren. Aber das preußische Königtum hatte wie der Briareus hundert Arme, und es gehört wahrlich zu den größten unter den großen Schöpfungen Friedrich Wilhelms, an Stelle dieser unsaubern und unlautern Wirtschaft durch seine Kommissare eine reine und „integre" Verwaltung geschaffen zu haben. Sie erst hat die freiere Ausgestaltung der städtischen Verfassung in späterer Zeit ermöglicht, sie erst einen ehrlichen Bürgersinn erzeugt.

Längst schon war man auf diese überall herrschende grenzenlose Verderbtheit aufmerksam geworden, und die Theorie hatte vornehmlich den Großen Kurfürsten gepriesen, der in den brandenburgischen Städten Ordnung zu schaffen versucht hatte. Man erinnerte an den alten Satz, daß die öffentliche Wohlfahrt das höchste Gesetz sei, daß Privilegien gegen das öffentliche Wohl keinen Bestand haben dürften, daß der Staat verpflichtet sei, die so durchaus verrotteten Städte zu beaufsichtigen, und diese solche Aufsicht zu dulden hätten, „um die Blutegel zu vertreiben, die den Bürgern das Blut aus den Adern saugen".

Auch hier griff der König nicht allgemein mit neuen Systemen ein, sondern ging Schritt für Schritt vor, und wo das Unkraut am wildesten wucherte, da setzte er das Messer an. Meist ernannte er besondere Kommissionen, welche die Zustände prüfen mußten, oder er übertrug diese Prüfung auch den Provinzialkommissariaten. Mit dem heftigsten Widerstreben der Magistrate haben diese in der Regel zu rechnen, und zuweilen vergehen Jahre, ja müssen mehrere Kommissionen ernannt werden, ehe das ganze Elend aufgedeckt ist, und nun königliche Befehle und Reglements neue Ordnung schaffen, so namentlich in Berlin, Brandenburg, Frankfurt a. O., Magdeburg, Stettin, Königsberg. Unüberwindlich schienen die Schwierigkeiten besonders in Cleve-Mark und in dem, wie gesagt, weitaus am meisten verschuldeten Halle. Dort lag die Hauptschwierigkeit darin, daß die staatliche Akzise erst jetzt gleich-

zeitig mit der Erneuerung der städtischen Verwaltung eingeführt werden mußte, und bewundernswert ist der Mut und die Schneidigkeit, mit der hier der pommersche Akzisedirektor M. Durham allem Hasse und allen gegen ihn beim König vorgebrachten Klagen zum Trotz die Schuldenlast aufdeckte, ordnete, regulierte. Nach Beendigung der Untersuchungen traten die Städte unter die Aufsicht der Provinzialkammer, die sie nun durch den strengen und gefürchteten, aber höchst segensreich wirkenden Steuerrat übte. Dieser mußte die neun bis zwölf Städte seines Bezirks jährlich zweimal bereisen und ihre Verwaltung beaufsichtigen. Er war es auch vorzüglich der wieder Ordnung und Reinheit in die städtischen Verhältnisse brachte, unterstützt aber wurde er dabei durch die militärische Macht, wie denn nicht nur an der Spitze der Spezialkommissionen häufig Generale gestanden hatten, sondern der gesamte niedere Dienst durch ehemalige oder auch noch im Dienst befindliche Unteroffiziere geübt werden mußte. Ohne Zweifel wurde diese Versorgung ausgedienter Soldaten im bürgerlichen Leben leicht die Quelle zu Uebergriffen und brachte soldatische Rauheit und Schärfe stellenweise zu verletzendem Ausdruck. Aber wen sonst hatte der König seinem Steuerrat zuwenden können? Der Soldat war gewohnt an Zucht und Gehorsam, er lebte außer Beziehung zu den Vetterschaften der Stadt, er brachte die Unterschleife ans Licht, während vom Magistrat die Zuziehung kleiner städtischer Beamten entweder abgeschlagen wurde, oder auch deren Abhängigkeit von den Herren erfolglos blieb. Wenigstens der erste Akzise-Inspektor in den Städten mußte daher, wie der König verlangte, ein Feldwebel sein, und ebenso war der Polizei-Ausreuter, ein ausführender Beamter von besonderer Bedeutung für den Steuerrat, gedienter Soldat. Der Steuerrat aber ist es wesentlich oder allein, welcher die neuen Kassenordnungen und Etats für die Städte aufstellte, er arbeitete die Vorschriften für die städtischen Gerichte, für die einzelnen Magistratsmitglieder aus, er ordnete das gesamte Polizeiwesen. Maß und Gewicht, Straßenreinigung, Armen- und Bettlerwesen, Kirchen-, Schul- und Hospitalverwaltung, Feuerlöschordnungen, das Schlachten, Backen, Brauwesen, Hebeammenwesen, die öffentlichen Brücken, das Leichenwesen, alles lag in seiner Hand, ging aus ihr neugeformt hervor. Die ständische Steuerverwaltung wurde gänzlich beseitigt, die Städte wieder in unmittelbare Beziehung zum Staate gesetzt, und gerade die Steuerverwaltung hat dem gemeinen Mann in den Städten wieder Vertrauen zur Regierung eingeflößt. Das „Ratsmittel", eben diejenige Einrichtung, worauf die Zugehörigkeit nur einiger weniger Familien zum Rat beruhte, wurde gänzlich aufgehoben, alle Stellen wurden ständige, der bestehende Rat behielt zwar noch das Recht, bei dem Tode oder dem Austritt eines Mitgliedes dem Könige, bezw. dem Kommissariat Vorschläge zu machen, aber die Ernennung zum Ratsmitgliede vollzog der König oder die königliche Behörde, und „dem Könige treu und gehorsam zu sein, sich so aufzuführen, wie es einem guten und getreuen Diener gebühre", hatte das neue Ratsmitglied zu schwören.

Oft erfolgte auch, namentlich in den größern Städten die Ernennung der Bürgermeister ohne weiteres durch den König, meist aus der Zahl der Steuerräte. Die übergroße Zahl der Ratsmitglieder wurde mit der Beseitigung des Ratsmittels erheblich herabgesetzt, zwanzig scheint die höchste Zahl gewesen zu sein, welche der König zuließ. Wenigstens die Hälfte von ihnen sollte aus dem Stande der Kaufleute und Handwerker genommen werden. Dagegen sollten die Bürgermeister, der Syndikus und Sekretär juristisch gebildet sein, vornehmlich natürlich

der zweite Bürgermeister, der das Stadtgericht zu leiten hatte. Die Verwachtung des städtischen Grundeigentums, ebenso die von den Städten zu erhebenden Steuern werden unter allgemeine Vorschriften gebracht. Für die Beaufsichtigung der Finanzen, die der Kämmerer leitet, werden besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen, er muß eine Kaution stellen, und ihm zur Seite wird ein besonderer Kämmerei-Kontrolleur gesetzt. Neben den Rat aber tritt jetzt wieder der Bürger-Ausschuß, der durch Verordnete ebenfalls die Finanzen zu überwachen hat, und über ihnen geschieht das ferner durch den Steuerrat, die Provinzialkammer, das Generaldirektorium, ja die Etats werden erst durch die Unterschrift des Königs selbst fertig.

Im besonderen erhielt auch das städtische Bauwesen, das so viel Gelegenheit zu Durchstechereien gegeben hatte, durch die Ernennung städtischer Bauinspektoren, welche die Aufsicht über alle städtischen und Privatgrundstücke in Gemeinschaft mit dem Steueramt zu üben hatten, eine ganz neue sparsamere und bessere Gestaltung. Jede Bau-Ausgabe, die sechs Thaler überschritt, mußte vom Könige selbst genehmigt werden, und wenn man beachtet, wie unermeßlich viel in allen Städten gebaut wurde, so ist die Arbeitslast, die der König in seinem Pflichtgefühl übernahm, geradezu die erstaunlichste Leistung. Alle denkbaren Vorteile gewährte er den neuen Anbauern in den Städten durch freies Bauholz, Erstattung von Baukosten, Gewährung einer längeren Reihe von steuerfreien Jahren. Viele zum Teil abgebrannte Städte baute er völlig und schöner als sie gewesen, wieder auf, so verdanken ihm — um von der Provinz Preußen hier abzusehen — Crossen, Köslin, Iserlohn, Kalbe, Croppenstedt, Wegeleben, Loburg, Mansfeld, Wittstock, Oschersleben, Seehausen, Aschersleben, Luckenwalde, Unna ihr Dasein. Man kennt die scharfen Befehle des Königs, nach denen seine Minister, Generale und Räte wie die wohlhabenderen Bürger gezwungen wurden, in Berlin neue Häuser zu bauen. Vorstellungen über den Mangel an Vermögen halfen weder beim General von Derschau, welcher den Ausbau von Berlin leitete, noch beim Könige. Aber auch hier baute dieser selbst, gab Baumaterialien und Unterstützungsgelder. So entstand vorzüglich die ganze Friedrichsstadt, die 1721 erst 697, 1737 aber 1682 Häuser zählte, und die Bevölkerungsziffer Berlins stieg allein in den vierzehn Jahren von 1726 bis 1740 von 73000 auf 90000 Seelen. Die Stadt Stettin lag vollständig in Trümmern, als sie preußisch wurde. Friedrich Wilhelm wurde ihr Erretter, der sie völlig neu gründete. Nicht nur, daß er die Wälle, Festungswerke, Forts und Thore (wie besonders das Brandenburger oder Berliner) wiederherstellte, sondern ganze Häuserreihen, öffentliche und Privat-Gebäude erbaute er in großer Zahl. Potsdam ist recht eigentlich die eigenste Schöpfung des Königs. Diese Stadt war sein Lieblingssitz, hier lag sein Leibregiment in Garnison, und in höherem Grade noch als der Berliner Lustgarten, den der König zum Exerzierplatz umschuf, ist der Paradeplatz in Potsdam der Geburtsort der preußischen Armee. Auch wurde gerade das Leibregiment Veranlassung zu den mehrfachen Erweiterungen der Stadt, und in Potsdam war Friedrich Wilhelm besonders freigebig mit Beihilfen aller Art für neue Bauten, war besonders geneigt, auch Privathäuser selbst zu bauen. Nikolai-, Garnison-, Heilige Geist-, eine katholische und eine griechische Kirche, Garnisonschule, Exerzierhäuser, Kommandantenhaus, Gewehrfabrik und viele andere Gebäude sind vom König gebaut, und wieviel heut in Staats- oder Privatbesitz befindliche

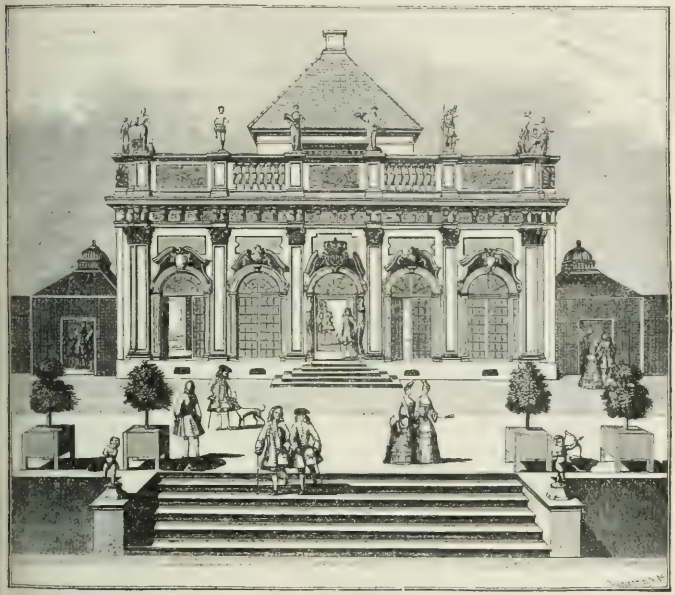
Häuser überhaupt auf königliche Kosten errichtet sind, wird gar nicht mehr festzustellen sein.

Der eigentliche Grund zu neuem Aufblühen der Städte lag indessen natürlich in der Hebung der bürgerlichen Gewerbe und Thätigkeit überhaupt. Denn die „integre Verwaltung“ war eben doch auch nur wieder die Voraussetzung für diese. Fast unabsehbar ist die Reihe der Handwerker-Ordnungen, durch welche in die sich abschließenden Zünfte neues Leben, Ordnung und Zucht gebracht wurde. Die Manufaktur aber war, wie der König es ausdrückte, „ein recht Bergwerk, ein Land ohne Manufakturen sei ein menschlicher Körper ohne Leben, ergo ein totes Land, das beständig pauvre und elendiglich ist und nicht zum Flor sein Tagelang gelangen kann“. Leben aber war ja dem König alles, und Flor und Leben in das Land zu bringen sein Hauptziel.

Handel und Gewerbe mußten vorzüglich vom Auslande unabhängig gemacht werden, es mußten Unternehmungslust, kaufmännischer Sinn, kaufmännisches Verständnis und Kapitalien erst geschaffen werden. Denn alle Versuche des Großen Kurfürsten nach dieser Richtung hin hatten dauernd doch weder das eine noch das andere schaffen können. Die Luxusgegenstände aber, die der Hofhalt Friedrichs I. gebraucht, hatten größtenteils aus dem Auslande bezogen werden müssen und diesem den Gewinn gebracht. Vorzüglich waren es Kraut und später Görne, die auf diesem Gebiet mit großer Sachkunde den Willen des Königs zur Ausführung brachten. Denn wieviel auch diesen Männern zu danken ist, das meiste beruht doch auch hier wieder auf den Antrieben, die der König selbst gab. In dem Zeitraum von 1713 bis 1723 wurden unendlich viele Kommerz-, Industrie- und Zollordnungen, Akzise-Tarife, Edikte über die Wollmärkte und Wollausfuhr erlassen, auf denen der Handel und das Gewerbe Preußens während des ganzen Jahrhunderts beruhte. Manches Gängelband war ja in jener Zeit dem Handel, der noch nicht auf eigenen Füßen stehen konnte, durchaus nötig, und außerordentlich günstig wirkten daher die neu ernannten Fabrik-Inspektoren und unter ihnen die Schaumeister, die über die Beobachtung aller Vorschriften für die Industrie zu wachen hatten.

Der Eingang ausländischer Erzeugnisse wurde durch die Schutzzölle erschwert, die Ausfuhr von Roherzeugnissen, besonders der Wolle schließlich ganz verboten. Waren aber durch die Vereinfachung des Hofhaltes eine Reihe von Manufakturen
1713 eingegangen, so eröffnete ihnen der König schon 1713 den großartigsten Absatz durch den Befehl, alle und jede Bedürfnisse des Heeres im Lande selbst zu kaufen, wo aber das Inland den Bedarf nicht befriedigen könne, an ihn zu berichten, und bald wurde dieser Befehl auf alle Beamte überhaupt ausgedehnt. Das kam nun vorzüglich der hauptsächlichsten Industrie im Lande, der Leinen-, der Woll- und Tuchindustrie zu gut. Das folgenreichste Unternehmen in dieser Beziehung war wohl die Schaffung eines Lagerhauses in Berlin durch Kraut. Allerdings erfolgte sie auf eigene Kosten Krauts, aber in jeder Weise forderte ihn der König durch Schenkung der ehemaligen Ritterakademie, durch Geldsummen, welche die Ritterschaft hergeben mußte, durch Ausfuhrverbote und Preisbestimmungen der Wolle, durch Heranziehung geschickter fremder Arbeiter und vornehmlich durch den Absatz, den er im Heer und im Beamtentum dem Tuche des Lagerhauses eröffnete. Dennoch hatte Kraut und später sein Nachfolger Schindler mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. „Haufen Schelme hatten gehofft“, schrieb der König,

daß das Werk mißlingen werde, weil es mein Werk ist und nicht von andern herrührt". Schließlich gelang das Werk doch, und, worauf dem König es eben ankam, Tausende kleiner Leute hatten dadurch Arbeit und Brot, Nahrung und Verdienst erhalten. Hierauf legte der König alles Gewicht. Um die Stadt „Berlin zu souteniren und in specie der Armuth Unterhalt zu schaffen", habe er sich der Manufaktur angenommen und das Lagerhaus errichtet, „daraus sehr



Das Kgl. Lustschloß Monbijou.

Verkleinerte Nachbildung der Radierung von J. B. Broebes (um 1670—1733) aus dessen »Vues des Palais et Maisons de Plaisance de Sa Majeste le Roy de Prusse«. Augsburg 1733. (S. S. 300.)

viele Leute ihren Verdienst bekommen". Weil das Tuch für die Armee hier gemacht wurde, „so hat die Armuth durch Wollkämmen und Spinnen und dergleichen ihren Unterhalt dabey gefunden". Er verordnet, „daß" das Lagerhaus „sich erkundigen müsse, wo Leute in Berlin sind, die nicht Brod haben, denen das Lagerhaus Arbeit geben solle, daß sie sich durch Spinnen, Wolle-Kämmen und dergleichen ihr Brod erwerben; wenn aber dergleichen arme Leuthe demohnerachtet nicht arbeiten, sondern betteln wollen, so sollen sie sehr scharf gestrafet werden". Man sieht, wie der König auch für den kleinsten Bürger und

Gewerbetreibenden ein landesväterliches Wohlwollen, eine Sorgfalt und eine Einsicht übt und entfaltet die wahrhaft rühmenswert sind, und die ihre rechte Beleuchtung erst erhalten durch den Blick auf die gedrückte Lage derselben Menschenklassen in anderen Staaten der Zeit. Und immer zeigt es sich dabei als Grundsatz des Königs, dem Arbeiter, der durch fleißiges und tüchtiges Schaffen an der Steigerung des Umsatzes beteiligt war, auch seinen Teil an Gewinn und Verdienst zukommen zu lassen.

Dies beides: Steigerung des Umsatzes und Hebung des Verdienstes für die Tausende von kleinen Arbeitern, welche die Tuchmacherei beschäftigte, war auch eins der vornehmsten Ziele des Königs bei der Gründung der russischen Kompagnie in Berlin. Sie aber bildete zugleich eine außerordentliche Schulung für den Handel und seine Vertreter. Der Handel erweckte ja den Manufakturen die Lebensbedingungen. Ueberall suchte Friedrich Wilhelm ihm aufzuhelfen, sogar an überseeischen Verkehr hat auch er gedacht, und seine politischen Gesandten an fremden Höfen, seine Residenten in den wichtigsten Handelsstädten erhielten immer wieder den Befehl, „über alle Vorfälle, die für die Kommerzien-, Manufakturen-... Sachen von Belang sind, in besonderen Postscriptis Bericht zu erstatten", um den preußischen Handel neue Absatzwege zu eröffnen. Eine solche Anregung gab nun 1720 der überaus umsichtige Gesandte Axel von Mardefeld in Petersburg. Die Lieferungen der Tuche für die russische Armee hatten bis dahin die Engländer, aber es gelang den Bemühungen Mardefelds bei den verhältnismäßig günstigen politischen Zuständen des Jahres 1724, die Lieferung durch Preußen zu erlangen, und wiewohl unter mancherlei Sorgen und Zagen traten in Berlin erst zehn, dann weitere neun Kaufleute zu einer Gesellschaft zusammen, die den Vertrieb preußischer Tuche nach Rußland übernahm. Die bekanntesten unter ihnen waren Splittgerber und Daum, die mit dem höchsten Anteil von 72,500 Thalern der Gesellschaft beitraten, doch blieb auch anderen Kaufleuten der Zutritt offen. Im ganzen wird das eingezahlte Kapital 100,000 Thaler nicht überschritten haben, doch schon das erste Geschäftsjahr brachte einen Gewinn von 22,878 Thaler, also über 20 Prozent, 1731 erreichte man mit 230,000 Thalern den höchsten Absatz, und daneben wurden noch die allerverschiedensten preußischen Manufakturen, so z. B. die des großen Messingwerkes von Splittgerber und Daum in Rußland abgesetzt. Unter der Ungunst der politischen Verhältnisse ging die Kompagnie später (1738) freilich zu Grunde, aber unschätzbar war der Nutzen, den sie dem Handel gebracht hatte. Ja, der Verdienst, welchen die kleinen Meister besonders in der Neumark, aber auch sonst im Lande, wie in Kottbus und Beeskow, gewonnen hatten, war unberechenbar, und „die Beseitigung ihrer Not war einer der leitenden Gesichtspunkte bei allen Entschlüssen des General-Direktoriums und allen Handlungen der Steuerräte", die auch für diese Kompagnie und bei allen ihren Schritten ihre segensreiche Thätigkeit zu entfalten hatten. Wie außerordentlich sich die Tuchindustrie hob, ersieht man beispielsweise daraus, daß in Berlin 1720 34,969, 1735 aber 81,955 kleine Stein Wolle verarbeitet wurden, daß man 1719 nur 1628, 1740 aber 2110 Tuchmachermeister zählte, und wie die Verbesserung der Arbeit selbst stieg, zeigen die noch heute zahlreich vorhandenen Tuchproben.

Die Seidenindustrie stand dagegen noch zurück, doch schärft ein Edikt von 1716 den Amtleuten, Magistraten und Geistlichen die Anpflanzung von Maulbeerbäumen ein, 1732 gab er deren bei Berlin und Potsdam 2300, ihr Seiden-

ertrag betrug 115 Pfund. Die Gold- und Silbermanufaktur Schindlers in Berlin beschäftigte im Jahre 1714 700 Arbeiter und zahlte ihnen 40,000 Thaler Lohn, Charles Vigne stand an der Spitze der Gobelinweberei, Claude Pitra legte in Berlin eine Seidenfabrik an, in Potsdam entstand die Sammtfabrik des Schutzjuden David Hirsch. Auch Halbseide, seidene Strümpfe u. dgl. wurde fabriziert, und vor allem erblühte, und zwar ganz unabhängig von staatlicher Hilfe damals das Geschäft der Brüder von Leyen in Crefeld; Nähseide, seidene Tücher und Bänder sowie Sammt fabrizierten und vertrieben sie mit erheblichem Umsatz.

Von größtem Nutzen hierfür war natürlich die außerordentliche Sorgsamkeit, mit der Land- und Wasserstraßen reguliert wurden, die Aufmerksamkeit, die auf regelmäßigen und vermehrten Postenlauf verwandt wurde. Fremde Reisende rühmten ihn auch damals wieder. Namentlich in Pommern und Preußen wurden zahlreiche neue Strecken eingerichtet, und die rheinisch-westfälischen Lande einem besonderen Post-Inspektorat übergeben.

Gewiß aber konnten Handel und Wandel nur gedeihen, wenn eine prompte und ehrliche Rechtspflege hinter ihnen stand. Auch auf diesem Gebiete sah es beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms traurig aus. Wie in den Städten, so waren auch in den staatlichen Gerichtshöfen die Menge und Unfähigkeit der Richter, die Mannigfaltigkeit der verschieden organisierten Gerichte, die Höhe der Sporteln, die Unsicherheit des materiellen Rechtes selbst, die Verschleppung der Prozesse, die Weitschweifigkeit der Prozeßordnungen, besonders des Zivilprozesses und ganz vorzüglich die Unlauterkeit des Advokaten- und Prokuratorenstandes Ursachen einer durchaus schlechten Rechtspflege. Für eine Natur von dem Pflichtgefühl Friedrich Wilhelms konnte dies nur der Anlaß zu einem äußerst energischen Eingreifen sein. Sein Wille sei, so erklärte er gleich anfänglich, „daß die Justiz in allen seinen Landen schnell, unparteiisch, mit reinen Händen, gleich für arm und reich, hoch und niedrig administriert werde". Er beklagt selbst, daß er so streng schreiben müsse, „aber die schlimme Justiz zum Himmel schreit, und wenn ich es nicht remedire, ich selbst die Verantwortung auf mich lade". Allen Vorschlägen, langwierige Gutachten Sachkundiger einzuholen, zu denen man ihm raten zu müssen glaubte, trat er bestimmt entgegen und konnte daher schon im Juni 1713 eine allgemeine Ordnung und Verbesserung des Justizwesens veröffentlichen, welche die Behörde bei schwerer Verantwortung steif, fest und unverbrüchlich zu halten haben und welche beständig in loco judicii auf dem Tisch liegen soll. Freilich zu einer Kodifizierung eines allgemeinen Landrechtes kam es zu Friedrich Wilhelms Zeiten noch nicht, und konnte es, wie die heutige Zeit leicht begreift, nicht kommen, aber die Arbeiten an einem solchen durften während seiner Regierung nicht ruhen, wurden namentlich schon jetzt durch Samuel von Cocceji wesentlich gefördert. Sie bilden auch die Grundlage, auf der später ein solches zu stande kam, und für Ostpreußen gelang es in Wirklichkeit schon 1721 durch Cocceji ein Landrecht zu schaffen. Die Neuerungen in diesem betrafen im wesentlichen auch nur die Prozeßordnungen, dies aber war auch das Notwendigste. Zugleich mußten Plotho und namentlich Katsch und Cocceji an der Reform des Kammergerichtes und des Magdeburger Rechtes arbeiten, wurde auch hier die Prozeßordnung vereinfacht, wurde die schleunige Beendigung der Prozesse, die wissenschaftliche Tüchtigkeit und Vorbildung der Richter, ihre zweckentsprechende Befreiung von anderen Aemtern, die Reinigung des Richter- wie des Advokatenstandes, die Herabsetzung

der Sporteln, die möglichste Herausziehung des Landesherrn aus allen Prozessen, endlich die Trennung der Justizverwaltung von der Rechtsprechung mit der Ernennung Cocceji's zum Minister chef de justice wenigstens angestrebt. Von besonderer Bedeutung war endlich die Ausbildung des Fiskalats: bei jeder Kammer und jedem Gericht wurden Fiskale angestellt, um die Geschäftsführung aller Beamten und vorzüglich der Advokaten zu beaufsichtigen. Doch gerade auf diesem Gebiet gelang es dem König am wenigsten, seine Pläne voll auszuführen, und nur mit tiefem Kummer sah er, wie sie scheiterten.

Aufrichtig war Friedrich Wilhelm wie in allem, so besonders in seiner tiefen Frömmigkeit, er lebte mit seinem Gott in einem, man möchte sagen, persönlichen Verkehr; er weiß nicht nur genau, daß er mit ihm gut steht, sondern auch das Jahr giebt er an, seit welchem er sein Vertrauen auf ihn gesetzt hat. Und wie er selbst, so soll seine Familie, sollen seine Beamten und Offiziere, soll sein Staat, sein ganzes Volk in wahrer Frömmigkeit leben.

Zuweilen freilich ward es ihm, wie er offen bekennt, schwer, Gottes Geboten zu folgen. So meinte er wohl von der Jagd, die ihm eine unentbehrliche, gern und oft geübte Erholung war, „wenn man recht in sein Gewissen gehe, fühle man's wohl, daß es nicht recht sei, Gott fordere viel von uns". Mit größter Strenge hielt er namentlich auf eigenen sittlich reinen Lebenswandel, schon Komödien hielt er für Sünde, nur Kraft-Darstellungen, wie die des starken Mannes Eckenberg duldete er, ebenso enthielt er sich der damaligen Sitte „des Saufens", weil es wider Gottes Wort sei, „er habe aber" — setzt er treuherzig hinzu — „doch oft Lust dazu, ob er's gleich nicht thue".

Streng hielt er auf kirchliche Ordnung. Zahlreich sind die Kirchen, die er in den Städten und auf dem Lande gebaut hat, und in allem suchte er ein rechter evangelischer Christ zu sein, an dem kein Falsch sei. Ueber den Gegensatz der lutherischen und reformierten Kirche ist er innerlich hinaus, er sieht darin nur „Prediger-Gezänke" und ist überzeugt, daß die Lutheraner so gut wie die Reformierten selig werden könnten. Unbefangen erkannte er die größere Tüchtigkeit der lutherischen Geistlichkeit an, und schon übt es keinen Einfluß auf die Anstellung eines Beamten mehr aus, ob der Vorgeschlagene sich zur reformierten oder lutherischen Kirche bekennt. Doch den Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Reformierten, die auf der Kanzel ausgefochten wurden, tritt er mit Strenge entgegen, und in der Instruktion für seinen Nachfolger sagt er diesem: „Ihr müsset allen Konsistorien scharf anbefehlen, daß auf den Kanzeln keine Kontroversen traktiert werden; Ihr müsset immer auf Einigkeit der beiden Religionen hinarbeiten". Die von Joachims II. Zeiten üblichen, an den Katholizismus erinnernden Formen des Gottesdienstes suchte er zu vereinfachen, die langatmigen Predigten zu kürzen, und besonders eingehend sorgt er für die Vorbildung der Geistlichen.

Der katholischen Kirche wurden gewissenhaft die zugesicherten Rechte gewahrt und im Gegensatz zu anderen protestantischen Staaten, wie England und Holland, volle Freiheit ihrer Religionsgebräuche gestattet. Selbst als die Unterdrückungen der Evangelischen in Thorn und in Salzburg den Gipfel aller Verfolgungswut erreichten, und der König in Warschau und Wien wie an den protestantischen Höfen alle Hebel zu ihrer Beseitigung ansetzte, ist er doch über die Androhung mit Repressalien nur wenig hinausgegangen. Ungemein segensreich hätte hier die namentlich von Cocceji betriebene Ernennung eines Generalvikars

Samuel von Cocceji.

Nach dem Gemälde von Anton Pesne (1684—1757) i. J. 1752 gestochen von G. F. Schmidt (1712—1775).
Auf 2/3 verkleinert.

für alle Katholiken der Monarchie, für die Rom schon unter gewissen Formen seine Zustimmung gegeben, wirken mussen, doch ist es schließlich nicht dahin gekommen. Die Zahl der katholischen Unterthanen nimmt unter ihm — schon durch die Armee — erheblich zu, und bereitwillig baut er ihnen Kirchen und sorgt für ihre Seelsorge. Nur die Jesuiten, „Vögel, die dem Satan Raum geben und sein Reich vermehren wollen", „Teufel, die zu vielem Bösen capabel", duldete er nicht in seinem Staat. Sie solle auch sein Sohn, so instruiert er ihn, nicht aufnehmen und ebensowenig neu einwandernden Juden Schutzbriefe geben, denn die Juden ruinierten die Christen.

Hauptsächlich hat man immer die Mißachtung getadelt, mit der Friedrich Wilhelm Künste und Wissenschaften verspottet habe. Und freilich, für den Schmuck, den die Künste dem Leben geben, hatte jene eiserne Zeit, die erst die Grundbedingungen schuf, um ein ehrliches, sittenreines Leben zu ermöglichen, keine Muße. In den Briefen des Königs an seine Gesandten finden sich wohl Aufträge, ihm von einer berühmten Statue einen Abguß zu senden und das Geld dafür nicht zu sparen, aber das Erstaunen über solche überraschenden Aufträge löst sich, sobald man hört, das jene Statuen nur Umschreibungen für „lange Kerle" waren, die der Gesandte besorgen sollte, ohne daß die fremde Regierung die Art des Auftrages erkennen konnte, falls sie den Brief, wie damals oft geschah, öffnete. Auch zeugen die Malereien, die der König in Stunden körperlichen Elends zu verfertigen liebte — in tormentis pinxit unterschrieb er sie — sicherlich nicht von künstlerischer Ausbildung, aber mit Vorliebe hörte er Händelsche Kompositionen und ließ den Kronprinzen schon im fünften Lebensjahr im Klavierspiel unterrichten. Daß der Baukunst keineswegs nur das Notdürftigste zugemutet wurde, bezeugt die Fortsetzung des Berliner Schloßbaues, der Ausbau des Schlosses Monbijou, bezeugen die Häuser in der Wilhelmstraße in Berlin und andere kirchliche und Profanbauten. Auch die Kupferstecherkunst fand größere Ermutigung, und die Porträts des sogar mit einem Gehalt von 1500 Thalern angestellten Hofmalers Antoine Pesne finden noch jetzt und mit Recht vollen Beifall. Die angebliche Vernachlässigung der Wissenschaft beruht ferner auf einer Verwechslung dieses Begriffes mit dem der Gelehrsamkeit. Diese war es, die der König für unfruchtbar hielt, und das vielfach aufgeblasene und gespreizte Gebahren ihrer Vertreter wußte er in so drastischer Weise an Personen wie Gundling, Faßmann, Morgenstern, wie in der berühmt gewordenen Frankfurter Disputation an den Pranger zu stellen. Für einzelne Zweige der Wissenschaft aber, so namentlich der Medizin und Nationalökonomie hatte Friedrich Wilhelm sehr wohl ein Verständnis. Aus der Akademie, die mehr ein Prunk für den Hof, als eine Stätte wahrer Wissenschaft geworden war, wurde unter ihm ein Institut zur Vorbereitung für die Aerzte der Armee, und auch in anderer Weise, wie durch die Förderung des Seidenbaues wirkte sie für die Belehrung des Volkes. In hohem Maße sorgte der König für die wissenschaftliche Ausbildung seiner Beamten auf der Universität, immer mehr wird der Nachweis einer solchen die Vorbedingung für die Anstellungen. Ganz neue Professuren wurden an den Universitäten Halle, Frankfurt a. O. und Königsberg gegründet, namentlich für alle Zweige der Verwaltung, für deutsche Beredsamkeit, für Ingenieurwesen und Mechanik, und Halle wurde die erste und besuchteste Universität Deutschlands mit mehr als 2000 Studenten. Und ebenso wie der König seine Generale — unter

denen der genannte Reisende von Loën „verschiedene gute Köpfe“ kennt, „welche den Wissenschaften mehr Ehre machen, als diejenigen, deren Handwerk eigentlich es ist, Gelehrte zu sein“ — wie er die Landwirte und Kaufleute brauchte, so zog er auch die Universitätslehrer mannigfach für praktische Staatszwecke heran. Kurz wahre Wissenschaft liegt überall zu Grunde, wird überall vom König vorausgesetzt, gefordert und gefördert. Ja im Jahre 1739 las er sogar täglich mehrere Stunden die philosophischen, entsetzlich breit geschriebenen Werke Chr. Wolfs und bemühte sich, den von ihm früher selbst aus Halle entfernten Philosophen für Frankfurt zurückzugewinnen, nahm die Widmung des zweiten Teiles seiner Philosophie entgegen.

Jakob Paul Freiherr von Gundling.

Auf 1/2 verkleinertes Titelkupfer eines unbekannten Meisters in „Der Gelehrte Narr . . . Freyburg 1729“.

Diese von David F. Faßmann gegen Gundling verfaßte, von dem Buchhändler Rüdiger zu Berlin (die Angabe Freyburgs als Verlagsort ist eine fingierte) verlegte Spottschrift bringt folgende Erklährung des Kupfers: „Der gelehrte Narr sitzet in seinem Museo, mit einem Schlaff-Peltz bekleidet, und eine große Perruque aufhabend. Etliche Affen und Haasen geniessen seines Unterrichts, und suchen von seinen gelehrten Discoursen zu profitiren. Ein Affe ist besorget, die Perruque des gelehrten Narren auszukammen. Der Satyr Silenius, von dem man lieset, daß er des Bacchi Pfleg-Vater gewesen, ihn auch auf seinen Zug nach Indien begleitet, hält dem Gelehrten Narren ein grosses Buch vor, aus welchem ein unartiger Affe ein Blatt reisset . . . . Von diesem Sileno ist hierbei noch dieses zu mercken, daß er sonst auf einem Esel reitende, und stets truncken pfleget vorgestellet zu werden. Der Gelehrte Narr will dem unartigen Affen seiner Boßheit wegen, mit einem Stecken auf den Kopf schlagen. Ein anderer Satyr aber präsentiret dem Gelehrten Narrn eine angesteckte Pfeiffe Toback, seinen zorn dadurch zu besänfftigen. Unten beym Gelehrten Narrn steht eine Bouteille mit Bier und ein Glaß, weil er immer durstig ist, und sehr gerne zu trincken pfleget.“

Das Ruhmreichste und Folgenschwerste aber, was der König in dieser Beziehung that, war die Schöpfung der preußischen Volksschule und des preußischen Schulzwanges für alle königlichen Lande durch das Edikt vom 23. Oktober 1717. Um, wie es später noch heißt, „den höchst deplorablen Zustand des Landvolks in Ansehung alles Wissens und Thuns zu beseitigen“, befahl er bei harter Strafe den Eltern, die Kinder vom fünften bis zum zwölften Lebensjahre im Winter täglich, im Sommer wenigstens ein- oder zweimal wöchentlich in die Schule zu schicken. Reichlich gab der König die erforderlichen Summen zum Bau von Schulhäusern, zur Besoldung der Lehrer, nötigte die Patrone, auch ihrerseits zu deren Unterhalt beizutragen. Und wenn es an Lehrern fehlte, und vielfach Handwerker zum Schuldienst herangezogen werden mußten, so war es der Stifter

des Waisenhauses in Halle, war es Aug. Herm. Francke, der nicht nur bei 1000 Waisenkinder erzog, sondern zugleich junge Theologen zu Lehrern ausbildete, welche die Schulen leiteten und sie später als Geistliche beaufsichtigten. Wie in Halle, so entstanden auch in Stettin und Magdeburg Lehrerseminarien, und der König gründete einen Mons pietatis als Schulfonds, erließ wiederholt Edikte, den Schulzwang und die Schulreform durchzuführen. Ja, er selbst ging in die Schulen und machte sich so vertraut mit dem Lehrsystem, daß er „mit Lachen" bei Hofe zeigen konnte, wie es die Kinder beim Buchstabieren machten.

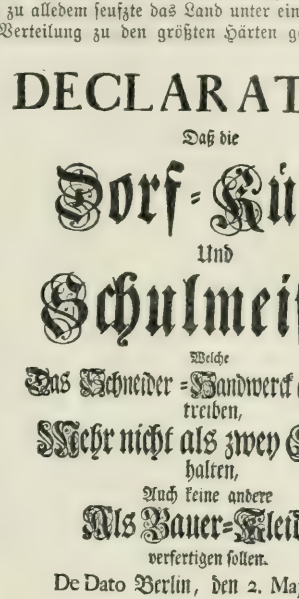
Immer höher wuchs die Zahl der Schulen an, und namentlich in Ostpreußen wurden im Bezirk der Königsberger Kammer 855, in Littauen 275 neue Schulen gegründet; die Armenschule in der Stadt Königsberg zählte allein 1300 Schulkinder, die von 65 Studenten der Theologie Unterricht erhielten. Es war ein ungeheures Resultat, das wesentlich zu der Umgestaltung Ostpreußens beitrug, die recht eigentlich die größte Schöpfung Friedrich Wilhelms ist und deshalb wenigstens mit einigen Strichen in Zusammenhange zu zeichnen ist.

August Hermann Francke.
Ausschnitt aus dem Kupferstich von Bernhard Vogel (1683–1737). Auf etwa ⅓ verkleinert.

Entsetzlich hatten hier die während des Krieges 1656 von den Polen herbeigerufenen Tataren gehaust; bei 34000 Mann hatten sie allein in die Sklaverei geführt, eine Seuche hatte außerdem noch etwa 80000 Mann hinweggerafft. Und diese Seuche waren andere gefolgt, die Menschen und Vieh erlagen. Am furchtbarsten aber wütete 1709 die Pest in Königsberg allein waren ihr 18000 in Littauen 155000, im ganzen 235806 von der etwas über 600000 Seelen betragenden Bevölkerung zum Opfer gefallen. Ein entsetzlicher Menschenmangel war eingetreten, aber entsetzlicher noch zeigte sich die Roheit und Armut der Ueberlebenden. Wie aufgelöst schienen alle Bande menschlicher Gesittung, alles Gefühl für verwandtschaftlichen Zusammenhang wie ausgetilgt, und wenn ja noch etwas von Kultur übrig geblieben, so hatten die Leiden des nordischen Krieges es vernichtet. Der dreißigjährige Krieg hatte der Provinz Preußen wohl wenig Elend gebracht als den andern Provinzen, jetzt aber war es durch Natur und menschliche Grausamkeit auf furchtbare Weise nachgeholt. Kaum wurde noch der Acker bestellt, man lebte von der gräßlichsten Nahrung, baute weder Obst noch Gemüse, das Land versumpfte, der deutsche Pflug war so gut wie unbekannt. Wind- oder Wassermühlen gab es fast gar nicht im Lande, das wenige noch vorhandene Vieh lief wild und ohne Aufsicht umher, wurde von zahllosen Wölfen zerrissen. Auch der Adel war mit ganz wenigen Ausnahmen unter solchen Um-

ständen verarmt, lebte nahezu unter denselben dürftigen und jammervollen Lebensbedingungen wie der Bauer. Der Handel lag ebenfalls ganz darnieder, und 1704 war er so tief gesunken, daß die einst so reichen Königsberger Kaufleute kein Schiff mehr besaßen, und zu alledem seufzte das Land unter einem Steuerdruck, der durch die ungleichmäßige Verteilung zu den größten Härten gegen die kleinen Leute geführt hatte.

Mit tiefstem Kummer hatte Friedrich Wilhelm beim Antritt seiner Regierung solche Schäden gesehen, und mit seiner ganzen Arbeitskraft, seiner einzig dastehenden Sachkunde, seinem ausgebildeten Pflichtgefühl unternahm er es, sie zu beseitigen. Welchen Fortschritt aber bezeichnet es gegen den Widerwillen der Stände, mit dem der Große Kurfürst hatte rechnen müssen, daß der König jetzt in einem Eingeborenen des Landes, dem Grafen Karl Heinrich Truchseß von Waldburg, den bereitwilligsten Förderer und Ausführer seiner Pläne fand! Aber alle Berichte Waldburgs, seines „treuen Trutz", wie ihn der König nannte, und alle Beratungen einer Spezialkommission mußten doch noch vor der „preußischen Regierung cachiret werden, bis alles ebauchiret wird sein, alsdann auf einmahl eclattiren und in fubrie einrichten, daß die Leute keine Zeit haben zur Remonstration". Heimlich mußten die Schoßeinnehmer Verzeichnisse aller Steuern und aller Steuerausfälle an den König senden, denn gerade nach dieser Richtung hatten Waldburgs Berichte die schlimmsten Fälschungen, Betrügereien, eine namenlose Ueberbürdung der Armen bei fast vollständiger Steuerfreiheit der Angesehenen in Stadt und Land gezeigt.


DECLARATION,
Daß die
Dorf-Küster
Und
Schulmeister,
Welche
Das Schneider-Handwerck als Meister treiben,
Mehr nicht als zwey Gesellen halten,
Auch keine andere
Als Bauer-Kleider
verfertigen sollen.
De Dato Berlin, den 2. Maji 1736.
BERLIN,
Gedruckt bey dem Königl. Preussischen Hof-Buchdrucker, Daniel Andreas Rüdiger.

Titel eines Edikts des Königs Friedrich Wilhelm I. vom 2. Mai 1736.
Auf etwa 2/3 verkleinert.

Hier konnte nur eine volle Aenderung helfen, und der König genehmigte daher den, auch von Ilgen, Creutz und Grumbkow gebilligten Plan Waldburgs, an die Stelle aller bisherigen Steuern eine einheitliche Generalhufensteuer nach

der Ertragsfähigkeit, der „Bonität" der Güter einzuführen, und ernannte den Grafen zum Präsidenten des Königsberger Kommissariats. In der That gelang es diesem, durch geschickte Verhandlungen den großten Teil des Adels für die Neuerung zu gewinnen, während ein anderer ihn allerdings als „die Geisel des Landes" schmähte und zu einem allmählich immer heftiger werdenden Widerspruch sich hinreißen ließ. Trotzdem war der König bereit, gegen eine sichere Gewähr für den regelmäßigen Eingang einer 220000 Thaler betragenden Steuer alles nachzugeben. Denn wie diese, geringere als den Soll-Etat ausmachende, Zahl beweist, war es dem Könige durchaus nicht um eine Erhöhung der Gesamtsumme, sondern lediglich um deren sicheren Eingang zu thun. Erst als die Deputierten der Stände auch dies ablehnten, gab der König seiner Auffassung vom Staate in jenen berühmten Worten Ausdruck: „Er stabiliere die Souverainete wie ein Rocher de Bronze; der Windt könne auf dem Landtage immer noch gemacht werden, aber die Hubenkommission habe ihren Fortgang". Unermüdlich arbeitete die Kommission unter Waldburgs Leitung, und in vier Jahren war man zum Resultat gekommen. Es zeigte sich, daß 34671 Hufen bisher verschwiegen und also steuerfrei geblieben waren, und indem diese nun zu den 65884 bisher versteuerten Hufen ebenfalls zur Zahlung herangezogen wurden, und viele adelige Hufen statt zwei Drittel Thaler jetzt fünf bis sechs Thaler steuern mußten, ergab sich eine ungemeine Erleichterung für den armen Mann, eine Wohlthat für das ganze Land. Freilich war schon damit dem Grundbesitzer ein lange behauptetes Vorrecht genommen, aber auch alle seine Besitztitel wurden untersucht und Tausende von Morgen, die er als herrenloses Gut an sich gezogen, dem Staat zurückgegeben. Endlich wurde ihm das Recht, nur eingeborene Beamten und Richter zu dulden und die Ansiedelung Fremder von seiner Zustimmung abhängen zu lassen, genommen. Doch der weitaus größte und gebildetste Teil des Adels stimmte dem Könige zu, erkannte den bisherigen Zustand als krankhaft an und fühlte in der neuen Stellung, die seine ganze wirtschaftliche Lage so einschneidend veränderte, doch zugleich die höhere, würdigere Aufgabe. Als der König auch hier die Allodifikation der Lehen anordnete, konnte sie ohne Widerspruch durchgeführt werden.

In einem andern Punkte wirkte der König für den Adel vorbildlich, für die Unterthanen in seinen Amtsdörfern unendlich segensreich. Auch hier erklärte er nämlich durch die Edikte von 1719 und 1723 die Leibeigenschaft auf den Domänen für aufgehoben, die Höfe der bäuerlichen Domänen-Unterthanen für deren freies, vererbliches und verkäufliches Eigentum, dessen Bewirtschaftung auf eigene Kosten zu bewerkstelligen sei. Und in jeder Weise wurde der Bauer durch die Kammern und Räte des Königs, wie durch die Musterwirtschaft des Fürsten von Anhalt, der auf Veranlassung des Königs in Preußen das große Gut Bubainen angekauft hatte, über sachgemäße Wirtschaft belehrt, ihm sogar die Ackergeräte, namentlich der deutsche Pflug geliefert. Aber wie frei und wie gerecht besteuert der Bauer auch sein mochte, er mußte, wenn er vorwärts kommen sollte, seine Erzeugnisse absetzen können. Ganz erstaunlich ist die Thätigkeit, die in dieser Beziehung namentlich von Waldenburgs Nachfolger, Losgewang, und dem Minister von Grumbkow ausgeübt wurde. Flüsse wurden schiffbar gemacht, mit Schleusen versehen, die beiden Friedrichsgräben vom Könige angekauft, die Wege hergestellt oder verbessert, die Posten vermehrt. Neue Absatzorte im Innern wurden angelegt,

und durch Verlegung der Behörden — Gumbinnen erhielt z. B. die zweite Kriegs- und Domänenkammer neben der Königsberger — durch Häuserbau, Heranziehen von Handwerkern, besonders Wollwebern, durch Beförderung der Industrie eine Reihe von Städten wie Tapiau, Ragnit, Biala, Stallupönen, Gumbinnen sozusagen neu erschaffen. Große Getreide-Magazine legte der König an, die dem Landmann das Getreide abzukaufen hatten, und endlich folgte sogar eine völlige Neuverteilung des Grund und Bodens selbst. Jeder Bauer erhielt danach mindestens zwei Hufen mit vollständigem Viehbestand, die Höfe und Dörfer wurden, wo es erforderlich war, neu gebaut, die Hofdienste des Bauern auf zwei Tage beschränkt und die Naturallieferungen in Geldbeträge umgewandelt. Kurz, vom Könige selbst wurde auch hier wieder eine sozialpolitische Maßregel durchgeführt, die es verständlich macht, wenn man an diesem Königtum etwas der tribunicia potestas der Römer Aehnliches bemerkt hat, eine Maßregel, welche das preußische Königtum von einer Kraft und Einsicht ohne Gleichen zeigt.

Von vornherein aber war der König darauf bedacht gewesen, dem Mangel an Menschen abzuhelfen und erfahrene Wirte herbeizuziehen. Durch Erleichterungen aller Art gefördert, kamen solche auch aus den verschiedensten Teilen Deutschlands — einwanderungslustige Polen wurden bestimmt abgewiesen — besonders aus Sachsen, und sie haben für die Förderung der Kultur in Preußen unendlich viel gethan, obwohl sie naturgemäß mit den Eingebornen vielerlei Schwierigkeiten und Reibungen zu überwinden hatten und auch ihrerseits trotz der alle Verhältnisse im voraus bestimmenden Einladungs-Patente des Königs Schwierigkeiten machten. Im insterburgischen und ragnitschen Departement waren allein bis 1715 schon 9539 Personen angesetzt, und standen nur noch 645 Hufen wüst.

Die größte Förderung der Besiedelungs-Pläne des Königs sollte aber der Glaubenseifer eines katholischen Kirchenfürsten, des Erzbischofs Firmian von Salzburg, gegen seine evangelischen Unterthanen gewähren. Ungeachtet der wiederholten Austreibungen der Evangelischen aus dem Erzbistum hatte sich in diesem nämlich die Reformation so lebendig erhalten, daß 1730 bei einer erzbischöflichen Kommission noch 20,678 Personen sich selbst zur Aufzeichnung als Evangelische meldeten. Wie Empörer und Verbrecher behandelte der Erzbischof diese Leute, und der Kaiser scheute sich nicht, ohne alle Rücksicht auf die Vorstellungen evangelischer Fürsten, seine Regimenter gegen sie auszusenden, sie mit Gewalt in den Schoß der Kirche zurückzuführen. Darüber entstand natürlich eine starke Aufregung unter den Evangelischen in Deutschland, aber „bei Religionsbeschwerden im Reich sieht man sich überall nach dem Könige von Preußen um". Und nicht vergebens. Schon im August 1731 beschäftigte der König sich mit den Vorbereitungen, den evangelischen Glaubensbrüdern in seinem Lande ein Asyl zu eröffnen, und noch vor Ende des Jahres wies der Erzbischof die Unangesessenen „mit hintantragendem Sack und Pack" und dem Segenswunsch „so fahret hin zum Teufel" über seine Grenze. Selbst die Drohungen des Königs, an der katholischen Kirche in seinem Lande Repressalien auszuüben, wenn die Grausamkeit des Erzbischofs nicht aufhöre, ja selbst die politischen Verhältnisse, die den Kaiser zum Einlenken bestimmen mußten, fruchteten nichts. Da erließ der König am 2. Februar 1732 das Patent, in welchem er sich bereit erklärte, die Vertriebenen aufzunehmen, ihnen Kommissare zur Führung nach Preußen stellte und sogar Zehrungsgelder von vier Groschen für den Mann, drei für die Frau, zwei für jedes Kind auf den Tag

bewilligte. Am 30. April 1732 schon kamen die ersten 843 Salzburger in Berlin an, teilnehmend und gastlich vom König und den Einwohnern begrüßt. „Die Manufacturisten nach der Neumark, die Ackerleute nach Preußen", so hatte der König bestimmt. Unendlich rührend ist namentlich die Ankunft des zweiten Zuges, den der König auf der Landstraße in der Nähe Berlins traf. Er selbst stimmte ein geistliches Lied an, in tiefer Frömmigkeit sangen die Vertriebenen es nach, gewiß, daß sein Abschiedsgruß „Reiset mit Gott" die lauterste Wahrheit seines ergriffenen Herzens war. Für etwa 5—6000 Kolonisten hatte der König Fürsorge getroffen, aber auf die Meldung, daß ihrer viel mehr seien, schrieb er: „Sehr gut. Gottlob! Was thut Gott dem brandenburgischen Hause für Gnade! Denn dieses gewiß von Gott kommt!"

Ansicht des Schlosses Rheinsberg, vom See aus.

Kupfertitel in Friedrich Ekel »Plans et vues du chateau, du jardin et de la ville de Reinsberg« 1778. Nur ¼ verkleinert.

Im ganzen kamen 20694 Salzburger, von denen 15508 in der Provinz Preußen und zwar 11989 auf Staatskosten angesiedelt wurden. Die meisten von ihnen waren Bauern, die Ackerland, Wohnhaus, Wirtschaftsgebäude, Abgabenfreiheit für die ersten drei Jahre, das nötige Vieh, die Aussaat und Ackergeräte erhielten. Freilich bewährten sich auch hier wie sonst nicht alle Zuzügler als gute Wirte, aber doch die überwiegende Mehrzahl. Und wenn der König einmal, da eine Sturmflut wieder furchtbare Verwüstungen angerichtet hatte, „seiner preußischen Haushaltung müde wurde und anfing zu glauben, daß er nit reußiren werde", so ließ er doch die Hoffnung nicht sinken, „er werde nicht müde werden, und wieder von vorn anfangen". Aufs glänzendste wurde seine Arbeit belohnt. Im Jahre 1739 kam der, nun auf seinem ihm vom König geschenkten Landsitz

Rheinsberg residierende, Kronprinz auf Befehl des schwer kranken Vaters zur Inspektion nach Preußen, und hier vor allem wird er die ganz außerordentliche Bedeutung des Vaters erkannt haben. Völlig hingenommen von dem Riesenwerk schreibt er an Voltaire: „Der König habe im Anfang seiner Regierung dort zwölf oder fünfzehn entvölkerte Städte, 4 oder 500 wüste Dörfer, ein verkommenes Land gefunden; nun habe Littauen über eine halbe Million Einwohner, mehr Städte als früher, größere Heerden; der Handel blühe aufs neue, das Land sei bestellt, sei reicher und fruchtbarer als irgend eine Gegend Deutschlands, und alles das verdanke man allein dem Könige; er habe es nicht nur befohlen, sondern selbst der Ausführung vorgestanden, alle Pläne habe er selbst entworfen und allein vollzogen, keine Mühe, keine Sorgfalt, keine noch so großen Kosten, keine Versprechungen und Belohnungen habe er gespart, um einer halben Million denkender Wesen ein Glück und ein Dasein zu schaffen, das sie ihm allein verdanken."

Und so überall in den letzten Jahren die volle Erkenntnis, das begeisterte Lob des Sohnes für die Schöpfungen des Vaters, und in ihr auch die Gewähr für das beinahe herzliche und vertrauliche Verhältnis, das nun zwischen Vater und Sohn bestand. Kaum daß eine Nebelwolke vorübergehend Mißstimmung erzeugt. In kindlich gerührter Weise ist der Kronprinz besorgt, dem leidenden Vater Erleichterung zu verschaffen. Und auch der König gewinnt immer mehr Verständnis für die Art, für das Genie des Sohnes. „Er ist nun ein guter Wirt, er liebt die Armee, wird sie erhalten, er ist tapfer, er hat alle Talente, um gut zu regieren, er hat Geist und alles wird gut gehen" — so spricht sich der König in dieser Zeit über den Sohn hoffnungsfroh aus. Wahrhaft ergreifende Momente kommen in den letzten Begegnungen beider vor, und über der Unterredung, in welcher der König kurz vor seinem Ende dem Nachfolger, dem, „der mich rächen wird", von der „unvariablen Maxime des Hauses Oesterreich, Preußen niederzuhalten", von der zweideutigen Haltung König Georgs von England, der unsicheren Frankreichs, der unzuverlässigen Rußlands spricht, ruht nicht nur die Weihe des Todes, sondern auch das innigste Glück des Vaters über den Sohn, das volle Bewußtsein des Schöpfers, daß, was er gearbeitet, was er geschaffen, nicht vergeblich gearbeitet, daß es ihn selbst überleben, daß sein Preußen fortdauern werde. „Aber thut mir Gott nicht viel Gnade, daß er mir einen so braven und würdigen Sohn gegeben?" so ruft er seinen Offizieren zu, und wieder erklingen aus seinem Munde die Worte: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger hinterlasse!" Noch sprach der König die Absicht aus, das Szepter niederzulegen, Podewils sollte die Abdankungs-Urkunde ausfertigen. Es kam nicht dazu. Am 31. Mai 1740 um 3 Uhr nachmittags hatte er ausgelitten. Friedrich II. war König von Preußen.

König Friedrich der Große. 1740—1786.

Die beiden ersten schlesischen Kriege.

Aus Mémoires de Brandebourg. Berlin 1767.

Auch in der politischen Welt giebt es eine Wahrheit der Dinge. Sie bewegt die Geschicke der Staaten und Völker; wahr zu sein, das ist ihr Gesetz, darin haben sie ihr Gericht." Wenn anders dies Wort eines geistvollen Geschichtslehrers ein zutreffendes ist — und bange Sorge müßte uns Menschenkinder beschleichen, träfe es nicht zu — so müßte über die Staatenwelt, wie sie sich bis zum Tode Friedrich Wilhelms I. herausgebildet hatte, ein furchtbares Verdikt gesprochen werden. Denn der anmaßenden Selbstgerechtigkeit gegenüber, mit der Europa das jugendstarke Preußen durch eine rankevolle Politik niederzudrücken und zu verhehlnen beliebt hatte, standen in den meisten Staaten verfaulte und unwahre Zustände gegenüber, die ihre Politik nur um so verwerflicher machten.

Wie so ganz anders war es in Preußen! Wir hörten, wie unermüdlich der König thatig gewesen war, einen festen Untergrund zu schaffen, auf dem der Staat ruhen konnte. Und wahrlich fest und sicher, wie die Welt auf den Schultern des Atlas, ruhte der Staat auf den Schopfungen Friedrich Wilhelms. Mit einer Einsicht ohnegleichen waren Verwaltungsformen gefunden und durchgeführt, die auf lange hinaus maßgebend blieben, die ihre Nichtigkeit selbst dann noch bewährten, als eine andere Welt anderer Formen bedurfte, indem sich auch diese aus ihnen entwickelten. Wichtiger aber noch erscheint, daß der König die sittlichen Krafte des Menschen in seinen Unterthanen entwickelt, sie angereizt, gespornt, in Thatigkeit gesetzt hatte. In Preußen war die sittliche Verderbtheit, die der dreißigjährige Krieg erzeugt hatte, durch Friedrich Wilhelm beseitigt. Es war in der That, wie man es ausgedrückt hat, die Lösung eines großen Staatsproblems, „daß der König ein faules Volk arbeitsam, ein üppiges sparsam" gemacht hatte, daß er „einen verschuldeten Staat reich gemacht hatte". Er besaß die Mittel, einen Krieg zu führen, er hatte auch das Heer fix und fertig in allem, was zur Tüchtigkeit eines solchen gehort. Und doch war er dem Kriege aufs sorgsamste ausgewichen, hatte alles, Lug und Trug, Spott und Hohn hingenommen, es mit knirschenden Zahnen ertragen, daß die Staaten und Völker sich daran gewöhnten, zu sagen: „die Preußen schießen nicht, der König von Preußen läßt nicht marschieren". Es giebt der gewaltsamen Natur Friedrich Wilhelms gegenüber nur eine Antwort auf die Frage, warum er nicht mit seinem guten Schwert die dreisten Gegner gezuchtigt. Sie liegt angedeutet in dem letztwilligen Mahnwort seines Vaters, keinen Krieg zu beginnen, denn dieser ruiniere den gemeinen Mann, der Krieg verzehre, der Friede aber ernähre. Friedrich Wilhelm, mehr noch Soldat als Krieger, und wieder mehr noch Regent als Soldat, hielt den Krieg für einen finanziellen und volkswirtschaftlichen Schaden, und die Sorge um das Wohl des gemeinen Mannes, für das er alles gethan, hielt ihn davor zurück, das höchste Tribunal der Könige anzurufen.

Indessen man wird zweifeln dürfen, ob der Krieg wirklich und unter allen Umständen ein wirtschaftliches Uebel ist. Denn ganz abgesehen davon, daß Schlachten nicht allein durch zahlenmäßiges, sondern oft mehr noch durch sittliches Uebergewicht gewonnen werden, und daß der Krieg gerade auch die sittlichen Kräfte im Menschen zu erwecken und zu stählen vermag, ist soviel sicher, daß die politisch angesehenen Völker auch im Handel und Wandel die besten Vorteile erwerben, während ein Volk, dessen politische Macht sich nicht drohend und kräftig bemerklich macht, auch handelspolitisch von anderen Völkern schließlich überholt wird und in seiner Wohlfahrt, seinen Interessen Schaden erleidet. Und am Ende aller Enden konnten nach König Friedrichs Ausspruch nur Handel und Industrie die Mittel für die Heere schaffen, und nur Staaten, welche aus eigenen Mitteln solche zu halten und ins Feld zu führen vermochten, zählten noch zu den wirklichen Mächten. Und das ist nicht zu verkennen: wie oft Friedrich Wilhelm den Boden umgeackert und umgepflügt, wieviel der herrlichsten Samenkörner er gepflanzt und gehegt hatte, das, was dem Boden Wärme geben, die Samenkörner hervorlocken konnte, daß sie tausendfältige Frucht brachten, die Sonne, „der prometheische Funke", um das oft gebrauchte Wort Voltaires zu wiederholen, fehlte ihm noch. Vielleicht darf man jene Worte Friedrich Wilhelms umdeuten und es aussprechen: Welche Gnade thut Gott dem Hause Brandenburg, dem Staate Preußen, daß er ihm diese Sonne, dies Morgenrot ohnegleichen aufgehen ließ? Denn wer wüßte es nicht, welch Sonnenlicht nun dem jungen Staate leuchtete, wer stände nicht mit immer neuer Ehrfurcht, mit immer aufs neue lebhafter schlagenden Pulsen vor den Thoren, die sich beim Regierungsantritt Friedrichs des Einzigen öffnen? Aengstlich soll der Geschichtsschreiber sich gerade bei den großen Heldengestalten seines Volkes hüten vor der leisesten Uebertreibung, und einem Friedrich gegenüber, der ihn so eindringlich ermahnt, nur das aufzuzeichnen, was der Erinnerung wert ist, wäre sie vollends unwürdig; aber das ist doch nun erwiesen, daß Friedrich nicht nur für sein preußisches, ja nicht nur für das deutsche Volk der Genius eines neuen Lebens gewesen ist, sondern daß seine Wirksamkeit für alle Völker fruchtbringende Keime, segensreiche Anstöße gegeben hat, die ohne Maß, ohne Schätzung sind.

Und wenigstens das Ungewöhnliche erwartete man von Friedrich schon, als er den Thron seiner Väter bestieg. Hatte die Welt ihn bemitleidet, als die Wolken des väterlichen Zornes über ihm sich zusammengezogen, so dicht, so schwarz, wie nie wohl einem deutschen Thronerben geschehen, so hatten sich aller Blicke mit Staunen, mit Begeisterung oder mit Furcht auf ihn gerichtet, als er jenes wunderbar entzückende Leben in dem abgelegenen, schönen Winkel der Erde am „Remusberge" in Rheinsberg sich schuf, wo er mit seinen hochgebildeten Freunden, mit Camas, mit Kayserlingk, mit Fouqué, mit Jordan, Chasot, Stille, mit seiner Gemahlin Elisabeth und ihren Damen sich ein Dasein, ein Heim von wundervollem Reiz gegründet. Hier trachtete der Kronprinz die tiefsten Fragen nach dem menschlichen Dasein, nach der Ewigkeit und Unsterblichkeit, nach den göttlichen Grundbedingungen und Gesetzen für die Menschheit, nach dem Wesen der Gottheit selbst zu ergründen und zu erfassen, hier flossen ihm die Verse aus der Feder, hier musizierte er auf der geliebten Flöte, hier veranstaltete er Festlichkeiten und feierte sie in fröhlicher, heiterer Jugendlust. Mit Hingebung trieb er Geschichte und Sprachwissenschaften, arbeitete an jenen großen Schriften über die Aufgaben des Staates, über die Pflichten und den Beruf der Fürsten, von denen Voltaire die noch heute bekannteste,

den Antimacchiavell, dem staunenden Europa im Druck vorführte. Daneben stand er mit Suhm, mit Manteuffel, mit Voltaire, mit vielen anderen in lebhaftem Briefwechsel, und vor allem folgte er dem Gange der großen europäischen Politik mit kritischem Scharfblick und warmen Empfinden für die Stellung Preußens. Zugleich betrieb er den Dienst als Oberst seines Regimentes im nahe gelegenen Ruppin, versah ihn genau und pünktlich bis ins einzelnste hinein und widmete sich endlich dem Studium der Aufgaben, die das volkswirtschaftliche Gedeihen eines Volkes im großen wie im kleinen an den Fürsten stellt. Es war zugleich ein Schaffen wie ein Genießen von herrlicher Wechselwirkung, von einer Anziehungskraft und Schönheit, wie es wenigen Sterblichen, wie es auch einem Friedrich nur dies eine Mal im Leben beschieden war. Und trotz des überaus großen Eifers, mit dem er hier arbeitete — ein Versuch, sich des Schlafes überhaupt zu entwöhnen, wurde erst nach vier Tagen als aussichtslos aufgegeben — erkannte er, daß „Ernst und Scherz sich paaren müsse", um zur vollen Harmonie zu gelangen. Nur daß „den ernsten Beschäftigungen immer die Prärogative bleibe", verlangte er, und er versichert, „daß wir für die Vergnügungen nur vernünftige Anwendung haben, wir ziehen sie nur heran, um den Kopf nicht zu überanstrengen und als Gleichgewicht gegen gelehrte Verdrießlichkeit und gegen das Zuviel der philosophischen Gravität, die sich die Denkerstirn nicht ganz gutwillig durch die Grazien glätten läßt."

Und wenn nun im Gegensatz zu der großen Menge in den höheren Klassen der Menschheit eine Bildung Platz gegriffen hatte, die mit haarscharfem kritischen Messer alle bisherigen Anschauungen über Gott und die Welt, über Fürsten und Staaten zerstörte — wie hätten diese Kreise nicht mit flammenden Augen hinaufschauen sollen zu einem Königssohn, der so tapfer, so offen und kühn die furchtbaren Lehren Machiavells von der Tyrannen Macht bekämpfte, so unerschrocken in das dunkle Reich der Philosophie, der Metaphysik vordrang? Aber dieser Fürstensohn war doch anders, als diejenigen glaubten, welche nur eine Bildung kannten, die wohl klüger, nicht aber besser macht. Wie ablehnend er sich auch gegen die hergebrachten Bekenntnisse der Religion verhielt, so schreibt er doch mit einem wahren Triumph, daß er „das Morgenrot eines neuen Tages in sich wahrnehme, sehe, daß es in der Möglichkeit des menschlichen Wesens liege, daß ich eine Seele habe und daß diese unsterblich ist". Allerdings sei der lebendige Glaube nicht seine Sache, aber die christliche Moral, in deren Verachtung man oft genug das Behagen des Lebens empfand, darum nicht minder die Regel seines Lebens. Und ein Ausfluß dieser Sittenlehre war es, wenn er — auch wieder in scharfem Gegensatz zu jenen höher gebildeten Kreisen — in den politischen Freiheiten nicht die Ungebundenheit, sondern die Gebundenheit vornehmlich für die Fürsten erkannte. Wie auch hätte der größte Sohn Hohenzollerns das Grundthema, das kostbarste Vermächtnis seines Hauses, die Pflichttreue anders als nach seinem vollsten Gehalt, seiner innersten Tiefe erfassen können! Er war es, der ihr den treffenden Ausdruck gegeben, wenn er den Fürsten „als den ersten Diener des Staates" bezeichnet, und ohne Zweifel ist es für seine Pflichttreue in hohem Maße charakteristisch, daß gerade sein Ausspruch sich vor vielen ähnlichen seiner Vorfahren und Nachfolger im Munde des Volkes erhalten hat. „Der erste Gedanke, den ein Fürst haben muß, das einzige Streben, das sich für ihn schickt, ist, etwas Nützliches und Großes für das Wohl seines Staates zu thun; dem muß er seine Eigenliebe und alle seine Neigungen opfern, dazu muß er alle Hilfe,

alle bedeutenden Männer, die er gewinnen kann, verwenden, mit einem Wort, alles thun was geeignet ist, sein Streben für das Wohl seiner Unterthanen zur Ausführung zu bringen". So schrieb Friedrich als Kronprinz, die Nachwelt wird immer aufs neue staunen, wie er das Wort zur Wirklichkeit gemacht, aber, wie gesagt, schon bei der Thronbesteigung erwartete die Mitwelt von ihm das Größte.

Die ersten Regierungshandlungen bewirkten beides: sie übertrafen die hochgespanntesten Hoffnungen, sie täuschten manche Erwartungen und Befürchtungen. Schon der tiefe Schmerz über den Tod des Vaters, dem Friedrich ungeheuchelten und natürlichen Ausdruck gab, enttäuschte die, welche glaubten, der König betrachte den Tod seines Vaters als die Lösung von drückenden Fesseln. Umgekehrt wurden die Genossen des hellen, jugendfrohen und doch so arbeitsamen Lebens in Rheinsberg eines ganz anderen belehrt, wenn sie gedacht hatten, nun auch Einfluß auf die Regierung zu erhalten. In freundlicher oder auch in strenger Form zeigte ihnen Friedrich, daß die ernste Arbeit für den Staat ein anderes sei, als ein fröhlich-witziges Wortgefecht an heiterer Tafelrunde. Philosophischen Betrachtungen nachzusinnen, blieb zwar Zeit seines Lebens ihm ebenso sehr Bedürfnis, wie Musik und Dichtkunst ihm Lichtblicke in den Zeiten der schwersten Not gewährten: aber die härtere Aufgabe war die seine, und ihr widmete er sich ganz. Die Philosophen mochten folgerichtig denken, er mußte als Herrscher handeln, jene mochten durch Lehren die Welt aufklären, er mußte es durch Beispiele, jene mochten entdecken, er mußte sich entschließen.

Und er that es; in allem führte er zur Ueberraschung der Welt des Vaters Einrichtungen weiter, behielt dessen Ratgeber bei, aber er durchdrang sie zugleich mit dem Feuer seines Geistes. Selbst das Heer, auf dessen Verminderung man mit Sicherheit gerechnet hatte, blieb nicht nur in seiner ganzen Stärke erhalten, sondern es wurden zu den 83 000 neue 10 000 Mann eingestellt, die Feldinfanterie von 66 Bataillonen auf 83 gebracht, ein Husaren-Regiment, eine Schwadron Garde du Corps und einige Dragoner-Schwadronen neu errichtet, und durch Uebernahme geschlossener Truppenkörper von kleinen Fürsten deren Kontingente dem preußischen Heer gewissermaßen angegliedert. Und der tägliche Dienst, das regelmäßige Exerzieren, die fortdauernde Beaufsichtigung durch den König blieb wie bisher, ja „noch sorgfältiger als der hochselige König bekümmert er sich", wie der Minister von Borcke sagte, „um die Angelegenheiten des Heerwesens und verlangt die größte Pünktlichkeit". Doch schon in den einfachen Worten, mit denen der König seine Generale am Morgen nach dem Tode des Vaters anredete: „Gegen einige von Ihnen liegen Klagen über Habsucht, Härte und Uebermut vor; stellen Sie die Klage ab" — war der neue Zug der Milde und Menschlichkeit angedeutet, der fortan im Heere herrschen sollte; die „Plackereien" gegen die Pflichtigen, die Brutalitäten bei den Werbungen wurden bestimmt verboten, und immer sollte im Auge behalten werden, daß der „Soldat ebensowohl menschlich und vernünftig, als herzhaft und brav" sein müsse.

Die allgemeine Verwaltung und die Finanzen blieben ganz und gar, wie Friedrich Wilhelm sie geschaffen, selbst der gehaßte Minister von Boden blieb im Amt, ja nur „ihn höre der König", heißt es, „er predige die Sparsamkeit und finde damit noch größeren Eingang als unter der vorigen Regierung".

Auch die für die Justizreform eingesetzte Kommission blieb in Wirksamkeit, und auf dem Gebiet des Strafprozesses ging der König aus eigener Veranlassung noch einen erheblichen Schritt weiter als sein Vater, indem er die Tortur, die schon jener nur auf seinen besondern Befehl anzuwenden erlaubt hatte (1720),

mit Ausnahme der schwersten Verbrechen überhaupt verbot. In Preußen hatte ein Thomasius mit mächtigen Worten wider die Tortur geeifert, in Preußen waren sie auf fruchtbaren Boden gefallen: „sie schande", so meinte Friedrich, „christliche Völker und sei ebenso unnütz wie grausam". Und demgemäß wurden auch die erst noch vorbehaltenen Ausnahmen später ganz aufgehoben. Desgleichen wurde die Uebung, kirchenrechtlich verbotene Eheschließungen durch Geldzahlungen zu ermöglichen, beseitigt, und vorzüglich wurde der altpreußische Grundsatz der wahren religiösen Duldung in maßgebender Weise erläutert. Jede Religionsgemeinschaft, jede Uebung des Gottesdienstes solle den Unterthanen gestattet sein, wenn sie nur ehrliche Menschen seien. „Selbst Moscheen", sagte der König — allerdings wohl mit gelinder Uebertreibung — wolle er solchen bauen, oder, wie sein so oft mißverstandenes berühmtes Wort von der Freiheit der Gewissen vor staatlicher Bevormundung lautet, „die Religionen müssen alle toleriret werden, und muß der Fiscal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue; denn hier muß ein jeder nach seiner Façon selig werden." Und bezeichnend für Friedrich wie für Friedrich Wilhelm I. ist es, daß dies Wort die Antwort auf eine Eingabe ist, welche die von Friedrich Wilhelm I. für die Kinder seiner katholischen Soldaten geschaffene katholische Schule abzuschaffen beantragt hatte.

König Friedrich II. in Preußen.
Nach einem im Jahre 1746 entstandenen Kupferstich von Georg Friedrich Schmidt 1712—1775 auf $^2/_3$ verkleinert. Das Namensstabmuster nach einem Exemplar vom Jahre 1745 im Kgl. Pr. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

Doch vor allem: In jedem, was Friedrich thut, ist er, wie sein Vater, ja mehr noch als dieser, selbständig, unabhängig von jedem Rat. Wie glänzend er den Hofhalt der Königin-Mutter, der Königin Elisabeth, seiner Gemahlin, und

der Prinzen einrichtete, wie eilfertig die geliebteste Schwester, die Markgräfin von Baireuth herbeieilte: sie wurden bald gewahr, daß für ihren Einfluß bei Friedrich keine Stätte war. Auch die Minister und Räte, Generale und Offiziere waren nur die ausführenden Beamten der vom Könige allein aus eigener Erwägung gegebenen Befehle, und die Gesandten der fremden Mächte gerieten wohl wie Manteuffel in Verzweiflung, „daß der König die Marotte habe, ein Original zu sein, nur das Außergewöhnliche thue, überall neu und sozusagen sein eigener Schöpfer sein wolle".

So wenig auch dies Wort die Absichten Friedrichs traf, so war es in der That doch für alle ein undurchdringliches Geheimnis, wie der König in den Fragen der europäischen Politik dachte. Für alle Staaten aber war es von wesentlicher Bedeutung, wie der junge königliche Herr sich entscheiden werde. Schroffer und schroffer hatten sich nämlich die Beziehungen Englands zu Spanien und Frankreich wegen des Handels nach Amerika gestaltet, und alles lag für England daran, gegen Frankreich einen Landkrieg in Gang zu bringen. Wie aber die Verhältnisse lagen, hing ein solcher vornehmlich von der preußischen Zustimmung ab, und was ihm Friedrich Wilhelm nie gewährt haben würde, suchte König Georg nun von König Friedrich zu erlangen. Schon im Jahre 1734 lag in Hannover das Beileidsschreiben für den Fall des Ablebens des verhaßten Schwagers in Berlin unterschrieben bereit, und mit unschicklichster Eile kam Georg bei der letzten Erkrankung Friedrich Wilhelms nach dem Festlande herüber, um, wie dieser es noch selbst aussprach, von der Thronbesteigung „zu profitieren". Ja noch ehe die amtliche Anzeige vom Tode des Königs eingetroffen, reiste der hannöversche Minister von Münchhausen zur Beglückwünschung nach Berlin. Er hatte sogar den Auftrag, jetzt noch für den Fall, daß Friedrich sich von seiner Gemahlin trennen möchte,

Königin Elisabeth Christine in Preußen.

Nach dem Gemälde von Anton Pesne (1684—1757) im Jahre 1743 gestochen von Friedrich Gottlieb Berger (geb. 1713, gest. nach 1797). Auf 1/4 verkleinert.

Georgs Tochter, die Prinzessin Amalie, dem jungen Könige zur Ehe anzubieten. Mit den höflichsten Redewendungen und leichter Plauderei über seine angegriffene Gesundheit und Verwaltungssorgen wußte Friedrich dem Gesandten seinen unzarten Text zu verderben. Auf Verhandlungen ließ er sich mit ihm gar nicht ein, denn nicht den englischen, sondern den preußischen Interessen zu dienen war seine Absicht.

Nach all den Nackenschlägen, welche die fremden Mächte straflos Friedrich Wilhelm I. gegeben hatten, mußte ihnen die Ueberzeugung, daß die Preußen „den Hahn nur spannen, aber nicht losdrücken", genommen werden. Sollte aber die Mißachtung, die man sich diesem Staate gegenüber erlaubt hatte, beseitigt, sollte den sich weit über ihre Kräfte erhebenden Mächte klar gemacht werden, daß das scheinbar schlafenden Riesen Waffen und Gewehr blank geputzt und haarscharf geschliffen seien, so mußte Friedrich zunächst doch warten, welche der Mächte ihm diejenigen Garantieen bot, die das preußische Interesse verlangte. Denn wenn all die Jahre daher nur von den Interessen der Mächte die Rede gewesen war, und Preußen nur diesen hatte dienen sollen, so mußten sie endlich inne werden, daß nun es Zeit sei, auch preußische Interessen zu beachten. Zu bitter, zu schmerzlich hatte Friedrich die Mißachtung empfunden, er war entschlossen, ihr zu trotzen, seinem Staate die Achtung zu erzwingen, auf die seine Mittel und Kräfte ihm Anspruch gaben; er war entschlossen, hierfür diese Mittel und Kräfte einzusetzen. So mochten denn die, so ihn brauchten, ihm auch gewahren, was er brauchte. Er sandte seine Gesandten zur Anzeige der Thronbesteigung und zur Erforschung der Stimmung nach Wien, nach Hannover, nach Paris, und es wird ihn nicht allzu sehr überrascht haben, daß weder der Oberst Camas in Paris, noch Graf Truchseß von Waldburg in Hannover, noch Oberst von Münchow in Wien andere als hinhaltende, mißtrauische Antworten, wenn auch in den verbindlichsten Formen der Freundschaft und Hochachtung für ihn selbst, erhielten. Zuletzt mußte doch das eigene Interesse die Mächte zu einer Annäherung an Preußen führen. Und wie viel mehr nun, da Friedrich mit einer Reise durch Süddeutschland, von da bis Straßburg nach Frankreich hinein die Höfe überraschte und gleich darauf von Wesel aus durch das entschlossene Vorgehen gegen die Rebellen in der ehemals oranischen Baronie Herstall, wie gegen den Bischof von Lüttich, der sie begünstigte, die ganze Welt in eine unglaubliche Bestürzung versetzte! Seinen stolzen „steifleinenen" Oheim von England strafte Friedrich, indem er auf der Heimreise von Wesel, wo er die Huldigung eingenommen, ihn nicht mit dem erwarteten Besuche beehrte. Ebenso wußte er den salbungsvollen Kardinal Fleury in Paris, der ihm in väterlichem Tone Weisheit gepredigt und in überströmender Weise Weihrauch gespendet hatte, durch einen die nackte Wahrheit enthaltenden Brief empfindlich zu treffen. Er forderte ihn auf, ihm weniger Lob zu spenden und dafür seinen König ihm zu gewinnen.

Nun kam ihm England, aufs lebhafteste in Sorge über den schon entbrennenden Krieg mit Frankreich, wenigstens einen Schritt entgegen, und von Frankreich setzte er richtig voraus, daß mindestens dem Kardinal weniger an den Handelsstreitigkeiten mit England lag, als daß seine ganze Sorgfalt auf die in Aussicht stehende Erledigung der österreichischen Erbschaft, auf den Gewinn, den Frankreich bei dieser Gelegenheit auf dem Festlande machen könne, gerichtet war. Für Frankreich war sogar die Vernichtung der österreichischen Macht in gewissem Sinne

die Voraussetzung für den Kampf gegen England, weil nachdem sie erfolgt, ein Angriff auf die französische Ostgrenze weniger zu befürchten war. Nun aber besserten sich die bisher nur trüben Aussichten Englands in Wien, in Dresden und selbst in Petersburg zusehends, und um so lebhafter mußte Fleury daher suchen, die Hand Friedrichs zu fassen. In der That kam es wenigstens zu nochmaliger Ausstellung der 1739 abgegebenen Erklärungen. Auch Rußland, durch schwedische Rüstungen beunruhigt, übernahm die Garantie für Berg gegen Sachsen.

Da trat das große Ereignis plötzlich ein, das die bergische Frage für Preußen ganz in den Hintergrund schieben, das die Welt aus ihren Angeln heben zu sollen schien. Kaiser Karl VI. starb unerwartet schon am 20. Oktober 1740. Getreu dem lebenslang befolgten Grundsatz, Preußen zu unterdrücken, war sein letzter Akt eine allen Reichsgesetzen widersprechende, geharnischte Anklageschrift, „dessen Gleichen nie erhört worden", gegen Preußen wegen der Angelegenheit in Herstall gewesen. Glaubte man in Wien denn wirklich, daß jeder Fußtritt, den man dem verhaßten Preußen gebe, dieses nur um so gefügiger machen, Oesterreichs Macht in gleichem Maße erhöhen werde?

Kaiserin Maria Theresia.

Ausschnitt aus dem Kupferstich von Philipp Andreas Kilian (1714–1759 nach dem Gemälde von Martin van Meytens (geb 1695 oder 1698, gest 1770). Auf etwa ⅓ verkleinert.

Vergegenwärtigen wir uns mit wenigen Worten die Stellung Preußens zu der nun eröffneten österreichischen Erbfolge.

Die gesamte brandenburgische und preußische Geschichte seit dem dreißigjährigen Kriege und schon vor ihm ist durchtränkt und durchzogen von Unbilden, die das Haus Habsburg den Hohenzollern zugefügt. Selbst vor List und Betrug hatte man nicht zurückgeschreckt, wenn es galt, Brandenburg-Preußen so recht ins Herz zu treffen. Und vornehmlich hatte man die Offenheit und Treue König Friedrich Wilhelms auf das gröblichste getäuscht und hintergangen. In aller Form Rechtens hatte man ihm, nachdem er auf die Hälfte seines Erbes verzichtet, den Heimfall des ihm auch ohne erneute kaiserliche Zusage rechtlich

zustehenden Herzogtums Berg gewährleistet und dafür dem Könige die Zustimmung zur pragmatischen Sanktion, zum Uebergang der gesamten österreichischen Erbschaft auf des Kaisers Tochter Maria Theresia abgewonnen. Man hatte die unermüdlichen und erfolgreichen Bemühungen des Königs, für diese Sanktion auch anderer Fürsten Zusage zu erhalten, sich gefallen lassen. Aber eine Einwirkung auf die kaiserliche Politik hatte dies nicht zur Folge. Sondern unbekümmert um das kaiserliche Wort, das man dem Könige gegeben, hatte man die Unterlage der königlichen Zustimmung zerstört, hatte zuvörderst allein, dann noch einmal in Gemeinschaft mit Frankreich das Herzogtum Berg an Pfalz gewährleistet. Es war kein Zweifel, daß dieser Wortbruch des Kaisers den preußischen Staat der Frage der österreichischen Erbfolge gegenüber vollständig frei und ungebunden hingestellt hatte. Und Thatsache war ebenso, daß die österreichischen Staaten beim Tode Kaiser Karls VI finanziell zerrüttet und in so trostlosem Zustande waren, daß die österreichische Regierung für die Gewährung einer Anleihe selbst schlesische Lande als Pfand in Berlin zu geben bereit war, da auch der letzte Kredit Oesterreichs mit dem Bankerott der besten Bankhäuser in Wien erschöpft war. Thatsache war ferner, daß Kaiser Leopold eine Erbordnung gemacht, nach der beim Aussterben seiner männlichen Linie die Tochter seines ältesten Sohnes, des späteren Kaisers Joseph, ihm nachfolgen sollten, und daß Kaiser Karl diese Erbordnung ausdrücklich anerkannt hatte. Gab es aber noch eine Gewähr für die Gültigkeit von Staatsakten, wenn der Nachfolger auf dem Throne die Regierungshandlungen des Vorgängers einfach umstieß? Oder war es zu rechtfertigen, wenn derselbe Kaiser Karl, der jener Erbordnung als Erzherzog feierlich zugestimmt, sie als Kaiser verwarf, den Töchtern seines Bruders den Verzicht auf das von ihm selbst ihnen garantierte Erbrecht zumutete? Und durfte er glauben, daß diese Töchter und deren Erben, die Kurfürsten von Sachsen und Bayern, anders denken würden, als er selbst gehandelt hatte? Wie konnte er hoffen, daß diese jenen Verzicht für bindend erachten würden, wenn er selbst die von ihm gewährleistete Erbordnung umstieß?

Wir sahen schon, daß er Kursachsen durch die Beförderung der Königswahl in Polen, die Begünstigung der jülich-bergischen Ansprüche zu gewinnen suchte aber der Kurfürst von Bayern, mit dem die zweite Tochter Kaiser Josephs verheiratet war, beharrte auf seinen Ansprüchen, die er überdem noch anderweitig begründen zu können glaubte, und vor allem war es mit vollkommener Gewißheit vorauszusehen, daß Frankreich diese Ansprüche mit allen Mitteln befördern, sie mit Gewalt zur Geltung bringen werde. Geschah aber das, so war es selbst verständlich, daß auch Kursachsen wenigstens auf gewisse Gebietsteile — vornehmlich die, welche Sachsen mit Polen verbanden und die preußischen Lande gefährdeten — daß auch Spanien, dem man ja auch den Vertrag von 1725 nicht gehalten, auf Böhmen, Ungarn, unter Umständen auf Toskana und Ober-Italien Ansprüche erheben würde. Wie hätten ferner nicht die österreichischen Niederlande die Begierde Frankreichs, der Niederlande reizen sollen? Und England-Hannover sah solchem Kampfe gewiß nicht unthätig zu. Endlich war in den österreichischen Erblanden die Stimmung der Bevölkerung ganz entschieden gegen die Tochter Kaiser Karl und noch mehr gegen ihren Gemahl, den Herzog von Lothringen, und für den Kurfürsten von Bayern.

So zeigte sich denn, daß nicht einmal in den Erblanden die Zustimmung zur pragmatischen Sanktion Sicherheit gab, und wie weit ihre Gewäh

durch die fremden Mächte praktische Wahrheit werden würde, hing allein von deren Interessen ab. Die Zerstückelung Oesterreichs aber entsprach den Interessen aller und vornehmlich den französischen. Mit einem Wort, es war mit vollster Sicherheit vorauszusehen, daß der Uebergang der Erbschaft an Maria Theresia in friedlicher Weise gewiß nicht erfolgen, sondern ein Krieg darüber ausbrechen werde.

Und wie stand nun Preußen dem gegenüber? Wenn es, wie wir einleitend andeuteten, eine Wahrheit in dem Gange der Geschichte giebt, wenn eine Gerechtigkeit auch in der Staatenwelt herrscht — war jetzt der Moment des Gerichtes gekommen für alles Unrecht, für alle Unbilden, die Habsburg Preußen seit länger als einem Jahrhundert zugefügt hatte, zugefügt hatte insbesondere auch in seinen Rechten auf die schlesischen Fürstentümer? Wir erörterten schon, worauf sich diese Rechte gründeten — für Jägerndorf auf die Erbfolge in den Besitz des Markgrafen Georg von Brandenburg, für Liegnitz, Brieg und Wohlau auf die Erbverträge mit dem Herzoge Friedrich von Liegnitz. Wir erwähnten, wie der Kaiser diese Rechte zur Zeit des Großen Kurfürsten wiederholt anerkannt und sie ihm doch vorenthalten, wie der Kurfürst endlich, um mit dem Kaiser in ein gutes Einvernehmen zu kommen, seine Rechte gegen Abtretung des Schwiebusser Kreises aufgegeben, der Kaiser aber den Kurprinzen durch falsche Vorspiegelungen zu dem Versprechen der Rückgabe dieses Kreises bewogen hatte. Allerdings mußte Friedrich III. diese Rückgabe vollziehen, aber ausdrücklich hatte er es abgelehnt, dies auf Grund seines Reverses zu thun; der Revers war von den kurfürstlichen Bevollmächtigten für unverbindlich erklärt, und die kaiserlichen hatten ihren Widerspruch dagegen fallen gelassen. Bei der Kaiserwahl von 1711 hatte Friedrich eine eingehende Erörterung der Ansprüche gefordert, und unter Friedrich Wilhelm I. sind sie mit nichten vergessen worden. In einer Denkschrift von etwa 1715 hatte der Minister von Ilgen nachdrücklich an sie erinnert, er wie der König erbten der sicheren Hoffnung, durch die Unterstützung der pragmatischen Sanktion beim Aussterben des österreichischen Mannesstammes endlich die brandenburgischen Ansprüche auf Schlesien erfüllt zu sehen. Als 1728 der Vertrag mit Oesterreich geschlossen werden sollte, verlangte der preußische Minister von Borcke, in berechtigter Sorge, ob die vom Kaiser übernommene Gewähr für Berg auch wirklich ausgeführt werden würde, die Aufnahme eines besonderen Zusatzes, daß, wenn dies nicht geschehe, der Kaiser dem Könige ein „wahres Aequivalent ex propriis", d. h. eben aus Schlesien geben werde. Und nur den Vorstellungen des Grafen Seckendorf über die ja durchaus den Kaiser bindende Kraft des Artikels über Berg war es gelungen, den König dahin zu bestimmen, von jenem Zusatz abzusehen. Ja, als man die dereinst von seinem Großvater aufgesetzte Denkschrift über die Erwerbung Schlesiens für Brandenburg aufgefunden und ihm gebracht hatte, erklärte Friedrich Wilhelm, der Fund sei ihm lieber als 100 000 Dukaten, und vergab sie, wie es scheint, selbst seinem Sohne zur Einsicht.

Jedenfalls hat sie Friedrich wohl gekannt. Ein alter treuer Diener seines Hauses, von Rochow, erinnerte ihn beim Tode des Kaisers nachdrücklich an sie, und der Rechtslehrer von Ludewig in Halle reichte dem Könige aus freien Stücken ein Gutachten über diese Rechtsansprüche seines Hauses ein, zu dem er im Auftrage des Ministers von Ilgen die Materialien seit langer Zeit gesammelt habe. Wohl nicht ganz mit Recht hat man daher daraus, daß Friedrich erklärte, die juristische

Begründung seiner Ansprüche sei Sache seiner Minister, gefolgert, Friedrich hätte eine solche für völlig unwesentlich erachtet. Denn nur ihre Ausarbeitung überließ er den Ministern. Von der geschichtlichen Entwickelung aber, von den habsburgischen Vergewaltigungen und von dem rechtlichen Anspruch seines Hauses auf die schlesischen Länder hatte er sich sehr genau unterrichtet und selbst sie in einem Aufsatz besonders dargestellt. Er war durchdrungen von der politischen Notwendigkeit, den Augenblick zu nutzen, um seinem Vaterlande diejenige Achtung und diejenige Stellung zu erringen, die ihm die Großmächte vorzuenthalten für gut fanden. In ihm wurzelte aber auch das Bewußtsein von dem moralischen Rechte des Hauses Hohenzollern gegen das Haus Habsburg ebenso selbstverständlich, wie von dem voll begründeten Anspruch auf die schlesischen Fürstentümer. „Es ist gerecht, an seinen Rechten festzuhalten und die Gelegenheit des Ablebens des Kaisers zu ergreifen, um sich in den Besitz der Rechte zu setzen" — das war Friedrichs Ueberzeugung. Und dieses sichere Bewußtsein des Königs darf man nicht vergessen, wenn man seine geraden und offenen Geständnisse über die Ruhmbegierde, die Sehnsucht, von sich reden zu machen, die ihn zu seiner Unternehmung auf Schlesien bestimmt hatten, richtig beurteilen will. Ohne Zweifel hatten Thatendurst und Ehrgeiz ihren Anteil an Friedrichs Entschluß, aber sie so wenig wie die Rechtsfrage waren für Friedrich das Entscheidende. Vielmehr seine Pflicht gegen den Staat hatte er gemeint, zu vernehmen, wenn er in einer Welt, in der allein das Interesse regierte, nicht endlich einmal auch das Interesse seines Staates zur Geltung gebracht hatte. Wenn der Kampf um das österreichische Erbe entbrannte, so ware es ihm eine Thorheit erschienen, in unfruchtbarem Gezank um das ihm von allen Großmächten mißgonnte Berg zu ringen. Größeres stand auf dem Spiel, und er war bereit, in dem vorausgesehenen Kampf auf die Seite der letzten Tochter Habsburgs zu treten, für sie zu fechten, um ihr das ganze österreichische Erbe zu erhalten, sofern sie nur endlich die altpreußischen Rechte in Wirksamkeit treten ließ und nicht Ansprüche geltend machte, die ihre Vorfahren gegen alles Recht an sich gerissen hatten. Denn was ihren Vorfahren rechtlich nicht zugestanden, konne auch Maria Theresia nicht erben, konne es um so weniger, als Schlesien ein Mannlehen sei, das in Weiberhand nach deutschem Recht überhaupt nicht fallen durfe. Er war aber auch entschlossen, um den Verhandlungen wenigstens die Aussicht auf ein Gelingen zu geben, gleichzeitig die Waffen zu ergreifen. Denn eben dahin war es ja durch die hundertjährige Nachgiebigkeit gekommen, daß jede, auch die gerechteste, aber nur diplomatisch gestellte Forderung Preußens an den Mauern der Hofburg wirkungslos abprallte.

So traf den König der schnelle Tod des Kaisers keineswegs unvorbereitet. „Ich gehe nicht nach Berlin", schreibt er von Rheinsberg aus am 28. Oktober, „eine Bagatelle, wie der Tod des Kaisers, erfordert nicht große Bewegungen. Alles war vorhergesehen, alles vorbedacht. Also handelt es sich nur um die Ausführung von Entwurfen, die ich seit lange in meinem Kopfe bewegt habe." Wie auch der Minister Podewils, den er neben Kurt von Schwerin zur Beratung nach Rheinsberg berief, in angstlicher Erwagung der Folgen den jungen König zurückzuhalten suchte — er war entschlossen, seinen Staat „nicht der Treulosigkeit des Wiener Hofes zu opfern", er war entschlossen, sich nicht durch einfache Unterhandlungen „zu blamieren", sondern seinen Unterhandlungen den militärischen Nachdruck zu geben. Denn von allen Seiten kamen die Nachrichten über Rüstungen — es war kein Zweifel, daß die Kriegsflamme auflohen werde. Bayern schien, unter

französischem Schilde gedeckt, zuerst losschlagen zu wollen, aber schon setzte sich auch Sachsen in den Stand, von Rußlands Arm gehalten, Schlesien zu besetzen.

Unter mannigfachen Festlichkeiten arbeitete Friedrich mit einem Eifer, einer Hingebung ohnegleichen an seinem Plan. Die Aufregung der fremden Gesandten in Berlin, die nichts Sicheres erfuhren, wuchs von Tag zu Tag, und der Befehl der Mobilmachung setzte alles in tolle Verwirrung. Denn keiner der Gesandten erhielt die volle Kunde dessen, was Friedrich plante, und Podewils mußte die preußischen Gesandten anweisen, an jedem Hof anders zu sprechen. Allein dem österreichischen Gesandten Marchese Botta d'Adorno, der den Thronwechsel in Wien anzuzeigen und die Bitte um Kurbrandenburgs Stimme zur Kaiserwahl des Großherzogs von Lothringen vorzutragen nach Berlin kam, goß Friedrich ganz klaren Wein ein. Gegen Abtretung von Schlesien sei er bereit, die Sache Maria Theresias zu führen, ihrem Gemahl zur Kaiserkrone zu verhelfen und überdem zwei Millionen Thaler zu zahlen. Nur mit Komplimenten und schönen Beteuerungen wolle er sich nicht abfinden lassen, deshalb würden seine Truppen Schlesien zunächst besetzen. Eben dasselbe hatte der ständige preußische Gesandte in Wien, von Borcke, hatte namentlich ein außerordentlicher dorthin geschickter Bevollmächtigter, der Oberhofmarschall von Gotter, in der nachdrücklichsten Form vorzustellen.

In den ersten Tagen des Dezembers verließen die Truppen Berlin, am 14. Dezember brach der König selbst von seiner Hauptstadt auf in fröhlichster, hoffnungsreichster Stimmung, und am 16. Dezember ging er mit etwa 15 000 Mann Fußvolk und 5000 Reitern über die schlesische Grenze. „Ich habe", so schreibt er am gleichen Tage jubelnd seinem Minister von Podewils von Schweinitz aus, „den Rubicon mit wehenden Fahnen und klingendem Spiele überschritten. Meine Truppen sind beseelt von dem besten Willen, meine Offiziere von Ehrgeiz, und meine Generale brennen von Ruhmbegierde, alles wird nach unsern Wünschen gehen, und ich habe allen Grund, mir das Beste von meinem Unternehmen zu versprechen. Mein Herz weissagt mir alles Gute, und ein gewisser Instinkt, dessen Grund wir nicht kennen, sagt mir Glück und Erfolg voraus. Ich kehre nicht nach Berlin zurück, ohne mich meiner Ahnen, ohne mich der tapferen Truppen, die ich zu befehligen die Ehre habe, würdig gezeigt zu haben." Mit Freuden ward der König überall von den hartbedrängten Protestanten begrüßt, ihrer viele befreite er aus den Gefängnissen, in denen sie ihres Glaubens halber schmachteten, und nicht lange sollte es dauern, bis er auch viele der Katholiken gewonnen hatte. Bei Glogau ließ er 8000 Mann zurück, in Eilmärschen zog er nach Breslau, zog nach leicht getroffenem Vergleich durch das Schweidnitzer Thor am 3. Januar in die Stadt ein, umjubelt von der Bevölkerung. 1740 Dez.

Gleich darauf ging es weiter. Ohne nennenswerten Widerstand zu finden — nur bei Ottmachau kam es zwischen Schwerin und Browne zu einem leichten Gefecht — hatte er Ende Januar Schlesien besetzt. Allein Glogau, Brieg und Neiße hielten sich, mußten aber, wie Friedrich hoffte, im Frühjahr sich ergeben.

Fast mühelos war so das kühne militärische Manöver mitten im Winter geglückt, aber den erwünschten Erfolg, die Unterhandlungen in Wien zu glücklichem Ende zu führen, hatte es nicht gehabt. Das überraschte Friedrich nicht, denn er wußte, daß er es mit dem Hause Oesterreich zu thun habe, welches keinen Richter im Reich erkennen wolle, und von dem er keine Justiz zu erwarten habe. Maria Theresia, die ohne Kenntnis von dem historischen Verlauf des an Preußen ver-

übten Betruges war und von dem hartgesottenen Preußenhasser Bartenstein beraten wurde, beharrte auf der Ablehnung jeder Forderung Friedrichs und blieb dabei, daß Preußen bedingungslos zur Verteidigung ihrer Rechte verpflichtet sei. Auch daß der König mit einem guten Teile Schlesiens befriedigt sein zu wollen erklärte, dafür „Truppen, Allianz, die glänzende Aussicht auf die Kaiserkrone", die ihn doch auf die Menüur mit Frankreich führen mußte, anbot, machte wohl auf den Großherzog von Lothringen, nicht aber auf die Königin Eindruck. Sie glaubte auf die Mächte der pragmatischen Sanktion oder doch auf den Streit zwischen Frankreich und England zählen zu können, sie rechnete, daß der alte Gedanke der Vorherrschaft der vier Großmächte Rettung bringen müsse. In der That hatte man an allen Höfen die lebhafteste Begierde, bei dieser Gelegenheit Vorteile zu erlangen, aber zwischen dem Haß auf den jungen Emporkömmling, dessen kühnes Vorgehen man nur mit Zittern beobachtete, und dem Wunsche, von dem österreichischen Gerücht Gewinn zu ziehen, kam man zunächst nicht zu einem festen Entschluß. Nur Frankreich hatte seine Thätigkeit für die Kaiserwahl des bayerischen Kurfürsten begonnen, während Sachsen zu Österreich neigte. Aber im März schon erfuhr der König, daß von Dresden aus der Plan, „das detestable Projekt", durch Österreich, England, Holland, Rußland und Sachsen ihn niederzuwerfen, greifbarere Gestalt erhalten. Nun mußte er beweisen, daß er bereiter sei als seine Gegner, er mußte den ersten Schlag austeilen, und mußte es thun, solange er auf dem Kriegsfelde nur die Österreicher sich gegenüber sah. Denn schon sammelten sich ihre Truppen, belästigten die in Oberschlesien über ein weites Terrain zerstreuten Truppen Schwerins und wurden von den streng katholischen Bergbewohnern darin unterstützt. Friedrich selbst geriet einmal bei Baumgarten in Gefahr, gefangen genommen zu werden. Um so ungeduldiger war er, die Festung Glogau, welche die Zufuhr auf der Oder verspierte, endlich genommen zu sehen, und in der That nahm der Erbprinz von Dessau sie in der Nacht zum
1741 9. März durch „die schönste Aktion, die in diesem Seculo geschehen" mit stürmender Hand. General von Zeetze vom Schwerinschen Korps besetzte den Paß von Zuckmantel 15. März, es sollte die Einnahme von Neiße erfolgen. Gleichzeitig aber hatte Friedrich, um wenigstens die Sachsen und Hannoveraner im Schach zu halten, den Fürsten Leopold von Dessau mit 30 000 Mann dicht an der sächsischen Grenze bei Gottin, südlich von Brandenburg, ein Lager beziehen lassen, das in der That in Dresden den erforderlichen Schrecken erregte. An Hannover machte er die denkbar größten Zugeständnisse und fand damit auch Anklang. Denn es sei billig, meinten gar hochmütig die welfischen Minister, wenn Preußen gewinne, „daß man sie mitessen lasse". Doch schon hatte der Feldmarschall Neipperg auf den Nebenwegen des hohen Gebirges über Freudenthal den König, der von Jägerndorf aus die große Straße nach Neiße benutzte, überholt, erreichte vor ihm Neiße und durfte hoffen, dem König den Rückweg über Ohlau nach Breslau zu versperren. Soviel Truppen wie möglich zog der König nun heran, und durch außerordentlich angestrengte Märsche im haßlichsten Schneewetter kam er am 9. April bis in die Gegend von Grottkau und Michelau, aber vor ihm auf dem Wege nach Ohlau, wo die preußische Artillerie und die Lebensmittel waren, stand Neipperg mit etwa 9—10 000 Mann Infanterie und 6800 Mann Kavallerie. Am folgenden Tage
1741 Apr kam es bei Mollwitz zur Schlacht. Die furchtbare Heftigkeit des Geschützdonners auf dem rechten preußischen Flügel — neunzig Schüsse zählten die Oesterreicher

Plan der Schlacht bei Mollwitz.
Eigenhändiges Croquis des Königs Friedrich II., welches die Anlage zu einem Briefe vom 25. April 1741 an den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau bildete.
In etwa halber Größe des Originales im Herzogl. Haus- und Staatsarchiv zu Zerbst.

n der Zeit eines Vaterunsers — brachte die Ungeduld der feindlichen Kavallerie unter Römer zum Aeußersten, und, ohne die Aufstellung ihres Heeres abzuwarten, türzte sie auf die Kavallerie des rechten Flügels der Preußen und zersprengte sie. Vergeblich suchte der König, die Reiter, die ihn mit fortrissen, wieder zur Ordnung u bringen, und „exponierte sich selbst dergestalt, daß jedermann in den größten Aengsten Irethalben gestanden". Ebenso aber drang die österreichische Kavallerie uch auf dem linken Flügel vor, gelangte selbst hinter die preußische Schlachtordnung. Mitten zwischen den feindlichen Reitern standen zwar unerschüttert „wie die Mauern" die preußischen Bataillone „und fochten wie die Löwen", aber nun — es war gegen vier Uhr — trat auch bei ihnen, als sie von dem Feuer ihres eigenen weiten Treffens zu leiden hatten, ein Moment so bedenklicher Gefahr ein, daß er Feldmarschall Schwerin in höchster Sorge für die Person des Königs diesen um Verlassen des Schlachtfelds nötigte und „alte Offiziere keine Rettung mehr ahen". Jetzt befahl Schwerin in der sicheren Ueberzeugung, daß die Kavallerie llein eine Schlacht nicht entscheiden könne, den Angriff der Infanterie vom rechten Flügel aus. „Unter der größten Contenance, so nach der Schnur, als wäre es uf dem Paradeplatz", drang sie gegen die feindliche Infanterie, die noch gar nicht uf Schußweite herangekommen, an. Vor ihrem Schnellfeuer zerstob diese zunächst uf dem linken Flügel, und als Schwerin noch seinem linken Flügel die Feinde nzugreifen befahl, war die Schlacht entschieden. Neipperg mußte mit seinen

geschlagenen Truppen nach Neiße sich zurückziehen, während Friedrich auf das Schlachtfeld, von da nach Ohlau eilte. Zwei Tage hatte er weder geschlafen noch gegessen, und wenn auch zum Verlassen des Schlachtfeldes genötigt, hatte er doch, wie es in einem Feldbrief heißt, zur Schlacht „das meiste selbst disponiret", „und unsere vorher gemachte Disposition war gewiß magnifique, und sagen die ältesten Offiziers, daß sie niemalen nichts Schöneres gesehen". In glänzender Weise hatte Schwerin den Gedanken Friedrichs, in schiefer Schlachtordnung vorzugehen, verwirklicht.

Die nächste Folge der Schlacht war, daß die Truppe, die sich als unzulänglich gezeigt hatte, die Kavallerie, ganz anders und nur auf den Angriff hin ausgebildet wurde. Es ward ihr streng untersagt, sich angreifen zu lassen, täglich mußte sie „reiten und exerzieren". Schon im Mai fand der Oberstleutnant von Zieten und der Major von Winterfeldt Gelegenheit, die neue Schulung ihrer Husaren und Dragoner in dem glänzenden Gefecht bei Rothschloß gegen Baranyay, von dem Zieten in den Feldzügen von 1734 35 selbst gelernt, zu erweisen. Schier erstaunt sah der französische Gesandte im Juli, wie völlig anders die Truppe im Laufe eines Vierteljahres geworden.

Seltsam aber war es, wie wenig der Sieg auf die Anschauungen der anderen Mächte einwirkte. Freilich ließen alle fort und fort mit Friedrich unterhandeln, spielten die ehrlichen Makler oder die treuen Freunde, die nur gewissermaßen nebenbei doch auch ihr Interesse zu beachten baten. Der sächsische und mehr noch der englisch-hannoversche Hof waren vornehmlich bedacht darauf, Friedrich in dem Glauben an ihren guten Willen einzulullen, während nichts einleuchtender war, als daß weder Hannover noch Sachsen Preußen einen Zuwachs gönnen, sondern nur unter den augenblicklichen Verhältnissen ohne sonderliche Mühe eigenen Gewinn zu machen suchen würden. In der That ließ man alle Minen springen, Europa gegen Friedrich in die Waffen zu bringen, wußte im Haag zu hetzen, in Dresden zu schüren, in Petersburg zu drängen, in Wien zu ermutigen und brachte nicht nur ein Bündnis, sondern einen Feldzugsplan fertig, der mit englischen Subsidien das österreichische Heer verdoppeln, von Rußland 42000 Mann, von Sachsen 24000 Mann, von Hannover, Hessen, Dänemark 32000 Mann ins Feld stellen, die militärischen Kräfte von England, den Niederlanden, Rußland, Sachsen, Polen, Oesterreich gegen Friedrich vereinigen sollte. Längst wußte Friedrich, was man gegen ihn im Schilde führte, und mit den Erfolgen Englands in Amerika, mit dem Zurückweichen der französisch-spanischen Flotte vor der englischen legte England auch die Maske aufrichtiger Freundschaft gegen Preußen ab. König Friedrich konnte nicht mehr den geringsten Zweifel haben, daß ganz Europa ihm entgegengetreten und allein Frankreich, allenfalls auch Spanien ein Interesse habe, sein Unternehmen zu unterstützen. Wie sehr er ein englisches Bündnis gewünscht haben mochte, den fortgesetzten Finten, mit denen König Georg ihn zu amüsieren für gut fand, der Kunde von dem unter Georgs Aegide geplanten allgemeinen Angriff gegenüber, konnte der König sich nicht mehr der Einsicht verschließen, daß „diese Leute uns betrügen, daß König Georg uns zu Leibe will". Es gab, und wenn auch das alte Europa darob in allen Fugen krachen sollte, kein anderes Mittel, als den namentlich von Podewils so stark bekämpften Anschluß an Frankreich. Auch Friedrich, in der Meinung, daß Oesterreich und Preußen sehr wohl in dem herkömmlichen Reichssystem neben einander leben könnten, hatte lange gezögert, diesen Schritt zu thun und den Hof von Paris hinzuhalten gewußt, un-

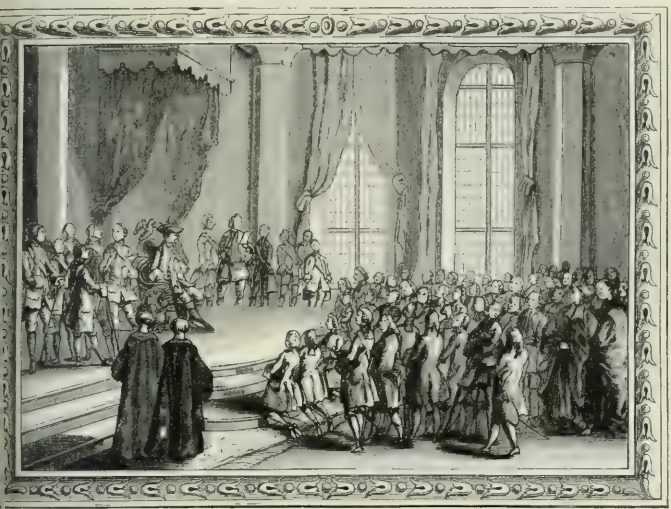
ermüdlich mit dem englischen Gesandten Lord Hyndford verhandelt, wiederholt alle möglichen Erbietungen zur Wahl des Lothringers in Wien gemacht. Aufs lebhafteste hatte sich dagegen der französische Gesandte Valory bemüht, und vor allem hatte der Marschall Belleisle, die Seele der Kriegspartei in Versailles, sowohl den langsamen Kardinal Fleury zum Entschluß gedrängt und im Lager bei Mollwitz den König für das französische Bündnis zu gewinnen gesucht. Belleisle wurde auch Zeuge der Belagerung von Brieg, bei der leider das alte Piastenschloß, „das Hauptwerk der Renaissance in Schlesien", in Flammen aufging. Endlich am 5. Juni ward das Bündnis mit Frankreich geschlossen. Friedrich erklärte sich zu der von Frankreich gewollten Wahl des bayerischen Kurfürsten zum Kaiser bereit und gab auch Berg auf. Frankreich dagegen übernahm es, den preußischen Besitz Niederschlesiens mit Breslau gegen jedermann zu verteidigen, übernahm es, Oesterreich zu förmlicher Abtretung zu nötigen und, was besondere Mühe gemacht, Schweden zum Bruche mit Rußland zu veranlassen. Endlich verpflichtete es sich, den Kurfürsten von Bayern nicht nur zu schützen, sondern ihn mit Geld und Truppen, wie auch durch eine Diversion am Niederrhein in den Stand zu setzen, Oesterreich nachdrücklich anzugreifen. 1741 Juni

Bald genug fühlte König Georg mit furchtbarem Schrecken, daß König Friedrich endlich wohl des fortdauernden Truges müde geworden und dasjenige angenommen, wo ihm gleichsam angetragen war. Aber keineswegs erwies sich nun das französisch-bayerische Bündnis für Friedrich irgendwie so nützlich, wie es sein konnte. Denn so sehr das französische Interesse Oesterreichs Niederlage forderte, so wenig war ihm eine Stärkung Preußens erwünscht. Mit Recht war Friedrich daher empört, daß das sorgfältig bewahrte Geheimnis bekannt geworden, daß Frankreich seine Versprechungen nicht hielt, keinerlei ernste Schritte zur Aufnahme der Feindseligkeiten that, und auch der Kurfürst Karl Albert von Bayern mit seinen 20000 Mann nichts unternahm.

Immer noch von dem Wunsche beseelt, mit Oesterreich sich zu einigen, wäre der König seinerseits daher selbst mit einem Teile nur Niederschlesiens zufrieden gewesen, aber das Anerbieten, das jetzt Maria Theresia durch den englischen Gesandten Robinson in Wien ihm in seinem Lager bei Strehlen machen ließ, ihm fünf Geviertmeilen des österreichischen Geldern und das Ländchen Limburg abzutreten, war mehr als „eine Insulte" zu betrachten, denn als Charakterfestigkeit der Königin zu loben. Gleichzeitig suchte Neipperg das preußische Heer zu umgehen und trotz des Verlustes von Mollwitz Breslau zu erreichen. Doch der König kam ihm zuvor. Durch einen Handstreich wurde die Stadt am 7. August vom Feldmarschall Schwerin besetzt und zur Huldigung genötigt, während die Stände von Niederschlesien und des „Distrikts bis über die Neiße" erst unter anderen Verhältnissen am 7. November „unter dem Jubel des Volkes" die Erblandeshuldigung leisteten. Monatelang gingen die Verhandlungen oft zweideutigster Art zwischen den einzelnen Höfen hin und her, voller Ungeduld ruft während derselben der König wohl aus: „wohlan, wie lange sollen wir noch warten, um uns von London und Wien düpieren zu lassen!" Denn jetzt noch hoffte Maria Theresia, Frankreich und Bayern für sich zu gewinnen, und an diese war sie zu Abtretungen in den Niederlanden, in Italien, ja in den österreichischen Vorlanden, in Schwaben und am Rhein bereit. Ende Juli hatten endlich die bayerischen Bewegungen mit der Besetzung Passaus begonnen, und ebenso sammelten sich nun zwei französische Heere, das eine unter Marschall Maillebois am Niederrhein, um mit den kurpfälzischen und kurkölnischen Truppen Hannover zu bedrohen, das andere im Elsaß

unter Marschall Belleisle. Mitte August ging dieses über den Rhein und konnte sich, da der schwäbische und fränkische Kreis Neutralitätsverträge abschlossen, mit den bayerischen Truppen vereinigen, mit ihnen unmittelbar auf Wien marschieren. Aber seltsam genug, kaum hatten sie die österreichische Grenze überschritten, freudig bewillkommnet auch hier von dem Volk, als sie wie angewurzelt, wie gefesselt stehen blieben, obwohl nicht die geringste Truppenmacht ihnen den Weg versperrte, und Wien völlig offen vor ihnen lag. Lebhaft stellte der König brieflich und durch seinen Grand-Maître d'Artillerie von Schmettau dem Kurfürsten von Bayern vor, daß man „die Römer nur in Rom fassen könne" und bei so günstigen Umständen dies eiligst thun müsse. Nur ausweichende Antwort erhielt er, und statt Wien wollte der Kurfürst durchaus im nächsten Frühjahr Prag einnehmen, Böhmen für sich gewinnen. Hierhin sollten auch die Sachsen, die jetzt ebenfalls in Paris das Kaiserdiadem ihrem Kurfürsten-Könige zu gewinnen trachteten, kommen, und sie wollten sich nach einem unter Vermittelung des Marschalls Belleisle abgeschlossenen Vertrage in Böhmen, Oesterreich, Tirol, Vorder Oesterreich, in Mähren und Oberschlesien teilen. Offenbar standen Bayern sowohl wie das freilich auch nach Oesterreich und England schielende Sachsen unter dem Einfluß Frankreichs, und weder dieses noch jene wollten für ihre Pläne irgend etwas leisten, sondern den Kampf sollte Preußen allein weiter führen. Frankreichs Plan war, Oesterreich völlig zu zerschlagen und mit den Scherben jene Fürsten zu vergrößern. So dachte es drei oder vier Mittelstaaten zu schaffen, die ihm nicht die Stirn bieten konnten, in Deutschland aber so sehr sich das Gleichgewicht hielten, daß Frankreich über das Reich die Herrschaft ausüben konnte. Und wie weit es diese Herrschaft schon thatsächlich in Händen hatte, bewies die unterwürfige Demut, mit der König Georg für sein Hannoverland die dann gewährte Neutralität in Paris erflehte, ja ein englisch-französisches Bündnis einleitete. Danach war es klar, daß, wenn es jetzt, solange die Franzosen und Bayern in Oesterreich einige Meilen von Wien standen, in Schlesien zur Schlacht kam, das Haus Habsburg verloren war; zugleich aber wäre auch Deutschland geknechtet gewesen und festgeschmiedet an den Wagen französischer Staatsweisheit. Niemals hat Friedrich das erste gewollt, das andere hätte ihn selbst vernichtet. Aber seine Truppen brauchten Erholungsquartiere, und was er gewollt hatte — Niederschlesien mit Breslau bis Neiße — jetzt endlich ließ Maria Theresia es hoffen. Völlig befriedigt damit, verstand sich Friedrich mit Neipperg
1741 Okt. und Lord Hyndford zu weiteren Besprechungen im Schlosse zu Klein-Schnellendorf und ließ das einzige Heer, welches Oesterreich hatte, zur Rettung Habsburgs frei abmarschieren, während er es vernichten konnte. Indessen nur eben für diesen Zweck der eigenen Rettung hatte Oesterreich überhaupt nachgegeben, dachte jedoch weder die Bedingung, unter der Friedrich allein ihm entgegen gekommen, zu halten, noch auch die schon gewährte Konsequenz zu ziehen. Die Königin brach die Zusage, die Verabredung völlig geheim zu halten und setzte den König damit der Rache der Franzosen, die schon Prag nahmen und Karl Albert die böhmische Krone aufsetzten, aus. Es kam der Königin um so weniger in den Sinn, den Frieden, wie verabredet, bis zum Schluß des Jahres zu zeichnen, als ihre Heere, nachdem der schlaffe, pedantische Broglie an Belleisles Stelle den Oberbefehl erhalten, in Bayern das entschiedene Uebergewicht gewannen. Wohl aber unterhandelte Maria Theresia in Paris und allerorten, Frankreich wußte in Petersburg Terrain zu gewinnen, und es drohte ein Friede geschlossen zu werden, der nicht nur Preußen allen

Früchte beraubt hätte, sondern zugleich das alte rivalisierende Uebergewicht Oesterreichs und Frankreichs über Deutschland wieder hergestellt hätte. Daher trat Friedrich dem erwähnten bayerisch-sächsischen Teilungsvertrage bei, schloß mit Bayern sogar einen unmittelbaren Bund und war vornehmlich bestrebt, wenigstens diesen Staat dem französischen Einfluß zu entziehen und einen Kaiser zu wählen, der möglichst unabhängig von Oesterreich wie von Frankreich allein im Reich und an Preußen seinen Rückhalt hatte. Mainz und Trier erklärten, sich nach Friedrichs Weisungen richten zu wollen. Sachsen und Hannover hatten sich unter dem



Huldigung der niederschlesischen Stände im Fürstensaal zu Breslau am 7. November 1741.
Nach der Radierung von Johann David Schleuen (arbeitete in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh.) in »Les actions glorieuses de Frédéric le Grand«, Berlin o. J. (nach 1763), etwas verkleinert.

reußischen Druck für die Wahl Karl Alberts bereit finden lassen. Von Friedrich so hing die Wahl ab. Jetzt förderte er sie energisch, und am 27. Januar 1742 1742
estieg Karl VII., einstimmig von allen Kurfürsten gewählt, den deutschen Kaiserstuhl.

Wenige Tage zuvor aber hatte Karl schon den dringendsten Hilferuf an riedrich gelangen lassen, da sowohl in Böhmen wie in Bayern bei der Unätigkeit der Franzosen und der Schwäche der Bayern die Gefahr, von den berlegenen österreichischen Heeren unter Khevenhüller überrannt zu werden, jeden ugenblick bevorstand. Dieser Gefahr gedachte Friedrich mit einem unmittelbaren Stoß auf Wien zu begegnen, der ihm die Entscheidung in die Hand geben und e dem selbstgefälligen Greise in Paris entwinden mußte. Denn mit der Einnahme

von Troppau und Olmütz durch Schwerin Dez. 1741 und mit dem eigenen Vormarsch nach Mähren hinein hatte er auch Sachsen genötigt, für den Augenblick mehr auf ihn als auf den Kardinal zu hören. In Wirklichkeit blieb man freilich, wovon sich der König zu allem Ueberfluß noch in einer persönlichen Besprechung mit dem Könige von Polen und dem Grafen Brühl überzeugen mußte, in Dresden dabei, Frankreich als den wahren Verbündeten anzusehen und zu fürchten, daß Friedrich die Franzosen aus Böhmen verjagen werde. Am 28. Januar war der König persönlich in Olmütz. In drei Heeren sollten die Kaiserlichen und Franzosen, Sachsen und Preußen auf Wien vorstoßen, im Juli hoffte Friedrich, den Frieden hergestellt zu sehen. Bis zur Thaya und March besetzte er das Land, während Schwerin bis Nikolsburg vorgedrungen war, die Zietenschen Husaren bis Stockerau, vier Stunden vor Wien, streiften. Doch eine über die Kriegskontributionen erbitterte, von Maria Theresia zu den Waffen gerufene, grausame Bevölkerung führte fortdauernd einen kleinen Krieg, der unendlich aufreibend war. Die Verpflegung der Truppen litt, da die Befehle des Königs nicht genau hatten befolgt werden können, auch sonst manchen Schaden, die Belagerung Brünns konnte nicht ins Werk gesetzt werden, und vor allem zeigten sich die Verbündeten um so kleiner, je großartiger der Plan angelegt war. Sachsen sowohl wie Kaiserliche und Franzosen zauderten, thaten das Gegenteil dessen, was sie thun sollten. In Angst und Sorge vor diesem entschlossenen König waren sie sogar alle bestrebt, hinter seinem Rücken ihren Frieden in Wien zu machen, während Friedrich alle Vorschläge der Königin, so günstig sie für ihn lauteten, ablehnte, da sie weder für Bayern noch für Sachsen die von ihnen verlangten Abtretungen enthielten. Zuletzt stand Friedrich, da die Verbündeten keine Miene machten, sich, wie verabredet, zu vereinigen und gemeinsam auf Wien zu marschieren, im südlichen Böhmen wie in der Luft, unfähig, in dem feindlichen Lande seinem Heere den nötigsten Unterhalt zu gewähren. Mit solchen Verbündeten war nicht zu rechnen, sie verdarben alles. Ihren Gewinn wollten sie alle machen, aber es erschreckte, daß auch Preußen gewinnen könne. Am 8. April brach der König auf, und in bewundernswertester Weise führte er den Rückmarsch aus. Namentlich die Nachhut unter Prinz Dietrich von Anhalt hatte scharfe Angriffe abzuwehren, mußte auch Olmütz dem nachrückenden Prinzen von Lothringen räumen, kam aber gleichfalls glücklich nach Troppau. Vorzüglich hatten sich die Truppen gehalten, hatten den König überzeugt, „daß, wenn es zu einer decisiven Affaire mit dem Feinde kommen sollte, ich von meinen Leuten

Besprechung des Königs Friedrich II. mit August II., König von Polen und Kurfürsten von Sachsen und dem sächsischen Minister Grafen Heinrich von Brühl wegen des Einmarsches in Mähren, am 19. Januar 1742 zu Dresden.

Radierung von Daniel Nikolaus Chodowiecki 1726–1801 zum „Historisch-genealogischen Kalender 1794". Originalgröße

alles haben werde, was man von einem ehrlichen braven Soldaten gewärtigen kann."

Auch die diplomatischen Verhandlungen hatten inzwischen nicht geruht, ballten aber die Gewitterwolken über Preußen nur um so dichter zusammen. Eine Schlacht konnte allein den Frieden erzwingen. Und schon schien die Armee des Prinzen Karl von Lothringen, auf Prag vorgehend, die Verbindung mit dem französischen Heere abzuschneiden. Endlich am 17. Mai früh standen Fürst Leopold von Anhalt und der Prinz von Lothringen bei Tschaslau einander gegenüber. 1742 Mai Von dessen 30 000 Mann hätten Leopolds 18 000 erdrückt werden können, doch nun kam auch der König heran, leitete, wiederum die schiefe Schlachtordnung wählend, die Aufstellung des Heeres zum Angriff vom rechten Flügel aus. Alsbald kamen die beiderseitigen Reitermassen in Kampf, bald diese bald jene, zumeist aber die österreichischen im Vorteil, dann hatte die Infanterie schwere Mühe in dem in Brand gesteckten Dorfe Chotusitz. Um ½11 Uhr vormittags aber gelang es dem König, eine Anhöhe zu besetzen, und unter dem Feuer der hier aufgefahrenen Artillerie konnte die Infanterie Chotusitz behaupten, den Feind in die Flucht schlagen. Jetzt ward Tschaslau bedroht, und nun wandte sich auch der Rest zur Flucht. „Noch nie hätten sie", sagten österreichische Deserteurs in Nürnberg aus, „eine so furchtbare Schlacht erlebt, die Preußen spieen lauter Feuer um sich". Das Schnellfeuer, die Bajonettangriffe, die ruhige Sicherheit der preußischen Bataillone, die Keckheit, mit der die preußischen Husaren die österreichischen Carrés sprengten, hatten eine heilsame Furcht unter den österreichischen Soldaten erzeugt.

Allerdings versuchte der Wiener Hof noch, die Niederlage als Sieg zu feiern, aber der Macht der Thatsache gegenüber mußte er sich beugen, der englischen Friedensvermittlung sich fügen. Und da der Kaiser keine Truppen mit irgend welchem Nachdruck operieren lassen konnte, da die Franzosen nach einem knappen Erfolg bei Sahay nicht nur erst recht ihr altes System des Zauderns und Nichtsthuns befolgten, sondern mit Begier an einem Frieden arbeiteten, der Schlesien nicht in Friedrichs Hand lassen sollte, ja über gemeinsame Operationen mit Rußland und Oesterreich gegen Preußen verhandelten, so mußte Friedrich, wenn anders er nach seinem Ausdruck „kein Don Quixote sein wollte", eilen, nicht überholt zu werden. Vor solch einem Frieden mußte er sich wohl oder übel zu sichern suchen. Er mußte, zufrieden, daß Sachsen wenigstens einzuschließen gelang, dem Drängen des englischen Gesandten nachgeben. Sollten nicht wieder, wie einst in den Zeiten des Großen Kurfürsten, die Feinde wie die Verbündeten unter sich einen Frieden schließen, dessen Kosten der brandenburgisch-preußische Staat zu tragen hatte, so durfte Friedrich „als Souverän, der andere Pflichten hat als der Privatmann, der für das Interesse seines Staates, für das Wohl seines Volkes verantwortlich ist", nicht anders handeln, als indem er, nachgebend in einer ganzen Reihe von Punkten, mit Oesterreich am 11. Juli zu Breslau Präliminarien und am 28. Juni 1742 zu Berlin den Frieden schloß, überzeugt, daß „Politiker und Militärs die Gründe, die ihn zum Frieden bestimmt, gutheißen werden". 1742 Juli

So war denn Schlesien mit der Grafschaft Glatz und einem Teile Oberschlesiens, aber ohne das alt-brandenburgische Jägerndorf preußisch geworden, um 640 Geviertmeilen, beinahe um ein Drittel seines Umfanges war der Staat gewachsen, und, was mehr war, in seinen Unterthanen war mit der staunenden

Bewunderung für das, was der König mit der so oft verspotteten Armee seines Vaters, ohne irgendwie neue Steuern zu erheben oder fremde Subsidien zu erhalten, geleistet hatte, die Freude an diesem Staate gewachsen und vertieft. Wenigstens ein Teil der Deutschen hatte nun wieder ein Vaterland und hatte auch Ursache, es zu lieben. Nur die Kabinette Europas waren keineswegs, wie Friedrich hoffte, gewillt, den neuen Zustand als einen endgültigen zu betrachten, den jugendfrischen Staat unter ihrer altehrwürdigen Genossenschaft zu dulden.

In Böhmen wie in Bayern schleppte sich nach dem preußischen Friedensschluß der Krieg der Königin von Ungarn gegen den deutschen Kaiser und Frankreich mit wechselndem Erfolge hin. Zuletzt behaupteten die Oesterreicher beide Länder, und nun führte auch König Georg seine Völker gegen den Kaiser ins
1744 Juni Feld. Ein neues französisches Heer verfiel, nachdem es bei Dettingen ihm vergeblich Widerstand zu leisten versucht hatte, in die alte Schlaffheit und Unthätigkeit, ging vier Wochen später über den Rhein zurück. Der deutsche Kaiser hatte weder, wo er sein Haupt hinlegen, noch wovon er sich sättigen sollte, aber traumhafte Pläne umgaukelten ihn noch immer, wie er allem Mißgeschick zum Trotz dort neue Mittel, hier Entschädigungen nicht nur für seine Erblande, sondern auch für seine Ansprüche an das habsburgische Erbe erhalten könne.

Die Hauptsache für England und Oesterreich war natürlich, den König von Preußen durchaus fern von jeder Mitwirkung bei der schließlichen Entscheidung des Kampfes gegen den Kaiser und Frankreich zu halten, und Friedrichs ganzes Augenmerk war nur darauf gerichtet, den Kaiser aufrecht zu erhalten und den allgemeinen Frieden herzustellen. Allen Mächten predigte er, wie er selbst schreibt, Mäßigung, suchte die einen zu besänftigen, die anderen zurückzuhalten. In erstaunlichem Maße bezwang er seinen Stolz, sein lebhaftes Temperament, seinen Unwillen gegen den königlichen Oheim von London und die hoffartige Art seiner Minister und Gesandten. Er selbst freute sich darüber, daß er seine natürliche Lebhaftigkeit besser im Zaume hielt, als die Welt erwartete. Er begnügte sich, nachdem ihm der Plan, eine Neutralitätsarmee gegen Oesterreich und England aufzustellen, mißglückt war, auch jetzt mit dem Versuche, einen Fürstenbund zum Schutze des Kaisers ganz nach den Formen des alten Reiches und mit der Bereitwilligkeit, die Reichsarmee so gut wie ganz aus preußischen Truppen zu bilden, aufzurichten. Hatte er doch seinen Schatz schon wieder auf die überraschende Höhe von sechs Millionen, sein Heer bis auf 140 000 Mann gebracht und es ganz neu geschult! Aber völlig schlug der Versuch fehl, und je uneigennütziger die von Friedrich betriebene Reichspolitik, für die er sogar eine eigene Reise an die kleinen Fürstenhöfe nicht scheute, war, um so nackter zeigte sich ihm die bodenlose Verschrobenheit aller Reichsverhältnisse.

Zur größten Verwunderung der fremden Mächte und der eigenen Minister glückte dem Könige nach dem Aussterben der Fürsten von Ostfriesland aus dem Hause Cirksena damals die schon dem Großen Kurfürsten rechtlich zugesicherte, aber während des ganzen Jahrhunderts aufs lebhafteste angefochtene Besitznahme
1744 Mai von Ostfriesland (16. Mai 1744).

Doch ohne Frage zuckten am fernen Horizont Blitze auf, die das nahende Unwetter prophezeiten. Kaum war noch daran zu zweifeln, daß die Wahl des Großherzogs Franz zum Kaiser irgendwie durchgesetzt werden würde, und wenn das Mißglücken der Reichspolitik dem Könige eine solche auch gründlichst verleidet haben

nochte, so konnte er den Kaiser Karl VII., für dessen Wahl und Erhaltung er das meiste gethan, nicht sinken lassen. Gerade weil er das aber nicht konnte, bedrängte die Königin von Ungarn den Kaiser immer härter. Denn dadurch zwang sie den König, für den Vergewaltigten das Schwert zu ziehen, und konnte ihn dann der ehrbaren Welt als denjenigen darstellen, der wieder einmal den Frieden breche. Zwischen Oesterreich und Sachsen war im Dezember 1743 ein 1743
Vertrag geschlossen, den der sächsische Minister als ganz unschuldig darzustellen liebte, der aber im letzten Grunde sich mit vollster Bestimmtheit gegen Preußen richtete, ihm jede Hilfe für den Kaiser unmöglich machen sollte. Schlimmer war noch, daß der von den Höfen zu Wien, London und Turin im September ein- 1743 Sept.
gegangene Wormser Vertrag, der jetzt zur Kenntnis des Königs kam, ausdrücklich die Gewähr für die Lande, welche in Gemäßheit der früheren Verträge die drei Mächte „gegenwärtig besitzen oder besitzen sollten", aussprach, d. h. für Oesterreich auch Schlesien. Kam hierbei die Gewähr des Turiner Hofes für Friedrich zunächst weniger in Betracht, so fielen die englischen und österreichischen Intriguen am Petersburger Hof, sowie ein sächsisch-russischer Vertrag um so mehr ins Gewicht. Ins Ungemessene gingen die österreichischen Rüstungen, alles „bis aufs Hemde" sollte gewagt werden, Provinz auf Provinz abgegeben, um nicht nur Schlesien wieder zu gewinnen, sondern um „das Ungeheuer" zu vernichten.

Aus den mündlichen Berichten seines nach Neiße, wo er zur Inspektion weilte, gerufenen Gesandten, des Grafen Fr. Lud. zu Dohna, scheint Friedrich die letzte Sicherheit seiner Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß „der böse Wille der Königin sich mehr und mehr enthülle", daß alle ihre Versicherungen, den Frieden gewissenhaft zu halten, ihn nur einschläfern sollten, daß sie und ihre Verbündeten, sobald nur der Friede mit Frankreich geschlossen sei, plötzlich über ihn herfallen und ihn in den Abgrund stürzen würden. Dagegen müsse er seine Maßregeln ergreifen, „müsse sich der Flut von Unglück, mit der die Königin und ihre Clique das Reich und den Kaiser bedrohe", entgegen werfen. Denn „es wäre Thorheit, einem Unglück nicht zuvorkommen zu wollen, wenn man die Mittel in Händen hat, sich davor zu schützen". Die harte Not zwinge ihn, so urteilte er selbst, zu handeln, ob er wolle oder nicht wolle.

Im Mai verpflichtete er sich daher aufs neue, den Kaiser und die Reichs- 1744 Mai
verfassung aufrecht zu erhalten, wogegen ihm dieser drei Grenzkreise von Böhmen, das Friedrich ihm wieder erobern werde, sowie den Rest von Oberschlesien zusicherte. Von den Reichsfürsten traten diesem, als konföderierte Union geplanten Bunde allerdings nur Kurpfalz und Hessen bei, während man die Hoffnung auf die Zustimmung auch anderer Reichsfürsten im Hinblick auf deren durch Hannover und Oesterreich gefährdete Lage schließlich hatte aufgeben müssen. Umsomehr kam auf die Haltung Frankreichs an.

Mit Freuden und überraschendem Entgegenkommen war Graf Rothenburg, den Friedrich ohne jeden bestimmten Antrag, nur um zu hören, nach Paris gesandt hatte, von Ludwig XV. empfangen, und am 5. Juni wurde das Bündnis von Paris 1744 Juni
zur Rettung des Kaisers und Eroberung Böhmens für diesen ganz nach den Wünschen Friedrichs fertig. Endlich schien wirklich sowohl am Hofe wie im Heere Frankreichs Thatkraft, Wille und Entschiedenheit wieder zu herrschen. Wenigstens erklärte Frankreich nun sowohl an England wie an Oesterreich den Krieg, und die bisher aufrecht erhaltene trügerische Vorstellung, als ob England

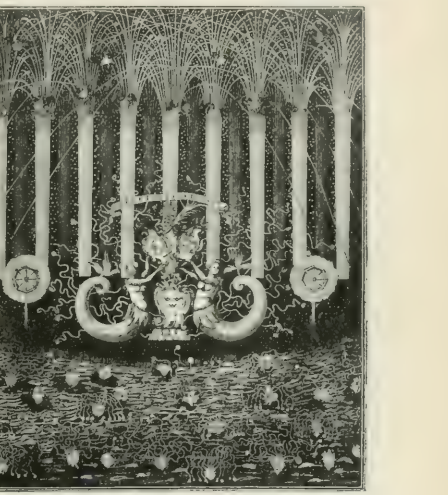
und Frankreich, deren Truppen im Felde einander gegenüber standen, im Frieden lebten, wurde zerstört. Ja, wenn Friedrich immer als Vorbedingung der Vereinigung mit Frankreich verlangt hatte, daß es mit Nachdruck handle, daß alles Nerv sei, kein Augenblick unausgefüllt, thatenlos bleiben dürfe, so schien Ludwig XV. auch diese Bedingung zu erfüllen entschlossen. Er selbst war schon anfangs Mai in das Lager zu seinen Truppen nach Flandern abgegangen, und in reißend schnellem Fortschritte hatten die Franzosen, während die Holländer noch immer um Frieden verhandelten, im Juni Festung auf Festung genommen. Aber am Oberrhein erlitten die Kaiserlichen schwere Verluste, und die Franzosen zogen sich zurück, zersplitterten sich. Prinz Karl von Lothringen, der jede Rücksicht auf die Neutralität der Kreise außer Acht gelassen, ging nach einjährigem Zaudern mit seinen Oesterreichern bei Mainz nun über den Rhein, war in der Lage, den Kaiser in Frankfurt gefangen zu nehmen.

Bisher hatte Friedrich unter anderem auch deshalb gezögert, die Entscheidung durch das Schwert herbeizuführen, weil er durch ein Bündnis mit Rußland erst seinen Rücken gedeckt wissen wollte. Aber trotz des Friedensschlusses zwischen
1741 Juli Rußland und Schweden und trotz der Vermählung des schwedischen Thronfolgers mit der Prinzessin Ulrike von Preußen, der Verlobung des russischen mit der Prinzessin von Zerbst gelang es der von Bestuschew geleiteten Opposition in Petersburg, die Kaiserin Elisabeth in fortwährendem Schwanken zu halten, ja zur Ausweisung des französischen Gesandten La Chetardie zu vermögen. Das einzige, was Friedrichs Gesandter Mardefeld erreichen konnte, war, daß, wenn der König von der Kaiserin auch nichts zu hoffen, so doch auf sechs Monate auch nichts zu fürchten habe. Das genügte zunächst, und Friedrich sah nun den Augenblick gekommen, das Tribunal der Könige anzurufen, um den deutschen Kaiser, das deutsche Reich, seine deutschen Bundesgenossen, wie die neutralen deutschen Fürsten vor Oesterreich zu sichern. Die Ruhe und Wohlfahrt seines Vaterlandes zu retten war — so gesteht er selbst — sein einziges Ziel. Er könne es nicht dulden daß die Königin von Ungarn die Gesetze des Reiches mit Füßen trete und der Kaiser, den das ganze Reich erwählt, aus Deutschland vertreibe.

1744 Aug. Am 11. August überschritten die ersten preußischen Truppen die Grenze marschierten — gerade so, wie zur Zeit des nordischen Krieges die Sachsen durch die Mark und Magdeburg, nur in strengster Manneszucht — durch Sachsen in drei Kolonnen hindurch nach der böhmischen Grenze. Am 2. September langte Friedrich selbst vor Prag an, am 6. wurde bei Beraun in einem heißen Gefecht
16 Sept. gestritten, und am 16. früh 7 Uhr mußte der General Harsch Stadt und Festung Prag dem Könige übergeben. Alle Vorräte, 140 Geschütze, gegen 7000 Zentner Pulver fielen in die Hand des Siegers, und 11000 Mann streckten das Gewehr. Sofort ging es weiter, und bis zum 1. Oktober waren Tabor, Budweis und Frauenberg in Friedrichs Händen.

Nur zu bald zeigte sich indessen, daß Friedrichs Voraussetzung für den Feldzug wenigstens einige Energie bei den Franzosen und Kaiserlichen zu finden, auch diesmal eine irrige war. Der Herzog von Noailles ließ den Prinzen Karl von Lothringen ungestört über den Rhein zurückgehen, und, unbelästigt durch die Truppen des Kaisers, konnte Prinz Karl mit seinem Heere Böhmen erreichen, sich am 22. Oktober mit den Sachsen vereinigen. Und so geschickt leiteten er und Graf Traun die Märsche, daß der König die genommenen kleinen Festungen opfern und jede Hoff

nung, endlich eine Schlacht schlagen zu können, aufgeben mußte. Immer wich ihr der Feind aus, und um sein Heer vor den Qualen des Hungers, dem Jammer einreißender Krankheiten zu retten, ging Friedrich am 8. November über die Elbe. Noch hoffte er, Prag und damit Böhmen behaupten zu können, sandte Graf Rothenburg mit Verstärkungen nach Prag. Als aber die Oesterreicher in der Nacht des 19. November 1744 bei Selmitz den Uebergang über die Elbe ver- 1744 Nov
suchten, da widerstand ihnen zwar Georg von Wedell mit seinem Bataillon und hielt mit einer Handvoll Leuten unter dem furchtbarsten Feuer, wie voller Bewunderung der Prinz von Lothringen rühmte, fünf Stunden lang die österreichische Armee auf. Aber so glänzend diese vom Könige mehrfach gefeierte und mit dem Widerstande, den einst Leonidas bei den Thermopylen leistete, verglichene Heldenthat war, so konnte ein einzelnes Bataillon nicht hindern, daß die Oesterreicher die Elbe überschritten und damit den König, der wiederholt vergeblich eine Schlacht zu erzwingen suchte, nötigten, mit seinem völlig entkräfteten Heer nach Schlesien zurückzugehen. Nachdem sich der Generallieutenant Graf Nassau von Kollin aus durch einen der glänzendsten Rückzüge mit dem Könige vereinigt hatte, erfolgte der Rückmarsch nach Schlesien. In der Mitte Dezember waren die Truppen — auch die Besatzung von Prag unter Graf Einsiedel hatte sich glücklich durchgeschlagen — auf 1744 Dez.
schlesischem Boden, bezogen hier die Winterquartiere.



Wasserfeuerwerk beim Kgl. Schlosse zu Charlottenburg anläßlich der Vermählung des schwedischen Thronfolgers Adolf Friedrich mit der Prinzessin Luise Ulrike von Preußen am 21. Juli 1744.
Radierung von Johann Georg Schmidt (thätig in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts), auf etwa 1/6 verkleinert.

Der so glänzend begonnene Feldzug war völlig mißglückt; massenhaft, „ohnegleichen in der Geschichte", waren die Desertionen der geworbenen Mannschaften im preußischen Heere, und selbst über das Offizierkorps werden Stimmen laut, die es als kleinmütig schildern. Namentlich wurde es schon jetzt unter den Militärs eine leidige Gewohnheit, die bis auf unsere Tage die Geschichtschreibung getrübt hat, über des Königs militärische Begabung abfällig zu urteilen. Mit Sicherheit sagte man einen schlechten Ausgang unter solcher Leitung voraus. Und wenn nun dem militärischen Mißgeschick diplomatische Niederlagen folgten, so schienen die Zaghaften und Kleinmütigen, schienen die Alltagsmenschen, wie der Minister von Podewils und der

Preußische Militär-Kostüme zur Zeit Friedrichs II.
Von dem Einzelblatt eines unbekannten Künstlers im Hohenzollernmuseum zu Berlin. Originalgröße.

Kabinettsrat Eichel an der Spitze, nur allzu recht zu haben. In der That begegneten sich die Seemächte und die Höfe von Wien und Dresden einmütig in dem Wunsche, Preußen und diesen König, „den Gott verblendet zu haben scheine“,
1745 zu verderben, unterzeichneten am 8. Januar 1745 eine Quadrupelallianz. Rußland rüstete eine gewaltige Armee aus, um in Ostpreußen einzufallen, und auch am Hofe zu Paris schwand die Neigung für das preußische Bündnis völlig dahin. Endlich erwiesen sich alle Friedensbemühungen als eitel, selbst der plötzliche Tod des Kaisers und der Friede, den nun der junge Kurfürst von Bayern mit Maria Theresia zu Füssen schloß, erhöhte nur den Mut der Königin, auch Preußen niederzuwerfen, wofür ein neuer Vertrag mit Sachsen das Nähere schon feststellte. Friedrich allein war voller Zuversicht, ließ in Berlin die Hoffestlichkeiten beginnen, obwohl er selbst fühlte, daß man erstaunen müsse, ihn in der schwersten Krisis seines Lebens so ruhig zu finden. Aber er habe viel über sich gewinnen müssen, erklärt er, ehe er diese Unempfindlichkeit sich verschafft habe. Wenn man sich die Freiheit des Geistes erhalten wolle, die unter seinen Umständen so nötig sei, so gäbe es kein anderes Mittel, als sich für alle Ereignisse fertig zu machen. Dem Himmel sei Dank sei er in einer Gemütsverfassung, mit kaltem Blute an allen den großen Vorbereitungen zu arbeiten, die er zu treffen habe, darum aber habe er innerlich nicht weniger gelitten, ja Stockschläge habe er seiner Seele gegeben, auf daß sie geduldig und still werde. An den Mut der Königin Maria Theresia erinnert er, die, den Feind vor den Thoren ihrer Hauptstadt erblickend, nicht verzweifelte, an den Schiffskapitän denkt er, der hochherzig zuletzt selbst die Lunte in den Pulverraum wirft, dem Feinde die Hoffnung auf die Eroberung des Schiffes zu nehmen. Entweder, so gilt es ihm, ist die Macht Preußens zu behaupten, oder alles, was preußisch ist, solle untergehen, mit ihm begraben werden.

Der alte Dessauer, Graf Nassau und General von Lehwald hatten den Winter hindurch mit glücklichem Erfolg die Feinde von den schlesischen Grenzen
1745 11. Mai abgehalten, auch die Franzosen hatten am 11. Mai bei Fontenoy siegreich gefochten. Aber weit wichtiger noch war, daß Friedrich durch seinen Geist, durch seine mit Takt und feinem Sinn gespendeten Worte des Lobes wie des Tadels seine Truppen mit frischem Mut und fester Zuversicht zu beleben wußte, so daß der neue Feldzug sieges- und hoffnungsfroh begonnen werden konnte. Wundervoll

Preußische Militär-Kostüme zur Zeit Friedrichs II.
Von dem Einzelblatt eines unbekannten Künstlers im Hohenzollernmuseum zu Berlin. Originalgröße.

war das kecke Reiterstückchen, mit dem Zieten im Mai sich mit 500 Husaren durch 6000 Feinde hindurch schlug, dem Markgrafen Karl bei Jägerndorf den Befehl zur Vereinigung mit dem Heere des Königs zu bringen. Herrlich war der Strauß bei Bratsch, durch den ein Schwerin diese Vereinigung bei Frankenstein ermöglichte, heldenmütig das Gefecht, mit dem Winterfeldt bei Landeshut Nadasdy zurückwies. Endlich schien das Glück wieder den schwarz-weißen Fahnen zu lächeln. Aber ein großer Schlag, eine Schlacht war unter allen möglichen Dingen das Einzige, was dem Könige frommte, „die Arznei, die über das Schicksal des Kranken binnen wenigen Stunden entscheiden mußte".

Am 1. Juni hatte er sein Hauptquartier nach Jauernick verlegt, alle Gebirgspässe hatte er freigegeben, um den Feind in die freie Ebene bei Hohenfriedberg hinauszulocken. Endlich nach langem Warten kamen die Oesterreicher und Sachsen aus dem Gebirge heraus, und der Feind „war da, wo wir ihn haben wollen", lebte aber in voller Sicherheit, mit seinen etwa 70 000 Mann die nur auf 40 000 Mann geschätzten Preußen vollständig zu schlagen, ja sie „mit den Hüten aus dem Lande zu jagen" und selbst nach Berlin zu marschieren. Aber 60 000 waren ihrer, und unbemerkt von den Oesterreichern hatten sie abends acht Uhr am 3. Juni ihr Lager verlassen, waren, während alle Wachtfeuer im Lager unterhalten wurden und die Feinde täuschten, bis um Mitternacht nach dem Striegauer Wasser marschiert. Um vier Uhr morgens ertönten die ersten Kanonenschüsse. Selbst noch im Aufmarsch begriffen, befahl der König den Angriff, um sechs Uhr waren die Sachsen vollständig geschlagen, um sieben wußte der König, daß die Schlacht gewonnen. Und nun vernichtete der furchtbare, ungestüme Angriff der Bayreuther Dragoner unter General von Geßler ein österreichisches Bataillon nach dem anderen. 66 Fahnen, eine unerhörte Zahl, und 2500 Gefangene waren der Erfolg allein dieses glänzenden Angriffs. Buddenbrock, Stille, Kyau, Zieten und Geßler waren es, die in der Schlacht das meiste gethan, der Plan aber, die Anlage, die Leitung und der Erfolg waren allein das Werk des Königs. Gegen 10 000 tote und verwundete Feinde bedeckten das Schlachtfeld, 25 000 vermißte Prinz Karl von Lothringen, der seines Sieges so sicher gewesen, beim nächsten Appell, 66 Geschütze, 8 Paar Pauken, 76 Fahnen, 7 Standarten waren in die Hände der Preußen gefallen.

3. Juni 1745

Mit dem Tode des Kaisers war der Grund zum Krieg für Friedrich fortgefallen; nun nach dieser glorreichen Schlacht hoffte er nicht nur auf Frieden, sondern auf eine lange Ruhe. Nur bis Königgrätz wollte er selbst nach Böhmen rücken, während Graf Nassau den letzten Rest der Oesterreicher aus Schlesien verjagte. Nichts mehr hoffte und wünschte der König, als ein baldiges Ende des Krieges zu sehen. Aber Monate sollten noch vergehen, ehe daran zu denken war. Daß die französische Armee unter Conti trotz erneuter Zuzügen Ludwigs XV. über den Rhein zurückging, machte die Oesterreicher zu Herren des Südwestens und damit die Wahl des Großherzogs Franz immer sicherer. Indessen die bedeutenden Erfolge der Franzosen in den Niederlanden und die Landung des stuartischen Kronprätendenten nötigten König Georg – obwohl er als Kurfürst von Hannover noch im Juli mit Sachsen Polen einen Vertrag geschlossen zur vollen Teilung der Länder des Preußen Königs, dem nur die Marken und Pommern verbleiben sollten — den Frieden zu suchen. Und da Friedrich auf alle Erwerbungen verzichtete, kam wirklich
1745 mit England am 26. August der Vertrag von Hannover zu stande, auf Grund
26. Aug dessen der Friede mit Oesterreich in sechs Wochen geschlossen werden sollte, und der auch nach französischer Auffassung den Frieden Frankreichs mit den Seemächten herbeiführen konnte. Preußen gab seine Zustimmung zur Kaiserwahl des Großherzogs und begnügte sich mit den Bestimmungen des Breslauer Friedens.

Aber wie weit war Maria Theresia entfernt davon, Schlesiens Abtretung wieder zuzugestehen, jetzt wo die Franco-Bavaren nicht mehr im Lande waren, wo sie nur mit den Preußen zu thun hatte! Wie hatte Sachsen-Polen all die schönen Hoffnungen auf preußische Länder dahinfahren lassen sollen, ohne die Schärfe von Friedrichs Degen gefühlt zu haben! In vollkommen verfassungswidriger Form und unter absichtlichem Ausschluß von Brandenburg und Pfalz wurde unter dem Schutz der ausländischen Waffen der Großherzog Franz im September zum Kaiser gewählt, und weder das Manifest Friedrichs gegen die Wahl, noch auch sein erneuter Versuch, sich mit der Königin zu verständigen, beachtet. Mit Leidenschaft vielmehr drängte Maria Theresia ihren Schwager, den Prinzen Karl, mit einem entscheidenden Schlage den König zu zerschmettern. Und wenn diesen der Mangel an Lebensmitteln schon genötigt hatte, bis in die Nähe von Trautenau zurückzugehen, so schien die Sorglosigkeit, mit der er bei Staudenz sein Lager aufgeschlagen, seine Truppen bis auf 22 000 Mann detachiert hatte, den um die Hälfte starkeren Oesterreichern den Sieg in die Hände zu geben. Friedrich war überzeugt davon, daß Prinz Karl mit seiner geschlagenen Armee nicht wagen werde, sich einer neuen Gefahr auszusetzen, beschloß aber doch auf beunruhigende Nachrichten, die am 29. September einliefen, am folgenden Tage sein Lager abzubrechen. Da plötzlich früh um fünf Uhr dieses Tages erfuhr Friedrich die
1745 30. Sept Ankunft des feindlichen Heeres und, eingeklemmt rechts durch die von den Oesterreichern besetzten Höhen, links von der Aupa, ohne Hoffnung auf einen Ausweg, schien er nicht nur erliegen, sondern in der That völlig vernichtet werden zu müssen. Aber je gefahrvoller die Lage, um so schneller, um so genialer der Entschluß des Königs. Unter den Kanonen des Feindes erfolgte um sieben Uhr der Abmarsch aus dem Lager. Mit verhängtem Zügel rasen Buddenbrocks Schwadronen gegen die feindliche Kavallerie hoch oben auf den Grammer Höhen; und so gewaltig war der Angriff, daß das Unmögliche erreicht wurde. In einer Stunde waren 53 österreichische Schwadronen von der Höhe verjagt. Gleichzeitig gewann der

Sturmangriff der preußischen Infanterie, freilich unter schweren Opfern — unter ihnen der Leonidas von Selmitz, Georg von Wedell — Höhe auf Höhe. Und nachdem der rechte Flügel geworfen, wird der linke durch den Sturm des Prinzen Ferdinand von Braunschweig die Höhen hinauf gejagt und durch die Schwadronen Rochows aufgelöst und zersprengt. Nach fünf fürchterlichen Stunden, in denen der Tod eine schreckliche Ernte hielt, war der Feind in voller Flucht nach Soor.

Freilich das Lager hatte Friedrich preisgeben müssen, und Nadasdy hatte den Kampf benützt, um es völlig zu plündern. Die Kriegskasse, selbst die Bagage des Königs, seine Bücher, seine Flöte waren geraubt, des Königs Kabinettsrat Eichel gefangen von dannen geschleppt. Der König „lebte von der Gefälligkeit der Offiziere". Und trotz des neuen wunderbaren Sieges, und obwohl die Zeit,

Schlacht bei Soor am 30. September 1745.

Radierung von Johann Georg Schmidt (arbeitete in der ersten Hälfte des 18. Jahrh.), auf etwa 1/3 verkleinert.

welche der Vertrag mit Hannover zum Friedensschluß mit Oesterreich festgesetzt hatte, verstrich, blieb der König bei seinem Wunsche nach Frieden, hoffte, ihn im November zu haben, und begnügte sich auch jetzt mit den Bestimmungen des Breslauer Friedens.

Doch nicht so die Feinde. Vielmehr sollte jetzt der Hauptkampf erst angehen, und nicht einmal wollte man nach der Gewohnheit jener Zeit während des Winters die Waffen ruhen lassen. Im November erkannte der König, daß das Schwerste ihm noch bevorstehe. Er erfuhr, daß das ganze Reich gegen ihn aufgeboten werden sollte, daß die Oesterreicher durch die Lausitz nach Schlesien gehen, die Sachsen aber, durch zwanzig österreichische Bataillone, die der Feldmarschallleutnant Brünne vom Rhein heranführte, verstärkt, bei Halle operieren, daß die Hannoveraner nach dem Eichsfeld marschieren, daß an der Saale und Elbe wie in der

Lausitz, ja auf dem rechten Ufer der Oder gekämpft werden sollte. Auf die Zerstörung der Verbindung Schlesiens und Brandenburgs, auf die Besetzung der Marken, die Fortnahme Berlins, die vollkommene Vernichtung Preußens war der Plan zugeschnitten.

Der König hatte seine Truppen aus Oberschlesien zurückgezogen, jenseits des Bober, wenige Meilen westlich von Liegnitz, stand er mit 30 000 Mann, erwartete den Einmarsch der Feinde in die Lausitz. Am 21. November erfolgte er, und „wie eine Rakete" fuhr der preußische Angriff unter sie. Bei Katholisch-
1745 Hennersdorf kam es am 23. zu einem so glücklichen Gefecht, daß Prinz Karl,
23. Nov. statt westlich auf Dresden zu marschieren, in voller Flucht, verfolgt von Winterfeldt, sich nach Böhmen wandte, erst jenseits der Grenze Halt machte. Alle Magazine, alle Bagage, an 5000 Mann hatten die Oesterreicher verloren, während Friedrich höchstens 30 Tote und 70 Verwundete hatte. „Gott sei gelobt, die Feinde sind geschlagen", so schreibt der König unendlich befriedigt, „und ich habe alles, was ein General thun kann, mit möglichst wenig Blutvergießen und mit größter Wirkung gethan."

Auch das Grumnesche Corps gab nun seinen Marsch nach Lübben auf, ging von Torgau nach Bautzen, von da noch näher an die Elbe nach Königsbrück. Neue Friedensvorschläge, die Friedrich großmütig auch jetzt dem in die Enge getriebenen Dresdener Hofe auf Grund des Vertrages von Hannover machte, beantwortete dieser mit seiner Abreise nach Böhmen. Und alle Kräfte bot Maria Theresia auf, den Kampf fortzusetzen, Zeit zu gewinnen, um den Anmarsch der schon bis in die Nähe von Memel vorgerückten Russen von Osten, der Truppen des Feldmarschalls Traun vom Rhein her zu ermöglichen, um den Frieden mit Frankreich, die Unterstützung des Reichs herbeizuführen. Schon erfuhr Friedrich, daß sich König Georg von der Konvention von Hannover losgesagt habe, und längst war es ihm ja klar, daß allein der Friede mit Sachsen den mit Oesterreich herbeiführen werde, und daß dieser nur durch Gewalt zu erzwingen sei. Fortwährend versucht ihn Friedrich noch auf gütlichem Wege herzustellen, aber er fühlt, „erst auf dem Glacis von Dresden werden die Leute einen Frieden schließen, der für sie um so schimpflicher sein wird, da sie ihn hätten vermeiden können."

Der König hatte gegen die Sachsen ein besonderes Korps unter dem alten Fürsten von Anhalt bei Halle bestimmt, aber dieser wurde mit seinen Vorbereitungen nicht fertig, trotzdem die Marschbefehle für die Regimenter schon am 12. November gegeben waren. Da endlich am 29. November überschritt er, vom Könige täglich gedrängt und gemahnt zu thatkräftigem Vorgehen, die sächsische Grenze, besetzte am 30. Leipzig. Dann wieder zögernd, ja nach Torgau ausweichend, war er, nur den strengsten Weisungen des Königs folgend, endlich am 12. Dezember in Meißen eingetroffen, während der König auf dem rechten Ufer der Elbe mit seinem rechten Flügel wenige Meilen davon bei Großenhain stand. Am
1745 15. ging er auf Dresden vor, auf dem linken Ufer bei Kesselsdorf traf der Fürst
15. Dez. den Feind in der festesten, unangreifbaren Stellung. Aber „Im Namen Jesu, Marsch!" kommandierte er, und wieder mußten die Bataillone bergan und ungedeckt gegen den wohlverwahrten Feind auf eisbedecktem glatten Boden anstürmen. Furchtbar war das Ringen, aber beim Eintritt der Dämmerung hatte man Kesselsdorf genommen, und um vier Uhr hatte Prinz Moritz, durch den vom Frost eisglatten Zschamer Grund vorgehend, auch den linken und den Rest des rechten Flügels geworfen.

So gewaltig war die Wirkung dieser schönsten aller Waffenthaten des alten Dessauers, daß auch die gar nicht ins Feuer gekommenen Scharen Grünnes und des Prinzen Karl beim großen Garten bei Dresden, etwa noch 60 000 Mann stark, sich der Flucht nach Böhmen anschlossen.

Unter furchtbaren Verlusten war der Sieg errungen, aber über 6800 Mann waren gefangen, und der Kanonendonner von Kesselsdorf brachte den Frieden. Entblößten Hauptes begrüßte der König, der von Meißen herbeigeeilt war, den Fürsten, ritt zwei Stunden mit ihm auf dem Schlachtfelde umher, dankte ihm auf eine so ausgezeichnete Art, „daß des alten Fürsten verklärte Physiognomie hinreichend zeigte, wie wohlthuend seinem Herzen und seinem Ehrgeiz diese Auszeichnungen waren".

Am 18. zog Friedrich in Dresden ein, blieb hier drei Tage, jeden, der ihm nahe trat, von der königlichen Familie an durch seine Rücksicht, Aufmerksamkeit, durch seinen Geist fesselnd und entzückend.

Maria Theresia wollte zwar trotz aller Niederlagen noch nicht mit Friedrich, sondern nur mit Frankreich Frieden schließen, noch am 21. Dezember erhielt der österreichische Bevollmächtigte in Dresden, Graf Harrach, eine solche Anweisung, aber die Macht der Thatsachen, der Druck, unter dem Sachsen stand, war zu groß. Am 25. vollzogen sowohl Sachsen wie Oesterreich mit Preußen 1745 25. Dez.
das Friedensinstrument, in welchem der Berliner Frieden einfach hergestellt wurde und Preußen den Großherzog von Lothringen als Kaiser anerkannte. Freilich war damit wieder die deutsche Kaiserkrone in die Wiener Hofburg zurückgebracht, aber gegenüber dem vielgestalteten Völkergemisch in Oesterreich, dessen Interessen bisher das Reich gar fügsam hatte dienen müssen, hatte sich doch jetzt ein vollkommen rein deutscher und in sich straff zusammengefaßter Staat, hatte sich Preußen in seiner neuen Machtstellung behauptet, und war damit die Möglichkeit wenigstens geboten, auch das deutsche Interesse gewahrt zu sehen in dem Kampf der europäischen Interessen. Glimpflich genug war das Schicksal der letzten Tochter aus dem Hause Habsburg, wenn es ihren Nachkommen die ganze österreichische Erbschaft außer Schlesien belassen sollte. Aber schwer genug war doch auch das Verdikt, welches in dem Kampf um die wahre Macht gefällt war, nicht nur für Oesterreich, sondern für alle europäischen Staaten, wenn nun endlich wieder ein deutsches Schwert ihnen Achtung abgenötigt. Mit unendlichem Jubel begrüßte das preußische Volk, das Friedrich und sein Heer als solches sich fühlen gelehrt, den König als „den Großen", ihn, der sich im Frieden mehr noch denn im Kriege als „der Große" erweisen sollte.

Staffage aus dem Kupferstich „Die Schlacht bei Soor" von Johann David Schleuen (arbeitete in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh.)
Auf 4/5 verkleinert.

Das Lustschloß Sanssouci von der Südseite.
Radierung von Andreas Ludwig Krüger (1743–1805), auf etwa 1/4 verkleinert.

Ein Friedensjahrzehnt.

Aus »Memoires de Brandebourg«. Berlin 1767.

Laßt uns leben und Leben fördern" — also faßte Friedrich seine Aufgabe nach dem endlich wieder hergestellten Frieden, und man beachte wohl, was Friedrich unter „Leben" versteht. Wenn König Friedrich Wilhelm I. in seiner ohne viel philosophische Ueberlegungen gefaßten praktischen Ueberzeugung das Wesen der Monarchie oder doch wenigstens seines Staates dahin zusammengefaßt hatte, daß er die Arbeit für den kraft ihrer Geburt überkommenen Beruf der Könige erklärte, so war es ganz in demselben Sinne, wenn Friedrich II. sich für den ersten Diener des Staates, le premier commis, le premier domestique, erklärte. „Um zu leben", schreibt er einem seiner liebsten Freunde, „arbeite er viel, denn nichts sei dem Tode ähnlicher als Müßiggang. Was sei Leben, wenn man nur ein Pflanzenleben führe, was sehen, wenn man die Ereignisse nur in seinem Gedächtnisse aufhäufe, was nütze Erfahrung ohne Nachdenken? Das größte Vergnügen sei es, sich zu unterrichten." Dem Vater war die Einsicht über den Beruf des Fürsten aus natürlichem, praktischem Einblicke in die Verhältnisse, aus dem Bewußtsein der ihm diesen gegenüber obliegenden Pflichten erwachsen. Der Sohn hatte das Pflichtgefühl geerbt, zugleich aber hatte ihm die Natur den weiten und durchdringenden, klaren Blick des philosophischen Kopfes gegeben, und aus dem Bedürfnis der Zeit wie aus dem Nachdenken über das Wesen des Staates ergab sich ihm seine Aufgabe als Herrscher. „Der Fürst und das Volk bilden Einen Körper, der Fürst ist der Gesellschaft, die er regiert, was der Kopf dem Körper; er muß sehen, denken, handeln für das Gemeinwesen, um ihm alles Gute zu schaffen, das es aufzunehmen fähig ist; er muß immer wie auf Vorposten

sein, auf die Feinde des Staates achten; er muß mit Redlichkeit, Weisheit und völliger Selbstlosigkeit regieren, als wenn er in jedem Augenblick seinen Mitbürgern Rechenschaft von seiner Regierung geben müßte; er ist verantwortlich für die Geltung der Gesetze, für die guten Sitten seines Volkes, für die nationale Erziehung."

Alles umfassende Arbeit in dem Bewußtsein der eigenen Verantwortlichkeit und in völligster Selbstlosigkeit, das ist dem Könige „Leben und Leben fördern", ist ihm die Pflicht, die Aufgabe, die ihm als Monarchen gewiesen erscheint. Denn verloren würde sein Staat sein, so meint er, „wenn nicht alles in ihm Kraft, Nerv, Leben ist", und darum gilt es auch ihm, alle Beamten, alle Unterthanen mit der eigenen Arbeitstreue und dem eigenen Pflichteifer zu durchdringen. Alle sollen Diener des Staates, des Vaterlandes sein, aber der Fürst der thätigste, der arbeitsamste, der erste Diener. Denn „es giebt kein Wohl als das allgemeine des Staates, mit dem der Fürst unauflöslich verbunden ist". Wie alle Zweige des Baumes an dem einen Stamme wachsen, so müssen alle Zweige der Verwaltung, untrennbar, wie sie von einander sind, von dem Fürsten ausgehen. Alle müssen, schreibt er in seinem politischen Testament von 1752, gleich gut verwaltet werden, „wie die Rosse vor dem Wagen der olympischen Spiele, die mit gleichem Feuer die vorgezeichnete Bahn durchliefen und, das Ziel erreichend, ihrem Führer den Sieg gewannen". So ist der Fürst der Führer des Staatswagens, und so ergiebt sich ihm der Satz, dessen Durchführung unsern Staat geschaffen hat: „Ein König von Preußen muß selbst regieren". „So wenig", führt der König in dem genannten Testament aus, „Newton seine Gravitationstheorie hätte erfinden können, wenn er mit Leibniz und Descartes zusammengearbeitet hätte, so wenig lasse sich ein politisches System finden und durchführen, wenn es nicht aus Einem Kopfe entspringe, nämlich aus dem des Fürsten, wie die bewaffnete Minerva aus dem Haupte des Jupiter". Wohl ist es wahr, daß das Arbeitsfeld, welches Friedrich in dieser Auffassung vom Staate dem Fürsten zuweist, schier unabsehbar groß ist. Aber anders kannte er es nicht, danach hatte sein Vater gehandelt, danach handelte auch er. Und wie jener, so hatte auch er den Blick, das Verständnis und die Sachkunde, um alles selbst zu leiten, überall anzuregen, zu säen und zu pflanzen. Dadurch aber allein, so ist sein Ausdruck, „trage es die monarchische Regierung über die republikanische davon". Denn unter allen Regierungen ist seiner Ueberzeugung nach „die monarchische die beste oder die schlechteste, je nachdem sie gehandhabt wird".

Georg Wenzeslaus Frhr. von Knobelsdorf.
Nach dem Oelbilde von Anton Pesne (1684—1757) im Kgl. Schloß zu Berlin, gestochen von Gustav Seidel. Auf etwa 2/5 verkleinert.

Doch mitten in dem heftigen Getriebe der europäischen Politik stehend und den größten und umfassendsten Aufgaben des inneren Ausbaues seines Staates

Erster Plan zu den Gartenterrassen beim Schloß Sanssouci.
Eigenhändiges Croquis des Königs Friedrich II. im Hohenzollernmuseum zu Berlin. Auf 2/5 verkleinert.

hingegeben, sehnt sich der König nach jener Einsamkeit, die den Gedanken Sammlung, dem Geiste Stetigkeit zu geben vermag. Einen wüsten Berg be

Empfang der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Cassel am Berliner Hof, 24. Juni 1752.
Darüber die Darstellung ihrer den Tag darauf erfolgten Vermählung mit dem Prinzen Heinrich von Preußen.
Anonyme gleichzeitige Radierung, auf etwa ½ verkleinert.

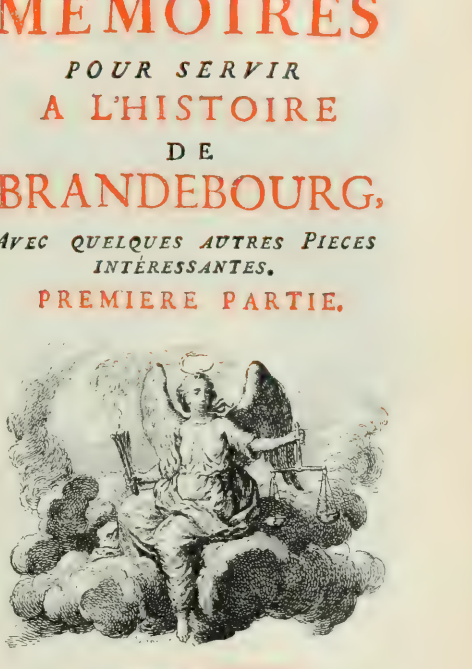
Potsdam ließ er terrassieren, und auf der Höhe erbaute ihm sein Freund von Knobelsdorf sein Landhaus, das später den Namen Sanssouci erhielt. In der Stille einer heiteren Natur und umgeben von Werken der Kunst, die Auge und Herz befriedigen, fand Friedrich hier die eiserne Kraft zu schwerster und angestrengtester Arbeit.

Friedrich II. und Voltaire.
Nach dem Gemalde von Nicolas André Monsiau gestochen von Pierre Charles Baquoy Auf etwa ¼ verkleinert.

Nicht ohne starken Zwang gegen seine des Schlafes bedürftige Natur gönnte sich Friedrich nur eine kurze Nachtruhe, und schon um drei Uhr im Sommer, um vier Uhr im Winter, stand er auf, las die eingegangenen Schreiben, nahm die Armeeberichte entgegen. Nach dem einfachsten Frühstücke erteilte er den Kabinettsräten teils mündlich, teils in kurzen, charakteristischen Randverfügungen die Weisungen, wie die Berichte und Schreiben zu beantworten seien. Militärische Beschäftigungen, der ausgedehnte Privatbriefwechsel, ein kurzer Spaziergang oder Spazierritt füllte die Zeit bis zur Tafel, die um zwölf Uhr begann und unter den geistvollen und anregenden Gesprächen des Königs mit seinen Gästen wohl drei, auch vier Stunden währte. Demnächst vollzog der König die Reinschriften, welche die Kabinettsräte inzwischen besorgt hatten, begleitete sie oft mit seinen durch Sinn und Witz überraschenden Zusätzen, arbeitete an seinen poetischen, philosophischen und historischen Schriften, von denen hier die Geschichte seines Staates, die Mémoires pour servir à l'histoire de Brandebourg, wenigstens genannt werden müssen.

Die Abendstunden von sechs bis neun Uhr waren regelmäßig der Musik gewidmet, der König selbst spielte auf der Flöte, die ihm auch sonst im Laufe des Tages Erholung gewährte, Konzerte von Quantz oder von seiner eigenen Komposition, während Männer wie K. Ph. Em. Bach, der Sohn des auch in Potsdam gefeierten Joh. Sebastian Bach, Fasch und Benda ihn begleiteten. Vorzüglich liebte Friedrich, auch darin seine echt deutsche Natur beweisend, das Adagio, für das

„er eine Leidenschaft" hatte und das er mit großer Weichheit des Gefühls spielte. Damals auch hatte er noch Freude am Theater, besonders der Oper, und war auch bereit, für deren Zwecke ansehnliche Summen zu opfern, wie er denn durch Knobelsdorf in Berlin das Opernhaus errichten, Sängern und Sängerinnen, auch Tänzerinnen, wie der bekannten Barbarina, feste Gehalte zahlen ließ. Die Opernmusik war damals ganz vom italienischen Geschmack beherrscht, ihm entsprachen auch die in Berlin während der Faschingszeit zweimal wöchentlich aufgeführten Opern, doch gelangten nur solche zur Aufführung, die von deutschen Komponisten, vornehmlich von K. H. Graun herrührten. Der König selbst aber komponierte außer Konzerten Symphonieen, Sonaten und Märsche. Größer aber noch war sein Eifer, Verse zu machen, und Oden, Episteln und Lehrgedichte bilden einen großen Teil der in wenigen Abzügen damals schon gedruckten „Werke des Philosophen von Sans-Souci".



Titelblatt zu den von Friedrich II. verfaßten »Mémoires de Brandebourg«. O. O. 1751. Originalgröße.

Nach den abendlichen Konzerten folgten gewöhnlich noch jene fesselnden Gespräche des Königs über litterarische und philosophische Fragen, die jeden bezauberten, jeden erhoben und anregten. Nur Voltaire, „die nichtswürdige Seele mit dem herrlichen Genie", Maupertius, der Präsident der aus der Asche neu entstehenden Akademie, Algarotti, der Marschall Keith und der Marquis d'Argens seien hier aus dem Kreise derer genannt, die der — durch den Tod seiner Freunde Jordan, Keiserlingk und Rothenburg schwer gebeugte — König seiner Unterhaltung und seines Umganges würdigte.

Unendlich merkwürdig bleibt es immer, wie dieser wunderbare Geist in Fragen und Beschäftigungen, die sonst die volle Arbeitskraft des Mannes ausfüllen, seine

Erholung von der eigentlichen Arbeit fand, wie er gerade aus ihnen die Spannkraft schöpfte, alle Hindernisse zu besiegen.

Die siegreichen Kriege hatten den Staat vergrößert, hatten das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der einzelnen Staatsglieder, die Empfindung, „Preußen" zu sein, in hohem Maße geweckt und zur Bildung des Staates beigetragen. Sie hatten die Würde und das Ansehen des Staates nach außen unendlich gehoben, sie mußten folgeweise auch die Kraft des Bürgers, die weder durch besondere Steuern in Anspruch genommen war, noch durch feindliche Einfälle Einbuße erlitten hatte, allmählich steigern. Aber sie hatten zunächst dem Staate doch auch schwere Wunden geschlagen, die ausgeheilt werden mußten, um den Unterthanen die Kraft zu geben, von der neuen Stellung des Staates vollen Vorteil zu ziehen. So hängen eben auswärtige und innere Politik unauflöslich in fortwährender Wechselwirkung zusammen. Beide und namentlich die erste leitete der König durchaus persönlich. Das Ziel der auswärtigen Politik war jetzt die Erhaltung des so teuer erkauften Friedens. Ganz im Sinne seiner Vorfahren hatte der König immer mit Begeisterung die Wohlthaten des Friedens gepriesen. „Der Friede ist wie der Frühling im Jahr, der alles hervorbringt, der Krieg gleicht dem Herbste, da die Saaten geschnitten und die Früchte gebrochen werden." „O Friede, göttlicher Friede, heile die Wunden, die der Krieg geschlagen." Aber freilich, noch galt es, mit aufgezogener Brücke zu sitzen und alles für den Krieg vorzubereiten, denn noch gönnte dem König niemand, am wenigsten Maria Theresia, die neue Erwerbung. So behielt denn Friedrich ein Heer von etwa 135000 Mann — im Verhältnis fast mehr als das Doppelte der äußersten Kriegsstärke Frankreichs — auf den Beinen, arbeitete daran, es auf 180000 Mann zu bringen und wußte es durch die neu eingeführten Manöver, durch feste Innehaltung der Zucht, durch weitere Entwickelung des Kantonwesens, durch eine, wie er selbst zugesteht, ausgezeichnete Mischung des Kanton- und Werbesystems, durch freiere und menschlichere Behandlung der Soldaten, durch einsichtige Förderung des Offizierkorps, durch volle Bereitschaft und Fürsorge

Barbara Campanini, genannt La Barbarina.
Gemälde von Antoine Pesne (1684–1757) im Theatersaal des Neuen Palais zu Potsdam.

Feierliche Auffahrt des Königs Friedrich II. und des Prinzen Heinrich zur Parade in Berlin.

Kupferstich eines unbekannten Künstlers (zwischen 1758 und 1760), von Johann Michael Probst in Augsburg herausgegeben. Auf 3/10 verkleinert

(Die im Mittelpunkt dargestellte Truppe ist die vom Infanterie-Regiment Nr. 26 von Meyerinck bezw. von Wedell gestellte Wachparade.)

Der Platz bei dem 1741—1743 erbauten Opernhause zu Berlin.
Radierung von Johann Georg Fincf (1721—1751), auf etwa ⅓ verkleinert.

für alle im Kriege notwendigen Dinge, durch Anlegen von Zeughäusern und Magazinen, wie durch kostspieligen Ausbau der Festungen, „den mächtigen Riegeln, welche die Provinzen zusammenhalten", nicht nur zur tüchtigsten Europas zu machen, sondern zugleich das Bindemittel, das in ihr zur weiteren Bildung des Staates lag, zu festigen. Sie bot die Sicherheit nach außen, sie war zugleich eine Kraft, die innere Einheit des Staates zu befestigen.

Ungemein bezeichnend hierfür ist die Mitteilung des Königs in seinem gedachten Testament, daß er sich während des ersten Krieges alle nur mögliche Mühe gegeben habe, um den Namen „Preußen" einzubürgern, um die Offiziere zu lehren, daß sie, aus welcher Provinz sie auch stammten, doch geborene Preußen seien. Die Macht und Einheit des Staates habe ihren Ausdruck in der Armee, und auch darum müsse die Armee die erste Sorge und das wichtigste Studium des Königs, er selbst ihr Konnetable sein, und in den Offizieren, für deren Ausbildung und sittliche Führung Friedrich ein sehr scharfes Auge hatte, müsse er den ersten Stand, die Säulen des Staates sehen.

Man erkennt in jener Mühe des Königs deutlich, wie der Staat noch in der Gährung, im Werden ist, man sieht den Landesherrn an der Arbeit, die einzelnen Interessen der Territorien zusammenzufassen in dem *einen* staatlichen, das nachbarlichen Hader, Neid und Mißgunst überwinden und in der Sorge für alle dem Bedürfnis des Einzelnen um so gerechter werden soll. Allerdings mußten in der Zivilverwaltung die Eigentümlichkeiten und Hauptinteressen der einzelnen Provinzen stark geschont werden. Denn „alle diese verschiedenen Provinzen", heißt es wieder in dem Testament, „nach derselben Art regieren zu wollen, hieße sie guten Mutes zu Grunde richten". Aber der Gesichtspunkt der zusammen-

fassenden Einheit mußte natürlich auch für die gesamte Verwaltung des Staates vorschweben, und dem sowohl die Auswahl der Beamten, wie die Einrichtung der Behörden entsprechen. Im Organismus der obersten Behörde, dem Generaldirektorium, wurde insofern eine tiefgreifende Aenderung vorgenommen, als den bisherigen, nach den einzelnen Provinzen geschiedenen, Departements zwei neue durch Kabinettsordre vom 27. Juni 1740 hinzugefügt wurden, die lediglich nach sachlichen Gesichtspunkten gebildet waren. So das für Handel, Gewerbe, Verkehr, das gesamte Kolonialwesen unter Samuel von Marschall. Marschall sollte die bestehenden Manufakturen vergrößern, fehlende einführen und vor allen Dingen so viel „Fremde von Kondition" wie nur irgend möglich ins Land ziehen. Und nach Marschalls Tode (1750) ernannte der König nicht einen neuen Minister, sondern bearbeitete dies Arbeitsfeld allein mit dem früheren Schweizer Kaufmann Fäsch. Zweitens wurde das gesamte Militär-, Magazin-, Proviant-, Marsch-, Einquartierungs- und Servis-wesen 1746 zu einer besonderen Behörde unter dem Minister von Katte für das ganze Land vereinigt.

Gesandtschaft des Khans der Krim und der budziakischen Tartaren an Friedrich II. Hofe, im Juli 1750.

Radierung von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726—1801) zum „Historisch-genealogischen Kalender 1794". Originalgröße.

Da aber die Kriege und die veränderten Zeitverhältnisse auch in anderen wesentlichen Punkten die Bestimmungen für das Generaldirektorium als nicht mehr völlig ausreichend hatten erkennen lassen, so ließ der König sich eine Abschrift der Instruktion seines Vaters geben, setzte überall an den Rand die erforderlichen Verbesserungen und Zusätze hinzu und strich diejenigen Bestimmungen durch, welche sich nicht bewährt hatten. Alle seine Bemerkungen wurden dann in die alte Instruktion hineingearbeitet, und diese nun als **Principia regulativa** am 20. Mai 1718 neu aufgestellt. Damit war die alte Instruktion zeitgemäß umgestaltet, und indem die verbesserte auch leitende Grundsätze aufstellte, bildete sie zugleich ein Regierungs-Programm, dessen einzelne Züge wir noch anführen. Hier erwähnen wir nur, daß sie die gesamte Einrichtung aller Behörden, des Generaldirektoriums wie der Provinzialkammern umfaßte, daß sie deren Zuständigkeit zu einander wie nach oben und nach unten ordnete, daß sie die Geschäftsführung regelte und die genauesten Vorschriften gab über die erforderlichen Eigenschaften der einzelnen Beamten, die Prüfungen, auf Grund deren sie anzustellen, und die Bedingungen, unter denen sie in höhere Stellungen zu befördern seien. Ueberall ist es dieselbe Unbestechlichkeit, dieselbe Verantwortlichkeit des einzelnen Beamten wie der Gesamtheit, der höheren Behörde für die niedere, überall dieselbe Pflichttreue, dieselbe Arbeit, die der König verlangt, wie sein Vater. Nur noch tüchtiger, noch erfindungsreicher, möchte man sagen, will er sie haben, um stets und nur das Wohlbefinden der Unterthanen zu heben, und selbst ist er wo-

möglich noch thätiger, jedenfalls erfolgreicher, unterrichtet sich über alle Verhältnisse auf seinen jährlichen Revisionsreisen, weiß überall Bescheid, kontrolliert alles und jedes persönlich. Mit Furcht und Zittern ward den oft herbe und beißend gefaßten tadelnden Bescheiden des Königs entgegengesehen, und alles geschah, um solche zu vermeiden, denn nichts entging dem großen strahlenden Auge. Umgekehrt aber wirkten Zeichen der Zufriedenheit, wie nur er sie zu geben wußte, Wunder erneuter Anstrengung, erneuten Pflichteifers.

Daher denn auch ein ungeheurer Aufschwung im Staate, wie in allen bürgerlichen Verhältnissen. Die wichtigste Aufgabe nach dem Kriege war nächst der Ausbildung des Heeres selbst die Herstellung der Finanzen, und wieder diese sollte durchaus nicht durch neue Auflagen und Zölle, die vielmehr thunlichst herabzusetzen seien, als vielmehr durch Verbesserung der Landwirtschaft auf den Domänen, wie den Privatgütern und durch Entwickelung der städtischen Gewerbe- und Handelsthätigkeit herbeigeführt werden. Vorzüglich fand Friedrich in dem Minister von Boden, dem Generalkontrolleur der Finanzen, die wirksamste Hilfe und die jährlichen Uebersichten, die Boden für den König zusammenstellte, gaben ihm mit den Etats der einzelnen Zentral- und Provinzialkassen zugleich die wünschenswerteste Kunde von den Fortschritten der Bevölkerung in ländlichen, wie in allen städtischen Berufen. „Preußen hat weder ein Peru, noch reiche Handelsgesellschaften, noch Banken, noch sonstige Hilfsquellen, wie Frankreich, England, Spanien; Preußen hat nur seine regelmäßigen Einnahmen, und im Falle eines dringenden Bedürfnisses kann man im Lande selbst nicht mehr als zwei Millionen Thaler erhalten" — so erläutert Friedrich selbst in seinem erwähnten Testament von 1752 den finanziellen Zustand. Gleichwohl hatte er schon damals die Einnahmen aus der Akzise allein durch die Hebung des Verkehrs um 140,000 Thaler während der Jahre 1746—1752 gesteigert, aus den Domänen einen Ueberschuß von jährlich über eine Million herausgewirtschaftet, die Gesamteinnahme seit 1740 um volle sechs Millionen Thaler, an denen Schlesien nur mit der Hälfte von drei Millionen beteiligt war, gehoben und in den, seit 1746 völlig entleerten Staatsschatz 1751 wieder 5600000 bis 1756 über 13 Millionen Thaler legen können.

Von großer Wirksamkeit hierfür war die sparsame Haushaltung, die der König für sich selbst führte, und die ihn auch hier eine Kontrolle bis ins kleinste führen ließ, vor der seine Diener in heilsamen Schrecken zitterten. Wie bezeichnend ist es aber für die hohe ertendierte Auffassung des Königs von seinem königlichen Amt und Beruf, daß er im geraden Gegensatz zur Auffassung seiner fürstlichen Zeitgenossen, die in den Einnahmen des Staates ihre persönlichen Bezüge sahen, „vom Staate eine Pension zu erhalten" erklärt. Und wieder diese „geht fast ganz für militärische Ausgaben drauf", so daß er sich „mit anderen kleinen Summen, die nicht in der Staatseinnahme begriffen sind, geholfen habe". Aber selbst diese 700000 Thaler, so hoch berechnet er sie, verwendet er nicht für sich, sondern nur 120000 bestimmt er für sich „als Pension", „den Rest", — d. h. beinahe fünf Sechstel des Ganzen — „habe ich zum Besten des Staates verwandt, teils für die Festungen, für die Artillerie, für die Pferdekasse, teils für nützliche Anlagen im Lande, einiges auch für den Tresor, um Summen, die dahin abzuführen waren, abzurunden".

In der Kassenverwaltung blieben Friedrich Wilhelms Grundsätze völlig erhalten. Das Wesentliche war indessen der Fortschritt, den die menschliche Gesell-

schaft in der Erzeugung neuer Werte machte, war die Hebung des Volkswohles, die bessere Ausnutzung der Hilfsquellen, die das Land selbst bot. Den Ackerbau zu heben, ist Friedrichs unablässige Sorge, und gerade hier legt er besonderen Wert darauf, diejenigen Verbesserungen vorzunehmen, die dem Lande nützen, nicht aber nur die staatlichen Einkünfte erhöhen. Denn das war nun einmal sein principium regulativum, daß bei dem Kontributionswesen niemals etwas erhöht, sondern, wenn es die Umstände der Leute erfordern, eher abgesetzt werden soll. Er selbst in erster Linie bereist die Provinzen, weiß, wo es fehlt, sieht, wo und wie es gebessert werden kann. Und wie er, so müssen die Kammerpräsidenten und deren Departementsräte die Aemter bereisen, ihm monatliche Listen und Berichte einreichen, und derjenige durfte seiner Gnade gewiß sein, der sie bis ins einzelne begründete. Denn der Ackerbau ist ihm „die erste der Künste, ohne die es keine Kaufleute, Könige, Poeten, Philosophen geben würde," und für wahren Reichthum, hielt er das „was die Erde hervorbringe." Von der eingehenden Thätigkeit, welche der König schon in dieser Periode dem Ackerbau widmete, erwähnen wir hier nur die umfassenden und eindringlichen Maßregeln zur Einführung und Verbreitung des Kartoffelbaues, der 1746 den Domänen geradezu befohlen wird, aber noch lange Widerstand hervorrief. Die Höhe des Getreidepreises ist dem Könige Angelegenheit ernster Sorge, denn sie wirkt auf alle Verhältnisse, alle Stände ein. Friedrich will, daß der Preis nur einen Spielraum von 18 bis 24 Groschen für den Scheffel habe. Eben hierfür ist die Anlage von Magazinen ihm, von dem Fall der Mobilmachung abgesehen, so wichtig, damit „Bürger, Bauer, Beamter und Edelmann miteinander dabei bestehen können", damit sowohl der Landmann das Seinige erhalten könne, wie auch der arme Mann die Möglichkeit habe, den Preis zu zahlen. „Ich will", so schreibt er, „bei diesem Ankauf und Verkauf nicht das Geringste für mich gewinnen, sondern nur durch diesen Umschlag die Armut und den gemeinen Mann in hiesigen Landen durch einen leidlichen Kornpreis soulagiren". Das entsprach ganz dem Wunsche, den er schon als Kronprinz geäußert, daß sein Haus „die Stütze der Betrübten, der Schutz der Wittwen und Waisen, der Hort der Armen und die Bedroherin der Ungerechten" sein möge! Oder wie er ein anderes Mal schreibt: „Meinen Principiis nach ist allemal darauf zu denken, auf was Art die Armuth und der geringe Handwerksmann in denjenigen Stücken, so selbige zur Erhaltung ihres Lebens nötig haben, soulagirt werden können, und müssen daher billig auf Bier, Brod und Fleisch, wovon die Armuth leben muß, allemal nur sehr geringe Taxen gelegt werden". Noch bezeichnender aber ist für die Arbeit der Hohenzollernschen Könige, für die gesamte sozialpolitische Auffassung, die wirtschaftliche Richtung dieses Staates, wenn der König ihr einmal den klassischen Ausdruck verleiht: „Ich bin von Amtswegen der Sachwalter der Armen".

Mit einer der denkwürdigsten Verbesserungen des Bodens, der vielen armen Leuten die Mittel des Daseins gab, bewegt sich Friedrich wieder ganz in den Fußstapfen seines Vaters, ja dieser hatte sie ihm, da er die erforderlichen Geldsummen zur Zeit nicht erschwingen könne, recht eigentlich aufgespart und mit der Bemerkung auf dem ihm vorgelegten Plan „Für meinen Sohn Friedrich" als Erbteil hinterlassen. Es galt die Urbarmachung des Oderbruches, d. h. einer Fläche von 10—12 Geviertmeilen, die durch die Ueberschwemmungen der Oder und ihrer zahlreichen Arme völlig versumpft war. Gleich nach dem Dresdener

Frieden griff der König energisch ein und hatte es seinem unablässigen Drängen und Mahnen, seinen persönlichen Besuchen und Anweisungen zu danken, daß bis 1753 trotz aller Widersprüche der Interessenten, die auch hier den Wert des Unternehmens nicht schätzen konnten, über 200 000 Morgen der Kultur gewonnen wurden. Man begreift, daß der König, als es gelungen, freudig ausrufen konnte: „Hier habe ich eine Provinz im Frieden erobert", und 1200 Familien, die neu angesiedelt wurden, verdankten ihm ihre Nahrung. Bei der neuen Verpachtung der Domänen war die Erhöhung der Erträge wohl in Obacht zu nehmen, aber nur falls sie ohne die geringste Erhöhung der Leistung der Unterthanen sich ermöglichen lasse. Stets sollte bei neuen Abschlüssen der alte Pächter, der die neuen Anschläge annehmen wollte, und „guht mit die Bauren umbgegangen ist", den Vorzug haben, ein neuer Bewerber trotz erhöhten Angebots nur dann berücksichtigt werden, wenn er es ganz sachlich begründen, „und er darthun kann, woher er die Pacht nehmen will". Ein Bauernplacker dagegen sollte, selbst wenn er sonst so gut gewirtschaftet habe, aus dem Amt weggeschafft und ein anderer billiger und ehrlicher Mann an dessen Stelle aufgesucht werden. Man erkennt, daß nicht sowohl das fiskalische als vielmehr das volkswirtschaftliche Interesse das maßgebende ist. Und wie liegt es dem König am Herzen, ja wie empfindet er den Pulsschlag der Volksseele gewissermaßen im voraus! „Unerträglich und vor den gemeinen Mann fast nicht auszustehen", scheinen ihm die „grausamen Hofdienste" zu sein, welche die Bauern der Gutsherrschaft zu leisten hatten, und die schon Friedrich Wilhelm zu beseitigen versucht hatte. Man müsse zusehen, „ob man es nicht so einrichten könnte, daß der Bauer die Woche drei Tage, höchstens vier diente". Es werde freilich, so meinte der König, etwas Geschrei geben, aber er hoffte, daß alle vernünftigen Gutsbesitzer damit einverstanden waren, diese Dienste wenigstens auf einige Tage in der Woche zu beschränken, die dann unzweifelhaft besser geleistet würden. Doch auch seine Absicht scheiterte, und zwar weniger an dem Widerstande der Gutsbesitzer als an dem der Bauern, die lieber die gewohnten Fronden leisten, als kleine Entschädigungssummen zahlen wollten, und Friedrich selbst erkannte schließlich, daß der Bauer noch immer nicht so weit war, die volle Freiheit würdigen und richtig benützen zu können, erkannte, daß noch nicht der Zeitpunkt gekommen war für die gänzliche Lösung der Bauern „ohne der ganzen Landwirtschaft einen tödlichen Streich zu versetzen". Und es war nicht seine Art, den zweiten Schritt vor dem ersten zu thun.

Mit derselben Energie wie sein Vater widersetzt er sich dem Auskaufen der Bauern, aber derselbe volkswirtschaftliche Grundgedanke, welcher den Schutz des Bauern gebietet, erfordert in gleichem Maße Schutz des Adels, der als Grundbesitzer von derselben Wichtigkeit für das allgemeine Wohl wie jener, und der zugleich auch für die Armee von der allergrößten Bedeutung ist. Weder der Bauer, noch der Bürger, der sich dem Studium widmen oder Domänen pachten sollte, der tausend Gelegenheiten fände, in Handel, Industrie und Fabriken sein Geld anzulegen, durfte ein Rittergut kaufen. Ja selbst dem Staate wird es untersagt, solche zu erwerben, „selbst wenn das königliche Amt dadurch um die Hälfte zu verbessern war". Denn eine Politik, die kleinen Fürsten zieme, schicke sich nicht für den König von Preußen, der Edelleute behalten müsse und für sein Heer einen zahlreichen Adel brauche. So viel nur irgend möglich, belehrte Friedrich ganz im Sinn und den Bedürfnissen seiner Zeit entsprechend, müsse man jeden in seinen

Grenzen festhalten, denn dies liefere jedem die Mittel seines Daseins. Und bei Strafe des Stranges sollten die Fiskale die Edelleute nicht mit längst verjährten Prozessen chikanieren, vielmehr sollte jeder Vasall in dem bei Friedrichs Regierungsantritt innegehabten Besitz geschützt werden, ja eher mußte das Generaldirektorium dem Interesse des Königs als dem des Adels zu nahe treten. Denn was ihm ein kleiner Vorteil, sei für den Edelmann oft ein großer Nachteil, und der Adel, dessen Söhne das Vaterland verteidigen müßten, sei so gut, daß er auf alle Weise erhalten zu werden verdiene. So sorgsam ist der König bemüht, die wirtschaftliche Grundlage, die sein Vater dem Adel gegeben, zu befestigen. Und von ausgezeichneter Bedeutung wurde hierfür immer mehr der Landrat, der die Erhebung der Kontribution und das ganze Militärwesen, soweit es sich auf Einquartierung, Aushebung der Truppen u. s. w. erstreckt, im Kreise zu verwalten hat, der zugleich königlicher Beamter, wie Mitglied der Stände, Leiter der Kreistage und Rittergutsbesitzer, oft genug auch gewesener Offizier ist, und der so die Vermittelung und Versöhnung zwischen dem staatlichen und ständischen Interesse, zwischen der alten und der neuen Staatsauffassung meist mit Takt und Umsicht vertreten konnte und vertrat.

Und dieselbe Fürsorge, dieselbe Sachkunde, dasselbe Ziel der allgemeinen Wohlfahrt leitete Friedrich auch bei seinen Bemühungen für die Städte, für die Entwickelung des Handwerks, der Gewerbe und des Handels. In die Verfassung der Städte hatte der König nach den grundlegenden Reformen seines Vaters wenig einzugreifen. Er ließ ihnen die Wahl ihrer Magistrate, aber sobald sie diese Freiheit mißbrauchten, und die Vetternwirtschaft zum Nachteil der übrigen Bürger sich wieder zur Geltung zu bringen suchte, griff er, wie er selbst in seinem oft genannten Testament sagt, ein. Erfolgreich unterstützte ihn darin der Steuerrat, obwohl dessen Stellung eine stetig schwerere wurde, da er es war, der vorzüglich die Bürger zu regerer Beteiligung am Gewerbe und Handel erziehen, der überall die Wege finden sollte, auf denen hier eine Industrie, dort ein Handelszweig erblühen konnte. Denn „es ist nicht genug, die Städte zu kennen, sondern es muß noch vor ihre Aufnahme gesorgt werden". Diese Aufnahme bewirken aber die Manufakturen und der Handel; jene verhindern, daß nicht unnötig Geld aus dem Lande gehe, dieser ziehe fremdes Geld ins Land. Auch bedurfte der Handel, auf dem schon seit etwa 1735 eine schwere Geschäftsstockung lastete, zumal nach Kriegen jeglicher Förderung. Alle Jahre sollen dem Könige Verzeichnisse sämtlicher Städte mit den Einwohnerzahlen und den Nahrungsquellen eingereicht und besonders bemerkt werden, welche Erzeugnisse eingeführt seien, welche Manufakturen in den einzelnen Städten noch fehlten und eingesetzt werden könnten. Die besten seien diejenigen, für die das Land selbst den Rohstoff erzeuge, doch müßte man diesen auch im Auslande kaufen, um wenigstens den durch die Verarbeitung erzielten Gewinn dem Inlande zu retten, „indem sie vielen Leuten Arbeit und Brot verschaffen". Genaue technische Vorschriften, Schau- und Stempel-Anstalten, die Aufsicht durch die Fabrikinspektoren und die Kommissariate geben den vielen zerstreuten Unternehmern einen sicheren Absatz, da eben diese dem Käufer die Güte der Ware verbürgen. Namentlich die inländische Wollen- und Leinwandindustrie empfiehlt der König zu begünstigen und deren Debit auf jede Weise zu befördern.

Die Erhebung der Akzise ist thunlichst zu vereinfachen, alles Chicanieren bei ihr aufs strengste zu verbieten, „vielmehr der Kaufmann zum Handel zu animieren" und „diejenigen Kaufleute, so Großhandel anfangen, auf alle Art zu

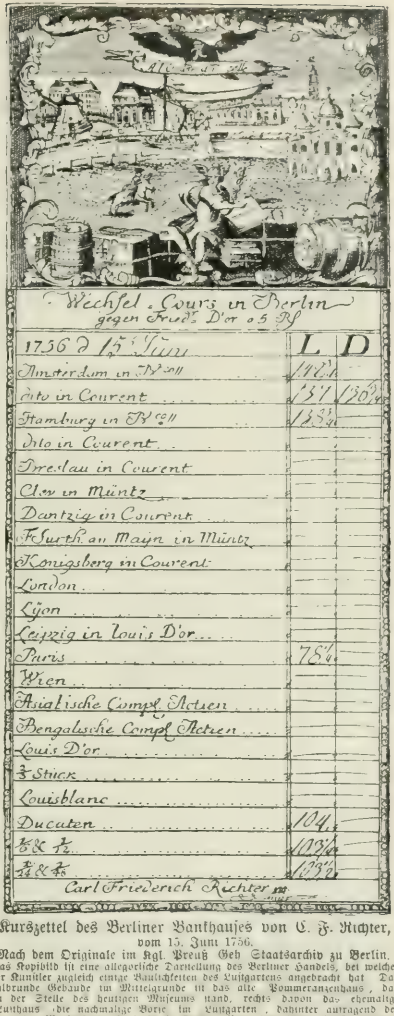
protegieren". Noch lag nach Friedrichs Ausdruck in Preußen die Industrie in der Wiege, und war der preußische Handel nichts weiter als der Handlanger des fremden. Daher mußten die bestehenden Manufakturen durch Schutzzölle, Einfuhrverbote, Monopole, Prämien, Vorschüsse an Geld und Materialien konkurrenzfähig mit dem Auslande gemacht werden, mußten neue ins Leben gerufen, und die ausländischen Fabrikate sehr hoch, die ausländischen Rohstoffe dagegen möglichst niedrig besteuert werden. In gleicher Weise wurde auch der Durchgangshandel nicht zu hoch besteuert, und man gelangte so zu einem maßvolleren System der Schutzzölle, die durch die schnelle Zunahme des Handels sehr bald den Ausfall der Einnahmen nicht nur deckten, sondern diese erheblich vergrößerten. Ganz vornehmlich war es hier der Leiter des neuen Departements für Handel und Gewerbe, Samuel von Marschall, der bis zu seinem Tode nach Anregung des Königs aus allen Gegenden der Welt fremde Manufakturiers und Kapitalisten durch seine überall vorhandenen Agenten heranzuziehen und des Königs Plane treu auszuführen verstand. Nach seinem Tode aber ist es der König selbst, der mit der vollsten Sachkunde durch fremde Zuzügler neue Gewerbe und Industrien dem Lande erschließt. „Reiche und puissante Kapitalisten oder auch recht geschickte Manufacturiers" herbeizuführen, eine große gewerbliche Kolonisation der Städte ins Werk zu setzen, wurde jede Gelegenheit benutzt, und von 1740 bis 1756 waren 50000 Menschen zugewandert. So entstehen neben der inländischen Wollen- und Leinen-Industrie die Metall-, Leder-, Papier- und Pergament-, Porzellan- und Fayence-, Baumwollen- und vornehmlich die Sammt- und Seiden-Industrien, die damals in Europa überhaupt den Mittelpunkt der Industrie bildete. Für sie ist Friedrich daher unermüdlich thätig, er beruft die Unternehmer, unterstützt sie mit Vorschüssen und Prämien, er zieht die Arbeiter herbei, ordnet ihr Verhältnis zu den Unternehmern, läßt zahlreiche Lehrlinge aus dem Potsdamer Waisenhaus ausbilden, er giebt die Anweisungen, wie und wo der Landmann, die Landprediger und Schullehrer die Maulbeerbäume zu pflanzen, wie die Raupen zu behandeln seien, er weist an

Avers

Revers

Medaille vom Jahre 1755 auf die Begründung der Seidenindustrie in Preußen durch Friedrich I
In Größe des Originales (Silber) im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.

das Beispiel des Predigers Hecker, der in seiner auf der Friedrichstadt zu Berlin gegründeten Realschule auch die Maulbeerbaumzucht und den Seidenbau den künftigen Schullehrern erklärt. Er setzt Geldbelohnungen für den Gewinn der Seide aus, errichtet 1749, um den Seiden-Fabrikanten den Rohstoff billiger zu liefern und den Markt von Leipzig und Hamburg zu gewinnen, in Berlin ein Seiden-Magazin, dann eine Seiden-Fabrik. Das meiste Verständnis fand Friedrich bei dem genialen Kaufmann Gotzkowsky in Berlin, mit dem er gleich nach der Thronbesteigung seine Pläne beraten, und der nun mit Erfolg mehrere Seiden- und Sammet-Fabriken leitete. Bald wurde in den östlichen Provinzen, hauptsächlich in Berlin und Potsdam, auf über 1000 Stühlen gearbeitet, mehr als eine halbe Million Bäume waren gepflanzt, und der Seidenertrag ergab fast 3000 Pfund. Ein ungeheurer Aufschwung lohnte die Bemühungen des Königs. Die gleiche Förderung fanden die Wollen-, Baumwollen- und Leinenweberei, welche letztere von Schlesien aus auch in die Mark gezogen wurde, durch freie Einfuhr des Garns, des Flachses und der Baumwolle, durch Anlegung von Spinnschulen, Einführung der Spindel, durch Arbeit der Gefangenen. Auf Friedrichs Antrieb errichten 1749 Splittgerber und Daum in Berlin die erste Zuckersiederei, 1751 entsteht die zweite, 1754 die dritte, und endlich bringt es der König auch zur Gründung von Porzellanfabriken, von denen



Kurszettel des Berliner Bankhauses von C. F. Richter, vom 15. Juni 1756.

Nach dem Originale im Kgl. Preuß Geh Staatsarchiv zu Berlin. Das Kopfbild ist eine allegorische Darstellung des Berliner Handels, bei welcher der Künstler zugleich einige Baulichkeiten des Lustgartens angebracht hat. Das halbrunde Gebäude im Mittelgrunde ist das alte Pommeranzenhaus, das an der Stelle des heutigen Museums stand, rechts davon das ehemalige Lusthaus, die nachmalige Börse im Lustgarten, dahinter aufragend der Turm der Marienkirche, links ein Kahn. Unter dem Adler ein Spruchband mit der Inschrift »A l'Ombre de ses lois« (Unter seinem Schutze).

namentlich die durch den Fabrikanten Vegelin in Berlin errichtete, durch ein Monopol von fünfzig Jahren und andere Freiheiten vom König unterstützte, einen großen Ruf erlangen sollte. Für Berlin wurde ferner 1753 die Stiftung einer Giro- und Wechselbank geplant, die Zahlungen für alle Kaufmannswaren sollten in preußischem Bankogelde — seit 1750 betrug der preußische Münzfuß 14 Thaler auf ein Pfund fein — erfolgen, und auch den Kurszetteln für den Verkehr mit Hamburg und Amsterdam sollte das preußische Bankogeld zu Grunde gelegt werden.

Friedrich Wilhelm I. hatte dem Staate das so lange umstrittene Stettin, den Zugang zum Ostseehandel gewonnen, nun war durch die Erwerbung Schlesiens auch der ganze Oderstrom in preußischen Besitz gekommen, und ganz folgerichtig urteilte Friedrich daher, daß „der Handel so viel wie möglich über Stettin zu ziehen sei". Für Stettin mußte der Handel sowohl Danzigs wie Hamburgs und Lübecks erobert werden. Daher genehmigt der König, um das polnische Hinterland zu erschließen, den zollfreien Eingang der aus Polen kommenden wie der nach Polen fahrenden Schiffe, wodurch die Einfuhr des polnischen Getreides, der Wolle, Pottasche und Häute nach Stettin, sowie die Ausfuhr von Kolonialwaren, Fischen und Manufakturen von dort nach Polen erheblich gesteigert wurde. Noch mehr geschah für den Handel Stettins aber dadurch, daß auch der Zolltarif für Kolonial- und viele russische Waren, der bisher 4 % betragen hatte, auf den Hamburger Satz von 2 % herabgesetzt, und ebenso der Einfuhrzoll auf französische Weine, Spezereien und Färbestoffe so weit herabgemindert wurde, daß Stettin mit Hamburg und Lübeck zu konkurrieren vermochte. Da aber der Binnenhandel vornehmlich über Magdeburg ging, so war Stettin vor jenen Städten insofern außerordentlich begünstigt, als der Wasserweg von Magdeburg nach Stettin über Berlin durch den 1745 eröffneten Plaue-Kanal zwischen der Havel und Elbe und den 1751 dem Verkehr übergebenen Finow-Kanal zwischen Havel und Oder um mehr als die Hälfte verkürzt wurde. Dazu wurde der Stettiner Hafen durch den Ausbau von Swinemünde zu einem wirklichen Seehafen gemacht, der von Emden, welcher dem preußischen Handel die Nordsee öffnete, zu einem Freihafen erklärt, und es wurden drei asiatische Handelskompagnien, zwei für den Handel nach China, eine für den nach Ostindien privilegiert. Wohl gingen diese in den Stürmen der nächsten Kriegsjahre wieder zu Grunde, und auf den Plan, zum Schutze des Großhandels eine Flotte zu bauen, war der König überhaupt nicht eingegangen. Aber wenn jene seinen weiten Blick für den außereuropäischen Handel Preußens bezeugten, so nahm er von diesem nur deshalb Abstand, weil „die wahren Feinde" des Staates, die Oesterreicher, nur eine Landmacht seien, weil alle Hilfsmittel gegen sie, und folglich für das Landheer aufgewendet werden müßten. Der Bau einer Flotte konnte, so meint der König, erst in Frage kommen, wenn Westpreußen dem Staate etwa dereinst zufallen sollte.

Man erkennt in allem, wie der Staat, obwohl er nach Friedrichs Meinung als Unternehmer gar nicht oder nur ausnahmsweise auftreten soll, zwar noch Gewerbe und Handel leiten, beaufsichtigen, führen, ja hervorrufen muß, wie aber mit der Vergrößerung des Staates — er zählte damals schon mehr als vier Millionen Einwohner — auch die Anschauungen über die Nutzbarmachung des Handels wachsen, wie statt des früheren lokal und territorial sich abschließenden Systems jetzt ein weites großes Gebiet und sein Gesamtinteresse ins Auge gefaßt werden kann, und wie dieses auf den Handel und den Reichtum jeder Provinz,

jeder Stadt befruchtend einwirkt. In welchem Maße dies der Fall war, ergiebt sich schon aus der oben angeführten Steigerung der Akzise-Einnahmen, ergiebt sich aber namentlich aus der Handelsbilanz, die nach der eigenen Angabe des Königs aus der 22625992 Thaler betragenden Ausfuhr und der 17015955 Thaler hohen Einfuhr einen baren Gewinn für das Land von 5613650 Thaler erzielte.

War der König auf diesem Gebiet vermöge seiner weiten Einsicht erheblich weiter gekommen als sein Vater, so war dies noch mehr der Fall auf dem Gebiete der Rechtspflege. „Ein tragisches Geschick" hat man es wohl genannt, daß gerade Friedrich Wilhelm, der mit leidenschaftlichem Eifer an der besseren Pflege des Rechts gearbeitet, eine solche doch nicht hatte erreichen können. Die Mittel und Wege, die er eingeschlagen, fanden aber den vollen Beifall Friedrichs, auf dem betretenen Wege schritt er fort, überzeugt, daß auch hier der Vater den richtigen Pfad gefunden hatte; nur darauf kam es an, ihn mit der Sonne des friderizianischen Geistes zu erleuchten. Immer ungehaltener äußerte sich der König, daß keiner in seinem Lande zu seinem Rechte gelangen könne, und verlangte von Cocceji Erklärung des schlimmen Verfalles wie Verbesserungs-Vorschläge, „die nicht nur die Rinde des bösen Baumes, sondern die Wurzel desselben anfassen".

Und Cocceji, der nach Friedrichs Worten „für die Gesetzgebung und das Glück der Menschen geboren war", drang allem Widerstreben seiner am Alten hängenden Kollegen, allen finanziellen Schwierigkeiten zum Trotz durch. Die bessere Qualifikation der Richter, ihre wissenschaftliche Vorbildung und ehrliche Gesinnung, ihre auskömmliche Besoldung aus dem einen richterlichen Amt, die Schöpfung einer allgemeinen Prozeßordnung und eines Landrechtes bezeichnete er als wesentliche Mittel. Ein besonders schlimmer Betrugsfall in Stettin gab die Veranlassung, zunächst in Pommern die Reform vorzunehmen. Unterstützt von Männern wie Jariges und Fürst, vermochte Cocceji im Laufe eines Jahres zum gerechten Staunen der Zeitgenossen und der Nachwelt allein in Stettin 1600, in Köslin 800 alte und gegen 900 neue Prozesse zu beendigen, demnächst die beim Kammergericht schwebenden etwa 600 und ähnliche Mengen in allen Provinzen zu Ende zu führen. Hand in Hand damit ging die neue Organisation der Gerichte. Die nur zur Verschleppung der Prozesse dienende Versendung der Akten an Universitäten und Schöppenstühle wurde mit geringfügigen Ausnahmen, für welche ganz kurze Termine gesetzt wurden, verboten, das endlich durch den Dresdner Frieden erlangte kaiserliche Privilegium de non appellando schaffte auch für die nicht kurfürstlichen Länder die Berufung an die Reichsgerichte ab, und es trat die Gliederung in drei Instanzen ins Leben. Danach sollte es in Bagatell- und Wechselsachen bei der Entscheidung des ersten Richters bewenden, bei schwierigen, ein schriftliches Verfahren erheischenden Sachen war die Anrufung des Obergerichts — in jeder Provinz gab es nunmehr eines — freigegeben, und gegen dessen Entscheidung konnte noch die des Tribunals, das zunächst mit dem Kammergericht vereinigt wurde, herbeigeführt werden. Daneben wurde allerdings die Möglichkeit, den König persönlich anzugehen, die Bitte um Ernennung königlicher Kommissionen beibehalten, aber sie wurde in durchaus gesetzliche Form gebracht, deren Nichtbeachtung schwere Strafen nach sich zog, und für rechtshängige oder rechtskräftig entschiedene Sachen ward sie schlechthin verboten. Denn „ich habe mich entschlossen", so schreibt der König selbst in seinem Testament, „nie den Lauf der Rechts-

pflege zu stören; in den Gerichten müssen die Gesetze sprechen, und der König schweigen". Für die geringen Sachen wird die Mündlichkeit beim Verfahren vorgeschrieben, nur bei erheblicheren die Einreichung von Schriftsätzen gestattet, denn in jeder Weise mußte den Versuchen der geldgierigen Advokaten, durch solche die Prozesse in die Länge zu ziehen, entgegengetreten werden. Mit großem Ernste wird sowohl die auskömmliche Besoldung der Richter, die Ausbildung der Referendarien, wie die Stellung der Präsidenten und Räte, und namentlich der Advokaten ins Auge gefaßt, um endlich es ehrliebenden Männern überhaupt zu ermöglichen, in diesen Stand einzutreten. Aber auch für das Ansehen der Richter wirkten Coccejis namentlich im Codex Fridericianus Pomeranicus wie Marchicus von 1747 und 1748 zusammengestellte Maßnahmen außerordentlich segensreich. In ihnen liegt der Grund für den Ruf der Unparteilichkeit und Gewissenhaftigkeit des preußischen Richters.

So war denn in der That etwas geradezu Wunderbares in kürzester Zeit erreicht, und allen anderen Staaten Europas stand schon jetzt Preußen mit seiner geordneten Justiz voran. Es war ein Werk geschaffen, das, wie Cocceji selbst sagt, „alle Puissancen in Europa nicht haben effektuieren können". Und doch sind Coccejis Verdienste damit nicht erschöpft, sondern seine Lebensaufgabe sah er recht eigentlich darin, unter Beseitigung der übergroßen Zahl von Einzelgesetzen und Edikten ein auf naturrechtlicher Grundlage beruhendes und „in Vernunft und Landesverfassung begründetes" allgemeines Landrecht für den ganzen Staat zu schaffen. Unermüdlich hat er an ihm gearbeitet, und wenn der Entwurf des Corpus juris Fridericianum, den er 1749 und 1751 herausgab, auch nur Entwurf geblieben ist, so bildet er doch die Grundlage des preußischen allgemeinen Landrechts. Und mindestens eine allgemeine Prozeßordnung ward für das ganze Land, das Ehe- wie Vormundschaftsrecht für alle Provinzen mit Ausnahme der Mark eingeführt.

Weiter aber erstreckt sich Coccejis Wirksamkeit noch auf die Angliederung der neuen Provinzen Ostfriesland und Schlesien an die alten, und wenigstens auf die Schlesiens ist hier noch kurz einzugehen. Zunächst war es nicht möglich, die neue Provinz einfach den für die alten Provinzen bestehenden Behörden unterzuordnen, doch gelang es schon 1747 die Grenzzölle aufzuheben, 1752 den alten Wettbewerb Breslaus mit den altpreußischen Städten wie Stettin, Frankfurt, Magdeburg auszugleichen und so Schlesien nicht nur politisch, sondern auch volkswirtschaftlich mit Brandenburg, Pommern, Magdeburg und Halberstadt zu einer Einheit zu verbinden. Vorerst erhielt Schlesien in der Person des bisherigen kurmärkischen Kammerdirektors Lud. Wilh. von Münchow einen eigenen Minister, unter dem zwei Kriegs- und Domänenkammern in Breslau und Glogau die gesamte Finanz-, Militär- und Polizei-Verwaltung des Landes versahen und vornehmlich für die Verschmelzung der Provinz mit den alten Ländern zu sorgen hatten. Gleich anfänglich arbeitete Münchow für die beiden Kammern Instruktionen ganz nach dem Muster der kurmärkischen aus, und unter ihnen beaufsichtigten sieben Steuerräte die Städte, während die Kreisverwaltung 35 Landräten unterstellt wurde.

Natürlich waren überall mannigfache Schwierigkeiten zu überwinden, und eine ungeheure Arbeitslast war namentlich von dem Minister selbst zu überwinden, aber im ganzen vollzog sich die Umwandlung doch leichter, als zu hoffen gewesen war. Denn nicht nur, daß die evangelischen Einwohner der neuen Regierung mit Vertrauen entgegenkamen, hatte man auch von katholischer Seite

bald hier und da ein solches zu rühmen. Auch machten die längst stark eingeschränkten Stände kaum ernstliche Schwierigkeiten, und in den spottschlecht verwalteten Städten brachte der Steuerrat unter dem Drängen des Königs und Münchows in kurzer Zeit die Verhältnisse auf preußischen Fuß, ohne daß man von einem irgendwie nennenswerten Widerspruch erfährt.

Etwas mehr Widerspruch scheint sich bei der Steuerveranlagung des platten Landes geregt zu haben, und die Heranziehung der geistlichen Güter rief, zumal sie anfangs zu hoch gegriffen war, vielfach Entsetzen hervor. Aber woran die österreichische Regierung seit dem Anfang des Jahrhunderts, besonders seit 1723, vergeblich gearbeitet, das ward unter der preußischen Regierung in etwa zwei Jahren vollendet — eine vollständig neue Katastrierung des Landes, das noch immer nach der im 16. Jahrhundert getroffenen Einrichtung gesteuert hatte. Die Folge war, daß trotz einzelner Fehlgriffe gerade der Bauer weit besser als in den übrigen Großstaaten Europas gestellt war. In den geschlossenen Städten gelang die Einführung der Akzise auf Grund eines sehr herabgesetzten Tarifes, abgesehen von einigen technischen Schwierigkeiten, die sich aus der gedrückten Lage der kleinen Städte ergaben, leicht und glücklich. Etwa $2^1/_2$ Millionen Thaler, von denen die Städte, der Adel und die geistlichen Güter etwa je ein Fünftel, und die Bauern zwei Fünftel aufbrachten, war der Gesamtertrag der Steuer, der nicht sowohl sich auf der aus österreichischer Zeit gewohnten Höhe hielt, als vielmehr im Gegensatz zur bisherigen Sitte auf einer gerechten und, soweit möglich, gleichmäßigen Verteilung beruhte, und der mit voller Sicherheit eingetrieben werden konnte.

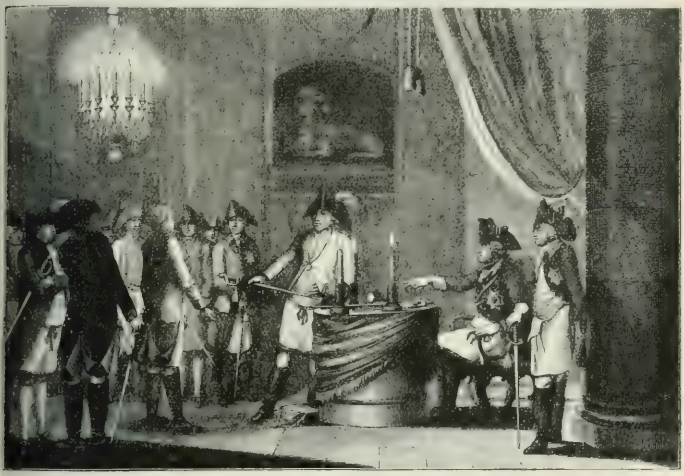
Von großem Segen für die Provinz war es, daß Friedrich großmütig ihre Schulden an englische und inländische Gläubiger aus eigenen Mitteln zurückzahlte. Die Hauptsache aber war, daß die Sorgfalt, welche der König zur Hebung der ländlichen wie städtischen Betriebe verwandte, schon jetzt eine größere Wohlhabenheit und Sicherung der Lebensbedingungen erzielte, die den Steuersatz ungleich leichter ertragen ließen, als zur österreichischen Zeit. Die auf dem Gebiet der Landwirtschaft nach dem Muster der alten Provinzen getroffenen Einrichtungen machten den Segen der preußischen Herrschaft auch dem einfachsten Landmann, der an solche Fürsorge der Regierung nicht gewöhnt war, fühlbar. Für den Handel, „der einzigen Quelle, wodurch Länder und Städte belebt und glückselig gemacht werden", kam hauptsächlich in Betracht, daß ihm die Trennung von Oesterreich sein eigentliches Hinterland entzogen hatte. Glücklicherweise machte die österreichische Regierung zunächst noch verhältnismäßig wenig Schwierigkeiten, und es galt nun, die vorhandenen Gewerbe zu heben, andere neu einzubürgern. Die Behörden wurden angewiesen, sich mit den schlesischen Kaufleuten in Verbindung zu setzen. 1742 wurde in Hirschberg ein Kornmagazin angelegt, „welches einzig und allein zur Unterhaltung der Spinner und Leinweber in theuren Zeiten dienen" sollte, wie denn die Fürsorge des Königs sich sehr energisch auf die armen Spinner und Weber richtete. In demselben Jahre wurde ebenfalls in Hirschberg eine eigene Handelskammer mit einem Handelsgericht begründet, und zwar wurde diese Stadt deshalb gewählt, weil hier das wichtigste Gewerbe Schlesiens, die Leinenindustrie, einen ihrer Hauptsitze hatte. Für sie wurden auch die Zölle herabgesetzt, die beteiligten Kreise nebst Breslau sogar von der Kantonpflicht befreit. Die Tuchindustrie wurde durch maßvolle Ausfuhrzölle auf die Wolle gehoben,

die Anlage einer großen Zahl neuer Fabriken, wie Kattun-, Gold- und Silberstoff-, Kannevas-, Schmelztiegel- und Fayence-, Tabakspfeifen-, Ofenkachel-, Eisenwaren-, Papier-, Wachslichter-, Schmuptabak- und anderer Fabriken, teils durch Erteilung barer Zuschüsse, teils durch Gewährung von Monopolien ermöglicht, die Erbauung weiterer Fabriken vom Könige auf seinen Reisen ins Auge gefaßt. Fremde Manufakturiers und Kapitalisten wurden auch in dieses Land hineingezogen, ja ein groß angelegter Plan vom Könige selbst gemacht, in Breslau eine Messe einzurichten und dieser Stadt den Vorteil zuzuwenden, den Leipzig von seinen reich besuchten Messen hatte, ein Plan der leider scheiterte. Außerordentlich wirksam wurde dagegen die Beseitigung der österreichischen Postverwaltung und die Verwaltung des Postwesens ganz auf preußischem Fuß. Gerade die außerordentlich steigenden Einnahmen der Post lieferten den Beweis, in wie hohem Maße es dem Könige gelang, eine günstige Handelsbilanz zu erzielen.

Noch ein anderes Gebiet erheischte Friedrichs volle Aufmerksamkeit, die Rechtspflege und im Zusammenhang mit ihr die kirchlichen Verhältnisse. Cocceji wurde zum Justizminister auch Schlesiens gleich anfänglich ernannt und zögerte nicht mit der Erklärung: „Friedrich, in den Waffen siegreich, hätte seine Aufmerksamkeit zunächst der Einrichtung einer guten Justiz und geistlichen Verfassung zugewandt in dem Bewußtsein, daß Gerechtigkeit und Religion die Grundsäulen jeder guten Verfassung seien". Schon im Januar 1742 traten daher neben die beiden Kammern in Breslau und Glogau zwei Oberamts-Regierungen, d. h. Gerichtshöfe zweiter Instanz, insofern als sie unter Fortfall der mannigfachen Gerichtshöfe die Aufsicht über die belassenen standesherrlichen Gerichte, wie über das der Stadt Breslau zu üben hatten, und denen zwei Oberkonsistorien — die geistlichen Angelegenheiten waren ja vielfach, wie zumal alle Ehesachen, Rechtsfragen — angegliedert wurden. Die Berufungen gingen an das Berliner Tribunal, und unter den Oberamts-Regierungen hatten Justizkommissarien die Prozesse in Güte beizulegen oder einzuleiten. Nach Coccejis Ernennung zum Großkanzler wurde 1748 die allgemeine Prozeßordnung für Schlesien veröffentlicht, und vom Corpus juris Fridericianum erlangte wenigstens das Vormundschaftsrecht Gesetzeskraft. Das Wichtigste war aber auch hier die Reinigung des Richter- und Advokatenstandes, die Beschleunigung der Prozesse, die Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit der Gerichtshöfe, die Rechtskunde der Richter, die einen der Provinz völlig neuen Zustand der Sicherheit und Lauterkeit in der Rechtspflege schuf.

Viel schwieriger noch lagen die kirchlichen Verhältnisse, sowohl die evangelischen wie die katholischen. Denn weder konnte Friedrich die übermäßigen Erwartungen der Evangelischen erfüllen, noch konnte er allen Forderungen der Katholischen gerecht werden. Aber getreu dem Pflichtgefühl und der Duldsamkeit seines Hauses ist er mit einem bewunderungswürdigen Gerechtigkeitssinn hier vorgegangen, allein in der Beurteilung der Zuverlässigkeit katholischer Würdenträger hat er sich getäuscht. Obwohl die Friedensverträge nur den status quo der katholischen Religion, nicht der katholischen Kirche festsetzten, so dachte der König doch gar nicht daran, nach seinem im westfälischen Frieden begründeten und von katholischen Fürsten so oft angewandten jus reformandi die katholische Kirche etwa zu unterdrücken. Streng hielt er vielmehr ihren status quo inne, so daß das evangelische Bekenntnis durchaus nicht so schnell sich ausdehnte, wie man wohl gehofft hatte. Immerhin erfolgten binnen zwei Jahren, bezeichnend genug, 6000

Uebertritte zur evangelischen Kirche. Denn selbstverständlich genoß sie volle Freiheit der Religionsübung und durfte sich Gottes- und Schulhäuser erbauen, wie Geistliche anstellen. Aber auch die Evangelischen mußten dem katholischen Pfarrer die ihm nun einmal rechtlich zustehenden Stolgebühren und Zehnten zahlen, und die Erwartung, daß den Evangelischen wenigstens die leer stehenden oder doch die ihnen widerrechtlich entrissenen Kirchen zurückgegeben werden würden, erfüllte sich nicht. Ja die Prozesse, die auf Herausgabe der Kirchen dieser Art eingeleitet wurden, schlug der König zu gunsten der katholischen Kirche nieder.



Friedrich II. als Freimaurer im Jahre 1740.
Nach der Zeichnung von G. W. Hoffmann gestochen von Christian Gottlieb Geyser (1742—1803).
Auf die Hälfte verkleinert.

Man versteht es daher, daß der Fürstbischof von Breslau, Kardinal Graf Sinzendorf, „alle Sicherheit der katholischen Kirche in den großmütigen und vorurteilsfreien Gesinnungen des Königs“ fand.

Wir berührten schon, in wie hohem Maße der König vorurteilsfrei war, und wir dürfen hier vielleicht noch erwähnen, daß es das vorurteilsfreie Streben, nach der Wahrheit war, das den König schon 1738 in den Freimaurerorden geführt hatte. Noch als König hielt er eine feierliche Loge ab, scheint aber in dem Orden doch nicht das gefunden zu haben, was er suchte, wenigstens hörte seine Teilnahme für ihn nach kurzer Zeit völlig auf. Den freien Standpunkt aber den religiösen Bekenntnissen gegenüber behielt er stets bei, ohne Rücksicht auf das Bekenntnis schloß er jeden in sein Herz ein, wenn er nur als Staatsbürger gut war, und es ist von Interesse, auch hier des Königs testamentarisch

niedergelegte Willensmeinung zu kennen. „Ich bin neutral“, schreibt er, „zwischen Genf und Rom; will Rom Genf eingreifen, so zieht es den kürzeren, will Genf Rom zu nahe treten, so wird es verurteilt; auf diese Weise kann ich den Religionshaß mindern, indem ich allen Teilen Mäßigung predige und sie zu vereinigen versuche in dem Gedanken, daß sie *eines* Staates sind.“ Lieben könne man jeden Menschen, ob sein Gewand ein rotes oder ein graues sei. Andererseits verlangt er: „Wenn die römische Kirche in Preußen die Rücksichten genießt, die man ihr in katholischen Landern gewahrt, so geschieht es unter der Bedingung, daß die Kurie auch dem Könige von Preußen alle die Rücksichten gewährt, welche sie gegen katholische Fürsten hat, und der katholische Klerus ihm ebenso gehorsam ist; die Religion, die der König von Preußen bekennt, darf ihm nicht die Rechte schmalern, die anderwarts den Fürsten zustehen.“ „Die Politik der Fürsten — das müßten die Katholiken vornehmlich lernen — ist dieselbe, mag auch die Religion, nach der sie genannt werden, verschieden sein.“

Also die Religion ist Sache des Einzelnen, des Staates Sache aber, die gegenseitige Duldung zu erzwingen und von den Katholiken denselben Gehorsam zu heischen, den sie einem katholischen Fürsten zollen. Alle rein geistlichen Sachen überließ der König daher den bischöflichen Konsistorien, und nur die Zivil- und Kriminal-Fälle wie die unmittelbar in das staatliche Gebiet eingreifenden Sachen behielt er den mit den Oberamtsregierungen verbundenen Konsistorien vor, von denen die Berufung ebenfalls an das Tribunal in Berlin zu richten sei. Eben um diese abzuwenden, ging der Kardinal auf den 1746 von päpstlicher Seite neu angeregten und nun von Coccejī wieder aufgenommenen Plan eines General-Vikariats ein, welches mit Ausnahme der Lehre für alle geistlichen Sachen im ganzen Staate (abgesehen von Ostpreußen und Cleve) die Aufsicht und höchste Gerichtsbarkeit üben sollte. Auch der Papst Benedikt XIV. zeigte sich dem Plane eine Zeit lang nicht abgeneigt, verlangte aber doch für sich die Anerkennung als oberster Richter. So scheiterte der Plan auch diesmal, und man hat vielleicht nicht mit Unrecht einen Grund hierfür darin sehen wollen, daß der König gleichzeitig und gegen die Wünsche der Geistlichkeit die Wahl des ihm sehr willkommenen, mit einer feinen, weltmännischen Bildung ausgerüsteten Grafen von Schaffgotsch zum Koadjutor des Fürstbischofs betrieben hat. Indessen war es für den König bei dessen hohem Alter und der entschiedenen Abneigung des Breslauer Domkapitels gegen Preußen allerdings äußerst wichtig, eine zuverlässige Persönlichkeit auf dem Breslauer Bischofsstuhl zu haben. In der That ist dann auch diese Wahl durchgesetzt, und der Graf Schaffgotsch nach dem Tode des Kardinals diesem in der bischöflichen Würde gefolgt. Der Papst präkonisierte ihn, die Frage der Appellation wurde durch Ueberweisung an den Generalvikar in Dresden zu allseitiger Zufriedenheit erledigt, und die neue Regelung der Erziehungs- und Ehesangelegenheiten, der Verwaltung des Kirchenvermögens und der anderen Beziehungen der Katholiken zu den Evangelischen (1750) fand so sehr den Beifall des Papstes, daß er wiederholt das Lob des Königs in öffentlicher Allokution proklamierte. Aber König Friedrichs Satz von der Politik der Fürsten ohne Rücksicht auf die Religion war nur allzu sehr den thatsächlichen Verhältnissen entsprechend; das Lob des Papstes fand nicht den Beifall der katholischen Fürsten, am wenigsten den der apostolischen Königin. Ganz anderes hatte sie geplant, hatte sie beschlossen.

Allegorie auf den Beginn des siebenjährigen Krieges.

Kupferstich aus dem Verlage von Johann Martin Wille zu Augsburg (thätig in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh.) Auf $^{4}/_{5}$ verkleinert.

Friedrich II. mit Maria Theresia Schach spielend, im Hintergrunde Mars; darunter folgende Verse in der Orthogr. des Originales

Man kan mit guten Grund den Krieg zum Spiel vergleichen,
Wo offt der eine muß dem andern endlich weichen;
Wo mancher sehr gewiß und wohl genau gezielt,
Und doch ganz unvermuth verdrießt und verspielt.
Hier lachet sich Herr Mars bey einem Schacht Spiel todt,
In Hofnung, daß es werd nach seiner Absicht gehen
Er lacht, wenn alles sich in Rauch und Dampf verkehrt,
Und wann manch schönes Reich wird durch das Schwerd verheert.
Indessen kan er doch den Ausgang selbst nicht sehen,
Und wie es endlich werd noch künftig hin ergehen.
Weil eine starcke Hand das blinde Glück stets führt,
Und alles auf der Erd sehr weißlich dirigirt.

Der ist der Hohe wohnt pflegt Anschlag zu verlachen,
Die offt im Cabinet sich blode Menschen machen
Es ist ein grosser Gott, der Cron und Scepter hält
Und theilet solche aus, wie seinem Rath gefällt.
Wer an der Allmacht denselben sich erbetten,
Den weist Er wunderbar durch seine Hand zu retten,
Was seine Vorsicht hat im Himmel ausgedacht,
Das wird durch seine Macht auf Erd zu Stand gebracht
Wir wollen in der Still jetzt diesem Spiel zu sehen
Den Ausgang wird davon ein weiser Gott verstehen.
Das Ende zeigt gewiß der Welt noch deutlich an,
Wer was gewonnen hat, und wer verloren kann

Der siebenjährige Krieg. 1756—1763.

Aus »Memoires de Brandebourg«, Berlin 1767.

In unseren Tagen erst sind die Ursachen, die den Krieg der sieben Jahre heraufbeschworen, durch die Veröffentlichung des politischen Briefwechsels des Königs klar gelegt worden. Mit voller Gewißheit ergiebt sich daraus vornehmlich das Eine: Der leitende Gesichtspunkt des Königs ist die Aufrechthaltung des Friedens. Für den Frieden ist ihm kein Preis zu hoch, kein Mittel zu gering. Das ist das Resultat, zu dem die Forschung preußische und österreichische Geschichtsschreiber geführt hat, und erfolglos ist der Versuch geblieben, der neuerdings gemacht worden ist, nachzuweisen, daß der König nur bis zum Jahre 1752 eine Politik des Friedens befolgt, dann aber ebenso wie Oesterreich selbst einen neuen Kampf heraufbeschworen, und daß er dies vor allem gethan habe, weil er Sachsen und Westpreußen erobern wollte. Gewiß hat Friedrich lebhaft die Notwendigkeit empfunden, seinen Staat abzurunden, ihm die Gebiete hinzuzugewinnen, die für die einheitliche Zusammensetzung, für ein gesichertes wirtschaftliches Gedeihen des Staates erforderlich waren. Noch lag drückend die Hand fremder Völker auf Vorpommern und Westpreußen, herrschte dort der Schwede und hier der Pole, noch reichte das ihm immer feindselige Sachsen bis wenige Meilen vor Berlin, erschwerte die Verteidigung Schlesiens

wesentlich. Noch hatte der Staat kein einheitliches Staatsgebiet, sondern langgestreckte Grenzen, an denen feindselige Nachbaren saßen. Wohl lag da zu jener Zeit, in der noch der Begriff von fester Uebereinstimmung der Grenzen des staatlichen Gebiets und der Nationalität seiner Bewohner fehlte, der Gedanke nahe, diese Länder zu erwerben, und Friedrich wäre nicht der sorgsame Staatsmann gewesen der er war, wenn er damals, da umgekehrt vielmehr der Gewinn von Land und Leuten für die höchste Staatskunst galt, die man gerade auf seine Kosten auszuüben gedachte, die Erwerbung jener Territorien nicht ins Auge gefaßt, nicht sie seinen Nachfolgern empfohlen hätte. Aber alle Handlungen, alle Schriftstücke des Königs zeigen mit unzweifelhafter Gewißheit, daß in diesem Zeitraum allein die Erhaltung des Friedens sein Ziel, daß er alle nur denkbaren Mittel hierfür angewendet und daß er schließlich nur der eigenen Verteidigung wegen zum Schwerte gegriffen hat.

„Was auch immer wir am Kriege für uns erwarten können", so gesteht er in unzweideutigen Worten seinen Nachfolgern in seinem Testament von 1752, „mein gegenwärtiges System ist es, den Frieden zu erhalten, so lange dies möglich sein wird, ohne die Majestät des Staates zu verletzen", denn „es geziemt sich keineswegs für uns, wiederum einen Krieg anzufangen." „Ohne Rücksicht auf Vorurtheile dürfe allein das Interesse des Staates im Rathe des Regenten entscheiden und durch verbindliche Unterhandlungen ohne Stolz, ohne Drohung müsse man den Krieg zu vermeiden suchen." Aber freilich auch das sagt der König „in derartigen Lagen wie jetzt giebt es nichts sicheres als im Frieden dahinzuleben und in guter Haltung neue Ereignisse abzuwarten", und „wenn die Ehre des Staates euch zwingt, den Degen zu ziehen", so ruft er seinen Nachfolgern zu, „dann falle der Blitz und der Donner zugleich auf euren Feind".

Ganz dem entsprechend war Friedrich schon, als er den Dresdener Frieden unterzeichnete, entschlossen „fortan keine Katze mehr anzugreifen: es sei denn zu meiner Vertheidigung": er war selbst von den Oesterreichern überzeugt, „daß sie mich während des Dutzend von Jahren, die mir vielleicht noch vergönnt sind zu leben, unangefochten lassen werden", er hatte endlich die Hoffnung, mit seinem Frieden auch den in Europa begründet zu haben. Darin zunächst täuschte er sich. Entgegen dem Willen des englischen Volkes und trotz des erzwungenen Wechsels im Ministerium wurde der Krieg fortgeführt, und König Georg that alles, um ihn fortsetzen zu können. Erst nach drei Jahren zwangen ihn, der österreichischen Erfolge in Italien ungeachtet, die entschiedenen Siege der Franzosen in den Niederlanden, den Frieden zu suchen. Ohne dem Wiener Hofe Kenntnis zu geben machte das Kabinett von St. James dem zu Versailles Friedensangebote, und ihnen mußte schließlich auch Maria Theresia ihre Zustimmung geben, mußte ihre Erfolge in Italien gegen die Verluste der Engländer in den Niederlanden aufrechnen lassen und außer dem Verluste Schlesiens im Aachener Frieden vom
1748 November 1748 auch noch italienische Länder daran geben.
Nov.

Was war mithin natürlicher, als daß die Kaiserin Königin einen gründlichen Widerwillen gegen die englische Bundesgenossenschaft hatte? Wie haßerfüllt auch die welfischen Herren zu Hannover gegen Preußen waren, zuletzt zeigte sich doch, daß die Interessen des Volkes von Altengland nicht ganz im Kabinett von St. James mißachtet werden durften, und daß die Herren im Parlament nicht immer die welfischen Wünsche mit englischen Guineen zu bezahlen gewillt waren,

zumal dann nicht, wenn darüber ihr Handel leiden konnte. Was war mithin natürlicher, als daß die hartnäckige Tochter Habsburgs nun zur Befriedigung ihrer Absichten gegen Friedrich sich ganz dahin wandte, wo sie demselben Wunsche auf Zerstückelung seines Staates begegnete, daß sie in dem halb barbarischen Reiche, das Peter der Große begründet hatte, Stütze und Halt suchte? Denn nicht nur, daß der Haß der Zarentochter dem ihrigen gleichkam, sah der Kanzler Elisabeths, Bestuschew, in dem Dasein der preußischen Monarchie das Bollwerk gegen die gewünschte Ausdehnung des russischen Reiches nach Westen, während es im Osten damals noch dieselbe Interessengemeinschaft mit Oesterreich gegen die Pforte verband. Weil Preußen der nächste und mächtigste Nachbar Rußlands war, deshalb hielt ihn Bestushew auch für seinen gefährlichsten Feind, und durch die territoriale Lage hätten, so erklärte er, die Seemächte, hätte Sachsen und hätte Oesterreich das gleiche Interesse mit Rußland gegen Preußen. Wohl war ein solches groß klingendes politisches Pronunciamento nur die Verschleierung der eigennützigen Absichten des Kanzlers, aber Habgier und Wollust, Intrigue und Bestechung waren nun einmal die Triebfedern an diesem sardanapalischen Hofe, und nur mit Unwillen hatte sich die Kaiserin Elisabeth darein gefügt, nach dem Dresdener Friedensschluß von dem beabsichtigten Angriff auf Preußen absehen zu müssen. Ihrem Herzen mochte es dann wenigstens ein Gefühl der Befriedigung bereiten, mit Maria Theresia ein Bündnis einzugehen, in dem sie sich zum Kampfe gegen Friedrich, zur Rückgabe Schlesiens an Oesterreich verpflichtete, wenn Friedrich nicht etwa nur Oesterreich, sondern selbst dann, wenn er Polen oder Rußland angreife (2. Mai 1746). Und um nun Friedrich hierzu zu nötigen, um ihn als den Friedensbrecher hinstellen zu können, wollte Rußland das mit Friedrich verbündete Schweden mit Krieg überziehen und ließ seine Truppen volle acht Jahre lang an den preußischen Grenzen hin und her „demonstrieren". Friedrich dachte nicht daran, sich in solchen Kampf verwickeln zu lassen, und meinte, solange er mit England gut stehe, habe er von Rußland auch trotz der guten Beziehungen beider Staaten zu einander nichts zu fürchten; ja die bösen Absichten Rußlands auf Schweden befestigten sogar die Beziehungen zu Frankreich, da dieses Schweden nicht sinken lassen und dem russischen Einfluß sowohl in Schweden wie auch in Polen durch Preußen allein die Wage halten konnte.

Mit größter Geschicklichkeit verstand Friedrich jahrelang solche Gegensätze in den europäischen Interessen zu benützen, um mit klug verständigem Wort, mit weisem Verhalten die Kriegsfurie niederzuhalten. Doch das gerade gefiel dem bösen Nachbarn nicht. Der große und vielgewandte Staatskanzler Graf Kaunitz, der jetzt die Geschicke Oesterreichs lenkte, und seine Kaiserin Maria Theresia hatten kein brennenderes Verlangen, kannten keine andere Politik, als die, welche auf den Wiedererwerb Schlesiens, welche auf die Zerstückelung Preußens bis zu dem vor der Zeit des dreißigjährigen Krieges bestehenden Umfang abzielte. Diesem „großen Dessein" mußten alle nach preußischem Beispiel unternommenen Reformen im Innern Oesterreichs dienen, nach ihm mußten sich die europäischen Beziehungen richten und umformen lassen. Wohl hatte man, wie bemerkt, hierfür die herzliche Zustimmung Rußlands, das Kurland und Semgallen für sich zu gewinnen, Polen mit Ostpreußen zu entschädigen hoffte, aber die Schwerfälligkeit der russischen Armee und der Geldmangel am Petersburger Hofe ließen deutlich erkennen, daß das russische Bündnis immerhin ein guter Grund, nimmermehr aber das Gebäude

selbst sein konnte, in dem man das Wohnen sich so behaglich dachte, und in dem für Preußen eben nur der letzte Winkel vorgesehen war. Man bedurfte eines stärkeren, vor allem eines wohlhabenden und freigebigen Bundesgenossen, mit dessen Hilfe man Friedrich niederwerfen konnte. Die Seemächte aber, deren Interessen Maria Theresia ohnehin in den Niederlanden durch Mißachtung ihrer übernommenen militärischen Verpflichtungen, wie durch Aenderung des Zolltarifes schwer verletzt, hatten durchaus keinen Grund, den Ruin Preußens zu wünschen. Sie heischten ganz andere Aufgaben von Oesterreich und wünschten den Krieg gegen Preußen möglichst zu vermeiden. So war für Oesterreich der Anschluß an Frankreich geboten. Das war nun zwar schon lange in Wien erkannt, und sowohl ein politischer wie ein religiöser Grund hatten das französische Bündnis in Wien längst schon zum Brennpunkt aller Politik gemacht. Ihm lag die Gemeinsamkeit des katholischen Bekenntnisses zu grunde, und es gewahrte die Aussicht, wieder zu der alten Machtstellung zu gelangen, in welcher man in der Herrschaft über das Reich nur mit Frankreich nebenbuhlerte. Es bot vor allen Dingen, was der Bund mit Rußland allein nicht gewähren konnte, die Mittel zu einem Kriege gegen Preußen, und Preußens Niederwerfung mußte ja, wie Kaunitz erklärte, das vornehmste Ziel der österreichischen Politik bilden. Doch wie viel Mühe er sich auch in Paris gegeben, wie viel Liebenswürdigkeiten er verschwendet, noch war seiner treuen Minne der heiß begehrte Lohn nicht geworden.

Da trat fern im Westen jenseit des großen Wassers ein Ereignis ein, das für Deutschland, für Oesterreich wie für Preußen, zwar nicht das geringste Interesse hatte, dessen Folgen aber den Vernichtungskampf gegen Friedrich vorbereiteten. Die Forts, welche Frankreich in Nordamerika zur Verbindung seiner Besitzungen in Kanada und Louisiana herstellte und welche die Engländer, da sie ihnen den Weg zur weiteren Ausbreitung versperrten, nicht dulden wollten, sollten die Lawine bilden, die, ins Rollen gebracht, zerschmetternd auf Friedrichs Haupt niederfallen mußte. Das englische Volk, durch die französischen Erfolge an seiner empfindlichsten Stelle gepackt, drängte mit Leidenschaft zum Kriege, und der österreichische Gesandte in London blies in die Flamme. Natürlich war es, daß Frankreich im Kriegsfalle England in Hannover zu treffen suchen mußte, und Friedrich hoffte zeitweise sogar, durch einen solchen französischen Angriff auf Hannover die Kriegsbegier in England zu stillen. Doch erwies sich das als aussichtslos. England
1755 schloß vielmehr mit Rußland im August 1755 einen Subsidienvertrag, nach dem 60 000 Russen durch das Reich marschieren und das Welfenland gegen die Franzosen verteidigen sollten. Gewiß ein furchtbares Geschick! Die Regulierung der englisch-französischen Grenzen in Amerika sollten nach Englands Begehr Russen und Franzosen auf deutschen Gefilden erkämpfen! Und die Russen standen fertig, die preußische Grenze zu überschreiten, die Oesterreicher warteten nur auf den Ausbruch dieses Krieges, um unter seinem Schutze Preußen zerschmettern zu können. Aber auch dem suchte Friedrich zu begegnen. Beide, Oesterreich wie namentlich Rußland, bedurften zum Angriff der englischen Geldunterstützung. Da entzog sie ihnen Friedrich, indem er dem Oheim von England die Hande bot. Unter voller Wahrung seines Bündnisses mit Frankreich schloß er mit ihm am 2. Januar
1756 1756 den Vertrag von Westminster, durch welchen die Neutralität Deutschlands in dem englisch-französischen Kriege festgestellt wurde, und in welchem Friedrich die französischen, Georg aber die russischen Truppen von den Grenzen des Reiches

fern zu halten sich verpflichtete. Und wenn die Russen nicht zum Schwerte griffen, so ließen es auch die Oesterreicher wohl in der Scheide. Gerade durch diesen Vertrag aber hatten die Gegner Friedrichs im Rat der Krone Frankreichs ein weit höheres Uebergewicht erlangt, als Friedrich vorausgesetzt, und Kaunitz hatte den Hebel gefunden, den er brauchte, um den Erbfeind Oesterreichs auf die Seite seiner Kaiserin zu ziehen. Friedrich aber lebte der Hoffnung, Oesterreich vereinzelt, den Frieden auf dem Festlande erhalten und eine „furchtbare Liga zersprengt zu haben, unter welcher früher oder später unser Staat hätte erliegen müssen". Doch größer fast noch als an der Donau war die Kriegslust an der Newa, und heftiger noch als in der Brust der Königin von Ungarn gährte und lohte der Haß gegen Friedrich in dem leidenschaftlichen Herzen der Zarin. Offen gestand Elisabeth ein, daß sie den Krieg mit Preußen wünsche, daß Preußen auf seinen früheren Stand zurückzuführen sei, und die Niederwerfung Preußens blieb ihre „Fundamentalmaxime", die sie nunmehr ins Leben zu setzen suchte. Gerade dies war aber auch der alleinige Zweck der österreichischen Bemühungen in Versailles, und um die drei großen Mächte des Festlandes gegen Preußen ins Feld zu bringen, bot man mit Belgien dort eine Lockspeise an, der auch die Gegner Oesterreichs im französischen Ministerrat nicht widerstehen konnten. Friedrich wußte wohl, welche Geschicklichkeit Maria Theresia und Kaunitz, wie der österreichische Gesandte Starhemberg in Paris anwandten, wußte, wie groß die Neigung Ludwigs und seiner Geliebten, der Madame de Pompadour, war, gegen ihn zu marschieren. Er wußte sogar, daß man einen so langjährigen Bundesgenossen wie ihn platt fallen gelassen, daß am 1. Mai wirklich der Vertrag zu Versailles zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossen war. Aber weder erkannte er das angemessene Ziel, das mit ihm erstrebt ward, wußte nicht, daß dieser Vertrag nur scheinbar zur Verteidigung geschlossen, in der That aber der „Krieg auf kurze Sicht" war, noch ahnte er, daß der Grundgedanke der Westminster-Konvention, England vermöge die Russen an einem Angriff auf Preußen zu hindern und halte sie in voller finanzieller Abhängigkeit, völlig durchlöchert sei. Kaunitz hatte es zuwege gebracht, französische Hilfsgelder für Rußland zu gewinnen und England damit in Petersburg völlig aus dem Sattel zu heben. König Georg hatte dem preußischen Verbündeten, der keinen Gesandten am Petersburger Hofe hatte, dies absichtlich verschwiegen, während Friedrich ihm, der wieder in Versailles keinen Gesandten hatte, jede Mitteilung über die dortigen Vorgänge machte. Erst im Juni erfährt Friedrich die volle Gewißheit von dem unumstößlich feststehenden Willen des Petersburger Kabinetts, ihn bei der ersten besten Gelegenheit „ohne weitere Diskussion zu attaquiren". Aber um den Frieden zu ermöglichen, und ungeachtet der nun von verschiedenen Seiten her einlaufenden Nachrichten über die umfassenden russischen wie österreichischen Rüstungen gegen Preußen, stellt er die 1756
in Pommern und Preußen allein gegen Rußland betriebenen Gegenmaßregeln sofort ein, als die russischen Rüstungen Halt machen. Denn im Rückzug der Russen sieht er die Gewähr für den Frieden. Die absichtlich falschen Angaben des britischen Gesandten in Berlin, Sir Andrew Mitchell, ließen ihn Englands Einfluß in Petersburg überschätzen, und da der Wiener Hof, wie er meinte, nicht den Wunsch hegen könne, auf eigene Faust sein Vorhaben auszuführen, so glaubte er trotz aller Sorge, alles Argwohns an die Erhaltung des Friedens. Aber zu nahe lag doch die Gefahr des Gegenteils, und Friedrich versäumte daher um so weniger,

für diesen Fall sein Heer allmählich marschfertig zu machen, als ihm aus Böhmen und Mähren Meldungen zugingen, die ihm zeigten, wie der Gegner sich rüstete, zum Stoße sich fertig machte. Alles aber kam der Kaiserin darauf an, wie der preußische Gesandte in Wien meldete, „Friedrich als Angreifer erscheinen zu lassen". Mit dieser Fälschung glaubte man die Vorkehrungen zu decken, die man selbst traf, „um Rache zu nehmen für den Verlust unsers theuren Schlesiens", und am 16. Juli erfuhr der König, daß auch die Regimenter aus Ungarn auf dem Marsche nach Böhmen seien. Selbst diese Kunde, die er vor wenigen Wochen noch mit vollem Rechte als die Kriegserklärung bezeichnet hatte, bewog ihn jetzt nur zu einer am 18. beförderten Anfrage bei der Kaiserin nach dem Zwecke der Truppenbewegungen.

Da sandte ihm am 20. und 21. Juli sein Gesandter im Haag, von der Hellen, Berichte des holländischen Gesandten in Petersburg, van Swart, von dem man wußte, daß er im tiefsten Vertrauen mit den russischen Ministern lebte. Da verbreitete sich mit einem Male Klarheit über die Vorgänge der letzten Monate, die man nur mühsam und doch richtig hatte zusammenreimen können. Aber es war eine Klarheit, deren Strahlen jeden anderen als König Friedrich blenden mußten, es war die Gewißheit über den festen Entschluß der beiden Kaiserinnen und Kursachsens, unter Zustimmung von Frankreich ihn mit wenigstens 230 000 Mann anzugreifen und mit der Uebermacht der vereinigten Kräfte Frankreichs, Rußlands, Oesterreichs, Sachsens, denen das Reich sich anschließen sollte, ihn zu zerschmettern. Lediglich und durchaus nur wegen der militärischen Unfertigkeit habe man den Angriff bis zum nächsten Frühjahr verschoben. Es war das schlimmste Konzert der Welt, mit vollster Sicherheit auf Friedrichs Untergang berechnet, und wer wollte es nicht gerechtfertigt finden, wenn er solchem Frevelmut zuvorkam? Doch zu tief war er sich der Folgen bewußt, die ein Kampf von dieser Ausdehnung haben mußte. Den Gegnern mochte es freilich ein Leichtes erscheinen, mit ihrer Phalanx von allen Seiten gegen den König anrückend, dies kleine Preußen zu zermalmen, und so mochten sie mit leichtem Sinn ein Wetter heraufbeschwören, das sich doch voraussichtlich nur über deutsche Fluren entlud. König Friedrich aber war, da die Hoffnung auf englische Hilfe ungewiß blieb und sich jedenfalls nach den Erfolgen des bisher von England unglücklich geführten französisch-englischen Krieges bemaß, so gut wie ohne Bundesgenossen. Allein sollte er sich der mächtigsten Staaten Europas erwehren. Und doch — sollte es denn zum Kriege kommen, nun so denkt er kühn schon daran, Westpreußen zu gewinnen, und wohl mag ihm der Gedanke durch die Seele gezogen sein, vielleicht füge sich im Verlaufe des Krieges die Dinge so, daß auch die Erwerbung von Sachsen möglich sein möchte. Aber wie wäre das jetzt zu erwarten gewesen! Generationen so hatte er in seinem Testament gelehrt, müßten daran arbeiten, wenn dieser Plan gelingen solle, Oesterreich und Rußland müßten im Kriege begriffen sein gegen Frankreich, die Pforte und Sardinien, Bestuschew müsse gestürzt, sein Nachfolger gewonnen sein, in England eine Minorennitätsregierung walten, in Frankreich ein ehrgeiziger Minister am Ruder sein. Nahezu von all diesen fabulierten Umständen war jetzt das Gegenteil der Fall, und, wie unfertig die Gegner militärisch und finanziell noch waren, wie wenig der König gesonnen war, sich „Nasenstüber" gefallen zu lassen, so begreift es sich, daß Friedrich dem gewaltigen Uebergewicht von Rußland Frankreich und Oesterreich gegenüber zunächst alles aufbot, was dem Frieden frommte

Erst wenn die angeknüpften Verhandlungen scheiterten, wenn die Gegner in ihrem Taumel sich taub wider die Stimme der Vernunft zeigen sollten, gedachte er das auszuführen, was ein jeder an seinem Platz ausführen würde; dann aber auch mit einem Gewissen, frei von jeglichem Vorwurf und mit einem vollkommenen Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache. Demgemäß wartete er auf die Antwort Maria Theresias, bis er auch nur irgendwie den inzwischen getroffenen militärischen Rüstungen einen größeren Umfang gab. Zugleich aber setzte er alle inländischen und ausländischen Höfe in Bewegung, um den Ruin, dem nicht Preußen allein, sondern England und alle Staaten Europas durch das Triumvirat der drei großen Kontinentalmächte ausgesetzt seien, zu vermeiden. Und trotz aller weiteren Nachrichten, die über den bestimmten Entschluß Oesterreichs und Rußlands, im nächsten Frühjahr das Vernichtungswerk gegen ihn zu beginnen, einliefen, und trotzdem die Antwort der Kaiserin völlig der Frage ausweicht, hofft der König noch immer, den Frieden zu erhalten. Inmitten der getroffenen Vorbereitungen für den Krieg bat man in Potsdam unter der Gewitterschwüle der Unruhe und Ungewißheit. Von den Russen war allerdings eine Mitwirkung in diesem Jahre bei ihrer Schwerfälligkeit nicht zu fürchten, aber unbedingt nötig erschien es, auch die Teilnahme Frankreichs zunächst noch auszuschließen. Deshalb suchte Friedrich den Beginn des Krieges möglichst in den Herbst zu verschieben, und richtete daher eine zweite Anfrage nach Wien. Noch am 23. August schreibt Eichel, daß der König den Frieden zu erhalten hoffe, wenn nur Maria Theresia sich dahin erklären wolle, in weder in diesem noch im nächsten Jahre anzugreifen. Auch diese Hoffnung täuschte, Maria Theresia beantwortete Friedrichs Hauptfrage gar nicht, sondern wich ihr aus. Und damit erklärte sie unzweideutig den Krieg, sie hatte ihr Ziel erreicht, und völlig offen, in unbedingtester Sicherheit lag die Absicht der Verbündeten vor Friedrichs Augen. Unzweifelhaft aber wird ihm zuzustimmen sein, wenn er urteilt: „Wer unterrichtet ist von den Angriffsplänen seiner Feinde und dennoch ihrem Belieben sich preisgiebt, der ist ein schmählicher Feigling. Doch wer in solchem Falle seinem Gegner zuvorkommt, der begeht allerdings die erste Feindseligkeit, aber der Angreifer, das ist nicht er." Sicherlich, nie war eine Schilderhebung gerechter, als die Friedrichs,

Rekrutendrillung.
Radierung von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726—1801).
Originalgröße

n er nun am 29. August die sächsische Grenze überschritt. Aber selbst jetzt noch sollten die Waffen schweigen, sollten neue Verhandlungen in Wien und Dresden wenn möglich ein Unwetter beschwören.

Es galt in diesem Jahre, wenigstens noch die Sachsen zu entwaffnen und sich der Elbe bis Melnik hin, d. h. soweit sie schiffbar und daher für die Zufuhr der Verpflegungsmittel notwendig, zu versichern. Von der Feindseligkeit des vom

Grafen Brühl geleiteten Dresdener Kabinetts, in dem alle Faden der Intrigue gegen Preußen zusammengelaufen, war das Schlimmste zu befürchten, und das sächsische Heer, vor der Stirnseite des preußischen kein Gegenstand der Besorgnis, vermochte hinter dessen Rücken ihm die Verbindung mit Berlin abzuschneiden, die Mark selbst zu bedrohen. Es mußte unter allen Umständen kampfunfähig gemacht werden, ehe der König die böhmische Grenze überschritt, oder der sächsische Hof mußte sich mit Preußen unlöslich verbinden. So gering auch die Hoffnung sein mochte, Sachsen zu Preußen hinüberzuziehen, und so sicher man auch über das zweideutige Benehmen des sächsischen Kabinetts und dessen Vertraulichkeiten mit den Feinden war, so ließ Friedrich die Verhandlungen mit dem Dresdener Hofe doch nicht ruhen. Ja im Gegenteil spann er sogar neue Faden mit Wien, suchte immer noch Maria Thereſia zu der Erklärung zu bestimmen, ihn in diesem und dem nächsten Jahr nicht angreifen zu wollen. Es ist das äußerste Maß von Besonnenheit nicht nur, sondern, wie zutreffend bemerkt ist, von Gewissenhaftigkeit, mit welcher der König dem Kriege aus dem Wege zu gehen sucht. Dreimal hatte er seinen Stolz bezwungen, dreimal in Wien angefragt, dreimal wies man den Bittenden zurück vom stolzen Kaiserstuhl. Denn ohne die geringste Scheu ließ Maria Thereſia auch jetzt noch die eigentliche Frage Friedrichs einfach unbeantwortet und überschüttete
12. Sept ihn statt dessen mit Unwahrheiten und Beleidigungen. Unwiderruflich war der Krieg, und wahrlich die Hoffnung, dem Könige das Schicksal Heinrichs des Löwen zu bereiten, war es, mit der man die Thore des Janustempels geöffnet.

Nun ward die sächsische Armee, die man leichtsinnigerweise nicht nach Böhmen zu dem österreichischen Heere hatte abmarschieren lassen, in ihrem Lager bei Pirna eng umschlossen. Einen Sturm wollte Friedrich, in der Erwartung, daß der Hunger die Kapitulation erzwingen werde, vermeiden. Wohl aber marschierte der österreichische Feldmarschall Browne von Böhmen aus zum Entsatze der Sachsen heran und war am 30. September mit 33 000 Mann, wenige Stunden bevor die, nach dem Flecken Lobositz an der Elbe vorrückenden, Preußen die Höhen
1. Okt. des Lobosch und Homolkaberges besetzten, zur Stelle. Am Morgen des 1. Oktober entwickelte sich der Kampf, der mit seltener Hartnäckigkeit sieben Stunden lang durchgefochten wurde. Friedrich selbst erkannte die Tapferkeit der Feinde an, glaubte nicht mehr die alten Oesterreicher vor sich zu haben, aber auch seine Truppen hatten „Wunder der Tapferkeit gethan, wie er sie noch nicht gesehen habe seit er sie zu befehligen die Ehre habe.“ Schließlich blieb ihnen denn auch der Sieg, um drei Uhr nachmittags war mit der Vertreibung der Oesterreicher aus Lobositz der Kampf beendet, und Browne zog sich über die Eger zurück. Auch einen neuen Versuch, die Sachsen aufzunehmen, mußte er, da diese zu spät, erst in der Nacht zum 13. Oktober, über die Elbe gehen konnten, aufgeben. König August und Graf Brühl, die sich auf den Königstein in behagliche Sicherheit begeben hatten, mußten nunmehr den Vorstellungen der Generale nachgeben und die Erlaubnis zur Kapitulation ihrer von Kälte und Hunger erschöpften, am Fuße des Lilienstein von den Preußen völlig umschlossenen Truppen
14. Okt. erteilen. Etwa 16—18 000 Mann streckten am 14. Oktober die Waffen und wurden von Friedrich in seine Armee eingereiht.

König August, sein Minister Graf Brühl und der ganze Hofstaat gingen am 20. Oktober nach Warschau, nur die Königin blieb mit zwei Prinzen in Dresden zurück und unterhielt von hier aus trotz der gewinnenden Artigkeit, mit welcher

Belagerung von Prag im Mai 1757.
Radierung von Johann Adolf Stockmann (arbeitete zu Augsburg gegen Mitte des 18. Jahrh.), auf $^2/_3$ verkleinert.

hr Friedrich entgegentrat, einen geheimen Briefwechsel mit den Feinden, der ihm ielen Schaden brachte.

Friedrich aber veröffentlichte in der Mitte des Oktober ein Manifest auf Grund der ihm zugegangenen, wie auch der in Dresden beschlagnahmten Papiere, as den Völkern Europas die Pläne und Absichten der Feinde enthüllte und ihnen ie Notwehr bewies, in der er sich befand. Mit England kam nach den mühseligsten Anstrengungen, die teils durch Ministerkrisen, teils durch die hannöverschen Minister und das Bestreben des Königs, als Kurfürst von Hannover mit rankreich und Oesterreich verbündet zu bleiben, hervorgerufen waren, endlich ein Vertrag zu stande. Danach sollte eine aus englisch-hannöverschen Truppen und en Kontingenten einiger protestantischen Fürsten, wie Hessen, Braunschweig, Gotha nd Schaumburg, gebildete Armee unter dem Herzog von Cumberland Westdeutschnd gegen die Franzosen schützen. Das ist in den nächsten Jahren im allgemeinen uch wohl geschehen, dagegen kam es während des ganzen Krieges nie dazu, daß ngland auch nur eine einzige Fregatte in der Ostsee erscheinen ließ, und doch ätte hier die geringste Flotte von unendlichem Vorteil für Friedrich sein müssen, ätte ihm voraussichtlich die Russen gänzlich vom Leibe gehalten.

Alle Kräfte setzte natürlich Maria Theresia ein, um den Vorsprung, den ihr riedrich militärisch abgewonnen, wieder einzuholen. Vornehmlich wurden die etzten Abmachungen mit den Genossen getroffen, und in der That erfolgte am 1. Dezember 1756 der förmliche Beitritt Rußlands zum Vertrage von Versailles. Zwischen Rußland und Oesterreich wurde am 22. Januar 1757 das Bündnis 1757

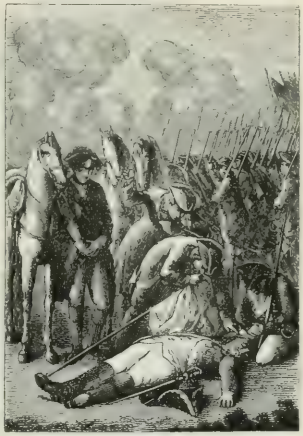
von 1746 in einer Konvention erneuert, die so recht dem Hasse beider Kaiserinnen gegen Friedrich entsprach, die volle Vernichtung des gehaßten Gegners ins Auge faßte. Beide Teile versprachen, wenigstens je 80 000 Mann regulärer Truppen ins Feld zu stellen, Rußland überdies, eine Flotte auszurüsten. Im Februar wurde endlich auch die, durch Frankreichs Weigerung, nur als österreichische Hilfsmacht zu erscheinen, bisher verzögerte, militärische Verabredung mit Frankreich fertig, nach welcher sich diese Macht zur Aufstellung einer Armee von 105 000 Mann anheischig machte. Den drei Mächten schlossen sich dann im März die Höfe von Köln, Pfalz, von Bayern und Württemberg an, und am Reichstage wurde in aller Feierlichkeit der Reichskrieg gegen Preußen erklärt. Endlich trat auch das protestantische Schweden unter dem vereinigten russischen und französischen Einfluß dem Bund gegen Preußen bei, und auch der Herzog von Mecklenburg-Schwerin glaubte bei einem solchen nicht fehlen zu dürfen. Den Zweck der Vereinigung sprach mit unfehlbarer Deutlichkeit noch einmal der am 1. Mai 1757 zu Versailles zwischen Frankreich und Oesterreich formlich abgeschlossene Teilungsvertrag über Preußen aus. Gegen Abtretung der österreichischen Niederlande an den Schwiegersohn Ludwigs XV. und einiger Plätze an Frankreich selbst erklärte sich auch diese Macht zu einer so völligen Aufteilung der preußischen Lander bereit, daß allein Hinterpommern und die Mark, selbst diese jedoch nur ohne Crossen, dem Könige in Preußen oder vielmehr dem Markgrafen von Brandenburg verbleiben sollten. Alle anderen Provinzen sollten an Oesterreich, Frankreich, Rußland, Schweden und Sachsen nach einem schon im einzelnen naher bestimmten Plane verteilt werden. Mit solcher Zertrümmerung Preußens durfte man hoffen, das ganze Staatensystem Europas und vornehmlich Deutschlands gründlich verandert, Deutschlands Wohl und freie Selbstbestimmung vernichtet zu haben. In Preußen traf man ja zugleich den einzigen reindeutschen Staat, welcher der Fremdherrschaft Oesterreichs und Frankreichs entgegentreten konnte und entgegenzutreten gewillt war, traf man zugleich den Staat, welcher der kraftige Schutz und Schirm des Protestantismus war. Ja umsomehr mußte auch dieser rettungslos zu Grunde gehen, als die katholischen Staaten geeint, die protestantischen aber durch den Uebertritt Württembergs, Schwedens und Mecklenburgs zu Friedrichs Feinden ge-

Generalfeldmarschall Kurt Christoph Graf von Schwerin.

Kupferstich von Philipp Andreas Kilian (1714—1759), auf etwa ½ verkleinert

eilt waren. Gewiß, Friedrich wehrte sich, weil er angegriffen war, weil sein Staat erschlagen werden sollte, aber so wenig Achtung ihm die Formen und Verfassung des Reichs abgewinnen konnten, jetzt ist er sich mit vollster Deutlichkeit dessen bewußt, daß er in der eigenen Verteidigung zugleich die Freiheit des deutschen Vaterlandes zu sichern hat, und weiß, daß es die Aufgabe des preußischen Staates ist, für das ganze Vaterland einzutreten. „Wenn die Freiheit Deutschlands ins Grab sinkt, dann soll im gleichen Grabe Preußen ruhen. Ich werde die Freiheit der deutschen Fürsten selbst wider ihren eigenen Willen schützen; so lange ein Preuße am Leben ist, so lange soll man nimmer sagen, daß Deutschland seiner Verteidiger entbehrt."

Und wie der König diesen Beruf Preußens und diesen Charakter des Krieges klar ausspricht, so ließen sich die Beispiele häufen, daß auch im ganzen deutschen Volk diese Empfindung lebendig war, und selbst der junge Erzherzog Joseph hat es, voller Schrecken über die Abhängigkeit, in die Oesterreich von Frankreich geriet, nicht an Vorstellungen über die Gefahr des französischen Bündnisses fehlen lassen. Als trotziger Knabe ward er dafür gescholten; es sollten durchaus die Waffen entscheiden, und wie hätten die zahlreichen Gegner auch daran zweifeln mögen, daß, wenn einmal die Staaten ernstlich gewogen würden, ihr erdrückendes Uebergewicht dies kleine Preußen blitzschnell in die Höhe schleudern werde?



Schwerins Tod bei Prag am 6. Mai 1757.
Radierung von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726—1801) in „Genealogischer Militärischer Kalender auf das Jahr 1787". Originalgröße.

Wie immer die Mitwelt in ihrer Auffassung von der Methodik des Krieges den König ob der Kühnheit seiner Pläne getadelt hat, uns Nachlebenden, die wir an eine Kriegführung im großen Stil gewöhnt sind, erscheint es wie selbstverständlich, daß der König zuerst die Oesterreicher, noch ehe die Franzosen und Russen heran waren, treffen und sie zerschlagen wollte. Am 10. Januar verließ 1757
er Berlin — nach vollen sechs Jahren erst sollte er es wiedersehen. Vom 18. April an rückten die Preußen in mehreren Abteilungen zur Ueberraschung der Oesterreicher in Böhmen ein, am 2. Mai langte der König mit 44000 Mann vor Prag an, wohin Prinz Karl von Lothringen alle österreichischen Truppen zusammenzuziehen suchte. Am 6. traf endlich der Feldmarschall Schwerin mit 6. Mai
weiteren 20000 Mann ein, um 10 Uhr früh begann die Schlacht. Und obgleich ihr eigentliches Ziel, den rechten Flügel des österreichischen Heeres zu umgehen und es völlig zu vernichten, mißglückte, wurde doch der glänzendste Sieg errungen. Freilich des Königs Anordnungen ward vielfach nicht genügt, folgenschwere Thaten geschahen wider seine Befehle. Und zu seinem schmerzlichsten Zorne verblutete daher manch braves Soldatenherz mehr, als nötig gewesen wäre. Ihrer 12 bis

18000 Mann, „die Säulen der preußischen Infanterie", bedeckten die Wahlstatt. Winterfeldt, Fouqué, des Königs jüngster Bruder, Prinz August Ferdinand, waren mehr oder weniger schwer verwundet, und der Tod Schwerins, den die Sage, in ihrer Weise den Helden verherrlichend, ausgeschmückt hat, „welkte die Lorbeeren des Sieges". Aber auch von den Oesterreichern waren gegen 24000 Mann gefallen, und der Rest ihrer Armee mußte sich nach Prag zurückziehen, das der König nun einschloß, in der sicheren Erwartung, daß, nachdem sich Prag ergeben, weder Russen noch Franzosen die Grenzen überschreiten, und die Oesterreicher auf jede Bedingung Frieden schließen würden. Natürlich gehörte aber dazu, daß er die Entsatzarmee, welche Daun heranführte, ebenfalls vernichtete. Er begab sich daher selbst zu dem Truppenteil, den er ihm unter dem Herzog von Bevern entgegengeschickt hatte, und dem Daun stets ausgewichen war. Da wollte es das Unglück, daß Friedrich die Schlacht, zu welcher er nun Daun in der Nähe von Kolin am 18. Juni nötigte, völlig verlor. Alles war auf die Vernichtung Dauns berechnet, und trotz des Mißverhältnisses der Truppenzahl — 34000 gegen 53000 Mann — und trotz der äußerst günstig gewählten Stellung Dauns schien sie mit Sicherheit erfolgen zu müssen. Herrlich war wieder die Infanterie, die erst, nachdem die Hälfte ihrer Leute auf dem Brachfelde tot oder verwundet lag, müde in ihren Angriffen ward. Aber eine Reihe von Mißverständnissen seitens der Generale, manch übel angebrachte Kühnheit, wie ein ungestümer Angriff Manstreins und andere unvorhergesehene Ereignisse hatten, wie heute unwiderruflich bewiesen ist, die Anordnungen des Königs völlig über den Haufen geworfen und eine Niederlage gerade in dem Augenblick herbeigeführt, als der Sieg den Frieden diktieren sollte.

Kupferstich von Johann Esajas Nilson (1721–1788), auf die Hälfte verkleinert.
Das Porträt nach einer Zeichnung von Joachim Martin Falbe (1721–1788).

Nun geschah das Gegenteil, die erste große Niederlage hatte weitere Verluste zur Folge, ja sie hat den König für den ganzen Feldzug auf die Verteidigungslinie zurückgeworfen. Inzwischen hatten auch die übrigen Gegner, die Russen,

Schweden, Franzosen, ihre Vorbereitungen beendigt und ihrerseits den Kampf begonnen. Der König gab die Belagerung Prags auf, rückte mit der einen Hälfte seines Heeres nach Sachsen, um dieses zu decken, während die andere Hälfte unter seinem Bruder, dem Prinzen August Wilhelm von Preußen, dem Winterfeldt als Ratgeber beigegeben wurde, Schlesien mit der Lausitz schützen sollte. Doch dieser Truppenteil, belästigt durch fortwährende kleine Gefechte und nicht von einem einheitlichen festen Willen geführt, erlitt die schwersten Verluste und kam in der Lausitz in trostlosestem Zustande an. Die Verbindung mit Schlesien war verloren, ja der Weg nach der Mark stand den Feinden offen. Und nicht lange sollte es dauern, bis die Oesterreicher in Schlesien eingedrangen. Nadasdy überfiel im September den General von Winterfeldt bei Moys, wo dieser Freund des Königs sein Leben verlor, und General Hadik konnte in der That Friedrichs Hauptstadt Berlin erreichen und brandschatzen. Die königliche Familie flüchtete nach Spandau, doch ging die schlimmste Gefahr vorüber, als die Nachricht kam, der Prinz Moritz von Anhalt nähere sich zum Entsatze. Inzwischen waren der auch die Russen in Bewegung gekommen, hatten Ostpreußen überschwemmt und den tapfern General Lehwald bei Großjägerndorf südöstlich von Königsberg besiegt. Doch trotz dieses Sieges mußten sie sich wieder zurückziehen. Dagegen waren die Franzosen gegen die Weser vorgedrungen, hatten dem Herzoge von Cumberland bei Hastenbeck am 26. Juli ein Gefecht geliefert, und alsbald folgte sich auch in ihm die Sorge um Hannover stärker als die Ehrliebe des Landherrn. Am 7. September schloß er mit dem französischen Marschall Richelieu die Konvention von Kloster Zeven, durch welche ein Waffenstillstand und zugleich die Auflösung der niedersächsischen, d. h. der einzigen Armee zugestanden wurde, welche Friedrich vor den Franzosen retten sollte.

Kupferstich von Johann Elias Nilson (1721—1788), auf etwa die Hälfte verkleinert.

Die eine Armee derselben, welche der Prinz von Soubise befehligte, vereinigte sich mit der Reichsarmee unter dem Prinzen von Hildburghausen im August,

Einnahme von Berlin durch die Oesterreicher unter General Hadik, am 16. Oktober 1757.
Radierung von Johann Martin Will (arbeitete etwa 1765–1805), auf ungefähr ⅓ verkleinert.

Unter dem Originale steht folgende in der ursprünglichen Orthographie wiedergegebene Erläuterung:

Nachdeme der Hr. General Haddick 1 einen theil seines in die Mark bestimmten Corps an der schwarzen Elster und Pulsnitz hat lassen, so stund er den 11 Octobr. mit 5000 Mann unterschiedlicher Truppen, 2 Fahnen und 2 Regiments-Stucken, 6 Eilfermörsla aus, und langte nach 6 Marschen den 16 dieses gegen Mittags Zeit vor dem so genannten Schönhäuser Thor 3 Stadt Berlin unvermerkt an, es postirte sich hocht gemelter General von dem Ausgang des grossen Königl. Waldes so viel thuen hatte, das seine Force ohnmöglich entdeckt werden konte, so bald er nahe an das Thor durch die Alleen abgemarchirt, Sobald gelangt ist er lande so gleich einen Trompeter an den Magistrat und verlangte eine Brandtschatzung von [illegible] Reichsthaler und vor anfang einer Stunde 4 Deputirte mit der bedrohung die Stadt zu Conventioniren wen solches begehren, resolvirt wurde, dieweilen aber der Trompeter über gesetzte Zeit aus Blieb und noch dazu eine abschlägige Antwort brachte, als 5 Hr. General 1 zur Attaque commiren, die Avant Garde führte der 6 Obriste von Nied 2 welche aus 150 Freywillige Grenadier 12 Stuncken 3 Grenadier Compagnien nebst 2 Zieh Stucken 12 übrigen Croaten bestunde, nachdem der Obrist Fürst Lichtenstein 4 mit 2 Bataillons Teutsche 5 Infanterie, und 2 Escadronen 11 wurden unter dem Graden postirt, die Husaren stunden unter dem 7 General Baron von 8 und Baron von Mitrowsky 7 die teutsche Cavallerie Commandirte der 9 Obrist des Lt. Sauvischen Regiment, unter 10 Croaten in einer kleinen Ferne hinter der teutschen Infanterie um wan solche weite vertheidigen werden dürfte zu unterstützen. Der 6 General Haddick hat 12 Feld Stucken 9 zu dass Thor bei Spree stehen, dem Feind 9 Weiten an der Anfange Brucken entnehmen zu können, welches auch 9 General Joseph Thun glücklich bewerkstelligte da dem Eigener 9 General in die Stadt eindrang, nachmahl aber einen Rittmeister 11 Trompeter an den Residenten sande die Mitte 9 Königl. Mauern zu erkennen daraus nach dan der Magistrat inhumirte u. durch den Burgermeister 2 Deputierte in 9 Stund 18000 Rthl. zusammen brachte u. solche vor Brandtschatz und Douceur der Truppen überfanden die Königin 11 aber retirte sich mit des Guarnin nach Spandau.

und beide drangen nun nach Sachsen vor, um die Reichsexekution an Friedri zu vollstrecken. Denn schon hatte der Kaiser es gewagt, den König von Preuße der sich der Angriffe der Königin von Ungarn erwehrte, vorzuladen, um üb ihn die Reichsacht auszusprechen. Wie aber der preußische Gesandte in Regenburg, von Plotho, den kaiserlichen Notar April, der ihm die Vorladung übe brachte, die Treppe hatte hinunter werfen lassen, wie dieser Vorgang den Spo und das Gelächter Alldeutschlands hervorrief, so sollte es auch dem französisi kaiserlichen Exekutionsheer zum Entzücken aller Deutschen ergehen. Zwische Halle und Naumburg hatten Soubise und Hildburghausen auf den Höhen v Mücheln eine feste Stellung genommen und waren voller Zuversicht, mit d 64000 Mann, die sie unter ihren Fahnen hatten, die etwa 22000 Mann stark Preußen, mit denen Friedrich ihnen von Leipzig entgegeneilt war, in ihre Lager zwischen Bedra und Roßbach zu umgehen und zu vernichten. A
1757 5. Nov 5. November sollte dieser große Schlag geschehen, um ½3 Uhr nachmitta

begann man den Aufmarsch. Es war mehr, als Friedrich ihnen zugetraut hatte. So sicher waren die Feldherren des erträumten Sieges, daß sie an die Möglichkeit, Friedrich könne ihrem Plan, in den Rücken des preußischen Heeres zu gelangen, Hindernisse bereiten, offenbar gar nicht gedacht haben. Doch kaum hatte er ihre Absicht erkannt, so war auch sein Plan gefaßt, der Befehl zum Angriff auf die noch im Marsch befindlichen Truppen gegeben. In „weniger als zwei Minuten" war das preußische Lager abgebrochen und die Armee in vollem Marsche. Seydlitz begann um 1/24 Uhr den Angriff, warf die feindliche 1757
Reiterei in einem tollen Wirbel bis über Reichertswerben zurück, und vor dem Feuer von sieben preußischen Bataillonen unter dem Prinzen Heinrich zerstob alles. Wenigstens 43000 Mann waren von 8500 Preußen — mehr kamen nicht ins Feuer — völlig aufgerieben. Der König hatte, wie herzlich naiv Soubise schrieb, ihm gar keine Zeit gelassen, seine „sehr guten Dispositionen" auszuführen. Ohne die geringste Ordnung, im wüstesten Durcheinander flüchteten Franzosen und Reichstruppen bis nach Hessen und Franken hin. Ihre Armee war nicht mehr. Ja so gewaltig war der Sieg, daß die Franzosen dem König überhaupt nicht mehr entgegenzutreten wagten, zu ihrer Abwehr genügte fortan das englisch-hannöverische Heer. Aber unermeßlich höher war der moralische Eindruck im ganzen Reich. Alles in Deutschland, ob Freund ob Feind, jubelte, die Siegesthaten des Königs festigten das Vertrauen seiner Preußen zu ihm, hielten seinen Staat zusammen, aber an diesem deutschen Waffengange gegen die Welschen glaubte jeder Deutsche sein Teil zu haben, jeder erquickte und erlabte sein Herz daran, und das Bewußtsein, ein Deutscher zu sein, trieb ungeahnt neue Triebe.

General Friedrich Wilhelm Freiherr von Seydlitz.
Gemälde eines unbekannten Künstlers im Ständehause zu Ohlau.

Inzwischen wurde aber Schweidnitz von den Oesterreichern erobert (12. November) und der Herzog von Bevern, den der König zum Schutze von Schlesien zurückgelassen, am 22. November bei Breslau geschlagen, selbst gefangen genommen. Breslau fiel in des Feindes Hand, nur Trümmer des Heeres 22. Nov.
konnte Zieten noch dem König entgegenführen: doch mit dem festen Entschluß, trotz seiner kleinen Truppenschar die Oesterreicher zu besiegen, ging dieser mit

Belagerung von Schweidnitz durch die Oesterreicher im November 1757.

Anonyme Radierung aus „Die Historie des Krieges zwischen den Preußen und ihren Bundsgenossen und den Oesterreichern und ihren Bundsgenossen von dem Einfalle in Sachsen an bis zu dem 20. des Monats Thebeth im 5518. Jahr nach Erschaffung der Welt, wie solche beschrieben hat R. Simeon Ben Jochai auf eine redliche Weise". Auf ⅔ verkleinert.

1. Die Stadt und Festung Schweidnitz. 2. Das in die Luft gesprengte Pulvermagazin. 3. Die Sternschanzen. 4. Lunetten. 5. Approchen. 6. Lager der Kaiserlichen Armee um Schweidnitz. 7. Abgebrannte Vorstadt.

ernstem Heldenmut ihnen kühn entgegen. Die Furcht vor dem heranrückenden König, wie andererseits die leichtfertigste Sicherheit „die preußische Wachparade" aus dem Felde zu schlagen, rief ein unentschlossenes Zaudern unter den Oberbefehlshabern hervor. Vor der Weistritz, nordwestlich von Breslau mit der Mitte bei Leuthen, hatten sie sich in ausgedehnter Linie aufgestellt, und als
1757 5. Dezbr im Morgengrauen des 5. Dezember der König sein Manöver begann, und sowohl Lucheſi vom rechten wie Nadasdy vom linken Flügel vom Prinzen Karl von Lothringen dringend Unterstützung erbaten, war man völlig in Unklarheit, was der König wolle, ja Daun meinte sogar, er werde überhaupt nicht angreifen. Hier zeigte sich das Genie des königlichen Feldherrn auf seiner Höhe. Der Angriff auf den rechten Flügel war nur Schein gewesen, und so wurde der linke Flügel vom General von Wedell, dem Prinzen Moritz und Zieten geworfen, ehe er von der Mitte aus unterstützt werden konnte. In heißem Kampfe wurden die Oesterreicher dann aus dem Dorfe Leuthen herausgedrängt, und der zähe Widerstand, den sie hinter ihm noch zu leisten versuchten, durch die Reiterei unter General Driesen und die Artillerie niedergeschlagen. Diesmal waren die Anordnungen des Königs namentlich vom Prinzen Moritz genau befolgt, und der wunderbarste Sieg, „das Meisterstück von Bewegungen, Manövern und Entschlossenheit" nach Napoleons Ausdruck, errungen. Mit einem zwei- bis dreimal geringeren Heer hatte der König die 80—90000 Oesterreicher aufgerieben, zur regellosen Flucht genötigt. Nur die einbrechende Nacht hinderte ihn, wie er selbst sagt, sie zur entscheidendsten des Jahrhunderts zu machen. Bis an das Ende seines Lebens dachte Daun an diesen Tag des Schreckens nur mit dem schaudernden Gebet, daß Gott vor ähnlichem Unglück Oesterreich bewahren wolle.

So war der König, den man so schnell zu vernichten gedacht, am Schlusse dieses ruhmvollen Jahres nicht nur im vollen Besitz seiner Staaten und ebenso

Uebergabe Breslaus an die Oesterreicher am 24. November 1757.
Gezeichnet und radiert von Georg David Nessenthaler (geb. um 1695), auf etwa 2/5 verkleinert.

Sachsens, sondern er, den man so sicher zu erdrücken gedacht, war der Held es Jahrhunderts geworden. Ueber den Erdkreis scholl der Ruhm seiner Thaten, nd in Deutschland war der entschlummerte Nationalgeist erweckt. Anspruchslos, ber mit freudiger Begeisterung sang Gleim seine preußischen Grenadierlieder, nd nicht besser glaubte er den „alten Fritz" zu rühmen, als mit dem Aufruf n die ganze deutsche Nation „Laßt uns Deutsche sein und bleiben!"

Im folgenden Jahre übernahm Friedrich die weitere Bekämpfung der 1758
Oesterreicher und Russen, während die hannöversche Armee, deren Kapitulation uf die Nachricht von Roßbach der König von England nicht bestätigt hatte, nter einem so hervorragenden Feldherrn, wie der Herzog Ferdinand von Braunschweig war, die Franzosen bekämpfen sollte. Denn Ludwig XV. hielt ungeachtet aller Einreden seiner Staatsmänner fest an Oesterreich. Seine Truppen waren wieder in Hannover vorgedrungen, wurden aber von Ferdinand allmählich zurückgedrängt und schließlich jenseits des Rheines bei Krefeld am 23. Juni geschlagen.

lberner Sechsgröscher, im hre 1761 von den Russen hrend der Okkupation der vinz Preußen geprägt — dem Revers Portrat der iserin Elisabeth Petrowna n Rußland — Nach einem emplar im Besitze des Archivtes Dr. G. Sello in Oldenburg, Originalgröße.
Avers.

Silberner Sechsgröscher, im Jahre 1761 von den Russen während der Okkupation der Provinz Preußen geprägt — Auf dem Revers Porträt der Kaiserin Elisabeth Petrowna von Rußland — Nach einem Exemplar im Besitze des Archivrates Dr. G. Sello in Oldenburg, Originalgröße.
Revers.

Währenddessen hatte König Friedrich im April die Festung Schweidnitz zurückerobert und war in Mähren eingedrungen, um den Krieg auf feindliches Gebiet hinüberzuspielen, mußte sich jedoch nach

vergeblicher Belagerung von Olmütz wieder zurückziehen und sich gegen die Russen wenden, welche seit Anfang des Jahres mit größerer Energie als bisher ihre Angriffe unter Fermor aufgenommen hatten. Ostpreußen behandelten sie völlig als eine russische Provinz, zwangen die Einwohner, der Kaiserin zu huldigen, stellten russische Beamte an die Spitze der Verwaltung und übten demgemäß auch die Münzhoheit aus. Merkwürdig genug sehen die Geldstücke des preußischen Staates mit dem Bildnis der Zarin aller Reussen aus! Von Preußen waren die Russen unter Sengen und Brennen durch Polen bis an die Oder vorgedrungen, hausten schrecklich in der Neumark, und schon belagerten sie Küstrin, schossen die Häuser der Stadt in Brand. In kunstreichster Weise führte der König von Mähren aus durch Böhmen seinen Rückmarsch nach Schlesien aus und wandte sich, während sein Bruder, Prinz Heinrich, Sachsen und Markgraf Karl Schlesien verteidigen sollten, gegen die Russen. Mit nur 14000 Mann kam er im August nach Küstrin, vereinigte sich mit den Truppen, die unter dem General Grafen Christoph zu Dohna bisher gegen die Russen und Schweden gefochten, umging mit seinen etwa 36000 Mann die Stellung der 40000 Russen beim Dorfe Quartschen, und am 25. August ordnete er seine Scharen südlich von Zorndorf zum Angriff. Es wurde ein furchtbares Ringen, ein schreckliches Blutbad, denn hier fochten die Preußen, über die vielfachen Scheußlichkeiten der Russen erbittert, um ihr Heimatland, um Haus und Herd. Und die Russen, wie wuchtig sie auch getroffen wurden, wie furchtbar die wiederholten Reiterangriffe unter Seydlitz ihre Reihen lichteten, wandten sich nicht zur Flucht, ließen sich lieber einzeln zu Tode schlagen. Ungünstig genug verlief der Kampf der Infanterie am Vormittag. Aber zu ungestüm war der Anprall, mit dem besonders Seydlitzens Reiter immer wieder gegen ihre Scharen losstürmten. Zuletzt blieb den Preußen der Sieg. Bei 18000 Toten hatten die Russen doch nur 3000 Gefangene zu beklagen. Sie wurden erst in die Kasematten Küstrins, dann über Berlin — wo die Einwohner, der bekannte Künstler Chodowiecki unter ihnen, die verhungerten Kerle freundlich und weichherzig bewirteten — nach Magdeburg gebracht. Die Russen gingen, vom Grafen Dohna verfolgt, nach Pommern, belagerten Kolberg vergeblich, mußten schließlich bis über die Weichsel zurück.

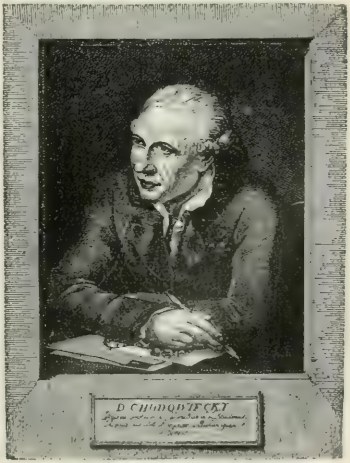
Titelblatt zu den 1758 erschienenen Kriegsliedern von J. W. L. Gleim, in Originalgröße.

Schlacht bei Zorndorf am 25. August 1758.

Gleichzeitige Radierung eines unbekannten Künstlers aus dem Verlag von Jakob Seiz in Nürnberg.

A Sr. Königl. Maj. von Preußen, auf einer Anhöhe befindlich um die Dispositiones der Bataille zu machen. B Das Preußische Lager bey Dermizel den 24. Aug. als den Tag vor der Bataille. C Prinz Moritz von Dessau selbstige Anführung der Cavallerie. D Gefangennahme des Russischen General-Lieutenant von Soltikow. E Einhauung der Preußischen Cavallerie unter Comando des Generals von Seydlitz. F die in die Flucht gebrachte Russische Cavallerie und Infanterie. G Zorndorff. H. Quartschen. I Cüstrin. K. die von den Russen während der Bataille in Brand angesteckte Dörfer.

Friedrich selbst hatte leider an eine persönliche Verfolgung und Vernichtung des russischen Heeres nicht denken dürfen. Denn unterdessen war Daun in die Lausitz eingedrungen und hoffte dem Prinzen Heinrich, der bei Gamig seine etwa 25 000 Mann in einem Lager vereinigt hatte, in den Rücken zu fallen, während eine neue Reichsarmee ihn von der Stirnseite angreifen sollte. Gelang dies, so war Dresden und ganz Sachsen verloren. In Eilmärschen zog Friedrich heran, legte in acht Tagen fast dreißig Meilen zurück. Damit war Sachsen gerettet, und Daun beschränkte sich nun darauf, den König von Niederschlesien abzuhalten. Am 6. Oktober bezog er ein unangreifbares Lager bei Kittlitz, während der König durch das Versäumnis des Generals Retzow, mit dem er sich vereinigen wollte, in die gefährdetste Stellung bei Hochkirch rücken und hier sogar, um einen vom Feldmarschall Keith herangeführten Wagenzug mit Lebensmitteln zu er-



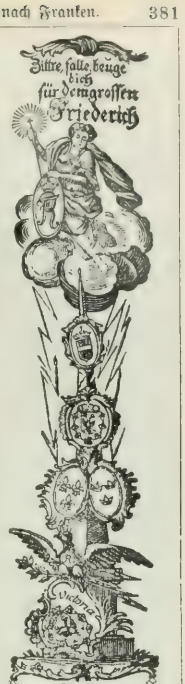
Nach dem Gemälde von Johann Christoph Frisch 1730–1815 gestochen von Bennet Salomon gest. ca. 1810. Auf etwa 1/3 verkleinert.

Die ersten russischen Gefangenen in Berlin nach der Schlacht bei Zorndorf am 25. August 1758.
Radierung von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726—1801), auf etwa ⅔ verkleinert
Rechts am Rande des Bildes der Künstler mit seiner Frau.

warten, eine Nacht länger stehen zu bleiben genötigt war, als er beabsichtigte. Allerdings hatte Friedrich auf die Unentschlossenheit Dauns wohl gehofft, aber all die Erzählungen von dem unbegreiflichen Eigensinn und der Halsstarrigkeit, mit welcher er den weisen Ratschlägen seiner klugen Generale gegenüber in einer unhaltbaren Stellung verharrt habe, sind als unsinnige Verleumdungen heute nachgewiesen. In der That ermannte sich Daun, den König in der Nacht vom
1758. 15. Okt. 14. zum 15. Oktober zu überfallen, und mit seinen 67 000 Mann gelang es ihm, wie bekannt, trotz Zietens Wachsamkeit, und trotz der verwegenen, fünfmal wiederholten und mit dem eigenen Leben bezahlten Angriffe Keiths, die 37 000 Preußen zu besiegen.

Doch wußte Daun nicht, wie er den Sieg verwerten sollte, und gab ihm nicht die geringste Folge. König Friedrich konnte ungestört durch die Niederlage nach Schlesien rücken, Neiße entsetzen. Aus Scheu vor einer Schlacht wich Daun dem Könige aus, suchte abermals Dresden zu nehmen, während die Reichsarmee Leipzig und Torgau besetzen sollte. Jenes vereitelte Fink — Prinz Heinrich hatte die Fortführung des Oberbefehls verweigert — dieses Graf Dohna und General von Wedell, und als der König — denn die Belagerung von Dresden wurde bei der Nachricht von seiner Annäherung sofort aufgehoben — nach Sachsen zurückmarschierte, eilte der Sieger Daun über die Berge nach Böhmen zurück. So endete auch der dritte Feldzug, ohne daß irgendwie die Pläne der Verbündeten erreicht worden wären. König Friedrich behauptete alle seine Länder.

Aber nun fehlten ihm doch die Mittel, in einem kühnen und umfassenden Angriff den Gegnern zuvorzukommen. Die Rekrutierungen wurden immer schwieriger, und wenn auch das Heer noch auf 120000 Mann gebracht wurde, so fehlte ihm doch bei weitem jene eiserne Zucht und soldatische Fähigkeit, welche dem Könige in den ersten Feldzügen zu gebote gestanden. Das Beste war noch, dem Feinde Magazine zerstören und überhaupt alles das thun, was den Beginn der Feindseligkeiten möglichst weit hinausschob. Wohl blieb Friedrich in Wahrheit auf die Verteidigung beschränkt, aber stets war er doch darauf bedacht, möglichst offensiv zu handeln, um den Feind nicht zu ermutigen. Niemals hätte der König mutwillig mehr aufs Spiel gesetzt, als die politische und militärische Lage verlangte. Aber wenn diese es forderte, dann war er immer bereit, selbst das Höchste zu wagen. Vor allem blieb er bemüht, das Bewußtsein, moralisch dem Feinde überlegen zu sein, in seinen Truppen zu erhalten. Auch die jungen Rekruten sollten zu soldatischer Tugend wieder erzogen werden, auch sie sollte der feste Entschluß erfüllen, der den König unerschütterlich beseelte, zu siegen oder zu sterben. Dann mußte sich doch noch das Geschick zwingen lassen. Allerdings stritten sich Oesterreicher und Franzosen über den Kriegsplan, indem jene je ein französisches Heer in Sachsen und in Schlesien verwendet wissen, diese aber Hannover wieder erobern wollten. Ein Zug, den Prinz Heinrich nach Thüringen zu thun nur widerwillig übernahm und nur mit halben Kräften ausführte, hatte auch nur die halbe Wirkung, und Herzog Ferdinand von Braunschweig erlitt bei Bergen unweit Frankfurt am 13. April eine Schlappe, die den Franzosen Frankfurt überließ, und die er erst am 1. August durch seinen Sieg bei Minden wieder ausgleichen konnte. Immerhin hielt er die Franzosen fern, und ein neuer Zug, den Prinz Heinrich endlich auf vielfaches Drängen des Königs nach Franken unternahm, führte zwar nicht die Vernichtung der Reichsarmee



Bivatband auf die Schlacht bei Zorndorf.
Nach dem Originale auf 3/5 verkleinert.

aus der Zeit des 7jährigen Krieges stammen die sogenannten Bivatbänder; e sind schmale, lange Seidenbänder von verschiedenen Farben, welche mit porträts, allegorischen Darstellungen und Versen bedruckt und an patriotischen nd Familienfesten — ähnlich wie heute etwa die Festmedaillen — von Männern und Frauen an Brust und Achsel, als Gürtel-, Busen- und Haarbleisen getragen wurden. Ihren Namen haben die Bänder von dem auf relen von ihnen oft wiederholten Worte »vivat«. Von diesen interessanten rinnerungszeichen sind uns nur noch sehr wenige erhalten geblieben (etwa 40 Stück). Das früheste Band, welches wir kennen, wurde anläßlich der Schlacht bei Rosbach im Jahre 1757 hergestellt; nach dem Hubertusburger rieden treten die Bänder nur sehr vereinzelt auf. — Das nebenstehende, wie das auf Seite 384 wiedergegebene Bivatband sind nach den Originalen es Regierungsassessors G. G. Winkel in Magdeburg, des Besitzers der größten Sammlung von Bivatbändern, reproduziert.

herbei, hielt auch sie indessen für mehrere Wochen von dem östlichen Kriegsschauplatz zurück.

Um so gefahrvoller mußte die Vereinigung der Oesterreicher und Russen werden, die immer näher zu rücken schien, da Graf Dohna auch nach einer geringen Verstärkung nicht im stande war, ihnen den Weg nach Schlesien zu verlegen. Und Friedrich mußte bei Landeshut wie auf der Lauer liegen, abwarten, ob es dem ihm um mehr als die doppelte Truppenzahl überlegenen Daun — dem inzwischen der Papst für den Sieg bei Hochkirch einen geweihten Hut und Degen gesendet hatte — nicht gefallen würde, ihn anzugreifen, oder ob er wirklich dazu die Ankunft der 60 000 Russen abwarten würde, die jetzt Saltykow befehligte. In der That waren diese schon bis Züllichau gekommen, und Friedrich, selbst mit Dauns im Juli endlich zögernd unternommenen Bewegungen beschäftigt, sendete ihnen den General von Wedell mit unumschränkter Vollmacht als Diktator entgegen. Da erlitt dieser am 23. Juli in der Nähe von Züllichau bei Kay eine schwere Niederlage, die er zwar nach Friedrichs eigenem Urteil in keiner Weise verschuldet hatte, die nun aber doch endlich Daun bestimmte, die Generale Laudon und Hadik mit 35 000 Mann den Russen entgegenzusenden. Auf dem rechten Ufer der Oder vereinigten sich die Oesterreicher und Russen, trotzdem der König durch Gewaltmärsche es zu verhindern gesucht hatte.

Generalfeldmarschall Herzog Ferdinand von Braunschweig.
Nach dem Gemälde von Johann Georg Ziesenis (1716—1777) gestochen von Klemens Kohl (1754—1807). Auf etwa ¼ verkleinert.

1759 Gleichwohl mußte er sich zur Schlacht entschließen, um sich so bald nur irgend möglich wieder gegen Daun wenden zu können. Das war ja sein Los, seine Heereskräfte durch rasche Bewegungen und kühne Schläge bald auf diesen, bald auf jenen Gegner gleichsam zu verdoppeln und so die zahlenmäßige Ueberlegenheit seiner Gegner, soweit dies thunlich, auszugleichen. So mußte er
12. Aug hier mit übermüdeten und ausgehungerten Truppen den Angriff auf die bei Kunersdorf vereinigten Russen und Oesterreicher unternehmen auf einem äußerst ungünstigen Terrain. Wohl wurde das russische Fußvolk bis zur Auflösung zurückgetrieben, aber an den mehrfachen Terrainabschnitten konnte es sich

Abzug der Preußen aus Dresden am 8. September 1759.
Gleichzeitige Radierung eines unbekannten Künstlers, auf etwa ⅔ verkleinert.

ieder setzen, und im Moment der größten Ermattung der preußischen Krieger onnte Laudon seine Reiterei gegen sie losjagen lassen. Was auch Friedrich, mmer in der höchsten Gefahr für seine Person, versuchte, die Schlacht war nicht ur verloren, sondern das ganze preußische Heer in voller Auflösung. Ungeheuer ar der Verlust auf beiden Seiten, und neben 16 000 Feinden lagen über 8000 Preußen auf der Wahlstatt, fast die gesamte Artillerie war verloren. s war die schwerste Niederlage, die Friedrich je erlitten, nun mußten die Pläne iner Gegner Wahrheit werden, nun mußte der Staat zusammenbrechen. Mit orahnendem Geist hatte Friedrich das Unglück gefühlt, alle Vorbereitungen ge- roffen für den Fall, daß er in der Schlacht bliebe. Nun will ihn das Un- lück übermannen, und er denkt wohl daran, selbst Hand an sich zu legen.

Aber — und das ist das Große — in dem Augenblick der tiefsten Nieder- eschlagenheit sinnt sein Geist schon wieder auf Wege, auf denen die Rettung öglich sein möchte, und eben in seiner Spannkraft, in der unerschütterlichen eldenkraft, mit welcher er sich nicht entmutigen ließ, in der Persönlichkeit Fried- chs allein beruhte die Rettung des Staates. Schon am 19. hatte er bei ürstenwalde wieder 30 000 Mann zusammen, zu denen er noch 4—5000 Mann ogen, die General von Kleist bisher gegen die zeitweise bis in die Uckermark orgedrungenen Schweden geführt. In Schmotseifen, später bei Sagan, stand rinz Heinrich mit 35 000 frischen Truppen, die Russen waren ermüdet, zum eil kampfunfähig und jedenfalls kampfunlustig. Die zerstreuten österreichischen ruppen unter Daun sollten nur die Verbindung zwischen beiden königlichen rüdern hindern und in Schlesien Festungen erobern. Leider ging durch eine ereilte Kapitulation jetzt noch Dresden verloren, Friedrich aber öffnete sich ieder den Marsch nach Glogau wieder den Zugang zu Schlesien und befahl dem rinzen Heinrich, nach der Elbe zu marschieren, damit Dresden wieder genommen

Vivatband auf den Geburtstag des Königs Friedrich II am 24 Jan 1759.
Nach dem Originale auf [illegible] verkleinert S. a. d. Bemerkungen zu dem Vivatband auf S. 381.

werden konne. Anfangs Oktober konnte sich Prinz Heinrich mit dem General Fink in der Nahe von Meißen vereinigen, und er und Daun manovrierten nun kunstgerecht vor einander hin und her. Erst als der Konig selbst in Sachsen erschien, wurde der Versuch, Daun zum Ruckzuge nach Böhmen zu zwingen, energisch aufgenommen, und zu diesem Zweck auch Fink mit fast 15000 Mann in den Rucken der österreichischen Armee gesandt. Leicht aber glückte es Daun, diesen inzwischen schon geschwachten Heeresteil bei Maxen zu umzingeln und vollig gefangen zu nehmen. Das war für Friedrich ein neuer furchtbarer Schlag, den man in Wien mit Recht als ein Wunder pries. Infolge dessen blieben die Oesterreicher in Sachsen, aber auch der König nahm hier seine Winterquartiere, und ungebeugt durch den neuen Unfall hielt er Daun fest in einer nichts weniger wie behaglichen Stellung.

Trübselig genug ließen sich die Verhältnisse auch im nächsten Feldzuge an. Die Truppenzahl ließ sich nur unter den schwierigsten Verhältnissen ergänzen, ihre Tüchtigkeit wurde trotz aller Bemühungen des Königs eine geringere, und überall war namentlich der empfindlichste Mangel an Offizieren eingetreten. Der Geldmangel wurde immer fuhlbarer, die Lebensmittel immer geringer. Der Konig blieb durch Daun, der jedem ernsten Angriff auszuweichen wußte, in Sachsen beschäftigt, Prinz Heinrich, der Schlesien ursprünglich decken sollte, mußte den Russen entgegenziehen. Durch die Grafschaft Glatz aber zog Laudon gegen Fouqué, der mit 11000 Mann bei Landeshut stand, heran, schlug ihn nach der heldenmütigsten Verteidigung, nahm den General, den drei Säbelhiebe getroffen, gefangen. Bald darauf fiel Glatz in die Hände der Oesterreicher und Breslau entging nur durch seinen energischen Kommandanten Tauentzien, sowie durch den herbeieilenden Prinzen Heinrich, demselben Schicksal. Der König hatte inzwischen fast das Unmögliche geleistet, um durch irgend einen Schlag gegen die Hauptarmee oder gegen Dresden sein moralisches Uebergewicht herzustellen, jetzt aber mußte er eilends nach Schlesien aufbrechen und zugleich auch durch seinen Abmarsch Daun zu eben solchem bewegen. In der That geschah dies, aber es geschah auch, daß sich Daun mit Laudon vereinigte, und daß ihm auf seine Bitte ein russisches Korps unter Czernyschen

Belagerung der Festung Glatz durch die Oesterreicher im Juli 1760.
Gleichzeitige Radierung eines unbekannten Meisters aus dem Verlage von Johann Martin Will in Augsburg, auf etwa ⅔ verkleinert.

ntgegengesandt wurde, so daß Friedrich die Verbindung mit Breslau verlor. ei Liegnitz bezog er ein Lager und hier hoffte Laudon, den König zu über- llen, doch eine Husarenpatrouille entdeckte rechtzeitig seinen Anmarsch, und der planten Ueberraschung gegenüber bewährte Friedrich wieder seine ganze Genialität. n drei Stunden war Laudon gründlich besiegt, reichlich ein Drittel seiner Krieger tte den Ueberfall mit dem Leben bezahlt, und Daun hatte nicht einmal ein- reifen können.

Doch selbst dieser Sieg war nur ein Teilsieg, der zwar den Mut der reußischen Truppen belebte, aber den Feldzug nicht entschied. Sehr schmerzlich ar es namentlich, daß die Russen unter Tottleben gegen Berlin vorgingen und, 1760
chdem sie zurückgewiesen waren, im Verein mit Oesterreichern unter Lacy erlin zur Kapitulation nötigten. Besonders Lacys Truppen hausten fürchterlich, rwüsteten auch die Schlösser in Charlottenburg und Schönhausen. Und der nig, dem Daun beobachtend und wieder ausweichend folgte, mußte jetzt zum chutze Berlins eilen. Allerdings räumten die Feinde die Hauptstadt schon auf e Nachricht von seinem Anmarsch, das Wichtigste blieb aber doch, der öster- ichischen Hauptarmee unter Daun beizukommen, um einen Umschwung der Ver- ltnisse noch vor Einbruch des Winters zu ermöglichen. Endlich gelang es am November, Daun zwischen Torgau und den Süptitzer Höhen festzuhalten. In ritem Bogen mußten die Truppen des Königs Dauns Stellung umgehen, um eichzeitig mit dem General von Zieten, der von vorn angreifen sollte, Daun den Rücken zu fallen. In wahrhaft großartiger Weise sollte Daun zwischen ei Feuer genommen werden. Ein Irrtum über die Stellung des Feindes, wie der weitere Irrtum, daß Zieten schon im Kampfe stehe, bewirkte dann, ß der Angriff nicht gleichzeitig begann. Daun ließ all seine Truppen kehrt chen, und indem nun lediglich der Angriff auf die Stirnseite und allein durch 3. Nov.

den König ins Werk gesetzt wurde, fiel diesem eine furchtbar schwere Arbeit zu. Schon schickte Laun die Siegesbotschaft nach Wien, während der König — nur sein Pelz und ein goldenes Etui, das er in der Brusttasche trug, hatte ihn vom Tode durch die feindliche Gewehrkugel gerettet — keineswegs das Feld aufgegeben hatte. Da endlich erschien Zieten auf den Zuptitzer Höhen, und so erschüttert waren schon die feindlichen Bataillone von Friedrichs Angriff, daß sie diesen neuen Stoß nicht mehr auszuhalten vermochten; sie wandten sich zur Flucht, und den Preußen blieb endlich wieder ein voller Sieg.

General Hans Joachim von Zieten.

Nach dem Gemälde 1769 der Anna Dorothea Therbuschen 1722—1782) gestochen von Daniel Berger (1744—1824). Auf etwa $\frac{1}{3}$ verkleinert

Bei der furchtbaren Erschöpfung beider Teile, bei dem Friedensbegehren Frankreichs, das in Nordamerika schwere Einbußen erlitten hatte, und bei der Unzuverlässigkeit der Russen konnte es im folgenden Jahre zu keiner größeren Entscheidung kommen, Friedrichs Lage wurde mithin auch nicht günstiger. Zwar vereinigten sich die Oesterreicher und Russen unter Butturlin zur Wiedereroberung Schlesiens, aber die Uneinigkeit der Feldherren ließ es zu keinem entscheidenden Angriff auf Friedrichs Lager bei Bunzelwitz kommen. Dagegen eroberten die Russen Kolberg, das Oberst von Heyde und Nettelbeck im vergangenen Jahre erfolgreich verteidigt hatten und Laudon nahm wieder Schweidnitz. Im Lager von Strehlen hoffte man sogar, durch einen Verräter den König selbst aufheben zu können. Nur wenig fehlte, und der Schurkenstreich wäre gelungen. Entsetzlicher war noch, daß nach dem Tode Georgs II. von England auch Pitt gestürzt wurde, und nun die englischen Subsidien aufhörten, ja der neue Minister Bute, der nun Englands Interesse im Auge hatte, seine Abneigung gegen Preußen unverhohlen zeigte.

1762 Mit großer Sorge, aber doch voll Zuversicht auf ein endliches Gelingen, sah Friedrich dem neuen Feldzuge entgegen, denn schließlich mußte der Wille der Feinde unter der Last erlahmen, welche die jahrelange Erfolglosigkeit aller Anstrengungen ihnen auferlegte. Nun traf es sich sogar, daß mit dem Tode der Kaiserin Elisabeth die russische Politik sich völlig umänderte, und der für Friedrich begeisterte Kaiser Peter III. im Januar Frieden und Bündnis mit Preußen schloß. Es war freilich nur von kurzer Dauer, da Peter alsbald durch seine

Einzug des Königs Friedrich II. in Berlin am 30. März 1763, nach dem Hubertusburger Frieden.

Gleichzeitige Radierung von Johann Lorenz Rugendas, auf die Hälfte verkleinert.

Gemahlin Katharina des Thrones entsetzt wurde. Doch hatte auch diese keine Neigung, einen Krieg fortzusetzen, der ihrem Interesse widersprach. Sie wollte ganz neue Dinge beginnen und berief ihr Heer von Friedrichs Seite wieder ab. Weiter war Friedrich der Truppenzahl nach bei weitem der Schwächere. Doch noch ehe General Czernitschew den ihm befohlenen Abmarsch ausführte, griff Friedrich, während die Russen zwar unthätig, aber doch noch innerhalb der preußischen Schlachtlinie standen, Daun bei Burkersdorf an, besiegte ihn. Ebenso schlug er ihn am 16. August bei Reichenbach und konnte nun auch Schweidnitz wieder einnehmen. Endlich entschloß sich Prinz Heinrich, dem auch in diesem Jahre die Verteidigung Sachsens zugefallen war, zu einer Schlacht gegen die Reichstruppen und Oesterreicher, die ihm unter dem Prinzen von Stolberg bei Freiburg gegenüber standen, und schlug sie leicht und glücklich am 29. Oktober.

Prinz Friedrich Heinrich Ludwig von Preußen.
Nach dem Gemälde (1764) des Karl Amadeus Philipp Vanloo
geb. 3./14. April 1726, gest. etwa 1783; † 3./14. Juli 1745; gestochen von Georg Friedrich
Schmidt (1712—1775). Auf etwa ⅔ verkleinert

Ohne Frage war nunmehr das Bedürfnis nach Frieden ein allgemeines, nicht am wenigsten natürlich bei den Staaten des Reiches, die ein Zug des Generals von Kleist nach Franken vollends bereit machte, den ihnen von Friedrich gebotenen Frieden anzunehmen. Wie aber der Anfang des Jahres den Oesterreichern die russischen Verbündeten entzogen, so entzog ihnen der Schluß des Jahres auch die französischen. Mit Erfolg hatte ihnen inzwischen der Herzog Ferdinand von Braunschweig widerstanden. Lord Bute aber hatte, in rücksichtslosester Treulosigkeit aber doch mindestens engherzig die englischen Interessen auffassend, den Abfall von Preußen vorbereitet. Nun am 3. November schlossen England und Frankreich einen Präliminarfrieden zu Fontainebleau, und Oesterreich und Preußen standen allein einander gegenüber. Das war selbst für Maria Theresias Haß, für Kaunitzens

Widerwillen gegen Preußen zu viel, zumal seitens der Türken ein Einfall in Oesterreich wohl zu besorgen war. Endlich nach sieben furchtbar schweren Jahren waren die Gegner gebeugt. Am 27. November schlossen sie für den Winter Waffenruhe, in geschicktester Weise wußte Kaunitz den sächsischen Hof zur Vermittelung zu bewegen, und nach mancherlei Schachzügen konnten am 30. Dezember 1762 auf dem Jagdschlosse Hubertusburg bei Wurzen die Verhandlungen eröffnet werden, zu denen Friedrich, da er seinen Minister Grafen Finckenstein nicht entbehren konnte, den Geheimen Legationsrat von Hertzberg bevollmächtigte. Mehrere Wochen zogen sie sich noch hin, endlich am 15. Februar wurde sowohl zwischen Preußen und Oesterreich, wie zwischen Preußen und Sachsen der Friede gezeichnet. 1763 15. Feb

Der ganze Krieg, in frevelhafter Weise zur Vernichtung Preußens heraufbeschworen, war vergeblich gewesen. Friedrich versprach dem Erzherzog Joseph seine Stimme zur Kaiserwahl und blieb im Besitze aller seiner Länder. Die Stellung als gleichberechtigte Macht im Rate Europas war behauptet, aber unter welchen Opfern, welchen Entbehrungen! Ungestört durch den Krieg schweifte nun der Blick des Königs mit vollster Schärfe über sein Land, wie über die übrigen Staaten, und er sah, daß neue Aufgaben, neue Arbeiten und neue Schwierigkeiten seiner harrten. Was aber war natürlicher, als daß seine Feinde nun, da sie ihn nicht hatten vernichten, an seinem Besitz sich nicht hatten bereichern können, versuchen würden, auf andere Weise an Macht und Umfang zu gewinnen, also daß sie ihm dennoch überlegen sein möchten, ihn dennoch unterdrücken könnten!

Vignette aus „J. G. Tielke, Beyträge zur Kriegs Kunst und Geschichte des Krieges von 1756 bis 1763.", Freiberg 1781, radiert von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726—1801). Auf 4/5 verkleinert

Einzug des türkischen Gesandten Achmed Effendi in Berlin im Jahre 1763.
Nach der Radierung von Johann David Schleuen in »Les actions glorieuses de Frederic le Grand«, Berlin o. J. (nach 1763), etwas verkleinert.

Aus: K. Schütz, Rerum Prussic. Hist., Leipzig 1769. Auf die Hälfte verkleinert.

Russische und österreichische Vergrößerungspläne.

Die umfassendsten Pläne Europas gegen den preußischen Staat, welche den furchtbaren Krieg heraufbeschworen hatten, waren völlig mißglückt, ja ihr gerades Gegenteil war zu unumstößlicher Wahrheit geworden. Arm in Arm, so waren die Staaten Europas gegen Friedrich in die Schranken getreten, und auch der einzige ihm gewissermaßen verbündete Herrscher, der König von England, hatte noch während des Krieges sich ihnen beigesellt. Mit blutigen Köpfen waren sie heimgeschickt. Friedrich behielt nicht nur, was er hatte, sondern er hatte Ungeheures gewonnen.

Denn mit Ehrfurcht, mit staunender Bewunderung blickten alle Völker hinauf zu diesem einzig gearteten Monarchen, dem nichts, kein Drängen, kein Dräuen, kein Unglück, keine Niederlage den ehernen Mut hatte beugen können, den ein stahlhartes Pflichtgefühl ihm in die Brust gepflanzt. Wahrlich nicht aus Ehrgeiz, nicht aus Ruhmgier noch Eroberungssucht hatte er diesen Krieg begonnen, alle Mittel vielmehr hatte er benutzt, ihn zu vermeiden, selbst zu Bitten sich herabgelassen. Im Bewußtsein der ihm obliegenden Pflicht gegen den Staat, in heiliger

Notwehr hatte er den hingeworfenen Handschuh aufgenommen, die Pflicht hatte ihm die Kraft gegeben, den Kampf auszuhalten und den Staat zu retten. Einsam wie der Fels im Meer, so hatte er gestanden, und wild aufgeweitscht waren um ihn die Wellen in heftiger Brandung zusammengeschlagen. Aber ohnmächtig waren sie, statt unter ihm den Boden zu unterhöhlen, an ihm abgeprallt. Ja der Kampf, der ihn vernichten sollte, hatte seinen Staat unendlich gehoben. Mehr ist es als eine landläufige Redewendung, wenn gesagt ist, Preußen war mit dem Hubertusburger Frieden endgültig in die Reihe der Großmächte getreten. Friedensschlüsse bezeichnen ja nicht nur das Ende eines Zeitraumes, sondern zugleich den Anfang eines neuen. Riesengroß war der Staat gewachsen; einst hatte man ihn verachten zu dürfen, über ihn verfügen zu können geglaubt. Nun hatte er den Mächten, die seine Erhebung nicht hatten ertragen wollen, seinen Willen aufgezwungen, er war als gleichberechtigte, als mitbestimmende Macht nicht nur unter sie getreten, er hatte sie auch genötigt, als solche ihn gelten zu lassen. Das ganze Staatensystem Europas war ein anderes geworden, und das heilige römische Reich zeigte wenn nicht ein ganz anderes Gesicht, so doch unverkennbar andere Züge. Freilich der Kaiserpurpur war in der Hofburg zurückgeblieben, aber schon war er, wie die bayerische Kunstpause gezeigt hatte, nicht nur zerschlissen, sondern wirklich zerfetzt, und nie haben die blind und farblos gewordenen Steine des kaiserlichen Diadems für Friedrichs Augen einen Reiz gehabt. Man hat wohl gesagt, die schlesischen Kriege haben den Dualismus in Deutschland, den Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen geschaffen, zutreffender aber möchte die Behauptung sein, daß sie ihn nur dokumentiert, ihn äußerlich klar gelegt haben. Wenn nun einmal eine einheitliche Reichsgewalt zu schaffen unmöglich gewesen war und die Kaiserkrone bei einer Territorialmacht ruhen mußte, die aus einem bunten Gemenge fremder Nationalitäten sich zusammensetzte, die lediglich zu ihren Gunsten die kaiserliche Gewalt mißbrauchte und die kleineren, die kleinen und kleinsten Stände des Reiches durch Prozesse über ein armseliges Mein und Dein, durch Einmischung in ihre fast durchgängig jammervollen Finanzen, durch den Unkenruf der angeblich gefährdeten, allein seligmachenden römischen Kirche oder wodurch sonst knechtete, tyrannisierte, an sich fesselte — dann war für die deutschen Fürsten die volle Darlegung des österreichisch-preußischen Gegensatzes ohne Zweifel von großer Bedeutung. Jetzt war einer ihrer Mitstände so mächtig, daß sie, wenn ihnen von Wien aus Gewalt angethan werden sollte, eine Zuflucht hatten, die sie ohne Furcht vor dem Grollen, vor dem strafenden Angesicht des höchsten Richters in Wien aufsuchen konnten. Nicht lange, und die Zeit sollte erscheinen, wo sie mit einem herzlichen Gott sei Dank! es begrüßten, sich unter die preußischen Fahnen retten zu können. Und welch ein Segen des Dualismus, d. h. der Ebenbürtigkeit Preußens mit Oesterreich war es, daß nun auch im Rate Europas eine rein deutsche Stimme nicht allein gehört werden konnte, sondern auch gehört werden mußte. Die Lüge, als sei der von Oesterreich in diesem Areopag vertretene Wille — weil ja der Herrscher dieses vielgestaltigen Ländergemischs auch Oberhaupt des Reiches — zugleich der Wille der deutschen Fürsten, war nun aufgedeckt.

Immerhin aber war unter den großen Mächten — Holland war durch England inzwischen verdrängt — Preußen mit seinen vier bis fünf Millionen Einwohnern noch bei weitem der kleinste Staat, und weniger auf dem Umfang als auf dem persönlichen Ansehen des Königs beruhte das Gewicht seiner Stellung. Denn ohne Zweifel, nur die Person des Königs, seine Kraft, seine Arbeit, seine

von allen Schicksalsschlägen ungebeugte Willenskraft, sein Mut, seine Erfindungsgabe, sein Geist allein hatten den Staat gerettet, und folgerichtig ruhte daher auf seiner Person die Achtung, welche der Staat genoß. Dem Könige aber am wenigsten entging es, daß in der allein durch das materielle Interesse zusammengehaltenen oder zerrissenen Völkergemeinschaft das sittliche Uebergewicht, das seine überragende Persönlichkeit in die Wagschale warf, ein entscheidendes doch nicht immer sein konnte. Allzu schroff war und wird immer das Wesen des Staates Macht und wieder Macht sein, und von seiner Macht das geistige wie materielle, das sittliche wie das sinnliche Emporkommen eines Volkes zum großen Teile abhangen. Und wieder um Macht zu haben, um Macht zu sein, bedurfte der Staat sowohl einer Wiederbelebung seiner inneren Kräfte und Gestaltungen, die — wir kommen darauf zurück — teils verzehrt, teils wenigstens verkümmert waren, wie auch der guten Beziehungen wenigstens zu einer der Großmächte. Der König mußte eilen, von den Wunden, die der Krieg geschlagen, eher zu genesen, als die Feinde. Er mußte aber auch in dem Interesse, das die Großmächte wenigstens in dem Neid und der Mißgunst gegen Preußen gemeinsam hatten, denjenigen Punkt zu finden suchen, in welchem er einer von ihnen nützlich sein konnte. Er mußte sehen, ob das preußische Interesse die Förderung eines fremden Interesses gestattete, ob er sich auf solcher Grundlage mit einer der Großmächte verbinden und so ihre durch die Gegnerschaft gegen Preußen gegründete Interessengemeinschaft zersprengen könne.

Oesterreich und Frankreich fielen bei solcher Erwägung nach dem, was geschehen war, ohne weiteres aus, denn blutige Köpfe erzielen nur selten eine Herzensgemeinschaft: England aber hatte, nachdem ihm Friedrichs Kriege, wie treffend gesagt wurde, Kanada in Deutschland erobert hatten, mit schnödem Verrat gedankt, und Bute, der Minister Georgs III., leitete die englische Politik auch fernerhin ganz in den ausgefahrenen Geleisen der Eifersucht des Welfenhauses und der Selbstsucht des englischen Volkes. Allein Rußland blieb übrig und schien um so eher zu gewinnen, als mit der zunehmenden Schwäche des Türkenreiches der Kampf gegen den Halbmond nicht mehr in dem Grade wie früher ein Zusammenhalten mit Oesterreich notwendig machte. Vielmehr setzten die russischen Begierden auf türkische Länder, die Hoffnung, am Bosporus und am Schwarzen Meer mit gleicher Willkür wie am finnischen Meerbusen zu gebieten, gerade eine Schmälerung der österreichischen Gewalt voraus. Eben dasselbe verlangten aber auch Rußlands Pläne auf Polen. In der bodenlosen Zerplitterung, in dem fanatischen Religionseifer, in der ungebundenen, mit zügelloser Leidenschaft gemißbrauchten Verfassung, in der nichtswürdigen Knechtung der Unteren durch die Oberen, der würdelosen Kriecherei der Unteren vor den Oberen hatten die Polen längst so schwer an sich gesündigt, daß ihr Urteil reif war. Ob schon jetzt Katharina dem Gedanken, der wenigstens in der Luft lag, und den Panin offen aussprach, näher getreten war und die Verteilung der polnischen Länder beabsichtigte, mag dahingestellt bleiben. Am Tage lag, daß sie einen möglichst umfassenden Einfluß in Warschau zu üben wünschte. Und wieder diesen zu mäßigen, erforderte das Interesse Preußens. Nicht anders aber war dies bei der Eigenartigkeit des Geistes Katharinas und bei den Bocksprüngen, der, wie sie selbst zwischen Wollust und Schlauheit hin und her schwankenden, Minister als durch ein Bündnis zu erreichen. Und soweit Katharinas Bestrebungen darauf ausgingen, beim Tode

König Augusts nicht einen Prinzen aus einem regierenden Hause, sondern einen Piasten zum König erheben zu sehen, entsprachen sie dem preußischen Interesse, dem namentlich die Wahl eines sächsischen Prinzen durchaus zuwider war. Unter der Bedingung der Befestigung seiner eigenen Macht und der Erhaltung des deutschen Bezirks in Polen konnte Preußen daher Rußland zunächst seinen Weg gehen lassen. Rußland andererseits, ohnehin müde, wie bisher „am Seile Oesterreichs den Hund gespielt zu haben", konnte nur im Verein mit diesem Staate auf einen Erfolg seiner polnischen Absichten rechnen, denn Oesterreich war gewiß nicht gewillt, ihre Verwirklichung zuzulassen, mußte ihnen vielmehr aller Erwartung nach selbst mit Gewalt entgegenwirken.

So wurde schon 1764 ein preußisch-russischer Bund geschlossen, der, nachdem Katharinas einstiger Liebhaber, Stanislaus Poniatowsky, zum König gewählt, aber trotz der hinter ihm stehenden russischen Waffen nicht im stande gewesen war, die polnischen Zustände irgendwie zu befestigen, am 4. Mai 1767 erneuert wurde. 1767
Friedrich verpflichtete sich, einen Angriff Oesterreichs auf die russischen Truppen in Polen mit einem Kriege gegen Oesterreich zu erwidern, Rußland aber versprach ihm seinen vollen Beistand. Ein doppeltes Ziel war erreicht. Dem Einfluß Katharinas in Warschau war eine gewisse Schranke gezogen und einer etwaigen kriegerischen Neigung Oesterreichs ein Riegel vorgeschoben, ja dieses zu einer Annäherung an Preußen veranlaßt. Denn als nun in Polen der Parteienstreit der Dissidenten und Konföderierten zum Bürgerkriege ausschlug, als russische Gewaltthätigkeiten auf türkischem Gebiet, wohin Truppen der Konföderierten vor den Russen geflohen waren, einen furchtbaren Kampf zwischen Rußland und der Pforte entzündet hatten, da schien ein neuer allgemeiner Krieg vor der Thür zu stehen. Unter solchen Umständen glaubte doch selbst der österreichische Reichskanzler Kaunitz, Preußen entgegenkommen zu sollen. Er glaubte sogar wirklich, jetzt im Frieden die österreichischen Mißerfolge des siebenjährigen Krieges auswetzen zu können. Er meinte in der That dem polnischen Reich die Abtretung großer Gebiete an Preußen zumuten zu dürfen, wofür dieses dann die Gefälligkeit haben werde, Schlesien an Oesterreich zurückzugeben. Zwei Voraussetzungen lagen den Plänen Kaunitzens zu Grunde. Die eine, daß Preußen, in dessen Interesse die Ausdehnung der russischen Macht nicht liegen könne, bereit sei, das Bündnis mit Rußland zu brechen, die zweite, daß eben darum Friedrich jede Erneuerung der guten Beziehungen mit Oesterreich willkommen heißen werde. Nur die zweite traf zu. Die Wiederherstellung des Friedens war Friedrichs Ziel, aber gewiß nicht unter der Bedingung des Bruches seiner Verpflichtungen gegen Rußland. Diese voll zu erfüllen, war vielmehr durch die Versuche Englands, ihm in Petersburg den Rang abzulaufen, für Friedrich ein Gebot der Notwendigkeit. Die eigene Erschöpfung Oesterreichs aber, sowie die Aussichtslosigkeit, von Frankreich wirkliche Hilfe zu erlangen, machten eine friedliche Lösung auch für Oesterreich notwendig.

Mit dem russisch-türkischen Kriege war die orientalische Frage aufgetaucht, die Frage, ob Rußland oder ob Oesterreich am Bosporus die herrschende Stellung haben werde. Und unter der Wucht der russischen Siege, in der Furcht einer Vereinigung der russischen und englischen Segel im Schwarzen Meere, wie in der Gewißheit, von Frankreich nichts hoffen zu dürfen, sah das Haus Habsburg sich wieder einmal allein auf Preußen angewiesen. So kam es jetzt zu einer persönlichen Zusammenkunft des jungen, im Jahre 1765 gewählten Kaiser Joseph mit

1769 König Friedrich in Neiße und zu einer Erwiderung des kaiserlichen Besuches durch
1770 König Friedrich in Mährisch Neustadt, wo sich auch der Kanzler Graf Kaunitz eingefunden hatte. Es gab mancherlei Besprechungen, und Friedrich würdigte den ungestümen, „von Ehrgeiz verzehrten" kaiserlichen Herrn eingehender Belehrungen, deren Summa wohl die gewesen sein mochte, welche Friedrich kurz vorher dem österreichischen Gesandten General Nugent gegeben. „Wir sind Deutsche, was geht es uns an, wenn Engländer und Franzosen sich um Kanada schlagen, oder Russen und Polen zugleich mit den Türken sich herumbalgen?" So lebhaft im deutschen Interesse wünschte Friedrich wieder ein Zusammengehen mit Oesterreich zu ermöglichen, und das Resultat, eine gemeinsame Vermittelung bei Rußland zu versuchen, entsprach auch etwa der Absicht des Königs. Doch es begreift sich, daß der Entschluß, Friedrich entgegenzukommen und preußische Interessen zu berücksichtigen, in Wien nur mit schwerem Herzen gefaßt war, und der junge Kaiser glaubte gewiß, sehr weise den König zu beurteilen, wenn er ihn zwar ein Genie nennt — er hätte sich blamiert, wenn er das nicht vorausgeschickt — aber hinzusetzt, „aus allem, was er, wie wunderbar immer, gesagt, habe er doch den Schelm herausgefühlt". Natürlich, wenn Oesterreich nach seinem Interesse handelte, so war das recht und gut, wagte aber Preußen von deutschen oder gar von preußischen Bedürfnissen zu sprechen, so belegte man seinen König mit einem Schimpfwort und erntete dafür obendrein den Ruhm des geistreichen Mannes.

Zusammenkunft Kaiser Josephs und Friedrichs II. zu Mährisch-Neustadt im Jahre 1770.
Radierung von Daniel Nikolaus Chodowiecki 1726—1801. Im Gothaischen Hofkalender 1790 Originalgröße

Friedrich dürfte indessen die Erfolglosigkeit der Vermittelung bei Katharina vorausgesehen haben. Mit vollen Segeln daherfahrend gegen die entnervte Macht des Halbmondes, wie hätte sie der Wünsche die Nachbarn achten sollen! Hatte Oesterreich doch dank des von ihm selbst so leichtfertig angezettelten und so mühselig beendeten Krieges in Wahrheit nicht mehr die Kraft, das Schwert zu ziehen! Diese Ohnmacht Oesterreichs beim Auftauchen der orientalischen Frage war vielleicht die schlimmste Strafe für seine Begierde, den preußischen Staat aufzuteilen; nun vermochte es nicht mehr, nach eigenem Ermessen eine Frage von so tiefgehender Bedeutung für sein eigenes Dasein zu entscheiden. Und doch die Lebensader hätte man sich durchschnitten, wenn man Rußland nicht wenigstens in den Arm ge-
1769 fallen ware. So besetzte Oesterreich das Zipser Komitat, d. h. es nahm polnische Landesteile einfach in Besitz und gab damit ein ansteckendes Beispiel. Der Gedanke, mit dem man bisher wie gespielt hatte, war Wirklichkeit geworden, und nichts hat nach Friedrichs Urteil die Teilung Polens mehr beschleunigt als

diese Maßregel. Sie war das Signal zur Beseitigung dieses dahinsterbenden Staates, der ins Rollen gekommene Stein, der alle Hindernisse überspringt und nicht mehr aufzuhalten ist. Katharina war außer sich; mit demselben Rechte könnten, so sagte sie, andere Nachbaren Polens verjährte Ansprüche geltend machen — und wie nun, wenn Rußland solche geltend machte, wenn es sich mit Oesterreich verständigte, und beide, die orientalische Frage vorläufig lösend, über Polen das Los warfen? Mußte nicht Preußens Lage schlimmer, entsetzlicher werden, als sie selbst in dem großen Kriege gewesen? Durch den unerwarteten Zuwachs an polnischem Gebiet machtvoller als je, wären Rußland und Oesterreich in langer Linie an die preußische Grenze vorgeschoben, hätten Preußen umklammert und bei erster Gelegenheit über den Haufen zu rennen versucht.

Begreiflicherweise setzte Friedrich alles daran, einen solchen für Preußen unerträglichen Zustand zu hintertreiben. In der That trug das verbindliche und sanftmütige Entgegenkommen, das sich Friedrich immer zur Pflicht gegen die Kaiserin Katharina gemacht, jetzt seine Früchte, und die Nachgiebigkeit, die er den russischen Wünschen in den letzten Jahren oft mit schwerem Herzen gezeigt, empfing ihren Lohn. Er hatte seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, angewiesen, eine Fahrt nach Stockholm über Petersburg zu machen. Glänzend empfing ihn Katharina, und ihr Anerbieten, Preußen für die ihr gezahlten Subsidien durch Gebiete, welche Ostpreußen mit dem Kern der Monarchie verbanden, zu entschädigen, zeigte, welchen Wert sie auf das Urteil des Hauptes der europäischen Fürstengemeinschaft legte. Je erfreulicher dieser Beweis dafür, daß Oesterreich ihn in Petersburg nicht überholt hatte, für Friedrich war, umso weniger konnte er Neigung haben, sich für den nun doch geplanten Angriff der österreichisch-türkischen Heere gegen Rußland durch die von Oesterreich geforderte Neutralität binden zu lassen. Für diesen Fall erklärte er vielmehr, den Russen helfen zu wollen, und besetzte daher nach dem Abzug der Russen aus dem Posenschen eben diesen Teil des unseligen Königreiches. Ein Mordversuch auf den polnischen König und eine Neuwahl veranschaulichten die Vorherrschaft Rußlands und die Unfähigkeit der Polen, sich zu erhalten, noch lebendiger, und Friedrich glich in Wahrheit dem Manne, dessen Nachbar sein Haus nicht ausbessern wollte, obwohl es dem Einsturz drohte. Entweder er wurde mit ihm verschüttet, oder er mußte mit den anderen schließlich „mitmachen". Er mußte vor allen Dingen die unklaren und ungeregelten Besitzverhältnisse in Polen zu irgend einem Abschluß bringen, welcher Rußland wie Oesterreich befriedigte und die Ruhe zwischen ihnen erhielt. Er mußte den thatsächlichen Besitz der Mächte vertragsmäßig regeln, und aus den Willkürlichkeiten, aus deren Schoß nur eine Hydra mit ungezählten Köpfen entspringen konnte, in die Bahnen des völkerrechtlich anerkannten Besitzes überleiten, der allein den Frieden gewährte. So kam es im Frühjahr 1772 zu geheimen Verabredungen, am 5. August 1772 zu dem offenen Petersburger Vertrage zwischen den drei 1772
Mächten, der von dem polnischen Reiche Littauen mit 2500 Geviertmeilen und 824 000 polnischen Gulden Einkommen an Rußland, Galizien mit 1500 Geviertmeilen und 2 700 000 Gulden Einkommen an Oesterreich und Westpreußen mit etwa 650 Geviertmeilen (auf Oesterreichs Verlangen jedoch ohne Danzig, ohne Thorn) und 512 000 Gulden Einkommen an Preußen gab.

Polen war verzweifelt, aber keine der Mächte Europas rührte sein Schicksal, die Geschichte hatte ihr unerbittliches Schicksal über die Lüge, die es einen Staat

nannte, gesprochen. Rußland und Oesterreich nahmen einfach unter Bezugnahme auf ihre Verabredungen Besitz von dem Lande, Preußen that es in dem Bewußtsein, ein deutsches Land dem Reiche wiedergewonnen zu haben. Friedrich wußte sehr wohl, daß er seine Grenzsetzen im Osten zusammengenäht, seinen Staat abgerundet, daß er eine große Sache, die ihn seit Jahrzehnten beschäftigt, glücklich beendet hatte. Er war „Gott sei Dank im Zusammenhange mit Preußen". Aber er wußte auch, daß er uralte deutsche Länder, die nur durch siegreiche Eroberungen der Polen dem Reiche entfremdet waren, dem deutschen Wesen zurückgewonnen hatte. Mit voller Klarheit sprach er es bei der Besitzergreifung aus. Was einst die Markgrafen von Brandenburg nicht hatten hindern können, war nun gesühnt, was der Große Kurfürst begonnen hatte, war fortgeführt, beinahe vollendet. Die alten deutschen Ordenslande waren wieder deutsch, und indem sie zugleich preußisch wurden, hatten sie die Gewähr für die vollen Segnungen dessen, was deutsche Arbeit, deutscher Fleiß und deutsche Pflichttreue dem Menschen zu geben vermögen. Europa aber war vor einem allgemeinen Kriege bewahrt.

Unendlich wichtig für die augenblickliche Lage Preußens war es ferner, daß die Befürchtungen Friedrichs, Joseph könne sich der Zarin nähern und in innigem Einverständnis mit Rußland Preußen verdrängen, noch nicht Wirklichkeit geworden waren. Noch war der Gegensatz Oesterreichs und Rußlands hierfür zu stark. Um so leidenschaftlicher aber tobte eine unersättliche Eroberungsgier im Herzen
1774 des Kaisers. Schon gab er von ihr ein weiteres Zeugnis, als er der von Rußland zum Frieden von Kudschuck-Kainardsche und zur Anerkennung des russischen Einflusses genötigten Pforte auch die Bukowina nahm. Aber nicht dort, sondern in Deutschland selbst lagen seine Hauptwünsche. Ein altes deutsches Fürstenhaus wollte er aus Deutschland hinauswerfen, und einen deutschen Volksstamm, der seit Jahrhunderten mit seinem Fürstenhause in Treue verwachsen war, dem habsburgischen Szepter unterwerfen. Bayern zu einer österreichischen Provinz zu machen, die Wittelsbacher vom deutschen Boden zu verjagen, das schien ihm eine Aufgabe, würdig des habsburgischen Blutes, würdig der deutschen Kaiserkrone, die er trug. Und wenn dem Anwachsen der österreichischen und russischen Macht gegenüber die innere Fäulnis in Frankreich, wie — nach dem Abfall Nordamerikas — auch die Ohnmacht Englands auf dem europäischen Festlande täglich sichtbarer wurde, so hatten Josephs Absichten die volle Aussicht des Gelingens, und das Uebergewicht des russischen und österreichischen Kaiserhofes mußte ein unbedingtes werden. Beide fuhren fort, ihre revolutionäre Politik zu treiben, und hätten sie durchgesetzt, wenn nicht ein Staat, wenn nicht Friedrich ihnen entgegengetreten wäre. Und welche weitgreifenden, welche umfassenden Pläne hatte Joseph schon für das Reich gefaßt, wie viel Aenderungen glaubte er zunächst hier — denn in Oesterreich war er nur Mitregent seiner Mutter — ausführen zu sollen! Aber wie er „wohl Neigung hatte, zu lernen, doch keine Geduld, sich zu unterrichten", so waren auch seine Pläne für das Reich im günstigsten Falle unausführbar. Neuen Most wollte er in den alten Schlauch gießen und sah nicht, daß dieser, zerfressen überall, von der frischen, gährenden Flüssigkeit schließlich nur gesprengt werden mußte. Wie unbequem war es, daß Friedrich allen Versuchen, das Reich und seine Glieder zu unterwerfen, sich widersetzte, daß er sich der Rechte und des Besitzstandes der gefährdeten deutschen Fürsten kräftig annahm! Wie hoffte Joseph auf den Tod dieses Störenfriedes seiner

ehrgeizigen Pläne, als er im Jahre 1775 erkrankte! Auch Schlesien mußte ja dann sofort an Oesterreich zurückfallen! Doch die Vorsehung verlängerte das Leben des Königs, und Joseph mußte auf eine andere Gelegenheit warten.

Nun aber fügte es sich, daß der Kurfürst Max Joseph von Bayern gerade zu einer Zeit (Ende 1777) starb, wo die nordamerikanische Union begründet, 1777
Friedrich sie anerkannt, ihre Gesandten empfangen hatte, und sowohl der Seekrieg gegen England wie der aufs neue auflohende Kampf zwischen der Pforte und Rußland die europäische Staatenwelt vollauf in Atem hielt. Jetzt glaubte Joseph die Zeit zur Ausführung seines alten Strebens gekommen, und günstig genug war in der That der Augenblick, um mit der Erwerbung Bayerns zugleich das österreichische Uebergewicht im Süden und am Rhein sicher zu stellen. Ohne Rücksicht auf das Erbrecht des Pfalzgrafen Karl Theodor von Zweibrücken, ohne Rücksicht auf den allgemeinen Krieg, den er entzünden konnte, besetzte Joseph Niederbayern, und die deutschen Fürsten erzitterten. Wer war seines Besitzes noch sicher, wenn Oesterreich kraft des Rechts der Gewalt ein deutsches Fürstenhaus so beiseite schieben konnte? Und wer anders hätte helfen können, als Friedrich, den die Fürsten allerdings durch den gegen ihn geführten Reichskrieg nicht gerade sich verbunden hatten! Auf die Gefahr hin, einem neuen sieben- oder nach dem Ausdruck des Kanzlers Kaunitz einem zwanzigjährigen Vernichtungskriege entgegen zu gehen, sprang Friedrich in die Bresche. „Der Ehrgeiz des Kaisers muß sicherlich", schrieb er, „in Schranken gehalten werden; wenn er unter den gegenwärtigen Umständen seinen Willen durchsetzte, so würde sein Ehrgeiz, darauf kann man sich verlassen, so ausschweifend werden, daß es keinen Damm mehr gäbe, ihn zurückzuhalten. Nicht wegen der Uebel, die jetzt entstehen könnten, bin ich in den Krieg gezogen, sondern um denjenigen zuvorzukommen, mit welchen die Zukunft bedroht ist". Das allgemeine Erbeben, das nicht lange nachher aufs neue durch die deutsche Fürstengemeinschaft über Josephs ausschweifende Pläne ging, sollte den Scharfblick Friedrichs nur zu sehr als den richtigen darstellen. Für jetzt zuckte der Kurfürst Karl Theodor in ängstlicher Scheu zusammen und beeilte sich, in einer Verabredung Josephs Forderungen zu entsprechen. Ja lediglich dem Sporn, den Friedrich dem Thronfolger Karl Theodors, dem Herzog von Zweibrücken, eindrückte, nur den wiederholten Ermahnungen Friedrichs, die Würde und den Ruhm seines Hauses, die Selbständigkeit seines Landes aufrecht zu halten, war es zu danken, daß nicht auch dieser der Verabredung beitrat. Noch versuchte Friedrich den Frieden zu retten, und in Petersburg wie in Paris und auch in Dresden — denn Sachsen hatte Ansprüche auf den überaus reichen Allodialnachlaß des verstorbenen Kurfürsten — mußten seine Gesandten arbeiten, um das gute Recht der deutschen Fürsten gegen österreichische Habgier zu vertreten. Ja auch diese selbst suchte Friedrich zu einer einmütigen Erhebung, zu einem Fürstenbunde zu bewegen. Doch wieder mußte er es erfahren, daß alle Mühe, die seine Minister Finckenstein und Hertzberg, wie der frühere preußische Gesandte in Wien, Freiherr von Edelsheim, aufwandten, vergeblich war. Entrüstet schrieb er: „Diese Reichsfürsten sind lauter Furcht und ohne Thatkraft; das ist eine Schande für unser Jahrhundert, und ich erröte darüber für Deutschland".

So schien es zur Entscheidung durch die Waffen kommen zu müssen. Im Juli rückten die preußischen Truppen ins Feld, und die sächsischen machten sich

marschfertig. Wohl hat man gesagt, Joseph habe mit der Besetzung Bayerns Friedrichs Verfahren vor dem ersten schlesischen Kriege „kopiert“. Man hätte aber auch hinzufügen müssen, daß dem Verfahren Friedrichs, bei aller Kühnheit, und wie aggressiv es sein mochte, ein sittlich wie rechtlich gut begründeter Anspruch zu Grunde lag; Josephs Verfahren aber die schmachvolle Verletzung jedes Erbrechtes, jedes moralischen Gefühls war. Mit größerer Berechtigung wird man sagen dürfen, diesmal habe Friedrich erreicht, was er früher vergeblich versucht hatte. Denn nicht sobald hatte er die Waffen ergriffen, als seine Verhandlungen auch Erfolge aufzuweisen hatten. Wie stürmisch, wie ungestüm der Kaiser zu kriegerischer Entscheidung drängte, so entsprach diese keineswegs den Absichten seiner Mutter. Allerdings klagte sie schon damals, daß der Sohn ihr das Heft aus den Händen winde, aber die Nachrichten aus Paris stimmten die Hoffnung auf französischen Beistand tiefer und tiefer — wie auch hätte Frankreich ein solches Uebergewicht Oesterreichs, wie Joseph es plante, in Deutschland dulden mögen! — und aus Petersburg lauteten die Meldungen schlimmer und schlimmer. Man mußte die bewaffnete Vermittelung Katharinas fürchten. So kam es, nachdem Joseph den Waffenstillstand zu brechen und das schlesische Neustadt niederzubrennen den traurigen Mut gehabt, in Teschen zu Friedensverhandlungen, 1779 die am 13. Mai zum Abschluß führten. Danach blieb die Selbständigkeit Bayerns, wenn es auch das Innviertel an Oesterreich abtreten mußte, erhalten, und auch Sachsen ward durch Bayern für seine Ansprüche mit einer Geldsumme entschädigt. So war das für Preußen wie für alle deutschen Stämme gleichmäßig bedrohliche Uebergewicht Oesterreichs glücklich abgelehnt, das Recht und der Besitz der deutschen Fürsten war gewahrt, und es war sogar gelungen, einem guten preußischen Recht die bisher vermiedene Anerkennung Oesterreichs zu gewinnen.

Wir erzählten früher, wie die fränkischen Stammlande Ansbach und Bayreuth vom Kurfürsten Joachim Friedrich 1603 seinen jüngern Brüdern abgetreten wurden. Nun waren deren Häuser dem Erlöschen nahe, und ihre Länder mußten mithin an das Stammhaus zurückfallen. Natürlich war den Oesterreichern die Aussicht, die schwarz-weißen Pfahle im Süden des Main aufgerichtet zu sehen, höchst unwillkommen. In diesem Frieden aber mußten sie dem Könige selbst die Brücken über den Fluß schlagen und das preußische Erbrecht anerkennen.

Wohl war nun Friede, und Friedrichs Ansehen stieg von Tag zu Tag: nun endlich war auch der Gegner überzeugt, daß Friedrich der starke Hort des deutschen Reiches, der Schutz und Schirm des bedrängten Rechtes sei. Aber je wuchtiger Kaiser Joseph durch die Vereitelung seiner Absichten getroffen war, um so kühner schmiedete er an neuen Planen, doch noch die österreichische Herrschaft auszudehnen und das Reich zu zerschlagen. Einen Damm hatte ihm Friedrich freilich vorgebaut, nun dachte Joseph, den Strom so anschwellen zu lassen, daß er den Damm durchbrach. Frankreich hatte ihm nichts genutzt, Rußland war ihm an Friedrichs Seite entgegengetreten. Was konnte ihm angezeigter erscheinen, als einen vollen Systemwechsel vorzunehmen, eng sich an Rußland anzulehnen und Friedrich in Petersburg aus dem Sattel zu heben? Und in der That besaß er ja den Balsam, der ihm Katharinas Herz öffnen mußte. Ließ er den orientalischen Vergrößerungsplanen Rußlands freien Lauf, so gab ihm Katharina gut und gern Deutschland preis, that dies um so lieber, als die preußischen Beziehungen in Konstantinopel die besten, und Friedrichs Absichten gegen die Pforte die wohl-

Allegorie auf den Frieden zu Teschen, 13. Mai 1779.

Nach dem Basrelief von Alexander Trippel (1744–1793) gez. von Johann Konrad Krüger (1733—1791) und gestochen von Johann Ludwig Stahl (geb. 1759, starb nach 1808). Auf etwa 1/4 verkleinert.

wollendsten waren. Während des siebenjährigen Krieges hatte der König wohl auf eine Unterstützung durch die Türken gehofft, nach dem Frieden hatte der Sultan eine feierliche Gesandtschaft nach Berlin geschickt, und auch jetzt wünschte er mit Preußen und zugleich mit Rußland in ein Bündnis zu treten. Aber gerade daß Friedrich ein solches in Petersburg empfahl, verstimmte die Kaiserin gegen ihn und führte sie Oesterreich näher. Nun entschloß sich Joseph sogar, die Kaiserin Katharina zu besuchen, und die schmeichelhafte Art, mit welcher er ihr in Mohilew, wie in Smolensk und Petersburg begegnete, gewann ihm die Neigung der Kaiserin, und die freigebigen Spenden aus seiner Börse eroberten ihm die Herzen ihrer Großen. Noch hoffte Friedrich, daß Rußland nicht über einen allgemeinen Freundschaftsbund mit Oesterreich hinausgehen werde, aber er mußte es erleben, daß Katharina planvoller als er vielleicht gedacht, das Steuer ihres Reiches zu führen wußte. Er mußte es aber auch erleben, daß Joseph ganz gegen seine Erwartung das österreichische Interesse im Orient der russischen Habgier wirklich opferte. Joseph ließ nicht nur die Besitznahme der Krim und anderer Länder durch Rußland geschehen, sondern er begünstigte sie. Da trat der Tod Maria Theresias ein (November 1780), und 1780
er war dem Kaiser wie die Lösung der Anker. Von diesem Augenblick an hatte sein Schiff die Freiheit zu segeln, wohin er es zu lenken gedachte. Denn Preußen hatte er insofern jetzt weniger zu fürchten, als mit seiner Annäherung an Rußland die russische Förderung der preußischen Wünsche nicht nur mehr und mehr hinfällig wurde, sondern, nachdem Rußland durch den Vertrag von Ainali-Kawak seine Absicht erreicht, eine direkte Unterstützung der kaiserlichen Pläne von Petersburg aus wohl zu gewärtigen war. Und weder von Frankreich noch von England hatte Preußen, obwohl es sich jenem näherte und dieses, nachdem Fox Minister geworden, Anknüpfung suchte, Unterstützung zu erwarten. Denn auch England hatte Joseph durch den Versuch, die Sperrung der Schelde für den österreichischen Handel aufzuheben, zwar stark beleidigt, aber bei dem Fortbestehen des englisch-französischen Krieges war an ein bewaffnetes Einschreiten Englands nicht zu denken.

Schon hatte er im Reich mit einer großen Kammergerichts-Visitation, sogar mit der völligen Aufhebung des Reichstages, wozu er eine höchst untergeordnete

Frage benutzte, Reformen versucht. Aber diese beruhten keineswegs auf nationaler, sondern lediglich auf österreichischer Unterlage. Sie hatten die Beseitigung Preußens zur Voraussetzung und nicht das Wohl des Reiches, sondern die Unterjochung der deutschen Fürsten zum Zweck. Als aber Joseph nun auch den Hauptstützen der kaiserlichen Politik, den geistlichen Fürsten, entgegentrat, als er von Passau und Salzburg gewaltsam Stücke Landes zur Abrundung seiner Herrschaft nahm, als er den Versuch machte, die kirchlichen Diözesen nach der politischen Lage der Länder abzugrenzen und so den Besitz einer großen Anzahl der geistlichen Fürsten gefährdete, da bäumten auch diese sich hoch auf, und ein Schrei der Entrüstung, der Angst ging durch das ganze Reich über diesen Kaiser, der nichts, kein Recht, keinen Besitz, kein durch die Jahrhunderte geheiligtes Herkommen achtete. Seinen jüngsten Bruder, den Erzherzog Maximilian, zwang er, die Tonsur zu nehmen, verschaffte ihm trotz allen Widerstrebens die Koadjutoreien von Köln und Münster, suchte ihm, wie es wenigstens schien, auch den Bischofsstab von Paderborn und den von Hildesheim in die sich sträubende Hand zu drücken. Wer sollte nicht sehen, daß Joseph auf diese Weise auch Norddeutschland in seine Kreise zog und es mit österreichischer Macht zu umklammern suchte! Die Aufregung wuchs höher und höher. Endlich sollten Josephs alte Pläne doch noch verwirklicht, und nicht nur Bayern, sondern auch Württemberg österreichisch werden. Karl Theodor sollte für den Verlust von Bayern nach dem alten Gedanken Josephs mit den österreichischen Niederlanden und dem Titel eines Königs von Burgund, der Herzog von Württemberg mit dem Herzogtum Modena entschädigt werden, und weder in München noch in Stuttgart wagte man, ein entschiedenes Nein dem Kaiser entgegen zu rufen.

Wir wissen, mehrfach hatte der König den Gedanken eines Bundes der deutschen Fürsten gegen Oesterreich angeregt, doch stets hatte man sich entschuldigt und es dahin gebracht, daß Friedrich keine Hoffnungen mehr auf den Gedanken setzte. Selbst die mit Sachsen und Hannover nun wieder begonnenen Beratungen hatten nicht zum Ziele geführt. Jetzt aber lag die Revolution, die Joseph wollte, so sonnenklar vor aller Augen, daß einige der Fürsten auf den friderizianischen Gedanken selbst zurückkamen. Baden, Anhalt-Dessau und Sachsen-Weimar handelten hin und her, wechselten mit dem Prinzen von Preußen Briefe um Briefe, der österreichischen Tyrannei und dem kaiserlichen Despotismus gemeinsam entgegen zu treten. Und Friedrich, obgleich er bisher so schlechte Erfahrungen mit den deutschen Fürsten gemacht, nahm seinerseits den Plan schließlich doch wieder auf, und „Feuer, meine Herren, Feuer!“ so tönte es schreckenerregend aus seinem Kabinett seinen Ministern entgegen, als er die Haltung der Höfe von München und Stuttgart erfuhr. Denn die inzwischen aufs neue mit den Großmächten geführten Verhandlungen waren völlig gescheitert. Keine hatte den Mut oder die Neigung für Deutschland oder für Preußen etwas zu thun. Auch nicht „der Schatten einer Allianz“ war zu sehen.

Jetzt kam Fluß in die Unterhandlungen mit den deutschen Fürsten, und Friedrich baute nunmehr seine ganze Hoffnung auf das Reich, auf den Bund der deutschen Fürsten. Der feierliche Hilferuf des Herzogs von Zweibrücken, den Rußland vergeblich zur Nachgiebigkeit gegen Josephs Wünsche zu bestimmen suchte, gab Friedrich die Gelegenheit zum Eingreifen. Die Befürchtungen der hohen Geistlichkeit vor Josephs zugreifender Hand befestigten den Gegensatz der deutschen

ürsten gegen Oesterreich, und wenn Friedrich gemeint hatte, Zeit sei es, einen Bund, ähnlich dem schmalkaldischen zu schließen, so unterschied sich der Fürstenbund, en er am 23. Juli 1785 zu stande brachte, dadurch doch wesentlich von dem chmalkaldischen, daß ihm auch geistliche Fürsten, selbst die Erzbischöfe von Mainz nd Trier beitraten. Zu tief fühlte man im Reich, daß Oesterreich mit seinem eringen Prozentsatz deutscher Unterthanen icht das deutsche, sondern lediglich das sterreichische Interesse vertrat. Wie auch friedrich versucht und gehofft hatte, mit Oesterreich zusammenzugehen in dem Bewußtsein des trotz aller Gegensätze doch gemeinsamen Interesses gegen Osten wie gegen Westen, auch er hatte dem preußischen Staat wie den deutschen Bedürfnissen nur durch die Abwehr Oesterreichs genügen können. Mit thränenden Augen und im Bewußtsein des gleichen Strebens hatte der König im Jahre 1750, als er die Särge einer Vorfahren in den neuen Dom am Lustgarten überführen ließ, vor der sterblichen Hülle seines Ahnen, des Großen Kurfürsten, gestanden, nun mußte auch er wie jener am Ende seines Lebens erkennen, daß Oesterreich die Versöhnung nicht wolle. Aber überall erkannte man, daß das deutsche Interesse allein in Preußen gewahrt war, und selbst die Schweiz, selbst Sardinien näherten sich dem Bunde der deutschen Fürsten, der ein Bollwerk auch nach außen, der ein Schutz der europäischen Freiheit werden konnte. Friedrich hatte die Macht Preußens ungeheuer gesteigert, in ihr hatte er auch dem deutschen Reich ein Rückgrat gegeben, daß es wieder steif und aufrecht stehen konnte, wenn es nur wollte. Nun hatte er dem seit Jahrhunderten gespaltenen und zerrissenen Deutschland auch den Weg gezeigt, wie es nicht nur Schutz vor Oesterreich finden, sondern auch wie es seine Einheit wiedergewinnen könne. Seine lediglich auf die Erhaltung des Friedens und des rechtlichen Bestandes gerichtete Politik hatte ihn zum Haupt der Fürsten gemacht, und vor den Krallen des aus der Luft herunter schießenden kaiserlichen Aars rettete man sich unter die Fittige des preußischen. Unzweifelhaft war dies die Folge der josephinischen Eroberungsgier, aber das Bewußtsein der Sicherheit, das Vertrauen, welches die Fürsten in Preußen setzten, hatte ihnen Friedrichs rechtliche Politik gegeben. Und das war Friedrichs schönes Erbschaft: das Vertrauen zu Preußen war die beginnende Einheit Deutschlands. —

Friedrich II. beim Sarge des Großen Kurfürsten: „Messieurs, der hat viel gethan".

Radierung von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726—1801) im Gothaischen Hofkalender 1789. Originalgröße.

Unverkennbar jedoch kann im staatlichen Leben von Vertrauen nur dann die Rede sein, wenn neben der Rechtlichkeit die Macht und Kraft vorhanden ist, dem als Recht Erkannten auch Geltung zu verschaffen. Jene furchtbaren sieben Jahre hatten aber die Mittel des Staates schier bis auf die Neige verzehrt. Mit einem

eigentümlichen Reiz ist daher die Frage umwoben, wie Friedrich gleichwohl dies außerordentliche Ansehen erhalten, wie es ihm gelungen, die Kräfte seines Staates so zu stählen, so hoch sie zu spannen, daß er der Rufer im Streite sein konnte.

Preußische Militär-Kostüme.
Von dem Entwurfe eines unbekannten Künstlers im Hohenzollernmuseum zu Berlin. Originalgröße.
S. S. 332 u. 334.

Aus „E. Buchholtz Geschichte der Churmark Brandenburg" II. Berlin 1765. Auf 2/3 verkleinert

Gesetzgebung und Verwaltung nach dem siebenjährigen Kriege.

Niemand hat die Leiden, welche der Krieg über das Land gebracht, bitterer empfunden als der König, niemand hat kraftvoller, man darf sagen leidenschaftlicher daran gearbeitet, sie zu überwinden, als der König selbst. Ueber all seinem Thun liegt die Weihe des sittlichen Ernstes, der Ehrfurcht heischende Glanz gewissenhafter Pflichterfüllung. Wie den Arzt betrachtete er sich, der einem von Wunden zerrissenen, von Blutverlust erschöpften, mit dem Tode ringenden Menschen Heilkräuter, Kräfte, stärkende Mittel, Erholung und Balsam geben mußte. Denn in der That zu gewaltig war der Aderlaß gewesen, den Maria Theresia und Kaunitz dem Staate beizufügen für gut befunden hatten. Eine halbe Million Menschen, das will sagen fast den achten Teil seiner Einwohner, hatte der Krieg verschlungen, fürchterlich waren die Verwüstungen, die Russen wie Oesterreicher und Sachsen angerichtet hatten. Ueber 13 000 Häuser rechnete Friedrich, die verschwunden waren, ganze Städte waren abgebrannt, der Bauer war von seiner Scholle vertrieben, der Adel verarmt, die kleinen Leute ruiniert, ein Drittel der Bevölkerung Berlins lebte von Armenunterstützung, und das Vieh war in der Neumark wie ausgestorben. Die Ordnungen der Polizei und Regierung waren umgeworfen, die Finanzen in Unordnung. Wer hätte noch an Handel und Wandel denken können, wer Neigung gehabt, das Land zu bebauen! Unter den Wunden und dem Blutverlust, den man erlitten, war man nahe daran,

den Leiden zu erliegen, und was der Feind im Schlachtengetümmel nicht vermocht hatte, das schien die Geißel der Verwüstung, die brennende Vernichtungsfackel seiner losgelassenen barbarischen Horden erreicht zu haben. Wahrlich, ein anderer wohl hätte die Hände sinken lassen; für Friedrich aber war die Notwendigkeit, von vorn wieder anzufangen und die zertretene Pflanzung seines Vaters, seiner Vorfahren wieder aufzurichten, nur der Sporn zur wunderbarsten Thätigkeit. Er füllte das Skelett, zu dem der Staat abgemagert, wieder aus, er führte dem vom Blute entleerten Körper wieder neues Leben zu und setzte es in frischen Umlauf.

Man galt als Großmacht, man mußte es aber auch sein. Und das nicht nur um des Ehrgeizes willen an sich, sondern weil diese Stellung den Unterthanen ganz andere Mittel und Wege angab, ihr Leben auszugestalten, als es in kleinen und beschränkteren Verhältnissen möglich war, weil das Zusammenarbeiten aller Glieder des ganzen Staates das Wohlsein des einzelnen begründete. Jedes Herabsteigen von der erreichten Höhe mußte allmählich zum staatlichen wie wirtschaftlichen Verfall führen, während die Behauptung der gewonnenen Höhe zur Entdeckung weiterer Quellen führen mußte, so daß das wirtschaftliche Leben in immer breiterem Strome dahinfließen konnte. Doch selbst jetzt noch war die Bevölkerung nicht so weit, dies zu erkennen, und unsagbar hatte der König mit der Beschränktheit zu kämpfen, die über den gewohnten Ideenkreis nicht hinausblicken wollte. Der philisterhafte Sinn, der vom Himmel nicht mehr sehen mochte, als sein Fensterausguck ihm zeigte, mußte gebrochen, ihm die Vorteile der Grund, warum Preußen ein Großstaat sein wollte, klar gemacht werden. Denn, wie Friedrich in einem neuen politischen Testament 1768 für seine Nachkommen von den Preußen schreibt, „diese Nation ist schwerfällig und faul. Gegen zwei Fehler muß man beständig ankämpfen. Die Menschen bewegen sich, wenn man sie antreibt und halten still, wenn man einen Augenblick aufhört, sie zu stoßen, jedermann erachtet nur die Gebräuche der Väter für gut. Man liest wenig; man hat keine Lust, sich zu unterrichten, wie man etwas anders machen kann, so daß alle Neuerungen sie erschrecken und von mir, der ich ihnen immer nur gutes gethan, denken sie, daß ich ihnen das Messer an die Kehle setzen will, sobald es sich darum handelt, eine nützliche Verbesserung oder irgend eine Aenderung einzuführen. Ich habe mich in solchen Fällen auf meine redlichen Absichten und mein gutes Gewissen verlassen, sowie auf die Kenntnisse, die ich mir verschafft habe und bin ruhig meines Weges gegangen". Man erkennt, wie der König das Volk, für welches der Staat da ist, noch immer erziehen, gleichsam erst schaffen mußte, um den Segen, den der Staat ihm gewährte, zu erkennen.

Zunächst galt es, der dringendsten Not des Augenblickes zu genügen, und mit baren Zuschüssen, mit unentgeltlicher Lieferung von Saatkorn, mit Schenkung von Pferden zum Ackerbau, Darreichung von Baukosten, mit Steuererlassen, ist der König sofort eingetreten. Aus dem Heer entließ er sogar 30 000 Inländer, um den Acker zu bestellen. Im ganzen verteilte er, wie er selbst berechnet, 25 000 Wispel Mehl, Korn und Gerste, 17 000 Wispel Hafer und 35 000 Militärpferde. Er schenkte der Provinz Schlesien drei Millionen, der Neumark und Pommern je 1 400 000, Brandenburg 700 000, Cleve 100 000, Ostpreußen 800 000 Thaler, und zur Rückzahlung der für die Kriegskontributionen aufgenommenen Darlehen und zur Unterstützung gab er im ganzen zwanzig Millionen Thaler hin. Allerdings mag von dieser Summe ein Teil erst etwas später bezahlt worden sein, den bei

weitem großen Teil gab der König sofort, und das Staunen über die Möglichkeit solch großer Ausgaben wachte, wenn man hört, daß auch die Münzverschlechterung, die er sich während des Krieges hatte gefallen lassen müssen, aufgehoben, daß die Kassenscheine, welche die Beamten an Stelle ihres Gehaltes erhalten hatten, eingelöst, und daß überhaupt bis zum Juni 1765 alle Schulden abgezahlt sein mußten. Aber freilich, so mußte es ihm war, Friedrich prüfte und revidierte alle Rechnungen selbst, und er war nach seiner Erklärung nur deshalb der einzige, der immer bares Geld hatte, weil er die Klugheit hatte, stets die Einnahmen eines Jahres im voraus einzuziehen. So hatte die Zentralkriegskasse — abgesehen von den in den feindlichen Landern erhobenen Kontributionen — 78 Millionen Thaler während des Krieges zahlen können, und doch hatte der König beim Friedensschluß noch dreißig Millionen Thaler zur Verfügung. Es war die glänzendste finanzielle Leistung, die gedacht werden konnte, und wie ein Hohn fast klingt es auf die Pläne der Feinde Preußens, daß sie alle aufs tiefste verschuldet waren, Preußen aber mit einem baren Bestande von solcher Höhe abschloß.

Seine ganze Zeit benutzte Friedrich, um Einrichtungen für den Staat zu treffen, und so konnte er schon am 24. Februar, wenige Tage nach dem Friedensschluß, dem Prinzen Heinrich mit Zuversicht schreiben, „es leidet keinen Zweifel mehr, daß der große Teil der Provinzen noch in diesem Jahre wieder hergestellt sein wird, nächstes Jahr dürfen keine Spuren von dem Kriege mehr übrig sein. Es ist meine Pflicht, lieber Bruder, bei dieser Gelegenheit mich anzustrengen; wenn ich dem Staat in meinem Leben einen Dienst erweisen kann, so ist es der, ihm aus seiner Zerrüttung wieder emporzuhelfen, die Mißbräuche womöglich abzustellen und Verbesserungen dort anzubringen, wo es notwendig ist. Dieses Vorhaben ist unendlich groß und umfaßt viele Zweige; schenkt mir aber der Himmel noch einige Lebenstage, dann werde ich es zu Ende führen. Im entgegengesetzten Falle lasse ich Spuren meiner Thätigkeit zurück, denen alsdann die anderen folgen können, wenn sie es für angemessen erachten".

Es ist dieselbe Größe, die eben darum so groß, weil sie mit so rührender Bescheidenheit auftritt, wie der König sie in seinem Testament von 1768 bekundet. Die Pflicht eines jeden guten Bürgers nennt er es hier, seinem Vaterlande zu dienen und nicht zu denken, daß er für sich allein da sei, sondern für das Wohl der Gesellschaft zu arbeiten habe, in die ihn die Natur gestellt. Nach seiner schwachen Einsicht und seinen Kräften sei er bemüht gewesen, dieser Pflicht zu genügen, seitdem er durch den Tod seines Vaters zu dem obersten Amte im Staate gelangt sei — und man beachte, wie der König trotz aller Bewunderung, die ihm die Welt zollte, bei dieser herkommlichen Auffassung seines Hauses von der königlichen Würde als einem Amte beharrt. Er habe nicht die dumme Anmaßung, zu glauben, daß sein Verfahren seinen Nachfolgern zur Richtschnur dienen müsse, zu sehr nur bemerke er, daß er ein Mensch sei, d. h. ein Geschöpf, gemischt aus gut und böse, dem Irrtum unterworfen, dessen Einsichten ebenso unsicher, wie seine Talente beschränkt seien.

Wie gewaltig erscheint dieser Bescheidenheit gegenüber die Thätigkeit Friedrichs! „Eure Weisheit sei ohne Hochmut, und Eure Demut sei nicht ohne Weisheit", so hatte einst der tiefsinnige Kirchenvater gelehrt — und wer in der Welt hätte diese Lehre so zur Wahrheit, so zum wirklichen Leben gemacht, wie Friedrich II. von Preußen? Und Thätigkeit und Arbeit empfiehlt er auch seinen Nachfolgern, giebt ihnen wiederholt den Rat, alle Zweige der Regierung in ihrer Hand zu

König Friedrich II. von Preußen.

Kupferstich von Bennet Salomon (gest. um 1810), auf etwa 1/4 verkleinert
Das Namensfaksimile nach einem Exemplar im Kgl. Pr. Geh. Staatsarchiv in Berlin

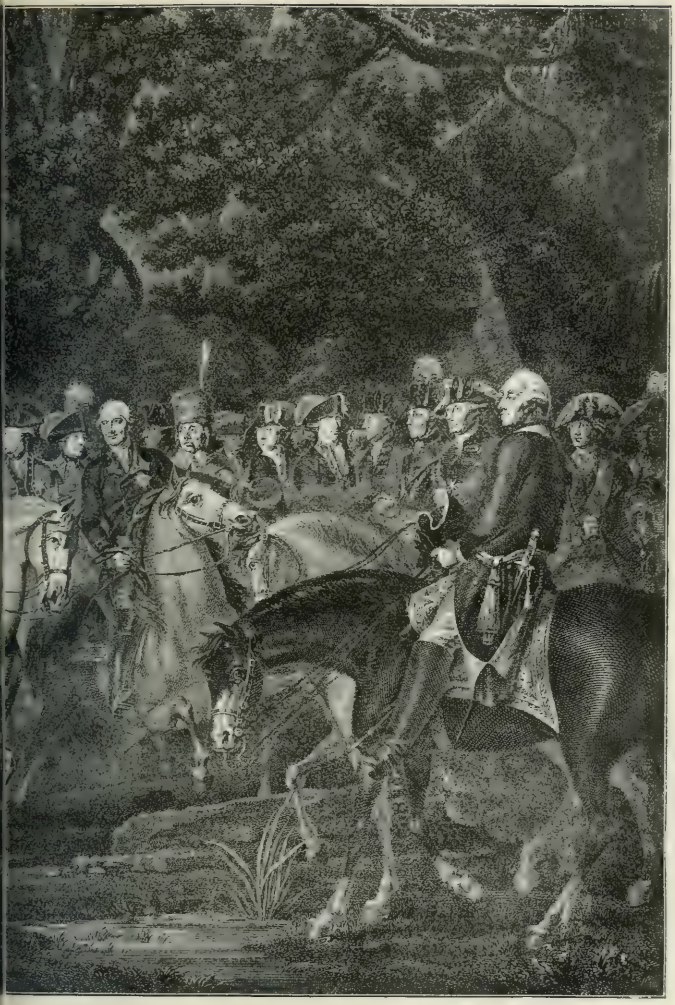
Unter den Linden zu Berlin im Jahre 1789.
Radierung von Johann Georg Rosenberg 1739—1808, auf etwa 1/3 verkleinert

vereinigen. Ein verständiger Fürst komme ohne eine große Körperschaft von Ratgebern allein weiter, und wenigstens Politik, Heer und Finanzen müßten in der Hand eines Königs von Preußen vereinigt sein. Wenn dieser Grundsatz von den Nachfolgern immer befolgt werde, würde das Glück des preußischen Staates unveränderlich sein und er länger fortbestehen, als die ältesten Monarchien.

Vorzüglich müsse ein König von Preußen sich des Heerwesens annehmen, denn immer habe er, umgeben von mächtigen, eifersüchtigen und neidischen Nachbaren, an einen nahen Bruch zu denken, und jeden Tag könne er mit ihnen in Streit geraten. Und wenn man jemals, schreibt er gelegentlich seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, das Heer vernachlässigte, wäre es um Preußen geschehen. Nun hatte aber der Krieg, wie er auch bei dieser Gelegenheit bemerkt, das Heer zu grunde gerichtet und die Disziplin aufgehoben. Die Anzahl der Truppen mußte zunächst auf 150 000 beschränkt werden, doch wurde sie 1768 schon erhöht, und die Friedensstärke mag zuletzt 200 000 Mann betragen haben. Für die Hebung der Disziplin sorgten neue Reglements, die dem Charakter der im Felde angeworbenen Truppen gemäß scharf genug waren, und, indem sie darauf hinausliefen, den Soldaten mehr Furcht vor den Offizieren, als vor dem Feinde beizubringen, wieder die alte Zucht und Ordnung einführten und es dahin brachten, daß der König bis zum Jahre 1770 hoffte, die Armee so tüchtig zu sehen wie ehedem. Natürlich wirkten hierzu unaufhörlich fleißige Exerzitien und Manöver mit, und mit Vergnügen sah der König bei seinen Inspektionen und Paraden, wie das Heer sich neu bildete und wie ein Phönix aus der Asche hervorging. Festungsbauten, Vermehrung der Artillerie, vor allem aber die Ausbildung der Offiziere waren des Königs stete Sorge. Sowohl Vorschulen für sie — die Kadettenhäuser in Stolpe und Kulm und eine Ritterakademie in Berlin — wurden

König Friedrich II. und seine Generale

Nach dem Gemälde von Edmund Francis Cunningham (geb. um 1742, g



inem Manöver nach Sanssouci zurück.

Johann Friedrich Clemens (1748—1831). Auf etwa 1/2 verkleinert

Verlag von Emil Strauß in Bonn

König Friedrichs II. Wachtparade in Potsdam 1777.
Rechts hinter dem König Friedrich Wilhelm (II.), Prinz von Preußen.
Radierung von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726—1801), auf etwa $^{2}/_{3}$ verkleinert.

neu begründet, als auch für die weitere Fortbildung der Offiziere in fremden Sprachen und Geographie besondere Einrichtungen getroffen. Schon vor dem Kriege hatte Friedrich eigenhändig sowohl General-Prinzipien vom Kriege, wie Vorschriften für die einzelnen Waffengattungen aufgesetzt, welche seine Generale und Offiziere studieren, vor jedem Fremden aber geheim halten sollten. Für seine Nachfolger arbeitete er 1768 in dem militärischen Testament Regeln und Anordnungen aus über die großen Prinzipien, die sowohl im Kriege wie bei den Heereseinrichtungen im Frieden zu beobachten seien, und ein umfassender Aufsatz belehrte die Generale über Lager-Kunst und Taktik. Das Kantonsystem seines Vaters erweist sich noch jetzt als eine mit großer Weisheit ersonnene nützliche Maßregel, die Kommissariate haben nach wie vor die Aufgabe für die Lebensmittel des Heeres zu sorgen, und die Anlage und rechtzeitige Füllung der Magazine erscheint als eine der vornehmsten Aufgaben. 70000 Inländer zählt die Armee, jede Kompagnie 60 Mann, die auf zehn Monate beurlaubt werden, und deren ersparter Sold für die Werbungen ausgegeben wird. Die Armee-Inspektionen wurden eingerichtet, das Generalquartier erweitert, die Manöver, die von Jahr zu Jahr berühmter wurden, mehr Fremde herbeizogen, wurden vorzüglich für den Unterricht der Offiziere von Wichtigkeit, und wie immer wurde auch jetzt bei ihnen auf ein gesundes Ehrgefühl und gute Sitte das größte Gewicht gelegt. Denn, „die Ehre,

Flöte, Krückstock und Tabaksdose Friedrichs II.
Nach den im Hohenzollernmuseum zu Berlin befindlichen Originalen gez. von C. L. Becker in Berlin.

die Ruhmbegierde und das Wohl des Vaterlandes müssen die begeistern, die sich dem Waffendienst widmen, ohne daß häßliche Leidenschaften solch edle Gesinnungen beschmutzen; mit solchen Eigenschaften werden Soldaten achtbar, und ich sehe in ihnen nur Stützen des Reiches und Bollwerke des Staates." Ausschließlich den Adel hielt der König bekanntlich für fähig, das Ehrgefühl, das er von seinen Offizieren verlangte, in sich auszubilden. Wir kommen auf die oft gescholtene Vorliebe Friedrichs für den Adel zurück und bemerken hier nur soviel, daß eine große Strenge jeder Ueberhebung das Gleichgewicht hielt, daß die Anforderungen, welche der König, trotz der äußerst geringen Besoldung, des langsamen Avancements und den wenig verlockenden Aussichten im Fall der Invalidität für die gewährte Gunst stellte, ungemein hoch waren, und daß jedenfalls das Offizierkorps ein solches wurde, wie der König es zu haben wünschte. Das Wichtigste aber war und blieb, daß Friedrich alles selbst leitete und beaufsichtigte. Er bekümmerte sich bei seinen Inspektionen um das Kleinste, was den Dienst und die Verpflegung des gemeinen Soldaten, wie des Offiziers betraf, er sah jeden Fehler, jede Ungenauigkeit und prüfte und ordnete alles allein. Denn von seinen ersten Anfängen an, schreibt er seinem Neffen, dem Herzog von Braunschweig, müsse dieser Dienst studiert sein, oder man verrichte ihn verkehrt, und wenn der Fürst nicht selbst Soldat sei, heißt es wieder in seinem Testament, wenn er sich nicht selbst damit beschäftige, müsse er sich darauf vorbereiten, zu sehen, wie eines Tages das von den Vorfahren mit so viel Mühen, Sorgen und Ausdauer errichtete Gebäude zusammenstürzen werde.

Begreiflich ist es, daß das Heer ungeheure Summen, fast zwei Drittel der gesamten Einnahme, kostete und begreiflich ist es, daß die Arbeiten des Friedens ebenfalls die Bereitschaft neuer Mittel zur Voraussetzung hatten. Das brachte die neue Machtstellung mit sich, das erforderte ihre Ausnützung im Sinne des Volksinteresses, daß höhere Summen als bisher dem Staate zur Verfügung standen. Allerdings konnte der König gleich nach dem Frieden den Bau eines neuen Schlosses, des Neuen Palais bei Sanssouci, beginnen, und man hat gemeint, daß es geschehen, sowohl um den armen arbeitslosen Menschen Brot und Verdienst zu verschaffen, als auch um dem Auslande zu zeigen, daß Preußen noch nicht verarmt sei. Immerhin zog sich der Bau mehrere Jahre hin (bis 1770), und die Forderung nach erheblich größeren Einnahmen machte sich gebieterisch

fühlbar. Wie glänzend nun auch die finanzielle Leistung des in seinen Einnahmen so schwer geschädigten Beamtentums während des Krieges gewesen war, so war damit gewissermaßen seine schöpferische Kraft auf diesem Gebiete erlahmt. Jedenfalls erklärte das Generaldirektorium auf Friedrichs Anfrage, wie die notwendige Erhöhung der Einnahmen zu bewerkstelligen wäre, daß eine Erhöhung der Abgaben bei dem tief erschöpften Zustande des Landes unausführbar sei. Friedrich aber, der mißtrauisch schon vor dem Kriege die zu langsam steigende Einnahme aus der Akzise verfolgt hatte, vertrat dem gegenüber thatsächlich die Anschauung, daß die Ausgaben sich nicht nach den Einnahmen richten dürften, sondern daß die Befriedigung der staatlichen und sozialen Bedürfnisse die Hauptsache, und demgemäß die Höhe der Einnahmen nach der Höhe der nun einmal notwendigen Ausgaben sich richten müsse. Denn der Not des Volkes konnte nicht durch die Ermäßigung der staatlichen Einnahmen, sondern nur dann geholfen werden, wenn ihr der Staat mit möglichst großen Beihilfen beisprang. Auch sah Friedrich richtig voraus, daß weder die bessere Bewirtschaftung der Domänen, noch die nach wissenschaftlichen und technischen Grundsätzen neu geordnete Verwaltung des Forstwesens, oder die des Berg- und Hüttenbaues die verlangten zwei Millionen Thaler liefern würde.

Unbefangen pflegte Friedrich das Gute zu nehmen, wo er es fand, und da ihm der Generalleutnant von Krockow, sowie der frühere Generalpächter der französischen Steuern Helvetius die Vorzüge des französischen Pachtsystems einleuchtend darstellten — allein das französische Tabaksmonopol brachte dem Staate 14 bis 15 Millionen Francs — so beschloß er, mit dem französischen System einen Versuch zu machen und auch die für unfähig gehaltenen preußischen Beamten durch Franzosen zu ersetzen. Noch vor der Unterzeichnung des Friedens hatte er nach französischem Muster die Einrichtung einer Lotterie angeordnet, die dann freilich nicht recht glückte. 1765 wurde der Handel mit Tabak einer Gesellschaft Berliner Fabrikanten als Monopol übergeben und 1766, da jene ihr Vermögen verloren, einer staatlichen Behörde, der General-Tabak-Administration, unterstellt. Durch die Förderung des inländischen Tabakbaues hat diese auch dem Lande nachhaltigen Nutzen gebracht, und der Staat gewann eine jährliche Einnahme von über einer Million Thaler.

Erheblich weniger brachte die später getroffene Einrichtung, den Kaffeebedarf, für den viel bares Geld aus dem Lande ging, durch staatliche Verwaltung zu decken, und diese Maßregel hinderte doch nicht vollständig den überhand nehmenden Schmuggel, wurde aber durch die als Kaffeeriecher verspotteten französischen Kontrolleurs zu einer außerordentlich lästigen und verhaßten. Und beides war nun auch der Fall mit der bekanntesten Einrichtung Friedrichs, der Regie oder, wie sie amtlich hieß, der Administration générale des Accises et Péages. Friedrich trennte die Verwaltung der Akzise und der Zölle völlig vom Generaldirektorium und übertrug sie der genannten Behörde, an deren Spitze der oft zu hart beurteilte Franzose Launay de la Haye stand. Der König ging von dem Gedanken aus, die notwendigen Lebensmittel des armen Mannes möglichst steuerfrei zu lassen, wie denn schon 1766 alle Auflagen auf das Getreide, Malz und Branntwein-Schrot abgeschafft wurden, dagegen die als Luxusmittel erkannten, zu denen aber auch, ganz gegen Friedrichs Meinung, das Bier gezählt wurde, scharf heranzuziehen. „Nehmen Sie nur von denen, die bezahlen können, ich gebe sie Ihnen preis", hatte er gleich anfänglich zu Launay gesagt. Ebenso sollte das inländische

Einwanderung der zur Errichtung der Regie nach Berlin berufenen Franzosen im Jahre 1771.
Radierung von Daniel Nikolaus Chodowiecki 1726—1801. Originalgröße

Gewerbe und der Handel durch hohe Grenz- und Durchgangszölle geschützt werden, um frisches Leben in sie zu bringen. Indessen ist das finanzielle Ergebnis doch nur ein mäßiges geblieben, die Plackereien wurden als unerträglich empfunden, und die, freilich übertrieben hoch gedachte Zahl der französischen Beamten machte die Einrichtung immer verhaßter. Spottlich sprach der Bauer von den großen und kleinen Franzosen, je nachdem sie Vorspannrecht auf sechs oder weniger Pferde hatten, und offen belegte man sie mit dem Schimpfwort als französische Blutegel. Friedrichs eigenes Urteil ging schon in den siebziger Jahren — in der Geschichte seiner Zeit schrieb er es nieder — dahin, daß der größte Nutzen, den die Regie gewährt habe, die Abnahme der mit großer Schärfe bekämpften Kontrebande, des alten Landern, welche eine Industrie haben, so schädlichen Schmuggels sei. Aber gerade daß der Schmuggel thatsächlich doch nicht ganz aufhorte, entfremdete den König der Regie immer mehr. Seit dem Jahre 1781 empfand er auch den geringen finanziellen Ertrag, den sie brachte, sehr unangenehm, und der Minister Freiherr von Heinitz wies aus einer Vergleichung der Akzisenrechnungen des laufenden Jahres mit denen von 1765/66 den Rückgang der Einnahmen nach. Viel zu hoch erschienen dem Könige namentlich die Verwaltungskosten, und die Unbescholtenheit der französischen Beamten erschien ihm immer verdächtiger, die ihnen von den Ueberschüssen bewilligten Tantiemen immer weniger berechtigt. Er zweifelte an der Brauchbarkeit des Systems und suchte ihm durch Herabsetzung der Verwaltungskosten, durch Umwandlung der Tantiemen in Prämien und durch Beseitigung der Franzosen überhaupt zu helfen. Die Unlauterkeit und Bestechlichkeit vieler von ihnen, sowie die Tüchtigkeit der preußischen Beamten, die sich auch in diesem Geschäftskreis zur Geltung brachte, führte wieder zu größerer Beachtung der heimischen Kräfte und zu dem Bestreben, die Franzosen, die „lauter Schurkenzeug" seien, sich gänzlich vom Halse zu schaffen.

Indessen war doch nicht nur die Steuertechnik wesentlich verbessert, sondern dadurch, daß alle indirekten Steuern jetzt von einer besonderen Behörde verwaltet wurden, und daß die steuerpflichtigen Waren nicht mehr nur beim Eintritt in die einzelne Stadt, sondern an der Grenze des Staates selbst kontrolliert wurden, hat die ganze Maßregel zur Ausbildung des staatlichen Gedankens, zur einheitlichen Zusammenfassung seiner Teile und Glieder außerordentlich viel beigetragen.

Es versteht sich, daß auch sonst in jeder Weise die einzelnen Zweige der staatlichen Einnahmen zu erhoben, alle Kräfte angestrengt wurden. Durch die Not des Krieges und auf den Rat des Juweliers Veitel Ephraim hatte sich der

König bekanntlich mit Widerstreben zur Ausprägung von Münzen, die erheblich hinter dem Nennwerte zurückblieben, den sog. Ephraimiten, entschließen müssen. Die Hoffnung, sie dadurch, daß man sie mit fremdem Stempel versah, vom eigenen Lande fern zu halten, war bald zu Schanden geworden. Nun nach dem Frieden kostete es ungeheure Mühe und dem Volke ohne Zweifel noch viele Opfer, ehe man zu dem soliden altgewohnten Münzfuß von 14 Thalern auf eine Mark zurückkehren und die Aufregung über die Unsicherheit des Geldes beruhigen konnte. Der Gewinn an Schlagschatz, den die Münzen zu Berlin, Königsberg und Breslau brachten, betrug durchschnittlich etwa 100 000 Thaler jährlich. Etwas mehr brachte das Bergwerks- und Hüttenwesen, das damals einer eigenen Behörde unterstellt wurde. Für die Rekrutenkasse, die jetzt wieder Chargenkasse hieß, wurde 1765 ein neues Reglement erlassen, und die Stempelabgaben brachten zuletzt eine Einnahme von 176 000 Thalern. In dem Charakter der Monarchie lag es begründet, daß der König möglichst freie Hand über die Einnahmen des Staates behielt, und der Notwendigkeit, für alle möglichen Bedürfnisse schnell Geldmittel zur Hand zu haben, entsprach es, daß der König alle Ueberschüsse der Staatskassen und einige bestimmte Gefälle zu seiner besonderen Dispositionskasse einziehen ließ. Sie hatte im Todesjahr des Königs eine ansehnliche Höhe der Einnahmen erreicht, indem sie über drei Millionen Thaler jährlich erhielt. Ein Uebelstand war freilich der, daß, geheimnisvoll wie damals alle Finanzangelegenheiten behandelt wurden, nur der König, jedoch keine Behörde eine volle Uebersicht über die wirkliche Höhe des ganzen Etats hatte, aber Friedrich gewann so die Möglichkeit, schnell und durchgreifend da zu geben, wo es nötig war. Für Militärzwecke, für die Errichtung neuer Regimenter, die Verstärkung der Artillerie, den Bau der Festungen, die Abhaltung von Manövern diente die Kasse. Noch höher aber beliefen sich die Posten, die sie für die sämtlichen Zwecke der Hebung des Landes, der Beförderung des Handels, der Anlage von Fabriken zu leisten hatte. Endlich aber bildete sich Friedrich aus ihnen wiederum einen Staatsschatz, den er bei seinem Tode bis auf fünfundzwanzig Millionen Thaler gebracht hat. Die Gesamteinnahme des Staates schloß 1786 mit fast zwanzig Millionen Thalern ab.

Ephraimit aus dem Jahre 1758.
In Größe des Originales vergoldetes Kupfer im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.
Avers.

Ephraimit aus dem Jahre 1758.
In Größe des Originales vergoldetes Kupfer im Kgl. Münzkabinett zu Berlin
Revers.

Ein wesentlicher Teil der Finanzen wurde, wie wir wissen, durch die Kontribution des platten Landes aufgebracht, und das Wohl der Bauern lag Friedrich warm am Herzen. Mit allen Mitteln nahm er sich daher des Landbaues an. Ein Haupthindernis für ihn lag damals in den sog. Gemeinheiten und in den Hutungen. Die Aecker lagen oft ohne besonderen Zugang in buntem Gemenge neben einander, und es mußten daher alle Besitzer zu gleicher Zeit und in derselben Art das Feld bebauen und abernten. Die Trägheit und Unlust des faulen Besitzers hinderte mithin den einsichtigen und thätigen, eine bessere Bewirtschaftung einzuführen. Ebenso führte bei den gemeinsamen Hutungen der Unverstand, das

Vieh zu frühzeitig auf die Weide zu schicken, dahin, daß der Gewinn von den Wiesen weit hinter ihrer Ertragsfähigkeit zurückblieb. Beide Uebelstände wollte der König aufgehoben wissen. Die Bauern, unfähig, ihren eigenen Vorteil und Nutzen zu sehen, tobten zwar dagegen und prophezeiten den Untergang der Herrschaften wie der Unterthanen, die Umwandlung der Dörfer in Wüsten. Aber der König gab nicht nach, und das für Schlesien darüber aufgesetzte Reglement wurde später in das allgemeine Landrecht aufgenommen. Einen Privatkornhandel gab es damals noch kaum, und der Fürst vermochte daher nach Friedrichs testamentarischer Bemerkung noch für die Festsetzung eines Preises zu sorgen, bei dem Adel, Pächter und Bauer bestehen konnten. Auch errichtete er wieder große Magazine an Getreide, die sowohl für den Landwirt, wie die Armee und in Zeiten von Mißwachs und Teuerung für das ganze Volk vom größten Segen waren.

Eingehend kümmert der König sich um die Früchte, welche gepflanzt werden sollen, die Lupinen, den roten Klee, die Kartoffeln, den Hopfen. Er betreibt die Einführung der englischen Wirtschaft, und im Zusammenhange mit seiner ganzen Staatsauffassung verbietet er die Einfuhr der im Lande selbst erzeugten Nahrungsmittel. Die Wälder, welche durch ein planloses Abholzen in manchen Gegenden fast verschwunden waren, wurden durch eine geregelte Schlagwirtschaft wieder zu einer Einnahmequelle gemacht und für die Kultur gewonnen. Eine eigene dem General-Direktorium angegliederte Behörde hatte für die gesamte Forstwirtschaft Sorge zu tragen. Die weiten öden Sandflächen wurden mit Kiefern besetzt, die Obstbaumzucht sowohl in den Gärten wie auf den Landstraßen durch Anstellung besonderer Kreisgärtner wesentlich gefördert, die Viehzucht durch Vorschriften über die Zucht, über die Stallfütterung, die Abwehr von Seuchen, wie durch Einführung fremder Viehharten außerordentlich gehoben. Noch im Jahre 1775 hatte die Kurmark allein 257 000 Thaler für Butter an das Ausland bezahlt, und 1780 schon bleiben fast zwei Fünftel davon im Lande. Selbst die Pflege des Geflügels und die Bienenzucht entging nicht dem Auge des Königs, diese allein, meinte er, könne die Kontribution einbringen, doch war es natürlich unendlich schwer, dem hartnäckigen Bauer die Vorteile einer Sache klar zu machen, die nicht schon sein Urahn gekannt.

Mit großer Energie ging der König namentlich jeder gewissenlosen inländischen Getreidespekulation zu Leibe, und seine Magazine erwiesen sich, wie oben erwähnt, immer aufs neue von unendlichem Segen. Denn indem der König in guten Jahren zu ansehnlichen Preisen einkaufte, also daß er stets 100 bis 130 000 Wispel Getreide vorrätig hatte, und sie in schlimmen Jahren in den von Mißwachs betroffenen Gegenden billig auf den Markt brachte, erzielte er die von ihm gewünschte Stetigkeit des Getreidepreises, das Gleichgewicht zwischen Stadt und Land, die Sicherheit des Lebensunterhaltes für die Fabrikarbeiter und Bauern, für die Bürger wie den Adel. Namentlich in dem furchtbaren Hungerjahr 1771, das ganze Länder entvolkerte, blieb in Preußen der Preis ein verhältnismäßig niedriger, und als nach 1774 eine reiche Ernte der anderen folgte, und kein Kaufmann mehr dem Landmann sein Korn abkaufen wollte, da retteten ihn die Ankäufe der königlichen Magazine geradezu vom Bankerott. Unermüdlich sorgt Friedrich für die Bauern, sucht sie ihrer gedrückten Lage zu entziehen. Sie sind ihm eine „achtbare Körperschaft der Bevölkerung", die „Pflegeväter der Gesellschaft", welche die Lasten des Staates tragen und die Arbeit verrichten. Wie den Augapfel müsse man sie hüten,

da ohne ihre Thätigkeit Gesellschaft wie Regierung zu Grunde gehen müßten. Aufs neue macht er Versuche und Anstalten, die Frondienste zu beschränken, aber bei dem Widerstande, der ihm auch in dieser Zeit nicht sowohl von den Herrschaften, wie von den Bauern entgegentritt, muß er sich bescheiden, sie da, wo es noch nicht gelungen, wie in Schlesien und Pommern, aus willkürlichen in gesetzliche umzuwandeln. Er beschränkte sie auf ein bestimmtes Maß und trat jeder Bedrückung mit einer Schärfe der Bestrafung entgegen, der selbst die Gemahlin eines Generals nur durch die Flucht ins Ausland entging. Pflichtgetreu wollte der König wenigstens in einem Bezirk den Versuch machen, den Bauern die volle Freiheit zu geben. Doch mußte er sich hier überzeugen, daß die Erziehungsarbeit noch nicht vollendet, und in Preußen war es nicht Sitte, in Hast und Eile Reformen einzuführen, für welche der Boden nicht bereitet war.

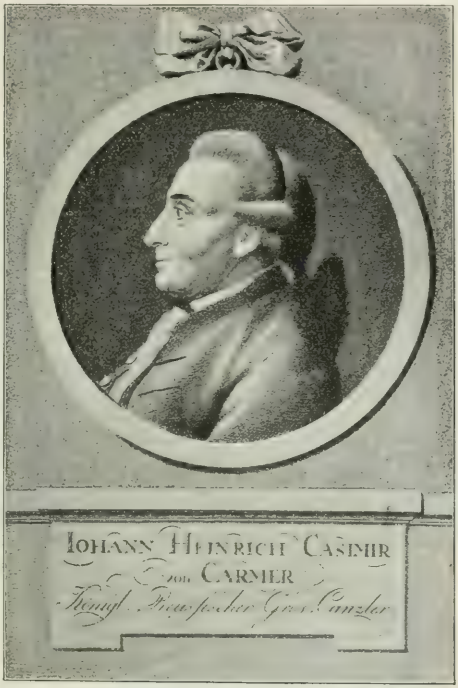
Damals aber hatten die Gutsherrschaften dem Unterthanen für seine Arbeit auch Hof und Haus, Saat und Vieh, ja das Hausgerät zu liefern und für ihn einzutreten, wenn Mißwachs und Schaden, Krieg und feindlicher Einfall ihn in Not brachten. Wohl ist es wahr, daß dabei mancher Uebergriff vorgekommen ist, diese Leistungen aber zeigen die wirtschaftliche Bedeutung des Adels für den Staat und die Gesellschaft. Und wenn Friedrich auch den Mißbräuchen schroff entgegentrat, so hätte er doch die wirtschaftlichen Grundlagen seines Staates zerstört, wenn er nicht seinem Adel aufgeholfen hätte, der so getreulich und in des Wortes voller Bedeutung Blut und Gut für ihn eingesetzt hatte. Die Grundlage, die Friedrich Wilhelm dem Adel gegeben, hatte ihre volle Kraft gezeigt, hatte den Edelleuten den Spielraum gegeben, ihre Mittel dem Ganzen dienstbar zu machen, dem Könige die Treue mit der That zu erweisen. Nicht nur, daß sie auf dem Schlachtfelde in Scharen ihre Söhne — wie die Familie von Kleist allein 59 — geopfert, hatten sie zum großen Teil ihr Vermögen dahingegeben. Sehr reichlich gab Friedrich nun, wo er nur irgend konnte, den Edelleuten Geldgeschenke und Darlehen, ließ auch wohl in Konkurs geratene Güter durch ein Mitglied seiner Kammer verwalten, damit ihr Wert durch die Konkurszeit nicht verschlechtert würde.

Unangetastet ließ der König sogar die Steuerfreiheit des Adels, da wo er sie vorfand, bestehen, und peinlicher noch als bisher achtete er darauf, daß die Güter nur im Besitz des Adels blieben, verbot den Bürgerlichen, solche zu erwerben, beschnitt, wo er solche einmal zuließ, ihnen die gutsherrlichen Rechte wesentlich. Der Offizierstand wie der Stand der Gutsbesitzer sollte lediglich aus den Reihen der Adeligen sich ergänzen. Gewiß hatte dies System seine Schwächen und Schattenseiten, aber so lange Friedrich lebte, wußte er sie zu bannen. Gewiß hatte auch die sehr abfällige Meinung Friedrichs von den Bürgerlichen ihren Teil daran. Niedrig sei ihre Gesinnung, sie geben schlechte Offiziere ab, und nirgends könne man sie hinschicken. Sehr drastisch spottet der König über die heiße Sehnsucht des reichgewordenen Bürgers, den Adel zu gewinnen. Die Thür müsse man vor ihnen zumachen, weil man die Tugend herabsetze, wenn man verdienstlosem Reichtum Auszeichnungen gewähre. Aber wer könnte Friedrich eine blinde Vorliebe zuschreiben? Sein Grund, warum er die Bürgerlichen nicht in den Reihen der Gutsbesitzer sehen wollte, war wesentlich ein wirtschaftlicher, und nicht nur in den Vorzügen des Adels, sondern ebenso in dem natürlichen Beruf des Bürgerstandes lag er begründet. Wir hörten, wie er die

Menschen anstoßen und antreiben müsse, wir werden sehen, wie dies gerade im Bürgerstande nötig war, und wir erinnern uns bei Friedrichs Worten an die Gesinnung der vornehmen Bürger, deren Aeußerungen in der städtischen Verwaltung Friedrich Wilhelm I. nur mühsam unterdrückt hatte. Eine höhere Bildung war unter den Bürgerlichen in der That noch verhältnismäßig wenig verbreitet, selbst fünfzig Jahre später noch konnten viele Fabrikanten kaum notdürftig ihre Namen schreiben, und dem wirklichen Talent riet Friedrich in jeder Weise die Wege zu bahnen. Dem reich gewordenen Bürger aber schien die gesellschaftlich vornehmere Stellung als Gutsbesitzer begehrenswerter, als die immerhin gewagte Anlage seines Vermögens in Fabriken. Die Folge war natürlich, daß diesen das Kapital entzogen wurde, und die Industrie nicht vorwärts kam. „Statt daß die Bürger ihre Gelder in solchen Unternehmungen anlegen sollten, wollen sie Güter kaufen — und ich muß Manufacturen anlegen". Ohne Frage war es mithin wenigstens zu einem guten Teil die Notwendigkeit, den Handel emporzubringen, welche den König bestimmte, die Güter dem Adel, das Geld des Bürgerstandes aber den gewerblichen Unternehmungen zuzuwenden, und die gleichmäßige Hebung aller wirtschaftlichen Kräfte machte ihm die Auseinanderhaltung der Stände zur Notwendigkeit. Ueberdem wurden, wie er sagte, die Söhne des reich gewordenen, adelsüchtigen Bürgers gar zu leicht Verschwender und Liederjahne, die das Gut doch nicht der Familie erhielten, während gerade die Gewißheit des Besitzes in einer Familie, welche der Adel bot, die Aussicht auf eine gute Bewirtschaftung wesentlich erhöhte. Von unermeßlichem Wert für die Sicherheit des Gutsbesitzes in derselben Familie und für die Erhaltung des Grundbesitzes überhaupt war nun die Gründung von landwirtschaftlichen Kreditinstituten, den sog. Landschaften, mit denen sich der König auf den Vorschlag des schlesischen Ministers von Carmer seit 1767 beschäftigte, um der durch den Krieg verursachten Schuldenlast des Adels durchgreifend abzuhelfen. Mit vielen Mühen, allmählich aber doch unter thätiger Beihilfe der Einsichtigeren wurden so die schlesische, die kur- und neumärkische und die pommersche Landschaft gegründet, (1769—1781), und indem sie dem Adel gegen billige Zinsen Darlehen bis zur Hälfte des amtlich abgeschätzten Gutswertes gaben, wurde seine wirtschaftliche Lage unendlich gehoben. Da aber die von den Landschaften ausgestellten Pfandbriefe öffentlichen Glauben und unbedingtes Zutrauen genossen, hatte man zugleich auch ein äußerst bequemes Zahlmittel und einen wesentlichen Fortschritt in der Kreditwirtschaft gewonnen.

Der leichte Umlauf des Geldes sollte aber ebenso dem Handel zu gute kommen, und hierfür nahm der König den früher gehegten Gedanken der Gründung einer Hauptbank in Berlin und von Zweigbanken in den Provinzen wieder auf. „Denn das Geld ist wie der Stab der Zauberer, durch den sie Wunder thaten. Große politische Pläne, die Erhaltung des Soldatenstandes, die beste Absicht, dem Volke Erleichterung zu verschaffen, alles erstarrt, wenn es nicht vom Gelde belebt wird." Das Geld und die Stärke seines Umlaufes ist nicht nur der Gradmesser für den Handel, sondern übt auf diesen befruchtende Wirkung aus. Die Hauptbank sollte eine Aktiengesellschaft mit einem Grundkapitale von 25 Millionen Thalern in 100 000 Stücken zu je 250 Thalern werden. Sie sollte nicht nur eine Kredit-, Wechsel- und Diskontobank sein, sondern zugleich überseeischen Handel nach allen Häfen, Land- und Seegegenden treiben, die Aus-

prägung der Gold- und Silbermünzen übernehmen, Pfand- und Leihhäuser unterhalten, die Versicherung der Handelsware zu Wasser und zu Lande allein besorgen und für einige andere Handelszweige, wie die schlesische Leinwand und den Handel nach Rußland und Polen besondere Vorteile genießen. An der Vorsichtigkeit der Kaufleute, die bei jedem Schritt aus dem gewohnten Geleise noch ins Wasser zu sinken meinten und die Leitung durch Fremde, besonders den französisch gebildeten Italiener Calzabigi, verabscheuten, scheiterte dieser überschwängliche Plan. Ebenso führte ein neuer Versuch, den Friedrich nach Gründung einer besonderen levantinischen Handelsgesellschaft, einer besonderen Versicherungsbank und einer Gesellschaft für den Holzhandel 1765 machte, nicht zum Ziel. Das Bankgeld in den Kauf zu nehmen, schien den Kaufleuten immer noch zu gewagt. Endlich am 29. Oktober 1766, nachdem die Minister von Blumenthal und von Hagen eingehend berichtet haben, erscheint das erweiterte Reglement der königlichen Giro- und Lehnbanken zu Berlin und Breslau. Beide sollten Banknoten ausgeben, die ohne Unterschied mit dem baren Gelde umlaufen, und durch die Vermehrung des Geldes, wie die Verringerung der Zinsen, dem Handel einen kräftigen Aufschwung geben sollten. In der That leistete die, auf solcher richtigeren Grundlage beruhende, Bank schon in den ersten Jahren ihres Bestehens unter der von Friedrich hoch gerühmten Leitung des Ministers von Hagen Ausgezeichnetes. 1768 wurden in Minden, Magdeburg, Stettin, Frankfurt, Königsberg, 1769 in Emden, Cleve, Kolberg, Memel und Elbing Diskonto- und Lombard-Komptoirs errichtet, die alle der Hauptbank in Berlin unterstanden.

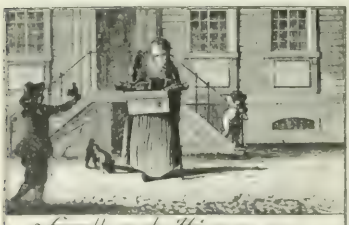


Verkleinerte Wiedergabe nach einer Originalradierung von Rosenberg.

Auch die Mündelgelder, die bisher bei Gericht gegen ein Prozent niedergelegt waren, sowie alle Stiftungsgelder gewannen großen Nutzen, indem auch sie auf der Bank und zwar gegen drei Prozent niedergelegt werden mußten, bis sich eine sichere Anlage zu fünf Prozent ermöglichen ließ.

Andere Handelsgesellschaften, die der König privilegierte, bewährten sich ebenfalls als für den Handel sehr nützliche Einrichtungen, so namentlich die Heringsfischerei-Gesellschaft in Emden, die von Jahr zu Jahr bessere Geschäfte machte und die holländischen Gegenbemühungen zurückschlug. Großer aber noch sollte die Bedeutung der nach der Erwerbung Westpreußens am 14. Oktober 1772 gegründeten Seehandlung werden, die nun jenen, erst der Bank zugedachten überseeischen Handel, den Handel nach Polen, nach Holland, Frankreich und Spanien übernahm. Ihr Stiftungskapital betrug 1 200 000 Thaler, von denen der König selbst 1 050 000 Thaler hergab. Nach dem Jahre 1782 erhielt sie infolge mancher Unordnungen eine neue Gestalt.

Schon aus dem anfänglichen Widerspruche der Kaufleute gegen die Bank ersieht man, wie der Handel vom Könige selbst noch geleitet wurde, und mancherlei Beschränkungen Schutzzölle und Einfuhrverbote waren für die Hebung der Gewerbe noch immer erforderlich. Auch hier muß der Staat noch eintreten und selbst die Fabriken anlegen oder durch Darreichung von Mitteln Inländer dazu anregen und namentlich sachkundige Ausländer herbeirufen, die dem Volke die Fabrikation zu zeigen und es über den Vorteil der neugeschaffenen Werte aufzuklären vermochten. Noch immer gab es sehr viele Sachen, die sehr gut von den Einwohnern verfertigt werden konnten, und wofür gleichwohl das Geld aus dem Lande ging. „Das Silber- und Goldloch, dadurch", wie Martin Luther einst gesagt, „aus deutschem Lande fleußt, was nur quillet und wächst, gemünzt und geschlagen wird bei uns", sollte noch immer zugestopft werden. Durch des Königs und seiner Minister — hier besonders von Görnes — Arbeit und durch königliche Mittel wurden denn auch überall im Lande, wo sich nur schickliche Gelegenheit bot, neue Fabriken, Papiermühlen, Leder-Taffet-Fabriken angelegt, die Woll- und Baumwollfabriken und Magazine vermehrt, der Tuchfabrikation und dem Leinengewerbe, vornehmlich aber der Seidenindustrie und Damastweberei eine bis ins kleinste gehende Sorgfalt zugewandt. Ja als eine große, 1763 mit dem Fall eines Antwerpener Hauses beginnende europäische Handelskrisis, der allein in Hamburg 95 Firmen zum Opfer fielen, im Jahre 1766 auch Preußen ergriff, da hat der König durch überaus geschickte Bewegungen ihr ein Halt gesetzt. Durch die nach dem Rat von Moses Mendelssohn ins Werk gesetzte neue Organisation des Seidenmagazins, durch teilweise Abnahme der aufgespeicherten Stoffe und die dadurch ermöglichte Preisreduktion, durch richtigere Prämiierung der wirklich



Fernel Wunsche Hänerens aus Krumer-Land. Stuck zu König.

Aus der Folge der Berliner Ausrufer, ges. von Johann K. W. Meisenburg (1787—1809), radiert von Karl Chr. Glasbach (geb. 1794, starb zu Anfang des 19. Jahrh.). Auf die Hälfte verkleinert

tadellosen, im neuen Vereinigungsamt geprüften Ware, durch Bestimmungen über die den inländischen Kaufleuten abzunehmende Seide, durch Aufhebung der inländischen Zölle und weitere, den Absatz der Frankfurter Messe sichernde, und die scharfen Prohibitiv-Maßregeln Oesterreichs und Sachsens abwehrende Regulierung der Transitzölle hat der König damals die Seidenindustrie im vollen Sinne neu begründet. Bei seinem Tode waren in den Seidenfabriken allein mehr als 5000 Menschen beschäftigt, und der Wert der verarbeiteten Seide belief sich auf zwei Millionen Thaler, von denen etwa die Hälfte reiner Gewinn war. Und so überall bedeutende Fortschritte. Die Siedereien gaben 1785 über 1000 Arbeitern und ihren Familien den Lebensunterhalt, und erzeugten einen Wert von zwei Millionen Thalern. Eine Uebersicht, die für das Jahr 1783 für vierundvierzig Fabriken mit fast

Weihnachtsmarkt in Berlin im Jahre 1776.
Gleichzeitige Radierung eines unbekannten Künstlers, auf 1/3 verkleinert.

tausend Arbeitern aufgestellt ist, ergiebt einen Reingewinn von zwei und einer halben Million Thalern, und der Gesamtwert der Fabrikation wird für 1785 auf 30250000 Thaler berechnet. Mit großer Freude verfolgte der König namentlich die Fortschritte der früher erwähnten im Kriege wieder eingegangenen, von dem bekannten patriotischen Kaufmann Gotskowski neu errichteten und — als dieser in jener großen Krisis fallierte — vom Könige selbst übernommenen Porzellanfabrik. Schon 1764 beschäftigte sie 507 Menschen, hatte Aufträge selbst aus Rußland und Holland und lieferte Arbeiten schöner, als sie der König in Meißen gesehen. Aeußerst scharf sind die Verfügungen, mit denen die Behörden angewiesen wurden, den Ursachen eines zeitweisen Verfalles dieser oder jener Fabrik nachzuspüren, an die Begründung neuer Gewerbzweige zu denken. Sie müssen die dazu geeigneten Ortschaften aufsuchen, und besonders die Steuerräte waren unaufhörlich

beschäftigt, des Königs Befehlen zu entsprechen, neue Hilfsquellen dem Lande zu erschließen, neue Ansiedler, Fabrikanten wie Handwerker, herbeizuziehen, die Reste der noch vorhandenen wüsten Stellen zu besetzen und neue Wohnstätten zu gründen. Denn planmäßiger noch als sein Vater betreibt Friedrich die Besiedelung des Landes, ihr widmet er seine ganze Aufmerksamkeit. Es handelt sich nicht mehr um die Aufnahme verfolgter Glaubensgenossen, sondern lediglich um die Vermehrung der Bevölkerung, um die Zuführung fremder Gewerbe, fremden Fleißes und fremder Kenntnisse. Die Zahl der zuziehenden Nichtdeutschen ist verhältnismäßig gering, aber die deutschen Stämme sind wohl sämtlich unter den neuen Unterthanen vertreten. Fünfundzwanzig Millionen Thaler hat der König im ganzen dafür ausgegeben, 300 000 Kolonisten sind auf dem Lande wie in den Städten, ein Drittel davon allein in der Kurmark, angesetzt worden, und etwa eine Million der Einwohner bestand nun aus fremden Zuzüglern und deren Nachkommen. Wie gewaltig sich die Städte hoben, sieht man z. B. daraus, daß die Einwohnerzahl Berlins trotz des starken Rückganges während des Krieges sich auf 150 000 vermehrte, und daß der Kataster der Feuersozietät in Berlin seit 1730 bis 1774 von 580 000 auf 14 Millionen Thaler gestiegen war.

Erste Auffahrt eines Luftballons in Berlin, unternommen von dem französischen Luftschiffer Blanchard vom Opernplatz im Tiergarten aus am 27. September 1788. Kolorierte Radierung, auf etwa ¼ verkleinert

Die Wohlhabenheit nahm sichtlich zu, und der steigende Luxus in den besseren Ständen lieferte den Beweis für die Fortschritte des Handels wie des Gewerbes. Hand in Hand mit der Fürsorge für beide ging aber eine außerordentlich starke Berücksichtigung der kleinen Leute, die von jenen lebten. In Menge sind ja noch heute die Erzählungen in unserem Volke lebendig, wie der König den Beschwerden der Armen und Gedrückten abhalf, wie er gerade dadurch ihr Vertrauen gewann, wie er sich die Bitte um Nachsicht dafür, daß man ihn behellige, mit den wahrhaft königlichen Worten verbat: „Dazu bin ich da". Mit Recht meinte eine edle Prinzessin von Mecklenburg, daß der König durch seine gütige Herablassung zur niedrigsten Klasse noch größer als durch seine Siege werde. „Ich freie die Armut", so sagte der König, „wenn sie mir zur Morgengabe Ehre bringt und Redlichkeit". Für die Seidenindustrie war schon 1755 eine Art Gewerbegericht eingesetzt, das Reglement von 1766 aber sowie die im Zusammenhang mit einer Arbeitseinstellung 1775 erlassenen Verfügungen und Vermittelungen sicherten die Gesellen gegen willkürliche Entlassung und Herabsetzung der Löhne, gaben ihnen einen starken Schutz gegen etwaige Willkür und Frivolität der Arbeitgeber. Ohne

Zweifel sollte und gab in der That die große Entwickelung von Handel und Industrie dem armen Manne viel bessere Bedingungen des Lebens und Daseins, als er bisher gehabt. Eine große Menge von ihnen fand jetzt in höherem Maße Beschäftigung, Brot und Einkommen, fand auch die Mittel, das Leben sich freundlicher zu gestalten. Eifrig besuchte Volksfeste, zu denen man wohl auch den Berliner Weihnachtsmarkt rechnen darf, legten Zeugnis davon ab. Auf der anderen Seite aber gewann man auch Neigung für die Kunst, und schon konnte in der Hauptstadt die erste Kunstausstellung eröffnet werden. Bald nach dem Tode des Königs sah Berlin auch, wie erwähnt sein mag, zum erstenmale das Schauspiel eines aufsteigenden Luftballons.

Ein sehr beachtenswerter Fingerzeig für den Erfolg, den die Hebung des Handels gehabt hatte, liegt aber sicherlich darin, daß in den sechziger Jahren einsichtige Beamte die Zeit der Beschränkung und staatlichen Leitung für überwunden erachteten, daß in den siebziger Jahren sogar die Minister sich gegen das bisher befolgte Prohibitivsystem aussprachen, und der König selbst am Schluß seiner Regierung das Monopolsystem als ein unzweckmäßiges bezeichnete. Es scheint hierin doch weniger eine Verurteilung des bisherigen Systems als der Nachweis dafür zu liegen, daß es dem Könige gelungen, Handel und Gewerbe von der Stufe, auf welcher der Staat sie bevormunden, leiten, erziehen mußte, heraufzuheben auf die Stufe der Selbständigkeit. Jedenfalls begann die Zeit, in welcher der Handel auf freien Füßen stehen konnte. Wahrlich, ein glänzendes Zeugnis für die Arbeit der preußischen Könige!

Unersetzlich aber für den Handel und das ganze Leben war diejenige staatliche Thätigkeit, welche sich auf den Rechtsschutz bezog. Doch nur langsam ging die Verbesserung der Rechtspflege vor sich, und die Arbeit am allgemeinen Landrecht ruhte nach dem Kriege zunächst fast ganz. So ehrenwert und tüchtig beide Nachfolger Coccejis im Großkanzleramte, Jariges sowohl wie vorzüglich Fürst waren, so vermochten sie den immer dringender gestellten Forderungen des Königs doch nicht zu genügen. Die Verbesserungen blieben im wesentlichen formaler Natur, und erst 1775 nahm Fürst den Plan eines allgemeinen vollständigen deutschen Gesetzbuches wieder auf. Namentlich wurmte den König die drakonische Strenge, mit der leichte Vergehen bestraft wurden, denn in Strafsachen sollte durchaus eher zu gelinde als zu scharf erkannt werden. Es wurmte ihn die Langwierigkeit der sich hinziehenden Prozesse, und endlich glaubte der König, mißtrauisch, wie er gleich seinem Vater die Beamten überwachte, nicht recht an die Ehrlichkeit und Unparteilichkeit der Richter, fürchtete, daß sie dem kleinen Manne zu Gunsten des reichen das Recht beugen könnten. Er leugnete nicht, daß der Bauer zum Prozeß leicht aufgewiegelt werden könne, aber wenn zehn Bauern, sagte er, gegen zehn Edelleute Prozesse führen, und jene verlieren alle zehn, dann traue er der Sache nicht. Denn der Bauer sei arm und könne nicht viel geben, wohl aber könne dies der Edelmann, er bringe Richter und Advokaten auf seine Seite, und solchergestalt geschehe es, daß die Bauern, wenn ihre Sachen noch so juste seien, dennoch mehrenteils Unrecht kriegen. Es ist bekannt, wie der König zwar stets und mit einer damals sonst unbekannten Großartigkeit sich selbst von jedem Einfluß auf die materielle Rechtsprechung ausschloß und hier jeden Machtspruch verabscheute, aber die Empfindung, daß trotz aller Vorsicht in der Ausbildung und Auswahl der Richter unrichtige Urteile gefällt würden, und die lebhafte Sorge, das

Recht des kleinen Mannes zu schützen, führte ihn in dem berühmt gewordenen Prozeß des Müllers Arnold nicht etwa zur Bestrafung ungerecht urteilender Richter, sondern zu einer materiellen Aenderung des Urteils und zu schwerer Bestrafung der unparteiisch urteilenden ja gar nicht beteiligter Richter.

Arnold war wegen rückständiger Abgaben an den Grundherrn Grafen von Schmettau verklagt, seine Einrede, der Landrat und Rittergutsdirektor von Gersdorff habe ihm durch Anlegung dreier Karpfenteiche das Wasser entzogen, wurde als der Wahrheit nicht entsprechend auf Grund der Zeugenaussagen und des Augenscheines abgewiesen, und die Mühle zwangsweise verkauft. Arnold reichte dem Könige unmittelbar eine Bittschrift ein, und Friedrich befahl einem Obersten, die Sache zu untersuchen. Der Oberst sandte einen für Arnold günstigen Bericht ein. Wiederum aber entschied die neumärkische Regierung wie das Kammergericht in der Hauptsache gegen Arnold. Gewissenhaft hatte man nach dem Buchstaben des Gesetzes und nach formalem Recht geurteilt, doch, wie der König lebendig empfand, nicht nur wider alle natürliche Billigkeit, sondern gegen alle gesunde Vernunft. Denn sonnenklar schien es doch, daß der Müller nicht zahlen konnte, wenn ihm das Wasser entzogen wurde. Heftig war der König, dem auch sonst damals Klagen über Bedrückung von Unterthanen zugingen, empört, „seinen Namen habe man cruel gemißbraucht" und aufs schärfste schritt er ein; der Müller erhielt seine Mühle wieder, die Richter mußten ihm den entstandenen Schaden ersetzen, sie selbst wurden ihres Amtes enthoben und zu einjähriger Festungshaft verurteilt. Furst ward ganz kurz, aber in Uebereinstimmung mit der ihm oft schon wegen seiner angeblichen oder wirklichen Saumseligkeit angedrohten königlichen Ungnade seines Dienstes entlassen.

Dem Könige war es Pflicht, für das Wohl des kleinen Mannes so zu handeln, und wie tief das Schicksal der unschuldigen Richter auch beklagt wurde, dieser Sinn des Königs und sein Streben nach unparteiischer Rechtspflege, die seinem Thun unzweifelhaft zu Grunde lag, erweckte ihm doch wieder gerade neues Vertrauen. Vornehmlich wurde nun der bisherige schlesische Justizminister von Carmer, der durch seine Thatigkeit in Schlesien sowohl für allgemeine Dinge, wie namentlich für die Rechtspflege längst schon des Königs Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, zum Großkanzler ernannt, und ihm folgte sein noch größerer Gehilfe Svarez aus Schlesien nach Berlin. Ungemein umfassend und eindringlich ist die Anweisung, die ihm der König gab, und die Svarez alsdann fast wörtlich in die „allgemeine Instruktion für die Justizkollegien" aufnahm. Nun wurde die Schaffung eines allgemeinen Landrechts wieder mit vollster Lebendigkeit und großer Sachkunde aufgenommen. Carmer schalt zwar auf Cocceji, im wesentlichen aber stand er auf dessen Standpunkt. Das Gesetz allein sollte die Rechtsquelle sein, auch er hielt die Schöpfung eines allgemeinen Landrechts, das unter Beseitigung des römischen Rechts und seiner unzähligen Streitigkeiten nur dessen vernunftgemäße Sätze gelten lassen sollte, für das dringendste Erfordernis. Aber indem er davon Abstand nahm, alles allein machen zu wollen, kam er unendlich weiter als Cocceji, kam er zum Resultat. Eine Kommission aus Praktikern, nicht aus Professoren, „die immer zu weitläufig seien", wurde berufen, und deren vornehmstes Mitglied war Svarez. Noch 1781 wurde als Fortsetzung der früheren Arbeiten Coccejis eine neue Prozeßordnung veröffentlicht. Justizvisitationen in den einzelnen Provinzen folgten, die unter anderem eine neue Organisation des Kammergerichtes,

Balance de Frédéric.

Gleichzeitige allegorische Darstellung der Entscheidung Friedrichs II. im Müller Arnoldschen Prozeß i. J. 1779, in Paris 1780 gezeichnet und radiert von Vincenzo Vangelisti (1744[?]—1798). Auf etwa die Hälfte verkleinert.

seine Teilung in zwei Senate, zur Folge hatten. Im Frühjahr 1786 waren die Arbeiten der Gesetzeskommission so weit gediehen, daß dem König der letzte Abschnitt des ersten Teiles des Allgemeinen Landrechts, d. h. desjenigen Gesetzbuches eingereicht werden konnte, welches man damals selbst im nichtpreußischen Deutschland als „den Vorboten des Gesetzbuches für ganz Deutschland" ansah.

Wenn der König seine strafrechtliche Anschauung einmal dahin aussprach, es sei besser, Verbrechen zu verhindern und ihnen zuvorzukommen, als sie zu bestrafen, und sich damit himmelhoch über die Ansichten der nächsten Vergangenheit erhob, so hoffte er wesentlich durch eine verbesserte Schuleinrichtung und namentlich durch die Hebung des Religionsunterrichtes eine Abnahme der Verbrechen zu erreichen. Aber er erkennt überhaupt in einer „vernünftigen sowohl wie christlichen Unterweisung der Jugend zur wahren Gottesfurcht und anderen nützlichen Dingen" den Grund „für das wahre Wohlsein seiner Länder in allen Ständen". Und dieses war ja sein alleiniges Streben. „Die Erziehung der Jugend muß", schreibt er ein anderes Mal, „als Hauptsache gelten. Auf alles übt sie einen Einfluß aus; sie schafft nicht, aber sie kann Fehler verbessern." Natürlich konnte bei den überaus großen Anforderungen, die an die Mittel des Königs gestellt wurden,

noch nicht ein idealer Zustand geschaffen werden, und in manchen Beziehungen mußte der damals außerordentlich lebhaften und weit verbreiteten Neigung von Privatleuten, sich um die Erziehung zu kümmern, Raum gelassen werden. Und Männer wie der Oberkonsistorialrat Hecker in Berlin, der Abt Felbiger in Sagan, und vorzüglich der märkische Edelmann, Domherr Fr. Eberh. von Rochow, haben sich die höchsten Verdienste um das Schulwesen erworben. Doch in Preußen hatte man schon unter Friedrich Wilhelm I. begriffen, daß dieses die Aufgabe des Staates sei, und für Friedrich war die Hebung der Bildung eine selbstverständliche Pflicht, bei der ihn namentlich der Minister von Zedlitz, sowie der schlesische Minister von Schlabrendorf mit großer Sachkenntnis unterstützten. Am 23. September 1763 erging das von Hecker verfaßte General-Landschul-Reglement, in dem die allgemeine Schulpflicht, die Ablegung einer Prüfung der Schullehrer und die doppelte Aufsicht der Schulen durch die Ortsgeistlichen wie die Superintendenten und Inspektoren angeordnet wurde. Mehrere Schullehrerseminarien wurden in den verschiedenen Provinzen gegründet, der Bau von Schulhäusern, die wenigstens auskömmliche Besoldung der Schulmeister angeordnet, ihre Nebenbeschäftigung als Handwerker oder Schankwirte thunlichst beseitigt. Doch mußte nach dem bayerischen Erbfolgekrieg ein Teil der Invaliden seine bürgerliche Versorgung noch in der Thätigkeit als Schulmeister finden, und das von ihrem Feldprediger über ihren sittlichen Wandel erforderte Zeugnis bot doch nicht die Gewähr für ihre Befähigung zu dem erzwungenen Beruf. Es war aber ein wesentlicher Erfolg, wenn in Schlesien bis zum Jahre 1769 238 evangelische und 240 katholische Schulen neu errichtet waren, wenn die Zahl der Schulmeister in der Kurmark bis auf 1760 gestiegen, für Westpreußen wenige Jahre nach der Besitzergreifung nach Friedrichs Angabe 180 neue Schulmeisterstellen geschaffen waren. Noch größere Aufmerksamkeit wurde den Gymnasien gewidmet, einzelne, wie das Joachimsthalsche, wurden einer vollen Umbildung unterzogen, und so eingehend interessierte sich der König persönlich dafür, daß er sich rühmte, das Studium der griechischen Sprache würde gänzlich verschwinden, wenn er sich nicht darum bekümmerte. Die Kenntnis der lateinischen Sprache verlangt er, dem sie fehlte, von allen jungen Leuten; aus der Vertiefung in die Geschichte, namentlich die neuere seit Karl V., sieht er die Vaterlandsliebe und mit ihr überhaupt alle Tugenden hervorsprießen. Der Unterricht in der Geschichte und in der Muttersprache sind ihm die Wurzeln aller geistigen Selbstthätigkeit, d. h. des Zieles der ganzen Erziehungsarbeit.

SUAREZ.

Silhouette in Gr. Berl. Juristische Monatsschrift. 5. Jahrg. Berlin 1893. S. 420 Originalgröße

Man kennt die geringschätzige Meinung Friedrichs von der deutschen Litteratur, aber man weiß auch, wie er aufatmete, als er in den Gellertschen Fabeln die Fähigkeit der deutschen Sprache entdeckte, einen Gedanken schlicht und klar auszudrücken. Man beklagt, daß Friedrich die frischen Knospen unserer Litteratur nicht mehr kennen lernen mochte, aber man bewundert die Sicherheit des Urteils,

daß er gleichwohl wie ein zweiter Moses die kommende Herrlichkeit des deutschen Geistes schaut. Allerdings wie Moses den Kindern Israels den Weg zum gelobten Lande gezeigt und sie ihn geführt hatte, so war es auch nicht das Geringste, was Friedrich selbst für die deutsche Litteratur gethan. Seine Thaten hatten — kein geringerer als Goethe sagt es — der deutschen Dichtung wieder Lebenskraft, unserer Bildung Gehalt und unserem Empfinden Worte gegeben. Den tief verborgenen Born unserer Sprache, die Fülle ihres Reichtums wieder aufzudecken, war gerade in den späteren Jahren des Königs Sinnen und Trachten, und aus ihm floß auch das starke Gewicht, das er auf den Unterricht in der deutschen Sprache in allen Schulen legte. Mit den Gymnasien wurden zuweilen Realschulen verbunden, teils wurden solche neu errichtet. Für die Vorbildung der Gymnasiallehrer leistete ein für sie an der Universität Halle von Semler geleitetes Seminar zeitweise Ausgezeichnetes, und die Berufung der fähigsten Kräfte an die Universitäten, von denen hier nur die des Philologen Fr. Aug. Wolf nach Halle erwähnt sein mag, während Kant trotz aller Vorstellungen eine solche ablehnte, war eine der Hauptbestrebungen des Ministers von Zedlitz. Der König selbst aber beschäftigte sich so ernsthaft mit dem Universitätswesen, daß er seine Gedanken darüber in dem bekannten Aufsatz über die deutsche Litteratur sorgfältig niederschrieb und sogar über die von den Universitätslehrern einzuschlagende Methode Vorschläge machte.

Eine gewisse Verwunderung hat es allezeit erregt, daß der König, als die Bulle vom 21. Juli 1773 den Jesuitenorden, den Friedrich selbst als Ungeziefer früher bezeichnet hatte, aufhob, den Verfolgten in seinen Staaten eine Freistätte geboten hat. Selbst d'Alembert meinte am Schluß eines längeren Briefwechsels über diese Angelegenheit mit dem König: „Wenn alle Fürsten Friedriche wären, so könnte meinetwegen Europa mit Jesuiten gepflastert sein. Aber die Friedriche gehen vorüber, und die Jesuiten bleiben.“ Jedenfalls war der Orden in seinen Ansprüchen durch die von den katholischen Fürsten durchgesetzte, päpstliche Aufhebung tief gebeugt, Friedrich hatte keinen Ersatz für den Unterricht, den seine Jünger namentlich an den Gymnasien Westpreußens und an der Universität Breslau leiteten, und um den Forderungen des Papstes zu genügen, bildeten sie auch in Preußen nicht mehr einen festgeschlossenen Orden, sondern wirkten einzeln und unterstanden der Aufsicht des Breslauer Weihbischofs von Strachwitz.

Der Bischof von Breslau selbst nämlich, Graf Schaffgotsch, war damals von seinem Amte entfernt. Mit schmählichem Verrat hatte er die, wie berichtet, sehr große Gnade des Königs belohnt und war 1757 zu den Oesterreichern übergegangen, war 1766, trotzdem ihn Friedrich, großmütig genug, nach dem Frieden in die allgemeine Amnestie aufgenommen, aus dem ihm angewiesenen Oppeln entflohen, und der Papst hatte den Weihbischof von Strachwitz mit der Vollmacht, als Bischof zu handeln, versehen. Ueberhaupt hatte sich während des Krieges die katholische Geistlichkeit keineswegs immer königstreu gezeigt und sich mehrfach offen oder heimlich auf die Seite des Landesfeindes gestellt. Schon 1757 hatte daher der König die Befugnis der katholischen Pfarrer, von den Evangelischen Stolgebühren und Zehnten zu fordern, aufgehoben und den Evangelischen die Kirchen in Dörfern, die keine katholischen Einwohner mehr hatten, überwiesen. Sehr ernst wurde nach dem Frieden auf den Eid der Treue und des Gehorsams bei der katholischen Geistlichkeit gehalten, die Unzahl der Feiertage vermindert, bei der Bestätigung

der Prälaten mit großer Vorsicht verfahren, die Schenkungen und Legate an die Kirche beschränkt, die Hälfte der geistlichen Güter der Verwaltung durch die Kammern unterstellt, und die Klöster dadurch für den Staat nutzlich gemacht, daß man sie nötigte, Kolonisten anzusetzen und Fabrikanlagen aller Art vorzunehmen. Eine große Anzahl von Menschen erlangte so durch den Reichtum der geistlichen Güter ihren Lebensunterhalt, und trotzdem natürlich die einzelnen betroffenen Kleriker saure Gesichter zeigten, war die katholische Kirche als solche, war namentlich der Papst voll befriedigt. Als 1773 in Berlin der Bau der katholischen Hedwigskirche vollendet war, übermittelte der Heilige Vater dem Könige, „welcher das Wohlwollen seiner Familie gegen die katholische Kirche geerbt habe", seinen Dank. Der neue Weihbischof von Breslau, von Rothkirch, fand bei den Beweisen der väterlichen Gesinnungen Friedrichs gegen die katholischen Unterthanen sein bischöfliches Amt „süß und leicht", und ein spanisches Kapuzinerlein, voller Begeisterung für den Schutz, den dieser unvergleichliche König der katholischen Kirche angedeihen ließ, glaubte, seine Liebe für den König nicht anders bethätigen zu können, als indem er in rührender Einfalt ihn bat, um seine Verdienste zu vervollkommnen, nun auch noch in den Schoß der allein seligmachenden katholischen Kirche zurückzukehren.

Und diese Zustimmung der katholischen Kirche zu Friedrichs Maßnahmen war um so wichtiger, als nach der Eroberung Westpreußens der Staat wieder eine sehr große Zahl von katholischen Unterthanen erhalten hatte, die zudem in der polnischen Zeit vollkommen verwildert und zu Barbaren geworden waren. Nur 763 Menschen wohnten hier 1772 auf der Geviertmeile, und drei Fünftel von ihnen schmachteten in der drückendsten Leibeigenschaft. Als ihren Solon und Lykurg betrachtete sich Friedrich, und langer Zeit, meinte er, würde es bedürfen, ehe man vermittelst einer besseren Erziehung dahin gelangen werde, diese Irokesen zu zivilisieren. Von der Verwahrlosung, der Dummheit, der Rechtlosigkeit, dem elenden Zustande, der in den Städten wie auf dem platten Lande herrschte, läßt sich kaum eine Vorstellung bilden, die nicht hinter der Wahrheit noch zurückbliebe. Der größte Teil der Einwohner war daher mit der Unterstellung unter preußische Hoheit „nicht eben sehr unzufrieden". Friedrich aber führte sie zu einem menschenwürdigen Dasein, zu einem Glück, von dessen Möglichkeit sie nichts geahnt.

Er besiegte alle Schwierigkeiten, und der Kammerpräsident Domhardt, den er zum Oberpräsidenten ernannte, hat bei diesem Siege das nächst größte Verdienst. Schon 1771 hatte der König Grundsätze entworfen, „wonach die neue Einrichtung im Königreich Preußen soll gemacht werden", und als das sicherste Mittel, diesen slavischen Leuten bessere Begriffe und Sitten beizubringen, bezeichnete er, solche mit der Zeit mit Deutschen zu vermischen, auch wenn es anfänglich nur mit zwei oder drei in jedem Dorfe geschehen könne. Domhardt erhielt die auserlesensten und besten Kriegsräte und hatte zuvörderst eine neue Katastrierung des platten Landes mit größter Eilfertigkeit vornehmen zu lassen, während in den Städten, wie Elbing, Marienburg, Graudenz und Bromberg die Akzise eingeführt werden sollte. In Marienwerder wurde eine Kriegs- und Domänenkammer für Westpreußen — diesen Namen gab der König dem neuen Lande — errichtet, während Ermland zum Königsberger Departement und einige östliche Striche zur Neumark gezogen werden sollten; später mußte in Bromberg

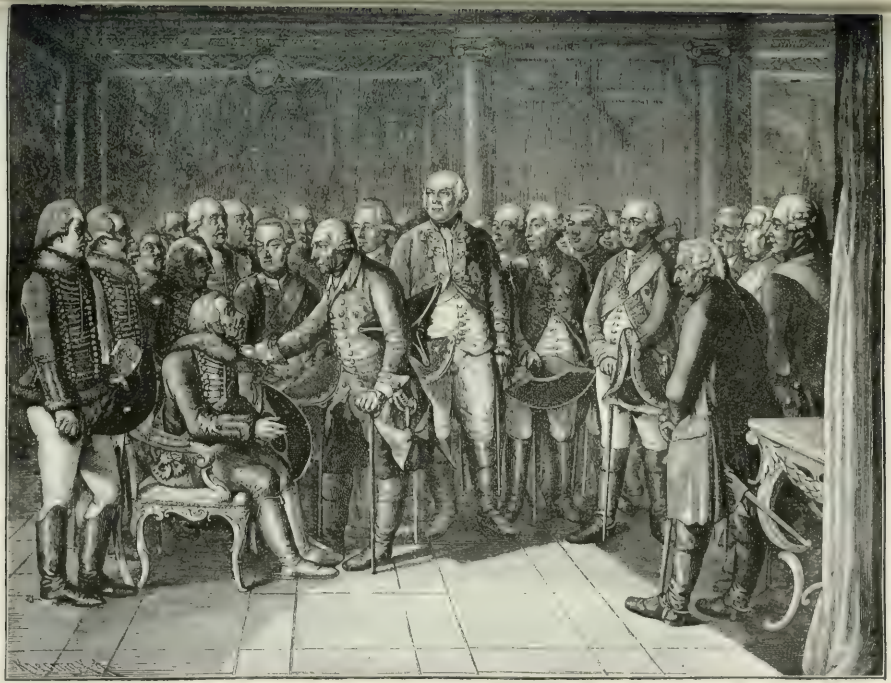
och ein Deputationskollegium hinzugefügt werden. Wesentliche Förderung erfuhr, ie erwähnt, auch hier das Schulwesen, die Rechtspflege wurde, da der König en Urteilen der ständischen Patrimonialgerichte „das Leben und die persönliche icherheit seiner Unterthanen nicht aussetzen zu können" erklärte, in zweiter nstanz einem Ober-Hof- und Landgerichte in Marienwerder unterstellt, während andvogteigerichte und auf den Domänen die königlichen Justiziarien die erste tzen. Für den Neubau der wüsten Stellen in den Städten und auf dem Lande, orzüglich für das Wohl des armen Mannes, wurde die umfassendste Fürsorge etroffen. Entfernt nicht ent-

Minister Ewald Friedrich Graf von Hertzberg.
Kupferstich von Ignatz Sebastian Klauber (geb. 1754, gest. um 1820) nach dem Gemälde des Johann Heinrich Schroeder (1756—1812). Auf $^{2}/_{5}$ verkleinert.

prachen die Einnahmen aus dem ande, obwohl der Gewinn aus en Domänen allein bis zu friedrichs Tode um dreißig Prozent stieg, den großen Kosten, elche der König aufwandte, ber er wollte das Geld gerne geben, wenn seinen Unterthanen adurch geholfen würde. Die Einnahmen aus der Provinz wurden vielmehr durch den Unterhalt der 25000 Mann Soldaten, welche Westpreußen stellte, und durch den Bau des Netzekanals, er die Weichsel mit der Oder verband, völlig verschlungen. Dieser Kanal aber wurde für die Provinz und ihren Handel um so mehr von Bedeutung, als Danzig noch nicht zu ihr gehörte. Es galt daher, den Handel wenn möglich von Danzig nach Elbing zu ziehen, schon wurde 1775 auch der Versuch gemacht, die August-Messe Danzigs und ihre Vorteile der Provinz zuzuweisen und in der an Preußen gekommenen Danziger Vorstadt Schottland eine Messe einzurichten. Mit vollster Klarheit zeugt der bis zum Jahre 1786 von 173769 auf 540612 Thaler gestiegene Wert der Fabrikate, der von 77594 auf 194534 Thaler erhöhte Absatz für die ganz außerordentliche Aufnahme, die Handel und Gewerbe in den sechzehn Jahren genommen hatten.

Alle Arbeit aber hatte die Wiederherstellung deutscher Zustände in dem so lange in polnischer Knechtschaft schmachtenden Lande zum Zweck, und Deutschland hatte gewiß hier gewonnen, was Preußen erwarb. Wir sahen oben, wie Friedrich sogar von der Sonne der deutschen Einheit das erste Morgenrot heraufzuzaubern wußte, wie aber die von ihm geschaffene preußische Macht diejenige war, die allein die finstern Wolken, welche sich vor sie legen wollten, zurückscheuchen

Die untere Bildnisreihe steht auf dem Original in gleicher Höhe wie die obere, deren Fortsetzung nach rechts sie bildet.



Zieten sitzend vor seinem König.

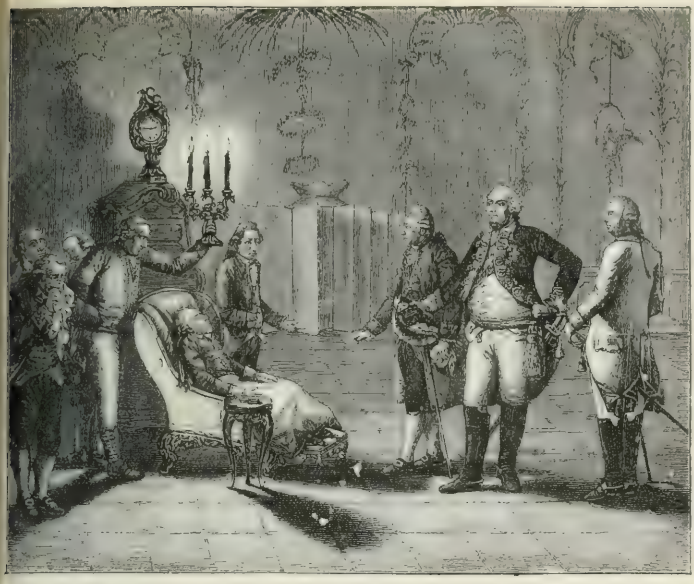
Gezeichnet und gestochen von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726—1801), auf $^{2}/_{7}$ verkleinert.

konnte. Er hatte dem von seinem Vater gegründeten Staat eine unvergleichliche Stellung gegeben, von den fernsten Ländern kamen die Gesandten, ihm den Zoll der Bewunderung darzubringen. Immerhin mochte er am Schluß seines Lebens keine auswärtigen Bundesgenossen haben, aber das Vertrauen der deutschen Fürsten zu Preußen war gewonnen, und die auswärtigen Fürsten erzitterten, wenn er die Hand erhob. Er hatte aber auch das Volk seines Staates ganz umgestaltet, er hat eigentlich das preußische Volk als solches erst geschaffen. Doch schon damals zeigte das Geschöpf seine häßlichste Seite. Ein beißender Witz war Friedrich in seinen jungen Tagen eigen gewesen, und im Alter äußerte sich sein Tadel oft bitter und schroff. Die warme Liebe zum Menschengeschlecht, die innige Zuneigung zu seinem Volke und Staate, die ihn beseelte, zeigte er wohl in seinen Handlungen, aber immer seltener gab er ihr mündlichen oder schriftlichen Ausdruck. Suchte sein Volk ihm darin nachzuahmen, oder glaubte das Geschöpf den Meister meistern zu sollen? Eine unbezähmbare Tadelsucht ergriff das Volk, und zu gern nur schmähte es die Einrichtungen, die Friedrich zu seinem Heile gegeben. Aber allem Schelten und auch allen Angriffen zum Trotz, die damals und später gegen den König erhoben wurden, entsprach der Liebe Friedrichs doch eine tiefe, innerliche Dankbarkeit und grenzenlose Bewunderung des Volkes für diesen einzigen König. Und man durfte wohl klagen, daß der alte Fritz in seinem Sanssouci immer einsamer wurde, so wenig Gelegenheit bot, die ihm geschenkte Liebe entgegenzunehmen.

In der That war es um ihn her seit lange gar still geworden, die einst geknüpften Bande der Freundschaft mit den Genossen seiner Jugendtage hielt sein Herz viel zu fest, als daß es andere hätte gewinnen mögen. Mit den fürstlichen Verwandten fand kaum ein Verkehr statt, auch sie fürchteten wohl das große, durchdringende Auge, das im Bilde noch heut uns Herz und Nieren zu prüfen scheint. In neidloser Anerkennung hatte Friedrich in Berlin seinen Generalen Denkmäler gesetzt, mit ausgesuchter Sorgfalt begegnete er den wenigen, die mit ihm alt geworden. Wer wüßte nicht, wie er den greisen Zieten ermahnt, sich des Rechtes der Invaliden Roms zu bedienen, wie er den alten Helden nötigt, in seiner Gegenwart sich niederzusetzen? Rührender ist wohl noch, wie der einsame Monarch in seinem Testamente vom 8. Januar 1769 aller seiner Verwandten gedenkt, ihnen Geschenke und Legate zuweist, wie er namentlich seiner Gemahlin, die nie an ihrem großen König irre geworden, seine dankbare Hochachtung zu bezeugen weiß.

Seit dem August 1785 an der Wassersucht schwer leidend, wollte er niemanden mehr sehen, und nur mit Mühe, ja nur mit List vermochte ein Fremder ihn auf der Terrasse in Sanssouci zu beobachten. „Er näherte sich", schreibt ein solcher, ein französischer General, „von den beiden Kammerhusaren unterstützt, und setzte sich auf den Lehnstuhl. Ich erblickte den alten Helden, welcher seine Feinde so oft erzittern machte, abgemattet, von Krankheit überwältigt, mit bleichem, von Leiden entstelltem Gesichte, von einem Husten befallen, den ich im Innersten mitfühlte. Er trug einen Ueberwurf von karmoisinrotem Sammet, einen alten Hut mit Federbesatz auf dem Haupte, das eine, offene Bein mit weißen Linnen umwickelt, das andere, kaum wird man es glauben, war gestiefelt. Ich wurde bei diesem Anblick von heiliger Ehrfurcht ergriffen und fühlte, während meine Augen auf ihn gerichtet waren, auf das heftigste meine Pulse schlagen. Nach fünf Minuten ließ er sich wieder zurückführen, und ich glaubte, den Geist eines Helden, der mir aus einer anderen Welt erschienen wäre, gesehen zu haben".

DER
PREUSSISCHE STAAT
unter
Friedrich d. Grossen
1740-1786.
Erworbenes Gebiet
Ererbtes Gebiet
NORDSEE
OSTSEE
SCHWEDEN
Jütland
Seeland
Fünen
Schleswig-Holstein
Rügen
Rügenwalde
Kolberg
Stolp
Leba
Hela
Pillau
Memel
Tilsit
Labiau
Insterburg
Gumbinnen
Serrey
Lyck
Ortelsburg
Pommern
Hinter-Pommern
Pommerellen
Kulmerland
Neumark
Mecklenburg
Vorpommern
Prignitz
Mittelmark
Altmark
Kf. Hannover
Ostfriesland
Oldenburg
Hannover
Hessen
Mark
Sachsen
Böhmen
Schweiz
Frankreich
Fst. Neuchâtel u. Valengin.
KÖNIGREICH POLEN
Warschau
Bug
Warthe
Schwarz
Ostsee
Ostl. v. 32 Ferro
Entworfen u. gezeichnet v. A. Brecher.
Geograph. Anst. v. Wagner & Debes, Leipzig.



Der Tod Friedrichs II. am 17. August 1786.
Radierung von J. F. Bock (thätig im 18. Jahrh.), auf etwa $^3/_5$ verkleinert.

Es sind dieselben Empfindungen, die uns noch heute beseelen, wenn wir dies wunderbar reiche Leben übersehen. Es ist nichts anderes als die Verwirklichung der Lehren, welche der König selbst über die Pflichten des Fürsten gegeben. Immer solle er sich erinnern, so verlangte Friedrich von diesem, daß er nichts sei als ein Mensch, gerade wie der geringste seiner Unterthanen. Und wenn er der höchste Richter, der oberste Kriegsherr, der vorderste Verwalter der Staatseinkünfte, der erste Minister des Staates sei, so sei er es nur, um deren Pflichten auszuüben. Nichts ist der Fürst, als der erste Diener des Staates, verpflichtet, ehrlich, weise und vollkommen uneigennützig zu handeln, jeden Augenblick bereit, seinen Mitbürgern Rechenschaft von seinem Thun zu legen. Und wie lauten die Worte, mit denen der König den Aufsatz über diese Pflichten schließt? „Zuletzt", so schreibt er, „ist der König recht eigentlich das Haupt einer Familie von Bürgern, der Vater seiner Völker, bei allen Gelegenheiten muß er die letzte Zuflucht der Unglücklichen, den Waisen ein Vater, den Witwen ein Helfer sein. Ein Herz soll der Fürst haben wie für den ersten Hofmann, so auch für den letzten Elenden, und volle Freigebigkeit soll er walten lassen gegen

Totenmaske Friedrichs II.
Nach dem im Hohenzollernmuseum zu Berlin befindlichen Original.

die, welche aller Hilfsmittel beraubt, nur in seinen Wohlthaten noch Beistand finden."

Und wie der König den Anfang seines Testamentes den Worten des Psalmisten nachgebildet hat: „Nichts ist unser Leben, vom Augenblicke der Geburt an, bis zu dem des Todes, als ein pfeilschnelles Dahineilen", so war sein Leben nach den Worten desselben Sängers köstlich auch nur, weil es Mühe und Arbeit gewesen. Sagt Friedrich es doch selbst, daß die Bestimmung des Menschen während der kurzen Spanne Zeit, die ihm gegönnt, die Arbeit für die Gesellschaft ist, welcher er angehört. „Seitdem ich zu den Geschäften gelangt, habe ich mich", so fährt er in seiner wundervollen Bescheidenheit fort, „mit allen meinen Kräften und nach meiner schwachen Einsicht bemüht, den Staat, den zu regieren ich die Ehre habe, glücklich und blühend zu machen. Gesetz und Recht habe ich walten lassen, Ordnung und Klarheit in die Finanzen gebracht, das Heer in der Zucht erhalten, die es allen Heeren Europas überlegen macht". Er durfte von sich ohne Ueberhebung bekennen, daß er alle Pflichten gegen den Staat erfüllt habe.

Seit dem 9. Juli mußte der Minister von Hertzberg in Sanssouci weilen, dem Könige bei den Geschäften zur Hand zu sein. „Obwohl man sah", so berichtet er, „daß der König furchtbar litt, hat er es uns doch nie merken lassen,

Erläuterungsblatt

zu dem

eigenhändig niedergeschriebenen Testament des Königs Friedrich II.

vom 8. Januar 1769.

In Größe des Originales im Kgl. Hausarchiv zu Berlin.

Anfang und Schluß des nebenstehenden eigenhändig niedergeschriebenen Testaments König Friedrichs II.

Übertragung.

[illegible]

[illegible] Notre Nature [illegible] pendant [illegible] Depuis [illegible] Mon [illegible] j'ai entretenu L'armée dans cette Discipline qui L'a rendue Superieure aux Autres Troupes de L'Europe. [illegible] de mon heritage que je Declare par Cet Acte Solonel ma volonte derniere:

[illegible] La Nature [illegible] etre entere Comme Tel, sans apareil, sans faste, Sans Pompe, je ne veux etre ni Disequé ni emboume, qu'on m'enterre a Sansouci au haut des terrases dans une Sepulture que je me suis fait preparér. Le prince [illegible] toujours etre Gouverné avec Justice, Sagesse et force, puisse t-il etre Le plus heureux des Etats par la Douseur des Loix, Le plus equitablement Administre par raport aux finances, et le plus Vaillanmant Defandu par un Militraire qui ne respire que L'honneur et La belle Gloirre, et puisse t-il durer en florissant jusqu'a La fin des Siecles

[illegible] de la Droiture, et de La probite du quel je me promais quil Se chargera de faire exsecuter ma Derniere Volonte.

[illegible] **Federic.**

Übersetzung.

Unser Leben ist eine [illegible] bis zu dem unsres Todes. Während dieses Laufes gymnastisch ist der Mensch bestimmt, um das Werk der Vervollkommnung seiner Mitglied er ist, zu arbeiten. Seitdem ich die Leitung der Staaten [illegible] welche die Natur mir gegeben hatte, und habe mich [illegible] Staat [illegible] ich zu regieren die Ehre gehabt habe, ebenfalls mich bestrebt zu machen, ich habe die [illegible] und zu Gunstbeweisen berechtigen lassen, so daß Tadamia und Mattrosit in die Staaten gebracht und [illegible] erhalten. Die es den anderen Truppen Europa überlegen gemacht hat. Durch [illegible] gegen den Staat mußte ich nur einen einzigen Vorwurf machen, wenn ich [illegible] daß meine Kasse [illegible] Um den Zeitumständen vorzubeugen, die ich [illegible] [illegible] Heeres meiner Erbfolger erhalten könnten erklare ich deshalb durch diesen [illegible] Art meinen [illegible] Willen.

I. Ich gebe meinen [illegible] Bruder [illegible] Sohn [illegible] der mich bereits der wohlthätigen Natur entrissen hat, um seine [illegible] [illegible] Ich habe [illegible] Philosophie gelebt und ich will als [illegible] [illegible] ohne Gepränge ohne Prunk ohne Pomp ich will meine [illegible] [illegible] [illegible]

Notre Vie est un passage rapide du moment de Notre Naissance a celui
de notre mort, pendant ce Court espace L'homme est destiné a travailler
pour Le bien de La Société dont il fait Corps. Depuis que je parvins
au Maniement des affaires, je me suis appliqué avec toute les forces que la Nature
m'avoit données et Selon mes faibles Lumieres a rendre heureux et florissant
cet etat que j'ai eu L'honneur de Gouverner, j'ai fait regner les Loix et la
Justice, j'ai mis de l'ordre dans la Retenue dans les finances, et j'ai entretenu L'armée dans cette
discipline qui l'a rendue Superieure aux Autres Troupes de L'Europe. apres avoir renversé ces
pouvoirs envers L'Etat, j'aurois un reproche eternel a me faire si je negligois ce qui
Concerne Ma famille, c'est donc pour Eviter Les broüilleries que pourroient s'elever entre mes
proches a l'egard de mon heritage que je declare par Cet Acte Solonel ma Volonté derniere:
Je rend Le bongré et Sans regret ce Souffle de Vie qui m'anime a La Nature bienfaisante
qui a Daigné me le prester, et mon Corps aux Elements dont il a été Composé. j'ai voulu
en philosophe et je veux etre enterré Comme Tel, Sans apareil, Sans faste, Sans Parade, je ne
veux etre ni Disqué ni embaumé, qu'on m'enterre a Sanssouci au bout des terrasses dans
une Sepulture que je me suis fait preparer, Le prince de Nassau Monsieur a été instruit de
même dans un bois proche de Cleves, si je mourois en terre de Guerre ou dans un Voyage
d'ou je ne pourois disposer mon Corps dans le premier Lieu et Le moins Cher a pourvoir avec
Lieu pour j'ai designé si dessus.

. . . . . .

Je recommande a Mon Successeur de respecter Son Sang dans la personne de Ses Oncles
de Ses Tantes et de tout Les parens, Le hazard qui preside au destins des hommes
Donne La primogeniture, mais pour etre Roy on n'en vaut pas mieux pour cela
que Les Autres. je recommande a tout mes parens a Vivre en bonne Intelligence
et a Savoir quand il Le faut Sacrifier Leurs Interets personnels au bien
de la patrie et aux Avantages de L'Etat.

Mes Dernieres Voeux au moment ou j'espererai Servir pour Le bonheur de Cet Empire
puissent-il toujours etre Gouverné avec Justice, Sagesse et force, puisse-t-il etre
Le plus heureux des Etats par La Douceur des Loix, Le plus quietablement administré
par rapport aux finances, et Le plus Vaillamment Defendu par un Militaire
qui ne respire que l'honneur et La belle Gloire, et puisse-t-il durer en
Florissant jusqu'a La fin des Siecles

Je nome pour mon executeur Testamentaire Le Sieur Reynard Charles
de Brassier, de l'amitié de la Droiture, et de La probité duquel je me promais
qu'il Se chargera de faire executer ma Derniere Volonté.

Fait a berlin Le 8 de Janvier 1769.

Federic

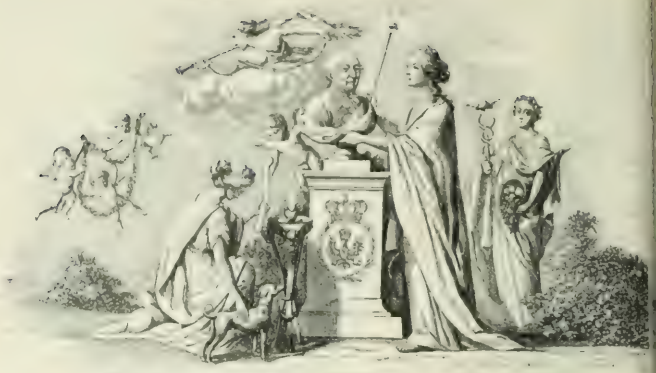
ausgegeben zu Berlin am 8. Januar 1919.

Friedrich.

ndern mit heiterer Miene, zufrieden und ruhig, und ohne je von seinem Zu-
ande, noch vom Tode zu sprechen, hat er uns immer auf das angenehmste
nterhalten, indem er über die Angelegenheiten des Tages, über Litteratur, über
lte und neue Geschichte und besonders über Ackerbau und Gartenkunst redete". Im 16. August verließen ihn die Kräfte, am 17. befreite ein schmerzloser Tod 1786
ie Seele von den irdischen Fesseln. König Friedrich II. von Preußen war 17. Aug
ahin gegangen. —

Wer wird nun die Welt regieren? — so faßte ein schlichter schwäbischer
Bauersmann die Empfindungen der Ueberlebenden treffend zusammen, und Mirabeau
agte sich, wie der preußische Staat ohne das Genie Friedrichs fortbestehen
önne. Der König aber hat in seinem Testament geschrieben: „Meine letzten
Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir geben werde,
werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möchte es doch stets mit
Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möchte es durch die Milde
einer Gesetze der glücklichste, möchte es durch seine Finanzen der am besten ver-
waltete, möchte es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhm strebt,
er am tapfersten verteidigte Staat sein, o möchte es doch in höchster Blüte bis
n das Ende der Zeit dauern!" — Und in Wahrheit — mochten doch Stürme
ommen und trocken gewordene Aeste abbrechen, knorrig genug war der Stamm,
uch schlimmen Wettern zu trotzen. Mochten doch wilde Schößlinge sich an ihm
mporranken, noch konnte sie die Hand des einsichtsvollen Gärtners beschneiden.
Mochten doch selbst die Wurzeln zu faulen beginnen, noch hatte der Baum Saft
enug, um neue Wurzeln zu schlagen, und jung und kräftig war das Erdreich,
uch neue Blüten und frische Frucht zu treiben.

Apotheose König Friedrichs II.
Kupferstich von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726–1801), auf etwa ⅓ verkleinert.



Allegorie auf die König Friedrich Wilhelm II. in Königsberg geleistete Huldigung.
Kupferstich von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726—1801), auf etwa $^3/_4$ verkleinert.

3

Die Auflösung des Staates.

König Friedrich Wilhelm II. 1786—1797.

Aus S. Buchholtz, Geschichte der Churmark Brandenburg" IV. Berlin 1771. Titelvignette

Der Tod des Großen Königs führte seinen Neffen, den ältesten So des Prinzen August Wilhelm, auf den Thron. Ritterlich, l haft und voller Verständnis für den neuen deutschen Gedank der im Fürstenbunde zum Ausdruck gekommen, war Friedr Wilhelm II. entschlossen, diesen, an dessen Geburt er ein wesentlichen Anteil genommen, nach Möglichkeit auszubilde Je mehr die Herbigkeit Friedrichs in den letzten Jahren ve letzt hatte, um so mehr war es seinem Neffen Herzensb dürfnis, mit gewinnender Güte und menschlicher Freundlic keit jedermann zu begegnen. Je seltener Friedrich in den letzten Jahren H festlichkeiten veranstaltet hatte, um so zahlreicher strömte man zu den Festen, d nach der Ablegung der Trauer etwa mit der großen Neujahrsgratulatio im Jahre 1787 ihren Anfang nahmen. Aber hinter der Güte des Königs, d ihm den Beinamen des Vielgeliebten eintrug, trat der Gedanke, daß der Sta hart sein muß, wenn anders er sich und die Seinen behaupten soll in dieser We

der sich reibenden Kräfte, nur allzu sehr in den Hintergrund. Die Minister Friedrichs, den Grafen Finkenstein und den in den Grafenstand erhobenen Ewald von Hertzberg, behielt der König zwar bei, aber die scharfe königliche Leitung fiel fort, Differenzen machten sich bemerklich, und der Hof redete in die Staatsgeschäfte hinein.

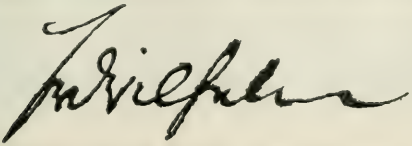
Vornehmlich gewann der Oberst von Bischoffwerder und der einstige Lehrer des Königs, Wöllner, durch die Betonung der religiösen und mystischen Dinge Einfluß auf die weiche und zu allem Uebersinnlichen geneigte Seele des Königs. Wöllner, an Stelle des hochbedeutenden von Zedlitz zum Justizminister und als solcher zum Leiter des geistlichen Departements ernannt, glaubte sich

Die Neujahrsgratulation bei Hofe in Berlin am 1. Januar 1787, mit Ansicht des Schloßplatzes.
Radierung von Joh. Georg Rosenberg (1739—1808), auf $^2/_5$ verkleinert.

berufen, die gottlos und unsittlich gewordene Menge, wie namentlich die Geistlichkeit, die sich vielfach ohne sittlichen und wissenschaftlichen Ernst in der nackten Verleugnung ihrer Kirchenlehre gefiel, durch ein Religions- und Zensuredikt zur wahren Religion zurückzuführen. Man darf selbst an der Ehrlichkeit der Absicht zweifeln, und sicher entsprachen die Thaten den Worten nur wenig. Denn nicht um eine Aenderung der Herzen, sondern um die Beobachtung äußerer Formen, um das Bekenntnis mit dem Munde handelte es sich. Die Aufklärung, deren man sich rühmte, bestand nach Lessings Ausdruck nur in der Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen auf den Markt zu bringen, wie man wollte. Aber durch Edikte, durch Examinationskommissionen und Katechismus-Ausgaben war sie so wenig wie durch polizeiliches Nachspüren zu beseitigen. Unklar, wie sie gefaßt waren, öffneten die Edikte vielmehr der Heuchelei die Thore und ließen sich nur

zu leicht gegen jeden, der sich unliebsam machte, gebrauchen. Die Thatsache, daß der König die zur Gräfin Lichtenau erhobene Wilhelmine Enke als seine Geliebte behandelte, daß er späterhin mit der Gräfin Ingenheim und nach deren Tode mit der Gräfin Donhoff zu Lebzeiten seiner Gemahlin, der Königin Friederike, Ehen abschloß, wirkte auf den Hof wie die bürgerliche Gesellschaft als ansteckendes Beispiel und erwünschte Entschuldigung verderblich ein. Ueberdies aber hatte das Werk Friedrichs, so gewaltig es auch war, doch auch seine Schwächen, die gerade in der Größe Friedrichs beruhten, und die sich nun schnell fühlbar machten. Von vornherein eine Natur von unübertroffener Selbständigkeit und Arbeitskraft hatte Friedrich, wie wir sahen, selbst alles und jedes allein geleitet, ja, je älter er wurde, je mehr gewöhnte er sich, nur sich selbst zu vertrauen. Die Gabe, welche der Vater bei aller Selbständigkeit und Eigenmächtigkeit gehabt hatte, Schüler zu erziehen, die sein Werk fortsetzen konnten, war Friedrich versagt worden. Die harte Schule, in welcher Friedrich Wilhelm I. den Geist seines Kronprinzen zur Arbeit und Pflichterfüllung erzogen hatte, ist dem jungen Prinzen von Preußen nicht geworden, wiewohl auch Friedrich es an hartem Tadel nicht hatte fehlen lassen. Anfänglich trat der König energisch genug auf, erklärte, sich selbst der Regierungsgeschäfte zu unterziehen, verbat sich „ein independentes Verfahren" der Minister und verlangte von seinen Beamten „neben der Ehrlichkeit und Thätigkeit auch Gehorsam, dieselbe Folgsamkeit bei dem Zivildienst wie von seinen Offizieren". Allein die Beamten waren nicht mehr, wie zur Zeit von Friedrichs Thronbesteigung an Selbstthätigkeit gewöhnt, nicht mehr gezwungen, selbst zu denken, selbst zu erfinden, sondern vielfach wenigstens hatten sie sich gewöhnt, als gefügige Werkzeuge zu dienen. An die Stelle des Bewußtseins, einem Friedrich zu dienen, trat mehr und mehr eine geschäftsmäßige Routine, die es vergaß, daß die Form der Geschäfte nach den Bedürfnissen und Ideen der Zeit, nicht aber diese nach jenen zu bilden seien. Man gewöhnte sich, in den hergebrachten Formen den Grund der Größe des Staates zu sehen und bedachte nicht, daß jene für die Bedürfnisse ihrer Zeit getroffen seien, und daß das Leben stets neue Forderungen stellt, die ungestraft nicht vernachlässigt werden dürfen.

Preußischer Grenadier vom Grenadierbataillon Nr. 6 in Potsdam.
Kolorierter Kupferstich aus „Preußische Armee Uniformen unter der Regierung Friedrich Wilhelm II." Berlin 1790, bei Joh. Gottl. Thieme, Kupferstecher. Originalgröße.



König Friedrich Wilhelm II. von Preußen.

Nach dem Gemälde von Edmund Francis Cunningham (geb. um 1742, gest. 1795) gestochen von Domenico Cunego (1727—1794). Auf etwa ¼ verkleinert.

Das Namensfaksimile nach einem Exemplar im Kgl. Pr. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

Dennoch geschah mancherlei, was wohlthätig wirken konnte, wenn es nur mit Kraft durchgeführt wurde. Die Freiheit des Handels und des Verkehrs wurde durch Verminderung der Durchgangszölle und namentlich durch die Abschaffung der Regie, des Kaffee- und Tabakmonopols begünstigt, und für die Industrie und Straßenanlagen wurden im ersten Jahre allein über drei Millionen Thaler ausgegeben. Die Salz-Produktion wurde derartig gehoben, daß sie ohne Erhöhung des Preises der Staatskasse nicht unerhebliche Zuschüsse liefern konnte. Dem Schulwesen wurde eine gewisse Einheit durch das aus praktischen Schulmännern zusammengesetzte Oberschulkollegium gegeben. Für das Heerwesen wurde das Oberkriegskollegium errichtet, die Zahl der Grenadierbataillone verdoppelt, die Anwendung sanfterer und menschlicherer Formen wurde geboten, und ihnen zunächst wohl auch, namentlich bei den Regimentern in Berlin und Potsdam entsprochen. Im Generaldirektorium, dem noch im Jahre 1786 eine neue Instruktion gegeben wurde, und im Finanzwesen suchte man Einrichtungen zu treffen, welche die bisherige alleinige Leitung der Geschäfte durch den König ersetzen sollten. Die infolge des Arnoldschen Prozesses entlassenen Richter wurden für unschuldig erklärt. Mit der Aufstellung des Grundsatzes, daß kein Beamter ohne Urteil und Recht vom Amt entfernt werden dürfe, begann sich ein Staatsdienerrecht auszubilden, und auch die erhöhte Besoldung der Beamten konnte zu ihrer Unabhängigkeit, konnte zu erhöhter Pflichterfüllung führen. Die Stadt Ruppin, die im August 1786 durch eine Feuersbrunst zerstört worden, wurde auf königliche Kosten für anderthalb Millionen Thaler wieder aufgebaut. Auch für die Kunst wurden Geldmittel flüssig gemacht. Der König selbst war gleich seinem Oheim ausübender Musiker, spielte mit Beifall Cello, und von seinem Verständnis für die Baukunst giebt das 1789—1793 in Berlin nach dem

Das Porträt nach einem anonymen englischen Schabkunstblatt von Valentin Green, 1739–1813? nach dem Gemälde von Edmund Francis Cunningham (geb. um 1742, gest. 1795). Auf 1/5 verkleinert.

Muster der Vorhalle der Akropolis in Athen von Langhans errichtete Brandenburger Thor ein glänzendes Zeugnis. Endlich gelang es sogar, wiewohl nicht ohne große Schwierigkeiten, das Allgemeine Landrecht 1794 zu veröffentlichen und zur Geltung zu bringen. Doch wie wohl solche und andere Aenderungen gemeint waren, viele von ihnen flossen mehr aus einer allgemeinen, bald sentimental werdenden Menschenliebe, als aus der Erkenntnis der Wurzel alles Uebels.

In der auswärtigen Politik trat zunächst eine gewisse Unsicherheit ein, indem man aus der politischen Vereinsamung zwar durchaus herauszukommen, Finckenstein aber den Anschluß an Frankreich, Hertzberg einen solchen an England wünschte. Indessen hatte Hertzberg bald freies Spiel. Der Fehler des Fürstenbundes, der unter einem Friedrich zurückgetreten wäre, und der darin bestand, daß Preußen nicht eine führende, sondern nur eine beeinflußende, sonst aber den kleineren Fürsten ganz gleiche Stellung hatte, bewog ihn von diesem als „dem Kreuz der großen Politik" mehr und mehr abzusehen. Hertzberg strebte vielmehr dahin, einen nordischen Bund zwischen Rußland, England, Schweden und Preußen herzustellen, in dem Preußen die beherrschende Rolle spielen und dadurch zugleich für Europa der bestimmende und führende Vermittler sein sollte. Anders als Friedrich, glaubte er in der unbedingten Feindschaft gegen Oesterreich das Heil Preußens zu sehen, wollte Oesterreich erst im Bunde mit Rußland, dann, als sich das österreichisch-russische Bündnis stärker zeigte, als er gehofft, auch ohne russische Hilfe möglichst in den Osten hinausschieben. Die Voraussetzung blieb aber das englische Bündnis, und dieses hoffte Hertzberg durch die Unterstützung der dem englischen Interesse dienstbaren Oranier zu erlangen. In Holland nämlich war es, abgesehen von der grenzenlosen Aufregung über die josephinischen Pläne,

Nach dem Gemälde der Henriette Felicitas Tassaert (arbeitete am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrh.) gestochen von Daniel Berger (1744—1824). Originalgröße.

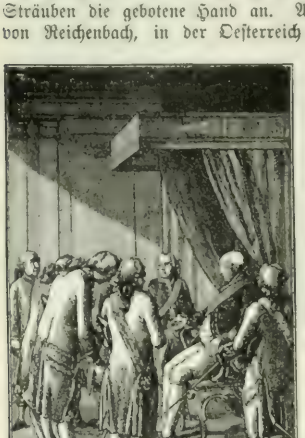
Das neue Brandenburger Thor in Berlin nach seiner Vollendung 1793.
Kupferstich von Daniel Berger (1744–1824), auf etwa 1/6 verkleinert.

noch zu den heftigsten Streitigkeiten zwischen der monarchischen und der demokratischen Partei gekommen. England wie Frankreich benutzten die Gelegenheit, um das in Auflösung begriffene Land in ihre Gewalt zu bekommen. Thatsächlich hatte aber Frankreich England weit überholt, und England mußte die Hilfe, zu welcher Preußen — kraft seiner alten und gerade jetzt durch die 1767 vollzogene Vermählung der Schwester Friedrich Wilhelms mit dem Erbstatthalter Wilhelm V. befestigten oranischen Beziehungen — berufen schien, daher dankbar annehmen. Längere Zeit hielt sich Friedrich Wilhelm indessen ganz auf der von Friedrich selbst noch vorgezeichneten Vermittlungslinie. Erst als seine Schwester im Juli auf einer Reise von den Patrioten, d. h. der Frankreich anhängenden Partei beleidigt, auf einige Stunden gefangen gehalten wurde, als die Generalstaaten jede Genugthuung weigerten, und Frankreich die Vermittlung ablehnte,
1787 Sept erst da rückten 24 000 Mann Preußen über die holländische Grenze und besetzten nach Ueberwindung geringer Schwierigkeit, wie solche beispielsweise die kleine Festung Weesp, unfern der Zuider See bereitete, das Land. Einen Augenblick schien es — Karl August von Weimar war besonders thätig dafür — als ob Holland dem Fürstenbunde beitreten könne. Es schien, als ob Holland der englischen wie der französischen Vorherrschaft entzogen, und die Mündungen des Rheins für Deutschland zurückgewonnen werden konnten. Aber Friedrich Wilhelm
1788 März u Aug. begnügte sich mit der Befestigung der Rechte des Statthalters, und Hertzberg erlangte das englische Bündnis, dem auch Holland beitrat. Von jedem Gewinn

Angriff auf die Stadt Weesp in Holland durch die Preußen, September 1787.
Nach der Zeichnung des Maas van Altena radiert von C. Brouwer (arbeitete in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh.). Auf etwa 1/4 verkleinert.

für Preußen, von jedem Vorteil für den preußischen Handel, selbst von dem Ersatz der Kriegskosten hatte man abgesehen, um in der Stärkung des englischen Einflusses auf dem Festlande eine Waffe gegen Oesterreich und Rußland zu erhalten. Freilich war die gewählte ziemlich stumpf und erfüllte in der Folge nicht die auf sie gesetzten Erwartungen. Wenn Hertzberg ferner gehofft hatte, durch die Kämpfe, die sich im Osten abspielten, entweder Rußland auf die preußische Seite zu ziehen, oder doch Frankreich von Oesterreich zu trennen, so sah er sich getäuscht. Besonders aber täuschte er sich in seiner Hauptabsicht, für Preußen Thorn und Danzig, wie auch die Palatinate Posen und Kalisch zu erhalten. Er meinte, Oesterreich solle Galizien an Polen zurückgeben, und die Pforte dafür die Moldau und Walachei an Oesterreich abtreten. Für den Wiedergewinn von Galizien dagegen werde Polen bereitwillig jene Gebiete an Preußen überlassen. Natürlich ließ sich kein Staat durch die klugen Darlegungen des Ministers zu solchen Gebietsveränderungen in Güte bestimmen. Aber wenn nun die russisch-österreichischen Erfolge gegen die Pforte zu dem von Hertzberg betriebenen Bunde der Türkei mit Preußen führten, wenn Hertzberg in den aufs tiefste aufgewühlten österreichischen Niederlanden den Plänen Josephs scharf entgegentrat, wenn er dem von Rußland arg bedrohten Polen den preußischen Beistand, dem von Dänemark — dem Bundesgenossen Rußlands — gefährdeten Schweden einen Einfall in das dänische Schleswig in Aussicht stellte, so stand man wohl einem Kriege mit Oesterreich, ja auch mit Rußland gegenüber. Doch man war auf dem Gipfel des 1790
Glanzes, und die preußische Monarchie hatte in Europa, so schien es, die ent-

scheidende Stimme. Man hielt trotz aller Irrtümer an hochfliegenden Plänen für sich selbst fest und schien der Hort zu sein, an den sich die Schwächeren anlehnen konnten. Schon hatte Preußen die umfassendsten Rüstungen ins Werk gesetzt, da starb Kaiser Joseph, und sein Bruder und Nachfolger Kaiser Leopold verfolgte ganz andere Pläne als der Verblichene. Er suchte die Verständigung mit Preußen, und da nahm Friedrich Wilhelm ohne Rücksicht auf Hertzbergs Sträuben die gebotene Hand an. Am 27. Juli 1790 kam es zur Konvention von Reichenbach, in der Oesterreich seine türkischen Eroberungen aufgab, aber Belgien wie seine weiteren Ansprüche behauptete, Preußen dagegen auf jeden Erwerb, selbst den von Thorn und Danzig, verzichtete. Mit diesem Vertrage hatte man einen vollen Frontwechsel vorgenommen. Nicht nur, daß man bereits für Rüstungen an vierzig Millionen Thaler ausgegeben, hatte man vielmehr sich neue Feinde erweckt und Oesterreich doch keineswegs gewonnen. Wohl aber hatte man eine Nachgiebigkeit gezeigt, die Leopold in der Folge nur zu gut auszunutzen verstand. Denn da nur die österreichischen Interessen und diese in vollem Maße berücksichtigt, die preußischen und die der ihm anhangenden Staaten aber gänzlich vernachlässigt waren, trug diese Annäherung den Keim der Zwietracht in ihrem Schoß. Zugleich aber war der Fürstenbund matt gesetzt, Leopolds Wahl zum Kaiser wurde anstandslos vollzogen, Oesterreich hatte seine alte Stellung im Reich durch den klugen Leopold zurückerobert, und selbst in Polen, dessen Kräftigung allein für Oesterreich wünschenswert war, trat Friedrich Wilhelm ihm nicht entgegen. Auf dem ganzen Felde der europäischen Politik im Reich, in Polen, in Schweden, in der Türkei, in England in den Niederlanden, war Preußen zurückgeschlagen, und — was am bedenklichsten — das Vertrauen der deutschen Fürsten schlug in das volle Gegenteil um.



Radierung von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726–1801) im Gothaischen Hofkalender 1790. Originalgröße.

Doch näher und näher schlugen die Wellen der furchtbaren französischen Revolution an die Throne Europas, und als die Franzosen ihren König auf der Flucht ergriffen, ihn gewaltsam nach Paris zurückgeschleppt hatten, da erglühte Friedrich Wilhelms ritterliches Herz von Begeisterung, den unglücklichen König zu retten. Langsam nur war der Kaiser für die Rettung seiner Schwester, der Königin Maria Antoinette, und für die Forderung um Genugthuung wegen der
1791 schnöden, dem Reich an seiner Westgrenze zugefügten Schäden zu gewinnen. Allerdings kam es im Juli zwischen Preußen und Oesterreich zu einem Vertrage, in dem sich beide Staaten ihren Besitz gewährleisteten, bei einer persönlichen Zu-

Enfin ce quil y a
sur c'est que l'Idée que j'ai
de renoncer pour le moment
Dantzig, et Thorn mettra la
Cour de Vienne dans le cas de par-
ler clair, et de ne plus trouver bien
a employer mille supterfuge avec
succés si l'on ne leur proposoit
le statusquo stricte, come je
Vous en ai expressément chargé

14 Juillet
1790

Schluß des eigenhändigen Schreibens des Königs Friedrich Wilhelm II. an den Minister Grafen von Hertzberg, d. d. 14. Juli 1790.
In Größe des Originales im Kgl. Preuß. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

Übertragung.

Kurz mein Gedanke, für den Augenblick auf Danzig und Thorn zu verzichten, wird sicherlich den Wiener Hof nötigen, deutlich zu reden, und ihm die Möglichkeit rauben, tausend Ausflüchte mit Erfolg zu gebrauchen (die er gebrauchen würde, wenn man ihm nicht, wie ich Ihnen ausdrücklich befohlen, den genauen Status quo anbote.

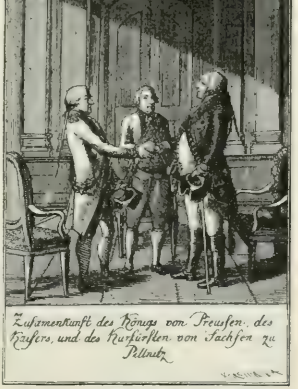
14. Juli 1790.

Fr W

ner. Gesch. d. Preuß. Staates

sammenkunft des Kaisers und des Königs, die Bischoffwerder am 25. August in Pillnitz bewerkstelligt hatte, verzichtete Preußen sogar auf den geplanten Austausch der Lausitz gegen die fränkischen Markgrafschaften, deren Heimfall an Preußen in Aussicht stand. Aber gegen die französische Revolution kam es nur zu der harmlosen und vorsichtigen Erklärung vom 27. August, und als Ludwig XVI. die neue Verfassung beschworen hatte, sah man von unmittelbarem Eingreifen ab. Unter ausdrücklicher Verwahrung gegen die Unterstellung, als wolle man jener irgendwie in den Weg treten, wurde zu Wien ein reines Verteidigungsbündnis zwischen beiden Staaten am 20. Februar 1792 geschlossen. Und diese Vorsicht war in Wirklichkeit um so gerechtfertigter, als die Kaiserin von Rußland darauf brannnte, die Verwickelung der Preußen und Oesterreicher im Westen zu benutzen, um ihr Spiel in Polen zu machen.

Da erklärte Frankreich selbst am 20. April 1792 den Krieg, und französische Heere überschritten, während Preußen und Oesterreich noch über die militärischen Operationen berieten, am 29. die Grenze. Wenige Wochen darauf waren aber auch russische Heere in Polen eingerückt, und während hier unmittelbar preußische Bedürfnisse in Frage kamen, stellte Preußen, wie einst in den Zeiten König Friedrichs I., im Westen seine Truppen in den Dienst des von Frankreich angegriffenen Reiches. Sicher standen auch am Rhein ebenso wie an der Weichsel staatliche Interessen in Frage, aber indem man noch dachte, beiden zu genügen, verlor man hier wie dort die Entscheidung aus der Hand. Kein Zweifel, der französische Einfall mußte Preußen, Oesterreich, das ganze Reich einmütig und gewappnet vorfinden, aber dadurch, daß man der Hofburg alles nachgegeben, hatte man die deutschen Fürsten kopfscheu gemacht, sich selbst in das Kielwasser des Erzhauses begeben. Schon der Beginn des Krieges verzögerte sich, da Leopold inzwischen verstorben, und die Krönung des neuen Kaisers Franz in Frankfurt — wie wenn man ahnte, daß es die letzte sei — mit besonderem Glanze und vieler Feierlichkeit begangen werden mußte. Auch Friedrich Wilhelm traf hier mit dem Kaiser zusammen, nachdem er die fränkischen Markgrafschaften, welche ihm schon 1791 durch Abtretung seitens des kinderlosen Markgrafen Christian Friedrich Karl Alexander anheimgefallen waren, persönlich in Augenschein genommen hatte. Unumwunden sprach man in Preußen es aus, daß der Krieg für fremde Interessen geführt werde, den Truppen wie den Generalen fehlte die Freudigkeit zu einem Kampfe an der Seite des langjährigen Gegners, und es gehörte in der That die ganze Empfindung, die Friedrich Wilhelm von der



Zusammenkunft des Königs von Preussen, des Kaisers, und des Kurfürsten von Sachsen zu Pillnitz

[Radierung von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726—1801) in „Königl. Großbritannischer Historischer Genealogischer Calender fur 1793". Originalgröße.

Pflicht zum Kampfe für den gefährdeten König von Frankreich hatte, dazu, um mit einem Bundesgenossen in den Streit zu ziehen, der nicht nur Bayern, sondern auch Ansbach-Bayreuth für sich in Anspruch nahm! Wie aber hätte ein Feldzug glücken können, in dem jede Einigkeit der Verbündeten fehlte, in dem es selbst an der Einheit der Leitung völlig gebrach. Mit Recht drang der König auf ein energisches, schnelles Vorgehen, aber der zum Oberbefehlshaber ernannte Herzog von Braunschweig sah den zuchtlosen französischen Truppen gegenüber alles Heil in einer vorsichtigen, methodischen Kriegsführung, und das Resultat war, daß keiner von beiden Grundsätzen zur vollen Geltung kam. Die durchaus mangelhafte Erfüllung der übernommenen Verpflichtungen von Seiten Oesterreichs, die gewaltige Enttäuschung über die Verheißungen der Emigranten, die ein freudiges Entgegenkommen der französischen Bevölkerung in Aussicht gestellt, die Ungunst der Witterung, der Mangel an Lebensmitteln, der Ausbruch gefährlicher Krankheiten verursachten schon im ersten Jahre moralisch eine volle Niederlage. Wohl drangen die Preußen nach der Eroberung von Longwy und Verdun mit den Oesterreichern vereinigt in die Champagne ein, aber nach der Kanonade von Valmy mußte man sich, trotzdem der französische General Dumouriez seine Stellung räumte, zum Abzuge entschließen. Die Franzosen gingen über den Rhein, Mainz öffnete ihnen ohne Schwierigkeit die Thore, Frankfurt wurde gebrandschatzt und in Mainz die Republik erklärt. Am Schluß des Jahres 1792 wurden die Oesterreicher sogar noch bei Jemappes geschlagen, auch Savoyen und Nizza mit Frankreich vereinigt, und am 21. Januar 1793 fiel das Haupt des unglücklichen Königs Ludwig XVI. dem Wahnsinn seines Volkes auf dem Schaffot zum Opfer.

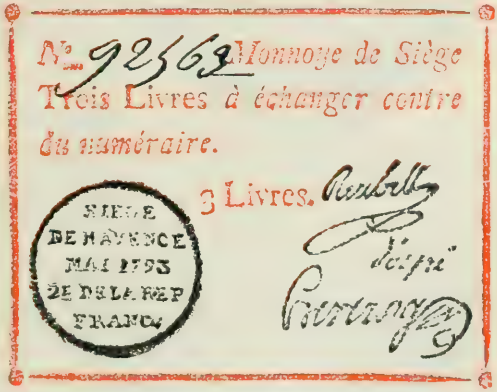
Nach dem Gemälde eines unbekannten Künstlers gestochen von Daniel Berger (1744–1824). Originalgröße.

Trotz dieser entmutigenden Niederlagen wußte Preußen im Osten doch sein Interesse soweit zur Geltung zu bringen, daß bei der zweiten Teilung Polens, die Katharina vornahm, durch den Vertrag vom 25. September 1793 das sog.
1793 Großpolen und endlich auch die alten deutschen Städte Danzig und Thorn, im ganzen 1100 Geviertmeilen, ihm abgetreten wurden. Allerdings gewann Rußland das Vierfache, aber gleichzeitig mit dem französischen Kriege einen solchen gegen Rußland für das unglückliche Polen zu führen, lag außerhalb jeder Möglichkeit. Schlimmer noch war, daß Oesterreich, obwohl es vorher seine Zustimmung gegeben, doch stark mißgestimmt blieb. Das Bündnis zwischen beiden Staaten, dem nach der Hinrichtung des Königs Ludwig auch der ideale Grund fehlte, der es

allein erhalten, mußte sich mehr und mehr lockern, und der neue österreichische Minister Thugut lebte in dem Geiste des Hasses und der Eifersucht auf Preußen. Die Oesterreicher trieben zwar nach der Einnahme von Mastricht die Franzosen hinter die Maas zurück, vereinigten sich mit den Engländern, die Preußen nahmen Frankfurt — woselbst das erste Zusammentreffen des preußischen Kronprinzen mit der Prinzessin Luise von Mecklenburg stattfand — eroberten im Juli 1793 Mainz, schlugen am 14. September den General Moreau bei Pirmasens und am 28. November den General

König Friedrich Wilhelm II. mit Gefolge.
Radierung von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726—1801). Originalgröße.

Hoche trotz seiner großen Ueberlegenheit glänzend bei Kaiserslautern. Aber die Gelegenheit eines vereinten Vordringens unter dem Schutz des in der Vendée wie im Süden Frankreichs ausgebrochenen Bürgerkrieges hatte man versäumt, die Belagerung Landaus mußte abgebrochen werden, in Belgien wurden die Oesterreicher von Jourdan bei Wattignies geschlagen, und der politische Zwiespalt machte sich auf militärischem Gebiet immer fühlbarer. Trotzdem und obwohl die polnischen Angelegenheiten die ganze Aufmerksamkeit verlangten, und namentlich Lucchesini auf deren Wichtigkeit hinwies, hielt der König an dem Kampf gegen die Republik um so fester, als England sich im Haager Vertrag vom 19. April 1794 zu Hilfsgeldern bereit erklärte, und so dem Geldmangel, unter dem man schwer genug litt, zunächst abgeholfen wurde. Aber auch die neuen glänzenden Siege, welche die Preußen bei Kaiserslautern am 23. Mai unter Möllendorff und vom 18. bis 20. Sep-



Notgeld aus der Zeit der Belagerung von Mainz durch die Preußen im Frühjahre 1793.
In Größe des Originales im Besitze des Rechtsanwaltes W. von Schimmelfennig in Bartenstein.

tember unter Hohenlohe erfochten, änderten die Sachlage nicht. Der Nachsommer des preußischen Waffenruhmes, wie man diese Siege genannt, reifte keine Frucht mehr. Denn am politischen Himmel schwand die Sonne schnell dahin, und dem österreichischen Minister Thugut glückte es, da die Preußen die Scharte, welche die Oesterreicher und Engländer bei Fleurus (26. Juni) erlitten, nicht auswetzen konnten, auch die Zahlung der englischen Hilfsgelder zu verhindern, und das siegreiche preußische Heer mußte im Oktober den Rückzug antreten.

Gleichzeitig hatte indessen ein anderer Teil des preußischen Heeres, zu dem sich der König persönlich vom westlichen Kriegsschauplatze begeben, in Polen den Aufstand Kosciuskos gedämpft, und nachdem die Preußen ihn geschlagen und Krakau eingenommen, gelang den Russen unter Suworow die Einnahme Warschaus und die Niederwerfung des Aufstandes. Alle Mühe gaben sich Rußland und Oesterreich, um Preußen, gegen welches sie sich sogar verbündeten, von der letzten Teilung Polens auszuschließen, oder doch möglichst gering abzufinden. Rußland nahm natürlich die weiteste Landstrecke für sich in Anspruch, aber auch Oesterreich erhielt mit Westgalizien 1000 Geviertmeilen, und Rußland sicherte ihm nicht nur Bosnien mit Serbien, sondern auch Venedig und Bayern zu, deren Erwerbung schon in den Verhandlungen der letzten Jahre der Angelpunkt der österreichischen Politik gewesen war. Da schien es immerhin schon ein Erfolg, daß man auch an Preußen ein Gebiet von 900 Geviertmeilen mit Warschau überließ. Doch verstrickt in die österreichische und russische Ländergier, hatte man Gebiete errungen, die dem Staat keinen Segen bringen konnten.

Prinz Friedrich Wilhelm (III.) als achtjähriger Knabe. Bleistiftzeichnung von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726—1801) im Hohenzollernmuseum zu Berlin. Originalgröße.

Vornehmlich aber war eins klar geworden. Der Kampf im Westen, unlustig und widerwillig, träge und erfolglos, wie er geführt worden, sollte nur der österreichischen Absicht auf die Erwerbung Bayerns und Venetiens dienen. Hierzu mitzuwirken, lag fern ab von jedem preußischen Interesse. Die äußerst mangelhafte Erfüllung der vertragsmäßigen Verpflichtungen für den Krieg und das feindselige Verhalten Oesterreichs sowohl in London wie in Petersburg entbanden in der That das Berliner Kabinett von jeder Rücksicht auf die Hofburg zu Wien. In heftigster Weise störte in Berlin der empfindlichste Geldmangel, und Generale wie Staatsmänner, Finckenstein und Alvensleben, Lucchesini und Möllendorff drangen gleichmäßig zum Frieden mit Frankreich. Mit besonderer Lebhaftigkeit aber trat

Graf Haugwitz, der nach Hertzbergs Rücktritt die auswärtige Politik leitete und in der Neutralität Preußens das Heil des Staates wie Norddeutschlands überhaupt sah, für den Frieden ein. Diesen aber fordere auch das Interesse der deutschen Fürsten, sie hätten, so stellte Haugwitz dem Könige vor, im Vertrauen auf seine Person Preußens Schutz und Vermittelung angerufen und ihren Bitten dürfe er nicht mehr widerstehen. Indessen nur mit Widerstreben und nach vielfachem Schwanken entschloß sich der, aus dem polnischen Feldzug krank zurückgekehrte, König zu Verhandlungen, und am 15. April 1795 wurde wirklich der Friede zu 1795
Basel zwischen Frankreich und Preußen geschlossen, den Reichsfürsten, worauf es

Prinz Ludwig u Gemahlin. | Kronprinz Friedr. Wilh u Gemahlin. | König Friedr Wilh II. | Prinz Heinrich. | Prinzessin Auguste. Königin-Witwe. | Prinz Wilhelm. Königin Friederike.

Die Königliche Familie am Schluß des Jahres 1796.

Gezeichnet und radiert von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726—1801). Aus dem „Taschenkalender für 1798" (Berlin, Vieweg), welcher den ersten Druck von Goethes „Hermann und Dorothea" enthielt. Originalgröße.

dem König besonders ankam, der Zutritt zu ihm offen gelassen, ja durch eine Demarkationslinie die norddeutschen wie ein Teil der süddeutschen Fürsten in den Frieden hineingezogen. Aber welche Bedingungen hatte Preußen zugestanden! Das ganze linke Rheinufer einschließlich der preußischen Landschaften von Cleve, Geldern und Mörs war an Frankreich, wenn auch nicht abgetreten, so doch in Aussicht gestellt, und nimmermehr ersetzte die Entschädigung, die Preußen im Innern Deutschlands bei dem dereinstigen Friedensschluß des Reiches zugesagt wurde, eine Nachgiebigkeit, die man zunächst nur als eine vorläufige betrachtete. Denn wenn auch eine energische Sprache der preußischen Diplomaten damals wohl noch die Franzosen von der Ausführung ihrer Forderung zurückschrecken konnte, so gab gerade umgekehrt ein neuer Vertrag vom 5. August 1796 der als vorläufig gedachten 1796
Abtretung die endgültige Form, und die Entschädigungen war man gewillt in dem

Die Promenade am Gesundbrunnen bei Freienwalde a. d. O.
Kolorierte Radierung eines unbekannten Künstlers, auf etwa ¼ verkleinert.

Besitz der geistlichen Fürsten, die ihre Unfähigkeit als politische Herrscher ja längst in unzweideutiges Licht gestellt hatten, zu suchen.

War es noch das Preußen des Großen Königs, das den Rhein dahin gab an Frankreich? Dahin gab an das revolutionäre Frankreich, dessen Monarchie einst die Bundesgenossenschaft Preußens hatte annehmen müssen, dessen prahlerische Heere so vernichtend bei Roßbach geschlagen waren? Wohl boten diese Verträge die Möglichkeit eines friedlichen Verkehrs zwischen beiden Staaten, und die Demarkationslinie gab wenigstens der Hoffnung Raum, daß Norddeutschland eine unverletzbare Neutralität genießen, daß auch das Reich Frieden gewinnen werde. Doch daß ein solcher Frieden hatte geschlossen werden müssen, bewies nur zu deutlich, wie tief man gesunken. Denn in Wahrheit befand man sich in der traurigsten Geldnot, und eine Kommission, die der König schon 1794 zu ihrer Abhilfe aus den Ministern Struensee, von Goldbeck, von Alvensleben und Werder, sowie dem General Geusau zusammengesetzt hatte, war zu einem geradezu „niederschlagenden" Ergebnis gekommen. Die Hoffnung auf eine Anleihe im Auslande mußte als aussichtslos bald aufgegeben werden, den Gedanken an eine Erhöhung der Akzise oder gar an eine besondere Kriegssteuer hatte man, zumal bei dem Widerwillen der Bevölkerung gegen den Krieg mit Frankreich und der schlechten Ernte, in der Kommission selbst aufs heftigste bekämpft. Allein die Bitte um Wiederherstellung des Friedens war das Resultat der Beratungen gewesen. Schlimmer konnte freilich die eigene Ohnmacht und der Gegensatz zu Friedrichs

Königin Luise und ihre Schwester, die Prinzessin Ludwig von Preußen.

Nach dem nach 1795 entstandenen Gemälde von Joh. Friedr. August Tischbein (1750—1812) gestochen von Ludwig Schiavonetti (1765—1810). Auf $^1/_3$ verkleinert

Allegorie auf Friedrich Wilhelm II.

Nach einer Zeichnung von Johann Baptist Casanova (1722–1795) gestochen von Ignatz Sebastian Klauber (geb. 1754, gest. um 1820). Auf etwa ⅓ verkleinert.

Zeiten nicht gezeigt werden. Wohl hatte man den König selbst nur durch den Hinweis auf den Wunsch, der auch im Reiche nach Frieden sich rege, sowie durch die Behauptung gewonnen, daß Preußens Friedensschluß unzweifelhaft auch den des Reiches zur Folge haben werde. Aber die Erbitterung, welche diese Verträge allenthalben erzeugten, bewies den Verlust der bisherigen Stellung, und die fortgesetzten Versuche, Preußen von der Rheingrenze hinweg zu drängen, legten die französischen Hoffnungen völlig klar. Ein schwacher Trost nur war es, daß das ungetreue Oesterreich, obwohl der Erzherzog Karl die beiden in Deutschland unter Jourdan und Moreau eingedrungenen französischen Heere
1797 17. Okt. zurückschlug, durch die wuchtigen Schläge des Generals Napoleon Bonaparte in Italien zum Frieden von Campo Formio genötigt wurde. Ja jedes Trostreiche dieser Nachricht — wenn anders in ihr ein solches mit Rücksicht auf den Reichsfrieden lag — wurde ihr genommen, als man erfahren, daß Oesterreich sich mit Frankreich darüber verständigt habe, auch die verheißenen Entschädigungen Preußen nicht zu gute kommen zu lassen. Wo blieben die Vorteile der Erwerbungen südlich des Mains, wenn Oesterreich sich mit Frankreich zur Demütigung Preußens vereinte? Was nützten die Erwerbungen der weiten Steppen im Osten, die, undeutsch und verkommen wie sie waren, nur aussichtslose Mühe, die Verquickung des bisher rein deutschen Staates mit sarmatischen Interessen und die vergrößerte Eifersucht so Oesterreichs wie Rußlands hervorriefen? Wo blieben die Hoffnungen, im

Norden die führende Rolle zu behaupten, wenn das Vertrauen der deutschen Fürsten mehr und mehr dahinschwand?

Noch ahnte man in Berlin nicht, daß es zu Reichenbach gewesen, wo man die schiefe Ebene beschritten, noch sah man nicht, daß in Basel schon ihre Mitte erreicht war. Aber den Verlust der bestimmenden Machtstellung in Europa fühlte man sehr wohl, und tief war Friedrich Wilhelm gebeugt über die Zerstörung aller seiner wohlwollenden Absichten, denen einst eine so glänzende Erfüllung lächelte. Selbst des Familienglückes, das um ihn herum blühte, wurde er nur selten froh. Wie hatte er mit stolzer Freude die Prinzessinnen Luise und Friederike von Mecklenburg am Weihnachtstage 1793 als Gemahlinnen seiner Söhne, des Kronprinzen und des Prinzen Ludwig, begrüßt! Mit ritterlicher Hochachtung und wahrem Gefühl war er namentlich der Kronprinzessin, „der Fürstin der Fürstinnen", wie er sie nannte, gegenüber getreten. Aber immer scheuer zog sich der Kronprinz vom Hofleben zurück in sein stilles Paretz. Die Königin wohnte getrennt von ihrem Gemahl, meist in Monbijou, seit 1790 im Sommer regelmäßig in Freienwalde a. d. O., dessen Gesundbrunnen damals viel besucht wurde. Am 15. November 1797 auf die Nachricht von der schweren Erkrankung des Königs eilten 1797
die Königin und der Kronprinz noch einmal zu ihm nach dem Marmor-Palais bei Potsdam. Schon am folgenden Tage, am 16. November, machte ein schwerer Tod den Leiden des Königs ein Ende. Unendlich schwierig war die Aufgabe, die er seinem Nachfolger hinterließ, doch noch vermochte die Gesundung des Staatskörpers wohl auch sein äußeres Ansehen zu erhöhen, wenn nur, so schien es, der äußere Friede der innern Genesung die notwendige Zeit ließ. Aber war denn zu erwarten, daß jene dämonischen Mächte, die jenseits des Rheins entfesselt waren, Ruhe und Frieden halten würden? —

Das Brandenburger Thor in Berlin im Jahre 1764.
Radierung von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726—1801), auf 4/5 verkleinert.

König Friedrich Wilhelm III. im Kreise seiner Familie.
Kupferstich von Eberhard Siegfried Henne (1759–1828). Originalgröße.

Aus „S. Buchholtz, Geschichte der Churmark Brandenburg“ V. 177[illegible]. Originalgröße.

Die Anfänge König Friedrich Wilhelms III.

1797–1807.

Wir sahen, in wie schwieriger Lage der Staat sich beim Thronwechsel befand. Der wichtigste Faktor in einem Staate, der wie Preußen lediglich auf die geregeltste und genaueste Finanzverwaltung begründet war, hatte einen schweren Stoß erlitten. Nicht zwar, als ob man, wie vielfach behauptet ist, unmittelbar vor dem Bankerott stand, aber die abschüssige Bahn, die zu ihm führte, hatte man beschritten. Der Staatsschatz war nicht nur geleert, sondern beinahe ebenso viel Schulden hatte der Staat zu tragen, wie in jenem beim Tode König Friedrichs bare Mittel gelegen hatten. Immerhin aber hielt sich eine Schuldenlast von 48 Millionen Thalern noch auf einer Höhe, der man sich wohl gewachsen fühlen konnte, und die entfernt nicht derjenigen der anderen Länder gleich kam. Um mehr als 2000 Geviertmeilen war der Staat vergrößert, und doch brachte dieser ungeheuere Zuwachs nicht mehr als eine Million Thaler Einnahme! Handel und Gewerbe hatten auf der ihnen von Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. gegebenen Grundlage weiter gebaut, ja waren im Begriff, die gewährten Stützen zurückstoßen zu können und machten ihren Lehrmeistern alle Ehre. Gerade damals waren sie in vollem Steigen begriffen, der schlesische Leinwandhandel namentlich nach Spanien und seinen Kolonien hatte sich bedeutend

gehoben, der Verkehr mit dem an Holz und Getreide reichen Polen war geöffnet, und die Getreideausfuhr von Danzig nach England hob sich von 1790 bis 1801 auf das Vierfache. Die preußisch-danzigsche Ausfuhr nach England hatte sich von .00 000 Pfund im Anfang des 18. Jahrhunderts im Jahre 1780 auf 318 272, 790 auf 688 348 gehoben, hob sich 1800 auf 1 733 946 und 1805 gar auf 2 220 031 Pfund. Die Zahl der preußischen Schiffe, die durch den Sund fuhren, hatte im Anfang der siebziger Jahre 200 bis 300 betragen und war 1798 auf 1621 gestiegen, stieg 1804 auf 2012, ja 1799, da im Handel eine Stockung eingetreten war, hätte der Hafen von Bordeaux, so wird uns berichtet, einen toten Eindruck gemacht, wenn in ihm nicht 120 Schiffe unter preußischer Flagge gelegen hätten. Ebenso hatte sich der Viehstand außerordentlich vermehrt, und die Bevölkerungszunahme war eine überraschende. Kein Zweifel scheint es demnach, daß eine Erhöhung der Steuern sehr wohl getragen werden konnte, und daß der Kredit des Staates durchaus nicht erschöpft war. Nur war freilich ein voller Umschwung in den finanzpolitischen Anschauungen und doch auch wieder die Rückkehr zu der altpreußischen Sparsamkeit dringend erforderlich. Und in der That gelang es schon in den nächsten Jahren wieder einen Staatsschatz von 17 Millionen Thalern anzusammeln.

Notwendiger noch war eine solche Rückkehr bei dem Heerwesen, das infolge der unklaren und unentschlossenen Kriegführung tief erschüttert war, dessen Offizierskorps erhebliche Lücken aufwies und der ihm zukommenden Bildung vielfach entbehrte. Es hatte zum großen Teil seine Aufgabe völlig vergessen und sah die ihm zugewiesene erste Stellung im Staate nicht mehr als den Lohn für die wichtigste Leistung, sondern als deren Voraussetzung und eine Veranlassung an zur Ueberhebung und zu breitspurigem Stolz. Wenn man nur die äußere Form rettete, glaubte man noch die Armee Friedrichs vor sich zu haben. Doch auch diese Unarten und Ungezogenheiten waren zu besiegen, der eingeschlafene Geist des preußischen Heeres konnte wieder erweckt werden. Die spartanische Tapferkeit, die sittliche Hoheit vieler Offiziere sollte alsbald es glänzend erweisen. Man liebte wohl die alten Formen auch im Beamtentum, ja sah in ihnen, wie bemerkt, das wahre Heil Preußens, aber es gab doch Männer, die erkannten, wie morsch das Alte geworden, und die bereit waren, dem Edelstein die neue Fassung zu geben, welcher er bedurfte, um sein Feuer leuchten zu lassen. Aber, und das war der eigentliche Sitz des Uebels, in weiten Kreisen des Beamtentums wie der Gesellschaft war mit der Bildung zugleich ein Besserwissen, ein Dünkel und Hochmut, eine sittenlose Anschauung, eine Frivolität ohnegleichen an die Stelle der alten Zucht und Ehrbarkeit getreten. Den Glauben an den lebendigen Gott zu leugnen, hielt man für das Vorrecht der vornehmen Kreise, und zeichnete sich dabei häufig doch nicht sowohl durch Bildung als vielmehr durch eine oberflächliche Halbbildung aus, die sich noch immer verderblicher als die nackte Unwissenheit gezeigt hat. Und die von Wöllner gezüchtete und großgezogene Heuchelei und Frömmelei, der Schein der Religiosität oder Kirchlichkeit, den man sich vielfach gab, weit entfernt, die Ausübung der überaus regen Sinnenlust und gemeinen Genußsucht zu hindern, beförderte eher, weil unwahr durch und durch, die maßlose Verderbtheit der menschlichen Gemeinschaft. Ein gräßlicher Rost hatte, das ist gewiß, sowohl das Heer wie das Beamtentum, sowohl die Gesellschaft in ihren höheren, wie das Volk in seinen niederen Schichten ergriffen. Ein arges Gift war, das ist sicher, in alle Poren des Staates eingedrungen, aber tüchtige Kräfte gab es noch überall, der Rost konnte weggetilgt, das Gift durch ein

Gegenmittel unschädlich gemacht werden. Indessen auch das ist gewiß, nur „ein tiefe religiöse Erweckung, eine energische und rechte Gläubigkeit konnte allein diese böse Geist des platten Sinnengenusses und der sittenlosen Gemeinheit überwinden.“

Und wenn in dem preußischen Staat, der so offenkundig lediglich durch seine Herrscher Werk und Arbeit bestand, es hierfür in erster Linie auf die Persönlichkeit des Herrschers ankam, so erfüllte der tief sittliche Ernst des jungen König zwar jene Forderung, aber die Natur hatte ihm doch die harte und kurze Ent schlußfähigkeit versagt, welche der Privatmann entbehren kann, der Fürst abe besitzen soll. Friedrich Wilhelm III. fühlte tief, daß außer auf die Persönlich keit des Herrschers für die Besserung des Staatswesens es ebenso darauf ankäme einer langen Zeit der Ruhe und des Friedens zu genießen. Sie zu erhalten stellte er in seinen Entschlüssen daher allem voran.

Indessen — wer wüßte es nicht! — ohne Schätzung ist der Einfluß, de mehr und mehr die auf dem Thron jetzt herrschende Ehrbarkeit, Züchtigkeit un wahre Frommigkeit in allen Kreisen des staatlichen und gesellschaftlichen Leben gewinnen sollte. Man hat nur den Namen der Königin Luise zu nenne um die reine Himmelsluft zu bezeichnen, die um das preußische Königshaus jetz wehte. Nur an die Eine, Unvergeßliche braucht erinnert zu werden, um eine wesentlichen Grund der allmählich eintretenden vollen Sinnesänderung anzugeben Es widerstrebt fast der Feder, und die Zunge will sich bäumen, zu gleicher Ze und wie in einem Atem die Weichlichkeit, die zügellose Genußsucht, den nackte Erwerbssinn, die Frivolität und die sittliche Ungebundenheit, die so viele entnervte zu bezeichnen, und daneben von dem anmutigen, dem holden Zauber, der züchtige Reinheit, der innerlichen Wahrheit, von der aufrichtigen Frömmigkeit und de schönen Gemütstiefe zu sprechen, die das Wesen unserer Königin bildete. Un berührt und unentweiht, so war sie in echt deutscher Weiblichkeit an all der Schmutz vorbeigegangen, selbst nicht am Saume des Gewandes war der kleinst Flecken haften geblieben. Unerschöpflich sind die Urteile der Zeitgenossen i ihrem Lobe über „die engelschöne Konigin“. Selbst Goethe, der tiefe Kenne des deutschen Frauenherzens, konnte sich der Anmut der herrlichen Erscheinun nicht entziehen, der Franzose fühlte sich völlig betroffen von der harmonische Sanftheit, der Liebenswürdigkeit und dem rührend Hinreißenden, dem Reiz un der Majestät der Königin. Er glaubte sich einer jener Erscheinungen gegenüb deren berückende und bezaubernde Bilder uns die fabelhaften Erzählungen de alten Zeit geschildert haben. Der Engländer wagt es nicht, seine Schilderun von der Holdseligkeit der Königin, von dem sonnigen Glanze ihrer hell leuchtend Augen zu Ende zu führen, weil er fürchtet, bei ihrem Ueberschwang könne me glauben, auch sein Kopf sei verwirrt geworden, wie es schon so viele seie Selbst die Polen, so widerwillig sie waren, beteten die Königin zuletzt förmli an. Wie ein Wunder stand sie da vor dem preußischen Volke, und w ein Wunder wirkte sie sieghaft auf alle Herzen und Gemüter. Doch do ist die Eigenart wie der duftige Reiz der deutschen Frau — und die Königi ist ja ihre Vollendung — daß sie im stillen wirkt, und allgemach erst, nach un nach ihr Einfluß sich durchbricht. Denn nicht mit großen Thaten, mit wel erschütternden Plänen, sondern mit dem eigenen Leben, mit ihrem Herzen ur Sinn, mit ihrem Dasein wirkt die deutsche Frau. Nicht im prahlerischen Hinaus treten in den wilden Streit, in den Sturm und Drang der eigensüchtigen Wel

icht mit den Waffen des Mannes, die sie von ihrer Hoheit nur herabziehen, ondern mit der Innigkeit des frommen Herzens, mit der Wahrhaftigkeit des emütslebens, mit der Demut, die nicht weiß, wie hoch und herrlich sie ist, so ämpft die deutsche Frau, so wird sie die Gehilfin des Mannes, so übt sie maß- ebenden, bestimmenden Einfluß auf die Geschicke der Menschheit. So zwingt sie erz und Gedanken des deutschen Mannes, und je demütiger das Weib, um so ehr beugt sich vor ihr der Mann. Je stiller und anspruchsloser ihr Walten, m so mehr Macht gewinnt sie, um so williger folgt selbst der harte Mann hrem Wort, um so mehr erkennt und erfährt er, daß in den Fällen der Not nd schweren Geschickes, wo sein Verstand nicht Rat noch Rettung mehr finden ann, das weibliche Auge der Liebe noch Auskunft sieht, daß in der Fülle des eiblichen Herzens noch Mittel liegen, die an den scharfen Ecken des harten Daseins vorbei zum Ziele führen. Wie dunkel auch immer die Schlucht, in elche die Wirren und Kämpfe des Lebens den Menschen schleudern, die Allmacht er deutschen Frau weiß über sie das Morgenrot der Rettung, die Klarheit des himmels heraufzuzaubern.

So war unsere Königin, so wurde die Königin Luise der Segen ihres Ge- nahls, der Segen des preußischen wie deutschen Volkes, so wurde sie selbst ein „Bestandteil der preußischen Geschichte". So lebt und wirkt sie in den Herzen der Nachlebenden, so eroberte sie die Herzen der Mitwelt, so zwang sie diese zur Um- ehr, und ihrer eigenen Macht sich nicht bewußt, war sie es vornehmlich, die eine Reformation an Haupt und Gliedern herbeiführte. In zartester, innigster Herzens- emeinschaft lebte sie mit dem König, und im Verkehr mit seiner Gemahlin, in er Freude an den ihm bisher geborenen beiden Söhnen lebte die rsprünglich in ihm liegende, nur durch eine pedantische Erziehung zurückgehaltene Fröhlichkeit und Heiterkeit des edlen Herzens wieder auf. Nichts war dem König nangenehmer als öffentliches Auftreten, im Kreise seiner Verwandten und der enigen selbstgewählten Freunde, zu denen vornehmlich der Oberst von Köckeritz ehörte, fühlte er sich am wohlsten, und hier im trauten Familienkreise wußte er ohl so lebensfroh zu scherzen, daß selbst die strenge Hüterin der Etikette, die treue Oberhofmeisterin Gräfin Sophie von Voß, ihrer eigenen Regeln vergaß nd ihrer Natur entsprechend fröhlich mit den Fröhlichen sich freuen konnte. —

Ganz im Sinn und Geist der Königin begann Friedrich Wilhelm die Er- neuerung des Staates. Nicht als ob er mit einem das Ganze umfassenden Plane em drohenden Verderben entgegengetreten wäre, denn noch fühlte er sich selbst icht stark genug dazu, und die verunglückte Erziehung hatte eine Schüchternheit nd Zaghaftigkeit in ihm hervorgerufen, die es nicht wagte, in dem Rate der Angesehenen das klar erkannte Bessere mit rücksichtsloser Energie durchzusetzen. Die feste Sicherheit, mit der einst Friedrich Wilhelm I. der Schlange des Uebels en Kopf zertreten hatte, war der ungesuchten Schlichtheit und der einfachen Beradheit des Königs nicht eigen, und Formen, welche Friedrich begründet, wagte er Zweifel Friedrich Wilhelms an der eigenen Fähigkeit nicht über den Haufen u werfen. Noch fehlte auch den fähigsten Köpfen die Einsicht, die wir heut aben, daß die alte Zeit vorbei, und eine neue angebrochen, die neuer Einrich- ungen, neuer Gestaltungen bedürfe. Doch, wenn auch die Wurzel noch nicht usgegraben ward, so wurden dem Unkraut doch wenigstens die wildesten Halme eschnitten.

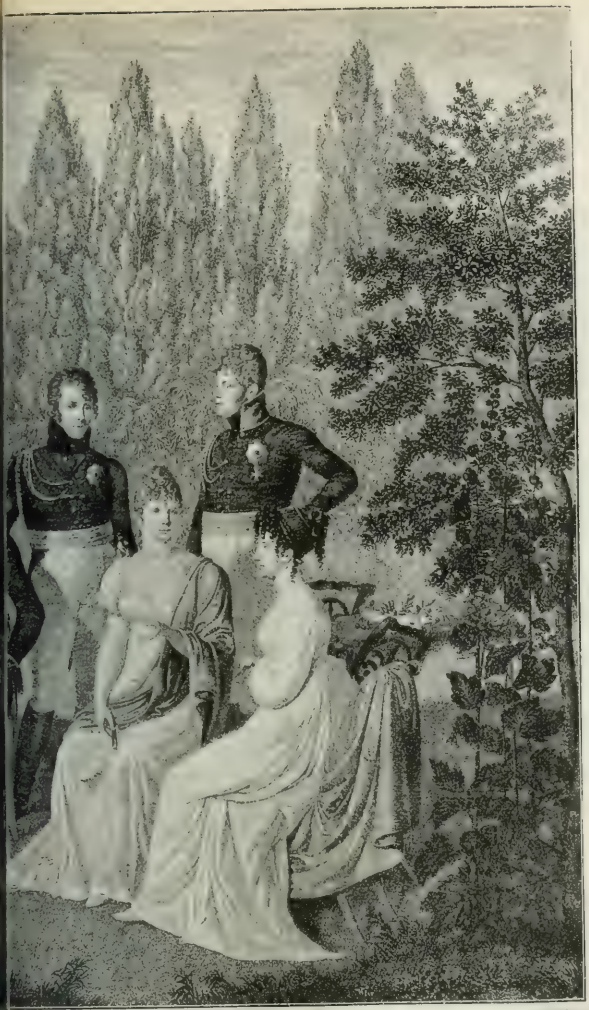
1797 Die Gräfin Lichtenau wurde verhaftet, ihr der Prozeß gemacht. Er blieb freilich ohne Ergebnis, aber die Gräfin verschwand aus dem öffentlichen Leben. Am 22. November erschien eine eigenhändige Kabinettsordre, welche die Staatsbehörden in energischer Weise zu ernstester Pflichterfüllung anwies, sittlichen Ernst und Charakterfestigkeit von den Beamten, Reinheit und Unbescholtenheit in der Verwaltung verlangte. Die Prüfungskommission, die polizeilichen Untersuchungen über die kirchlichen Lehren und Meinungen der Geistlichen wurden beseitigt, das Religionsedikt wurde einer schonungslosen Kritik unterzogen, der wohlverdienten Vergessenheit übergeben. Wöllner selbst, der mit eherner Stirn diese und die schärfsten Worte des Königs entgegennahm, wurde mit den schlimmsten seiner Kreaturen im Jahre 1798 entlassen. Die Zensur wurde zunächst wenigstens erleichtert. Zur strafferen Leitung der auswärtigen Politik durch ein einheitlich geordnetes Fachministerium, zur Hebung des Militärwesens, zur Festigung der Finanzen, zur Wiederherstellung einer gesetzlichen Rechtspflege, zur Regelung der Steuerumlagen, zur Erleichterung des armen Mannes, zur endlichen Aufhebung der Leibeigenschaft, zur Besserung des Schulwesens, kurz zu Aenderungen auf dem ganzen Gebiete des staatlichen Lebens wurden die ersten Schritte gethan. Aber all das gewann dem jungen Monarchen zwar die Herzen seines Volkes, war indessen noch bei weitem nicht die Aenderung des staatlichen und gesellschaftlichen Gefüges von Grund aus, die nun einmal unumgänglich notwendig war. Zudem geriet die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in ein falsches Fahrwasser. Es entwickelte sich eine Kabinettsregierung in dem Sinne, daß nicht mehr die Minister dem Könige die Lage der Sache vortrugen, und dieser daraufhin die Entscheidung traf, sondern daß die Kabinettsräte, welche den unmittelbaren Vortrag hatten, vielfach entscheidenden Einfluß übten, während die Verantwortung Sache der Minister blieb. Indessen darf man die Bedeutung der Beamten des Kabinetts — von denen Mencken und Beyme ihrer Aufgabe im ganzen doch gewachsen waren, und Lombard, litterarisch und ästhetisch umfassend gebildet, gewiß nicht alle die Schmähungen verdient, die auf sein Haupt gefallen sind — doch nicht überschätzen. Die Minister selbst, der Graf von Haugwitz sowohl wie der Freiherr von Hardenberg, waren oft genug unsicher und schwankend bei Entschlüssen von solcher Folgenschwere, wie sie damals zu fassen waren, und in weit

Oberhofmeisterin Sophie Marie Gräfin von Voß
Nach dem im Besitze des Grafen von Voß auf Groß-Giewitz i. M. befindlichen Pastellbilde eines unbekannten Künstlers. Auf etwa $^4/_5$ verkleinert.

Der König von Preuß

im Schloßgart

Berner Gesch. d. Preuß. Staates. 2. Aufl.



Kreise Seiner Familie

Charlottenburg.

Verlag von Carl Strauß in Bonn

Prinz Friedrich Prinz Wilhelm

höherem Maße, als bisher angenommen, traf der König selbständig seine Entscheidung. Doch auch ihn mußte das Gewicht der Verantwortung in jenen Tagen der Gährung und Umwälzung aller staatlichen Bildungen um so unsicherer machen, als er, von den Staatsgeschäften bisher fern gehalten, vor energischen Entschlüssen zurückscheute, und die Friedensliebe seines Herzens, die Scheu vor Blutvergießen, die ihn, seitdem er die Schlacht gesehen, beseelte, mit den augenblicklichen inneren Bedürfnissen des Staates im Einklang stand.

Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Wilhelm im Jahre 1802.
Gleichzeitige Zeichnung eines unbekannten Künstlers aus dem Nachlaß des Erziehers der Prinzen, Friedrich Delbrück, in Thorner Privatbesitz. Auf 1/5 verkleinert.

Mit dem Frieden von Basel hatte Preußen so wenig gedacht, sich von Deutschland zu trennen, daß es vielmehr den Reichsfrieden dadurch zu bewerkstelligen geglaubt hatte. Nun aber trennte sich das Reich von Preußen, und auf dem Friedenskongresse zu Rastatt schlossen die kleinen deutschen Fürsten in würdeloser Haltung sich der Revolutionsmacht an. Wohl war es noch möglich, den Frieden zwischen Preußen und Frankreich aufrecht zu erhalten, aber die staatenvernichtenden Tendenzen der Pariser Gewalthaber mußten zuletzt doch zum Bruche führen. Und in Italien, in Holland, in der Schweiz, am Rhein, überall schon

drängten sie in unerbittlicher Folgerichtigkeit vor. Eine geplante Landung französischer Truppen in England mußte zwar aufgegeben werden, aber nun kam zwischen England, Oesterreich und Rußland eine neue Koalition zu stande. Preußen ging auf die von Frankreich eifrig gemachten Allianzanträge nicht ein, gab die Besitznahme des rechten Rheinufers sogar zu und bewahrte trotz mancher Schwankungen in den großen Streitigkeiten eine Zurückhaltung, von der man einen um so größeren Gewinn für die einzelnen deutschen Staaten und vornehmlich die Erhaltung der Neutralität und des Friedens für Norddeutschland hoffte. Denn sorgsam unterschied man in Berlin zwischen dem wüsten Regiment, das augenblicklich in Frankreich herrschte, und dem französischen Staate; in diesem sah man sowohl am Regierungstische wie im Volke den natürlichen Verbündeten Preußens. Aber immer weiter schweiften die Pläne der französischen Republik, und nicht in letzter Linie war das deutsche Reich ihr Ziel und Endzweck, ja sie gingen weit hinaus über die der einstigen Monarchie, wenn sie auch an diese anknüpften. Oesterreich aus Deutschland hinauszuweisen, Preußen bis über die Elbe zurückzudrängen, es im Osten in einen unversöhnlichen Gegensatz zu Rußland zu bringen, England an der empfindlichsten Stelle zu treffen, ihm den Handel nach dem Festlande zu entziehen und die deutschen Kleinfürsten, in eine nord- und eine süddeutsche Gruppe geteilt, untrennbar an das Leitseil zu knüpfen — das war der Plan der französischen Gewalthaber. Und es begreift sich, daß damit, wenn anders der preußische Staat sein Dasein retten wollte, der Kampf an Preußen auf Sein oder Nichtsein, auf das Messer erklärt war.

Inzwischen war die zweite Koalition von Bonaparte, der seit dem Staatsstreich vom 18. Brumaire erster Konsul der Republik geworden, zerschlagen, und Oesterreich zum Frieden von Lüneville gezwungen, in welchem es unter anderm sich mit der Entschädigung der vom linken Rheinufer verjagten deutschen Fürsten durch geistliche Länder einverstanden erklärte. Preußen lenkte nun mit dem Gedanken, durch die Entschädigungen für den Verlust sowohl den eigenen Staat geographisch abzurunden und zu vergrößern, als auch ihn zur führenden Rolle in Norddeutschland, wie zum Hort Süddeutschlands, insbesondere Bayerns gegen Oesterreich zu befähigen, in ein Fahrwasser ein, welches das Reich zum Heile führen sollte. Und mit Recht glaubte man mit den Säkularisationen dem Reiche überhaupt eine höhere militärische Leistungsfähigkeit namentlich gegen den Westen zu geben. Indessen schon wurde Preußen von Frankreich und Rußland genötigt, seine Entschädigungen in einer unerwünschten Richtung zu suchen, und Ende März 1802 mußte der König
1802 „mit Thränen in den Augen" den Befehl geben, Hannover, damit es nicht in russische oder französische Hände falle, zu besetzen. Nach der Ermordung des Kaisers Paul von Rußland und der Thronbesteigung Alexanders fiel die Hoffnung auf das Einverständnis, welches man von Rußland für die auf Erstarkung Preußens gerichteten Pläne erwartet hatte, zunächst zusammen. Eine Annäherung an Oesterreich führte zwar zu einer vorläufigen Verständigung über die Entschädigungsfrage, konnte aber den Gegensatz um so weniger übertünchen, als Oesterreich wenigstens der Säkularisation der geistlichen Kurfürsten entschieden widerstrebte. Napoleon endlich, der Zustimmung Rußlands sicher und nach dem Frieden von Amiens auch von England zunächst unbehelligt, nötigte Preußen zu dem Vertrage vom 23. Mai 1802, auf Grund dessen zwischen dem Marquis von Lucchesini und Beurnonville die preußischen Entschädigungen festgestellt wurden, die dann

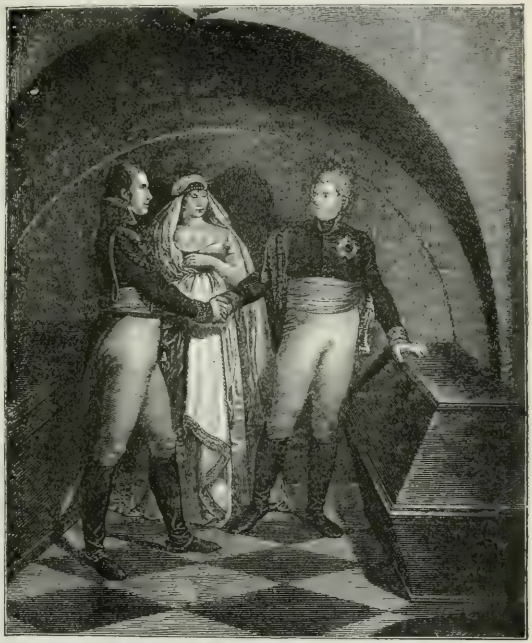
Empfang des Kaisers Alexander von Rußland durch die Königin Luise von Preußen in Memel, am 10. Juni 1802.

Nach dem Gemälde von Heinrich Dähling (1773—1850) gestochen von Johann Friedrich Bolt (1769–1836). Auf 1/3 verkleinert.
(Gräfin Voß schreibt von dem Eindruck, den die Königin Luise an diesem Tage machte, in ihrem Tagebuch: Sie war heute schöner wie je.)

1803 wenig später im Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 Aufnahme fanden. Allerdings erhielt Preußen mit den Bistümern Paderborn und Hildesheim, dem größten Teil von Münster, den Städten Erfurt, Mühlhausen, Nordhausen, Goslar und einigen thüringischen Gebieten im Innern Deutschlands eine reiche Entschädigung (173 Geviertmeilen mit etwa 500 000 Einwohnern), und in Memel und Königsberg, wo eine Zusammenkunft zwischen dem Könige und dem Kaiser von Rußland stattfand (Sommer 1802) freute man sich des schließlichen Ergebnisses. Allein von denjenigen Gebieten, die man gewünscht, hatte Napoleon Preußen ausgeschlossen. Die geplante Stellung im südlichen Deutschland war dahin, vom Rhein war mit Preußen der letzte starke Gegner Frankreichs verdrängt, und die Hegemonie über Norddeutschland, wie man damals die führende Rolle bezeichnete, zerfiel in sich selbst.

Denn als nun der neue Bruch zwischen Frankreich und England, dem Napoleons leidenschaftliche Feindseligkeit galt, in die drohendste Nähe rückte, und Kaiser Alexander mit wachsender Entschiedenheit sich dem Inselreich zuneigte, da sammelte Napoleon nicht nur am Niederrhein eine Armee, sondern besetzte Hannover, das ihm allerdings das einzige Faustpfand bot, gegen die etwaigen französischen Verluste in den Kolonien, und traf alle Vorbereitungen, den englischen Handel auf der Elbe und Weser zu unterdrücken, die Hansestadte zu vergewaltigen. Es lag am Tage, wie diese napoleonischen Uebergriffe die preußischen Interessen selbst berührten, den preußischen Handel und Wohlstand vernichteten und die Neutralitat Norddeutschlands thatsächlich verletzten. Ganz und gar mußte das Ansehen des Staates dahinschwinden, wenn er ihnen nicht mit Entschiedenheit sich widersetzte. Wiederholt trat der Graf von Haugwitz dafür ein, aber er erreichte vom Könige bei dessen feststehender Ueberzeugung, daß selbst ein glücklicher Krieg für Norddeutschland verderblicher als kleine Uebergriffe der Franzosen seien, nur die Erlaubnis zur Anwendung diplomatischer Vorstellungen. Allerdings wurden solche in ausgedehntem Maße angewandt, man entschloß sich sogar, wieder ein Bündnis zugleich mit Rußland und mit Frankreich in Paris vorzuschlagen. Man wollte sich verpflichten, Oesterreich von einem Angriff auf Napoleon zurückzuhalten, wenn dieser nur jede fernere Belästigung des neutralen Norddeutschlands unterlasse. Indessen selbst Rußland lehnte ein Bündnis, dessen Spitze sich nicht entschieden gegen Frankreich richtete, ab, und Napoleon stellte unerhörte Forderungen, verweigerte auch die geringste Bürgschaft für die Erhaltung der Ruhe in Deutschland und verfolgte offenbar die Absicht, Preußen durch allgemein gehaltene Versicherungen der Freundschaft einzuschläfern. Der preußische Gesandte in Paris betonte wiederholt, wie der Krieg auf dem Festlande unvermeidlich sei, doch glaubte der Freiherr von Hardenberg, der seit dem April
1804 1804 den Grafen von Haugwitz abgelöst hatte, weder von Napoleon noch von Alexander diejenigen kriegerischen Absichten voraussetzen zu sollen, welche sie wirklich hegten. Ja von Napoleon hoffte man, nachdem er sich am 18. Mai 1804 zum Kaiser hatte ausrufen lassen, die Rückkehr zu friedlichen Gesinnungen, und in jedem Falle war man entschlossen, die Neutralität aufrecht zu erhalten. Aber alle Aufforderungen der Mächte, besonders Rußlands zum Kampf gegen Napoleon lehnte man ab, und Rußland dachte nun über Preußen herzufallen, seine östlichen Provinzen ihm zu entreißen, und England wie Oesterreich sollen ihre Zustimmung zum Kampfe gegeben haben. Im Spätherbst zogen sich die russischen Truppen

im Osten zusammen, die Koalition zwischen England, Rußland, Oesterreich und Schweden schien ihrem Abschluß nahe, und unfehlbar mußte die norddeutsche Neutralität nun in die Brüche gehen, wenn nicht die Franzosen aus Hannover entfernt wurden. Nicht zu bezweifeln war es, daß Hannover bei dem endlichen Frieden von England getrennt werden sollte, und unbestreitbar war für diesen Fall, daß es alsdann eine Lebensfrage für Preußen bilde, in den Besitz des Landes, in welchem die Elbe- und Wesermündungen lagen, zu gelangen. Mit der Verstärkung der militärischen Stellung sicherte man zugleich den norddeutschen Handel. Ja die Erwerbung Hannovers schien gerade der Mittelpunkt der preußischen Politik sein zu müssen, wenn die Aufrechterhaltung der Neutralität die Absicht war. Sie mußte durch die Besetzung Hannovers wesentlich erleichtert werden, während ohne sie Preußen in den Kampf der Mächte hineingezogen wurde.



Kaiser Alexander I., König Friedrich Wilhelm III. und Gemahlin am Sarge Friedrichs des Großen, in der Nacht vom 3. zum 4. Nov. 1805.
Nach dem Gemälde von Franz Catel (1778—1856) gestochen von Friedrich Wilhelm Meyer (geb. um 1770). Auf etwa 1/5 verkleinert.

Da führte der Kampf der Verbündeten gegen Frankreich, der inzwischen in Süddeutschland begonnen, die preußische Politik zu den scheinbar widersprechendsten Wandlungen, wiewohl auch ihnen die Erhaltung des Friedens und der Neutralität für den Norden zu Grunde lag und zunächst auch noch erreicht wurde. Die Nachricht von dem unmittelbar bevorstehenden Durchmarsch der Russen durch preußisches Gebiet nach Süddeutschland veranlaßte militärische Maßregeln im

Osten, als plötzlich Napoleon im festen Vertrauen auf die friedliche Gesinnung des Königs die Neutralität Preußens mit dem Durchmarsch durch Ansbach in der rücksichtslosesten Weise verletzte. Unwilliger und unwilliger zürnte das preußische Volk ob der dreisten Willkür, verlangte den Kampf für die Ehre und Existenz des gesamten deutschen Vaterlandes. Einen Augenblick schien selbst den König die Empörung hinzureißen, er schien gewillt, dem allgemeinen Zorne folgend, das Schwert gegen den Usurpator zu ziehen. Er gestattete nunmehr den Durchzug der Russen und ließ — doch wieder in der Hoffnung, seine Neutralität zu wahren — die Besetzung Hannovers vollziehen. Jetzt kam Kaiser Alexander, um den
1805 König für den Kampf zu bestimmen, persönlich nach Berlin, und am 3. November wurde zu Potsdam — man kennt die ergreifende Szene am Sarge Friedrichs, in der sich beide Herrscher ewige Freundschaft gelobten — ein Vertrag geschlossen, in welchem Preußen sich zur bewaffneten Neutralität, zur Forderung einer Reihe von Aenderungen in Europa und vornehmlich zur Räumung Deutschlands von den französischen Truppen entschloß. Seit langer Zeit schon war in Berlin, ja in ganz Preußen eine Partei thätig, welche mit Ungestüm den Krieg mit Frankreich verlangte, und an ihrer Spitze stand ein Fürst von so ungewöhnlich glänzender Begabung, wie der Prinz Louis Ferdinand von Preußen. Schon schleuderte Ernst Moritz Arndt im „Geist der Zeit" seinen ganzen wilden pommerschen Zorn gegen den frechen Emporkömmling, und seine flammenden Worte fanden lauten Widerhall bei der Kriegspartei. Durchaus nicht entsprachen jene Beschlüsse den Wünschen dieser kampflustigen Patrioten, sie gerieten aber wie aus der Fassung, als der Graf Haugwitz, der, jene Forderungen an Napoleon zu stellen und ihn hinzuhalten, in dessen Feldlager gesandt war, mit einem ganz entgegengesetzten Ergebnis zurückkehrte. Napoleon hatte mit der Schlacht von Austerlitz nicht nur Oesterreich, sondern die ganze Koalition ins Herz getroffen, und weder gewillt, noch im stande, Preußen allein der Wut des allmächtigen Imperators auszu-
15. Dez. setzen, hatte Graf Haugwitz am 15. Dezember in Schönbrunn ein Abkommen mit Napoleon getroffen, in welchem Preußen gegen Anerkennung des französischen Besitzstandes und gegen Abtretung von Cleve, Nürnberg und Ansbach das Land Hannover erhielt. Ja als man in Berlin den hierfür geforderten Bund von dem Abschluß des allgemeinen Friedens abhängig zu machen suchte, vernichtete
1806 Napoleon den eben geschlossenen Vertrag und zwang (Paris, 15. Februar 1806)
15. Febr Preußen, das inzwischen abgerüstet hatte und wehrlos vor der französischen Uebermacht, die mit Leichtigkeit von Süddeutschland heranrücken konnte, dalag, zu einem Bündnis, in welchem es die Schließung der Nordseehäfen und Lübecks gegen England zusagte. Unfehlbar mußte, so war zu erwarten, einer solchen Zusage der Krieg mit England folgen.

Allein selbst der Gewinn von Hannover blieb noch unsicher, die französischen
1805 Truppen entfernten sich trotz des zu Preßburg abgeschlossenen Friedens zwischen
26. Dez Oesterreich und Frankreich nicht aus Süddeutschland, und dem Schwergewicht, mit welchem die französische Besatzung auf der preußischen Süd- und Westgrenze lastete, fügte Napoleon eine weitere Rechtsverletzung hinzu, indem er Wesel mit Frankreich und die Abteien Essen, Werden und Elten mit dem neuen Großherzogtum Berg vereinigen ließ. Natürlich, daß in Preußen das tiefe Sinken des Ansehens mit großer Bitterkeit empfunden wurde, daß der König, längst tief verletzt, im Innersten seiner Seele erzitterte über die Unbill, die Gewaltmaßregeln

Der Tod des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen in dem Gefecht bei Saalfeld, am 10. Oktober 1806.

Kolorierte Radierung von Johann Lorenz Rugendas (1775–1826, auf 3/10 verkleinert)

Friedrich von Gentz.
Nach dem 1821 entstandenen Gemälde von F. Lieder (1780–1856). Auf Stein gezeichnet.

des übermütigen Korsen. Aber besser als andere kannte er die Schwachen des Staates, und Unheil und tiefe Not sah er da voraus, wo vielfach eine leichtherzige Begeisterung von nahem Sieg und blühendem Lorbeer träumte. Am wenigsten wollte er sich in den Krieg gegen Schweden, das gewaltsam aus Lauenburg verdrängt werden mußte, von Napoleon hineintreiben lassen, pflegte im Gegentheil nach wie vor die freundschaftlichen Verhältnisse zu dem mit jenem in naher Beziehung stehenden Rußland. Selbst die Bildung eines norddeutschen Bundes beförderte Napoleon nur scheinbar, bereitete ihr in der That nur Hindernisse. Ein Gaukelspiel war's auch nur, daß er dem Könige von Preußen den Namen eines Kaisers von Norddeutschland angeboten hatte. Unter seiner Aegide vielmehr und in nackter Mißachtung jedes historischen Rechtes ketteten sich am 17. Juli zunächst sechzehn Fürsten im Rheinbunde an die napoleonische Willkür, und ihre deutschen Truppen traten in den Dienst des Imperators. Es gab kein Deutschland mehr, und kaltsinnig legte Kaiser Franz am 6. August die deutsche Kaiserkrone nieder. In kühnen Worten rief der große Publizist Deutschlands, Friedrich von Gentz, der damals freilich schon die preußischen Dienste verlassen, die Nation auf zum Kampfe gegen Napoleon. Um der Ehre und des eigenen Daseins willen mahnt Gerhard Johann David Scharnhorst, nunmehr mit Rußland zusammen das Schwert aus der Scheide zu ziehen. Das kommende Elend wie voraussehend, beschwort der Finanzminister Freiherr vom und zum Stein den König, die Gebrechen
1806 der Staatsregierung, hauptsächlich das Kabinett, abzuschaffen, und im September flehten die Königin, die Prinzen des königlichen Hauses, Stein, Blücher und andere Generale feierlich den König an, seine Ratgeber zu wechseln. Niemand zweifelte mehr, daß die umfassenden, in der That Oesterreich geltenden, Truppenbewegungen, welche der General von Blücher aus Westfalen, der Gesandte Graf Goltz aus Regensburg meldete, gegen Preußen gerichtet seien. Nicht genug, daß, wie man erfuhr, Hannover Preußen wieder abgenommen werden sollte, nicht genug, daß die Anwesenheit und das Vorrücken französischer Truppen jede Selbstständigkeit des Staates aufhob, mußte vielmehr das täglich wahrscheinlicher werdende Einverständnis Napoleons mit England und Rußland Preußen immer mehr vereinzeln, ja man war von Süden und Westen einem unmittelbaren Einfall Frankreichs ausgesetzt.

Aber immer noch auf Frieden hoffend, rüstete man sich gegen einen solchen Ueberfall nur notdürftig, hatte aber schon Anordnungen getroffen, um den Forderungen an die Staatskasse genügen zu können. Auf Steins Betreiben hatte man sich im Januar 1806 zur Anfertigung des ersten preußischen Papiergeldes entschlossen und gab im Laufe des Jahres bis zu vier und einer halben Million Thaler Tresorscheine aus, deren geringster auf fünf Thaler lautete. Von Napoleon

aber verlangte man jetzt mit Entschiedenheit die endliche Zurückziehung seiner Truppen. Dieser aber versagte sich, als Kaiser Alexander den von seinem Bevollmächtigten schon gezeichneten Vertrag zu vollziehen sich weigerte, bestimmt einer solchen Forderung, verlangte vielmehr die sofortige Abrüstung Preußens und versicherte dem Welfenhause aufs neue den Heimfall seines Stammlandes. Damit war zur Freude vieler Patrioten der Krieg entschieden, dessen Ausbruch Napoleon noch hatte verschieben wollen, und den vermeiden zu können Friedrich Wilhelm selbst jetzt noch hoffte. Nun aber gewannen die berechtigten Zweifel des Königs an der Kriegstüchtigkeit und Zuverlässigkeit des Heeres doch hier und da Anhänger, und die leise sich erhebende Sorge war um so natürlicher, als Preußen allein den Kampf gegen die ganze französische Uebermacht, der sich der Rheinbund gut und gern anschloß, bestehen sollte. Denn die russischen Truppen standen noch weit ab in ihren Steppen, und das verbündete Sachsen suchte heimlich Napoleons Hand. Schon bei Beginn des Feldzuges wurden Fehler gemacht, die Pläne Scharnhorsts verworfen oder unvollkommen ausgeführt. Das Heer, nur zum Teil zum Kampfe berufen, sollte durch Thüringen marschieren, die, wie man meinte, noch nicht zahlreiche feindliche Armee in Franken erwarten. In seiner übergroßen Bescheidenheit hatte der König den Oberbefehl nicht selbst übernommen, sondern ihn dem Herzog von Braunschweig übertragen, und dieser, hochbetagt, wie fast alle Generale und Stabsoffiziere, hatte nur zögernd sich zur Uebernahme entschlossen, suchte die Verantwortung auf den König, der anfangs Oktober im Feldlager eingetroffen war, oder auf einen Kriegsrat, der immer häufiger zusammenberufen wurde, abzuwälzen. Es kennzeichnet die unsichere Haltung im Hauptquartier, wenn Scharnhorst schreibt: „Was man thun müßte, das weiß ich wohl, was man thun wird, das wissen die Götter." Und doch stand der unmittelbare Angriff der Franzosen bevor.

1806 17. Sept.

Um den Uebergang über die Saale zu ermöglichen, sandte der Fürst von Hohenlohe seine Vorhut unter dem Prinzen Louis Ferdinand nach Rudolstadt voraus, und als die Franzosen Koburg besetzten, beschloß der Prinz, obwohl der Uebergang inzwischen wieder aufgegeben war, einen Vorstoß gegen den Feind. Der aber machte von seiner überlegenen Tirail-

Preußischer Fünf-Thalerschein vom Jahre 1806.
Als Probe des ersten preußischen Papiergeldes.
Nach einem im Besitze von L. Clericus in Magdeburg befindlichen Exemplare.
Originalgröße.

leur-Taktik Gebrauch, umging die preußischen Truppen, besiegte sie vollständig
1806 10 Okt (10. Oktober). Schon dieser Schlag wirkte auf die Armee betäubend ein, wirkte um so betäubender, als der geniale Prinz, die Hoffnung aller Patrioten, „der Kriegsgott", „der Liebling des Heeres", auf den sich alle Augen richteten, auf der Wahlstatt sein junges Leben lassen mußte. Er hatte das „feierlich männliche Wort" eingelöst, das er und die Generale von Blücher und von Rüchel einander im vergangenen Dezember zu Erfurt gegeben, „bestimmt das Leben daran zu setzen oder diesen Kampf, wo Ruhm und hohe Ehre uns erwartet, oder politische Freiheit und liberale Ideen auf lange erstickt und zernichtet werden, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben".

Prinz Louis Ferdinand von Preußen.
Kupferstich von Eberhard Siegfried Henne (1759—1828), auf etwa die Hälfte verkleinert.

Doch schwerer noch sollte das Geschick einen General treffen, der in den letzten Feldzügen so manche Lorbeeren gepflückt, einen Fürsten, der, die goldene Kette des Rheinbundes verachtend, sein Fürstentum daran gegeben und auf seinen Posten im preußischen Heere geeilt war. Ohne, wie ihm befohlen, das rechte Ufer der Saale zu besetzen, ging Fürst Hohenlohe auf das linke zurück. Und während im preußischen Hauptquartier jede Kunde vom Feinde fehlte, marschierte Napoleon unaufhaltsam vorwärts. Am 12. Oktober stand er im Rücken der preußischen Armee, besetzte Naumburg, Marschall Davout bemächtigte sich des Saale-Passes bei Kösen. Die Preußen kehrten ihrer Hauptstadt das Gesicht zu. Am
14 Okt 14. kam es zur Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt. Dort wurde Hohenlohe von der erdrückenden Uebermacht trotz aller Tapferkeit seiner Truppen völlig geschlagen und zu einem Rückzug genötigt, der in eine entsetzliche Flucht ausartete. „Lieber tausendmal sterben", sagte Gneisenau noch in der Erinnerung, „als das noch einmal erleben". Um so glücklicher schienen auf dem anderen Schlachtfelde

DER
FREUSSISCHE STAAT
unter
Friedrich Wilhelm III.
bis 1806.
Staatsgebiet unter Friedrich II.
Abtret. desselb. unt. Friedr. Wilh. III.
Erwerb. unt. Friedr. Wilh. II. u. III.
Abtretungen unt. Friedr. Wilh. III.
Neuchatel & Valengin 1707-1806
NORDSEE
OSTSEE
SCHWEDEN
Seeland
Fünen
Rügen
Holland
Kgr. Holland
Hannover
Krfth. Hannover
Mecklenburg
Hzth. Mecklenburg
Kurmark
Mittelmark
Altmark
Brandenburg
Kurfstth. Sachsen
Krfth. Hessen
Hzth. Hessen
Kgr. Bayern
Anspach
Bayern
Pfalz
Schlesien
Schweiz
Frankreich
Neuchatel
Ostl. v. 32 Ferro
Entworfen u. gezeichnet v. A. Brecher.
Geograph. Anst. v. Wagner & Debes, Leipzig.

Napoleon besucht das Grab Friedrichs des Großen, am 25. Oktober 1806.
Nach der Zeichnung von Heinrich Dähling (1773—1850) in Aquatinta gestochen von Friedrich Jügel (arbeitete am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrh.). Auf 1/6 verkleinert.

die preußischen Waffen zu sein, wo Scharnhorst seine ganze Kraft einsetzte. Tapfer 1806
und ihres alten Ruhmes würdig fochten die Preußen, gewannen Terrain auf Terrain, sie waren im Begriff, die französische Armee zu umklammern, und schon konnte Scharnhorst seinen Bataillonen zurufen, sie hätten die preußische Monarchie gerettet. Dann aber waren die Verstärkungen im rechten Augenblick nicht zur Stelle. Nach der schweren Verwundung des Herzogs von Braunschweig fehlte ein Oberkommando vollständig, jeder General handelte nach seinem Ermessen auf eigene Faust. Der General von Kalckreuth blieb mit seinen aus drei vollen Brigaden bestehenden Reserven völlig unthätig auf der Höhe von Eckartsberga stehen, und andere 21 Bataillone nebst 44 Geschützen, welche die Saale-Uebergänge bei Naumburg und Dornburg bewachen sollten, kamen ebensowenig ins Gefecht. Nun konnte Davout die Preußen im Norden und Süden umzingeln, und die Schlacht war trotz des starken Verlustes und der völligen Erschöpfung der Franzosen für die Preußen verloren.

Noch ahnte man es nicht, und doch war es die Wahrheit, nicht nur die Schlacht, sondern Preußen selbst war verloren. Der Uebermut des frechen Eroberers, der sofort nach der Schlacht den preußischen Provinzen eine Kontribution von 159 Millionen Francs auferlegte, gleich als seien sie schon erobert, sollte nur

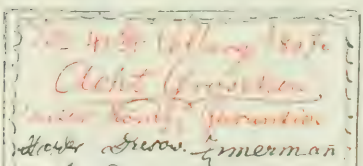
1806 allzu bittere Früchte zeitigen. Die preußische Armee löste sich auf dem Rückzuge vollständig auf, bei Halle erlitten die Reserven eine neue Niederlage. Höchst ungenügend freilich waren die Festungen zum Widerstande gerüstet, ihre Kommandanten alte und unfähig gewordene Soldaten. Aber solch eine Flucht und Felonie, wie sie nun einriß, war ohnegleichen in der Weltgeschichte. Erfurt, Magdeburg, Stettin, Küstrin, die meisten schlesischen Festungen öffneten in empörendster Feigheit ihre Thore, und jede böse That gebar fortzeugend Böses, Niederträchtiges. Fürst Hohenlohe, der sich bis in die Uckermark mühsam durchgeschlagen, wurde durch eine gemeine Unwahrheit geblendet, die Joachim Murat, als er ihn bei Prenzlau erreichte, über die Stärke seiner Truppen ihm aufzubinden sich nicht entblödete. Trotz des verwegenen Angriffs des Prinzen August von Preußen kapitulierte der Fürst im offenen Felde. Nichts half es, daß Blücher unter furchtbaren Mühen stundenlang sicherte ihm Oberst York mit seinen Jägern den Uebergang über die Elbe — ihn zu entsetzen versuchte, daß Scharnhorst mit unglaublicher Kühnheit den Feind im Rücken und in der Flanke faßte und, sich nach Mecklenburg werfend, mehrere französische Korps nach sich zog. Nichts half es, daß Blücher vor Lübeck, ja in den Straßen der Stadt mit Verzweiflung sich wehrte, zuletzt mußte auch er, ohne Munition, ohne Proviant, der feindlichen Uebermacht sich ergeben. Wohl waren herzerquickende Heldenthaten geschehen, aber unbekümmert um sie war das Unglück schnell voran geschritten. Schon am 24. Oktober waren die Franzosen in Berlin, Napoleon selbst hatte sich zunächst nach Potsdam begeben, besuchte das Grab des Großen Königs, und nicht würdiger glaubte er Friedrich zu ehren, als indem er seinen Degen, seine Schärpe, seine Orden raubte. Am 27. Oktober hielt er seinen feierlichen Einzug in Berlin. Wohl trat ihm hier manche Gesinnungsniederträchtigkeit entgegen, und die preußische Verwaltung folgte fast ohne Widerspruch den napoleonischen Befehlen. Aber alsbald begann auch hier nicht nur die schlimmste Kontribution das Volk zu bedrücken, sondern gegen alles Völkerrecht wurden die königlichen Schlösser und Kunstsammlungen bestohlen. Selbst die Viktoria, die Friedrich Wilhelm II. auf dem von ihm erbauten Brandenburger Thor als einfach schönen Schmuck hatte setzen lassen, wurde geraubt und wie alle Kunstschätze nach Paris gesandt. Mit der Ruchlosigkeit des Barbaren zerstörte Napoleon alle wirklichen oder vermeintlichen Andenken der preußischen Größe. Ehrlos wagte er es, die Königin Luise, die er schon vorher als Anstifterin des Krieges geschmäht, aufs neue zu verleumden. Er ahnte nicht, daß weit höher noch, als all die furchtbaren Erpressungen, die er dem Lande auferlegte, weit höher noch als die Brachlegung des Handels, die er mit der entsetzlichen Kontinentalsperre gegen England befahl, gerade diese Rohheiten die Herzen des Volkes gegen ihn entflammten und jetzt schon den alten preußischen Vaterlandssinn auferweckten, der wohl einschlummern, aber nicht sterben konnte.

Am Tage der furchtbaren Schlacht selbst hatte König Friedrich Wilhelm, der inzwischen mit seiner Familie nach Ostpreußen geflüchtet, Waffenstillstand erbeten, hatte wiederholt dieselbe Bitte ausgesprochen. Schon war er bereit, selbst bis zur Elbe alle Länder aufzugeben und die Kriegskosten zu bezahlen, da zerschlugen sich alle Verhandlungen dadurch, daß der Kaiser den Bruch Preußens mit Rußland verlangte. Nimmermehr hätte Friedrich Wilhelm, wie es freilich Sitte damals war, seine Bundesgenossen verlassen, nimmermehr Preußen zur Grund-

Einzug Napoleons in Berlin am 27. Oktober 1806.

Nach der Zeichnung von Ulrich Ludwig Wolf (1772–1832) gestochen von Johann Friedrich Jügel (arbeitete am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrh.). Auf etwa 1/3 verkleinert.

lage der französischen Angriffe auf Rußland gemacht. Er beschloß die Fortsetzun des Kampfes (21. November). Doch erst, als in Polen der Aufstand losbrad als die polnischen Stachitzen auffaßen und nicht nur die preußische, sonder auch die russische Herrschaft gefährdeten, fand Kaiser Alexander sich bewogen, d vertragsmäßige Hilfe zu leisten. Auch sie blieb erfolglos, und was noch Tüchtige
1807 geschah, wurde durch die Preußen vollführt. Als es am 7. und 8. Februar 180 zwischen den Russen und Franzosen zur Schlacht bei Preußisch-Eylau kam, d war es das preußische Korps unter L'Estocq, das, Scharnhorsts Weisungen folgend die Schlacht entschied, zum erstenmale dem Imperator den Sieg entriß. Diesm hatte der Generalstabschef alle seine Anordnungen selbst ausführen können, un alle waren geglückt. Endlich einmal hatte Napoleon fühlen gelernt, daß der Gei Friedrichs in der preußischen Armee noch nicht erloschen. Er räumte das Schlach feld und zog sich über die Passarge zurück. Scharnhorst drang auf schleunigst Verfolgung, auf Zurückwerfung der Franzosen bis über die Weichsel. Aber a seine Ermahnungen vermochten nichts über den russischen Oberbefehlshaber von Ben nigsen, der das Schicksal seiner soeben erst durch die Preußen geretteten Arme nicht einer „allgemeinen Affaire" aussetzen wollte. Was auch galt ihm die Be freiung Danzigs, oder was war ihm die Gefahr Pommerns! Kein glänzenderes Beweis aber für die Bedeutung des Sieges, als daß Napoleon, der bisher di preußischen Bitten um Waffenstillstand nur mit Hohn und Spott beantwort hatte, jetzt seinerseits dem Könige den günstigsten Sonderfrieden anbot! Auc waren ihm die preußischen Verhandlungen mit England und Oesterreich nich unbekannt geblieben, und er empfand mit bittrem Unwillen, was den gerade jet nach Preußen übersiedelnden Barthold Niebuhr mit so viel Freude erfüllte, da nirgend mehr so viel Kraft, Treue und Gutmütigkeit vereinigt sei, wie in dieser preußischen Volke. Denn auch anderwärts mußte Bonaparte erfahren, daß männ nischer Mut, soldatische Tugend in Preußen noch nicht verschwunden. Wie störte es ihn, daß hier die Freikorps entstanden, daß Ferdinand von Schill, der tapfer Husaren-Major, in Pommern seinen Truppen manch empfindlichen Schaden beibrachte daß der alte General de l'Homme de Courbière Graudenz hielt. Wie empörte e ihn, daß Major von Gneisenau, aufs kräftigste von dem tapfern Nettelbe unterstützt, Kolberg seinem König rettete! Mit Mühe nur konnte e das von den Preußen mit größte Tapferkeit verteidigte Danzig nehmen Endlich am 26. Mai fiel die Stad und klagend schrieb die Königin die Bedeutung des Ereignisses vol würdigend: „Es giebt Momente wo der Mut sinkt und Trauer di Seele bemeistert, und so ist de jetzige: Danzig, Danzig ist dahin seit gestern in französischen Händen in diesen verhaßten, über alles gräß lichen Händen". Jetzt waren in de That alle Hoffnungen, welche Scharn horst auf den Ausbruch des Volks



Notgeld aus der Zeit der Belagerung von Kolberg i. J. 1807.

In Größe des Originales im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.

Erläuterungsblatt

zu dem

eigenhändigen Schreiben der Königin Luise an ihren Vater, den Herzog Karl von Meklenburg-Strelitz,

d. d. Königsberg, 15. Mai 1807.

In Größe des Originales.

Übertragung des nebenstehenden Schreibens.

Königsberg, d. 1. Juli 1807

Mein lieber Sohn! Ich schreibe Dir mit Blut, weil mir gestern [illegible] Blücher hat mir gestern [illegible] Ich habe [illegible] Ich habe [illegible] Ich habe

Königsberg d. 15 May 1807

Bester Vater. Die Abreise des Generals Blücher giebt mir gottlob einmahl eine sichere Gelegenheit, offenherzig mit Ihnen zu reden. Gott wie lange entbehrte dieses Glück und wie viel hab ich Ihnen zu sagen. Bis zur 3t Wochen meines Krankenlagers war jeder Tag mit einem neuen Unglück begleitet, denn Schlacht nicht möglich sind, weil gottlob eine Gelächtniß nicht hinreicht um sie aufzuzeichnen, und es ein wahres Unglück wären wenn diese Erschütterungen anhaltend fortwirken hätten. Die gewonnene Schlacht bey Pultuck war das erste glückliche Ereigniß nach 3 Monath schrecklicher Leiden; die viel entscheidenden bey Preussisch Eylau das zweite Glück, und die Ankunft unseres wahren Freundes des Kaysers von Rußland die dritte glückliche Epoque. Nun hab ich wieder Muth, mit der zunahme meiner Physischen Kräfte nehmen auch meine Seelen Kräfte und Hoffnungen zu, die Schlacht bey Eylau war sehr wichtig in ihren Folgen. Freylich hat man nicht allen Vortheil davon gezogen den man hätten ziehen können, allein die Franzosen sind auf einer unerhörten Weise geschwächt, sie verloren wenigstens 30 Tausend Mann.

1. Juni

Mann u. Soldat zu deffentiren u.
8 Tage: darauf war sie durch Verrath
dieses ..... in die Hände
des Feindes. — Doch genug von
den vergangenen Gräuelen, wende
wir unseren Blick zu Gott, zu ihm
der unsere Schicksale lenkt, der uns
nie verläßt, wenn wir ihn nicht verlassen.

d. 17

Ich wollte viel recht viel schreiben
bester Vater, allein es ist nicht
möglich. Ich bekam gestern die Nach-
richt, daß Alexandrine die Masern
bekäme, heute schreibt mir Hüffte
daß die Masern wieder herein
gegangen sind, u. daß das Gift
der Krankheit auf die Lungen gefa-
ßt. Beklemmungen, seitens Stiche starkes
Fieber, ein anhaltendes trockenes
starkes Husten, machen Hüfte und
sehr besorgt. Ich erhielt den Brief
in dem Augenblick als ich zur
Taufe des kleinen Alexander von
Friederike, in meiner Gesellschaft
von 50 Personen hinaus gehen
sollte das Übermaß der Kräfte

die ich anwende um ordnung
zu halten, der tiefste Trauer und
angst meines Herzens haben
ich so angegriffen daß ich nicht
mehr im Stande bin zu schreiben
G. Blücher geht morgen früh mit
Tages Anbruch weg, und ich kann nicht
mehr heute. — der König ist
mit dem Kayser bey der Armee,
er gehet in ein paar Tage auf
einige Wochen (14 Tage) nach Memel,
kommt zurück zur Armee
und bleibt bey der Armee so lange
mit dem K. Alexander. als dieser bleibt. diese herrliche
Einigkeit, auf unerschütterliche Standhaf-
tigkeit im Unglück gegründet, giebt
die schönste Hoffnung zur Ausdauer
nur durch Beharrlichkeit kann man
Siegen, davon ist nun alles über-
zeugt. Wardenberg à la tête des affaires
astrow, n'est plus des affaires parceque
Vomiti était blessé d'être le second
spire qu'on le chassera, car il y
a raison pour une pour le désirer.

14. Juni

Ich hoffe Ihnen nun bald
persönlich küssen zu können
und Ihnen mündlich
meine Wünsche
und Grüße
bringen. Ich
bin recht glücklich
und zufrieden. Alles
kann ich Ihnen
schreiben. Ich
komme ich
Ihnen, George
und Ernst
nie
nicht über
nehmen
ich
nicht
schenken
aber
die
Ihnen
und
Ihnen ——— Alle
sind mit
Ihnen
und
Ihnen
grüßt
ich
küsse
Ihnen
die
Hände
für
Ihre
Briefe,
und
ich
küsse
Ihnen
und
die
Hände
für
Ihre
Güte.
Meine
Ihnen
und
Ihnen
Ihnen
nicht
mehr
für.
Auf
Ihnen
Ihnen
Ihnen
und
Ihnen
Ihnen
Ihnen

rieges gesetzt, alle Pläne, welche er
nd der Major von Gneisenau auf
ie Landung einer Armee in Hannover
m Rücken der Franzosen, auf die Be-
eiligung der Schweden an Blüchers
ampf in Pommern gegründet hatte,
ls unausführbar zu betrachten. Zu-
em wurde der bedeutendste Minister
es Staates, Freiherr vom Stein, in
lngnade entlassen. Doch noch war
eder Scharnhorsts Zuversicht, noch
ie Ausdauer des Königs gebrochen.
bwohl die höchst mangelhafte Krieg-
ührung Bennigsens und seine Ueber-
chätzung der Bedeutung von Königs-
erg die Schuld an dem Falle Danzigs
rug, so scheiterten doch alle Versuche
apoleons, so verlockend er sie auch
estaltete, Preußen von der russischen
reundschaft zu lösen, an der un-
rschütterlichen Bundestreue König
riedrich Wilhelms. Im tiefsten
lend lebte die königliche Familie in
emel, aber so wenig dachte der
önig daran, sich vom Kaiser, der

Joachim Christian Nettelbeck.
Nach der Natur gezeichnet und lithographiert von Ludwig Heine, auf 1/3 verkleinert.
Im Hintergrunde Kolberg mit der Marienkirche.

n seiner schwärmerischen Art bei einem Besuche des Königs von Treue und
wiger Freundschaft überfloß, zu trennen, daß er sich noch näher in Barten-
ein mit ihm verbunden hatte. Doch wieder zeigte Bennigsen am Tage von
eilsberg (10. Juni) seine Unfähigkeit; er wagte es nicht, die von den Preußen
hon geschlagenen Franzosen zu vernichten. Und als am 14. Juni bei Friedland 14. Juni
in Heer den Scharen Napoleons erlag, da vermochte der russische Ehrgeiz sich
icht auf der Höhe der preußischen Treue zu halten. Alexander schloß mit Franz-
eich Frieden und Bündnis und verriet Preußen. Noch ehe Napoleon sich ge-
ußert, hatte er für Preußen die Elbgrenze vorgeschlagen und selbst die Vertilgung
es preußischen Staates hätte er hingenommen, nur unmittelbar mochte er nicht
it den napoleonischen Dienststaaten zusammengrenzen. Napoleon aber brauchte
en Frieden, um seine Absicht gegen Spanien und durch sie wieder die gegen
ngland ausführen zu können. Schon aber rührte sich Oesterreich, und noch war
er Allgewaltige nicht gerüstet, ins Innere Oesterreichs vorzudringen. So wurden
enigstens einige Länder noch dem Könige von Preußen erhalten. Friedrich
ilhelm, den beide Kaiser doch endlich noch herbeiriefen — auf einem Floß im
iemen fand die Zusammenkunft statt — wurde von Napoleon schnöde be-
andelt, und seinen gänzlichen Mangel an Edelsinn und ritterlichem Taktgefühl
eigte der herzlose Emporkömmling der Königin Luise, als sie nach schwerer Ueber-
indung vor ihrem Beleidiger erschien, für den Staat mit Bitten den anging,
er so schmachvoll sie gekränkt. Am 7. und 9. Juli wurde der Friede zu
ilsit geschlossen. Er trennte alle Länder westlich der Elbe, wie auch die

polnischen Länder von Preußen, brachte den Staat von fast zehn Millionen Einwohner auf vier und eine halbe, von 5700 auf 2800 Geviertmeilen herab und überließ auch diese ihm, wie es ausdrücklich hieß, nur aus Achtung für den Zaren. Die westlichen Länder wurden dem neuen Königreich Westfalen zugewiesen, die polnischen aber als Großherzogtum Warschau dem ehemaligen Bundesgenossen Preußens, dem Könige von Sachsen, gegeben, und zur Verbindung zwischen Sachsen und

Zusammenkunft Napoleons I., Alexanders I. und Friedrich Wilhelms III. auf dem Niemen am 25. Juni 1807.

Nach dem Gemälde von Karl F. J. Schumann (1767—1827) gestochen von H. Clar, auf etwa 1/4 verkleinert.

dem Großherzogtum eine Militärstraße durch die preußischen Länder ausbedungen, die ein Schreiben des Marschalls Berthier an den preußischen Bevollmächtigten Grafen von Kalckreuth, sofort mit dürren Worten in eine Handelsstraße umwandelte. Auch der russische Eigennutz wurde, um die Freundschaft mit Preußen auf die Dauer zu spalten, durch die Hingabe von Bialystock befriedigt, und Danzig zu einem Freistaat erklärt.

Kein Zweifel war, so schien es, mehr übrig, der Staat Friedrichs des Großen war vernichtet, und der herzliche Beifall der deutschen Fürsten, die er so oft gerettet, sang ihm sein Grablied. Recht methodisch wurde er sogar nach E. M. Arndts Worten „bis zu seiner Gruft hingedeutet und hingerichtet". Und doch — schon

hatten die Thaten einzelner Führer, einzelner Truppen, schon hatte der Widerstand des Königs bis aufs äußerste gezeigt, daß hier eine heldenmütige Gesinnung lebte, der nichts zu schwer war. Schon zeigten die Antworten, welche losgerissene Provinzen dem Könige auf seinen Abschied einreichten, schon zeigte eine mannigfach

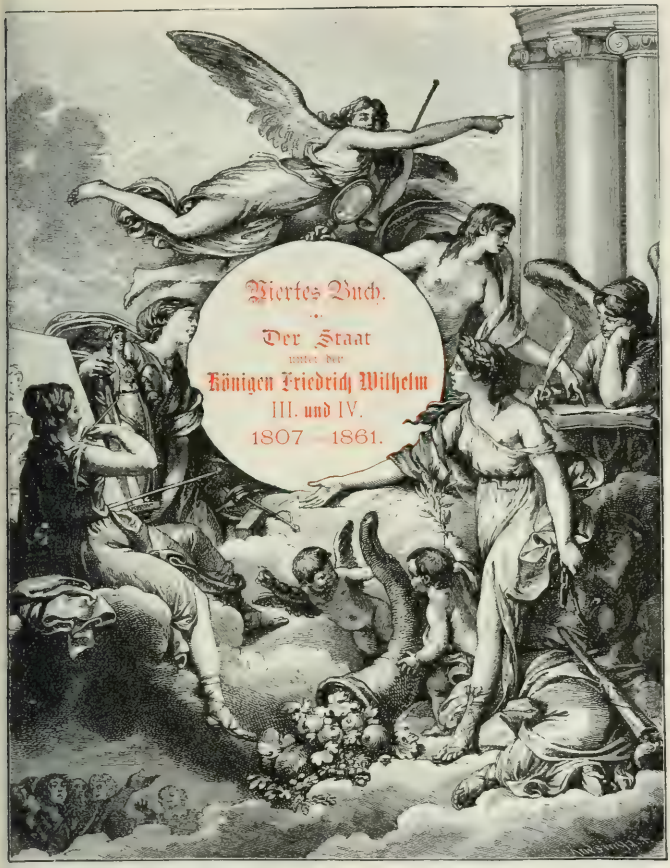
Freundschaftliches Verein II. MM. des Kaysers ALEXANDER, des Königs und der Königinn von PREUSSEN, des Prinzen HEINRICH von PREUSSEN, des Grosfürsten CONSTANTIN, des Kronprinzen von BAYERN und des Grosherzogs von BERG an der Tafel St. Majestät des Kaysers NAPOLEON am 6ten July 1807 zu Tilsit

Nach der Zeichnung von Johann M. Haas gestochen von Gottfried Arnold Lehmann (geb. um 1770). Auf 2/5 verkleinert.

hervortretende Gesinnung im Volke wie im Heere und bei den Staatsdienern, daß die Arbeiten der Herrscher Preußens nicht vergeblich gewesen, daß Volk und Staat zusammengewachsen waren, daß man nicht den Staat vernichten könne, ohne den heiligen Zorn des Volkes, ohne die tiefste und ernsteste Widerstandsfähigkeit heraufzubeschwören. Welche Ursachen es auch waren, die alle sittlichen Kräfte verdeckt hatten, noch waren solche vorhanden, ja gerade damals erkannte ein Gneisenau schon den großen Genius, der, trotzdem die trostlosen Verhältnisse seine Flügel lähmten,

in der Brust von tausend und tausend Menschen lebte, erkannte die unendlichen Kräfte, die nur unentwickelt und unbenutzt im Schoße der Nation schliefen. Jetzt galt es, diese geistigen und sittlichen Mächte im Herzen der Menschen neu anzufachen, und das Feuer zu schüren, bis es in heller Flamme auflohen würde. Und die Treue des Königs, welche nicht davor zurückschreckte, einen ihm unbequemen Mann, den Freiherrn vom Stein, zurückzurufen, die Einsicht und Weisheit von Staatsmännern und Feldherren, ihr alles überwindender, alles besiegender sittlicher Mut, das wieder emporquellende Bewußtsein von der Notwendigkeit des staatlichen Lebens, von der Wahrheit und Heiligkeit religiöser Empfindungen, der Zorn des Volkes über den Tyrannen, dem nichts heilig war, die Vaterlandsliebe, die Preußens Herrscher geschaffen, und die in der geschmähten und gerade darum noch mehr gefeierten Königin ihren schönsten Ausdruck fand — sie sollten ein Morgenrot bringen, vor dem die Gluten des Gewaltherrschers dahinschwanden. Zur Ruine hatte Napoleon den Staat Friedrichs wohl zusammenschlagen können, aber die Macht war ihm denn doch nicht gegeben, das Leben des Staates zu töten. Und wahrlich, ein neues Leben sollte aus den Ruinen emporblühen!

Allegorie auf die Königin Luise von Preußen.
Im Hintergrunde das Brandenburger Thor in Berlin. Kupferstich eines unbekannten Künstlers, auf die Hälfte verkleinert.



Das obenstehende Titelblatt stellt eine

Allegorie auf König Friedrich Wilhelm II.

dar, in deren Mitte sich dessen Medaillonporträt (hier herausgenommen und durch die Titelschrift ersetzt) befindet. Das Blatt wurde nach der Zeichnung von Johann Michael Moreau d. j. (1741—1814) von Anton Johann Duclos (geb. 1742, gest. zu Anfang des 19. Jahrh.) gestochen. Die Reproduktion ist auf $^4/_5$ verkleinert.

Ansicht der Linden in Berlin zu Anfang des 19. Jahrhunderts.
Kolorierte Radierung eines unbekannten Künstlers, auf $^2/_3$ verkleinert.

Viertes Buch.

Der Staat unter König Friedrich Wilhelm III. und König Friedrich Wilhelm IV. 1807—1861.

Die Wiedergeburt des Staates.

Seit jenen schweren Tagen, da die Heldengröße des Kurfürsten Friedrich Wilhelm mitten in der Wüste, die der unselige Glaubenskrieg geschaffen, seinen Staat aufgerichtet, war das kleine Brandenburg-Preußen den Fürsten Europas ein Dorn im Auge, ein Stein im Wege gewesen. In staunenswerten Kämpfen hatten die Hauser Bourbon und Habsburg um die Vorherrschaft in Europa gerungen, unbekümmert um das Elend, in welches sie die Völker hineinrissen. Die Unterwerfung Deutschlands aber, so hatten sie richtig erkannt, war die Voraussetzung für die Herrschaft über Europa, und die Vernichtung der Selbständigkeit des Reiches blieb daher allzeit das Hauptziel der beiden kämpfenden Dynastien. Was den Hohenstaufen einst Italien gewesen, das war den Habsburgern wie den Bour-

NORDSEE
OSTSEE
DÄNEMARK
SCHWEDEN
Seeland
Fünen
Bornholm
Rügen
Holstein
Mecklenburg
Schwerin
Strelitz
Oldenburg
Jever
Emden
Groningen
Harburg
Lüneburg
Stade
Bremen
Verden
Hannover
Celle
Braunschweig
Wolfenbüttel
Magdeburg
Stendal
Werben
Salzwedel
Osterburg
Perleberg
Wittstock
Pritzwalk
Prenzlau
Neustrelitz
Neubrandenburg
Stettin
Pasewalk
Anklam
Greifswald
Stralsund
Demmin
Treptow
Colberg
Cörlin
Schlawe
Stolpe
Rügenwalde
Lauenburg
Bütow
Neustettin
Dramburg
Pyritz
Arnswalde
Soldin
Landsberg
Friedeberg
Schwedt
Angermünde
Prenzlau
Templin
Gollnow
Naugard
Labes
Regenwalde
Saatzig
Cammin
Greifenhagen
Schivelbein
Belgard
Köslin
Rummelsburg
Schlochau
Konitz
Tuchel
Neustadt
Carthaus
Dirschau
Marienburg
Elbing
Preußisch Eylau
Braunsberg
Heilsberg
Mohrungen
Allenstein
Ortelsburg
Lötzen
Johannisburg
Lyck
Sensburg
Rastenburg
Angerburg
Gumbinnen
Insterburg
Tilsit
Memel
RUSSLAND
KÖNIGSBERG
Pillau
Frisches Haff
Kurisches Haff
Soldau
Neidenburg
Strasburg
Graudenz
Culm
Thorn
Briesen
Gollub
Strasburg
Schneidemühl
Bromberg
Inowrazlaw
Mogilno
Gnesen
Posen
Meseritz
Bomst
Fraustadt
Lissa
Rawitsch
Krotoschin
Kalisch
Pleschen
Ostrowo
Schrimm
Wreschen
Gostyn
Jarotschin
Ostrowo
Kempen
Krotoschin
Sagan
Sprottau
Glogau
Freystadt
Grünberg
Crossen
Züllichau
Sternberg
Landsberg
Frankfurt
Lebus
Fürstenwalde
Müncheberg
Seelow
Wriezen
Oderberg
Bernau
Berlin
Potsdam
Spandau
Nauen
Rathenow
Brandenburg
Ziesar
Genthin
Burg
Jerichow
Zerbst
Dessau
Coswig
Wittenberg
Jüterbog
Luckenwalde
Treuenbrietzen
Belzig
Brück
Ziesar
Havelberg
Kyritz
Wusterhausen
Neuruppin
Fehrbellin
Ruppin
Gransee
Zehdenick
Templin
Prenzlau
Angermünde
Schwedt
Oderberg
Bernau
Berlin
Potsdam
Spandau
Nauen
Rathenow
Brandenburg
Ziesar
Genthin
Burg
Jerichow
Zerbst
Dessau
Coswig
Wittenberg
Jüterbog
Luckenwalde
Treuenbrietzen
Belzig
Brück

bonen das deutsche Reich, die Grundlage der Weltherrschaft, und je nach den sich darbietenden Umständen hatten sie diese oder jene der Schwestermächte in ihre Kreise, in ihre Dienste gezogen. Da hatte sich zu allseitiger Ueberraschung in Brandenburg jener machtvolle Fürst erhoben und war in den völkerbewegenden Wettstreit mit bewunderungswürdiger Kühnheit dem einen wie dem anderen Hause entgegengetreten. Er hat sich freilich winden und wenden, hat kämpfen und streiten müssen, aber zum Trotz der Großmächte behauptete er seinen Staat und pflanzte ihm die Grundzüge seines Wesens, den Kampf für die Freiheit der Staaten, vor allem für die Freiheit des Reiches und zugleich die sittliche Hoheit, den charaktervollen Ernst gewissenhafter Pflichterfüllung ein. Was Wunder, daß Oesterreich wie Frankreich dem jungen heldenhaften Staat, der es wagte, ihre Zirkel zu stören, in der Seele feindlich gesinnt waren, daß sie alle Kräfte einsetzten, ihn zu vernichten! Und doch hatte sich Preußen, wir sahen es, anderthalb Jahrhunderte hindurch mit größtem Ruhm behauptet, ja hatte nicht nur sich selbst aufrecht erhalten, sondern war anderen Staaten, war vorzüglich den deutschen Reichsländern der Schild gewesen, unter dem sie vor den Waffen des gallischen Nachbarn, wie vor der List der kaiserlichen Oberherren oft genug Schutz gefunden. Kaum darf man freilich zweifeln, daß, wenn nur eine der beiden Mächte auf dem Plan gewesen, auch der preußische Staat geknechtet worden wäre, und ein Glück wird man es nennen dürfen, daß gerade der Widerstreit beider ihm den Platz und die Möglichkeit gewonnen hat, das eigene Dasein zu fristen. Und nicht würde der Wahrheit es entsprechen, wenn wir diesem Staate die Kräfte des Eigennutzes und der Selbstsucht absprechen wollten. Denn ohne einen gesunden Eigennutz besteht kaum der einzelne Mensch, geschweige denn ein Staat, und es liegt in der menschlichen Natur des Staates begründet, daß ein lebendiger Egoismus in ihm sich regen muß. Oder er wird in Trägheit versumpfen, ja nicht nur er wird verschwinden, sondern allgemach würde der Verfall des Menschengeschlechtes eintreten müssen.

Der treue Sinn aber für die Wohlfahrt der Unterthanen, die pflichtgemäße Durchführung der Interessen des Volkes und die geistige Läuterung des Menschengeschlechtes ist es, welche die notwendige Selbstsucht des Staates adelt und ihr die sittliche Berechtigung giebt. Eben darin aber übertraf der preußische alle anderen Staaten weitaus, ja lediglich durch die meisterhafte Ausübung der Pflicht für das eigene Volk, durch das bis zum äußersten gespannte Pflichtgefühl seiner Herrscher war er entstanden. Und dieses vornehmlich hatte die Hohenzollern befähigt, Thaten von solcher Riesengröße zu vollführen, hatte es ihnen möglich gemacht, mitten zwischen die beiden ringenden Mächte zu springen und ihnen den Kampfpreis, die Freiheit der Völker, zu entreißen.

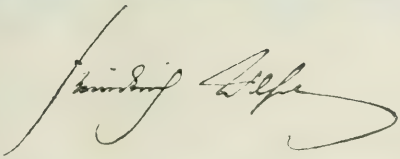
Und nun — was die Bourbonen nicht erreicht, weshalb die Habsburger vergeblich gekämpft — nun sollte es dem fesselosen Uebermut des großen Emporkömmlings gelungen sein? Lag er doch da der Staat, auf den alle gebaut, gefesselt und geknebelt, ohnmächtig und völlig entkräftet. Ja nackt und bloß schien er nur noch auf den Knieen das Mitleid der anderen Völker erflehen zu müssen. Aber sollte wirklich dies Reich fallen, sollte wirklich dies Land des Ruhmes die Fesseln eines fremden Volkes tragen? Und dieses fremde Volk, hatte es nicht bis vor kurzem noch in schlimmster Knechtschaft geseufzt? War ihm nicht jüngst erst die Erkenntnis der eigenen Schmach gekommen? Mit kühnem Wort und bald

mit frecher That hatte es sich die eigene Freiheit erstritten, aber ohne die ernste Schulung zur Pflichterfüllung war es alsbald in zügelloser Wildheit, wie das freigewordene Roß, alles vernichtend dahingestürmt, bis ihm der korsische General in die Zügel gefallen. Und dies Volk, das nun wieder knechtisch zitternd und mit angstvollen Augen vor seinem Bändiger lag, sollte dem Volke das Joch der Knechtschaft auflegen, das so oft für die Freiheit der Staaten gestritten? Der Verächter jeder Sittlichkeit, der Spötter über jede sittliche Gebundenheit sollte herrschen über ein Fürstenhaus, dessen Krone aus strengster Pflichterfüllung zusammengefügt?

Zu hart fürwahr erschien doch solche Strafe dafür, daß eine kurze Spanne Zeit über dem Ruhm die enge Gewissenhaftigkeit vergessen, daß der harten Arbeit eine kurze Zeit des Genusses gefolgt. Schon waren ja einzelne Schritte zur Besserung geschehen, und wer der Weltgeschichte ins ernste Antlitz gesehen, dem mußte im innersten Herzen die Ueberzeugung wurzeln, daß die Rohheit die Völker zwar niederbeugen, nicht aber auf ewig in Bande schlagen könne. Nicht Ueberhebung, sondern tiefes Gefühl für die Gerechtigkeit, welche die Welt zusammenhalt, war es, wenn ein Preuße, Graf Ludwig Dohna, es aussprach: „In dem großen Plane der Vorsehung kann die Vernichtung des preußischen Staates nicht liegen. Dieser Staat ist der Welt und der wahren Aufklärung nötig."

Wie aber der Verlust eines Familiengliedes die zurückgebliebenen Glieder zu innigerem Anschluß an einander führt, so mußte die Lostrennung der Länder westlich der Elbe gerade die dem geschlagenen Staate noch gebliebenen Provinzen fester vereinen. Und wie einst die römische Knechtung der Gewissen zur größten That des deutschen Geistes, zur Reformation, zur Befreiung der Gewissen geführt hatte, so sollte nun die napoleonische Knechtung Preußens zur Befreiung des Vaterlandes führen, ja — wer wollte es verkennen! — gerade diese barg den Samen der werdenden Einigung Deutschlands in sich. War doch Preußen die letzte Hoffnung für alle, die noch deutsch empfanden, welche die Schmach fühlten, an der Kette des Welteroberers zu liegen! Und welcher Beweis für die Lebenskraft, die man diesem Staate zutraute, daß weitaus die bedeutendsten Männer des ganzen Deutschlands sich trotz seiner Zertrümmerung jetzt in ihm zusammenfanden, gemeinsam an seiner Wiedererstehung zu arbeiten! Denn hier und hier allein schlummerten die Keime zur Wiederbelebung des ganzen Vaterlandes, hier war das Volk zum Dienst für den Staat, zur Hingabe an das Vaterland mit Gut und Blut erzogen, hier wußte man noch aus früheren Tagen, daß der Staat das Höchste vom Bürger zu fordern berechtigt, ja daß die höchste Leistung sowohl die Pflicht jedes Unterthanen, wie die Grundlage der Wohlfahrt aller ist. Hier und hier allein durfte man das Vorhandensein der sittlichen Kräfte voraussetzen, ohne die ein Staatswesen nicht zu denken ist.

Reformen waren freilich vom Grund aus auch hier notwendig, aber hier war durch die Erinnerung an die früheren Zustände, war durch manche neue Versuche der Boden angebaut. Vielfach hatte man nur zurückzugreifen auf altdeutsche Einrichtungen, hatte man den Wegweisern nur zu folgen, die Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. gesetzt. Mit ehernen Buchstaben hatten sie auf ihnen das ernste Wort „Pflichterfüllung" eingegraben, und die Pflicht selbst als die Forderung des Tages erläutert. Ihr vornehmlich hatte Friedrich Wilhelm I. gedient, und am wenigsten Friedrich II. hatte, wie er es ausdrückt, die Anmaßung zu glauben, daß



König Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

Nach dem Gemälde von Franz Krüger (1797—1857).
Das Namensfaksimile nach einem Exemplar im Kgl. Pr. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

seine Gesetze auch für die Nachwelt geeignet sein möchten. Anders atmete jetzt die Seele des Volkes, anderer Form bedurfte man, und die Zeiten der Teilnahmlosigkeit der Unterthanen an ihrer Regierung schwanden dahin. Andere Forderungen stellte nun der Tag, und Ziele schwebten den Besten der Nation vor, die den Blicken des pflichtbewußten Absolutismus noch verhüllt gewesen waren. Wohl war die alte Zeit tot, aber sie war nur gestorben, indem sie selbst dem Phönix gleich einer neuen das Leben gab.

Man hatte eine Zeit lang als stummer Zuschauer neben den großen Ereignissen des Völkerlebens, neben dem mächtigen Vorwärtsdrängen des Volksgeistes gestanden. Nun mußte man die erwachenden Kräfte der Nation dem Dienste des Vaterlandes nutzbar machen, die noch schlummernden aufwecken zum Leben, zur Arbeit für den Staat. In neuen Formen mußte der altpreußische Gedanke, daß die Arbeit für den Staat Pflicht und Schuldigkeit jedes Einzelnen sei, wieder erstehen. Nicht mit fremden Gedanken, nicht mit ausländischen Idealen, sondern mit dem eigenen Geist des Staates und der Nation hatte man die Neubelebung zu unternehmen, und nicht auf dem Sandhaufen, sondern auf dem felsensicheren Grund des alten preußischen Staates hatte man den neuen Staat, hatte man das neue Gebäude zu errichten. Lange schon keimten solche Gedanken, und Versuche zu Reformen hatte man immer wieder gemacht. Nun war es das Unglück, das überraschend schnell solche Gedanken gereift hatte, das vor allem Herzen und Gemüter vom nackten Lebensgenuß wieder zu ernster Sittlichkeit, zu wahrer Frömmigkeit zurückgeführt hatte. Und niemals in der Weltgeschichte ist eine alte Zeit anders als unter Aengsten gestorben, eine neue anders als unter Schmerzen geboren. Und doch auch ohne fremde Zuchtrute hatte der preußische Staat schon mehrmals die Welt durch die Kraft seiner sittlichen Erhebung in Erstaunen gesetzt, hatte Einkehr in sich gehalten und demzufolge eine erstaunliche Machtentfaltung gezeitigt. Völlig neu und über alle Maßen bewunderungswürdig aber war, daß er diesmal eine so vollständige, so gründliche Kur an sich selbst vornahm unter den eifersüchtigen Augen, den rohen Mißhandlungen eines so gewaltthätigen, so rücksichtslos eigennützigen und dabei so klug und sicher berechnenden Mannes, wie dieser Napoleon es war.

Denn freilich ganz von der Karte Europas war ja Preußen noch nicht gestrichen, und noch trug das Haus Hohenzollern die königliche Krone Preußens. Aber der Tückische hatte dafür gesorgt und fuhr mit scheußlicher Bosheit fort, dafür zu sorgen, daß in dem Bestehen des Staates selbst dessen Ruin begründet schien. Ein „Zwischenreich", eine „Barriere" sollte es nach seinem eigenen Ausdrucke sein, und, um Rußland in der Hand zu behalten, Preußen von Frankreich beigt bleiben. Daher betrachteten auch nicht nur Napoleon selbst, sondern auch seine Vasallen, im Westen der König von Westfalen, Jerôme — der in schamund sittenlosem Regiment die Kräfte und Geldmittel des Volkes vergeudete — und der König Großherzog von Sachsen Polen im Osten mißtrauisch jede Regung des wieder erwachenden Lebens in dem unterjochten Lande. Entsetzlicher aber noch war, daß die französischen Truppen im Lande stehen blieben, bis die im Friedensschluß festgesetzte Kontribution bezahlt sei. Von seinen Lebensadern war dem Staat die Elbe und auch die Weichsel so gut wie vollständig geraubt, aber auch die letzte, die Oder, wurde ihm durch die französische Besatzung in Stettin, Küstrin und Glogau unterbunden, jeder Verkehr, jegliche Schiffahrt ward bis zum Frieden Frankreichs mit England gehemmt. Ueberall im Lande streiften zahllose Haufen

Königin Luise von Preußen.

Schabkunstblatt von William Dickinson (1746—1823) nach dem Gemälde von Nikolaus Lauer (von 1798—1802 in Berlin thätig), auf etwa ½ verkleinert.

Das Namensfaksimile nach einem Exemplar im Kgl. Pr. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

Thaler des Königreichs Westfalen aus dem Jahre 1811.
Nach einem Exemplar im Münzkabinett zu Dresden. Originalgröße.
Revers.

Thaler des Königreichs Westfalen aus dem Jahre 1811.
Nach einem Exemplar im Münzkabinett zu Dresden. Originalgröße.
Revers.

französischer Truppen und saugten wie Vampyre dem Lande das Herzblut aus. Ist genug wurde das Quartierbillet, welches der französische Soldat dem erschreckten Einwohner vorzeigte, der Schein, welcher ihm den Vermögensverfall im voraus ankündigte. Und um alles hätte Napoleon nicht zugelassen, daß irgendwie Handel und Wandel aufatmen konnten. Um England zum Frieden zu zwingen, wurde mit einer Grausamkeit, die nie wohl ihresgleichen gehabt, durch die Sperrung des Handels und der Schiffahrt, durch Konfiskationen, durch Zollauflagen und Plackereien unzählige Privatvermögen vernichtet, die wirtschaftliche Stellung zahlloser Bürger zerstört. Handel, Industrie, Ackerbau wurden ebensowohl wie der Kredit des Staates mit kalter Ueberlegung zu Boden geschlagen.

Wie sollte da der Staat die Kriegsschuld von 154½ Millionen Franken bar aufbringen! Aber entfernt nicht mit dieser Summe begnügte sich Napoleon. Immer aufs neue wußte er und sein Generalintendant Daru andere und andere Berechnungen aufzustellen, und nie und nimmer schien die vom Könige eingesetzte Immediat-Friedensvollziehungs-Kommission dem Unersättlichen Genüge thun zu können. Denn der „Friede war ja nicht aufrichtig, war nur der Name des Friedens", und die Vernichtung des Staates blieb das Ziel. Dawider half keine Nachgiebigkeit, und alle Steuerreformen blieben Projekte oder brachten bei weitem nicht den erwarteten Betrag. Man entschloß sich zum folgenschwersten Schritt. Nachdem Stein die rechtlichen Zweifel gelöst, und Notable zugestimmt hatten, gab der König den Grundstock der Einnahmen seines Hauses dahin, gestattete die Veräußerung der Domänen. Aber wer hätte in dem verarmten Lande solche zu kaufen begehrt? Wie hätte man sich in der Not der Zeit nicht mit den schlechtesten Preisen begnügen müssen? Aus demselben Grunde blieben auch die versuchten Anleihen ohne Erfolg, und schließlich war es sogar völlig vergeblich, daß der Bruder des Königs, Prinz Wilhelm, in hohem Edelmut sich selbst zur Geisel für die Abzahlung erbot. Das Land blieb besetzt. Denn 160 000 Franzosen in Preußen nötigten ja zugleich Oesterreich, stille zu sitzen, hielten den Zaren im Zaum und sicherten dem Franzosen Kaiser als Gegengewicht gegen den Seekrieg die Herrschaft auf dem Kontinent derart, daß vor allem England zur Demütigung gezwungen, daß „das Meer auf dem Festlande erobert" werden konnte. Bis England die spanischen, holländischen und französischen Kolonien zurückgestellt hatte, sollte die Armee nach Napoleons eigenem Ausspruch in Preußen bleiben, das Land aufzehren. Mit einem Bestande von 24 oder höchstens 80 000 Franken in der Feldkasse war Napoleon in den Krieg gezogen, und von diesem unseligen kleinen Preußen erpreßte der Ruchlose mehr als die volle Staatseinnahme von dreizehn Jahren, eine Milliarde und 120 000 Franken, und wie tief außerdem das Nationalvermögen geschädigt wurde,

7 Comp. 2 B.I.

Cont. No. 60. Serv. No. 661.

Zorn

Proprietaire de la Friedrichsstadt

Nro. 57. Schulten Straße

Maison Stevenst.

Mon Lieutenant

logera par ordre du magistrat un Soldat

Ein Mann

Les Militaires, Employés et autres à la suite de l'armée ayant droit au logement et aux subsistances, doivent les prendre dans les magazins en nature, conformément aux ordres envers leur hôte du jour du 20. Novembre.

Das Militair, die Employés und Personen der Armee, welche Anspruch auf Quartier und Naturalverpflegung haben, sollen ihre Quartier- und Verpflegungsbilletts in den Magazinen holen, nach dem Wirth, nach der Ordre vom 20. Nov. richten.

Berlin le 12. May 1808

Berliner Quartierzettel vom 12. Mai 1808, ausgestellt auf einen französischen Soldaten.
Nach einem Exemplar im Kgl. Kupferstichkabinett zu Berlin. Originalgröße.

pottet überhaupt jeder Berechnung. Konfiszierte doch auch der König von Sachsen wider den Wortlaut des Friedens das in den bisher preußischen Ländern seines Großherzogtums Warschau angelegte Privatvermögen der preußischen Unterthanen und schädigte auf diese Weise das preußische Eigentum um mindestens fünfzehn Millionen Thaler!

Und zu alledem der unverhohlene Hohn, die offene Schadenfreude, mit welcher Napoleon den König und seine Ratgeber behandelte! „Die Preußen sind keine Nation, haben keinen nationalen Stolz, sie sind die Gascogner von Deutschland.“ Er wußte es ja freilich zu genau, daß „ihn alle Preußen haßten“, und unheimliche Sorge mochte ihn überfallen, wenn er sah, daß alle seine Keulenschläge nicht nur den Haß verschärften, sondern den sittlichen Ernst, das Pflichtgefühl erhöhten. Ueberall hatte er ja, sei es unter den Soldaten, sei es unter den Konsuln und ihrem Personal, die er zur dreistesten Kontrolle der englischen Handelswaren in alle Städte schickte, seine Aufpasser und Angeber. „Ich weiß alles, ich kenne die Denkungsart eurer Minister; es ist unmöglich, mich zu täuschen“ — so rief er

in drohendem Tone einst dem preußischen Gesandten in Paris zu, und schauriger noch klang sein furchtbares „Ich werde schnell sein wie der Blitz!"

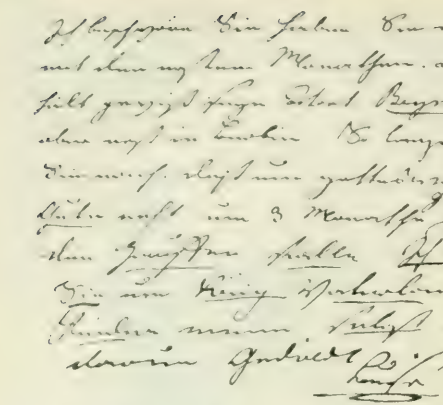
Und siehe da! Unter den Spähern des schrecklichen Mannes gelang es, eine wunderbar köstliche Umwandlung des edlen Volkes hervorzurufen! Denn nur auf edle Naturen wirkt das Unglück läuternd und reinigend, und höher noch als im Glück steckt sich der starke Mann im Unglück das Ziel. So auch in Preußen. Nicht nur die eigene Befreiung, sondern die Freiheit des ganzen Deutschlands, die Herrlichkeit der alten Kaiserzeit sollte erstritten werden. Wie unklar man sich auch über die Wege war, die man gehen mußte, wie verschwommen selbst das Ziel insofern noch war, als man die Verfassungszustände im alten Reich wenig kannte, und eine politisch greifbare Gestalt von der notwendigen Verfassung der Sehnsucht der Zeit überhaupt noch wenig bedeutete, so galt die Wiedererstehung des ganzen großen Vaterlandes in all seiner Fülle und Schönheit den Besten doch als der natürliche Preis, der ohne weiteres dem Kampf gegen die Fremdherrschaft folgen, der dem einmal befreiten Volke gleichsam von selbst in den Schoß fallen müsse.

Größer aber und zugleich unerbittlicher gegen die deutschen Fürsten von Napoleons Gnaden dachte keiner als der Freiherr vom und zum Stein. Er war von der Notwendigkeit einer Einigung Deutschlands aufs tiefste durchdrungen, und der reichsfreie Ritter, der sich jeglichem deutschen Fürsten ebenbürtig erachtete, behauptete kühn, „ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderen Teile desselben angehöre, so bin ich auch nur ihm und nicht einem besonderen Teile desselben von ganzem Herzen ergeben". Wie der Sturmwind die nicht lebenskräftigen Pflanzen und Bäume tötet, so fuhr sein Wort vernichtend und verdammend daher über die kranken und verkommenen Verhältnisse im Reich und im Staate. Und keiner war, der sich nicht vor der überragenden Größe dieses mächtigen Geistes, vor dem gewaltigen Charakter dieses Titanen gebeugt hätte. Man begreift, wie wenig diese durchbrechende Natur der, die Regelmäßigkeit und Ordnung fast überschätzenden Persönlichkeit des Königs zusagen konnte. Aber dem Pflichtbewußtsein ordnete er die Neigung unter. Auf Hardenbergs Rat hatte er im Juli 1807 seinen früheren Minister zurückberufen. Ihm war es „ein Wort des Trostes", als er gehört, daß Stein annehme und kommen werde. Und wie mag es der Königin den Mut und die Zuversicht gehoben haben, als der Sichere und Zuversichtliche am 30. September 1807 in Memel erschien! Selbst wandte sie sich brieflich an ihn, als bald darauf ein Moment eintrat, da er glaubte, sein Amt wieder niederlegen zu müssen, beschwor ihn auszuharren, damit nicht das Gute über den Haufen falle. Denn ihre gequälte Seele lechzte nach dem Umgange mit bewährten Patrioten, und mit dem Takt der deutschen Frau hatte sie in dem barschen Freiherrn den Retter erkannt. Mit beruhigterem Herzen mochte sie sich nun, da Stein wieder das Ruder des Staates in seiner Hand hatte, den harmlosen Freuden hingeben, die in den Sommern von 1809 und 1810 der Aufenthalt in dem schlichten Landhaus bei Königsberg, das nach ihr den Namen Luisenwahl trägt, den anspruchslosen königlichen Gatten und Kindern gewähren konnte.

In der Denkschrift vom Juni 1807 „Ueber die zweckmäßige Bildung der Oberbehörden und der Provinzial-, Finanz- und Polizei-Behörden in der preußischen Monarchie" hatte Stein ein umfassendes Programm entwickelt, welches im wesentlichen in der Forderung gipfelte, die religiöse und moralische, die geistige und

körperliche Entwickelung des Volkes zu wecken, die entschlummerten oder falsch geleiteten Kräfte des Gemeingeistes und Bürgersinns zu beleben und allen Eigentümern eine Teilnahme an der Provinzial-Verwaltung zu geben. Namentlich die letzte Forderung und die aus ihr sich ergebende Folgerung, welche den in die Beamtenschar eingedrungenen Mietlingsgeist bändigen und unnützen Formenkram beseitigen sollte, lag Stein am Herzen. Noch zwanzig Jahre später giebt er ihr den bekannten Ausdruck: „Was Erziehungsanstalten für die Jugend, das ist Teilnahme an den staatlichen Angelegenheiten für den Aelteren; er wird genötigt, seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit von dem persönlichen auf das Gemeinnützige zu wenden, er handelt unter der Aufsicht der Oeffentlichkeit; eigennützige Absichtlichkeit und bare Eitelkeit würden von den Umstehenden bald entdeckt und gewürdigt." Ja noch weiter ging Stein, indem er die Teilnahme des Volkes nicht nur an der Verwaltung, sondern auch an der Gesetzgebung fordert. Das sogenannte politische Testament Steins, welches namentlich diese Gedanken ausspricht, rührt allerdings nicht vom Freiherrn selbst her, indessen hat er es durch seine Unterzeichnung nicht nur zum Ausdruck seines Willens gemacht, sondern er hat auch sonst sich mit voller Entschiedenheit geäußert. Freilich über die Art einer Repräsentation, über Provinzial- und Reichsstände, über Oberhaus und Unterhaus, über Berufs- und Interessen-Vertretung, über das Wahlrecht und über die Zuständigkeit der gewünschten Vertretung ist man noch völlig im unklaren, und die Meinungen der Männer, die lebhaft für sie eintraten, wie Vincke, Rhediger, Schön, Scharn-

Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom Stein.
Zeichnung von Johann Veit Schnorr von Karolsfeld (1764—1841).



Eigenhändiger Brief der Königin Luise an den Minister Freiherrn vom Stein, vom Herbst 1807.
In Größe des Originales.

[Uebertragung.]

Ich beschwöre Sie haben Sie nur Geduld mit den ersten Monathen. Der König hält gewiß sein Wort Boyme kömt weg aber erst in Berlin. So lange geben Sie nach. Daß um gottes willen das Gute nicht um 3 Monathe Geduld und Zeit über den Haufen falle. Ich beschwore Sie um König Vaterland meiner Kinder meiner selbst willen darum Geduld. Louise.

horst, Gneisenau, Grolmann, Boyen, H. von Wedell, der ehemalige Halberstädter Kammerpräsident, gehen noch weit auseinander.

Stein dachte damals an neu eingerichtete Provinzialstände, an einen Reichstag, der „aus freien Wahlen der Eigentümer" hervorgehen sollte, an ein Oberhaus als eine gesonderte Repräsentation „des reichen Adels", oder, wie er sich ausdrückt, „des verbesserten und veredelten Adels", als „eine Stütze der erblichen Monarchie". Die Vertretung der Interessen betont er so bestimmt, daß der Handelsstand nur Kaufleute, der Bauer aber weder Adelige noch Rechtsgelehrte wählen solle. Ueberhaupt denkt sich Stein im Gegensatze zu Vincke, der das Vermögen als Vorbedingung ganz ausschließen will, unter den Repräsentanten wie unter den Repräsentierten wesentlich die Eigentümer, in erster Linie die Grundeigentümer. Und aus seiner Absicht, die Beziehungen zwischen diesen und der Regierung herzustellen, folgte ohne weiteres, daß er in Uebereinstimmung besonders mit H. von Wedell die „Advokaten, Pamphletisten und Schreyer" aus der Versammlung möglichst ausschließen will. Denn unbekannt mit den Interessen des Standes, der sie gewählt, opfern sie ihrer Eitelkeit und Nahrungssucht alles auf. Das Recht der Regierung, sowohl die Zahl der Wähler zum Oberhaus durch Ernennung neuer Standesherren zu vermehren, wie den Reichstag aufzulösen, spricht Stein ebenso aus wie ihre Pflicht, den Reichstag in diesem Fall sechs Monate nach Ausschreibung der Neuwahlen wieder einzuberufen. Und der

Erläuterungsblatt

zu dem

Schlusse des eigenhändigen Schreibens König Friedrich Wilhelms III. an den Minister Freiherrn vom Stein,

d. d. Königsberg, 24. November 1808.

In Größe des Originales.

Übertragung des eigenhändigen Schreibens König Friedrich Wilhelms III vom 24. November 1808

Der in Klammern gesetzte Anfang des Briefes ist nachstehend nicht wiedergegeben.

Königsberg den 24sten November 1808.

In dem festen Vertrauen auf die Solidität des von Ihnen bearbeiteten, mir schon früher mitgetheilten, und nun jetzt zur Vollziehung vorgelegten Organisationsplanes der Obersten Staatsbehörden, trage ich kein Bedenken Ihnen solchen vollzogen, zu übermachen. Die Ausführung selbst wird allerdings ausgesetzt bleiben müssen, bis die Rückkehr nach Berlin erfolgt seyn wird. Gegen die von Ihnen vorgeschlagenen Personen wüßte ich nichts wesentliches einzuwenden, es wäre denn, daß es vielleicht nicht unpassend wäre, wenn hierüber zuvor mit den neuen Departementschefs Rücksprache genommen werden könnte, da diese doch in Zukunft die Responsabilität zu übernehmen haben, und von diesen der Graf Dohna abwesend ist. Auf alle Fälle werde ich ganz besonders darauf Bedacht nehmen, jene in Vorschlag gebrachten Individuen auf diese oder eine ähnliche Art, vorzugsweise anzustellen. Hätten es die Umstände gestatten wollen, daß Sie die oberste Leitung der Staatsgeschäfte ferner behalten hätten, so würde ich nicht das geringste Bedenken tragen, es sogleich zu genehmigen, so aber, wird es nöthig auf die zukünftigen Führer derselben mit Rücksicht zu nehmen.

Es ist gewiß ein höchst schmerzliches Gefühl für mich, einem Manne Ihrer Art entsagen zu müßen, der die gerechtesten Ansprüche auf mein Vertrauen hatte, und der zugleich das Vertrauen der Nation so lebhaft für sich hatte. Auf jeden Fall müßen Ihnen diese Betrachtungen so wie das Bewußtseyn, den ersten Grund, die ersten Impulse zu einer erneuerten, beßern und kraftigern Organisation des in Trümmern liegenden Staatsgebäudes gelegt zu haben die größte und zugleich edelste Genugthuung und Beruhigung gewähren.

Friedrich Wilhelm.

Es ist gewiß ein höchst schmerzliches Gefühl
für mich, einem Manne Ihrer Art, mitsagen
zu müssen, der die gerechtesten Ansprüche auf
mein Vertrauen hatte, u der zugleich das Ver-
trauen der Nation so lebhaft für sich hatte.
Auf jeden Fall müssen Ihnen diese Betrach-
tungen, so wie das Bewußtseyn, den ersten
Grund, die ersten Impulse zu einer erneuerten
bessern u kräftigern Organisation des in Trümmern
liegenden Staatsgebäudes gelegt zu haben, die größte
u zugleich edelste Genugthuung u Beruhigung gewähren.

Friedrich Wilhelm

Übertragung d

In dem fest
gelegten Organisations
wird allerdings ausgese
nichts wesentliches einzu
sprache genommen werd
Auf alle Fälle werde ic
weise anzustellen Hätte
das geringste Bedenken

Es ist gewiß
mein Vertrauen hatte,
so wie das Bewußtseyn
Staatsgebäudes gelegt

ber 1808

über 1808
Vollziehung vor
rsführung selbst
onen wüßte ich
entscheis Mini
a abwesend ist.
Art, vorzugs
würde ich nicht
ht zu nehmen.
Ansprüche auf
Betrachtungen
mein liegenden

lhelm.

König war, wie Stein selbst mitteilt, „schon damals zur Bildung von Reichsständen geneigt", ließ einen von Stein geschriebenen Aufsatz veröffentlichen, in welchem die Ueberzeugung ausgesprochen wurde, daß die neue Geschäftsordnung „auf ein repräsentatives System aufgebaut werden könne, welches der Nation eine wirksame Teilnahme an der Gesetzgebung zusichere, um dadurch den Gemeinsinn und die Liebe zum Vaterlande dauerhaft zu begründen". In der That wurden in jenen Jahren zweimal Versuche gemacht, der Nation eine Vertretung zu geben, damals scheiterten sie noch, und man weiß, wie viele Jahre noch kommen und dahingehen sollten, ehe solche Pläne Wirklichkeit wurden.

Um so glänzender gelang die Reform der Verwaltung und der gesellschaftlichen Zustände. Steins Natur war freilich zu übermächtig, um von dem Detail Notiz zu nehmen, er übersah, wie Vincke schreibt, Schwierigkeiten, selbst wenn sie unüberwindlich waren, er verlangte die Ausführung, ohne sich darum zu kümmern wie. Es erfreute ihn, wie Fr. von Raumer sagte, das Kühne am Tage einer administrativen Schlacht siegreich durchzufechten, aber jahrelang täglich entstehende Schwierigkeiten hinwegzuräumen, sagte seinem vorwärts drängenden kräftigen Geiste nicht zu.

Und ohne Zweifel hat er mit seinem ungestümen Wollen, seinem schnellen, geschwinden Ausführen manches verfehlt, und zum Diplomaten war seine feurige, heftige Natur vollends verdorben. Eben dies verschuldete es auch, daß seines Bleibens als Minister selbst jetzt nur wenige Monate war, und daß er die Ausführung seiner Pläne anderen überlassen mußte. In einem Brief vom 15. August 1808 forderte er den Fürsten von Wittgenstein auf, die Aufregung in Hessen und Westfalen zu schüren, und dieser Brief fiel Napoleon zu einer Zeit in die Hände, als er Preußen neue Demütigungen aufzuerlegen im Begriff war. Mit dem höhnenden Bedauern, daß der König von Preußen Minister habe, die „eben so ungeschickt als verderbt" seien, ließ er den Brief im „Moniteur" und in dem zu Berlin erscheinenden, elenden Franzosenblatte, dem „Telegraphen", abdrucken. Natürlich forderte er Steins Entlassung, und dieser bestimmte zuletzt selbst in der Erkenntnis, daß sein Verharren dem Staate nur Nachteile bringen müsse, den König, ihn von seinem Posten am 24. November zu entheben. Trotzdem bleibt Stein „der Alles belebende anregende Geist von angeborener Autorität", den Vincke später vermißt, und trotzdem ruht vornehmlich auf seinen Schultern die gesamte Reform der Staatsverwaltung, er hat ferner den Gedanken, daß Staat und Nation eins, daß der nationale Staat die Forderung sein müsse, daß Teilnahme des Volkes an der Verwaltung und, auf ihr aufgebaut, an der Gesetzgebung zu den Grundbegriffen des staatlichen Lebens gehören, er hat alle Ideale der folgenden Zeit in sich getragen, und an edlem Freimut, an heldenhafter Gesinnung, an thatkräftigem Handeln, an reinster Vaterlandsliebe und hingebendster Opferfreudigkeit ist er niemals übertroffen.

Ganz anders geartet und doch damals in innigem Einvernehmen mit Stein war sein Vorgänger und späterer Nachfolger der Freiherr von Hardenberg, der ebenfalls nach seiner durch Napoleon erzwungenen Entlassung von Riga aus am 12. September 1807 seine Gedanken über die Reorganisation des preußischen Volkes niedergeschrieben. Der rücksichtslosen, derben, ja wohl groben Offenheit Steins gegenüber hat Hardenberg die geschmeidige, glatte Natur — nicht die des Höflings, wohl aber die des Diplomaten, der klug und gewandt Pläne und

Ausführung dem Gegner zu verheimlichen weiß. Stein deutsch durch und durch, Hardenberg weltmännisch und doch weit mehr preußisch als deutsch gesonnen, Stein der innerlich wahre und demutige Christ, Hardenberg nichts weniger als etwa ein Gottesleugner, aber doch den Freuden dieser Welt und einer leichteren freieren Auffassung von Religion und Liebe zugetan. Stein denkt nur an das allgemeine Wohl, dem sich die Persönlichkeit unbedingt unterzuordnen, dem mit allen Kräften zu dienen dem Einzelnen höchste Pflicht und Ehre ist. Hardenberg stellt das Wohl und das Heil des Einzelnen als die höchste Aufgabe des Staates

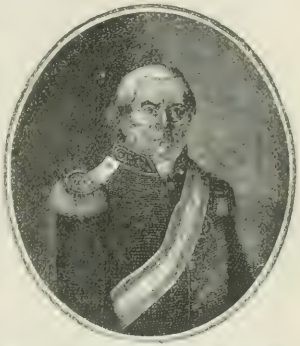
Karl August Fürst von Hardenberg.
Kupferstich von Johann Friedrich Bolt 1769—1836
Originalgröße.

unbedingt an die Spitze seiner Bestrebungen. Stein fordert in erster Linie die Erweckung der sittlichen Mächte, Hardenberg verlangt die Freiheit der wirtschaftlichen Kräfte. Stein, wiewohl von dem englischen Selfgovernment beeinflußt, geht mit Vorliebe auf die alten deutschen Einrichtungen zurück und lebt als Reichsritter in den Träumen von der Reichsherrlichkeit, Hardenberg liebt die Vorzüge des französischen Präfektensystems. Stein ist der Reformator der staatlichen Verwaltung und Verfassung, Hardenberg der Begründer der sozialen Ordnung. Stein verteidigt das alte Merkantilsystem und die Zünfte mit ihrer sittlich reinigenden Macht, Hardenberg kämpft für Handels- und Gewerbefreiheit. Stein knüpft sein Verlangen auf Teilnahme der Nation an die Bedingung des Eigentums und will ein besonderes Oberhaus, Hardenberg will damals — er verändert freilich seine Meinung mehrfach — nur von der Regierung ernannte Notablen und hält die Bildung eines Oberhauses für unthunlich. Stein will den fideikommissarischen Besitz erhalten, Hardenberg das Grundeigentum mobilisieren. Stein voller Verständnis für die historische Entwickelung der deutschen Stände und eben daher der Freund der Selbstverwaltung, Hardenberg voll Eifer für die besoldeten, vom Staate angestellten und geschulten Beamten. Steins Anschauungen ruhten im letzten Grunde doch wesentlich auf historischem und konservativem Boden, und die Bildung der neuen Verfassung ist ihm „die Entwickelung der Gegenwart aus der Vergangenheit". Hardenberg stand mit beiden Füßen auf dem Boden der freisinnigen Ansichten der Zeit, scheute in wirtschaftlicher Beziehung auch vor den letzten Forderungen der Aufklärung nicht zurück, und nicht historisch, sondern theoretisch „nach der höchsten Idee des Staates" dachte er sich die Reform.

So grundverschieden waren beide Männer, auch haben sie seit dem unglücklichen Jahre gleichzeitig nicht wieder im Rate der Krone gesessen. Und

dennoch, indem beiden der Haß gegen die Fremdherrschaft, die Hoffnung auf Befreiung des Vaterlandes durch den preußischen Staat gemeinsam war, indem beide an der Erweckung des Gemeingeistes, an der Wiedergeburt des Staates, an einer, durch das Königtum selbst zu vollziehenden Revolution, an einer „Verfassung auf Einheit, Kraft, Nationalität gegründet", an dem großen Zwecke der Veredelung der Menschheit, gleichmäßig arbeiteten, konnte es kommen, daß die neue Gesetzgebung nach beider Namen einheitlich bezeichnet wurde. Wollte der eine die alt-preußischen, volksfreundlichen Grundsätze erhalten, so wollte auch der andere die Einführung demokratischer Anschauungen in die Monarchie, und beide wollten durch neue Gesetze die Unterthanen begeistern für die Arbeit des Staates und die dazu Erzogenen an ihr teilnehmen lassen.

Bei der Zerrissenheit des Staates und der thatsächlichen Beherrschung auch der ihm noch gebliebenen Teile durch die Franzosen, konnte es nicht fehlen, daß man sich zunächst mit vorläufigen Aenderungen bescheiden mußte. Doch schon die einstweilige Einrichtung der Ministerialbehörden gab den Geschäften durch die Generalkonferenz einen gewissen Zusammenhang, und nach dem Rücktritt Beymes, der zum Kammergerichtspräsidenten ernannt wurde, übernahm Stein zugleich die Leitung des Kabinetts, wenn auch mit seiner bisherigen Organisation. Ebenso mußte man sich zunächst vielfach auf das ostpreußische Departement beschränken. Aber großartig ist doch geradezu die Anzahl ausgezeichneter Köpfe zu nennen, die hier sich vereint, und von denen wir an dieser Stelle nur an den freisinnigen und geschäftskundigen Freiherrn von Schrötter und seinen überaus arbeitsfreudigen und fähigen vortragenden Rat Friese erinnern können.



Karl Wilhelm Freiherr von Schrötter.
Nach dem Gemälde von J. F. A. Knorre (thätig am Ende des vor. Jahrh.), im Jahre 1819 gestochen von G. S. Facius (1750 ?)
Auf etwa 1/4 verkleinert

Außerordentlich denkwürdig nun, wie man bei der Erneuerung der eigentlichen Staatsverwaltung auf die Einrichtungen König Friedrich Wilhems I. zurückging. Indem man sie neu zu bilden unternahm, zeigte sich, daß man sie nur von Mißbräuchen zu reinigen hatte, und selbst der Oberpräsident von Schön, obwohl bei weitem doch mehr theoretisch als historisch geschult, konnte sich nicht genug thun, den viel Gescholtenen als den größten inneren König Preußens zu rühmen. Schon 1806 hatte Stein die Wiederherstellung des alten Staatsrats „in der Form, wie durch ihn alle Grundeinrichtungen emanierten, wodurch der preußische Staat seine bewunderte, von Größern oft beneidete, von Schwächern oft gefürchtete Größe gewann", verlangt und hatte „die Bildung eines Staatsrats oder einer unmittelbar unter dem König arbeitenden, mit anerkannter und nicht erschlichener Verantwortlichkeit versehenen obersten Behörde" gefordert, „die der endliche Vereinigungspunkt der verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung ist". Drei Hauptgrundsätze Friedrich Wilhelms I. — die unmittelbare Arbeit der Minister unter

dem Könige, ihre Verantwortlichkeit vor ihm und der Zusammenfluß aller Geschäfte in einer Behörde, die Einheit der obersten Leitung — waren somit wiedergewonnen.

Es versteht sich, daß nicht alles auf den ersten Wurf hin glückte, ja man kann sagen, je mehr Fähigkeiten in diesem reichen Kranz von Männern der tüchtigsten Art sich zeigten, um so zahlreicher waren die Pläne und Aufsätze, die da gefaßt, geschrieben, begutachtet, beurteilt, dem Könige zur Entscheidung unterbreitet und wieder verworfen oder doch nicht ausgeführt wurden. Für die Verfassung der obersten Zentralbehörde fand die Bewegung einen gewissen Abschluß in dem nach Steins Ideen von Altenstein ausgearbeiteten Bericht vom 23. November 1807 und dem von Stein am 28. Oktober eingereichten Plan. Auf dieser Grundlage erfolgte die Verordnung vom 24. November 1808. Die Einheit des Staates, das lebendige Zusammenwirken aller Kräfte des Staatslebens zur Erweckung des Nationalgeistes sollte ihren Mittelpunkt im Staatsrat finden. Und dieser sollte bestehen aus den volljährigen Prinzen, den fünf aktiven sowie den passiven Ministern, einigen Räten der Ministerien, den Geheimen Staatsräten — sowohl denen, welche kraft ihres Amtes als Chefs der Hauptzweige der Finanzen und des Innern, wie denen, die ohne ein bestimmtes Amt das königliche Vertrauen dazu berief — ferner aus dem Geheimen Kabinetts-Sekretär als Schriftführer und etlichen Referendarien ohne Stimmrecht als lernenden Zuhörern. Den Vorsitz im Staatsrate führte der König persönlich, und gearbeitet wurde teils im Plenum, teils in Abteilungen. Diese aber waren streng nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet, und ebenso waren die Minister jetzt lediglich Fachminister. Jede Mischung aus sachlicher und lokaler Beziehung war durchaus vermieden, fortan gab es nur einen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, einen des Innern, der Finanzen, des Krieges und der Justiz.

Schon hatte dieser Plan die Zustimmung des Königs gefunden, als die Verabschiedung Steins auf Napoleons Verlangen erfolgen mußte, und nun unter seinen Nachfolgern, den Ministern von Altenstein und Graf von Dohna, nur das Publikandum vom 16. Dezember 1808 erschien, welches den Staatsrat fallen ließ und die Einheit des Staates wie zugleich das Kabinett lediglich in den fünf Fachministern darstellte und diesen damit die höchste Gewalt im Lande übertrug.. Zugleich aber schuf dies Publikandum die Stellung der Oberpräsidenten. Indessen griffen schon die Arbeiten des Grafen Dohna auf die Verordnung von 1808 zurück, und die hauptsächlich durch Hardenbergs Eifer zu stande gekommene Verordnung vom 27. Oktober 1810 nahm sowohl den Staatsrat wieder auf, wie sie sich auch wieder auf alle Staatsbehörden erstreckte. Ein Hauptunterschied bestand jedoch in der Einsetzung des Staatskanzleramtes, zu dem Hardenberg schon einige Monate früher berufen worden. Der Staatskanzler sollte den Vorsitz im Staatsrat haben, er sollte die Oberaufsicht über sämtliche Ministerien führen, besonders die der Finanzen und des Innern, an deren Spitze zunächst ein Minister überhaupt nicht gestellt wurde, er sollte auch die auswärtigen Angelegenheiten wesentlich beeinflussen und die des königlichen Hauses, der Oberrechenkammer und des Archivs allein verwalten. Kurz, der Staatskanzler trat an die Spitze der sämtlichen Geschäfte, während die Einrichtung des Staatsrats erst sieben Jahre später gelang.

Von großer Bedeutung für den Zusammenhang zwischen den Zentral- und den Provinzialbehörden und damit für die Staatseinheit wurden die vier Ober-

präsidenten, welche das genannte Publikandum von 1808 einsetzte, während die Denkschrift von 1810 ihrer nicht gedachte. Ausgezeichnete Bemerkungen über ihr Amt hatten neben Stein namentlich Altenstein und Schrötter gemacht. Sie waren die ständigen Kommissarien des Ministeriums und zugleich die Vertrauenspersonen der in der Provinz Eingesessenen. Ohne durch die Detailverwaltung in ihrer Thätigkeit beengt zu sein, hatten sie doch zugleich die Aufsicht über die ganze Verwaltung und diejenigen Geschäfte, insbesondere die Militär-, ständischen und sicherheitspolizeilichen Sachen zu leiten, welche über den Bezirk einer Kammer hinausgingen.

Sehr glücklich suchte man für die Provinzial-Verwaltungen nach einem Gutachten von Vincke die Vorzüge der Kollegialverfassung mit einer möglichst umfassenden Selbständigkeit, aber auch Verantwortlichkeit der einzelnen Räte zu verbinden. Nur die wichtigsten, über mehrere Dezernate sich erstreckenden, oder als besonders geeignet erachteten Sachen wurden im vollen Plenum oder von der zugehörigen Abteilung entschieden, während der einzelne Rat namentlich alle zur Vorbereitung und Einleitung der Sachen erforderlichen Schritte selbst anzuordnen, die meisten minder erheblichen Angelegenheiten selbständig zu entscheiden hatte. Durch eine sehr strenge Absonderung jeglicher Gerichtsbarkeit wurden die Kammern nun die wirklichen Regierungen, und sie zerfielen ebenfalls streng nach sachlichen Gesichtspunkten in die fünf Abteilungen für Polizei, für Kultus und Unterricht, für die Finanzen, für die Militärangelegenheiten und für Akzise-, Zoll und Salzsachen. Die Polizeigewalt sollte nicht nur Schaden und Nachteile abwenden, sondern vorzüglich sich auf die Mehrung und Hebung der allgemeinen Wohlfahrt erstrecken. Diese aber erkannte man jetzt in dem vollständigsten Bruch mit dem alten Merkantilsystem, und eine Handels- und Gewerbefreiheit wurde sowohl im Inlande als mit dem Auslande verkündigt, wie sie umfassender kaum gedacht werden konnte und dem Hardenbergschen Grundsatze des laissez faire, laissez aller voll entsprach. Vornehmlich aber hatte Stein, um die Schäden einer lediglich durch Staatsdiener geübten Verwaltung einzudämmen und um „die Nation in nähere Verbindung mit der öffentlichen Administration" zu bringen, es durchgesetzt, daß jeder Regierung neun Repräsentanten der Stände beigegeben wurden, welche der König aus den von der General-Versammlung der Provinz Vorgeschlagenen ernannte, und die mit vollem Stimmrecht als Korreferenten an den Plenarsitzungen über die wichtigeren Verwaltungszweige teilnehmen sollten. Bei dem Widerspruch der Stände scheint diese verwunderliche, aber die Idee der Einheit zwischen Staat und Unterthan voll wiedergebende Einrichtung jedoch nur in Ostpreußen durchgeführt worden zu sein, und auch hier ohne Erfolg.

Kein Gebiet war für Steins Pläne, die Nation zur öffentlichen Thätigkeit heranzuziehen, geeigneter als die Verwaltung der Städte. Die energisch durchgeführte Reinigung der städtischen Verwaltung, die unaufhörlich fortgesetzten Antreibungen der Bürgerschaft zur Ausdehnung des Handels und Gewerbes, die ganz außerordentliche Blüte, in welcher sich diese vor dem Kriege befunden, hatten einen Zustand in den preußischen Städten erzeugt, der von der Vetternwirtschaft, wie sie uns in den anderen Städten der Zeit geschildert wird, auf das vorteilhafteste abstach, und den man nur zu benutzen verstehen mußte. Die Reformen Friedrich Wilhelms I., die Beförderungen der bürgerlichen Berufsarten durch Friedrich II. hatten hier in der That einen Boden für städtische Freiheit geschaffen,

wie er damals in Europa überhaupt nicht vorhanden war. Und ohne Zweifel ist Stein mit seinem unablässigen Drängen auf politische Thätigkeit des Bürgers auch der geistige Vater der preußischen Städteordnung vom 19. November 1808, obwohl sein Anteil an den Entwürfen, aus denen sie hervorging, unverhältnismäßig gering ist. Außerordentlich bezeichnend aber ist es, daß die Grundlage der Städteordnung in zwei Aufsätzen besteht, welche auf Steins Anregung einer der Steuer-Kommissare, der Geheime Kriegsrat Frey, entworfen hat, und daß, wie alle Reformen, so auch diese von der Krone dem Volke aus freien Stücken gegeben ist, daß wie all der Glanz und all die Entwickelung, welche die Städte bisher genommen, so auch diese dem vom Friedrich Wilhelm I. geschaffenen Amt verdankt wird. Ja, manche Stadt übernahm noch widerwillig genug das ihr hochherzig gemachte Geschenk. Vor allem handelte es sich nunmehr darum, die staatliche Bevormundung soweit als möglich einzuschränken, „um dadurch Interesse für Gemeinwohl und den Reiz der öffentlichen Thätigkeit hervorzurufen, welche den Geist der Nation erhebt, zur Erwerbung gemeinnütziger Kenntnisse, ja selbst eines unbescholtenen Rufes anfeuert und dadurch den Egoismus und selbst die Frivolität zügelt". Das heißt: die Wurzel alles Uebels, das man erlitten, wird auf das gründlichste ausgerottet, und um die Heilung zu ermöglichen, giebt der Staat freiwillig eine Summe seiner Rechte an die Bürgerschaft dahin. Als selbstverständlich für die reifere Anschauung vom Staate ergab sich, daß die Sicherheits-, Polizei- und Justizgewalt als Zweige der Landeshoheit dem Staate zuzuweisen seien, dagegen konnte die gesamte innere Verwaltung, namentlich der Stadthaushalt, die Armen-, Unterrichts- und Bau-Verwaltung den Städten überlassen bleiben, wenn nur die Besetzung der wichtigsten Aemter der staatlichen Bestätigung unterlag, und dem Staate jederzeit insoweit eine Kontrolle durch seine Behörden gewahrt wurde, daß nicht gegen seine Zwecke und Gesetze verstoßen werden konnte. In der That aber trat der Staat auch seine polizeilichen Funktionen vielfach den Städten ab.

Die bisher nach Klassen und Zünften geteilte Bürgerschaft zerfiel jetzt nur noch in Bürger und Schutzverwandte, die Erwerbung des Bürgerrechts war erheblich erleichtert. Die Bürgerschaft übertragt aber ihre Befugnisse den von ihr gewählten Stadtverordneten, und wieder diese übertragen die Ausführung ihrer Beschlüsse dem von ihnen gewählten Magistrat. Der Magistrat setzt sich aus unbesoldeten wie besoldeten Stadträten — den volltönenden Namen der Senatoren hatte man glücklich vermieden — zusammen. Nur die gelehrten Stadträte, die Bürgermeister, Syndici und Bauräte erhalten eine Besoldung, werden aber ebenfalls nur auf eine bestimmte Zeit gewählt. In dem Eifer für die Selbständigkeit der Städte ist man sogar damals weiter gegangen, als sich hernachmals gerechtfertigt zeigte, indem die gar zu gering bemessene Aufsicht des Staates wie die ganz freie Verfügung der Stadtverordneten über das Vermögen der Städte, die städtischen Steuern und das jährliche Budget sowie die thatsächliche Unterordnung des Magistrats unter die Stadtverordneten, weder den Zwecken des Staates noch denen der Stadt entsprach, aber gerade daß man hier zu weit griff, bezeugt die Entschlossenheit, mit welcher man öffentliches Leben und Selbstverwaltung zu fördern gedachte, verwirklichte die Absicht, der Bürgerschaft „eine thätige Einwirkung auf die Verwaltung des Gemeinwesens beizulegen und durch diese Teilnahme Gemeinsinn zu erregen und zu erhalten." In der allgemeinen Geltung der neuen Ordnung der Städte hatte man aber zugleich ein Band gefunden, das namentlich

nach der Herstellung Preußens und nach der Vornahme der sich als nötig ergebenden Aenderungen eine in hohem Maße einigende Kraft für das Staatsleben erweisen sollte. In ebenso freiem Sinne wurden nun auch, wie schon angedeutet, den städtischen Gewerben die Fesseln gelöst. Schon im August 1807 hatte der König die Aufhebung des Fabrikenzwanges und der Einfuhrverbote für unbedenklich erklärt, im Jahre 1808 fielen die Beschränkungen beim Handel und der Fabrikation der Mühlensteine, der Mühlenzwang, der Brau- und Brennereizwang, der Zunftzwang und das Verkaufsmonopol der Bäcker-, Schlächter- und Hökergewerbe, und endlich wurde die tiefste Kluft zwischen dem Lande und den Städten ausgefüllt, indem der Handel zwischen beiden völlig freigegeben wurde. Das Edikt aber vom 27. Oktober 1810 führte ein neues Steuersystem ein, das trotz der neuen Lasten doch den Lebensbedingungen Luft und Raum ließ.

Der Städteordnung dachte Stein eine Landgemeindeordnung mit freier Gemeindeverfassung, mit Schulzen sowie den altbewährten preußischen Landräten an der Spitze einer Kreisordnung zur Seite zu stellen, und insbesondere Vincke hat nach englischem Muster mit großem Eifer an diesem Plan gearbeitet. Nach dem Abgange Steins ist er jedoch gescheitert, und zwar nicht nur an dem Widerstand des Adels wie der Bauern als vielmehr an dem Uebermaß von Entwürfen und Plänen, welches das Ministerium Altenstein-Dohna in so unglücklicher Weise belastete, daß es trotz der überaus modern und liberal gerichteten Gesinnungsart beider Minister nicht zu abschließenden Ergebnissen kam. Und doch wäre eine Landgemeinde- und Kreisordnung um so notwendiger gewesen, als der hergebrachten politischen Verfassung die wirtschaftliche Grundlage durch die größten und umfassendsten Reformgesetze entzogen wurde.

Wir sahen, daß die Erwerbung der persönlichen Freiheit des Bauern ein zum Teil mit Leidenschaft verfolgtes Streben der preußischen Herrscher gewesen, bisher jedoch auf unüberwindlichen Widerstand gestoßen war. Wie hätte nicht der pflichttreue Sinn des Königs ein Erbteil seiner Ahnen mit Vorliebe ergreifen sollen, das zugleich die Forderung der Zeit war! Die Aufhebung der Erbunterthänigkeit war, wie er selbst sagt, seit seinem Regierungsantritt das Ziel, wonach er unverrückt gestrebt habe. Er habe es allmählich erreichen wollen, indessen die unglückliche Lage nötige und rechtfertige zugleich einen schnelleren Schritt, nur die so leicht mißbrauchten Begriffe von der Freiheit oder Knechtschaft müsse man vermeiden und die Sache dem Wesen nach ausdrücken. Demgemäß erfolgte, um „alles zu entfernen, was den Einzelnen bisher hinderte, den Wohlstand zu erlangen, den er nach dem Maaß seiner Kräfte zu erlangen fähig war", das Edikt vom 9. Oktober 1807, welches rücksichtlich der Erwerbung von Grundstücken jeden Standesunterschied aufhob und ebenso jedem Edelmann ohne Nachteil seines Standes bürgerliche Thätigkeit, wie dem Bürger und Bauern den Uebergang in den anderen Stand gestattete. Endlich aber verbot dieses Edikt jedes Unterthänigkeitsverhältnis zwischen Gutsherrn und Einsassen in den Gütern und hob „den Rest von Sklaverei", wie Stein schrieb, mit dem Martinitage des Jahres 1810 vollkommen auf. Hinsichtlich der Domänen erfolgte die Ausdehnung der Bestimmungen Friedrich Wilhelms I. auf alle inzwischen erworbenen Domänen schon durch das Edikt vom 28. Oktober 1808, und 1811 wurden durch zwei weitere Edikte die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse näher geregelt, die

Verwandlung aller bisher noch gebundenen Bauernhöfe in freies Eigentum und die Ablösung der auf ihnen ruhenden Dienste verfügt.

Damit hatte der König eine vollständig neue Gesellschaftsordnung aus eigener Machtvollkommenheit geschaffen, die mit so kühner Hand und so tief in das bestehende Gefüge eingriff, daß der Widerstand gegen sie wohl erklärlich ist. Doch unbekümmert darum, wie es nur ein König von Preußen konnte, beharrte Friedrich Wilhelm auf der Umwälzung, deren Durchführung eine Einsicht in die Forderungen des Tages, eine Kraft dieses Königtums, auch der schwierigsten sozialen Fragen Herr zu werden, zeigte, die vornehmlich in jener Zeit des politischen Elends im höchsten Maße bewundernswert ist.

Aus unserer Darstellung selbst ergiebt sich, daß den Männern, die der König an die Spitze des Staates berufen, der vollste Anteil an dem großen Werk dieser gewaltigen Reformen an Haupt und Gliedern zuzurechnen ist. Aber mit freiem Sinn und klarem Verständnis hatte Friedrich Wilhelm nicht nur seine Ratgeber gewählt, sondern ebenso trotz vieler Bedenken ihre Bestrebungen gefördert und zur That erhoben. Um Stein zu gewinnen, hatte Hardenberg ihm einst geschrieben, „der König hat durch das Unglück viel gewonnen, und seine Ausdauer macht ihm große Ehre. Treffen Sie die rechte Weise, die Geschäfte mit ihm zu verhandeln, so werden Sie ihn zu allem bestimmen, was gut und nützlich ist, wie mir dieses vollkommen gelungen war". Und wieder Stein selbst ist es, der seine Nachfolger über die Schwierigkeit der Arbeit mit dem Hinweise tröstet, daß der entschiedene, auch durch die neue Militär- und Zivileinrichtung bewährte Wille und bewährte Sinn des Königs ihnen den Mut stärken und das Gelingen sichern werde. Ja, die Neuerer bezeichnete Friedrich Wilhelm, wie Boyen und Clausewitz uns mitteilten, kurzweg wohl auch selbst als „die gute Partei".

Aber woher anders konnte in diesem Jammer der politischen Knechtung die Kraft zur sozialen Befreiung kommen, als aus der Hoffnung, auch zur politischen, zur nationalen Freiheit wieder vorzudringen? Eins aber war doch ganz ohne Zweifel die dringendste Forderung hierfür, und das war die Reform des Heeres. Und glücklich fügte es sich, daß auch für diese Reform sich um den Monarchen ein seltener Verein der auserlesensten Kräfte scharte. Der König selbst war von der Notwendigkeit der vollständigen Neuordnung schon vor dem Unglück voll überzeugt; nur seine Scheu vor der Erfahrung der „Federbüsche", die sich nachher so wenig bewährt, hatte ihn gehindert, sie mit Energie zu erzwingen. Galt es doch, wie Boyen schreibt, geradezu für unanständig, das seggekrönte Kriegsgebäude Friedrichs einer zeitgemäßen Revision zu unterwerfen! Aber noch während des Krieges hatte Friedrich Wilhelm umfassende Aenderungen in der Taktik und Kriegführung selbständig getroffen. Jetzt gab er, wiewohl auch hier noch oft zaghaft, zu den wichtigsten Vorschlägen Scharnhorsts seine Zustimmung, „er hat uns", erklärte der Schöpfer des neuen Heeres, „sehr viele den neuen Verständnissen angemessene Ideen selbst gegeben". Er berief, nachdem schon im Dezember 1806 eine Verordnung behufs strenger Bestrafung der pflichtvergessenen Festungs-Kommandanten ergangen war, noch im Monat des Friedensschlusses eine Militär-Reorganisations-Kommission, und an ihre Spitze stellte er Scharnhorst. Auch Widersacher der neuen Reform hatte der König in die Kommission berufen, die auch wirklich so viel Schwierigkeiten machten, daß Stein schon am Schluß des Jahres 1807 schreibt, „der Geist der Kabale erscheint wieder im Militär, und

ich fürchte sehr, daß er die Oberhand gewinnt, um dann alle die alten Mißbräuche wieder herzustellen, welche die Monarchie zu Grunde gerichtet haben". Ja, nach Steins Entfernung hoffte General von York, daß, nachdem ein unsinniger Kopf zertreten sei, das andere Natterngeschmeiß sich in seinem eigenen Gift auflösen werde. Aber den Vertretern der Oppositionspartei gegenüber saßen in der Kommission keine geringeren als Gneisenau und Grolmann, und alsbald gesellten sich ihnen an Stelle der ausgeschiedenen Gegner der Graf Götzen, der energische General-Gouverneur Schlesiens, und Boyen, Scharnhorsts großer Erbe und Nachfolger bei. Ebenso erhielt auch Stein noch Sitz und Stimme in der Kommission, am 31. Mai 1808 wurde Scharnhorst Generaladjutant des Königs, und damit war die Oppositionspartei von der Person des Monarchen entfernt. Und wie die Gedanken der Reform schon Eigentum der besten Köpfe geworden — Blücher forderte ein nationales Heer, Prinz August die allgemeine Wehrpflicht — so wurde sie später von Clausewitz, „dem liebsten und talentvollsten Schüler Scharnhorsts", wissenschaftlich erläutert und dargestellt. Aber manche Kämpfe hatte Scharnhorst auch mit den Gutgesinnten zu kämpfen und ihren Eifer, der bis zur Wählbarkeit der Offiziere durch die Untergebenen, d. h. zur vollsten Schwächung des landesherrlichen Oberbefehls vorgehen wollte, zu zügeln. Gefahrvoller noch mußte der geplanten Reform die entsetzliche Finanzlage des Staates werden, und aller Gefahren schlimmste war und blieb doch die Aufsicht und Spionage Napoleons, der mit dem Instinkt des Bösen jeden Aufschwung zum Besseren, jedes neue Keimen in diesem gehaßten, dem Untergange geweihten Staate verfolgte. Im Sommer 1808 verlangte er auch die Entlassung Scharnhorsts, welcher man unter scheinbarer Nachgiebigkeit doch aus dem Wege zu gehen wußte. Aber der Idealismus dieser herrlichen Männer war größer als Napoleons nüchterne Berechnung, ihre Vaterlandsliebe strahlte glänzender als der Nimbus

General Gerhard Johann David von Scharnhorst.
Nach dem Gemälde von Friedrich Bury (1763—?) gestochen von Friedrich Wilhelm Bollinger (1777—1825). Auf $^2/_3$ verkleinert.

um den Condottiere, ihre sittliche Kraft war fester begründet, als die unsittliche Gewalt des Imperators.

Ein Gedanke war es vornehmlich, in dessen Durchführung man die Hauptarbeit erblickte. Es galt ein auf sittlicher Grundlage beruhendes, durch sittliche Ideale und wahre Bildung zusammen gehaltenes und nach sittlichen Zielen strebendes, ein nationales Heer „als die Vereinigung aller moralischen und physischen Kräfte aller Staatsbürger" zu schaffen. Denn der Kampf fürs Vaterland, für die Unabhängigkeit und Ehre der Nation, der allgemeine Kriegerstand ist der Triumph der Sittlichkeit. Und aus diesem Gedanken heraus ergaben sich weitere vier Forderungen. Erstlich das Heer besteht fortan nur aus Inländern, zweitens aber — und fast wörtlich nahm man in diesem Kardinalpunkt die Ansicht Friedrich Wilhelms I., nun aber mit vollster Konsequenz auf — jeder Unterthan des Staates ohne Unterschied der Geburt ist kriegspflichtig. Alle Bewohner des Staates sind seine gebornen Verteidiger. Drittens die Beförderung zum Offizier, welche der König während der Dauer des Krieges jedem, der nicht ein Verbrechen begangen, schon in Aussicht gestellt, findet ebenfalls ohne Rücksicht auf die Geburt nur nach dem Maß der Befähigung und guten Führung statt, namentlich bei der Beförderung zum General hat jede Rücksicht auf das Dienstalter zu schweigen. Niemand wird zum Offizier ernannt, der nicht vorher Gemeiner, Unteroffizier und Portepeefahnrich gewesen, und die Beförderung zum Portepeefahnrich ist abhangig von einem wissenschaftlichen Examen, das Aufsteigen zum Offizier von einem zweiten Examen und von dem Vorschlag des Offizierskorps. Denn die alleinige Zulassung des Adels zum Offizierstande habe die Armee sowohl der Talente und Kenntnisse des übrigen Teiles der Nation beraubt, als auch den Adel überhaupt der Verpflichtung enthoben, sich militärische Kenntnisse zu erwerben. Daher sind die Offiziere in ihrer Bildung gegen alle anderen Stände weit zurückgeblieben, und ist die Armee zum Gegenstand des Hasses, ja der Verachtung geworden. Viertens alle entehrenden Strafen und Mißhandlungen, vornehmlich die Stockprügel sind aus dem Stande vollständig verbannt, dem fortan die ganze Nation angehört. Denn „jede Strafe, die in einem anderen Stande entehren würde, muß im Soldatenstande doppelt entehrend sein". Endlich aber mit dem immer reineren und volleren Wiedergewinn des uralten deutschen Grundsatzes der allgemeinen Wehrpflicht, mit der Zusammensetzung des stehenden Heeres aus allen Einwohnern, soweit sie nicht durch körperliche Leiden, Blödsinn oder Verbrechen ausgeschlossen waren, hatte man zugleich die Beschränkung der Dienstpflicht auf eine gewisse Zeit — zehn Jahre schlug Stein, sechs Jahre Scharnhorst vor — als notwendig erkannt.

Am wenigsten aber Scharnhorst und Gneisenau hätten in einer bewaffneten Volksmenge allein schon ein Heer gesehen, und die stete Einübung des militärischen Dienstes auf dem Exerzierplatz wie vorzüglich im Felddienst, im Scheibenschießen und Tirailliren, blieb daher unter Fortlassung aller überflüssig erscheinenden Nebendinge nach wie vor notwendig. Ebenso wurden die Militär-Verwaltung, das Militärbildungswesen, der Generalstab, das Festungswesen und namentlich die Artillerie einer durchgreifenden Neuerung unterworfen. Allein aber durch Zusammenziehung und Zusammenschluß gewöhne sich, so erkannte man, die waffenfähige Mannschaft des Landes als ein militärischer Körper. Uebung setze Lehrmeister, Kriegerfülle Krieger voraus, und „um ein ganzes Volk zu Soldaten zu machen, muß ihm mitten im Frieden militärischer Geist eingeflößt werden". Gerade hier lag die größte

Schwierigkeit. Denn wie hätte Napoleon ein solches Zusammensein der Waffenfähigen der Nation geduldet! Wenn man sich anfänglich, da der größte Teil des Staatstorso noch vom Feinde besetzt gehalten wurde, und unter dem finanziellen Druck aus freien Stücken entschlossen hatte, mit einem Heere von 40 000 Mann sich zu begnügen, so mußte es doch zum verhängnisvollen Ende führen, als Napoleon durch den Pariser Vertrag vom 8. September 1808 dem Staate verbot, eine größere Kriegsmacht als 42 000 Mann zu halten. Welch drückende neue Fessel war damit allen denen angelegt, die nie und nimmer die Hoffnung aufgeben mochten, daß das Vaterland in all seiner Herrlichkeit wieder auferstehen werde! Wohl oder übel: Wer die Befreiung von der französischen Knechtschaft noch wollte, mußte zur Verstellung, zur Heimlichkeit greifen, und wer ermißt die Ueberwindung, die es diesem Geschlecht des männlich festen und freimütigen Wortes, der frischen That gekostet haben mag, zu diesem Mittel „der List der Idee" zu greifen! Wie sollte man die allgemeine Wehrpflicht bei so geringer Präsenzziffer verwirklichen? Da war es in der That nicht nur ein überaus glücklicher Gedanke Scharnhorsts für die Bedürfnisse der Zeit, sondern ein Gedanke, der die allgemeine Wehrpflicht im vollen Sinne des Wortes volkstümlich machte, daß er von den 25 Mann, welche die Kompagnie damals nur noch zählte, noch weitere drei, fünf, ja mehr Mann zu beurlauben vorschlug. An deren Stelle wurden nämlich junge Rekruten eingezogen, während eines Monats ausgebildet, und für sie, die man nunmehr beurlaubt, wurden wieder neue Mannschaften eingezogen und ausgebildet. Und um die notdürftige militärische Erziehung zu vervollkommnen, wurden umgekehrt auch Offiziere in die Kantons gesendet, welche die Beurlaubten in ihrer Heimat weiter schulen und zugleich den kriegerischen Geist in der Jugend erwecken sollten. Auf diese Weise wurden, ohne daß Napoleon über Vertragsverletzung klagen konnte, über 100 000 „Krümper", wie man sie nannte, im Manövrieren und Exerzieren ausgebildet, die alsbald der Schrecken der napoleonischen Heere werden sollten. Dahin zielte ja die Thätigkeit der Patrioten, den Eroberer völlig zu verderben, und furchtbar gährte der Haß gegen ihn, der das Vaterland so schändlich mißhandelte. „Für den Redlichen", so urteilte kein Geringerer als Stein, „ist kein Heil als in der Ueberzeugung, daß der Ruchlose zu allem Bösen fähig ist; Zutrauen auf den Mann zu haben, von dem man mit so vieler Wahr-

Generalfeldmarschall Graf Neidhardt von Gneisenau.
Nach der Zeichnung von Franz Krüger (1797—1857) lithographiert von J. C. Schall (thätig in der ersten Hälfte des 19. Jahrh.). Auf 1/3 verkleinert.

heit sagte, er habe die Hölle im Herzen, das Chaos im Kopfe, ist mehr wie Verblendung". Und wenn Heinrich von Kleist in seinem „Katechismus der Deutschen" Napoleon „den Anfang alles Bösen, das Ende aller Guten, den Sünder" nennt, „den anzuklagen die Sprache der Menschheit nicht hinreiche und den Engeln einst am jüngsten Tage der Odem vergehen werde", so redete er allen getreuen Preußen, ja der ganzen Menschheit aus der Seele.

Nunmehr glaubte Scharnhorst die Zeit gekommen, die Pläne, die er 1803 und wieder 1806 und 1807 für die Bewaffnung des ganzen Volkes gehegt, ausführen zu können. Zivil und Militär sollten sich ja gegenseitig, wie Boyens Ausdruck lautet, die Hände bieten, um als Diener nur eines Staates auch nur zu einem Zweck hinzuarbeiten. Da aber der Widerwille jedes gebildeten und feiner fühlenden Mannes gegen die schlechten Gesellen und Vagabunden aus denen sich die stehenden Heere ja noch zusammensetzten, noch immer im höchsten Maße lebendig war, auch eine unkriegerische Gesinnung bei den Gewerbetreibenden wie Studierenden vorausgesetzt werden mußte, so dachte Scharnhorst eine besondere Miliz neben dem stehenden Heere zu errichten. „Denn", so heißt es, die Zeit vortrefflich charakterisierend, in dem Bericht der Reorganisations-Kommission, „bei der jetzigen Lage der Dinge scheint es darauf anzukommen, daß die Nation mit der Regierung aufs innigste vereinigt werde, daß die Regierung gleichsam mit der Nation ein Bündnis schließt, welches Zutrauen und Liebe zur Verfassung erzeugt und ihr eine unabhängige Lage wert macht. Dieser Geist kann nicht ohne einige Freiheit in der Herbeischaffung und Zubereitung der Mittel zur Erhaltung der Selbständigkeit stattfinden. Wer diese Gefühle nicht genießt, kann auf sie keinen Wert legen und sich nicht für sie aufopfern. Eine Nationalmiliz kann, wenn sie sich selbst erhält, bewaffnet, kleidet und übt, in jenem Geiste auftreten; sie wird ihn aber nie bekommen, wenn sie vorher durch die stehende Armee gehen muß, wenn ihre Selbständigkeit durch einen eingebildeten Druck gelähmt wird".

Daher glaubte Scharnhorst Miliz und stehendes Heer vollständig trennen zu müssen. In jeder Kommune sollten die Wehrpflichtigen vom 19. bis zum 31. Lebensjahre in zwei Klassen geteilt werden, von denen die Freiwilligen und diejenigen, die sich nicht selbst bekleiden, bewaffnen und beköstigen können, dem stehenden Heer eingereiht, die übrigen der Miliz zugewiesen werden sollten. Die Wahl der Offiziere sei den Wehrmannern zu überlassen und nur die erforderliche Bildung vorzubehalten. Auch die Ausübungszeit dieser Miliz war ungemein kurz gedacht, in jährlich acht, später sogar nur in vier Wochen sollte sie beendigt sein. Allerdings setzte man dabei voraus, daß nach Steins Ausdruck „in allen Stadtschulen Anstalt getroffen werden, um Kenntnis des Gebrauchs der Waffen und der Bewegung größerer Menschenmassen zu bewirken". Weiter aber verlangte Scharnhorst den Landsturm. Alle Männer, die irgendwie eine Waffe führen können, sind ihm schlechthin zur Verteidigung des Vaterlandes verpflichtet, und er zweifelt nicht, daß, was in Spanien gelungen, sich auch in Preußen zu glücklichem Ende führen lassen werde.

Nicht lange und auch diese Pläne sollten Wirklichkeit werden, und während der König und seine Regierung nicht nur lieb und heilig gehaltene Einrichtungen des alten Staates, sondern auch positive Rechte daran gaben, um den Gemeingeist des Volkes, das Bewußtsein der thatsächlichen Einheit zwischen Staat, Heer und Unterthanen zu erwecken, zeigte sich, daß die Besten des Volkes aus allen Ständen mit stets hoher schwellender Begeisterung für das Vaterland, immer zornigerer

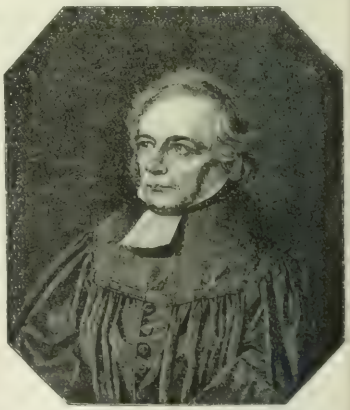
Gut gegen die fremden Unterdrücker der Regierung entgegenkamen. Wohl hatten die Reformer schwere Kämpfe gegen die Widersacher, „die Maulwürfe", wie man sie nannte, zu bestehen. Wohl tauchten Schmäh- und Spottschriften auf gegen den preußischen Staat, und hier und da wagte eine verkommene Seele ihre ehrlose Gesinnung der Gerechte und Ungerechte auszusprechen, aber immer inniger schloß sich das preußische Volk an seinen König an, immer heiliger durchzitterte die Volksseele die Sehnsucht nach Freiheit, nach Niederwerfung des Tyrannen. Wie hätte es auch anders sein können in dem Staate des Großen Kurfürsten, des Großen Königs! Wohl wußte man die Sünden der Vergangenheit, man erkannte auch die Fehler, die selbst ein Friedrich begangen, aber gerade der Ruhm, den er dem preußischen Volke erworben, die strenge Pflichterfüllung, mit welcher er dem Staate gedient hatte, waren die Sterne, denen man zustrebte, waren die Anker, an denen man festhielt. Wohl dürstete auch das nichtpreußische deutsche Volk in die Zügel und lechzte nach Befreiung, aber während man sich im übrigen Deutschland mit jenen unklaren, nur halbwahren Vorstellungen von der einstigen Herrlichkeit der deutschen Kaiserzeit begnügte, hatte man in Preußen die Augen wenig rückwärts zu wenden, um zu erkennen, daß ein wahres nationales Leben, eine staatliche Selbständigkeit nur in ferner Pflichterfüllung begründet sein könne. Nur auf den König und seine Ratgeber hatte man zu schauen, um in gewissenhafter Sittenstrenge und treuer Arbeit die Vorbedingung der nationalen Freiheit zu erblicken. Wo auch hätten die übrigen Deutschen den Gedanken hernehmen sollen, daß der Staat eine sittliche Persönlichkeit und sein Wesen ein Spiegel der moralischen Gesinnung seiner Bürger sei? Aber nun, da jede politische Einheit so gründlich zerrissen war, fühlte man gerade die einende Kraft der gemeinsamen Schätze des inneren nationalen Lebens. Mit warmer Inbrunst wandte das deutsche Volk sich zurück und freute sich des deutschen Mittelalters, der deutschen Kunst und Sage. Dichtkunst und Wissenschaft griffen zurück in das Leben der Altvorderen, zeigten ihren Reichtum an allen idealen Gütern.

Mit vollstem Recht, mit gerechtfertigter Begeisterung nahm man auf, was Achim von Arnim und Brentano in des „Knaben Wunderhorn", die Gebrüder Grimm in den alten Volksmärchen den Herzen wiedergewannen, was Eichhorn vom deutschen Recht und Savigny von der Recht schaffenden Kraft des Volksgeistes ermittelte. Luden, der es trotz der Schergen Napoleons wagte, gegen das undeutsche Wesen des Rheinbundes zu schreiben, erzählte damals zuerst dem deutschen Volk seine herrliche Geschichte, und mit Jubel fühlte man sich als die Söhne solcher Väter. Mit tiefem Ernst empfand man, daß man dies schöne Erbteil der Ihnen nur besitzen könne, wenn man es neu erwarb. Jetzt erst verstand die Nation voll und ganz, was ihr Schiller so eindringlich von der Pflicht fürs Vaterland gepredigt; ja selbst der Fürst des deutschen Geistes, der alternde Goethe, wirkte, wie unbeabsichtigt auch immer, auf die nationale Erhebung erfolgreich ein. Und wie oft seine Zurückhaltung seit den Tagen der Königin Luise beklagt ist, die Begeisterung für Goethe wie für Schiller mußte ein Band werden, welches das Bewußtsein der deutschen Einheit enger schlang.

Indessen wie einst der kategorische Imperativ von Kant nur in Preußen, in dem Staate, der seine Verkörperung darstellte, gefunden werden konnte, so bezeichnet es das Wiedererwachen des preußischen, auf das Wirkliche gerichteten Staatsgeistes, daß eine römische Geschichte, eine Darstellung von den staatsschaffenden und staatserhaltenden Mächten, wie sie jetzt Niebuhr herausgab, in

Johann Gottlieb Fichte.
Nach dem 1808 entstandenen Gemälde von Heinrich Dähling (1773–1850) i. J. 1814 gestochen von Joh. Friedr. Jugel. Auf 1/4 verkleinert

und alles, Hab und Gut, Leib und Leben Wohl kam es dahin, daß sich wahrlich nicht die Schlechtesten des Volkes in geheimen Bünden, deren bekanntester der Tugendbund war, zusammenthaten, und wohl konnte man an ihnen den Pulsschlag der Nation fühlen, wohl knüpften nicht wenig Offiziere heimlich Verbindungen an, sammelten Waffen und suchten alle Mittel und Kräfte für die Stunde der Befreiung bereit zu machen, aber nichts bezeichnet mehr die monarchische Gesinnung dieses kampfbereiten Volkes, als daß kaum jemand daran dachte, loszuschlagen, bevor der Ruf des Königs zu den Waffen rief. Lebendig empfand man damals wie heute den heroischen und vaterländischen Geist, ja vor der aufflammenden Begier nach Kampf und Freiheit verschwand die Uebertretung der militärischen Disziplin, welche in dem eigenmächtigen Zuge dem Staate geschrieben wurde, in dessen Wiege nichts von ästhetischer Schönheit, aber jede Bedingung zur vollsten und reinsten Ausgestaltung der ernsten Wirklichkeit gelegen hatte. Nur hier und hier allein konnte Arndt mit seinen Schriften und Dichtungen, konnte Schleiermacher mit seinen Predigten, konnte Fichte mit seinen Reden an die deutsche Nation, mit dem Aufruf zur Pflichterfüllung, zur unbedingtesten Hingabe an das Ganze so mächtig, so zündend auf die Gewissen wirken. Mochten draußen auf der Straße französische Kommandos den Soldaten zugerufen werden, in der Dreifaltigkeitskirche und in den Sälen der Akademie unter den Linden zu Berlin tönten mit gewaltigem Ernste deutsche Worte, und eine von heiliger Begeisterung ergriffene Menge deutscher Männer faßte in ihrem Gewissen den Entschluß: Los vom Feinde, für den König und das Vaterland!



Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher.
Nach dem Gemälde von Franz Krüger (1797–1857) lithographiert von Angelo Gentili (thätig in der ersten Hälfte des 19. Jahrh.)

des Majors Ferdinand von Schill zu Tage trat, völlig. Mit warmer Teilnahme, vielmehr mit drohendem Zürnen begleitete man das tragische Ende des tapferen Majors und seiner Helden. Wohl war es die allgemeine Empfindung, welche der Dichter aussprach, daß kein Kaiser, kein König, sondern die Freiheit, das Vaterland ihn ausgesendet habe. Aber weder Schill noch die wenigen anderen Offiziere, die ähnliches versuchten, vermochten die Kampfeslust des Volkes auf ihre Abwege zu leiten.

Dagegen wies dies Preußenvolk, das, wie man nicht ohne hämischen Seitenblick bemerkt hatte, nur Krieger und Staatsmänner, streng logisch geschulte Denker und Kritiker erzeugen konnte, an dem gestirnten Himmel der Poesie jetzt hellstrahlende Sterne auf. Die schwere Natur des Volkes brauchte solch gründlichen Eingriff in sein Leben, um seiner poetischen Begabung sich bewußt zu werden. Heinrich von Kleist, Achim von Arnim, Schenkendorf und de la Motte Fouqué waren Preußen, und ihre flammenden Worte zündeten dem Blitze gleich. Und welch' Segen bringender, welch' erhebender Gedanke war es, mitten noch in der Knechtschaft dem Geiste und der Wissenschaft eine Freistatt zu eröffnen und zu zeigen, daß, „was man an physischen Kräften verloren, an geistigen doch noch besitze!" Solches erklärte der König gleich nach dem Tilsiter Friedensschluß, und Wilhelm von Humboldt war es zu danken, wenn diese Absicht so bald verwirklicht wurde.

Ferdinand von Schill.
Gezeichnet und gestochen von Ludwig Buchhorn (1770—1856), auf etwa $^2/_3$ verkleinert.

1810 wurde die neue Hochschule in Berlin eröffnet, und wurden Männer zu Lehrern berufen, die wie Schleiermacher, wie Savigny und Eichhorn, wie Niebuhr und Boeckh, wie Hufeland und Thaer noch heut gefeierte Größen sind, und die in der Erkenntnis des wahren Wertes der Wissenschaft die Beziehung zum Leben und Staat betonten und auf diese befruchtend einwirkten.

Denn in der harmonischen Vereinigung von geistiger Bildung und staatlicher Zucht, von kriegerischer Gesinnung und sittlichem Pflichtgefühl, von unbedingter Erfüllung der staatlichen Aufgaben des Einzelnen und hingebender Liebe zum Vaterlande, in der gleichmäßigen harmonischen Ausbildung der Kräfte des Verstandes und aller Gaben des Gemüts und Herzens erkannte man richtig die Grundlage jedes Erfolges. Auf dem realen Boden der bestehenden Verhältnisse mußte die vorschwebende Idee mit allen gegebenen Mitteln, vor allen den in der Idee selbst liegenden Mächten durchgeführt werden. Der ideale Glaube an das Vaterland mußte ersetzen, mußte vervollkommnen, was an physischer Kraft fehlte. Die

sichere Zuversicht, daß das Vaterland nicht untergehen könne, mußte alle beherrschen, und sie wieder, wenn sie eine unumstößlich sicher die Herzen beherrschende sein sollte, konnte allein nur in dem Glauben an die ewig waltende Gottheit begründet sein. Und in der That, wie verschieden auch immer die religiöse Ueberzeugung der Führer gerichtet sein mochte, jede Reform im Staat und im Volke war getragen von einer frommen religiösen Gesinnung. Vom Throne bis zur niedersten Hütte, überall herrschte wieder der wahre, innerlich empfundene Glaube an den alten Gott, denn untrennbar war der Glaube an Gott von dem an das Vaterland. Und wo anders sollte man dem „Allmächtigen des Verstandes" gegenüber die Rettung überhaupt noch suchen, als in dem, der allmächtig alle Herzen und Gemüter umfaßt. Wieder ward der Gottesglaube der innerste Lebensquell, und wieder ward es, nach Steins Worten, die Aufgabe des Staates, darüber zu wachen, daß er nie versiege, und daß die Heiligkeit des Gottesdienstes wie die Reinigkeit und Unsträflichkeit des geistlichen Standes, der durch Vorbild und Lehre Vorgänger und Erzieher der Erwachsenen sein solle, aufrecht erhalten werde.

So bildete sich Staat und Gesellschaft in Preußen vollständig neu, und wie der alte Blücher wollte keiner mehr Fesseln tragen. Doch noch beschwichtigte der König die aufgeregte Stimmung immer wieder, und in heißer Ungeduld fragte man sich unaufhörlich, wann denn, ja ob denn überhaupt jemals die Beziehungen zu den auswärtigen Mächten den rechten Zeitpunkt zur Abwerfung des unerträglichen Joches würden erscheinen lassen.

Luisenwahl bei Königsberg in Preußen.
In den Jahren 1808 und 1809 Sommeraufenthalt der Königlichen Familie.
Im Mittelbau zu ebener Erde befand sich das Eßzimmer und im ausgebauten Dachgeschoß bewohnte das Königspaar zwei Mansardenzimmer.
Nach einem Lichtbilde

Empfang der Königlichen Familie in Weißensee bei ihrer Rückkehr nach Berlin, am 23. Dezember 1809.

Nach der Zeichnung von Heinrich Dähling (1773—1850) im Jahre 1810 gestochen von Daniel Berger (1744—1824). Auf $^3/_4$ verkleinert.

Die Befreiungskriege.

Eiserner Trauring vom Jahre 1813.
In Größe des Originales im Märkischen Provinzialmuseum zu Berlin.

Mit dem Frieden von Tilsit hatte Napoleon die militärisch stärkste Landmacht Europas vollständig zerschlagen, nun gingen all seine Gedanken dahin, die nicht minder gehaßte Seemacht Englands zu vernichten. Unfähig, auf der See ihr beizukommen, meinte er, sie in Spanien zu treffen. Da aber hier die französischen Waffen nicht das gewohnte Glück hatten, so war Napoleon genötigt, die große Armee, welche noch auf Preußens Gefilden lag, nach Spanien zu führen. Und da dadurch sowohl Rußland wie Oesterreich freie Hand bekommen hätten, und eine preußische, ja allgemeine deutsche Erhebung hervorgerufen werden konnte, so mußte er zunächst den Zaren völlig gewinnen. Dies aber konnte er, indem er ihm nicht nur seine finnischen, sondern namentlich seine orientalischen, auf den Erwerb der Moldau und Walachei gerichteten Absichten auszuführen erlaubte. Und indem nun Alexander durch dieses scheinbare Eingehen auf russische Interessen sich täuschen ließ und die Beziehungen mit Frankreich enger und

herzlicher knüpfte, geschah es nicht nur, daß Oesterreich seine kriegerischen Absichten und Rüstungen vertagen, sondern daß Preußen in jenem unseligen Pariser Vertrage vom 8. September 1808 dem Kaiser Hilfeleistung in einem Krieg gegen Oesterreich zusagen und mit der Zulassung der Besetzung der Oderfestungen durch französische Truppen sein „Todesurteil" hinnehmen mußte. Mühsam genug hatte Prinz Wilhelm, der mit großer Selbstverleugnung den Vertrag verhandelt, die geforderte Aufnahme der Entlassung Steins in den Vertrag selbst abgewehrt. Im September und Oktober 1808 folgte dann zu Erfurt an jenem großen Huldigungstage der zu Knechten Napoleons herabgewürdigten deutschen Fürsten die berühmte Zusammenkunft des Zaren mit dem Kaiser der Franzosen. Noch konnte Alexander Europa retten, konnte wenigstens für Preußen, wie er auf der Hinreise sogar persönlich dem Könige versprochen, mildere Bedingungen für die Kontributionszahlungen und für die Räumung des Landes verlangen, denn Napoleon bedurfte seines guten Willens. Aber wiederum ließ Alexander den Freund im Stich, erklärte mit kalter Verachtung der im Friedensschluß übernommenen Verpflichtungen dem „Herrn Bruder", an der Ausführung des zu Preußens Gunsten in Tilsit „Verabredeten gar kein Interesse zu haben", und hinter den orientalischen Vergrößerungsplänen Rußlands stand die Freiheit der Staaten Europas zurück.

Napoleon konnte ungehindert durch die Befürchtung einer deutschen Erhebung aufs neue gegen Spanien ziehen und konnte, da er wiederum hier seine Wünsche nicht voll erfüllt sah, den folgenschweren Entschluß fassen, das österreichische Kaiserreich für seine Rüstungen zu züchtigen. Denn Rußlands war er in der That sicher. Wie süß auch die Worte der Freundschaft von Alexanders Lippen flossen, als das preußische Königspaar seiner Einladung nach Petersburg zu
1809 Neujahr 1809 folgte, so hielt der Zar an dem Bündnis mit Frankreich doch fest, obwohl er durch wenigstens zeitweiliges Nachgeben in dem orientalischen Vergrößerungsplane den Kampf verhindern konnte. Er war vielmehr gesonnen, Seite an Seite mit dem Kaiser gegen Oesterreich zu kämpfen. Wie hätte Preußen — Franzosen im Lande, Franzosen in der westlichen, Rußland und die sächsisch-polnischen Franzosenfreunde in der östlichen Flanke — geknebelt und argwöhnisch beobachtet von Napoleon, es wagen dürfen, dem österreichischen Staate zu Hilfe zu kommen! Von England war trotz aller Bemühungen eine Unterstützung nicht zu gewärtigen, und die Wiener Hofburg lehnte sogar jeden Abschluß eines Vertrages ab. Dennoch hofften nicht nur die Männer der Kriegspartei, daß nun die Erhebung erfolgen werde, sondern der König selbst glaubte zeitweise, wiewohl er im Grunde seines Herzens an jedem Erfolg über Napoleon fast verzweifeln wollte, daß er mit dem Zaren den Oesterreichern zu Hilfe kommen könne. Aber nicht nur mit Worten, sondern mit der That, mit dem Vormarsch gegen den Erzherzog Ferdinand bewies Alexander seine napoleonische Politik, und recht geflissentlich übte Oesterreich Verrat. Um Preußen bloßzustellen, sandte Kaiser Franz, während das tiefste Geheimnis unbedingte Voraussetzung war, offenkundig den Obersten Steigentesch nach Königsberg, ja mehr, der Oberst mußte die vertraulichen Mitteilungen des Königs und der Königin dem Gesandten Jerômes verraten. Schon stellte das preußische Ministerium die Zahlungen an Frankreich ein, und die zusammengezogenen Lager suchte man mit dem Vorgeben zu verschleiern, daß es die nach dem Pariser Vertrage schuldigen Hilfstruppen für Napoleon seien, die man hier zusammengezogen. Ja trotzdem der französische Sieg bei Wagram und der Waffen-

Nach der Zeichnung von Ulrich Ludwig Wolf (1772—1832) i. J. 1811 gestochen von Friedrich Wilhelm Bollinger (1777—1825).
Auf etwa $^{9}/_{10}$ verkleinert.

Empfang des Königs Friedrich Wilhelm III. durch Kaiser Alexander I. vor St. Petersburg, am 7. Januar 1809.

Nach der Zeichnung von Ulrich Ludwig Wolf (1772—1832) gestochen von Gottfried Arnold Lehmann (geb. 1770). Auf $^{1}/_{2}$ verkleinert.

stillstand von Znaim Friedrich Wilhelms geringe Hoffnungen völlig niederschlugen, zeigte der König noch einmal sich willig, schickte Knesebeck zu weiteren Verabredungen an Kaiser Franz, mahnte den Zaren aufs dringendste.

Was Wunder, daß nun, als Oesterreich trotz seines herrlichen Sieges bei Aspern durch die Vermittlung des Fürsten Metternich, der jetzt an Stadions Stelle getreten, mit Frankreich den Frieden von Wien (14. Oktober 1809) geschlossen, die volle Schale des giftigen Zornes Napoleons über Preußen ausgegossen wurde! Ihn zu besänftigen, kehrte auf sein Verlangen die königliche Familie am Schluß des Jahres nach Berlin zurück. Mit hellem Jubel und lautester Freude ward sie vom Volke empfangen, die ganze Allgewalt der Liebe des Volkes brach in erschütternder Kraft sich Bahn bei diesem wehmütigen Einzuge. Aber hier unter den Bajonetten der Franzosen war dem König die Freiheit des Entschlusses völlig beschnitten. Die allerhärtesten Worte mußte der zur Beglückwünschung des Friedens nach Paris gesandte Oberst von Krusemarck hören, mit dürren Worten sagte ihm Napoleon, daß Preußen den Krieg geplant, den Vertrag gebrochen und dafür büßen müsse. Neue Geldforderungen waren noch die geringste Strafe, und bald zeigte es sich, daß der Uebermütige die völlige Entwaffnung Preußens — la partie militaire est hors de saison en Prusse — und die Abtretung Schlesiens verlangte. In der That war die Lage des Staates eine so über alle Maßen bedenkliche, war die Zahlungsunfähigkeit eine so feststehende, daß die Minister es nicht wagten, dem Könige die runde Ablehnung

König Friedrich Wilhelm III., der Kronprinz und Prinz Wilhelm am Sterbebette der Königin Luise, zu Hohenzieritz in Mecklenburg-Strelitz, am 19. Juli 1810.
Nach der Zeichnung von Heinrich Dähling (1773—1850) gestochen von Daniel Berger (1744—1824). Auf etwa 1/5 verkleinert.

solch schimpflicher Bedingungen anzuempfehlen. Doch keineswegs fügte sich dem der König. Jetzt, im Juni 1810 berief er vielmehr Hardenberg an die Spitze 1810
des Staates mit ausgedehnter Vollmacht, und Napoleon hatte in der Erwartung, daß Hardenberg Geld schaffen werde, die Gnade, den einst mit seinem Hasse beehrten Minister dem Könige zu gönnen. Seine Berufung war fast die letzte Freude der Königin. Wenige Wochen darauf trat die Herrliche eine Reise zu ihrem Vater an, von der sie nicht zurückkehren sollte. Am 19. Juli 1810 brach ihr das verwundete Herz, und weinend, aber mit dem ernsten Gelübde, daß wenigstens die Asche der Verklärten in freier Erde ruhen solle, umstand das ganze Volk die Bahre.

Hardenberg hatte die lebhafte Absicht, die nötigsten Mittel für die französischen Zahlungen zu beschaffen. Doch hatte er bei der Erschöpfung des Staates nicht den gewünschten Erfolg. Vor allen Dingen aber entschloß er sich, überhaupt allen Forderungen, welche die Franzosen mit wie geringem Recht auch immer aus den Verträgen ableiteten, voll zu genügen. Furchtbarer und furchtbarer lasteten auf dem Staate namentlich die abscheulichen Bestimmungen der Kontinentalsperre, welche durch die Dekrete des Jahres 1810, besonders den Tarif von Trianon, ihre Vollendung erhielten und den englischen Handel zu Gunsten des

französischen vernichten sollten. Aber ohne zu zucken, folgte Preußen jetzt den herrischen Geboten von der Seine her. Diese Nachgiebigkeit gewahrte wenigstens die Möglichkeit, dem Meister der Lüge und des Betruges die fortschreitende innere Entwicklung Preußens einigermaßen zu verbergen, oder sie doch fortzusetzen.

Mit dem Frieden von Wien war nun aber das wichtigste Verhältnis Frankreichs auf dem Festlande, das zu Rußland, vollständig verschoben. Die Freundschaft Frankreichs mit Oesterreich war jetzt angebahnt, ja durch die Vermählung des Emporkömmlings mit der Tochter des einstigen deutschen Kaisers wurde ihr die Krone aufgesetzt. Das Einverständnis mit dem Zaren hatte seitdem für Napoleon sehr an Wert verloren. Mit den Abtretungen, die Oesterreich am adriatischen Meere und in Galizien hatte machen müssen, war Napoleon sogar dermaßen Rußland auf den Leib gerückt, daß der französische Angriff auf Rußland nur noch eine Frage der Zeit schien. Und doch noch nicht genug. Unaufhaltsam schritt der Gewaltige fort und häufte mit seinen Unthaten gleichsam den Ossa auf den Pelion. Mitten im Frieden am 9. Juli 1810 annektierte er Holland, und am 10. Dezember erklärte er gar die Mündungen der Ems, Weser, Elbe und Trave mit Bremen, Hamburg und Lübeck für französisches Staatsgebiet. Es war eine neue ruchlose Verhöhnung des deutschen Vaterlandes, es war eine engere Umschnürung Preußens, aber es war zugleich auch eine weitere Vorschiebung Frankreichs in die von Rußland beanspruchte baltische Interessensphäre. Es war weiter ein Vertragsbruch und eine schroffe Beleidigung des Zaren persönlich. Denn in diese Annexion war auch der Herzog von Oldenburg, Alexanders Verwandter, dem früher ausdrücklich Land und Leute zugesichert worden waren, einbeschlossen. Wie eine Ohrfeige, vor den Augen Europas ihm gegeben, empfand Alexander diesen Schlag, und seit dem Sommer 1810 rüsteten er und Napoleon gleichmäßig zum letzten Ringen um die Vorherrschaft in Europa. Es begreift sich, daß nun auch Preußen Waffen anlegen mußte, so gut es sie hatte. Denn
1811 wie auch der Kampf enden mochte, sicherlich wurde Preußen der Kriegsschauplatz, oder doch mindestens die Angriffsstraße. Man mußte wählen zwischen Rußland und Frankreich, an Neutralität durfte man am wenigsten denken. Denn das neutrale Preußen hätte der Sieger Napoleon gewiß in seine Lorbeeren gewunden. Schon erfuhr man aus zwar gefälschten, aber die Absicht Napoleons richtig wiedergebenden Briefen, daß die Vernichtung unseres Staates, die längst schon der Moniteur als unausbleiblich bezeichnet, den Kampf gegen Rußland als ein gutes Vorzeichen eröffnen solle. Auch Champagny, der französische Minister des Auswärtigen, stimmte jetzt für den Untergang Preußens.

So schien selbst ein den Russen günstiger Ausgang des Krieges für Preußen ohne Bedeutung bleiben zu müssen, und so lange Rußland noch mit der Türkei Krieg führte, blieb der Sieg Rußlands überhaupt undenkbar. Die Hoffnungen Scharnhorsts und seiner Freunde auf die Kraft der vorbereiteten Erhebung des preußischen Volkes teilten weder der König, noch Hardenberg. Beide beklagten vielmehr den Mangel an tüchtigen Feldherren wie im russischen, so auch im preußischen Heere, und dem oft erprobten Schlachtenglück und dem Genie eines Napoleon gegenüber wollte Friedrich Wilhelm wohl überhaupt nicht mehr an die Möglichkeit des Sieges glauben. Andererseits hielten beide auch zur Ausheilung der Wunden des Krieges und der Okkupationszeit, zur Ausgestaltung der inneren Verhältnisse und zur Befestigung der begonnenen Reformen noch einige Jahre

der Ruhe für dringend erforderlich. Daher bildete die Erhaltung des Friedens 1811
das ganze angstvolle Jahr 1811 hindurch die Aufgabe, die sowohl in Paris wie
in Petersburg, dort von dem General von Krusemarck, hier von dem Obersten
von Schöler gelöst werden sollte. Dem Frieden sollte auch die Sendung des
Fürsten von Hatzfeld im April zur Beglückwünschung Napoleons bei der Geburt
eines Sohnes dienen, zu welcher Hardenberg allerdings nur mit Mühe den König
bestimmte. Aber die beschwichtigenden Aeußerungen, die damals von Paris kamen,
als seien es nur vorübergehende Wolken, welche zwischen Frankreich und Rußland schwebten, konnten auf die Dauer um so weniger beruhigen, als Napoleon nicht nur die nach der erfolgten Bezahlung des fälligen Teiles der Kontribution vertragsmäßig zu vollziehende Rückgabe von Glogau nicht gewährte, sondern auch die Abrüstung forderte. Im April hatte der König dem Zaren mehrfach die Lage geschildert, in welche er durch den Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Rußland gerate, ihm geschildert, mit welcher Vorsicht er handeln müsse, um den Staat nicht einer ebenso schnellen als unfehlbaren Vernichtung auszusetzen. Unter dem Eindruck neuer Forderungen und Vergewaltigungen Napoleons schreibt er am 12. April dem Zaren: „In absoluter Ungewißheit über die Absichten Napoleons gegen Preußen muß ich fürchten, daß er sich erst im Augenblick des Krieges gegen Rußland erklären und inzwischen alle Maßregeln nehmen wird, um die Streitkräfte zu paralysieren, welche mir bleiben, und sich Preußens und aller seiner Hilfsmittel zu bemächtigen. Diese Betrachtungen erscheinen mir ebenso wichtig für Eure Majestät. Kann ich mit Sicherheit auf Ihre Unterstützung zählen? Werden Ihre Armeen mir zu Hilfe kommen, wenn ich angegriffen werde oder meine Provinzen durch Napoleon oder seine Verbündeten auf vertragswidrige Weise betreten werden? Ich habe das dringendste Bedürfnis, Ihre Entschließungen zu kennen, Sire, um danach die meinigen in den schwierigen Fällen, welche eintreten können, zu nehmen."

Ohne Zweifel geht die Neigung des Königs damals dahin, mit Rußland sich zu verständigen. Nun aber war Oesterreich des Türkenkrieges und Galiziens wegen mit Rußland bitter verfeindet und unterstützte es im Kampfe gegen Napoleon gewiß nicht. Andererseits fürchtete Hardenberg die polnischen Gelüste Alexanders, und schließlich stand der wirkliche Ausbruch des Krieges noch keineswegs fest. Wohl aber war klar, daß Preußen durch einen Abschluß mit Rußland, ohne daß der Krieg ausbrach, in schwerster Weise bloßgestellt werde. Daher begann Hardenberg im Mai neue Verhandlungen sowohl mit St. Marsan, dem französischen Gesandten in Berlin, wie durch Krusemarck in Paris. Gleichzeitig richtete Friedrich Wilhelm wiederum an Alexander die dringendsten Mahnungen. Keinen Augenblick würde er schwanken, so schreibt er, an Rußlands Seite zu kämpfen, wenn der Zar sich mit Oesterreich verbände, die Unabhängigkeit Polens zugestände, und seine Armee in der Nähe der preußischen Staaten wäre, so daß sie ihn unterstützen könne. Solange aber keine dieser Voraussetzungen zutreffe, wie vermöge er den Bestand seines Staates zu bewahren, ohne sich mit Frankreich zu verbinden? Er könne daher nur dringend wünschen, daß der Krieg vermieden werde.

Mit zornigem Unwillen aber verfolgten die Generale, verfolgten Scharnhorst und Gneisenau die neuen Verhandlungen in Paris. Scharnhorst besonders war mit Feuer und Geist für den Anschluß an Rußland eingetreten und hatte die Bedenken des Königs und Hardenbergs mit der Gewißheit seines Glaubens an den endlichen

1807 Sieg zu entkräften gesucht. „Wir sollen kämpfen", rief er zuversichtlich, „u
Gott wird den Sieg verleihen!" „Man liest den Adam Smith" — so urtei
Gneisenau mit Rücksicht auf Hardenbergs Bestrebungen, seine wirtschaftlich
Reformen durchzuführen — „und vergißt darüber die Weltgeschichte. Scha
Eisen an, eiserne Brust, eisernen Willen und Waffen! Habt Ihr dies, so wi
es auch am Gelde nicht fehlen." Da führte Napoleon selbst sowohl den Kon
wie den Kanzler zur Entscheidung für die russische Sache. Der Hohn, mit de
er stillschweigend Hardenbergs Bedingungen eines Bündnisses ablehnte, Glog
zurückbehielt und seine eignen Rüstungen energisch fortsetzte, bestimmte den Kon
am 16. Juli zu einem neuen Schreiben und gleichzeitig zur Absendung Schar
horsts an den Zaren, um die militärischen Vorbereitungen für den Feldzug
treffen. Offen erklärte der König in seinem Schreiben, den Schein des Einve
ständnisses mit Frankreich müsse er trotz allen Widerwillens bewahren, aber i
Falle der Krieg wirklich ausbreche, werde er keine andere Partei als die russisch
ergreifen. Jedoch auch jetzt noch gab er diese Erklärung nur ab, indem er dara
„beiand", die wirksame Hilfe Rußlands als Notwendigkeit zu bezeichnen, inde
er „vertraute", daß Alexander den besten Entschluß fassen und — der Friede m
der Türkei war inzwischen geschlossen — Oesterreich gewinnen werde, indem
ferner darauf „zählte", daß Alexander keinen Frieden schließen werde, der nic
das Dasein und das Interesse von Preußen sichere, indem er endlich an die früh
gegebene Zusage des Kaisers erinnerte, im Falle des Sieges Preußen mindesten
in die Besitzungen wieder einzusetzen, welche ihm der letzte Krieg geraubt habe.

Jetzt wurde Gneisenau wieder berufen und mit brennendem, heißem Eif
nahm er die unterbrochenen Kriegsrüstungen wieder auf, die Scharnhorst so herrli
entwickelt. Schon im Februar hatte Scharnhorst die Einziehung und viermonat
liche Einübung von weiteren 11 000 Krümpern durchgesetzt und den König fü
diese Maßregel völlig gewonnen. Unter dem Vorwande der täglich bevorstehende
englischen Landung, ja auf das ausdrückliche Gebot des dadurch beunruhigte
Napoleon war im April der Befehl an sämtliche Truppenteile ergangen, ihr
Beurlaubten einzuberufen. Immer neue Krümper waren ausgebildet, unter der
Schein der Heranziehung von Arbeitskräften sogenannte Arbeiter-Brigaden gebilde
und bei Schwedt war eine Schiffbrücke über die Oder geschlagen. Die Festunge
Graudenz und Spandau, vornehmlich Pillau und Kolberg, „die Lebenspunkte de
preußischen Macht", wurden mit stärkeren Besatzungen belegt, mit Lebensmittel
und Pulver reichlich versorgt. Schon verfügte man über 124 000 Mann einge
übter Truppen, von denen 74 537 unter den Waffen standen. Nun kam Gneisena
wieder auf den von Scharnhorst so oft verfochtenen „Plan zur Vorbereitung eine
Volksaufstandes" zurück, durch den die Verteidigung erst volle Wirksamkeit er
langen werde. Damals fand dieser vorher und nachher so mißtrauisch betrachtet
Gedanke den Beifall des Königs, und Sendboten zogen mit seiner Erlaubnis aus
die Gemüter auf den Ausbruch der allgemeinen Erhebung gegen den Uebermächtige
vorzubereiten.

Doch diese Tage der Freude auf die endliche Erhebung gegen den Gewalt-
herrscher rauschten nur zu schnell dahin. Napoleon hielt dem russischen Gesandte
in Paris eine entsetzliche Rede, die, indem sie den Frieden forderte, den Krieg i
brutalster Form ankündigte. Aber auch den Schein von Hoffnung, der darin für
die Erhaltung des Friedens lag, griff der König auf. Mochten, so meinte er,

e exaltierten Köpfe nur Heil im Kriege sehen, er glaube in der gegenwärtigen
age der Dinge könne ein solcher nur unter schlechten Auspizien geführt werden.
ardenberg aber neigte wieder ganz dem Bündnis mit Frankreich zu. Er über-
dete den König, als Napoleon in bestimmter Form die Abrüstung verlangte, in
nem Brief vom 12. September sich zu fügen und erreichte damit doch nur, da 1811 12. Sept.
an sie nur teilweise vornahm, daß Napoleon binnen dreien Tage über die Grenze
i rücken erklärte, falls nicht die volle Abrüstung erfolge. Ja, soweit mußte man
h demütigen, die Reise eines französischen Bevollmächtigten in dem eignen Lande
ir Kontrolle darüber zu gestatten, ob die Abrüstungen wirklich voll geschehen seien.
nd zu all den Demütigungen die Ungewißheit, wessen man sich von Rußland zu
rsehen hatte! Noch immer hatte es dem Zaren nicht gefallen, jenen Brief des
önigs vom 16. Juli zu beantworten, und den zum Abschluß der militärischen Ver-
redung endlich am 24. September in Petersburg eingetroffenen preußischen Bevoll-
ächtigten, den General Scharnhorst, ließ er zehn Tage warten, bis er ihm auch
ir Audienz erteilte. Ja, als endlich im Laufe des Oktober Nachrichten aus
etersburg einliefen, da gaben sie noch immer der Friedenshoffnung Alexanders
usdruck und baten den König, nicht Partei zu nehmen, nichts zu übereilen und
it beiden Kaisern Freundschaft zu halten. Was war da zu erwarten? Was war
hoffen? Und in schroffster Form lehnte eben damals Napoleon die preußischen
edingungen ab. Wieder machte Hardenberg eine Schwankung und bat in einer
rrlichen Denkschrift vom 2. November den König, Berlin zu verlassen, mit Rußs- 2. Nov.
nd abzuschließen und mit Oesterreich wie mit England zu verhandeln. Da kam
i eben jenem Tage Scharnhorst aus Petersburg zurück und brachte die mit
ußland am 17. Oktober geschlossene Militär-Konvention. Sie war in der That
cht allzu ungünstig, aber sie machte den Vormarsch der russischen Armee doch
n dem erfolgten französischen Angriff auf Preußen oder von starken französischen
ruppensammlungen an der Weichsel (nicht an der Elbe!) abhängig. So ge-
ngen auch dem preußischen Gesandten von Schöler in Petersburg die Arbeit des
enerals erschien, Scharnhorst selbst war unruhig, wie sie der König und Harden-
rg aufnehmen würden, und deutete gleich anfänglich darauf hin, daß nicht mehr
erreichen gewesen sei. Auch Metternich bezeichnete sie Scharnhorst gegenüber
äter als schlecht und ungenügend in einem Augenblick, da diesem alles daran
egen mußte, sie als glänzend darzustellen, ohne daß der General, soviel wir
issen, Widerspruch dagegen erhob. Doch wie sie auch militärisch zu beurteilen
in mag, der König hatte den Eindruck, daß ein hoher Grad von Thätigkeit, wie
n der Kampf gegen einen Napoleon voraussetze, von der russischen Armee jetzt
um zu erwarten sei; sie werde sich offenbar möglichst bald damit begnügen, auf die
efensive, auf ihren ersten Kriegsplan zurückzukommen, den man nur mit Wider-
eben und allein darum verlassen habe, um sich Preußens zu versichern.

Der König verzweifelt also sowohl an der Aufrichtigkeit der Freundschaft,
ie an der Thatkraft Alexanders. Ebenso war Friedrich Wilhelm vollkommen
von überzeugt, daß Oesterreich nicht das Mindeste für Rußland oder Preußen
un werde. So ließ er die Verhandlungen mit Frankreich trotz der Ablehnung
r preußischen Vorschläge wieder aufnehmen. Gleichzeitig aber wollte er doch
ch einen letzten Versuch machen und durch offene Mitteilung seiner Verhandlungen
it Rußland den Wiener Hof zum Kampf gegen Napoleon aufrufen. Er gab
gar seine Zustimmung dazu, daß Scharnhorst diese Sendung übernehme, obgleich

er sehr richtig voraussah, daß der General „in seiner allzu markierten Stellung in der Hofburg besonderes Mißfallen erregen werde. Scharnhorst aber übernahm sie nur, um nichts zu versäumen, denn an dem Entschluß Friedrich Wilhelms zweifelte er schon nicht mehr. Und wie der König vorausgesehen, geschah es. Oesterreich dachte so wenig daran, von seinem eingeleiteten Bündnis mit Frankreich zurückzutreten, daß es der ganzen Lügenkunst Metternichs bedurfte, um das Gegenteil, um seine Plan, die Verlegenheit Preußens zur Erwerbung Schlesiens zu benutzen, zu verbergen. Selbst Scharnhorst war, wie gesagt, überzeugt davon, daß alle Hoffnungen, die er einige Zeit gehegt, verloren seien. Die Sendung nach Wien scheiterte den auch vollständig, die nach Petersburg hatte nicht den Erfolg, den Friedrich Wilhelm für unerläßlich ansah; es blieb für Preußen kein anderer Ausweg übrig, als die französische Partei zu ergreifen. Nicht mehr war es die Frage, wie Napoleon besiegt werden könne, sondern für den König wenigstens stand es fest, daß unter diesen Umständen an einen Sieg über Napoleon überhaupt nicht mehr gedacht werden könne.

1812 Doch während die Verhandlungen mit Napoleon die Gewißheit ergaben, daß von ihm nur das Vae victis des Brennus zu erwarten, wurde durch die Sendung des Generaladjutanten von dem Knesebeck nach Petersburg noch ein Versuch gemacht, den Frieden zu erhalten. Auch er blieb vergeblich. Längst wußte man, wie weit die Rüstungen Napoleons gediehen seien, jeden Tag konnte der Einmarsch erfolgen. Wirklich rückten am 26. Februar die Franzosen in Pommern, wenige Tage darauf ins Magdeburgische ein, waren auf dem Wege nach Brandenburg. Es war die offene Kriegserklärung. Jetzt traten alle Sorgen für einen Augenblick zurück. Eilfertig traf man Gegenmaßregeln, ja man erklärte dem französischen Gesandten, der Krieg sei eröffnet. Die letzten Befehle zum Vormarsch gegen die Franzosen sollten gegeben werden, am 2. März um 6 Uhr nachmittags sollten die Truppen aufbrechen, Scharnhorst, Gneisenau und Boyen, die, um Napoleons Argwohn zu zerstreuen, soeben den Abschied von ihren wichtigsten Aemtern erbeten hatten, sollten die weiteren Vorbereitungen treffen. Da traf der Kurier aus Paris mit dem am 24. Februar gezeichneten Vertrage ein. Nicht 200 000, wie selbst Gneisenau Napoleons Heer geschätzt, sondern, wie man am folgenden Tage aus sicherster Quelle erfuhr, 350 000 Franzosen standen bereit, seine Ratifizierung
2. März zu erzwingen. Am 5. März erfolgte sie.

Preußen war unterworfen. Für alle Kriege Napoleons außer in Spanien, Italien und der Türkei hatte Preußen ihm Heeresfolge zu leisten, in dem gegen Rußland mit 20 000 Mann und 60 Geschützen. Thatsächlich aber, so gestand Napoleon selbst, galt ihm der Anschluß Preußens soviel wie ein Heer von 120 000 Mann. Denn jede Aushebung war von seiner Erlaubnis abhängig, die Kommandanten von Kolberg und Graudenz waren den französischen Befehlen unterworfen, die geforderte Neutralität Schlesiens war auf Breslau, Oels und Brieg beschränkt, das ganze übrige Land mit Ausnahme von Potsdam und allen seine Hilfsquellen dem Schrecklichen geöffnet. Gegen Bezahlung oder Anrechnung auf die Kontribution hatte Preußen die französische Armee zu erhalten, ihr Wagen, Pferde und Munition zu liefern, den Requisitionen ihrer Generale unweigerlich zu genügen.

Wieder also war die Hoffnung der Patrioten zertrümmert, wieder die brennende Sehnsucht nach Kampf und Schlacht um Freiheit, Ehre und Selbständigkeit nieder-

geschlagen. Ja nunmehr schien jede Rettung, jede Befreiung von dem furchtbaren 1812
Joch auf immer geschwunden zu sein. Laut auf schrieen die gequälten Herzen, und in heiligem Zorn entbrannten die Männer, die alles so sorgsam für den Kampf um die Freiheit vorbereitet, das Volk in den Waffen geübt und gestählt, Herz und Gemüter entflammt und begeistert und alles gethan, den Aufstand des ganzen Volkes hervorzurufen, ihm diejenige Leitung zu geben, die zum Siege führen mußte. In der That ist kaum ein Zweifel, daß Preußen bis 300 000 Mann in den Kampf schicken konnte, daß die von Hardenberg verzögerten Verhandlungen mit England doch zur ausreichenden Lieferung von Munition und Gewehren hätten führen können, daß es für Napoleon ein unermeßlicher Vorteil war, an der Weichsel und am Niemen den Krieg auf der breiten Grundlage der preußischen Kräfte zu eröffnen, daß das Bündnis mit Napoleon auch Gut und Blut kostete, welche später dem Kampfe gegen ihn fehlten. Noch heut empfinden wir den heftigen Schmerz, der jenen treuen Preußen auf der Seele brannte, aber wir verstehen es doch, daß der König einen Kampf von solcher Folgenschwere zu führen verzagte. Denn der Rat, den Feldherren und Staatsmänner geben, der hingebende Opfermut und die unbegrenzte Freudigkeit für das Vaterland zu sterben, ist in der That etwas anderes als die Verantwortung des Monarchen, der mit einem Federzuge das Dasein des Staates, die Wohlfahrt und das Leben all seiner Unterthanen aufs Spiel setzen soll. Schwierig und gefahrvoll, fürwahr wie wenige, vielleicht „ohne Beispiel", war die Stellung des Königs. Unaufhörlich rang er nach seinen eigenen Worten zwischen den Pflichten des Souveräns und der Neigung des Herzens, und man fühlt es diesen Worten ab, wie es ihn schmerzt, dieser nicht blindlings folgen zu dürfen. Wie in heißem Fieber befand er sich und sah auf jeder Seite den Abgrund. Endlich nach den Kämpfen eines Jahres und unter dem unmittelbaren Druck des Feindes entschloß er sich für die Sache, die ihm widerstrebte. In grausamer Nötigung ging er den Weg, der seinen Neigungen und Wünschen am meisten entgegengesetzt war. Die günstigen Veränderungen, deren Eintritt er einst gehofft, waren nach seiner Meinung nicht eingetreten. Nur wenn Oesterreich und Rußland gemeinsam mit Preußen alle Kräfte aufböten, hatte er einen günstigen Ausgang des Krieges gegen das Genie und die Uebermacht Napoleons erwartet, während Preußen allein an der Seite Rußlands, wo nicht mathematisch gewiß, doch höchst wahrscheinlich untergehen werde. An die furchtbare Gewalt der ergrimmten Volksseele, auf welche Scharnhorst und Gneisenau rechneten, glaubte er nicht, er fürchtete sie vielmehr. Das darf man beklagen, aber Leiden, wie Friedrich Wilhelm sie durchgemacht, ersticken den fröhlichsten Wagemut. Nur schwer wird man den Mangel dessen als Fehler bezeichnen können, was die prophetische Seele der größten Heldennaturen auszeichnet, und am wenigsten in seiner verantwortungsvollen Stellung konnte der König ein nahendes Gottesgericht in seine Betrachtung ziehen. Sprach doch selbst ein Scharnhorst von dem Wunder, welches die Vorsehung thun müßte, wenn Preußen in diesen Kämpfen erhalten bleiben solle! Oesterreich aber hatte sich völlig versagt, und von der russischen Militärkonvention erwartete Friedrich Wilhelm nichts. Er war überzeugt, daß Rußland nur defensiv verfahren werde. Und sollte der König sich in der That über die 1805, 1807, 1808, 1809 nun viermal schon bethätigte Unzuverlässigkeit Rußlands hinwegsetzen? Sollte es jetzt thun, da Alexander weder über die Kriegsfrage noch über

die militärische Hilfe mit derjenigen Bestimmtheit sich äußerte, welche der König verlangte, und welche das furchtbare Kriegsspiel mit einem Napoleon erforderte? Ein einziger gelungener Schlag Napoleons gegen Rußland — und wer stand dafür, daß Alexander nicht abermals seinen Frieden schloß, der das mit ihm verbündete Preußen nun für immer von der Karte Europas strich? Wie Napoleon nach seinem Siege diese „schlechte Nation, die er nicht liebte, weil stets ein starkes Widerstreben in den Geistern", behandeln würde, auch wenn sie mit ihm verbündet, das stand freilich dahin; menschlichem Ermessen nach immerhin nicht so schmachvoll, wie wenn sie ihm gegenüber getreten wäre. Der gefaßte Entschluß bot wenigstens — das wird man nicht bezweifeln — die Hoffnung, „die Existenz zu bewahren, welcher Zeit und Ereignisse den alten Glanz wiedergeben konnten". Heldenhafter haben Männer wie Scharnhorst und Gneisenau gedacht, politischer doch der König. Wohl meinte selbst mancher Offizier, den Kampf fürs Vaterland über den Gehorsam gegen den König stellen zu sollen, und verließ den vaterländischen Dienst. Er aber, der weitaus das Meiste und Beste gethan für die Vorbereitung zum Kampfe, er, der am tiefsten in seinem Herzen über den Entschluß des Monarchen getroffen war, Scharnhorst blieb trotz lockendster Anerbietungen des Auslandes seinem Kriegsherrn treu, und seine hohe Seele verzweifelte nicht an seinem Könige. Und dieser Soldatentreue und dieser Zuversicht des besten Unterthanen, des Schöpfers der neuen Heeresmacht, ja der am herrlichsten zum Kampf gerüsteten Seele gegenüber verlieren, wie uns scheint, die Vorwürfe, die man über das Zagen und Zaudern, über den Kleinmut und die Zaghaftigkeit des Königs glaubt aussprechen zu müssen, an Schärfe. Das Entzücken, mit dem E. M. Arndt über den Verkehr mit Scharnhorst, Blücher, Boyen, Prinz August ausrief: „Es ist kein freieres Leben möglich als mit tüchtigen Soldaten", traf eben die Offiziere, die bei der heißesten Sehnsucht zum Kampf gegen den Tyrannen auch ihrem zurückhaltenden König die Treue bewahrten, und die sich wie Scharnhorst ausdrücklich gegen die Ansicht verwahrten, als ob nunmehr in Preußen alles so übel sei, daß es nicht schlechter werden könne.

1812 Bekannt genug sind die Ereignisse, die nun folgten. Mit 450000 Mann, darunter auch das vom General York befehligte preußische Korps, überschritt der Gewaltige die Grenzen des russischen Reiches, schlug, während York mit seinen überaus trefflich sich beweisenden Truppen unter Macdonald in den Ostseeprovinzen kleinere Gefechte bestand, die russische Armee bei Smolensk, eilte in Geschwindmärschen durch die wüste Steppe hin bis zum heiligen Moskau, schlug sie vor den Thoren der Stadt noch einmal. Schon im August hatte Scharnhorst die baldige Niederlage der Russen prophezeit, weil sie sich ihrer eigentümlichen Hilfsmittel, der großen Dimensionen ihres Reichs nicht bedienten, und war denn nun nicht alles so geschehen, wie die schlimmsten Befürchtungen vorausgesagt hatten? Da übergab der Heldensinn des Generals Rostopschin die Stadt, die den Russen wie ein Symbol ihrer Religion und Nationalität war, einem Meere von Flammen und, was der Mensch nicht vermocht hatte, bewirkte das entfesselte Element. Allem Zögern zum Trotz mußte Napoleon die Trümmerhaufen verlassen, und da Alexander seine Vorschläge für einen Waffenstillstand auf Steins Rat zurückwies, den Rückzug antreten. Und nun zeigte sich die Kraft, auf welche Scharnhorst immer den Zaren als seine wirksamste Waffe verwiesen hatte, nun zeigten sich die unendlichen Raumverhältnisse Rußlands in ihrer ganzen Bedeutung. Eine für die

Russen glückliche Schlacht nötigte Napoleon auf demselben Wege zurückzumarschieren, 1812
auf dem er gekommen, und abermals halfen die Elemente den Russen. Mit ungewöhnlicher, mit schneidender Kälte trat der Winter ein und räumte mitleidlos unter dem Heere der Franzosen auf. Aber schlimmer, entsetzlicher noch als die Flucht durch die Schneefelder war der bekannte Uebergang über die Beresina. Die große Armee, für deren Verpflegung Napoleon überhaupt nur ungenügend gesorgt hatte, ward bis auf den letzten Mann vernichtet. Nur jammernde Krüppel, erbarmungswürdige Gestalten kamen einzeln oder in kleinen Scharen über die Grenze, und vielfältig noch untergruben sie das Erbarmen, das über ihr Elend in dem gefühlsmächtigen Deutschland sich regte, durch den alten Uebermut und empörende Frechheiten. „Reichlicher war selten die Ernte, wie sie hier der Würgeengel hielt, das wunderbarste Karneval des Glücksspiels, das je gesehen worden, in den mannigfaltigsten und possenhaftesten Verkarvungen und Verkleidungen ging“, wie E. M. Arndt schrieb, „durch alle preußischen Städte von Gumbinnen bis Königsberg und von Danzig bis Berlin, und so weiter gegen Westen. Nie hat das bitterste Elend der närrischsten Posse ähnlicher gesehen, als hier das französische, und doch stieg sein Jammer über Thränen hinaus.“ Ihn aber, der den französischen Purpur trug, hatte am wenigsten dies Gottesgericht gebeugt. Schamlos ließ er es seinen getreuen Unterthanen mit dem Zusatz verkünden, daß seine Gesundheit niemals besser gewesen sei.

Jetzt kamen von allen Seiten Bitten und Vorstellungen an den König, von dem widernatürlichen Bündnis abzustehen, selbst die alten Gegner der Neuerer, so vorzüglich Fr. Aug. Ludwig von der Marwitz wiesen hin auf Friedrichs Thaten und forderten schleunigstes Losschlagen. Nunmehr müsse doch endlich der rechte Augenblick gekommen sein, alles freudig einzusetzen, um Freiheit, Ehre und Selbständigkeit zu erringen. Aber auch jetzt noch hielt der König nicht die Zeit für erfüllt, auf Leben und Tod gegen den zu fechten, der, wie General von Bülow nur allzu wahr sagte, „uns betrogen und unter die Füße getreten und Gewalt und Schändlichkeiten aller Art in unserm Lande ausgeübt“. Gemeinsam mit Oesterreich dachte man durch eine bewaffnete Neutralität noch immer den Frieden zu erzwingen. Indessen nur langsam ging jetzt das Werk der Rüstung vor sich, während doch nicht daran zu denken war, daß Napoleon anders als völlig bezwungen die Waffen niederlegen werde. Gab er doch schon die Befehle, bei Magdeburg große Heere zusammenzuziehen, hob neue gewaltige Truppenmassen aus. Und selbst die Nachricht von der großen That des Generals York führte noch nicht zum Bruch mit Napoleon. In der Mühle zu Poscherun bei Tauroggen am 30. Dezember hatte der General eigenmächtig, aber in voller Erkenntnis der Bedeutung seines Schrittes und felsenfest überzeugt, daß der Zar sich mit seinem Könige verbinden und nicht eher die Waffen niederlegen werde, als bis Preußen die alte Grenze wieder erlangt haben und befreit sein werde, die hoch berühmte Konvention mit dem russischen General von Diebitsch geschlossen. Immerhin mochte sie, wie er in seinem herben, entsagungsvollen Sinn dem Könige schrieb, zu seinem Tode auf dem Sandhaufen führen, sie war es doch, welche der russischen Armee die Freiheit zum Handeln gab, welche Ostpreußen rettete, welche den Kampf Preußens um seine Freiheit, welche die Freiheit Europas einleitete und begründete. „Jetzt ist“, so schrieb der finstere, entschlossene Degen, „der Zeitpunkt, uns ehrenvoll neben unsere Ahnen zu stellen oder, was Gott nicht wolle,

1813 schmählich von ihnen verachtet und verleugnet zu werden. Erkämpfen, erwerben wir unsere nationale Freiheit und Selbständigkeit: diese Freiheit und Selbständigkeit als ein Geschenk erhalten und annehmen, heißt die Nation an den Schandpfahl der Erbarmlichkeit stellen und sie der Verachtung der Mit- und Nachwelt preisgeben!"

Und nun kamen neue Briefe des Zaren, die seinen ehrlichen Willen und seine Vertragstreue versicherten, Napoleon aber zeigte in der Sicherheit, mit der er noch größere Rüstungen betrieb, nicht die Neigung, seinen Vertrag mit Preußen zu halten. Mit allgemeinen Redensarten begnügte er sich, auf die preußische Bitte um die vertragsmäßigen Zahlungen zu antworten, und seinen Befehlshabern in den preußischen Festungen befahl er vertragswidrig Requisitionen auszuschreiben. Auch formell war er nun im Unrecht, und die zarteste Gewissenhaftigkeit hatte nicht mehr davor zurückzuschrecken, gegen den die Waffen zu kehren, der „im Glück wie im Unglück Preußen mit Mißtrauen und Verachtung behandelte". So begann sich denn endlich der Kampf in der Seele Friedrich Wilhelms für die Neigung seines Herzens, für das gute Recht des Unterdrückten gegen den ruchlosen Unterjocher zu entscheiden. Auch ohne Oesterreichs Genossenschaft mochte denn der Krieg entbrennen! Wie mochte es dem durch den Heimgang der unvergeßlichen Gemahlin, wie den furchtbaren Sturz gleichmäßig vom Schmerze gefolterten König die geängstete Brust heben und weiten, als er am 21. Januar, am Tage der Einsegnung seines Thronerben dessen Bekenntnis hörte, daß er glaube an den, der zum Uebermute spricht: „Hier sollen sich legen Deine stolzen Wellen! Das Morgenrot eines besseren Tages bricht an".

General Hans David Ludwig Graf York von Wartenburg.

Ausschnitt aus dem Kupferstich von Johann Friedrich Bolt (1769–1836) nach dem Gemälde von Heinrich Dahling (1773–1850). Auf etwa $^2/_3$ verkleinert.

Am 23. ging der König nach Breslau, wo er, der französischen Feldmacht entrückt, frei seinen Willen bekunden konnte, am 28. berief er eine Kommission, aus Hardenberg, dem General von Hake und Scharnhorst bestehend, zur schleunigsten
3. Febr und höchstmöglichen Vermehrung der Streitkräfte des Staates. Am 3. Februar folgte der Aufruf an die Eximierten zwischen 17 und 24 Jahren zur Bildung der freiwilligen Jäger, zum Wetteifer in der schönen Erfüllung der ersten aller uns obliegenden Pflichten. Am 9. wurden für den bevorstehenden Krieg überhaupt alle Befreiungen vom Heeresdienst gesetzlich aufgehoben, am 12. sämtliche Feldtruppen mobil gemacht. Aber immer noch nicht waren alle Brücken abgebrochen, die Schiffe noch nicht verbrannt. Noch einmal bot man am 13. Februar Napoleon Bedingungen, obwohl er am 10. jede Unterhandlung mit Rußland untersagt, bot ihm Bedingungen, die, da sie nur die Zahlung der preußischen Vorschüsse und den Rückzug der Franzosen bis über die Elbe forderten, so leicht waren, daß Napoleon sie annehmen konnte. Hardenberg freilich glaubte auch für diesen Fall

ewiß zu sein, daß es an guten Gründen zum Bruch nicht fehlen werde, und wer 1813
ätte noch einen Zweifel hegen dürfen, daß Napoleon, wie Alexander schrieb,
eden Artikel des Tilsiter Vertrages in jedem Punkt auf die unerhörteste Art ge-
rochen? Wer hätte nicht das moralische und formelle Recht zugestanden, da die
eilige Notwendigkeit gebot, sich der schimpflichen Allianz zu entziehen und für
ie Freiheit und Ehre des Vaterlandes zu fechten! Wie jubelte das Volk auf,
ls endlich, endlich der heilige Krieg um Vaterland und Ehre, um Freiheit und
Dasein in Sicht kam! In unbeschreiblicher Gährung und leidenschaftlicher Er-
egung brannte man in Berlin, in allen Provinzen darauf, die Waffen zu erheben.
Die durch York erretteten Ostpreußen beriefen selbständig den Landtag, und als
Stein hier erschien, da trugen die Stände die unermeßliche Dankesschuld ihrem
reußischen Königshause ab, vergalten Treue mit Treue. Selbst beschlossen sie,
estärkt durch das mutige, entschlossene Auftreten des Freiherrn, ein Landwehrgesetz
nd setzten sofort es in Vollzug. Stein war es auch, der den Zaren bestimmte,
ie Verhandlungen mit Preußen, die in Kalisch nicht zum Ziele führen wollten,
urch die Absendung eines Bevollmächtigten unmittelbar an den König zum er- 27. Febr.
ehnten Ende zu bringen. Am 27. und 28. Februar war der Vertrag endlich
u Breslau und zu Kalisch unterzeichnet. Wie weit auch immer die polnischen
läne des Zaren gingen und die preußische Grenze dereinst belästigen mochten,
och schwieg er über sie, und vor den Forderungen der Gegenwart mußten solche
Befürchtungen Hardenbergs vollends verstummen. Denn die Macht der Elemente
atte den Russen schon gegeben, was sie wollten, während Preußen erst erkämpfen
nußte, was es zu seinem Dasein brauchte. Genug, wenn es den polnischen
Ballast los wurde, eine Verbindung zwischen Preußen und Schlesien erhielt.
Welcher Gewinn aber, wenn Preußen, wie der Vertrag bestimmte, für die abzu-
retenden polnischen Lande in Deutschland entschädigt wurde! Um so inniger
nußte sich der Staat allen nationalen Forderungen anschließen, und schon schien
iesen freudige Erfüllung zu winken, als am 25. März von Kalisch aus eine
Proklamation erschien, die in bestimmten Worten den Anschluß der deutschen Fürsten
orderte und dem Volke die Wiedergeburt aus seinem „ureigenen Geiste“ zusagte.
An dem unklaren Ausdruck nahm eine Zeit, die in politischen Dingen mehr in
Träumen schwelgte, als wirkliche Zusagen verlangte, noch keinen Anstoß. Wichtiger
ber war, daß zugleich ein Zentralverwaltungsrat eingesetzt wurde, welcher die
esetzten deutschen Länder nach Grundsätzen verwalten sollte, die sie der allgemeinen
Sache dienstbar machten.

Am 11. März zogen russische Truppen in Berlin ein, wenige Tage darauf
war York wieder in der Hauptstadt seines Königs. Wie mag dem ernsten, strengen
Mann zu Mut gewesen sein, als er in dem von heiliger Begeisterung getragenen
Jubel der Bevölkerung die Uebereinstimmung der Volksseele mit seinem Handeln
las! An Luisens Geburtstage erfolgte die Stiftung des Eisernen Kreuzes,
ie Bestimmung, daß die Namen der in dem heiligen Kriege Fallenden in den
Kirchen des Landes verewigt werden sollten. Am 15. zog der Zar in Breslau
ein, am 16. erging die Kriegserklärung an Napoleon, am 17. wurde das jeden
Waffenfähigen bis zum 40. Jahre zu den Waffen rufende Landwehrgesetz er-
lassen, und an demselben Tage erging Friedrich Wilhelms, von Hippel nach
Gneisenaus Angabe verfaßter Aufruf „An mein Volk“. Endlich am 21. April 17. März
vollzog der König auch das Gesetz über den Landsturm, das jeden Staatsbürger

1813 verpflichtet, mit Heugabel und Beil, mit List und Betrug, mit Vernichtung alle Lebensmittel, Zerstörung der Haufer, mit heldenmütigster Verteidigung jedes Ortes jeder Stadt wirksam am Kampfe sich zu beteiligen. Denn es galt ja die heiligste Güter des Lebens, die Unabhangigkeit der Nation, die Befreiung vom schenßlichste Joch. Und — so hatte Fichte die Glaubigen gelehrt — wie das Leben nicht anderes ist, als das Streben, dem Bilde Gottes ähnlich zu werden, so ist di Freiheit und Selbständigkeit die Vorbedingung, das höchste Gut des Lebens. J die Freiheit, die allgemeine und die jedes Einzelnen bedroht, so ist daher jeder persönlich und ohne Stellvertretun der Kampf auf Leben und Tod auf gegeben. Anstrengung aller Kräfte kein Friede ohne vollständigen Sieg keine Schonung weder des Leben noch des Eigentums, das sei de wahrhafte Krieg, und eben diese erhabenen Anschauung entsprach di Landsturm-Ordnung. Auch saumt der gewaltige Wecker der Gewisse keinen Augenblick, für seine Perso die thatsachliche Folgerung au seinen Lehren zu ziehen. Freudi trat er in den Landsturn ein, mit Schleiermacher, mit Sa vigny und Niebuhr, mit Schadon und Iffland übte auch er sich in Gebrauch der Waffen. Denn gleich einem Erdbeben ging es durch di Massen. Alte und Junge, Veteranen und Knaben, Hohe und Niedere Gebildete und Ungebildete, Arme und Reiche, vom Katheder und der Schulbank, von der Beamtenstube und den Kontors, von der Werk statt und vom Pfluge, alles, alles eilte hinweg von der heimischen Arbeit zu den Waffen, zu der Waffen! Nichts mehr von Ergebung, nichts mehr von Uebergabe, ja nichts mehr von Siegen oder Sterben, sondern nur noch von Siegen, das war's, was alle preußischen Herzen durchglühte. Eine Pflicht, eine Schuldigkeit allein durchdrang das ganze preußische Volk. Los vom Feinde, nieder mit dem Eroberer! Also geschah's im Volke der Hohenzollern, und die Erinnerung an Friedrich, das Bewußtsein, diesem Staate anzugehören, der durch so viel Arbeit geschaffen, zeigte seine alles überwältigende Macht, während die übrigen deutschen Stämme — die freilich Napoleon entfernt nicht so grausam behandelt hatte — durchaus noch nicht die Empfindung hatten, daß hier sich die herrlichste That des deutschen Volkes vorbereitete. Doch denjenigen von ihnen, die entschlossen waren, für Deutschlands Sache zu fechten, hatte man ebenfalls Gelegenheit dazu geboten, indem ihnen

Staatsrat Theodor Gottlieb von Hippel.
Nach dem Gemälde von Saint (arbeitete in der ersten Hälfte des 19. Jahrh.), im Berliner Privatbesitz.

Schlesische privilegirte Zeitung.

No. 34. Sonnabends den 20. März 1813.

Se. Majestät der König haben mit Sr. Majestät dem Kaiser aller Reußen ein Off- und Defensiv-Bündniß abgeschlossen.

An Mein Volk.

So wenig für Mein treues Volk als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft, er die Ursachen des Kriegs welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten ıropa vor Angen

Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte Mei- Unterthanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere unden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen, die Hauptfe- ngen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt so wie der sonst so hoch rachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und urch die Quelle des Erwerbs und des Wohlstands verstopft. Das Land ward ein ıub der Verarmung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich Meinem olke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß ein eigener Vortheil sey, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine rein- ı Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich en wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben ßten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand hört.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt was r seit fast sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt was euer trauriges Loos ist, wenn den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an ı großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter

Druck der Aufrufe „An Mein Volk" und „An Mein Kriegsheer" sowie der „Urkunde über die Stiftung des eisernen Kreuzes".

ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigk
Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächt
Verbündeten der Russen, gedenkt der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere V
ker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben d
Sieg errungen. Erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweitzer und Niederländer.

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden: denn, unser Beginn
ist groß, und nicht geringe die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet je
lieber bringen, für das Vaterland, für Euren angebornen König, als für ein
fremden Herrscher, der wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letz
Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, A
dauer, Muth, und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen, werden unser
neblichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Aber, welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen n
heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müss
wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu seyn.

Es ist der letzte entscheidende Kampf den wir bestehen für unsere Existenz, unse
Unabhängigkeit unsern Wohlstand; keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenv
len Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgeg
gehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben v
mag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fester Will
werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren glorreich
Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Breslau den 17. März 1813. Friedrich Wilhelm.

An Mein Kriegesheer.

Vielfältig habt Ihr das Verlangen geäußert, die Freiheit und Selbstständigk
des Vaterlandes zu erkämpfen. — Der Augenblick dazu ist gekommen! — Es ist ke
Glied des Volkes, von dem es nicht gefühlt würde. Freiwillig eilen von allen Sei
Jünglinge und Männer zu den Waffen. Was bei diesen freier Wille, das ist Beruf f
Euch, die Ihr zum stehenden Heere gehört Von Euch — geweiht das Vaterla
zu vertheidigen — ist es berechtigt zu fordern, wozu Jene sich erbieten.

Seht! wie so Viele Alles verlassen, was ihnen das Theuerste ist, um ihr Lebe
mit Euch für des Vaterlandes Sache zu geben. — Fühlt also doppelt Eure heili
Pflicht! Seyd Alle ihrer eingedenk am Tage der Schlacht, wie bei Entbehrun
Mühseligkeit und innerer Zucht! Des Einzelnen Ehrgeiz — er sey der Höchste od
der Geringste im Heere — verschwinde in dem Ganzen: Wer für das Vaterland fühlt, den
nicht an sich. Den Selbstsüchtigen treffe Verachtung, wo nur dem allgemeinen Wo
es gilt. Diesem weiche jetzt Alles. Der Sieg geht aus von Gott! Zeigt Euch se
nes hohen Schutzes würdig durch Gehorsam und Pflichterfüllung. Muth, Ausdaue
Treue und strenge Ordnung sey Euer Ruhm. Folgt dem Beispiel Eurer Vorfahren
seyd ihrer würdig und Eurer Nachkommen eingedenk!

Gewisser Lohn wird treffen den, der sich auszeichnet; tiefe Schande und strenge Strafe den, der seiner Pflicht vergißt!

Euer König bleibt stets mit Euch; mit Ihm der Kronprinz und die Prinzen Seines Hauses. Sie werden mit Euch kämpfen — Sie und das ganze Volk werden kämpfen mit Euch, und an Unserer Seite ein zu Unserer und zu Teutschlands Hülfe gekommenes, tapferes Volk, das durch hohe Thaten seine Unabhängigkeit erringt. Es vertraute seinem Herrscher, seinen Führern, seiner Sache, seiner Kraft — und Gott war mit ihm! So auch Ihr! — denn auch Wir kämpfen den großen Kampf für des Vaterlandes Unabhängigkeit.

Vertrauen auf Gott, Muth und Ausdauer sey Unsere Loosung!"

Breslau, den 17ten März 1813. Friedrich Wilhelm.

Urkunde
über die Stiftung des eisernen Kreuzes.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen ꝛc. ꝛc.

In der jetzigen großen Katastrophe, von welcher für das Vaterland Alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigenthümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Uebel einer eisernern Zeit ertrug, nicht zur Kleinmüthigkeit herabsank, bewährt der hohe Muth, welcher jetzt jede Brust belebt und welcher, nur auf Religion und auf treue Anhänglichkeit an König und Vaterland sich stützend, ausharren konnte.

Wir haben daher beschlossen, das Verdienst welches in dem jetzt ausbrechenden Kriege, entweder im wirklichen Kampf mit dem Feinde oder außerdem im Felde oder davon jedoch in Beziehung auf diesen großen Kampf um Freiheit und Selbstständigkeit, erworben wird, besonders auszuzeichnen und diese eigenthümliche Auszeichnung nach diesem Kriege nicht weiter zu verleihen.

Dem gemäß verordnen Wir wie folget:

1. Die nur für diesen Krieg bestehende Auszeichnung des Verdienstes Unserer Unterthanen um das Vaterland ist

das eiserne Kreuz

in zwei Klassen und einem Groß-Kreuz.

2. Beide Klassen haben ein ganz gleiches in Silber gefaßtes schwarzes Kreuz von Gußeisen, die Vorderseite ohne Inschrift, die Kehrseite zu oberst Unsern Namenszug F. W. mit der Krone, in der Mitte drei Eichenblätter und unten die Jahreszahl 1813. Und beide Klassen werden an einem schwarzen Bande mit weisser Einfassung wenn das Verdienst im Kampf mit dem Feinde erworben ist, und an einem weissen Bande mit schwarzer Einfassung wenn dies nicht der Fall ist, im Knopfloch getragen; die erste Klasse trägt neben dieser Dekoration noch ein Kreuz von schwarzem Bande mit weisser Einfassung auf der linken Brust; und das Großkreuz, noch einmal so groß als das der beiden Klassen, wird an dem schwarzen Bande mit weisser Einfassung um den Hals getragen.

3. Die Militair-Ehrenzeichen erster und zweiter Klasse werden während der Dau dieses Krieges nicht ausgegeben; auch wird die Ertheilung des rothen Adler-Ordens zw ter und dritter Klasse so wie des Ordens pour le mérite, bis auf einige einzelne Fäl in der Regel suspendirt. Das eiserne Kreuz ersetzt diesen Orden und Ehrenzeichen u wird durchgängig von Höheren und Geringeren auf gleiche Weise in den angeordneten zu Klassen getragen. Der Orden pour le mérite wird in außerordentlichen Fällen mit d goldenen Eichenblättern am Ringe ertheilt.

4. Die zweite Klasse des eisernen Kreuzes soll durchgängig zuerst verliehen werde die erste kann nicht anders erfolgen, als wenn die zweite schon erworben war.

5. Daraus folgt, daß auch diejenigen, welche Orden oder Ehrenzeichen schon bes zen und sich in diesem Kriege auszeichnen, zunächst nur das eiserne Kreuz zweiter Kla erhalten können.

6. Das Großkreuz kann ausschließlich nur für eine gewonnene entscheidende Schlac nach welcher der Feind seine Position verlassen muß, desgleichen für die Wegnahme ein bedeutenden Festung, oder für die anhaltende Vertheidigung einer Festung die nicht feindliche Hände fällt, der Kommandirende erhalten.

7. Die jetzt schon vorhandenen Orden und Ehrenzeichen werden mit dem eisern Kreuz zusammen getragen.

8. Alle Vorzüge, die bisher mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster und zwei Klasse verbunden waren, gehen auf das eiserne Kreuz über. Der Soldat, der jetzt sch das Ehrenzeichen zweiter Klasse besitzt, kann bei anderweitiger Auszeichnung nur zur das eiserne Kreuz der zweiten Klasse erhalten; jedoch erhält er mit demselben zugleich d mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster Klasse verbundene monatliche Zulage, die ab fernerhin nicht weiter vermehrt werden kann.

9. In Rücksicht der Art des verwirkten Verlusts dieser Auszeichnung hat es bei d in Ansehung Unserer übrigen Orden und Ehrenzeichen gegebenen Vorschriften sein B wenden.

Urkundlich unter Unserer allerhöchsteigenhändigen Unterschrift und beigedruckte Königlichen Insiegel. Gegeben Breslau den 10ten März 1813.

Friedrich Wilhelm.

Was Ich heute wegen Bestrafung von Verbrechen gegen die Sicherheit der Armeen die commandirenden Generale erlassen habe, gebe Ich Ihnen aus der Anlage zu ersehen, u beauftrage Sie zugleich, solche als gesetzliche Vorschrift zur allgemeinen Kenntniß zu bringe Es versteht sich dabei von selbst, daß die den commandirenden Generalen übertragene Gew auch den Gouverneurs der Provinzen und den Festungs-Commandanten zustehen muß.

Breslau, den 17ten März 1813. Friedrich Wilhelm.

An
den Staats-Kanzler Freiherrn
von Hardenberg.

Nicht weil Ich glaube, daß es Verräther an der Sache des Vaterlandes unter Meine Volke oder in Deutschland geben könne, sondern um die Schwachen, besonders unter den Staat

rnehmlich der Eintritt in das vom Major von Lützow gebildete Freikorps offen 1813
halten wurde. Was sollen wir noch sprechen von dem Opfermute derjenigen,
daheim bleiben mußten, der Frauen und Kinder, der Greise und Krüppel —
lt es doch lange noch nach dem Kriege selbst in vornehmen Kreisen Preußens,
rnehmlich in der Mark, die alle Provinzen an Opfermut übertraf, für eine
chande, auch nur ein Stück Silber zu besitzen! Jedes und jedes, Zierrat und Not-
ndiges, das Zeichen selbst des dem Deutschen heiligsten Bundes, die Trauringe,
auch den Schmuck des Leibes, den Gott dem Weibe in seinem Haar gegeben,
es gab dies Preußenvolk willig
d freudig dahin für den Kampf um
s höchste Gut, um die Freiheit des
terlandes. Wundervoll, unver-
eichlich fürwahr, daß dies systematisch
sgesogene Volk mehr als zehn
illionen Thaler an freiwilligen
aben aufbrachte, daß dies zusammen-
schmolzene Volk 271 000, jeden sieb-
nten Mann ins Feld stellte, daß
s zertretene und zerschlagene Volk
Freiheit Europas zu erkämpfen
tschlossen war und erkämpfte.
rößeres und Herrlicheres hat die
eltgeschichte nicht zu verzeichnen.
nd schlagender ist nie der Beweis
führt worden, welche Kraft die
tlichen Mächte der Freiheit, Ehre,
elbständigkeit, des Idealismus, der
aterlandsliebe und des innigsten
ottvertrauens im Leben der Völker
ben und behaupten.

Und, wie schon hervorgehoben,
es Volk, das man im Reiche so
rn als ein nichtdeutsches schmähte,
eser Staat, der so oft seit den
agen des Großen Kurfürsten die
utschen Länder errettet, Preußen
elt es für selbstverständlich, mitten
t eigenen Elend zugleich die Frei-
it des gemeinsamen deutschen Vater-

„Fichte in Reih' und Glied des Berliner Landsturmes 1813."

Zeichnung von Carl Friedrich Zimmermann (1793—1820), im Körnermuseum in Dresden. Auf die Hälfte verkleinert.

Unter dem Original steht folgende Stelle aus Fichtes Rede an seine Zuhörer": „Berlin 10. Februar 1813. Das Bewußtsein meine Streitkraft ist nur klein, wenn es auch ganz begründet wäre, könnte hierbei nicht beruhigen: denn, wie? wenn nicht sowohl auf die Streitkraft, als auf den durch das Ganze zu verbreitenden Geist gerechnet wäre, der hoffentlich aus den Schulen der Wissenschaft ausgehend, ein guter Geist sein wird; wie? wenn gerechnet wäre auf das große, den verbrüderten deutschen Stämmen zu gebende Beispiel Eines Stammes, der einmüthig, und in allen seinen Ständen sich erhebt, um sich zu befreien!

ndes, die Herrlichkeit des Vaterlandes zu erringen. Ja die Aufrichtung des
eiches, für welche die Dichter begeisterte und begeisternde Töne fanden, war der
wisse Glaube an den Sieg, der alle Opfer mit Freudigkeit bringen ließ, der
ch dadurch nicht eingeschüchtert wurde, daß man den schwersten Teil des Kampfes
lein tragen, ja mit den Waffen selbst den deutschen Brüdern, die Napoleons
dlern noch folgten, entgegen treten mußte. Allein von allen deutschen Ländern
tte sich das preußische Volk unter den jämmerlichen Zuständen des deutschen
eiches und seiner Kleinstaaten an den Ruhmesthaten seiner Könige im Krieg und

1813. Frieden zu einer besonderen Nation zusammengeschlossen," aber nun zeigte die Kolonisation der Askanier und der deutschen Ritter, nun zeigte die Kolonisations-Thatigkeit der Hohenzollern ihre auf das Reich zurückwirkende Kraft. Gemischt aus allen deutschen Volksstammen, vermochte dies Volk es sich überhaupt nicht andere zu denken, als daß seine Erhebung der Befreiung des großen Vaterlandes gelte. Scharfer konnte sich der rein deutsche Charakter des preußischen Staates nicht wohl erweisen. Jeden Zoll fühlte sich der Landwehrmann als Preuße, aber nicht lange, und jeder Funke der Begeisterung gehorte alsbald auch dem deutschen Vaterlande und seiner Befreiung. Alle Hebel setzten die Staatsmänner an, die einzelnen deutschen Regierungen zu gewinnen. Aber Oesterreich, dem Hardenberg die denkbar größte Rolle im kunftigen Reich zudachte, dem Stein die deutsche Kaiserkrone wieder zuwenden wollte, gab nichtssagende, ausweichende Antworten und verharrte zudem in heillosester Angst vor den preußischen „Jakobinern", vor Männern wie Stein und Scharnhorst. Bayern, halb schon gewonnen und getragen von einer der guten Sache anhangenden Partei am Hofe und im Lande, zog ängstlich sich von den neuen Rüstungen Napoleons zurück. Hannover glaubte die Gelegenheit benützen zu sollen, altpreußische Lande für sich zu fordern, und über diesen unwürdigen Handel verzogerte auch England das Bundnis mit Preußen und feilschte um die geringen Hilfsgelder, die es dem verarmten Staate zahlen sollte. Der König von Sachsen beschloß überhaupt, an Napoleon festzuhalten und meinte in seiner bedrängten Lage und der Entscheidung am besten durch die Flucht nach Regensburg zu entgehen.

Denn nun allerdings rückten die Heere vor. Freilich die große russische Armee, deren Feldherren — erst Kutusow, dann Wittgenstein, — den Oberbefehl dank der preußischen Bescheidenheit erhalten, kam erst am 24. April nach Dresden. Unterdessen aber hatten die Generale von York und von Bülow, obwohl die Festungen an der Weichsel und Oder noch in den Händen der Franzosen blieben, Mecklenburg, Lauenburg, Lübeck und Hamburg befreit, verfolgten die
5. April Franzosen nach Magdeburg und hatten am 5. April dem Vizekonig Beauharnais bei Möckern ein erstes glanzendes Gefecht geliefert. Der südliche Flügel der Armee war zur Freude aller Patrioten dem alten Husarengeneral Gebhard Leberecht von Blucher anvertraut, ihm, den langst schon die Stimme des Volkes wie des Heeres, den vornehmlich Scharnhorst als den Führer des Heeres verlangt hatte.

Auf dem Rückzuge nach Auerstädt, als Scharnhorst die preußische Artillerie um den Harz herumführte, hatte jeder den Wert des andern kennen gelernt, und in selbstloser Freundschaft waren sie stets nach Scharnhorsts Geständnis „ein Seele, ein Gedanke, ein Entschluß". Und während Blücher bekannte, daß er ohne Scharnhorst nichts vermöge, rief dieser ihm zu: „Sie sind unser Anführer und Held und müßten Sie uns in der Sänfte vor- und nachgetragen werden. Nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück."

In Schlesien sammelten sich die Märker, Pommern und Schlesier, welche Blüchers Heer bildeten, und nach diesem Sammelort ist es noch heute als das schlesische bekannt. Einige Wochen hindurch hielt das Zaudern der Russen die Preußen auf, aber am 27. März war Blucher in Dresden. Und um ihn, den feurigen Jüngling mit den silbernen Locken des siebzigjährigen Greises, dem in all den schrecklichen sechs Jahren nichts hatte den Mut, nichts hatte die Ueber-

Aufbruch der Landwehr 1813.
Anfang des Frieses am Blücher-Denkmal in Berlin (vollendet 1826), nach dem Modell von Christian Rauch (1777—1857).

zeugung rauben können, daß dieser Napoleon werde gestürzt werden, daß das 1813
Erwachen des deutschen Mutes fürchterlich sein werde, um ihn sammelten sich alle die kampfesfrohen und hoffnungsreichen Männer und die tüchtigsten Offiziere, wie Scharnhorst und Gneisenau, Grolmann und Clausewitz und viele andere. In seinem Hauptquartier fühlte man die Vorfreude des endlich nahenden Sieges. Schon waren allerdings mehrere Pläne Scharnhorsts zu frischer Offensive an den Bedenklichkeiten des großen Hauptquartiers gescheitert, und der Oberbefehl ruhte ja unseliger Weise in russischen Händen. Aber die Sicherheit, die Scharnhorst aussprach, daß dies Mal die Freiheit und Selbständigkeit Preußens und Deutschlands siege, lebte im Blücherschen Hauptquartier in jeder Brust. Mochte der Feind noch so überlegen sein, mochte er noch so große Siege erfechten, die ganze Anlage des Krieges war so, daß ihnen sowohl die Ueberlegenheit als der Sieg nicht entgehen konnte in einem Feldzuge, wie ihn Deutschland seit den Tagen Hermanns, des Cheruskerfürsten, nicht gesehen.

Unterdessen war Napoleon mit einem gewaltigen Heere in Erfurt eingetroffen, vom Norden her rückte Eugen Beauharnais auf Merseburg vor, und am 29. April vereinigten sich beide Heere, 180000 Mann stark bei Naumburg. Am 2. Mai kam es auf den Feldern von Lützen zwischen Leipzig und Weißen- 2. Mai
fels bei Großgörschen zur Schlacht. Schon die Wahl des Schlachtfeldes entsprach nicht der Ansicht der preußischen Führer, aber es ward ihnen nach Clausewitz' Worten auch nicht vergönnt, auf die Führung des Gefechts einen bestimmenden Einfluß zu üben. Alles hing von den Russen ab, und nichts blieb den Preußen übrig, als mit dem Säbel in der Faust zu wirken. Aber wie auch wirkte der! Alle Erbitterung gegen den Tyrannen, alles stürmische Sehnen nach Freiheit, nach Abwerfung des fremden Joches lag in den vernichtenden Angriffen, in dem immer neuen Anstürmen der Preußen gegen die vom Marschall Ney verteidigten Dörfer Groß- und Klein-Görschen, Kaja und Rhena. Lange wogte der Kampf hin und her, und bald bedeckte ein volles Dritteil der Truppen

1–13 Neys das Schlachtfeld. Wahrlich man fühlte sich unbesiegt, doch die Uebermacht, die Napoleon selbst herbeiführte, spottete aller Anstrengungen. In der Nacht noch versuchte Blücher einen Ueberfall, am nächsten Morgen aber befahl der Zar den Rückzug. Indessen gerade der Rückzug erweckte dieser Armee in Wahrheit, wie Barthold Niebuhr schrieb, Ehrfurcht, und einen Ruhm ernteten die Preußen, vor dem Friedrichs militärische Größe verdunkelte. Damals dichtete E. M. Arndt seine Lieder für Teutsche, seinen Gesang von dem hohen Namen der tapferen Preußen, der besten Teutschen, die der Schande Zentnerschwere von Teutschlands Nacken losten. Aber welch Verhängnis! Er, der die Feilen geschmiedet, die Ketten zu lösen, „Germaniens bester Mann", Scharnhorst war am Fuße schwer verwundet worden, und als er treu bis in den Tod dennoch nach Wien sich aufmachte, um endlich die Oesterreicher zu dem lange verhandelten Bündnis zu bewegen, brach auf der Rückreise in Prag am 28. Juni sein Herz. Die Früchte seiner Arbeit, das befreite Vaterland, hat er nicht mehr sehen sollen, aber den Ahnen durfte er die frohe Botschaft gen Himmel tragen, daß ihre Söhne aufgestanden und alles, Gut und Blut, einsetzten, die Freiheit männlich zu erstreiten.

Im Jahre der Freiheit 1813.

Titelblatt zur ersten Ausgabe von Arndts „Lieder für Teutsche". In halber Originalgröße.

Napoleon folgte, während er Ney gegen Berlin vorsandte, selbst den Verbündeten in die Oberlausitz. Auf Befehl des Zaren nahmen sie, nachdem York in blutiger Schlacht bei Königswartha den mit weit überlegenen Kräften zur Vereinigung mit Napoleon zurückeilenden Ney zu verdrängen hatte versuchen müssen, in ungünstigster Stellung am 20. und 21. Mai bei Bautzen eine Schlacht an. Sie war von vornherein aussichtslos, aber durch die Tapferkeit der von Blücher geführten Preußen und ihre heldenmütige Verteidigung der Kreckwitzer Höhen kostete sie 25000 Franzosen das Leben und brachte ihnen nichts als den Besitz des blutgetränkten Schlachtfeldes. Keine einzige Trophäe hatte Napoleon bisher gewonnen, die Preußen ihm aber fünfzig Kanonen genommen und viele Kriegsgefangene gemacht. Wie hätte da der heilige Mut in ihren Herzen erstickt sein können! War es doch die Sache des Vaterlandes, ja wie E. M. Arndt dem Volke aus der Seele sprach, die Sache Gottes, für die man focht! Freilich nahm Davout, dank der verräterischen Unthätigkeit Bernadottes,
30. Mai Hamburg wieder ein, und schwer genug wurde der Abfall der Stadt vom französischen Vaterlande bestraft. Berlin wurde vor einem neuen Angriff des
4. Juni Marschalls Oudinot durch Bülows Gefecht bei Luckau glücklich gerettet, aber unbestreitbar war Napoleon noch Herr im ganzen Teutschland bis zur Elbe hin, und über sie hinaus hielt er die Festungen ebenfalls noch in seiner Hand. Gleich nach der Schlacht von Großgörschen war zudem auf sein Gebot der König von Sachsen zu ihm nach Dresden geeilt. Kaiser Franz war zwar nach derselben Schlacht nach Gitschin ins Feldlager gezogen, aber noch war er militärisch nicht

gerüstet, und die Pläne der preußischen Patrioten dünkten ihm chimärisch, ihre 1813
feurige Begeisterung unheimlich und so waren die Verhandlungen mit ihm noch immer nicht zu glücklichem Ende geführt. Ihretwegen bestimmte Hardenberg die Herrscher, sich nicht zu weit von der österreichischen Grenze zu entfernen. Wieder aber, wie einst in den Tagen nach Preußisch-Eylau, da Napoleon die zornige Kraft der Preußen gespürt, hoffte er auch jetzt durch Länderschenkung den Zaren zum Verrat an Preußen zu bestimmen. So bot er zunächst einen Waffenstillstand, 4. Juni
und darauf gingen die Verbündeten ein. Am 4. Juni ward er zu Poischwitz bis zum 20. Juli abgeschlossen.

Ernst Moritz Arndt.
Kupferstich von Johann Heinrich Lips (1758—1817). Originalgröße.

Wohl wurden, als die Nachricht hiervon am zweiten Pfingstfeiertage nach Berlin kam, „alle Gesichter blaß, alle Herzen wie vom Donner getroffen, bange Todesstille war in der eben noch so fröhlichen Menge der wandelnden Menschen, die Sonne des schönen Frühlingstages schien nur auf Verzweifelnde: Bei dem Gedanken der Möglichkeit des Friedens waren alle wie versteint und verdonnert". Und wahre Wut ergriff die Deutschen, als die Nachricht kam, daß Napoleon die Zeit des Waffenstillstandes benutzt habe, um bei Kitzen das Lützowsche Freikorps hinterlistig bis auf hundert Mann abzuschlachten (17. Juni). Dennoch mußte der Stillstand den Rüstungen der Verbündeten mehr als denen Napoleons zugute kommen, und währenddessen kam sowohl mit England am 14. Juni, wie endlich am 27. Juni auch mit Oesterreich 27. Juni
zu Reichenbach das Bündnis zustande. Und da nun Oesterreich auf dem Prager Friedenskongreß die volle Aussichtslosigkeit seiner Pläne auf friedliche Vergrößerung erkannte, und Napoleon mit höhnender Verachtung auf die letzten Friedensbedingungen absichtlich zu spät antwortete, so kam es in der Nacht vom 10. zum 11. August auch zur Kriegserklärung Oesterreichs an Napoleon. Die Waffen wurden wieder aufgenommen. Ein seelenfrohes Hurrah! ging durch die Reihen der preußischen Krieger, als man wußte, am 17. dürfe man wieder gegen die Franzosen ziehen! Die drei verbündeten Herrscher von Preußen, Rußland und Oesterreich aber kamen nunmehr persönlich mit ihren Feldherren und Generalen in Prag zusammen. Die dreiste Forderung des nun doch besorgten Napoleon, den Kongreß zu erneuern, lehnten sie als unzulässig ab.

Geteilt in drei große Heere von zusammen 480 000 Mann wollte man gegen den Gewaltigen vorgehen — der Hauptarmee unter dem Fürsten von Schwarzen-

Zusammenkunft Kaiser Franz I., Kaiser Alexander I. und König Friedrich Wilhelm III. in Prag, im August 1813.

Nach der Zeichnung von Ulrich Ludwig Wolf 1772–1852 gestochen von Johann Friedrich Jügel (arbeitete zu Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts. Auf etwa 1/3 verkleinert.

berg, dem leider der Oberbefehl über das Ganze anvertraut war, der Nordarmee unter dem zum Kronprinzen von Schweden gewählten einstigen französischen Marschall Bernadotte und der schlesischen unter Blücher, dem Gneisenau als Generalstabschef zugeordnet war. Doch auch Napoleon vermochte außer den Truppen in den Festungen im Osten, in Stettin, Küstrin und Danzig, fast die gleiche Anzahl Soldaten — nur etwa 40000 Mann weniger — ihnen entgegen zu stellen. Die schlesische Armee war die kleinste und sollte deshalb Napoleon nur beobachten. Aber hier, wo Blücher kommandierte, und Gneisenau die Leitung hatte, lebte auch der ganze Haß und die willensstarke Begier, den Mörder des Vaterlandes
26. Aug zu vernichten. Als Macdonald, den Napoleon in Schlesien zurückgelassen, am 26. August ohne Arg seine Truppen die Katzbach und Neiße hatte überschreiten lassen, da ließ Blücher den General York gegen die Feinde vorgehen, und im fürchterlichen Anprall warfen die Preußen die Franzosen die Anhöhen hinunter. Wer ihren Kolben — denn bei dem unaufhörlich strömenden Regen versagten die Gewehre — entging,

Sieg der preußischen Armee an der Katzbach, am 26. August 1813.
Nach der Zeichnung von Johann Adam Klein (1792—1875) gestochen von Adam von Bartsch (1757—1821).
Auf 2/3 verkleinert.

fand in den Fluten der Katzbach und Neiße einen noch grauenvolleren Untergang oder wurde vollends den 29. am Bober vernichtet. Napoleon war um eine ganze Armee ärmer, und eine preußische Provinz, Schlesien war von seinen Truppen gesäubert. Jetzt ahnte man, was Scharnhorsts Schöpfung bedeutete, jetzt fühlte man, daß Blücher und Gneisenau die Helden des Kampfes sein würden.

Mittlerweile aber hatten auch die preußischen Generale, die dem schwedischen Kronprinzen in der Nordarmee zugeteilt waren, Gelegenheit gefunden, ihrerseits den preußischen Namen wieder mit dem hellstrahlenden alten Ruhmeskranze zu umflechten. Von Süden her sollte Oudinot mit einem gewaltigen Heere auf Berlin vorrücken, Davout sollte von Hamburg und General Girard von Magdeburg aus ihn unterstützen. Denn die Hauptstadt Friedrich Wilhelms, die gerade jetzt die alten Sünden gesühnt und durch besonders hohe Opferfreudigkeit bewiesen, daß „sie es verdient, der Sitz ihrer Herrscher zu sein", Berlin sollte verbrannt werden, und der Brand der preußischen Hauptstadt die Fackel der Zwietracht unter den Verbündeten entzünden. Unentschlossen und gehemmt durch seine eigenen Pläne sah Bernadotte das Geschick herankommen. Da griff Bülow das von General Reynier geführte Korps am 23. August an, und wieder hieben die Preußen, Landwehr und Linie, mit leidenschaftlichem Zorn auf die Feinde im strömenden Regen los, und nachdem die Geschütze ihre Arbeit gethan, entrissen Bülows und Borstells Bataillone den Franzosen das Dorf Großbeeren. Berlin war gerettet, denn ohne Besinnen machte Oudinot kehrt, ging auch Davout zurück. Die Gefechte, zu denen

Karl Theodor Körner.
Nach der Kreidezeichnung von Emma Körner, Schwester Karl Theodor Körners.

es mit seinen Truppen kam, waren unbedeutend, doch ist das, welches bei Gadebusch am 26. August stattfand, durch den Tod Theodor Körners — dessen heiße Vaterlandslieder sein Vater im folgenden Jahr unter dem Titel „Leyer und Schwerdt" herausgab — bekannt geblieben. Endlich wurde auch das von Magdeburg aufgebrochene Korps von 7000 Mann auf dem Rückzuge durch die Landwehren des Generals Hirschfeld bei Hagelberg festgehalten und bis auf 1700 Mann in die Pfanne gehauen.

Während so die Preußen in der schlesischen und in der Nordarmee herrliche Erfolge erfochten, erlitt die Hauptarmee durch das Ungeschick der österreichischen Kriegführung am 26. August bei Dresden durch Napoleon selbst eine furchtbare Niederlage und wurde zu einem Rückzuge genötigt, der trotz der Entfernung Napoleons in zügellose Flucht auszuarten schien, als Vandamme den geschlagenen Truppen den Weg
1813 zu verlegen im Begriff war. Doch Prinz Eugen von Württemberg zersprengte mit den Russen glücklich seine Vorhut, und auf Friedrich Wilhelms Drängen hielten die russischen Heere bei Kulm am nächsten Tage einem doppelten Angriff stand.
30. Aug. Am Morgen des 30. August aber griff General von Kleist mit seinen Preußen nach einem schrecklichen Nachtmarsch von den Nollendorfer Höhen herunter Vandamme im Rücken an und vernichtete sein Heer vollkommen. 10000 Franzosen, unter ihnen Vandamme selbst wurden kriegsgefangen, und über 80 Geschütze erbeutet.

Schlimmer noch erging es dem Marschall Ney, den abermals Napoleon mit etwa 60000 Mann ausgesandt, die preußische Hauptstadt vom Erdboden zu vertilgen. Bei Jüterbog ward sein
6. Sept Vortrupp am 6. September von Tauentzien durch ein stundenlanges Gefecht aufgehalten, und indem Bülow dem Marschall in die linke Flanke fiel, sodann die Sachsen durch Borstell aus Göhlsdorf herauswerfen ließ und bis Dennewitz vordrang, zwang er die französische Armee zum Rückzuge, ja zu regelloser Flucht. Uebrigens erschien am Schlusse der Schlacht noch der gerühmte Oberfeldherr Bernadotte und fand dann auch nichts weiter zu thun, als sich den Sieg zuzuschreiben.

Leyer und Schwerdt
von
Theodor Körner
Berlin, 1814.

Titelblatt der ersten Ausgabe von Körners „Leyer und Schwerdt".
Auf die Hälfte verkleinert.

General Emil Friedrich Graf von Kleist von Nollendorf.
Radierung von Johann Christian Albert Schule (geb. 1801,, auf 3/5 verkleinert.

Wie entsetzlich, daß neben diesen übermächtigen Erfolgen des preußischen Schwertes die preußische Diplomatie nichts als Verluste und Enttäuschungen zu verzeichnen hatte! Wohl unterbreitete Stein noch einmal seine Pläne für die Neugestaltung eines einigen Deutschlands in einer Denkschrift den Herrschern, aber selbst Hardenbergs dualistische, für Oesterreich so überaus günstigen Entwürfe fanden nicht den Beifall des Fürsten Metternich. Im Gegenteil wurde die geradezu unglaubliche Sorglosigkeit und Gutmütigkeit des preußischen Staatsmannes von der Gewandtheit seines österreichischen Kollegen völlig überholt. Gerade ohne den ihm von Männern wie Stein so bereitwillig gebotenen Prunk der deutschen Kaiserkrone gedachte Metternich vielmehr, durch die stärkste Berücksichtigung der Wünsche der Mittelstaaten diese an das Haus Oesterreich zu fesseln und dadurch einen Einfluß zu üben, der zuletzt Oesterreich eine höhere Macht sichern sollte, als es zur Zeit der alten Reichs- 1813
herrlichkeit gehabt. Denn „auf solche Weise", gestand er späterhin selbst, „gehört uns Deutschland noch mehr als früher". Der Teplitzer Vertrag vom 9. September 1813 zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen bestimmte zwar 9. Sept.
als Ziel des Kampfes die Herstellung des Besitzstandes von 1805, behielt aber den Einzelstaaten die volle Souveränität vor, und arglos überließ Hardenberg dem Oesterreicher die Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten. So geschah es, daß gleich der von Metternich zu Ried am 8. Oktober mit Bayern abgeschlossene 8. Okt.
Vertrag diesem Staate nicht nur jede Unterordnung unter eine Zentralgewalt ersparte, sondern ihm auch die von Napoleon entrissenen Stammlande des hohenzollernschen Hauses Ansbach-Bayreuth beließ. Weder für Metternich, noch für den bayerischen Minister Montgelas hatte der tiefe Unwille Friedrich Wilhelms über diese eigenmächtige Beraubung seines Hauses, hatte die heftige Erbitterung der Franken, die wieder und wieder baten, unter den Schutz des roten Adlers zurückgeführt zu werden, eine ausschlaggebende Bedeutung. Hatte Metternich doch für Oesterreich Tirol, hatte Salzburg und das Innviertel wieder gewonnen, so mochte Preußen denn den, einst von Friedrich II. für Bayerns Befreiung erworbenen Preis zahlen, den Bayern hierfür gefordert! Hatte Metternich doch den Magnet gefunden, die Mittelstaaten, wie das Beispiel Bayerns vorbildlich zeigte, in das Kielwasser Oesterreichs zu ziehen, so mochte denn Preußen sehen, wie es dennoch eine Einigung des Reiches zu stande bringe!

Und wie der österreichische Staatsmann an der Arbeit war, die politischen Erfolge des Kampfes im Keime zu ersticken, so schien der österreichische Feldherr die Streitaxt begraben zu haben. Gegen seinen Willen erhob sie Blücher aufs neue, am 3. Oktober überschritt er bei Wartenburg, zwischen Torgau und Wittenberg die Elbe, und nachdem Yorks Krieger mit fast unvergleichlichem Heldenmut

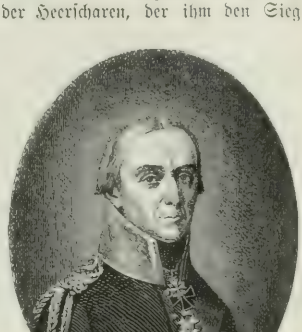
Die Gefangennahme des Generals Vandamme in der Schlacht bei Kulm, am 30. August 1813.

Nach der Zeichnung von Johann Adam Klein (1792–1875) gestochen von Karl Heinrich Rahl (1779–1843). Auf $^2/_3$ verkleinert.

1813 die Gegner von den hohen Dämmen der Elbe blutig zurückgeschlagen, konnte auch die Nordarmee den Uebergang bewerkstelligen. Nun rückte auch die böhmische Armee endlich heran, und während Napoleon zunächst Blücher zur Schlacht zwingen und die Nordarmee durch einen Vorstoß auf Berlin zum Abzuge nötigen wollte, entwich ihm Blücher zu seiner Ueberraschung über die Saale und ging der Schlacht aus dem Wege. Der bedrohte Besitz Dresdens nötigte Napoleon nunmehr, sich gegen die böhmische Armee zu wenden. Das entsprach auch noch immer seinen Plänen, durch Niederwerfung der einen Armee der Verbündeten zugleich auch
6 Okt. die beiden anderen zu schwächen. Vor den Thoren Leipzigs hoffte er — denn Blücher glaubte er noch bei Merseburg und von Bernadotte fürchtete er nichts — sie schnell und vollständig zu schlagen. Bei Wachau griff er am 16. Oktober mit seinen 121 000 Mann die hier 113 000 Mann starken Verbündeten an. Tod und Verderben spieen namentlich seine 300 Geschütze und räumten unter dem Kleistschen und Prinz Eugenschen Korps entsetzlich auf. Schon kam ein Augenblick, da Napoleon in Leipzig Viktoria läuten ließ, da kamen endlich die von Schwarzenberg in die Irre geführten österreichischen Reserven heran und stellten die Schlacht wenigstens wieder her. Nun aber konnte der Marschall Marmont auch nicht, wie Napoleon befohlen, von Möckern her entscheidend eingreifen. Denn zu seiner höchsten Ueberraschung erschien plötzlich Blücher, hielt ihn fest, ja wagte es sogar, die sturmgewohnten Scharen Yorks das stark befestigte

Möckern angreifen zu lassen. Wie tapfer sich Marmont auch wehren und unter 1813
dem Schutze von mehr als fünfzig Kanonen selbst zum Angriff übergehen mochte, dem Heldenzorne dieser Männer gegenüber vermochte er nichts. Batterie auf Batterie ward genommen, Möckern erstürmt, Marmont bis auf eine Stunde vor Leipzig zurückgedrängt, 53 Geschütze erobert, 2000 Gefangene gemacht. Furchtbar griff der Ernst des Todes die Männer an, die zu Tausenden ihre Kameraden als Leichen dahinsinken sahen, und mahnte an die ernste Heiligkeit des Krieges. Mit Gebet hatte York das schier Unmögliche unternommen, und mit Lobgesang dankte das Heer, wie einst nach Leuthen, dem Herrn der Heerscharen, der ihm den Sieg gegeben.

So schrecklich war das Ringen gewesen, daß am folgenden Tage, am 17., allein Blücher zum Kampfe ausziehen konnte und die Franzosen aus Gohlis und Eutritzsch im Norden der Stadt vertrieb. Der Imperator versuchte jetzt sogar Unterhandlungen anzuknüpfen und gab abends die ersten Befehle zum Rückzug. Denn gerade die Muße des Tages ermöglichte es den Verbündeten, alle ihre Truppen bis 255 000 Mann heranzuziehen, denen er nur 160 000 Mann entgegenzustellen hatte. Selbst der Kronprinz von Schweden kam jetzt, nachdem Blücher seine Vorbedingung erfüllt, ihm 30 000 Mann von seinem Heere überlassen, am Nachmittage des 18. mit der Nordarmee heran und stellte die immer noch fehlende Verbindung zwischen den beiden anderen Heeren her. Und dies war von der allergrößten Bedeutung. Denn sechsmal schon waren wieder die Preußen Kleists und die Russen des Prinzen Eugen gegen die Hauptstellung Napoleons, gegen die hohen Mauern von Probsthaida, das in eine Festung verwandelt worden, losgestürmt, aber vergeblich. Nun trieben Bülows Preußen, die Bernadottes Vorhut bildeten, die Franzosen aus Paunsdorf, aus Sellerhausen, Mölkau und Stünz hinaus, drangen bis an die Thore der Stadt vor, und die Russen unter Langeron verjagten ebenso die Franzosen aus Schönefeld, so daß nun nicht nur der linke Flügel Napoleons durchbrochen, sondern zugleich sein Zentrum in Probsthaida unhaltbar geworden war.



General Friedrich Wilhelm Freiherr von Bülow, Graf von Dennewitz.
Nach dem Gemälde von Heinrich Dähling (1773—1850) gestochen von Friedrich Wilhelm Bollinger (1777—1825). Auf etwa die Hälfte verkleinert.

Während wieder die Dankeslieder der verbündeten Völker gen Himmel stiegen, mußte Napoleon noch abends den Befehl zum Rückzuge geben und konnte in der That, da Schwarzenberg ihm nach der Politik seines Kaisers goldene Brücken baute, 90 000, oder noch weit mehr, Franzosen hinwegführen, während seine deutschen, polnischen und italienischen Truppen am nächsten Tage, den 19. die Stadt selbst ver- 19. Okt.
teidigen mußten. Mit stürmender Hand nahmen sie Bülows und Blüchers Truppen. Das ostpreußische Landwehrregiment unter dem aus einem Beamten zum Major gewordenen Friccius war, das Grimmaische Thor durchbrechend, das erste in der Stadt. Nach-

Die Schlacht bei Leipzig.

Nach dem Gemälde von Johann Peter Krafft (1780–1856) gestochen von John Scott (1774–1828).
Auf ½ verkleinert.

1. Sir Robert Wilson, Kön. Großbrit. Gen.-Lieut. 2. Fürst Wenzeslaus zu Lichtenstein, K. K. Oesterr. Oberst-Lieut. 3. Freiherr Karl von Langenau, K. K. Oesterr. Gen.-Major. 4. Werner von Trapp, K. K. Oesterr. Gen.-Major. 5. Graf Karl von Schulenburg, K. K. Oesterr. Rittmeister. 6. Freiherr Karl von Scharnhorst-Preuß. K. K. Oesterr. Rittmeister. 7. Paul von Wernhardt K. K. Oesterr. Oberst-Lieut. 8. Wilhelm von Reide, K. K. Oesterr. Quartiermeister. 9. Graf Joseph von Radetzky K. K. Oesterr. Feldmarschall-Lieut. 10. Graf Johann von Paar, K. K. Oesterr. Oberst-Lieut. 11. Fürst Karl zu Schwarzenberg, K. K. Oesterr. Feldmarschall. 12. Graf Karl von Clam-Martinitz, K. K. Oesterr. Rittmeister. 13. Alexander I. Kaiser von Rußland. 14. Franz I. Kaiser von Oesterreich. 15. Friedrich Wilhelm III. König von Preußen. 16. Charles William Stewart K. B. Kön. Großbrit. Gen.-Lieut. 17. Freiherr von Hake, Kön. Preuß. Gen.-Major. 18. Fürst von Wrede, Kais. Russ. Gen.-Lieut. 19. Graf Ernst von Waldstein-Wartenberg, K. K. Oesterr. Oberst-Lieut. 20. Freiherr von Quarteck Kön. Preuß. Gen.-Major. 21. Graf von Diwaroi, Kais. Russ. Gen. der Kavallerie. 22. Ritter Johann von Kutschera, K. K. Oesterr. Feldmarschall-Lieut.

mittags zogen die verbündeten Monarchen in Leipzig ein, entblößten Hauptes von dem unseligen König Friedrich August begrüßt, der bis zuletzt an dem Schergen der deutschen Freiheit festgehalten und nun als Kriegsgefangener abgeführt wurde.

Wohl hatte diese Riesenschlacht Opfer hüben und drüben ohnegleichen gekostet, an 80 000 Mann lagen tot oder — in diesem Falle noch schlimmer — verwundet auf der Wahlstätte. Denn alle ärztliche Kunst, alle Liebesthätigkeit scheiterte an den Grenzen der menschlichen Kraft. Und als die Elsterbrücke wahrscheinlich durch einen Franzosen selbst gesprengt war, ertranken noch Tausende, die

Einzug der Verbündeten durch das Grimmaische Thor in Leipzig.
Nach der Zeichnung des Augenzeugen Christian Gottfried Geißler (geb. 1770) gestochen von Johann Gottlieb Böttger (1763–1825).
Links vom Grimmaischen Thor die Paulinerkirche.

dem Schwerte zu entkommen gesucht, unter ihnen der Fürst Poniatowsky. Aber aus dem Blute, mit dem die Tapferen die Gefilde Leipzigs getränkt, ging die Freiheit des ganzen deutschen Volkes auf, und die Edlen, deren Gebeine dort bleichten, haben, indem sie ihre Augen schlossen, den ersten Versuch gemacht, die Thore der deutschen Macht und Einigkeit zu öffnen.

Was waren das für zwei Monate, die jetzt dahingegangen! Selbst die preußische Kriegsgeschichte hatte eine solche Fülle von Heldensinn und Heldenkraft, von Schlachten und Siegen noch nicht aufzuweisen. Wie ist es so wahr und zutreffend, wenn E. M. Arndt die richtige Anerkennung für die tapfern Preußen nur in den Denkmälern sehen will, die in ihren Herzen alle Deutschen ihnen erbauen müßten, Denkmäler, die keine Zeit zerstören könne. Als rechte Krieger Gottes hätten sie sich bewährt und dem ganzen deutschen Volke seien sie nicht allein die Anführer der Freiheit, sondern auch ein Muster der Tapferkeit, Zucht, Bescheidenheit und Menschlichkeit geworden. In Wirklichkeit war ja, da Napoleon das ihm von dem bayerischen General Wrede bei Hanau bereitete Hindernis leicht aus dem Wege räumte, und obwohl das große Hauptquartier, ohne irgend dazu genötigt zu sein, ihn über den Rhein entkommen ließ, das ganze Deutschland frei bis zum Rhein. Und schon mochte manch Kleinmütiger glauben, damit sei der Zweck des ganzen Krieges erreicht, während alle Errungenschaften doch noch gänzlich unge-

1813 sichert waren. Ja während über die Flucht des endlich besiegten Schlachtenfürsten mancher im Grunde sehr harmlose Spott in Deutschland laut wurde, wagte es der französische Kommandant von Glogau im Rücken der verbündeten Heere, wie er schon nach der Schlacht von Großgorschen gethan, seinen Soldaten einen großen Sieg Napoleons bei Leipzig vorzulügen. Dagegen schlossen sich jetzt wohl oder übel auch die Rheinbundstaaten den Verbündeten an. Wenn auch manche ihrer Fürsten nur unter dem Druck der preußischen Siege also handelten und entrüstet von Frankfurt, wo die Monarchen weilten, zurückkehrten, weil ihnen kein neuer Ländergewinn zugefallen, wenn ferner auch die gehoffte Erhebung der befreiten Völker gar nicht oder nur in sehr bescheidenem Maße in Erfüllung ging, wenn endlich auch Metternich Napoleon einen Frieden bot, der ihm nicht nur die Pyrenäen und Alpen, sondern auch den Rhein als Grenze zusicherte — so herrschte unter den preußischen Patrioten darüber doch kein Zweifel mehr, daß eher nicht der blutige Streit beendet werden dürfe, als bis nach Arndts Worten „die uralten Grenzen unsres Volkes bis zu der Schelde und den Ardennen von Dünkirchen bis Basel hinauf wieder gewonnen würden". Mehr und mehr brach sich der Gedanke durch, „daß alle Deutschen von Natur Brüder sind und Kinder eines Volkes, die einander lieben und ehren und gegen fremde Tyrannei einmütiglich und trotziglich alle für Einen Mann stehen sollen". Die unselige Zwietracht müsse, so fährt Arndt fort, vertilgt, aller Groll und Hader vergessen und mit Liebe zugedeckt werden. Wie ein Abscheu und ein Grauel müsse angesehen werden, wer die einen Deutschen gegen die anderen entzweien und jene Zwiespalte wieder herbeiführen wolle, wodurch wir in diesen jüngsten Tagen so elend geworden.

Wenigstens eine Hoffnung erfüllte sich. Der Krieg wurde fortgesetzt, und von den Festungen im Osten fielen Danzig, Thorn, Torgau, Dresden und Wittenberg in die Hände der Verbündeten. Noch war man zwar weit davon entfernt, etwa gerades Weges nach Paris zu marschieren, im Gegenteil konnte es nun nicht fehlen, daß die verschiedenen Interessen der Verbündeten zur Geltung zu kommen suchten. Zuletzt entschloß man sich doch den Rhein zu überschreiten. Wegen der österreichischen Absichten auf die italienischen Länder und mit Bezug auf die Schweiz sollte die große Armee allerdings — man begreift es kaum — in der Schweiz den Uebergang bewerkstelligen. Nur mit Mühe erreichte Blücher für sich die Erlaubnis, am Mittelrhein sein Heer hinüberzuführen, während Bülow — der nach dem Abzug Bernadottes gegen Dänemark freie Hand hatte und im nordwestlichen Deutschland mit Jubel empfangen war — über den Niederrhein gehen sollte. Erstaunlich schnell eroberte er, bis auf Antwerpen, das Carnot hielt, die holländischen Festungen, und wieder einmal befreite Preußen die Niederlande vom französischen Joche. Wieder einmal aber sollte dies nur geschehen sein, um den englischen Einfluß auf die Mündungsländer des Rheins festzulegen.

Im Dezember hatten die Verbündeten den Franzosen ihren Einmarsch in das Land verkündet, ihnen zugleich aber in fast unbegreiflicher Verblendung jegliche Schonung, zarteste Behandlung, selbst den vollen Gebietsumfang zugesagt.

1814 In der Neujahrsnacht von 1814 überschritt Blücher bei Kaub den Rhein, und das donnernde Hurrah seiner Truppen trug auch den Deutschen jenseits die frohe Botschaft zu, die E. M. Arndt in zündender Schrift verkundete, daß „der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" sei. Unangefochten zog Blücher durch Lothringen über Saar, Mosel, Maas und Marne bis nach Brienne an der

Aube. Nimmermehr hätte Napoleon mit seinen soeben aufgelesenen Truppen den 1814
Marsch nach Paris hindern können, denn auch Schwarzenberg war mittlerweile mit der großen Armee auf dem Plateau von Langres angelangt. Aber nun brachen sich die feindlichen Strömungen im österreichischen Hauptquartier mit größerer Gewalt Bahn. Metternich war, wie er dies nach der Schlacht von Leipzig offen aussprach, weder gesonnen, an Preußen das eroberte Sachsen zu überlassen, noch fühlte er Neigung, ihm das linke Rheinufer zu sichern. Unmöglich aber schien es doch, den Preußen, wenn sie fortfuhren, so ausgiebig zu siegen, diesen Preis vorzuenthalten. Bisher hatte er gar klüglich das Vertrauen des arglosen Hardenberg hingehalten, so daß diesem an dem guten Willen Oesterreichs noch immer kein Zweifel aufsteigen wollte. Am wenigsten aber dachte Metternich die, wenn auch sorgsam verschwiegenen, so doch mit Sicherheit erwarteten, polnischen Pläne des Zaren zur Ausführung kommen oder gar dem Zaren bestimmenden Einfluß in Frankreich gewinnen zu lassen. Das aber stand mit Sicherheit in Aussicht, wenn der Krieg bis zur Absetzung Napoleons getrieben, und in Frankreich eine neue, gleichviel welche, Regierung eingesetzt wurde. Eben deshalb setzte Oesterreich dem von den Preußen so heiß begehrten Marsch nach Paris einen ebenso zähen wie nachhaltigen Widerstand entgegen. Der Fortsetzung des Kampfes konnte es sich nun freilich nicht wohl entziehen, aber es bewog doch auch Preußen und Rußland ihre Vertreter nach Chatillon zur Friedensverhandlung mit Napoleon auf Grundlage des Besitzstandes von 1792 zu senden. Als nun aber Blücher nach einem Gefecht bei Brienne dem Imperator am 1. Februar bei 1 Febr
La Rothière auf französischem Boden, obwohl Schwarzenberg nach allem Drängen nur eine mäßige Zahl seiner Truppen ihm unterstellt hatte, eine volle Niederlage beigebracht hatte, da schien dem Kaiser Franz der Sieg der Preußen doch gar zu umfassend zu werden. So übte man denn einen kleinen Verrat, indem man Blüchers linke Flanke entblößen, das Hauptheer nicht weiter marschieren ließ. Nunmehr vermochte Napoleon den preußischen Helden vom 10. bis 14. Februar eine Reihe von glücklichen Gefechten zu liefern, die in ihrer Gesamtheit um so mehr eine schlimme Niederlage bildeten, als Schwarzenberg in seinen Friedenswünschen die für ihn günstige Gelegenheit nicht benutzte. Bei Etoges entgingen die preußischen Heerführer sogar nur mit Not der Gefangenschaft oder dem Tode. Aber Kaiser Franz und Metternich hatten ihr Ziel erreicht. Napoleons Thron stand wieder so fest wie zuvor, und die Preußen mußten auf dem Friedenskongreß etwas klein-

„Der Rheinische Courier", Spottbild auf den Rückzug Napoleons.
Kolorierte Radierung eines unbekannten Künstlers, auf 3/4 verkleinert.

1814 lauter auftreten. Natürlich aber forderte Schwarzenberg, als er selbst bei Montereau von Napoleon besiegt war, unbedenklich die preußische Hilfe, und schon am 21. war Blüchers Armee soweit wieder hergestellt, daß er sich mit der Hauptarmee vereinigen konnte. Doch führte weder der nun wieder auflohende Uebermut Napoleons auf dem Friedenskongreß zum Ziele, noch konnte sich Schwarzenberg zu der von seiner großen Uebermacht erwarteten Schlacht entschließen.

Da bat Blücher auf Gneisenaus Rat um die Erlaubnis, sich wieder von der Hauptarmee trennen und endlich, nachdem er sich mit dem von Belgien heranrückenden Bülow vereinigt habe, nach Paris marschieren zu dürfen. Auch Bülow erließ bei seinem Einmarsch in Frankreich eine Bekanntmachung, welche den Franzosen das freundschaftlichste Entgegenkommen, die volle Wahrung ihrer Grenzen zusagte, denn nur der Herrschaft des Tyrannen gelte der Krieg. Und während Blücher, noch ehe Friedrich Wilhelm die Erlaubnis ihm erwirkt, sich in Bewegung setzte und Napoleon selbst nach sich zog, zwang der König den österreichischen Ober-
9. Febr feldherrn am 27. Februar, ein von Napoleon zurückgelassenes kleines Korps unter Oudinot anzugreifen und zu besiegen. Es war jenes Gefecht bei Bar sur Aube, das seitdem durch den mutigen Adjutantenritt des jungen Prinzen Wilhelm von Preußen jedem Deutschen eine teure Erinnerung geworden ist. Blücher aber war — auch Gneisenau und Boyen hielten jetzt aus strategischen wie politischen Gründen eine defensive Haltung für angemessen — vor dem nachrückenden Napoleon zunächst wieder ausgewichen,
9. März hatte sich bei Soissons mit Bülow vereinigt, am 9. März bei Laon mit Napoleon auf Tod und Leben gerungen und ihn durch das schauerliche von York und Kleist geleitete Nachtgefecht im Dorfe Athis so völlig geschlagen, daß ihn nur die Erkrankung des Feldmarschalls und der Widerwille der preußischen Generale gegen den jüngeren Gneisenau und seine Anordnungen vor der Vernichtung erretteten.

Nun aber hatte der Starrsinn des Imperators doch selbst die Politik seines kaiserlichen Schwiegervaters umgestimmt, und am 2. März war es zu Chaumont zu einer Erneuerung des großen Bundes auf zwanzig Jahre gekommen, der neben der Unabhängigkeit Spaniens, Italiens und der Niederlande doch auch „eine föderative Einigung" Deutschlands in Aussicht stellte. Als nun gar Napoleon mit der Forderung des italienischen Königsthrones für seinen Stiefsohn dem Kaiser Franz geradezu ins Gesicht schlug, da verstand sich auch Oesterreich endlich dazu, vom Diplomatentisch sich wieder auf das Schlachtfeld zu begeben. Ja, nach einem mit
20. März dreifacher Uebermacht über Napoleon glücklich errungenen Sieg bei Arcis sur Aube (20. März) wurde wirklich der Marsch nach Paris beschlossen. Und, wunderbar genug, hielt man an diesem Entschluß auch fest, als Napoleon durch einen Zug in den Rücken der Verbündeten diese zur Umkehr an den Rhein veranlassen wollte. Ein kleines Korps vielmehr nur ließ man zurück, um ihn selbst über den Marsch der Verbündeten nach dem Seine-Babel zu täuschen. Ungehindert kam man, nachdem
25. März bei La Fère Champenoise am 25. März eine französische Division niedergemacht war, bis in die Nähe der Stadt. Der Widerstand, den hier in Pantin, auf dem Père la Chaise und auf dem Montmartre zwei französische Marschälle leisteten, führte am 30. März zu einem blutigen, aber völlig nutzlosen Kampfe. Am späten Nachmittag kapitulierte die Stadt Paris; am folgendem Tage, den 31. März, hielten Friedrich Wilhelm, der Zar und Schwarzenberg ihren feier-
31. März lichen Einzug in die Stadt, in deren Mitte seit Jahrhunderten dem deutschen Vaterlande beinahe nur Schande und Fluch, Tod und Verderben geplant war.

Einzug der Verbündeten in Paris am 31. März 1814.

Nach der Zeichnung von Ulrich Ludwig Wolf (1772–1832) gestochen von Johann Friedrich Jügel arbeitete am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrh.). Auf 3/10 verkleinert.

Uebergabe der Stadt Paris an die verbündeten Monarchen, am 31. März 1814.
Kolorierte Radierung eines unbekannten Künstlers, auf 2/7 verkleinert.

Jetzt zeigte sich, wie zutreffend es war, daß die preußischen Heerführer schon frühzeitig zum Marsch nach Paris gedrängt hatten. Denn nun war der Kampf in der That zu Ende. Die französische Nation sagte sich los von ihrem Kaiser, feierte die verbündeten Monarchen als Friedensengel. Am 2. April sprach auf Talleyrands Betreiben der Senat die Absetzung Napoleons aus, und selbst die Marschälle weigerten ihrem Kriegsherrn, als er einen Versuch zum Entsatze von Paris machen wollte, die Heeresfolge. Am 10. April verzichtete er für sich und sein Geschlecht auf den französischen Thron und wurde trotz des preußischen Widerspruches mit einer Jahresrente und dem Recht der Souveranität nach Elba verwiesen. Indem man aber nach einem Ersatz für ihn schon in den letzten Wochen umgeschaut, hatte man sich überzeugen müssen, daß niemand sonst als die Bourbonen vorhanden war. In der That bestieg, obwohl

Fünf Frank-Stück, geprägt im April 1814 anläßlich des Einzuges Königs Friedrich Wilhelm III in Paris.
In Größe des Originales im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.
Avers.

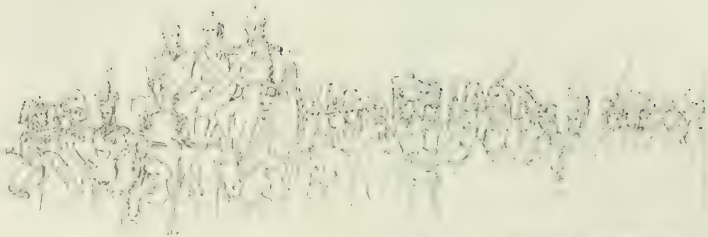
Fünf Frank-Stück, geprägt im April 1814 anläßlich des Einzuges Königs Friedrich Wilhelm III in Paris.
In Größe des Originales im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.
Revers.

allein England für sie eine Neigung äußerte, Ludwig XVIII. den Thron seiner 1814
Väter, und mit ihm schlossen die Verbündeten am 30. Mai zu Paris den 30. Mai
Frieden, der die Grenze von 1792 für Frankreich festsetzte. Das zärtliche Entgegenkommen, welches Rußland, Oesterreich und England dem französischen Staate wie bei dem Einmarsch in Frankreich so auch jetzt erwiesen, und welches wohl der Gefühlseligkeit schwärmender Gemüter, aber nicht einer staatsmännischen Gesinnung entsprach, beließ Elsaß und Lothringen einschließlich der erst 1793 eroberten Teile dem Staate der Bourbonen — gegen welche man ja den Krieg gar nicht geführt habe — und erließ ihm sogar die Bezahlung nicht nur der Kriegskosten, sondern auch der an Preußen aus dem Kriege von 1812 ganz unbestreitbar schuldigen 169 Millionen Thaler.

So war nun Friede, aber ein Friede, der durchaus nicht den Erwartungen der Nation entsprach. Im Gegenteil, Frankreich war machtvoller als selbst zu den Zeiten Ludwigs XIV. Ueber der Freude an der Befreiung achtete man auch im Volke freilich nicht allzuviel der ungenügenden Bestimmungen. Man war ja zu seelensfroh, daß das große Werk geglückt war, der heilige Krieg zum Siege geführt hatte. „Was Patrioten träumten und Egoisten belächelten, ist geschehen", rief frohlockend Gneisenau, und selbst ein Franzose, Benjamin Constant, gestand später in voller Würdigung des Fluches, den Napoleon durch seine Landsleute über die Welt geschleudert, „die Preußen haben das menschliche Antlitz wieder zu Ehren gebracht!" Wie jubelte man in Berlin, daß man den Degen Friedrichs wieder hatte, und die Quadriga wieder das Brandenburger Thor schmückte! —

Noch aber wartete eine große Aufgabe, die Neuordnung Europas, der Erledigung. In zwei Monaten sollte deshalb ein Kongreß in Wien zusammentreten — ein Termin, der dann bis in den November verschoben werden mußte. Indessen das war jetzt schon so gut wie ausgemacht, daß keine der Mächte dem Staate den Preis des Sieges gönnen werde, welcher nicht nur lange Zeit die ganze Last des Krieges allein getragen, sondern der auch weitaus das meiste zu seiner herrlichen Vollendung gethan. Wieder einmal bestimmte der alte Neid Europas gegen diesen Staat der Arbeit, der Kraft und der Idee das Schicksal Preußens. Hardenberg unterließ es, sich eng an den Kaiser Alexander, der für seine polnischen Pläne die Entschädigung Preußens betreiben muß, anzuschließen, blieb der getreue Freund Metternichs und des englischen Ministers Castlereagh, die doch alles aufboten, sowohl die deutschen Pläne der preußischen Patrioten zu Falle zu bringen, als auch die eigenen Interessen Preußens zu verletzen. Schon war zu Gunsten des neuen Hollands die preußische Westgrenze erheblich beschnitten, waren die deutschen Landschaften Limburg, Luxemburg, Lüttich mit der Maas dahingegeben, schon war auch der Verlust von Mainz für Preußen vorauszusehen, und damit eine wirksame Verteidigung des Westens unmöglich gemacht. Und das, obwohl Gneisenau doch eher zu neuem Kriege, als zur Aufgabe von Jülich und Mainz geraten hatte! Gewiß aber wurde der Anspruch auf Sachsen aufs heftigste bestritten, war ohne russische Förderung undurchführbar.

So verharrte die auswärtige Politik Preußens lange in unbehaglicher Schwebe. Um so angestrengter war die Arbeit für die innere Politik, die jetzt von Bülow (Finanzen), von Schuckmann (Inneres), Fürsten von Wittgenstein (Polizei), von Boyen (Militärsachen) unter Hardenberg im Ganzen doch vortrefflich geleitet wurde. Nach dem Friedensschluß war Friedrich Wilhelm mit dem Zaren der Einladung des



1. Kaiser Franz I. 2. Kaiser Alexander I. 3. König Friedrich Wilhelm III. 4. Wellington. 5. Prinz Wilhelm von Württemberg. 6. Karl Johann. 7. Großfürst Konstantin. 8. Tauentzien. 9. Bülow. 10. Schwarzenberg. 11. Wittgenstein. 12. Blücher. 13. Prinz Wilhelm von Preußen. 14. Bennigsen. 15. Prinz August von Preußen. 16. Platow. 17. Miloradowitsch. 18. Tschernitschew. 19. Wrede. 20. Barclay de Tolly. 21. Kleist. 22. York. 23. Winzingerode. 24. Sacken. In den Wolken die i. J. 1813 verstorbenen Moreau und Kutusow.

Освободители Европы

Die Befreier Europas

Prinzregenten von England gefolgt und hatte in London jenen Besuch abgestattet, von dem man weiß, daß die Begeisterung John Bulls für Gneisenau und Blücher den Marschall „Vorwärts“ fast wie einen Messias feierte, gerade so, wie in den Zeiten Friedrich Wilhelms I. einmal das preußische Bundnis als das Evangelium des Tages, und in der Roßbacher Zeit König Friedrich als der Retter der Staaten und Gewissen gepriesen wurde. Am 6. August war der König nach Berlin zurückgekehrt und alsbald that er für die innere Entwickelung Preußens den bedeutsamsten Schritt. Aus wirtschaftlichen Gründen hatten die am 9. Februar 1813 für die Dauer des Krieges aufgehobenen Ausnahmen von der Dienstpflicht am 27. Mai 1814 wieder zugelassen werden müssen. Jetzt berief der König Gneisenau, den neuen Kriegsminister von Boyen, den Reorganisator des Generalstabes von Grolmann und Hardenberg zu einer Kommission, und diese arbeitete nun das Gesetz vom
3. Sept. 3. September 1814 „über die Verpflichtung zum Kriegsdienste“ aus. Man sieht nicht nur das Spiegelbild der letzten Jahre, sondern man meint die Grundzüge des preußischen Staates zu erkennen, wenn man den Anfang des Gesetzes liest: „Die allgemeine Anstrengung Unseres treuen Volkes ohne Ausnahme und Unterschied hat in dem so eben glücklich beendeten Kriege die Befreiung des Vaterlandes bewirkt; nur auf solchem Wege ist die Behauptung dieser Freiheit zu sichern. Die Einrichtungen, die diesen glücklichen Erfolg hervorgebracht, sollen die Grundgesetze der Kriegsverfassung des Staates bilden und als Grundlage für alle Kriegseinrichtungen dienen. Denn in einer gesetzmäßig geordneten Bewaffnung der Nation liegt die sicherste Bürgschaft für einen dauernden Frieden“. Scharnhorsts Werk, die Arbeiten Gneisenaus, Boyens und Grolmanns waren dadurch für immer der Nation gesichert, und die allgemeine und ausnahmslose Dienstpflicht war als der wahre rocher de bronze unseres Staates für alle Zeiten stabiliert. Wohl hat man neuerdings in hohem Gedankenfluge diese gewaltige Schöpfung, in welcher der historische Sinn Scharnhorsts die gereinigte Fortentwickelung der Pläne Friedrich Wilhelms I. erkannte, mit jener That des sechzehnten Jahrhunderts auf eine Stufe gestellt, die das Verhältnis des Erdenbürgers zum himmlischen Vaterlande bestimmt. Und ohne Zweifel ist die allgemeine Wehrpflicht, die Beseitigung eines zum guten Teil aus Vagabunden bestehenden Heeres und die Schaffung eines aus sittlichen und gebildeten, aus allen Staatsbürgern bestehenden Heeres von der durchgreifendsten Bedeutung für die Entwickelung nicht nur Preußens, sondern aller Staaten Europas gewesen. Schlechterdings hat keine Reform der letzten Jahrhunderte so einschneidend und so bestimmend auf die Geschicke aller Völker gewirkt, wie dieser rein sittliche, rein ideale Gedanke, und in dem geknechteten Preußen ist er geboren!

In der Mitte September fanden auch die ersten vorbereitenden Beratungen
2. Nov. der Minister der vier Großmächte in Wien statt, aber erst am 2. November wurde der Kongreß in Wien thatsächlich eröffnet, der nun sowohl die neue Gestaltung der Staaten Europas als die Verfassung desjenigen Gebietes regeln sollte, welches man das deutsche Vaterland noch immer nur nannte. Man weiß zur Genüge, wie auf diesem Kongreß ein buntes Völkergewimmel von Berufenen und Unberufenen sich einfand, man weiß, daß die Erledigung der Geschäfte nicht selten mehr bei Festlichkeiten in den Prunkgemachern der vornehmen Gesellschaft durch Intriguen, als durch die ernste Arbeit der Staatsmänner am grünen Tische stattfand. Wochen und Wochen vergingen, ohne daß man zu Resultaten kommen konnte.

Erläuterungsblatt zu dem nachstehenden Bilde:

„Der Wiener Kongreß".

1. Wellington (England), 2. Lobo (Portugal); 3. Saldana (Portugal) 4. Löwenhielm (Schweden), 5. Noailles (Frankreich), 6. Metternich (Österreich); 7. Dupin (Frankreich), 8. Nesselrode (Rußland), 9. Palmella (Portugal), 10. Castelreagh (England), 11. Dalberg (Frankreich), 12. Wessenberg (Österreich); 13. Rasumowsky (Rußland), 14. Stewart (England); 15. Labrador (Spanien), 16. Clancarty (England), 17. Wacken, 18. Gentz; 19. Humboldt (Preußen); 20. Cathcart (England); 21. Hardenberg (Preußen); 22. Talleyrand (Frankreich), 23. Stackelberg (Rußland).

Der K

Nach der Zeichnung von Johann Baptist Isabey (1767—1[illegible])

ngreß.

von Johann Godefroy (1771—1839) Auf etwa 1/3 verkleinert

Verlag von Emil Strauß in Bonn

Durch die Weihrauchswolke, in welche sich wie in Paris, so auch in Wien 1814
der vornehme Zar so gerne einhüllen und als den Befreier Europas preisen ließ, vermochte die Bescheidenheit Friedrich Wilhelms die Sonne der preußischen Heldenthaten nicht hindurch dringen zu lassen, und fast durch alle Verhandlungen geht die Eifersucht und der Neid auf Preußen wie der rote Faden hindurch, der in dem Labyrinth der unendlich verschlungenen Wege doch einen deutlichen Wegweiser giebt. Wie immer aber — mit Ausnahme der friederizianischen Zeiten — konnte und konnte das preußische Kabinett es nicht glauben, daß dies Oesterreich, für das man so viel gethan, für das man, wie so oft ausgesprochen, noch unendlich viel mehr thun wollte, daß dies Oesterreich Preußen verlassen könne. Hardenberg — sein Tagebuch bezeugt es — glaubte an die Treuherzigkeit und Ehrlichkeit des scheinbar so menschenfreundlichen Kaisers und seines vielgewandten und verschlagenen Metternich noch, als sie ihm längst in die Ferse gestochen.

Die wichtigsten Fragen für Preußen waren die sächsisch-polnische und die der deutschen Verfassung. In jener sollte Preußen zuletzt nur einen halben Erfolg erlangen, in dieser vollständig geschlagen werden. Indem Alexander schon stets die etwas phantastisch gedachte Wiederherstellung, das hieß in Wahrheit die Einverleibung des ganzen Polen in Rußland erstrebt und doch im Kalischer Vertrag die Wiederherstellung Preußens in dem alten Umfange und für „den getreuesten Verbündeten eine solche Verbindung und Abrundung, wie sie notwendig ist, um einen unabhängigen Staatskörper zu bilden", zugesagt hatte, war — zumal Hannover aus Rücksicht für England eher vergrößert als verkleinert werden sollte — das Augenmerk von vornherein auf die Lande der napoleonischen Königskrone von Sachsen gerichtet gewesen. Das Schwert der Verbündeten hatte das Land erobert, es war nach Kriegsrecht herrenlos, sein bisheriger Souverän hatte an dem Unterjocher Deutschlands bis zur Gefangennahme nach der Schlacht von Leipzig wie angeklammert festgehalten. Er hatte dem gedient, von dem er Wohlthaten erwartete, und dessen Sieg dem Reiche sicherlich nur Verluste eingetragen hätte. Es schien selbstverständlich, daß er nun auch Napoleons Schicksal teilte, und ein Anspruch auf Billigkeit stand dem nicht zur Seite, der im entgegengesetzten Falle auf Kosten seiner Nachbarn gewonnen hätte. Schon Friedrichs des Großen Kämpfe hatten den Wert des gegen Oesterreich militärisch so vortrefflich abgegrenzten Landes aufs schlagendste erwiesen, er hatte seine Erwerbung ausdrücklich empfohlen, und die alten, mindestens bis in das Zeitalter der Reformation hinein reichenden Unbilden des Dresdener Hofes gegen den zu Berlin wären durch die Einverleibung in Preußen ein für allemal gesühnt worden. Endlich wurde die Ansicht vielfach laut, daß wenigstens an einem der Rheinbundfürsten die Strafe vollzogen werden müsse, welche das Verlassen der Nation verdiene.

Inzwischen waren aber all diese Rechtstitel für Oesterreich nur ebensoviel Gründe, dem Plane entschieden entgegenzutreten. Schon flankierte Preußen mit Schlesien ja im Osten die österreichische Monarchie. Das Erzgebirge aber im preußischen Besitz schien den Staatsmännern an der Donau wie das geöffnete Ausfallthor gegen ihr Land. Gab man überdem nicht mit Sachsen Preußen selbst die Mittel in die Hand, seine deutschen Pläne zu verwirklichen? Sicherte dessen Besitz dem norddeutschen Staat nicht eben den Einfluß auf die Mittelstaaten, dessen Wohlthaten man dem Reiche so gründlich mißgönnte? Und stieß man mit der Bestrafung eines der Vassallen Napoleons nicht gerade die übrigen zurück, die

zu gewinnen doch das weitgesteckte Ziel habsburgischer Staatsweisheit war? Endlich aber, wenn Rußland die preußischen Ansprüche auf Sachsen lebhaft beförderte, so geschah dies, weil das Königreich den Ersatz für die von Rußland geforderten ehemals preußischen Teile des Polenreiches bildete. Des Zaren Wacht an der Weichsel aber erschreckte in Wien ebenso wie der russische Adler an der unteren Donau. Aus demselben Grunde, aus welchem Metternich den Divan mit seiner Gunst beehrte, trat er auch den preußischen Ansprüchen auf Sachsen entgegen. Denn dadurch schwächte er die Macht Rußlands, und dies Ziel verfolgte er mit der ausdauerndsten Beharrlichkeit. Auch glaubte er hoffen zu dürfen, daß, wenn er Friedrich Wilhelm die Entschädigung für Polen entziehe, dieser auch die Arbeit für Alexanders Wünsche ruhen lassen werde. Meinte er doch auf diese Weise die preußisch-russische Freundschaft trennen zu können, meinte es umsomehr, als diese hauptsächlich auf der Gesinnung beider Monarchen beruhte, während sowohl die preußischen wie auch die russischen Staatsmänner Alexanders polnischen Planen — natürlich aus verschiedenen Gründen — entgegentraten.

Und welcher Gewinn wäre es gewesen, Preußen unter angenehmen Bedingungen an das österreichische Staatsschifflein anzuketten! Rußland wäre völlig vereinzelt, Deutschland verloren gewesen. Denn längst schon kämpfte Metternich Schulter an Schulter mit den englischen Ministern, vornehmlich Lord Castlereagh, der eine russische Vergrößerung nicht zugeben konnte, wohl aber aus welfischen Interessen eine möglichste Schwächung Preußens durchsetzen wollte. Er hat es denn auch unter den eigentümlichsten Umständen erlangt, daß Preußen Ostfriesland und den erhofften „Isthmus“ nach den westlichen Ländern Hildesheim, Minden, Lingen an Hannover abtreten mußte. Denn unter allen Umständen mußte nun wenigstens eine Sünde des westfälischen Friedens gesühnt werden, mußte endlich die pommersche Frage gelöst, die reich entwickelte Küste Vorpommerns und Rügens für Deutschland zurückgewonnen werden. Die Entziehung des in jüngster Zeit dänisch gewordenen Landes aus nichtdeutscher Hand, die unbeschränkte Beherrschung der Odermündungen und der endliche Abschluß des zweihundertjährigen Kampfes um Pommern schienen schließlich für Preußen noch notwendiger, als die Behauptung des treuen ostfriesischen Landes mit der Emsmündung.[1] Kam es doch wenigstens in deutsche Hände, und unter geringeren Opfern gab das Welfenhaus nicht das kleine Herzogtum Lauenburg heraus, durch dessen Hingabe an Dänemark Vorpommern allein in Kopenhagen zu erlangen war. Mit schwerem Herzen hat Friedrich Wilhelm seine Ostfriesen dahingegeben, und diese haben es lange nicht glauben mögen, daß sie an den Schwanz des gehaßten weißen Rosses gebunden werden sollten. Schwer genug war der Kampf, ehe die Welfen sich zur Aufgabe auch nur Lauenburgs entschlossen. Schlimmer aber war noch, daß infolge der engen Verbindung zwischen England und Holland nun vom Haag bis nach Lüneburg, vom Kanal bis zur Elbe der eine welfische Wille gebot, der nie und nimmer den Hohenzollern gewogen war. Gleich jetzt zeigten die Welfen ihr Antlitz ohne Maske. Denn nachdem sie ihre Lande so glücklich auf preußische Kosten vermehrt und den schwarzen Adler vom Ufer der Nordsee abgedrängt hatten, wie hätten sie den unbequemen Nachbarn etwa durch Sachsen vergrößert sehen mögen! Durch Sachsen, das unter preußischem Regiment entfernt nicht dem englischen Handel diejenigen Vorteile sicherte, die das bequeme System der Durchstechereien in Leipzig, dem Hauptstapelplatz des englischen Handels in Deutschland, bisher gewährt hatte!

Doch dem preußisch-russischen Zusammenhalten gegenüber wäre das österreichisch-englische Bündnis immer nur im gleichen Verhältnis geblieben. Da bot sich für Metternich eine geradezu unschätzbare Hilfe in der glatten Gewandtheit und unerschütterlichen Sicherheit des Meisters aller diplomatischen Schlauheit, des französischen Gesandten Talleyrand. Allerdings hatte der Pariser Vertrag Frankreich von den Beratungen über die Gebietsverteilungen ausgeschlossen. Allein Ludwig XVIII. hatte die Hand der englischen Minister, die ihn auf den Thron gehoben, festzuhalten gewußt, und unter geschicktester Benutzung der widersprechenden Interessen hatte Talleyrand Zutritt, ja Einfluß und Geltung auf dem Kongreß zu gewinnen gewußt. Mit der Vorliebe für Polen hatten die Bourbonen immer geprahlt, die russische Vergrößerung lag gar nicht in ihrem Sinn, die möglichste Schwächung Preußens aber schien wie das Zuckerbrot, das man den Kindern Frankreichs dafür geben müsse, daß dessen Heere gewagt, nicht etwa sie zu züchtigen für ihren Frevel, wohl aber sie zu besiegen.

Wilhelm von Humboldt.
Zeichnung von Franz Krüger (1797—1857).

So vereinigte sich denn alles, um Preußen die Früchte seiner Siege zu entreißen. An der Vergrößerung Preußens hatte kein Staat ein Interesse, allein Rußland schien die preußischen Pläne unterstützen zu müssen, wenn anders der Zar seine polnischen verwirklichen wollte. Allein diese wieder waren für Preußen so gefahrdrohend, daß weder Hardenberg noch der zweite preußische Bevollmächtigte in Wien, Wilhelm von Humboldt, auch nur eine Verständigung mit ihm suchten, vielmehr hofften, daß die Furcht vor Alexanders Absichten in Polen auch in der Hofburg stark genug wirken werde, um, so schmerzlich es sein mochte, dem preußischen Nachbar gefällig zu sein. Im Bunde mit Oesterreich und England hofften sie, gestützt überdies auf Erklärungen Metternichs, Sachsen für Preußen zu retten. Nun aber teilte Alexander dem Könige

1814 mit, daß Metternich über Hardenberg hinweg ihm die Hand gereicht und Nachgiebigkeit in der polnischen Frage verheißen habe. Da befahl der König persönlich den Anschluß an Rußland. Ob Alexander die Wahrheit gesagt, wissen wir freilich nicht. Hardenberg aber schrieb trauernd in sein Tagebuch „Metternich hat sein Wort nicht gehalten".

Rußland gab nun zwar die bisher von ihm vertragsmäßig geleitete Verwaltung Sachsens an Preußen ab, aber zunächst verschärfte sich dadurch der Gegensatz derart, daß man sich in Berlin am Ende des Jahres sogar ernsthaft auf einen neuen Kampf gefaßt machen mußte. Gentz, nunmehr die Feder des österreichischen Ministers, führte in einer Denkschrift aus, daß Oesterreich sich zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts mit Süddeutschland und Frankreich gegen Preußen und Rußland verbunden müsse. In der That trat das Unglaub-

1815 liche ein. Am 3. Januar wurde — wahrscheinlich auf Talleyrands Betreiben — wirklich zwischen Oesterreich, England und Frankreich ein Kriegsbündnis gegen Preußen und Rußland abgeschlossen, dem Sardinien, Hannover, Darmstadt und namentlich Bayern, das Mainz für sich beanspruchte, beitraten. Das war die Antwort Europas auf die Thaten Preußens und Rußlands! Indessen lag es in der Natur der Dinge, daß dieser Dank sich noch nicht verwirklichen ließ. Erschreckt, wie man allseitig war, konnte man Sachsens wegen nicht Europa in einen neuen Krieg stürzen. Welches Glück aber, daß wiederum die preußischen Staatsmänner nachgaben und sich ungefähr mit der Hälfte des Anspruches auf Sachsen begnügten! Kraftig unterstützte der Zar die preußischen Ansprüche, bequemte sich, dem Freunde ein „Opfer" zu bringen, verzichtete großmütig auf Thorn und Danzig und gestand eine Verbindung zwischen den Provinzen Schlesien und Preußen zu. Er erklärte sich bereit zur Errichtung der Republik Krakau und zur Abtretung von Wieliczka mit seinen Salzwerken und des Tarnopoler Kreises an Oesterreich. Preußen verlor nun zwar deutsche Gebiete und mußte wieder ein gut Stück des polnischen Landes übernehmen, für das Friedrich Wilhelm einst schön gedankt hatte, auch war Frankreich wieder unter die Mächte als gleichberechtigt eingeführt, aber man war doch und zwar unter englischer Vermittelung überhaupt zu einem Abschluß gekommen. Und wenn nun Oesterreich sich etwas willfähriger für die Regelung der preußischen Westgrenze zeigte, so geschah dies zwar auch nur, um Preußen die Wacht gegen Frankreich aufzuladen, aber eben darin lag doch ein wesentlicher Gewinn für das Reich selbst. „Der Markgraf am Rhein", den E. M. Arndt forderte, mußte in der That ein anderer Vorkämpfer Deutschlands gegen Frankreich werden, als die vielen Kleinstaaten, die das Metternichsche Ideal der Abwehr gegen die Franzosen bildeten. Aber die Ränke der Gegner behielten die Oberhand, die versprochene Entschädigung und Abrundung erhielt Preußen nicht, und um jedes Gebiet mußte man streiten und kämpfen. Zuletzt bekam Preußen für all seine Opfer einen Teil von Großpolen nebst Danzig und Thorn, Westfalen nebst den Rheinlanden, das halbe Sachsen und Vorpommern. Es waren 700 Geviertmeilen weniger, als es 1806 besessen, und zugleich war die geographische Lage des Staates nun mehr wieder eine so zerrissene, daß eine Erstarkung glücklich unterbunden zu sein schien — wenn nicht etwa wider Erwarten gerade die unglückliche Zerstückelung ein neuer Anlaß zum Vorwärtsstreben wurde.

Noch weniger konnte in Wien die Lösung der deutschen Verfassungsfrage glücken, da nicht nur der Widerspruch Oesterreichs und der Mittelstaaten den preußischen Forderungen entgegenstand, sondern die Angelegenheit überhaupt noch

in einem gewissen rohen Zustande war, und eine allgemeine Ansicht über die Art ihrer Lösung keineswegs feststand. Am wenigsten erkannte man, daß ein gemeinsames Tagen von Oesterreich und Preußen undurchführbar sei, daß Preußen, deutsch von Grund aus durch sich selbst, auf die Ausbildung der deutschen Einheit und zur Erfüllung der Sehnsucht aller edlen Deutschen hingedrängt wurde; Oesterreich aber, zumal ihm in Italien die Herrschaft zugestanden, oder doch durch die Regierung seiner Familienglieder der volle Einfluß gewahrt war, in der Erstarkung des deutschen Reiches nur einen Hemmschuh der eigenen Oberhoheit sah. Fest stand nur, daß Oesterreich nicht gewillt war, mit der Kaiserkrone seine übrigen Kronen zu belasten, und daß es durch die planmäßig befolgte und in den Verträgen mit Bayern und Württemberg festgelegte Politik der Liebkosung der Mittelstaaten eine kräftige Zusammenfassung des Reiches von vornherein unmöglich gemacht hatte. Daraus ergab sich von selbst, daß an den Verzicht auf einen Teil der Souveränität seitens der Einzelstaaten nicht zu denken war, und in schroffster Form brachten Bayern und Württemberg ihren Abscheu gegen solche Zumutung, überhaupt gegen eine Bundesverfassung, zum Ausdruck. Es ergab sich aber weiter, daß auch die Entscheidung nicht, wie anfangs versucht, allein durch Preußen, Oesterreich, Bayern, Württemberg, Hannover erfolgen könne, sondern alle Souveräne des Reiches herangezogen werden müßten. Württembergs Absage an die fünf Staaten brachte dies an sich gewiß nicht unberechtigte Ergebnis zu stande.

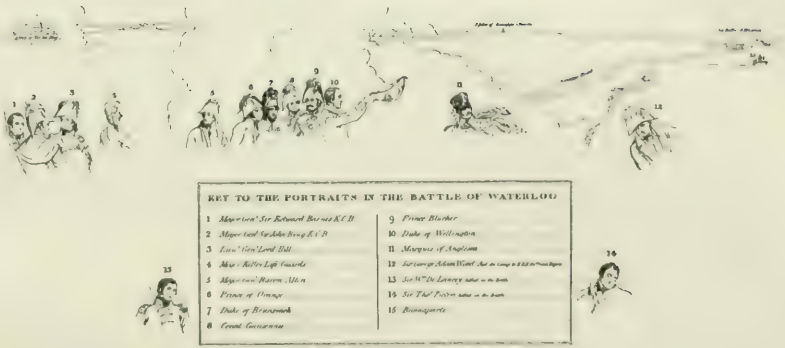
Der Freiherr vom Stein, der damals zwar ohne Amt in Wien weilte, aber kraft seiner überragenden Persönlichkeit einen aus Achtung und Furcht gemischten Einfluß besaß, plante zwar keineswegs wie jener General von Steinmetz, Deutschland unter preußische Führung stellen zu wollen, oder gar Oesterreich auszuscheiden und alle deutschen Fürsten zu entthronen, aber mit Energie forderte er ein „einziges selbständiges Deutschland", ein „mächtiger Staat" — solle es sein — „der alle Elemente der Kraft, der Kenntnisse und einer gemäßigten und gesetzlichen Freiheit in sich faßt", „eine Verfassung, gegründet auf Einheit, Kraft und Nationalität", „ein Reich, welches alle sittlichen und physischen Bestandteile der Kraft, Freiheit und Aufklärung enthält — wobei er freilich den historischen Irrtum beging, zu glauben, daß dieses Ideal im 10. bis 13. Jahrhundert verwirklicht gewesen sei. Wenn er aber nur fünfzehn bis sechzehn regierende Fürsten in Deutschland belassen wollte, so waren Hardenberg und Humboldt von jeder Gewaltthätigkeit gegen die kleinen Staaten sehr weit entfernt, sie setzten vielmehr alles daran, daß Preußen ihnen „mehr ein Schutz als eine Gefahr" erschien. Aber darauf kam es beiden Staatsmännern allerdings an, daß die Deutschen wieder eine Nation bilden sollten, und daß eine den nationalen Bedürfnissen wie den patriotischen Forderungen der Zeit entsprechende Einheit in die wichtigsten Interessen des Volkes gebracht würde. So verlangte der erste preußische Entwurf Errichtung eines Bundesgerichts, gleichartige Verfassungen mit ständischen Rechten in den einzelnen Ländern, ein deutsches Gesetzbuch, Gleichheit der Münze, des Zoll- und Postwesens. Die Einheit im Heerwesen gedachte man durch eine Kreisverfassung sicher zu stellen. Indessen so wenig wie dieser maßvolle Entwurf fanden die, namentlich von Humboldt mit rastlosem Fleiß immer neu ausgearbeiteten, weiteren Entwürfe den Beifall Metternichs oder die Gnade der kleinstaatlichen Minister. Das ganze Verfassungswerk drohte mehrmals völlig zu stocken, selbst Mahnungen des fremden Herrschers, des Kaisers von Rußland,

riefen nicht die Reue hervor, die eine bessere That erzeugt. Zuletzt blieb den Preußen, als alle ihre Forderungen, selbst Kriegsgewalt, Bundesgericht und Landstände gefallen waren, nichts übrig, als den Bund, gleichviel auf welche Bedingungen, abzuschließen. Man mußte sich mit „Grundzügen“ begnügen und von dem Laufe der Zeit hoffen, daß „sie die Bundesverfassung zu etwas Befriedigendem ausgestalten werde“. Genug, wenn zunächst nur die Bildung eines neuen Rheinbundes möglichst erschwert wurde. Denn mittlerweile war der Zweck des Bundes, „die Erhaltung der äußeren Sicherheit und Unabhängigkeit Deutschlands“, ein unmittelbar praktischer geworden. So wurde denn auf Grund eines ganzlich ungenügenden österreichischen Entwurfs ernstlich verhandelt. Am 8. Juni wurde die Bundesakte gezeichnet und in die allgemeine Kongreßakte vom 9. aufgenommen. Damit aber stellte man, als ob die im westfälischen Frieden festgesetzte Garantie der fremden Mächte ihre Schäden für das deutsche Volk nicht zwei Jahrhunderte hindurch dargethan hatte, wieder Europa zum Wächter über die deutsche Verfassung, und Metternich rühmte dessen sich noch in späteren Jahren als eines besonderen Erfolges! Die Grundlage des Bundes war die volle Gleichheit aller neunundreißig deutschen Staaten und freien Städte, die sich verpflichteten, sowohl ganz Deutschland als die einzelnen Bundesstaaten gegen jeden Angriff in Schutz zu nehmen, einander gegenseitig ihre sämtlichen unter dem Bunde begriffenen Besitzungen zu garantieren, einander nicht zu bekriegen, keine Bündnisse mit dem Auslande gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesstaaten einzugehen und bei erklärtem Bundeskrieg nicht einseitig mit dem Feinde zu verhandeln. Das war aber auch alles. Selbst das Bundesgericht war gefallen, und nur ein Gesandten Kongreß verband die einzelnen Staaten. Der alte Regensburger Reichstag wurde ausgegraben und erlebte als Frankfurter Bundestag eine trübselige Auferstehung. In dessen engerem Rat sollten freilich nur die zwölf größten „Mächte“ je eine Virilstimme führen, die übrigen nur Kuriatstimmen, d. h. mehrere sollten sich in eine Stimme teilen, aber von den neunundsechzig Stimmen des Plenums, in welchem alle wichtigen Sachen zum Austrag gebracht werden mußten, war den sieben größten Staaten mit fünf Sechsteln des ganzen Reiches knapp die Hälfte der Stimmenzahl gegeben. Doch als wäre jeder Hoffnung zum Besseren dadurch noch nicht ein genügend fester Riegel vorgeschoben, war auf Sachsens Antrag noch jeder Beschluß über Grundgesetze, über organische Aenderungen, über die Rechte der Einzelnen und über Religionsangelegenheiten an Einhelligkeit der Beschlußfassung gefesselt, und somit schon das Grab für den Leichnam gegraben. Auf Veranlassung der süddeutschen Staaten waren ferner die Hoffnungen auf Beteiligung der Nation an der Gesetzgebung in die Einzelstaaten verwiesen und auch hier in die nichtssagende Formel gebracht „In jedem Bundesstaate wird eine landständische Verfassung stattfinden“. Doch wurde dies von dem entrüsteten Volk zunächst weniger schwer empfunden. Denn schon hatten, allerdings nur um jede Einmischung in ihre souveräne Regierung zu verhindern, die süddeutschen Regierungen Verfassungskommissionen eingesetzt. König Friedrich Wilhelm aber hatte auf Hardenbergs allzu leichtherzig gegebenen Rat seine früher vorsichtig ausgesprochene Ueberzeugung, daß die Bildung von Reichsständen erfolgen könne, am 22. Mai in eine feierliche Zusage umgewandelt und die Wiederherstellung der Provinzialstände, aus deren Wahlen ein allgemeiner Landtag hervorgehen solle, sowie eine Verfassungsurkunde seinem Volke verheißen.

1815 8. u. Juni

Während man aber kaum noch den Gedanken der deutschen Verfassung recht 1815
ernstlich erwog, zeigte sich, daß der Hammer schon erhoben, der dies künstlich
zusammengeschmiedete Gebilde europäischer Staatsweisheit, der das ganze deutsche
Volk zusammenschlagen konnte. Am 7. März erfuhr man in Wien, daß „der 7. März
Souverän von Elba“ am 1. März in der Nähe von Cannes gelandet war. Es
begreift sich, daß diesmal die Herrscher Europas ohne weiteres darüber einig
waren, dem korsischen Eroberer in den Arm zu fallen. Am 13. März erklärten
die Großmächte ihn gleichsam in die Acht, und am 25. schlossen sie einen neuen
Vertrag, nach welchem jede der vier Mächte 150000 Mann stellen sollte, um
„Bonaparte“ — so sagte man jetzt — außer stand zu setzen, den europäischen
Frieden von neuem zu stören. Der aber hatte inzwischen die französischen
Truppen, die ja von seinem Ruhme zehrten, für sich gewonnen und war in Paris,
von wo der bourbonische König bei nächtlicher Weile eilfertig entflohen, am
20. März eingezogen. Freilich verhieß er der französischen Nation freie Gesetze 20. März
und stellte sich dem Auslande wie der Fuchs in der Fabel als reuigen Sünder
und Friedensengel vor, bereit, den Pariser Frieden anzuerkennen. Doch selbst
der ruhige Bürger in Frankreich verstand, daß allein der Name des Gewaltigen
schon Krieg bedeute, und zwei seiner vornehmsten Marschälle, Oudinot und Mac-
donald, versagten sich ihm. Allein die französische Nation gab durch allgemeine Ab-
stimmung der erneuten Thronbesteigung Napoleons doch ausdrücklich ihre Zustimmung,
erklärte damit ihre Verantwortlichkeit für die Handlungen ihres Herrschers und
hatte mithin auch die Folgen des neuen Kampfes zu tragen. Indessen bezeichnet
es die Stimmung der Großmächte, daß Talleyrand die Aufnahme eines Zusatzes
in den neuen Vertrag überhaupt hatte beantragen können, nach welchem der
Krieg lediglich gegen Napoleon selbst geführt werde. Erklärte doch sogar der
englische Feldherr „Frankreich hat keine Feinde, dieser Krieg ist ein Krieg
Europas, Frankreich mit eingeschlossen, gegen Bonaparte und sein Heer“. In
der That gewährten die Verhandlungen in Wien, das Zaudern der Kabinette,
ihre wirkliche oder vorgegebene militärische Unfertigkeit dem Imperator die Zeit
zu neuer Rüstung, zur Schaffung einer neuen Armee. Im Juni hatte er nahe
an 200000 Mann bei einander, und zwar lauter Kerntruppen, denn ihren Stamm
bildeten die alten Soldaten, die als Kriegsgefangene in den deutschen Festungen
dem Tode auf dem Schlachtfeld entronnen waren.

Der deutschen Nation war die Aufnahme des Kampfes selbstverständlich,
von neuem durchwehte die norddeutsche Jugend jene Flamme, die am heiligen
Feuer der Vaterlandsliebe entzündet war. In hellen Haufen eilten die Land-
wehren wieder zur Fahne, und mit wahrer Begeisterung empfand man die Not-
wendigkeit „den Mann“ nicht auf Frankreichs Thron zu dulden, der, wie der
König in seinem Aufrufe sagte, „die Weltherrschaft als den Zweck seiner stets
erneuten Kriege“ laut verkündigte. Viel schärfer und bestimmter als früher
forderten die Preußen nun auch den Preis für alle Opfer. „Wir müssen bessere
Grenzen für Deutschland erhalten“, wie Friedrich Wilhelm kurz und einfach sich
ausdrückt. Allgemein ward in Preußen der Ruf laut, diesmal müsse Frankreich
seinen alten Raub, müsse Elsaß und Lothringen herausgeben, ja man freute sich
— Blücher, Gneisenau und ihre Freunde voran — der Gelegenheit, den unglück-
lichen Pariser Frieden durch einen anderen zu ersetzen, der den frivolen Angriffen
von jenseits einen festen Damm entgegenbauen sollte.



Erläuterungsblatt zu dem Bilde:

Die Schlacht bei La Belle Alliance, am 18. Juni 1815.

Nach dem Gemälde von Johann August Atkinson (1775 bis nach 1829) — die Porträts stammen von Arth William Devis (1763—1822) — gestochen von John Burnet (1784—1868). Auf etwa 1/5 verkleinert.

To His Royal Highness The Prince Regent

This Plate of the **BATTLE OF WATERLOO**, on the 18th of June 1815

Is with his gracious Permission humbly Dedicated by His Royal Highness's most obedient and devoted humble Servant

Hurst, Robinson & Co.

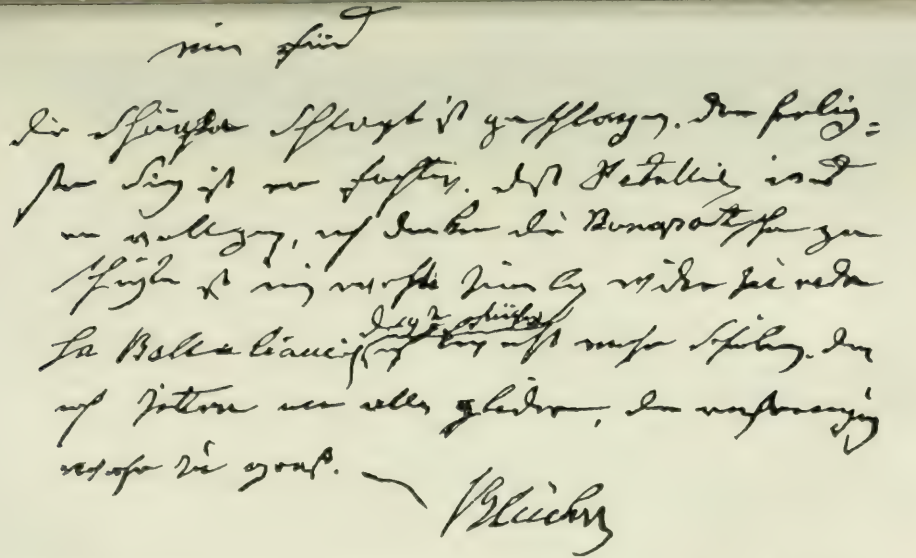
Eine ungeheure Menschenmenge gedachten die Verbündeten in Belgien, am
1815 Mittelrhein, am Oberrhein und in der Schweiz aufzustellen, 800 000 Mann sollten ihnen den Sieg im voraus sichern und den „Menschen" erdrücken. Indessen die Thaten der in Belgien unter Blücher, Gneisenau und Wellington vereinigten preußischen und englischen (aber auch zu einem Dritteil aus Deutschen bestehenden) Armee haben in der That den Kampf allein ausgefochten, wenn auch unter den furchtbarsten Verlusten, den schrecklichsten Nöten. Zunächst waren auch diese beiden Heere noch nicht völlig zusammengezogen und namentlich die englische über einen weiten Flächenraum von Gent bis Quatrebras zerstreut. Auch lebte der englische Feldherr des verkehrten Glaubens, daß Napoleon seine Kräfte zersplittern und ihn in der rechten Flanke angreifen oder umgehen werde, während dieser sich zwischen beide Armeen schieben und jede vereinzelt schlagen wollte. Erst spät erkannte man die Absicht des Feindes, und eilig zog Gneisenau bei Sombreffe am 15. und 16. Juni drei preußische Korps zusammen. Da indes die Heranziehung des bei Lüttich stehenden Bülowschen Korps nicht gelang so wurde am 16. die Frage sehr ernstlich erwogen, ob es nicht rätlicher sei, der angebotenen Schlacht auszuweichen. Doch lauteten die schriftlich und
16 Juni mündlich am 15. und 16. von Wellington gegebenen Zusagen, mit seinen Truppen nachmittags unfehlbar zur Stelle zu sein, so bestimmt, daß Blücher und Gneisenau die von Napoleon begehrte Schlacht trotz ihrer nicht günstigen Stellung annahmen. Indessen der Engländer kam nicht, sondern wurde seinerseits bei Quatrebras in ein Gefecht verwickelt, das er nun, da er die Vereinigung mit Blücher nicht rechtzeitig betrieben, allein nur mühsam aufrecht halten konnte.

Immerhin hatte nicht er, sondern hatten Blücher und Gneisenau die Folgen
16 Juni des Bruches seiner übereilten Zusage zu tragen. Hier bei Ligny kämpfte zwar nicht nur die auserlesenste Tapferkeit, sondern die zornige und ungestüme Erbitterung des Volkes, dessen Nacken am rohesten von dem Fuß Bonapartes zertreten war, und der ingrimmige Haß der Veteranen Napoleons gegen die Preußen, die den Stern ihres Abgottes erbleichen gemacht, gab der preußischen Erbitterung nichts nach. Ohne Gnade zu geben oder zu fordern, zerfleischten sich an 25 000 Krieger, aber alle Anspannung der Preußen war vergebens. Bis tief in die Nacht hinein tobte die Schlacht, noch in der achten Stunde war man ja nach der Aussage des englischen Oberiten der Ankunft Wellingtons gewiß. Aber er kam nicht. Und so behauptete Napoleon das Schlachtfeld, ja nur einer gelungenen Reiter-Attacke war die Rettung des Feldmarschalls zu danken. Denn diesem war gleich anfangs an der Spitze seiner Reiter das Pferd erschossen, und achtlos jagte Freund und Feind bei dem greisen Helden vorbei, der unter seinem Pferde lag. Mit gespannter Pistole verharrte sein Adjutant Graf Nostitz bei ihm, bis Hilfe wurde. Napoleon frohlockte. Er meinte, die Preußen ostwärts zum Rhein getrieben zu haben, aber das Korps, das er endlich zur Verfolgung aussandte, suchte die Feinde vergeblich. Denn allen Berechnungen Bonapartes entgegen führte Gneisenau — ohne Rücksicht auf den Bruch der englischen Zusage, allein von dem Gedanken der Besiegung des „Ungeheuers" und der Befürchtung geleitet, daß ein preußischer Rückzug von den verderblichsten politischen Folgen begleitet sein werde — das Heer gegen Norden nach Wavre, von wo sich die Vereinigung mit Wellington ermöglichen ließ.

Nun aber mußte selbst der Widerwilligste erkennen, „was sittliche Kräfte vermögen". Denn trotz des furchtbaren Tages und trotz des aufreibenden Marsches

ei strömendem Regen stand das preußische Heer am Abend des 17. bei Wavre, 1815
enige Meilen von Mont St. Jean, südlich von Brüssel, wo sich die englische Armee
efand, und war freudig bereit zu einer neuen Schlacht. Auch Wellington erklärte
ine Zustimmung zu einer solchen, falls ihm Blücher mit 25 000 Mann zu Hilfe
ommen könne. Mit allem, was er habe, hoffentlich seiner ganzen Armee werde
kommen, ließ Blücher antworten, und der Preuße hielt sein Wort.

Während nun Napoleon in voller Sicherheit — denn die geschlagenen Preußen
ähnte er ja auf der Flucht nach dem Rhein — den Engländern nachzog, ihnen
en Garaus zu machen, ja die Muße gewann, eine Parade über seine Heerscharen
zuhalten, faßte Gneisenau den Plan, Napoleon in den Rücken und in die rechte
lanke zugleich zu fallen. Im Norden von der englischen Armee, im Osten und
üden von den Preußen gefaßt, sollte das französische, auf den Höhen von La
Belle Alliance zur Schlacht gegen die Engländer aufgestellte Heer vernichtet
erden. Infolge seiner unglücklichen Idee, der Imperator könne seinen rechten
lügel umgehen, hatte sich Wellington durch die Absendung von 17 000 Mann
llerdings geschwächt, aber in immerhin günstiger, rechts bis Hougomont, links bis
rischermont reichenden Stellung erwartete er in seinem, bei dem Hofe La Haye
ainte gelegenen Zentrum den Angriff Napoleons. Um die Mittagszeit erfolgte 18. Juni
r. Doch erst als der Kaiser die ihm inzwischen zugegangenen Nachrichten
ber den Anmarsch der Preußen nicht mehr von der Hand weisen, auch seine
oldaten durch die Behauptung, die anziehenden Truppen seien das von der Ver-
olgung zurückkehrende französische Korps, nicht mehr täuschen konnte — erst da
rfolgte mit dem ganzen Mute der Verzweiflung der stürmischste ungestümste An-
riff der Franzosen. Denn Napoleon mußte die englische Armee vernichtet haben,
evor Blücher ankam. Stundenlang hielt Wellington aus, auch seine Soldaten
rfüllte das Bewußtsein, daß von ihrer Ausdauer Sein oder Nichtsein, das Schicksal
iner Welt abhänge. Auf die Dauer konnten sie doch dem rasenden Ungestüm
er Angreifer nicht standhalten. Schon war die englische Schlachtlinie durchbrochen,
nd nur zur Not konnte Wellington noch die Lücke ausfüllen. Schon murmelte
r als seine letzte Hoffnung „Die Preußen oder die Nacht!" Da erschienen um
/25 Uhr aus dem Gehölz bei Frischermont die ersten preußischen Truppen unter
Bülow, beschossen das Gehöft bei La Belle Alliance, griffen das Dorf Plancenois
n, und Zietens Korps ging, den stark erschütterten linken Flügel der Engländer
u stützen, auf La Haye und Papelotte vor. In zwei und einer halben Stunde
ar die Schlacht entschieden. Am blutigsten wurde der Kampf um Plancenois,
ber 6000 Mann vom Bülowschen Korps zahlten mit ihrem Blute für den Besitz
es Dorfes. Denn noch einmal sendete der Imperator seine Gardebataillone gegen
Plancenois, andere gegen das englische Zentrum vor. Ney leistete geradezu Un-
laubliches. Vergeblich, Bülow behauptete Plancenois, Zieten vertrieb die Feinde
us La Haye, der linke wie der rechte Flügel war vernichtet, und Napoleon er-
annte „Es ist alles zu Ende, retten wir uns". Aber auch das war nur wenigen
möglich, denn alles setzte Gneisenau daran, den geschlagenen Feind zu vernichten.
Die englischen Truppen erhielten zwar Ruhe, aber mit seinen Preußen führte
Gneisenau trotz der tötlichen Uebermüdung der Truppen, die vor der heißen
Schlacht auf nassen, schlechten Wegen einen Marsch von acht Stunden und mehr
gemacht, die großartigste Verfolgung durch und bot die letzten Kräfte auf, um
den Feind zu zermalmen. Kaum daß Napoleon selbst auf einem Pferde entkam,



Eigenhändiges Schreiben Blüchers an den General von dem Knesebeck, d. d. La Belle Alliance, den 19. Juni 1815.

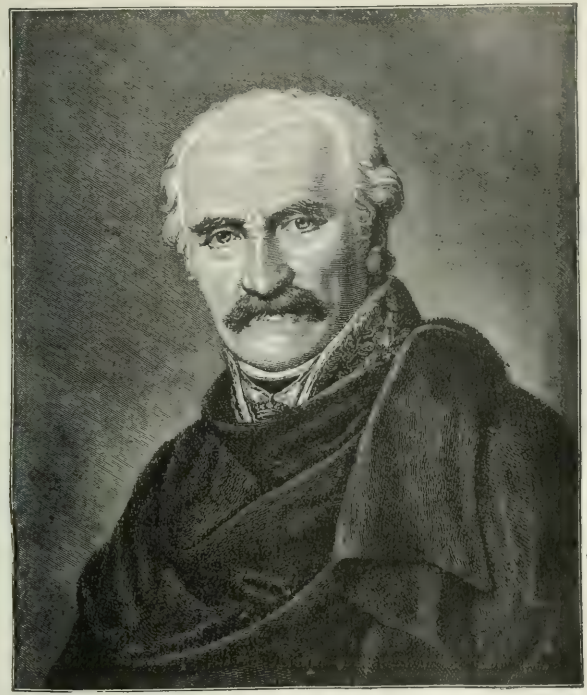
Uebertragung.

mein Freund

die Schönste Schlagt ist geschlagen der herrlichste Sieg ist erfochten das Detaille wird er folgen, ich denke die Bonapartische geschichte ist nun wohl ziemlich wider zu ende La Bellalliance den 19. früh. ich kan nicht mehr Schreiben, den ich zittre an alle gliedern, die anstrengung wahr zu groß.

Blücher

seinen Wagen, den er mit Gold und Edelsteinen voll gefüllt hatte, mußte er den 1815
Siegern überlassen. Nur 10 000 Mann retteten sich nach Paris, und auch jenes zur Verfolgung der Preußen entsandte französische Korps konnte entkommen. Einen schöneren Namen als den von La Belle Alliance, meinte Blücher in seinem



Generalfeldmarschall Gebhard Leberecht von Blücher, Fürst von Wahlstadt.
Gemalt (1816) und lithographiert (1825) von Fr. C. Groeger (1766—1838).

amtlichen Bericht, könne man der Schlacht nicht geben, Wellington aber glaubte seinen Ruhm zu erhöhen, wenn er sie nach seiner Gewohnheit nach seinem letzten Hauptquartier die von Waterloo nannte.

In raschen Zügen führten Blücher und Gneisenau, während Prinz August durch die Bezwingung der Festungen einen hohen militärischen Ruhm gewann, ihr Heer nach Paris und nötigten am 3. Juli die Stadt zur zweiten Kapitulation. 3. Juli

1815 Zum zweiten Male ließ die französische Nation den Mann fallen, der Europa zum Fluche geworden, die Franzosen aber auf eine schwindelnde Höhe des Ruhmes geführt hatte. Er begab sich von dem Seehafen Rochefort aus an Bord des englischen Kriegsschiffes Bellerophon und ward nun auf Beschluß der Mächte nach St. Helena geführt. Natürlich aber oder seltsam — je nach den Anschauungen — erweckten diese gewaltigen Schläge weder in Wien noch in Petersburg große Freude. Denn wenn Preußens Söhne auf dem Schlachtfelde Thaten verrichteten, deren, wie Blücher sagte, nicht nur die Geschichte ewig gedenken muß, sondern die ähnliche Thaten auch von ihren Nachkommen voraussehen ließen — wie sollten die an der Donau auf Unterdrückung dieses Staates gehegten Hoffnungen sich verwirklichen? Wie sollte Preußen so klein bleiben, daß es den von der Newa her schallenden Geboten folgte? Und wenn der getreue Waffengefährte Wellington mit Blücher den Marsch nach der Seine ausführte, so that er es nur, um den Bourbonen auf den so unrühmlich geräumten Thron zurückzuführen. Indem er diesen Herzenswunsch des englischen Kabinetts mit großer Gewandtheit zu erfüllen wußte, nötigte er auch den Zaren, obwohl dieser „die Unfähigkeit der Bourbonen, ein so aufgeregtes Volk wie die Franzosen zu regieren und in Ordnung zu halten" längst erkannt und daher gern dem Herzog von Orleans die französische Krone aufs Haupt gesetzt hätte, Ludwig XVIII. zu unterstützen. Denn andernfalls hätte Rußland jeden Einfluß an der Seine, jede Aussicht auf französische Unterstützung seiner orientalischen Politik verloren. Damit aber war die Neuordnung der deutschen Westgrenze, die Forderung von Elsaß und Lothringen in Wirklichkeit aufgegeben. Wohl mahnte Stein, wohl forderte Gneisenau den Kanzler Hardenberg in einem ergreifenden Schreiben auf, die französische Festungslinie gegen Belgien, forderte Luxemburg, Elsaß und Lothringen zu verlangen, denn „so hoch hat noch nie Preußen gestanden". Wohl bat Blücher seinen König, die Diplomaten dahin anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlören, was der Soldat mit seinem Blute errungen habe. Dieser Augenblick sei der erste und letzte, um Deutschland gegen Frankreich zu sichern. Als Gründer der deutschen Sicherheit werde der König daher verehrt werden und Preußen die Früchte seiner Anstrengungen genießen, wenn es nicht mehr nötig hätte, immer mit gezücktem Schwerte dazustehen. Aber wie hätten die
10. Juli verbündeten Monarchen, als sie am 10. Juli in Paris einzogen, von ihrem Wirt, der „an dem Zwischenfalle der napoleonischen Diktatur und des Krieges völlig unschuldig, ja selbst darunter gelitten", eine Buße fordern mögen? Es war demnach von vornherein aussichtslos, wenn die preußischen Minister und andere einsichtige Staatsmänner sich nun noch um einen besseren Frieden heiße Mühe gaben. Umsonst war es, wenn sie den unwiderleglichen Beweis führten, daß, nachdem Ludwig XVIII. nicht, wie man erwartet, an dem Streite gegen Bonaparte teil genommen, wohl aber die französische Nation mit ihren Machtmitteln den Krieg ihres anerkannten Kaisers geführt und ermöglicht habe, völkerrechtlich die im Vertrage vom 25. März festgestellte Beibehaltung des ersten Pariser Friedens ein Unding sei. Die Schuld des französischen Volkes an all den schweren Opfern, welche der Krieg gekostet, die leichte Wiederkehr eines neuen Einbruchs Frankreichs in Deutschland, die dadurch hervorgerufene Zwangslage der süddeutschen Kronen wurden belanglos dem Interesse Englands und Rußlands gegenüber.

Die Geschichte zweier Jahrhunderte hatte gelehrt, daß die ungesicherte Grenze nicht nur die deutschen Gefilde schutzlos dem Schwerte des gallischen Nachbarn

preisgab, sondern eindringlicher noch, daß wesentlich dadurch die süddeutschen, wie 1815
die früheren geistlichen Staaten am Rhein gehindert worden waren, eine nationale, eine deutsche Politik zu treiben. Sie hatte die französische Partei im Reich geschaffen, und mit Recht hatte Gneisenau den Kaiser Alexander gewarnt, ihr nicht neue Gründe zu dem Glauben zu geben, daß man durch den Anschluß an die Eroberungspläne Frankreichs mehr gewinne als durch Erfüllung seiner Pflichten gegen das Vaterland und die gemeinsame Sache Europas. Aber auch das blieb vergeblich, daß offen und ehrlich der Kronprinz von Württemberg wie ein Menetekel es aussprach, „ein neuer Rheinbund werde immer möglich sein, so lange die süddeutschen Staaten, schutzlos unter den Kanonen Straßburgs gelegen, fortwährend in ihrer Existenz durch Frankreich bedroht seien". Denn auch Metternich vertrat ohne Rücksicht auf Deutschlands Sicherheit den Standpunkt, daß man keinen Eroberungskrieg geführt und Frankreich daher in den Grenzen von 1790 erhalten müsse. So kam am 2. Oktober vorläufig, am 20. November entgültig der zweite 20. Nov.
Pariser Friede zustande, der bis auf die Auslieferung einiger Festungen an Holland, bis auf die Rückgabe von Savoyen an das Königreich Sardinien und von Landau und Saarlouis an Deutschland Frankreich seine gefährlichen Grenzen beließ. Außerdem mußte es die unglaublich geringe Summe von 700 Millionen Francs Kriegsentschädigung zahlen und eine fünfjährige Besatzung zur Befestigung des bourbonischen Thrones ertragen. Einen wesentlichen Anteil an diesem für Deutschland so ungünstigen Ergebnis hatte der Umstand, daß Kaiser Alexander von dem Weihrauch, der ihm gespendet wurde, ganz umnebelt war. Man feierte ihn als den Heiland des neuen Europa, und er gefiel sich in der Rolle eines solchen ganz ausnehmend. Daher erklärte er sich auch willig, den schwärmerischen Worten der verzückten Frau von Krüdener und anderer Frauen zu folgen und die christliche Pflicht der Vergebung selbst gegen Frankreich zu üben. Sie mußte ja auf seine weiteren Pläne befruchtend einwirken! Dieser zur Schau getragenen Gesinnung, welche jenem Zeitalter nicht übel gefiel, und welche so geschickt die russischen Interessen mit dem Mantel der christlichen Liebe zu verhüllen wußte, entsprang auch die „Heilige Allianz", die Oesterreich, Rußland und Preußen als drei Zweige einer Familie betrachtete, deren höchster Souverän „Gott, unser göttlicher Erlöser Jesus Christus, das Wort des Höchsten, das Wort des Lebens" sei. Völlig unklar, wie dieser Versuch einer theokratischen Gemeinschaft der europäischen Staaten gefaßt war, ist er in Wahrheit zu einer wahrhaft politischen Bedeutung nicht geworden, die Beziehungen der Mächte zu einander hatten andere Ursachen, andere Mittel, andere Ziele. Dies zeigte sich schon, als Alexander seine schwülstige Urkunde den Verbündeten vorlegte. Denn Friedrich Wilhelm unterzeichnete sie nur, um den Freund nicht zu kränken, Kaiser Franz nur auf Metternichs ausdrückliche Versicherung, daß sie lediglich leeres Geschwätz enthalte, der Prinz-Regent von England aber verweigerte seine Unterschrift überhaupt. Vorerst hielten jedoch die Gesandten der vier Großmächte, die in Paris in einer besonderen Konferenz gleichsam zur Ueberwachung der unruhigen Franzosen und zur Unterstützung der bourbonischen Regierung zusammentraten, die Einigkeit aufrecht. Die „föderative Einigung" der deutschen Fürsten dagegen verleugnete die heftigen Wehen ihrer Geburt nicht, führte am wenigsten zur wirklichen Einheit Deutschlands. Die Eifersucht der souveränen Fürsten Deutschlands unter sich, so erkannte alsbald der hervorragendste preußische Minister des folgenden Zeitraumes, von Motz, der Drang

der äußeren Umstände, die seit Jahrhunderten immer gleiche Politik Frankreichs, vielleicht auch Rußlands hatte sie zur Geburt befördert. Geschehen sei es, nicht um die zerstreuten Kräfte Deutschlands wirklich in ein großes Ganze zu versammeln (wodurch einzig und allein Deutschland von jedem fremden Einflusse befreit und Europas Gleichgewicht in der That begründet werden würde), sondern um es in immerwährender Kraftzersplitterung zu erhalten. Die Zusammenfassung der Kräfte aber und die Einheit seiner Glieder fehlte auch dem preußischen Staat vollkommen, und wieder einmal ward ihm die Aufgabe gestellt, die widerstrebendsten deutschen Stämme in der Hoheit des Staates zu einem Ganzen zusammenzufassen. Die Lösung dieser Aufgabe war die Vorbedingung der größeren, und die Einheit des deutschen Reiches blieb, was damals freilich nur sehr wenige dunkel ahnen mochten, von der des preußischen Staates abhängig. Es mußte sich zeigen, ob sie gelingen werde.

Allegorie auf die Zurückbringung der durch Napoleon vom Brandenburger Thore geraubten Viktoria.
Von Daniel Berger (1744—1824) im Jahre 1814 gestochen.
Auf etwa 1/4 verkleinert.

PREUSSEN
1816,
nach dem Wiener Congresse.
NORDSEE
OSTSEE
SCHWEDEN
Borkholm
Seeland
Fünen
Falster
Helgoland
Rügen
Danzig
KÖNIGR
POLEN
HANNOVER
BERLIN
MECKLENBURG
HOLSTEIN
PROV. WESTPHALEN
HESSEN
KURFL
HURFÜRSTL
STAATEN
PROV. NIEDERRHEIN
KÖNIGR
BAYERN
BÖHMEN
MÄHREN
SCHLES
WIG
OLDENBURG
GRHZT
KÖNIGR DER NIEDERLANDE
LUXEMB
FRANKREICH
RHEINKREIS
BAYER
Kopenhagen
Lübeck
Bremen
Hamburg
Hannover
Braunschweig
Magdeburg
Stettin
Posen
Breslau
Frankfurt
Nürnberg
Metz
Memel
Tilsit
Königsberg
Thorn
Warschau
Petrikau
Radom
Kielce
Lodz
Posen
Glogau
Oppeln
Brieg
Neisse
Brünn
Olmütz
Prag
Pilsen
Regensburg
Ulm
Augsburg
Trier
Aachen
Coblenz
Mainz
Darmstadt
Cassel
Fulda
Würzburg
Bamberg
Erfurt
Leipzig
Dresden
Torgau
Wittenberg
Halle
Hildesheim
Minden
Münster
Osnabrück
Emden
Groningen
Leer
Oldenburg
Lingen
Meppen
Zwolle
Deventer
Arnheim
Nimwegen
Utrecht
Amsterdam
Haag
Rotterdam
Leyden
Antwerpen
Gent
Brüssel
Namur
Lüttich
Luxemburg
Saarlouis
Landau
Speyer
Heidelberg
Mannheim
Karlsruhe
Stuttgart
Ulm
Augsburg
Ingolstadt
Regensburg
Passau
Linz
Salzburg
Innsbruck
Triest
Venedig
Mailand
Turin
Genua
Nizza
Marseille
Lyon
Genf
Basel
Zürich
Bern
Luzern
Chur
Bregenz
Konstanz
Schaffhausen
Freiburg
Colmar
Straßburg
Metz
Nancy
Verdun
Reims
Paris
Calais
Boulogne
Dieppe
Rouen
Le Havre
Caen
Cherbourg
Brest
Nantes
Bordeaux
Toulouse
Montpellier
Marseille
Avignon
Grenoble
Chambery
Lyon
Clermont
Limoges
Poitiers
Tours
Orleans
Blois
Bourges
Nevers
Dijon
Besançon
Auxerre
Troyes
Sens
Fontainebleau
Versailles
Rambouillet
Chartres
Evreux
Alençon
Le Mans
Angers
Saumur
Rennes
Vannes
Lorient
Quimper
Morlaix
St. Brieuc
St. Malo
Cherbourg
Jersey
Guernsey
Alderney
Sark
Ostend
Dünkirchen
Calais
Boulogne
Abbeville
Amiens
Arras
Lille
Valenciennes
Mons
Charleroi
Namur
Dinant
Huy
Verviers
Aachen
Düren
Jülich
Bonn
Coblenz
Trier
Saarbrücken
Saarlouis
Metz
Thionville
Longwy
Sedan
Mézières
Rocroi
Givet
Philippeville
Maubeuge
Cambrai
Douai
Lens
Béthune
St. Omer
Gravelines
Dünkirchen
Ostend
Brügge
Gent
Antwerpen
Breda
Bergen op Zoom
Middelburg
Vlissingen
Terneuzen
Hulst
Sluis
Zierikzee
Goes
Tholen
Rotterdam
Dordrecht
Gorinchem
Schoonhoven
Gouda
Leyden
Haag
Delft
Rotterdam
Amsterdam
Haarlem
Alkmaar
Hoorn
Enkhuizen
Medemblik
Stavoren
Sneek
Leeuwarden
Dokkum
Harlingen
Franeker
Bolsward
Workum
Hindeloopen
Lemmer
Kampen
Zwolle
Deventer
Zutphen
Arnheim
Nimwegen
Emmerich
Wesel
Duisburg
Düsseldorf
Elberfeld
Barmen
Solingen
Remscheid
Lennep
Mülheim
Köln
Bonn
Coblenz
Andernach
Neuwied
Altenkirchen
Siegen
Dillenburg
Herborn
Wetzlar
Gießen
Marburg
Frankenberg
Korbach
Arolsen
Warburg
Höxter
Corvey
Paderborn
Detmold
Lemgo
Herford
Bielefeld
Rheda
Gütersloh
Münster
Coesfeld
Borken
Bocholt
Wesel
Xanten
Cleve
Goch
Kalkar
Emmerich
Rees
Dorsten
Recklinghausen
Dortmund
Unna
Hamm
Soest
Arnsberg
Brilon
Meschede
Olpe
Siegen
Hilchenbach
Kirchhain
Biedenkopf
Gladenbach

König Friedrich Wilhelm III. am Krankenbette Blüchers in Krieblowitz, am 6. September 1819.
Gezeichnet und gestochen von den Gebrüdern Henschel (arbeiteten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrh.).
Auf etwa 1/5 verkleinert.

Die Neubegründung der preußischen Staats-Einheit.

Der Titane, der die Welt umgekehrt, war gestürzt, die Staaten Europas waren, wenn auch mit mannigfachen Aenderungen, doch in dem alten Geist wieder hergestellt. Begreiflich, daß sich alsbald die Reibungen der verschiedenen, einander ausschließenden Interessen der einzelnen Staaten wieder geltend machten, begreiflich auch, daß der Neid über den schon tot geglaubten, aber wieder erstandenen preußischen Nachbarn noch zwar im Stillen aber um so nachhaltiger sich regte, da hier der neue Geist seine Heimat hatte, unter dessen Flügeln man die Freiheit erstritten, und dessen Rauschen noch immer nicht verstummen wollte. Indessen zu tief und zu allseitig war das Bedürfnis der Ruhe, als daß unter dem Schutz des Vierbundes nicht die friedfertige Behandlung der Gegensätze geboten gewesen wäre, und man wußte, daß Friedrich Wilhelms Gesinnung die Erhaltung des Friedens allem voranstellte.

Dringender aber war die Ordnung der deutschen Angelegenheiten, und ehrlich war die preußische Regierung gesonnen, die auf dem Wiener Kongreß vertagte Verfassung und ein Bundes-Kriegsheer zu schaffen. Metternich war indessen entschlossen, an den losen Verhältnissen des Bundes selbst dem Namen nach nichts zu ändern, da die lockere Form des Staatenbundes nicht nur die beste, sondern zugleich die einzig mögliche für ein Zusammenhalten des deutschen Volkes wäre. Sie entsprach allerdings der Ansicht eines Staatsmannes, für den die deutschen Völker nur insofern Wert hatten, als sie Soldaten zum Schutze der österreichischen Staaten stellten, dem deutscher Sinn — insbesondere in der Bedeutung, wie er sich seit der Katastrophe Preußens in den nördlichen Gebieten Deutschlands offenbart — lediglich den Wert einer Mythe hatte. Unter keinen Umständen aber wollte sich das, durch die Rheinbundszeit in höchstem Maße ausgebildete, Souveränitätsbewußtsein der „Mächte", wie die Mittelstaaten sich gerne bezeichneten, zur Aufgabe irgend eines Titelchens der unbeschränkten Hoheit verstehen, und die gehässige Sprache, die Bayern wie Württemberg auf dem Kongreß geführt, setzte sich demnächst in Frankfurt fort. Löwe und Adler sollten ja, wie der Bayer Aretin in seiner Zeitschrift „Allemannia" ausführte, eher mit einander Hochzeit halten, als Süd und Nordländer sich vereinigen. Und da nun einmal für jeden wichtigen Beschluß nach dem sächsischen Antrage Stimmeneinheit notwendig war, so begreift man, daß Wilhelm von Humboldt schon während der vorbereitenden Verhandlungen für die am 5. November 1816 eröffnete Versammlung kurzweg behauptete, „daß in Frankfurt nur die Phrase der deutschen Politik gedeihen könne". Daher werde Preußen hier nur eine „allgemeine Sprache führen können, alle Geschäfte der nationalen Staatskunst dagegen müsse es nur durch Verhandlungen mit den Einzelstaaten betreiben". Mit der Einsicht des geborenen Staatsmannes hatte Humboldt damit, wie die ganze Geschichte der Bundeszeit erhärten sollte, allen Bestrebungen Preußens zur Herbeiführung der deutschen Einheit den Weg vorgezeichnet, der allein zum Ziele führen konnte. Denn was anderes war der Bund als der Alp, als die Schlinge um unseren Hals, deren Enden, wie der spätere Schöpfer des Reiches sagte, in feindlichen Händen ruhten, die nur auf die Gelegenheit zum Zuschnüren warteten. Doch da Preußen immer wieder in der verfassungsmäßigen Form das Heil Deutschlands beim Bunde selbst suchte, so übersah man nur zu oft die Bedingungen des staatlichen Verkehrs, und es geschah, daß der preußische Staat mit Vorliebe für Fehler und Sünden des Bundestages verantwortlich gemacht wurde. Diese aber wuchsen von Tag zu Tag, und die Erwartungen des deutschen Volkes auf eine kräftige Zusammenfassung seiner Glieder wurden bitter getäuscht. Gewiß war die ungeheuere Erhebung des Volkes nicht erfolgt, der unübertroffene Opfermut nicht geübt, um irgend eine Verfassung zu erkämpfen, sondern um die Befreiung des Vaterlandes vom fremden Joch, um die Ehre und Selbständigkeit des Staates zu erzwingen, aber daß die Erneuerung des Reiches nachfolgen und die „Deutschheit" wiedergewonnen werde, war doch die selbstverständliche allgemeine Ueberzeugung gewesen. Und diese Bundesakte war denn doch ein gar zu klägliches Ergebnis für alle Wünsche und Träume, für alle Kämpfe und Opfer. Geschäftig wie die Legende im Leben der Völker zu walten weiß, drehte sie nun aber die Thatsachen einfach um, und nicht lange, so glaubte man auch in Preußen allgemein, nur deshalb habe man zu den Waffen gegriffen, weil der König eine Verfassung feierlich dem Volke zu-

gesagt habe, während diese Zusage doch erst am 22. Mai 1815 erfolgt war. Wenn aber — wie man jenseits der schwarz-weißen Pfähle zwar nicht zugeben mochte, aber doch fühlte — der preußische Staat so Großes für die Befreiung des Volkes vollbracht hatte, wie hätte man ihn nicht schmähen sollen, daß er nun nicht auch das Größere, die Einheit Deutschlands, die liberale Verfassung des Reiches wie der Einzelstaaten durchgesetzt hatte! Die unüberwindlichen Hindernisse, welche die darauf gerichteten preußischen Bestrebungen in Paris wie in Wien gefunden, blieben ja das Geheimnis der Staatsmänner, und so rechnete man das Fehlschlagen der teutonischen Hoffnungen ohne weitere Nachfrage der Bosheit und Schlechtigkeit der preußischen Staatsmänner und Diplomaten zu. Vor allem lärmte der Liberalismus in den Mittelstaaten, wo man an die harte Arbeit des Staates nicht gewöhnt, in der Erkenntnis der Bedingungen, welche die Wirklichkeit jedem Ideal setzt, nicht geschult war. Die theoretische Weisheit des Professors Rotteck in Freiburg, das Hetzen des Bayern von Aretin und ihrer Genossen brachte es bald dahin, daß der preußische Staat, welcher von Metternich und seinen Freunden wegen der jakobinischen Gesinnung seiner Minister und Feldherren argwöhnisch beobachtet wurde, im Reich als die große Wachtstube, die Heimat des Korporalstockes, der Sitz aller Lüge und Bosheit verhöhnt und verspottet wurde, und dem echten Schwaben die Preußen noch Jahrzehnte hindurch nur Wenden und Slaven waren. Was galt es auch den Schwärmern und Politikern im Reich, daß Preußen die Selbstverwaltung erobert, die Erbunterthänigkeit aufgehoben, die wirtschaftliche Freiheit der Unterthanen begründet hatte! Wie hätte man im Reich beachtet, daß bis vor kurzem der Freiherr vom Stein an der Spitze dieses Staates gestanden und nur auf Napoleons Befehl entfernt war, daß jetzt noch Hardenberg, der Eiferer für unbedingte Freiheit von Handel und Gewerbe, der vielleicht leichtgläubige, aber ehrliche Kämpfer für die deutschen Einheitsbestrebungen die Geschäfte des Staates leitete! Verfassungen verlangte man und kümmerte sich nicht um ihre realen Vorbedingungen. Und Schwierigkeiten, die selbst einem durchgreifenden Staatsmann unüberwindlich gewesen wären, sahen die deutschen Schwärmer am wenigsten, die niemals noch die harte Arbeit des Staates selbst geübt, selbst kennen gelernt hatten. Kühn und mächtig war der deutsche Geist vorwärts geschritten, hatte andere Nationen überflügelt, aber die politische Bildung war noch völlig unentwickelt. Die Zugehörigkeit Oesterreichs zum deutschen Bunde erschien jedermann als selbstverständlich, die Vorherrschaft des Wiener Hofes den meisten als notwendig. Welches Entsetzen erregte es, als Justus von Gruner, den Metternich einst doch wohl zu seiner eigenen Rettung, weil seine deutschen Bestrebungen den Zorn Napoleons erregt hatten, auf die Festung geschickt, der als Gouverneur von Berg in Worten heißer Vaterlandsliebe die Oesterreicher und Rheinbündner zum Kampf fürs Vaterland aufgerufen, die „deutsche Einheit unter preußischer Hoheit" forderte. Es blieb die Stimme des Predigers in der Wüste, die nur selten einen Wiederhall fand, wie in den Worten seines Freundes, des Generals von Steinmetz, „Oesterreich ist kein deutsches Haus mehr, die Oberherrschaft in Deutschland gebührt Preußen".

Soweit die Sonne von der Erde entfernt ist, soweit war man von solcher Erkenntnis damals noch entfernt. Im Gegenteil kam es ungeachtet aller Ermahnungen und Befehle des Königs auf dem Bundestage dahin, daß Preußen, um nur ja nicht zu mächtig in Deutschland zu werden, nicht mit der Gesamtheit

seiner Länder eintreten durfte. Denn um alles sollte Preußen nicht im Bunde die Führung gewinnen, und der geographischen Zerrissenheit seiner Lande fügte man deshalb eine völlig unwahre gleichsam nationale Scheidung hinzu. Die Hofburg verhinderte wie einst, da der Große Kurfürst die Kolonisationsländer der deutschen Ordensritter für Deutschland zurückeroberte, so auch jetzt wieder deren Einschluß in das Reich. Denn wenn man durch die auf dem Wiener Kongreß glücklich ersonnene Teilung Preußens in zwei große Bestandteile die Erstarkung des Staates zu erschweren gewußt hatte, so hoffte man jeder einheitlichen Zusammenfassung der Länder nun auch dadurch, daß die einen den Bundesgesetzen unterworfen, die anderen des deutschen Namens für unwürdig erklärt wurden, einen neuen Hemmschuh angelegt zu haben. Wohl dachten preußische Patrioten noch, die geographische Zerrissenheit zu ändern, und der Präsident der Erfurter Regierung, von Motz, legte Hardenberg einen höchst sorgsam ausgearbeiteten Plan vor, wie durch Ländertausch mit den beiden Hessen und Sachsen-Weimar eine, von Wittenberg bis Lasphe reichende und auf Wetzlar hauptsächlich sich stützende, Verbindung zwischen der Ost- und Westhälfte der Monarchie hergestellt werden könnte, die zugleich die norddeutschen Staaten sowohl dem österreichisch-bayerischen, wie auch dem französischen Druck entziehen und vornehmlich die Freiheit des Handels innerhalb der preußischen Staaten begründen sollte. Aber mit Dank mußte Hardenberg die Absicht doch für unausführbar und zugleich die Aussichtslosigkeit erklären, die scharfen wirtschaftlichen Gegensätze zwischen so verschieden kultivierten, auf so entgegengesetzte Art den Lebensunterhalt erwerbenden und genießenden Länder durch geographische Zusammenfassung zu einer Einheit zu vereinigen. Fremd und getrennt von einander, konnten die Bewohner der beiden Staatshälften an eine wirtschaftliche Verbindung zunächst nicht denken.

Die Völker des Rheins und der Weichsel, der Ostseegestade und des Thüringerwaldes, die agrarischen Interessen des noch immer volksarmen Ostens und die Bedürfnisse der handeltreibenden Welt im Westen, die Beziehungen der Binnenländer und der Seefahrer zu vereinen und zu versöhnen, war in der That eine unermeßlich schwierige Aufgabe, war um so schwieriger, als in den neuen Ländern, namentlich in Sachsen, am Rhein und in Polen der Widerspruch nicht von sachlichen Erwägungen, sondern auch von Haß und Widerwillen, von nationalen und kirchlichen Grundsätzen abhängig war.

Denn zu dieser geographiischen und wirtschaftlichen Trennung des Volkes traten noch andere auseinanderstrebende Kräfte hinzu, welche die so notwendige innere Vereinigung der preußischen Völker fast unmöglich machten. So zeigte sich alsbald ein außerordentlich starker ständischer Gegensatz, und als sich im Laufe der Jahre die Ausführung des Verfassungsversprechens unthunlich erwies, da geschah es zuletzt, daß die freudige Hingabe, das innige Vertrauen des preußischen Volkes mehr und mehr in jene unreife Gesinnung sich umwandelte, nach welcher die Regierung allemal der Todfeind der Regierten ist. Nur vermochte dies monarchische Volk nimmermehr seinem Könige persönlich zu mißtrauen, und aller Groll warf sich daher auf die hohen Beamten. Der Glaube an die Redlichkeit der Häupter und Führer schwand dahin. Sie waren ja zum großen Teil Edelleute, und diese wurden dem Bürger in überaus starker Weise verhaßt. Nur zu bald wurde die Kluft zwischen den Ständen, die der Kampf fürs Vaterland so glücklich überbrückt hatte, wieder aufgethan, und während der Adel sogar nach

Niebuhrs Urteil niemals seit vierzig Jahren die Bürgerlichen so abgünstig behandelt hatte, wie damals, galt der Haß gegen den Adel bald als Beweis für die Rechtschaffenheit und den guten Sinn eines ehrenhaften Bürgers. Während der Adel die treibenden Kräfte des Staatslebens und die Bedürfnisse der Nation vielfach verkannte und dem Verlangen nach Volksvertretungen die Neigung, zur altständischen Verfassung zurückzukehren, entgegensetzte, blieb dem Bürgertum der sittliche und staatserhaltende Wert eines vaterländischen, lebensfähigen Adels verborgen. Das Vertrauen schwand um so mehr dahin, als Besitz und Bildung auch damals keineswegs zusammenfielen, und der Ober-Präsident von Auerswald sprach es offen aus, der große Grundbesitz habe nicht das Vertrauen der Nation, er sei ärmer an Bildung als der Mittelstand. Mit Stolz fühlte dieser, daß das frühere Verhältnis der Bildung sich umgekehrt, und wenn der Adel auf die aufhetzenden, ohne Zweifel oft recht unreifen politischen Schriften der bürgerlichen Wortführer mit kalter Verachtung herunterblickte, so übersah er, daß die hier ausgesprochenen Ansichten mehr und mehr in das Bürgertum eindrangen und eine Macht wurden, die ihm das Vertrauen noch mehr entzogen. Das Bürgertum aber vergaß völlig, daß der Adel nicht nur mindestens denselben Opfermut, dieselbe Hingabe an das Vaterland gezeigt hatte, wie nur irgend ein anderer Stand, vergaß völlig, daß seine Feldherren, denen es eben begeistert den Dank für den Sieg entgegengebracht, daß seine Staatsmänner, die ihm die bürgerliche und wirtschaftliche Freiheit erstritten, dem Stande des Adels entsprossen waren. Auf der Hand scheint die Wahrheit zu liegen, daß politische und namentlich finanzielle Rechte nicht aufgegeben werden, ohne Widerstand und Kampf hervorzurufen, aber immer mehr entschwand es dem Gedächtnis, daß die großen Reformgesetze zwar dem Bürger und Bauern wesentliche Rechte gegeben, dem Adel aber solche genommen hatten. Es war begreiflich, daß nun, da der Staat von neuem geordnet werden mußte, der, durch die Energie eines Stein wie die Lage der gesamten Zeitverhältnisse zurückgedrängte Widerstand von neuem ausbrach, und eine tiefe Abneigung gegen das so viel begünstigtere und doch weitere Forderungen stellende Bürgertum in den Reihen des Adels Platz griff. Es war aber auch erklärlich, daß gegen den Adel, dessen Mitglieder oft mehr die sozial bevorrechtete Stellung betonten, als an den Kulturzwecken der Nation mitarbeiteten und teilweise, wie Alexander von der Marwitz, mit Leidenschaft beflissen waren, frühere Zustände wieder herzustellen, sich in der Bürgerschaft ein starker Widerwille festsetzte.

Die Verachtung auf der einen, der Haß und die Erbitterung auf der anderen Seite errichtete die Scheidewand von neuem. Indem aber gleichzeitig der politische Liberalismus gegen die Kirchenlehre Sturm lief und einem unfruchtbaren Rationalismus verfiel, der zwar die täglich in die Erscheinung tretenden Wunder der Natur oder die unbegreiflichen Künste der Magier, niemals aber die biblischen Wunder gelten lassen wollte, geschah es, daß wie früher die Aufklärung, so jetzt die Frömmigkeit für ein Zeichen wahrer Aristokratie genommen wurde, oder doch nichts für weniger aristokratisch galt als der Unglaube. Daher schloß sich der, auch sonst vielfach vom Adel abhängige, geistliche Stand diesem eng an, entfremdete sich dadurch aber, zumal seine Haltung nicht immer würdevoll blieb, dem Volke, dem er Erzieher und Lehrer sein sollte. So konnte es zur widerlichsten Gleichstellung der religiösen und politischen Ueberzeugung kommen, und wer sich dem politischen Liberalismus anschloß, spottete selbstverständlich auch über das kirchliche

Bekenntnis; wer aber den politischen Forderungen der Gegenwart entgegentrat, that auch der kirchlichen Form Genüge. Das lebendige Gottesbewußtsein, das alle Schichten und Stände, die in der Welt sich bilden und trennen, einen soll und eint, wurde damals allmählich zu einem politischen Parteiprogramm. Die fromme Innigkeit des Gefühls aber, die sich aus dem Kriege gerettet hatte, fühlte sich unter dem Einfluß der Romantik wieder von der Farbenpracht des katholischen Gottesdienstes lebhaft angezogen, und in großer Zahl erfolgten Uebertritte gerade religiös gerichteter Protestanten zur alten Kirche. Und wenn man an den maßlosen Angriff, den Joh. Heinr. Voß gegen den Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg 1819 in der Zeitschrift „Sophronizon“ richtete, erinnert, so weiß man, wie sehr auch diese Verirrungen dem landläufigen Adelshaß Nahrung gaben. Eine andere Verirrung des religiösen Gefühls führte zu mannigfachen Sonderstellungen innerhalb der protestantischen Kirche selbst und trug auch ihrerseits zur Verschärfung der Gegensätze bei. Die trennenden Lehren der katholischen und evangelischen Kirche hatte ebenfalls der Kampf für das Vaterland völlig verwischt, ja auf dem Wiener Kongreß und die nächsten Jahre hernach hatten edel gerichtete Prälaten mehr die gleichen als die verschiedenen Grundsätze der „Schwesterkirchen“ betont und einen friedfertigen Verkehr zwischen beiden angebahnt. Auch dies änderte sich späterhin, und wieder gähnte, allem Wohlwollen der preußischen Regierung, die z. B. in den Rheinlanden die kirchlichen Prozessionen wieder einführte, zum Trotz, das deutsche Volk von einander reißend, der Abgrund zwischen beiden Bekenntnissen.

So war die Bevölkerung des neuen Preußens bald nach dem Kriege, in welchem sich das Volk so einmütig unter die Fahnen seines Königs geschart, so einträchtig die Freiheit des Vaterlandes erstritten hatte, geographisch, wirtschaftlich, politisch, religiös und selbst national gespalten und zerrissen. Der Staat war nicht viel anderes als eine Chimäre, fast allein die Person des Landesherrn stellte die Einheit dar. Es war die Aufgabe des Staates, in der Einheit seiner Ziele, in der schaffenden Gemeinsamkeit alles Strebens, der Förderung der großen Kulturzwecke, der Veredelung des Menschengeschlechts die getrennten Unterthanen zusammen zu bringen, sie wieder sich als dienende Glieder eines lebendigen Gemeinwesens fühlen zu lehren. Die Aufgabe war aber um so schwieriger, als die neuen Unterthanen und Landesteile bisher Bestandteile von mehr als hundert Territorien gebildet hatten und durch die verschiedenartigsten Gesetze und Verwaltungen regiert worden waren. Denn auch in den ehemals preußischen Ländern hatte die napoleonische Gesetzgebung die heimischen Grundsätze völlig über den Haufen geworfen. Die Verschiedenheit der deutschen Stämme, die früher der Staat, indem er ihre Ansiedlung im ganzen Lande leitete, leicht überwunden hatte, machte sich jetzt weit empfindlicher bemerkbar, und die landschaftlichen Gegensätze zeigten sich um so reizbarer, als sie nicht nur zusammen leben, sondern auch unter eine gleichmäßige Verwaltung treten sollten. Gelang es aber dem Staat, alle seine Unterthanen in dem Staatsgedanken zu vereinen, so war damit die Einheit in dem größten Teil des Reiches erreicht und zugleich die bisher geleugnete Möglichkeit der Einheit des Reiches selbst erwiesen. Es war recht eigentlich eine Aufgabe nach der Natur des preußischen Staates, in der Verschmelzung aller dieser so verschiedenen Elemente die versöhnende Kraft seiner treuen Pflichterfüllung zu zeigen.

Doch diese, wie wir später sehen werden, überaus ersprießliche Thätigkeit im Innern des Staates blieb bis auf unsere Tage herab fast unbeachtet, und lediglich

diejenigen Dinge, die sich auf die Verfassung Preußens und Deutschlands bezogen, haben das Interesse der Nation wachgerufen. Da aber die Erfüllung des Verfassungsversprechens eine immer reifere Erwägung nötig machte, und der Zeitpunkt weiter und weiter hinausgeschoben wurde, während doch in den übrigen Staaten Konstitutionen ins Leben gerufen wurden, so blieb die Beurteilung dieser Epoche lange Zeit allein von dem Haß und Zorn abhängig, welcher sich allmählich

Kriegsminister General Hermann von Boyen.
Lithographie von Friedrich Jentzen (geb. 1804). Mit Bewilligung des Verlegers E. H. Schröder in Berlin.

mehr und mehr in den Gemütern festsetzte. Und doch waren weder der König noch auch Hardenberg etwa der Meinung, das gegebene Versprechen nicht zu erfüllen, im Gegenteil, was geschehen konnte, geschah auch, und Hardenberg sah in der Begründung des preußischen Verfassungswerkes geradezu sein Ideal, die Krönung seiner Lebensaufgabe. Nur lag in der eben geschilderten Zerrissenheit der Interessen, die Notwendigkeit, erst den Begriff des preußischen Vaterlandes in den neuen Unterthanen zu erzeugen und in einer einheitlichen Verwaltung alle trennenden Unterschiede zu verwischen, nur ergab vorzüglich die Neuordnung der Finanzen, sowie endlich die

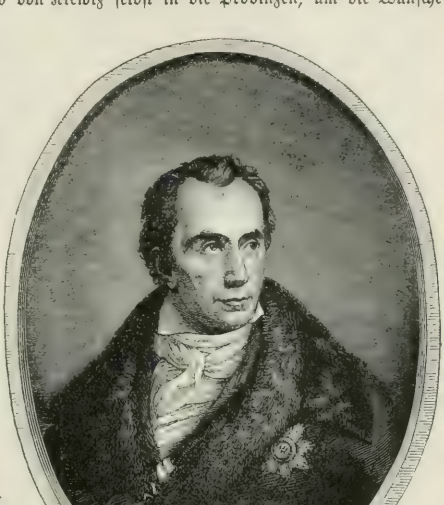
deutschen und selbst die europäischen Verhältnisse in ihrer Wirkung auf das Volksleben und den staatlichen Organismus Schwierigkeiten, welche weder König Friedrich Wilhelm noch auch Hardenberg hatten ahnen können.

Wir haben früher gesehen, wie der Große Kurfürst und Friedrich Wilhelm I. in fortwährenden Kämpfen gegen die Stände ihren Staat aufgerichtet hatten. Friedrich der Große hatte ihnen kaum noch Beachtung geschenkt, und bis auf verhältnismäßig geringe Rechte, die in den einzelnen Provinzen und Landschaften verschieden gestaltet waren, lagen sie so gut wie lahm. Ein etwas reicheres Leben hatten die Stände in den neuerworbenen Provinzen geführt, aber entweder hatte die Herrschaft Napoleons und seiner Vasallen beziehentlich die der Schweden sie zerschlagen, oder sie waren, wie in Sachsen, äußerst vielgestaltig und ausschließlich zu einer Vertretung des Adels geworden. Nunmehr aber erhoben sie überall wieder ihr Haupt, und, gestützt auf die in der königlichen Zusage vom 22. Mai 1815 gebrauchten Worte von der Wiederherstellung der Provinzialstände, verlangten sie die Wiedereinsetzung in ihre Rechte und erhoben weitergehende Ansprüche. Mit schlagender Deutlichkeit trat in den Gesuchen, die sie an die Krone richteten, die landschaftliche Absonderung, die Betonung der Interessen sowohl der einzelnen Stände, wie der einzelnen kleinen Gebiete, des „besonderen Vaterlandes" hervor. Der durch den alten Staat längst überwundene Sondergeist, die privatrechtliche Anschauung vom Staat trat der monarchischen Zusammenfassung, dem öffentlich-rechtlichen Begriff von der Einheit und Hoheit des Staates gegenüber.

Wie wäre es möglich gewesen, auf solche Wünsche, die überdies im einzelnen unendlich von einander abwichen, einzugehen! Der Staat hätte sich selbst aufgeben, und vollständig aussichtslos mußte es von vornherein erscheinen, mit mehr als zwanzig Körperschaften — denn so viel etwa wurden gewünscht, und ihrer Natur nach konnte ihnen die festgeschlossene Macht des Staates nicht die wichtigste Frage sein — über die neue Verfassung auch nur zu verhandeln. Anzuknüpfen an die ständische Gliederung war immer die Absicht gewesen, denn sie war die gegebene historische Grundlage, aber gleichzeitig mit der Wiederherstellung der Provinzialstände sollte auch ein Reichstag ins Leben treten, und dieser sollte die Interessen der Gesamtheit, das Wohl des ganzen Staates beraten und nicht die auseinanderstrebenden Sonderwünsche, sondern die einende Kraft des ganzen Staates befördern.

Es begreift sich, daß bei dem bunten Gewirr der Anschauungen und bei der noch völlig ungeordneten Verwaltung ein derartig großes Werk allein durch die Krone ausgeführt werden konnte, und es begreift sich nach dem Gesagten, daß diese zunächst ihre eigene Macht sicher befestigen und die Verwaltung in geordnete Bahnen bringen mußte, ehe sie Rechte dahingab, deren Bestreitung durch ein Parlament den Staat in seine einzelnen Teile auflösen oder ihn völlig matt
1817 setzen mußte. Dennoch berief der König zum 7. Juli 1817 eine Verfassungskommission nach Berlin, welche Hardenberg mit einer Ansprache eröffnete. Er wies darauf hin, wie die alten Landstände wahre Hemmräder in der Staatsmaschine gewesen, der Staat seinen Flor allein dem Genie seiner Herrscher verdanke. Da aber die Nation reif und würdig sei, eine dauernde Verfassung zu erhalten und so eben ein seltenes Beispiel staatsbürgerlicher Tugend und Treue gegeben habe, so sei der König zu dem freiwilligen Entschluß gekommen, eine repräsentative Verfassung mit beratender Stimme und ohne Einfluß auf die Ver-

waltung zu geben. Indessen erschien es dem König noch erforderlich, über ein so wichtiges Werk auch das Urteil der angesehensten Männer seines Volkes zu hören, und daher hielt die Kommission weitere Sitzungen nicht ab, sondern der König sandte auf den Rat des Ministers von Klewiz die drei Minister von Altenstein, von Boyen und von Klewiz selbst in die Provinzen, um die Wünsche der Unterthanen genauer zu erforschen. Nun aber ergaben diese Reisen kein anderes Ergebnis, als die Feststellung einer unentwirrbaren Mannigfaltigkeit der Vorstellungen und die Thatsache, daß damals ein allgemeines stürmisches Verlangen nach Repräsentation im Volke noch gar nicht vorhanden war. Meistens wurde die geordnete Verwaltung für ausreichend erklärt, und viel zu sehr war man noch mit der neuen Ordnung der eigenen wirtschaftlichen Verhältnisse beschäftigt, um weiter gehende politische Interessen zu haben. Nur die Rückkehr zur altständischen Verfassung wurde vielfach verlangt, die Hardenberg geradezu haßte, und fast waren es nur die hohen Beamten der Krone, die, wie die Ober-Präsidenten Schön, Motz und andere um der Staatseinheit willen den Reichstag forderten, die wie der Ober-Präsident Zerboni ihm beschließende Befugnisse beilegen, oder wie der rheinische Jurist Sethe ihn aus freier Wahl aller Staatsbürger hervorgehen lassen wollten.



Heinrich Theodor von Schön.
Nach der Zeichnung von Johann Eduard Wolff (1798—?).

Da traten indessen Ereignisse ein, welche den in der Sache liegenden Schwierigkeiten von außen her Hindernisse bereiteten; und indem sie den in die Seele des Königs schon gestreuten Argwohn zur Flamme entfachten, das Verfassungswerk auf lange scheitern machten. Wir wissen, wie wenig die Friedensschlüsse der Sehnsucht des Volkes genügt hatten, wie jede Einigung des großen Vaterlandes auf dem Wiener Kongreß zu nichte geworden war. Der Bundestag war zwar inzwischen zusammengetreten, aber schon jetzt war trotz des schleppenden

und überaus schwerfälligen Geschäftsganges zu erkennen, daß hier selbst die Absicht fehlte, das Band zwischen den deutschen Staaten fester zu ziehen. Schon sprach man nur mit Hohn und Spott von der Behörde, welche doch der Ausdruck der Einheit war, nach der alle Patrioten so mächtig verlangten. Denn in allen Herzen hatte E. M. Arndts Forderung „Das ganze Deutschland soll es sein" gezündet und vornehmlich die Jugend gepackt und ergriffen. Nun geschah es, daß diese die Herrlichkeit des Vaterlandes in ihrer Weise zu begründen sich berufen fühlte, und durch die Heftigkeit der ehrlich empfundenen Begeisterung ließ sie sich zur Selbstüberschätzung und zu Thaten hinreißen, die dadurch, daß die Regierungen sie für sehr ernst nahmen, von einer Bedeutung für das politische Leben wurden, die sie ohnedies schwerlich gewonnen hätten.

Schon vor dem Befreiungskriege hatte der Turnvater Jahn in Berlin in berserkerhafter Wut gegen alles Welsche geeifert und die eigentliche Aeußerung des teutonischen Geistes in dem von ihm, man kann wohl sagen, erfundenen Turnen zu erkennen gemeint. Treu und ehrlich von Gemüt und überzeugt, daß alles Heil für Deutschland nur von Preußen ausgehen könne, aber derb und ungehobelt in der Form, hatte er durch Schriften und Reden dereinst zum Aufstand gegen den „Mordleuen" d. h. Napoleon getrieben, nun erzog er in seinen Schülern durch ein Maß von Selbstüberhebung und eine Sicherheit des eigenen Urteils, die mit souveräner Verachtung die bestehenden Zustände geißelte. Das dreiste und keck Auftreten der Turner begann daher schon die Besorgnis der Regierungen zu erregen, während Hardenberg, Schuckmann und Altenstein ihrem Meister doch wohl wollten und sein und seiner Schüler groteske Manieren zwar für Ungezogenheiten, aber doch nicht für unheilbare, am wenigsten für eine Staatsgefahr hielten, wenn nur der gute Kern, das Turnen selbst, sich in den regelmäßigen Schulunterricht einfügen ließ. Auch der König lernte an eine, von den Umtrieben der Jugend herrührende, Gefahr erst glauben, als von dem Wiener und anderen deutschen Kabinetten vernehmliche Einflüsterungen bei ihm erfolgten, und als die Turner mit den studentischen Burschenschaften in Beziehung traten.

Angewidert durch den früher auf den Universitäten herrschenden Pennalismus und getragen von reiner Vaterlandsliebe und starkem Gottvertrauen hatten nämlich aus den Feldzügen zurückkehrende Studenten in Jena eine sogenannte Burschenschaft gegründet, die bald auf den anderen Universitäten Nachfolge fand. Ohne ein eigentlich politisches Programm zu haben schwärmten die Burschenschaften doch für die Einheit des ganzen Vaterlandes und meinten, durch Beseitigung der bisher bestehenden nach den einzelnen kleinen Vaterländern getrennten Landsmannschaften innerhalb der Studentenschaft doch ein ideales Bild von dem noch fehlenden einigen Deutschland darstellen zu sollen. Patriotische und religiöse Begeisterung, sowie der Wunsch einer Vereinigung der Burschenschaften an den verschiedenen Universitäten legte dann den Gedanken nahe, die dreihundertjährige Wiederkehr des Reformationsfestes und die zweite Wiederkehr des Jahrestages der Leipziger Schlacht durch eine gemeinsame Feier auf der Wartburg, wo Luther einst die Bibel übersetzt hatte, zu begehen.

Bereitwillig öffnete der Großherzog Karl August von Weimar der beinahe
1817 500 Köpfe zählenden Versammlung die Säle seiner sagenumwobenen Burg, herzlich empfingen die Eisenacher Bürger die Musensöhne, und unter vaterländischen Reden und gottesdienstlicher Feier schien das Fest freundlich u

me weitere Bedeutung verlaufen zu sollen. Da fühlte sich der Berliner Turner rd Student Maßmann veranlaßt, als ein anderer Luther die Titel all der ücher, welche durch Bekämpfung der Verfassungspläne, oder des Turnens und s Teutonentums den Zorn Jahns erregt hatten, in einem förmlichen Autodafé, ch oben auf dem Berge zu verbrennen. Meist ohne Kenntnis des Inhalts der ücher hatten die Burschen in ihrem Dünkel das Gericht gehalten, das ihnen r Vater Jahn geraten. Und der Professor Oken in Jena, der eine durch lumpe Grobheit und schmähliches Schimpfen auf Preußen und sein Heer aus- zeichnete Zeitschrift „Die Isis“ herausgab, verherrlichte den Blödsinn noch tterarisch und gab den Regierungen den Rat, sich die Versammlung auf der Wartburg zum Muster zu nehmen.

Begreiflich, daß solch Uebermut in seine Schranken zurückgewiesen werden ußte, aber zugleich erweckte dieser Vorgang an vielen Höfen Deutschlands eine bertriebene Sorge vor revolutionären Gelüsten, und namentlich in Wien glaubte man n den Studenten die schlimmsten Revolutionshelden sehen zu müssen. Doch auch n Berlin empfing der Geist des Argwohns gegen das Streben nach Deutschheit adurch schlimme Nahrung. Geweckt hatte hier einen solchen schon 1815 vor- üglich die Schrift eines verdienten Professors Namens Schmalz, der in gehässigster Weise die Patrioten, selbst E. M. Arndt, als Umstürzler schmähte und ihnen die Predigt von „Mord, Plünderung, Notzucht“, sowie die Absicht zuschrieb, die eutschen Fürsten entthronen zu wollen, „um den tollen Gedanken Einer deutschen Regierung zu verwirklichen“. Nun aber befand sich unter den auf der Wartburg erbrannten Buchtiteln auch eine sehr nützliche vom Geheimen Rat von Kamptz zu raktischem Gebrauch zusammengestellte Gesetzsammlung, der Gendarmerie-Kodex, und chwer gekränkt durch die seinem Werke zugefügte Beleidigung betrieb Kamptz nun den Kampf gegen „den Vandalismus demagogischer Intoleranz“ mit besonderer Energie. Die Mächte nötigten den Großherzog von Weimar zu einem Einschreiten gegen die Jenenser Universität, und in Preußen wurde jede Teilnahme an studentischen Ver- indungen bei Relegation verboten, das Turnen unter schärfere Aufsicht gestellt, ja er König wollte bis zur Aufhebung derjenigen Universität, auf welcher der Geist der Zügellosigkeit nicht zu bändigen sei, vorgehen. Auch auf dem Kongreß der Monarchen — der im Oktober 1818 zu Aachen tagte und durch hochherzige Herabsetzung der 1818 Okt.
ranzösischen Kriegsschuld wie durch die Zurückziehung der Truppen von französischem Boden und Aufnahme Frankreichs in den Vierbund die Stellung der Bourbonen in ihrem Heimatlande befestigen sollte — kam es nicht nur zu einer Erneuerung des alten Bündnisses für den Fall einer neuen Friedensstörung, sondern schon fand eine Denkschrift Ancillons den Beifall des, durch Verhältnisse im eignen Lande ganz umgewandelten, Zaren, in welcher der große Bund nicht mehr als der Bewahrer des Friedens, sondern als der Beschützer der Throne gegen ihre Völker erschien. Vertrauliche Besprechungen über die Zuchtlosigkeit der Presse, die Unbotmäßigkeit der Beamten, die Ausschweifungen der Studenten und Turner fanden statt. Es kam dahin, daß ein französischer Minister erklärte, die Deutschen thäten ihm leid, da sie Krieg gegen Studenten führten.

Die Umwandlung der politischen Gesinnung des Zaren und seine nunmehrige Zuneigung zu dem Metternichschen System brachte es aber naturgemäß mit sich, daß der beherrschende Einfluß in dem Bunde der vier Großmächte fortan der Hofburg in Wien zufiel. In den deutschen Dingen ergriff Metternich nun

vollends die Zügel, und da Oesterreich weder eine Verfassung haben, noch Deutschland oder gar Preußen erstarken durfte, so arbeitete der österreichische Staatsmann fortan an der Verhinderung jeglicher Verfassung und führte die Bekämpfung aller auf konstitutionelle Formen gerichteten Wünsche mit unheimlicher Freude. Sein getreuer Gentz betrieb diese Arbeit zugleich in den „Wiener Jahrbüchern" litterarisch, und auch in Berlin wurden die Stimmen immer lauter, welche vor der Einführung einer Verfassung als des Vorboten der Revolution dringend warnten. Auf König Friedrich Wilhelm, dessen Gesinnung man doch noch keineswegs sicher war, sollte eine Denkschrift Metternichs vorteilhaft einwirken, die zwar von Unwissenheit der preußischen Verhältnisse strotzte, aber gewandt den Haß der Liberalen gegen das stehende Heer in den Vordergrund stellte und jegliche Verfassung als die Revolution selbst in schwarzen Farben schilderte.

Indessen hielten der König wie sein Kanzler den Beschluß, an die Stelle der verlebten alten Provinziallandtage eine neue ständische Institution einzuführen, fest. Denn „heute kann nicht gestern werden", sagte Hardenberg, wohl aber fühlte er, daß solche Vorgänge und Einflüsterungen die Besorgnis des Königs erregen mußten, und er hatte daher, sowohl um sein Amt zu behaupten, als auch um den Argwohn des Königs nicht gegen seine Verfassungspläne sich wenden zu sehen, nicht für nötig gefunden, seinem Herrscher die geringfügige Bedeutung der studentischen Bewegung klar zu legen, sondern war für ihre energische Verfolgung eingetreten. Und selbst eine Adresse des rheinischen Adels, selbst eine von Görres geführte Deputation und Mahnungen des Berliner Magistrats beantwortete der König zwar nur kurz dahin, daß er sich den Zeitpunkt für die Ausführung seiner Zusage vorbehalten müsse, aber die Absicht, eine Verfassung einzuführen, litt darunter nicht. Und als nun Vincke mahnte, was unser Volk empfinden müsse, wenn andere Regenten, „die nichts verheißen haben", uns vorancilen, da entschloß sich Hardenberg, der bisher trotz seines Eifers sich begnügt hatte, andere zu befragen, endlich selbst einen Entwurf auszuarbeiten. Zu dem Zweck gab er im Mai 1818 auf den Rat des Fürsten Wittgenstein die General-Kontrolle an den Grafen Lottum und die auswärtigen Angelegenheiten an den Grafen Bernstorff ab. Doch hielten ihn wieder Verwaltungssorgen von der Verfassungsarbeit ab, und es bezeichnet die Gegenströmung, welche am Hofe zu Berlin sich gegen Hardenbergs Pläne richtete, wenn der Kriegsminister von Boyen schreibt, „diese auf Thatsachen ruhende Liebe des Volkes zu seinem Könige, alles das, was seit Jahrhunderten ehrwürdige Denker für den Zweck der Menschheit erklärten, das will jetzt ein schwächliches Geschlecht oder alte Weiber, die unglücklicherweise Hosen tragen, für unwahr erklären, um sich ein mystisches Gewand aus alten verjährten Formen so recht bequem für ihre eigene Person und die liebwerte Familie zu machen". Doch wie besorgt der König auch wurde, die Erfüllung seines Versprechens blieb ihm selbstverständlich. In einer ausführlichen
1819 Kabinettsordre vom 11. Januar 1819 erklärte er zwar die Ergreifung kräftiger Maßregeln und strenger Aufsicht der Universitäten gegen den Geist der Unruhe für notwendig, er beklagt, daß, was sonst nur Unfug junger Leute war, jetzt das Gepräge der Sucht, in die Welthändel einzugreifen, an sich trage, betont auch die Notwendigkeit eines preußischen Preßgesetzes, aber höchst nachteilig nennt es der König, den Eifer, die Verbesserung des Innern zu befördern, mit dem Namen der Neuerungssucht zu belegen und ihm eine revolutionäre Tendenz unterzulegen,

und abermals spricht er es als seine Absicht aus, dem Lande „eine angemessene ständische Verfassung zu geben". Zu diesem Zwecke ward auch das Ministerium des Innern unter Schuckmann geteilt, und für die Bearbeitung der ständischen und Kommunal-Angelegenheiten Wilhelm von Humboldt berufen, von dem man wußte, daß er der Verfassungsfrage mit warmer Vorliebe gegenüber stand, und den schon die Zeitungen als „Vater der preußischen Verfassung" priesen. Indessen ein Resultat führte auch Humboldt nicht herbei. Wohl erklärten die Minister in den lange verzögerten Gutachten, welche der König in der erwähnten Ordre befohlen hatte, die Einführung einer Verfassung selbst für unbedenklich und ungefährlich, aber einen einheitlichen Plan wußten sie bei der großen Verschiedenheit ihrer Ansichten der Krone nicht vorzulegen. Wohl stimmten die Gedanken Hardenbergs und Humboldts im wesentlichen überein, nur daß dieser, weniger radikal als jener, die Rechte der alten Landstände schonender behandelt und in wohl überlegter Weise die liberalen Theorien mit den historisch-konservativen Wünschen versöhnt wissen wollte. Unter kräftiger Wahrung des Grundgedankens der Einheit des Staates wollte Humboldt völlig sachgemäß Reichsstände mit dem Recht der Gesetzgebung und Provinzialstände mit dem Recht der Selbstverwaltung, und für beide verlangte er unmittelbare Wahlen.

Ludwig Freiherr von Vincke.
Nach dem Gemälde von Friedrich Boser (geb. 1811).

Doch leider vernichtete die persönliche Feindschaft zwischen beiden Männern auch die letzte Harmonie und Einheit im Ministerium, und außerpreußische Ereignisse machten dem König die ganze Angelegenheit immer bedenklicher. Denn nun traf es sich, daß die inzwischen ins Leben getretenen Landtage von Bayern, Württemberg und Baden sich keineswegs als reife und besonnene Versammlungen zeigten, vielmehr in den bittersten Streit mit ihren Regierungen gerieten, welcher der bayerischen wie der badischen Krone den Gedanken eines Staatsstreiches nahe legte. Begreiflich, daß Friedrich Wilhelm durch solche Dinge, wie sie immerhin

parlamentarische Kinderjahre mit sich bringen mochten, schwer getroffen wurde. Als aber nun der Dichter Kotzebue, welcher wegen seiner Berichte nach Petersburg längst den bittersten Haß der Burschenschaft auf sich gezogen hatte, von dem unseligen Studenten der Theologie Sand ermordet wurde, da erkannte man mit vollem Recht hierin nicht nur die That eines einzelnen Verbrechers, sondern das Erzeugnis der von den Gießener Studenten, besonders den Gebrüdern Follen gepredigten Gesinnung, welche für den Sieg ihrer politischen Ueberzeugung rücksichtslos auch den Mord empfahl. Wir wissen heute, daß die Zahl der „Unbedingten", d. h. derjenigen Studenten, welche den Umsturz aller sittlichen und politischen Ordnungen anstrebten, nur eine geringe war, aber wenn selbst ein Professor der Theologie, de Wette in Halle, das Verbrechen einen Irrtum nannte, der durch die Festigkeit und Lauterkeit der Ueberzeugung entschuldigt und gewissermaßen aufgehoben werde, und die Leidenschaft durch die Quelle, aus der sie fließe, sogar für geheiligt erklärte — oder wenn ein Professor der Jurisprudenz die That Sands nur die Uebertreibung eines an sich moralischen, ja religiösen Gefühls nennt — dann wird man die vom Könige befohlene Ergreifung ernster Maßregeln und die Einsetzung einer Untersuchungs-Kommission vollauf gerechtfertigt finden. Sie aber hat sich dann durch die gehässigste Spionage, durch die Verfolgung der unbescholtensten Männer bis in die höchsten Beamtenkreise, durch Maßregelungen der verdientesten Patrioten, auch des treuen E. M. Arndt den schlechtesten Ruhm erworben, und die Demagogen-Verfolgung riß einen weiten Abgrund zwischen der preußischen Regierung und dem deutschen Volke. „Welches Leben", so klagte Niebuhr, „ohne Liebe, ohne Patriotismus, ohne Freude, voll Groll und Mißmut entsteht aus solchen Verhältnissen zwischen Unterthanen und Regierungen!" Dennoch ertrugen Männer wie E. M. Arndt die Prüfung, ohne auch nur einen Augenblick ihrer Königstreue und preußischen Gesinnung untreu zu werden. Und ebenso blieb in der Masse des preußischen Volkes das Vertrauen zum Könige unerschüttert, man fühlte die Gesinnung Friedrich Wilhelms, auch wenn man nicht wußte, daß er seinem Garnisonprediger, der freimütig vor dem Könige über den Text „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun" gepredigt, die Antwort gegeben „Kann nicht immer, wie ich will".

Denn von der Größe der Gefahr war der König, wie auch Hardenberg selbst wohl vollauf überzeugt, und sicherlich waren solche Vorgänge durchaus geeignet, im Schlosse zu Berlin den Boden zu bereiten, den Metternich brauchte, um in der Erstickung jeder konstitutionellen Regung in den deutschen Staaten dafür zu sorgen, daß die österreichischen Erbländer nicht etwa aus dem Schlummer, in den sie so glücklich eingelullt waren, durch die Neugestaltungen im Reiche aufgeweckt würden. Eben deshalb hielt er ein gemeinsames Vorgehen mit Preußen für nötig. In Teplitz meldete er sich am 29. Juli 1819 bei dem König, der dort
1819 1 Aug. der Kur oblag, und schon am 1. August unterzeichneten er und Hardenberg eine Punktation. Der Augenblick, so hieß es hier, in welchem das systematische Treiben einer revolutionären Partei die Existenz aller deutschen Regierungen bedrohe, müsse zu einer näheren Vereinigung zwischen beiden Staaten benutzt werden, und den Grundsätzen, die man über die Notwendigkeit eines Bundespreßgesetzes, über die Disziplin der Studenten, wie namentlich der Lehrer an den Universitäten und Schulen aufgestellt, müsse die möglichste Ausbildung auch in den übrigen deutschen Staaten gegeben werden. Keinem der berüchtigten Zeitungs-

redakteure solle journalistische Thätigkeit weiter gestattet werden, die Zeitungen sollen verringert werden, kein von einem Bundesstaat gemaßregelter, kein notorisch schlecht gesinnter Lehrer dürfe in einem anderen eine Anstellung finden, und endlich erklärte Preußen allerdings nicht in geradem Gegensatz zu den bisherigen Verfassungsplänen, aber doch in einer die Selbständigkeit des Staates aufgebenden Form seinen Entschluß, „zur Repräsentation der Nation keine allgemeine, mit der geographischen und inneren Gestaltung seines Reiches unverträgliche Volksvertretung einzuführen, sondern seinen Provinzen landständische Verfassungen zu erteilen und aus diesen einen Zentral-Ausschuß von Landesrepräsentanten zu bilden". In schlauer Berechnung hatte Metternich den Ernst der Zeitumstände ausgenutzt und zweifelte nicht, daß er gegen die Einführung einer modernen Volksvertretung in Preußen durch dies einseitige Versprechen vollkommen gedeckt sei, und daß die strengen Polizei-Vorschriften den Deutschen die Lust „sich in ein Deutschland zu vereinigen" gründlich vertreiben würden.

Auf Grund dieser Punktation traten nun im August unter dem Vorwande, die Kur zu gebrauchen, die Minister von Oesterreich, Preußen, Bayern, Württemberg, Hannover, Baden und anderer Bundesstaaten in Karlsbad zu einer Konferenz zusammen. In dieser schwächte man zwar wegen der Furcht des Königs von Württemberg vor der Macht seiner widerspenstigen alten Landstände die Frage, ob der Art. 13 der Bundesakte wirkliche Volksvertretungen der Zahl nach oder alte landständische Versammlungen in Aussicht gestellt habe, in die Formel ab, daß jede Regierung ihr eine der Aufrechterhaltung des monarchischen Prinzips und des Bundesvereins vollkommen angemessene Auslegung geben werde. Aber im übrigen einigte man sich sowohl über eine provisorische Bundesexekution, welche dem Bundestag die Ueberwachung der Bundesgesetze selbst durch Zwangsmaßregeln überwies, als über die Einsetzung einer Zentral-Kommission zur Ueberwachung der Universitäten, der Presse und der Demagogen. 1819 August

Mit diplomatischer Gewandtheit und übergroßer Eile wurde der Bundestag am 20. September zur Annahme dieser Beschlüsse gezwungen, und Metternich durfte in der That sein Werk als gelungen betrachten. Alle nationalen und liberalen Ideen durfte er hoffen, für immer abgethan zu haben, und das auf die einfachste Art von der Welt, lediglich durch kräftige Polizeimaßregeln. Während die preußischen Staatsmänner noch nicht ahnten, wie fast unlöslich sie an das österreichische Staatsschiff gekettet waren, und an die Gefahren noch gar nicht dachten, welche jede Verstärkung der Bundesgewalt, so lange Oesterreich den vorwiegenden Einfluß am Bundestage hatte, für Preußen bringen mußte, durfte Metternich frohlockend ausrufen „Preußen hat uns den Platz überlassen, welchen ein Teil der Deutschen dem preußischen Staat zugedacht". Er, „der sich zwanzigmal täglich sagte, guter Gott, wie sehr habe ich Recht und die anderen Unrecht", hatte in der That bewiesen, daß seine Ablehnung der deutschen Kaiserkrone richtig gewesen. „Wenn der Kaiser verzweifelt", so durfte er jetzt sagen, „daß er Kaiser von Deutschland ist, so irrt er sich sehr."

Am 18. Oktober ließ der König die Karlsbader Beschlüsse und nach ihren Vorschriften gleichzeitig ein Zensuredikt veröffentlichen, das auf fünf Jahre alle Druckschriften ohne Ausnahme und ohne Unterschied des Inhalts der Zensur unterwarf. So widerspruchsvoll es aber auch klingt, selbst während der Tage in Karlsbad ruhte die Arbeit an dem Verfassungswerk nicht, und in dem „Zentral-

Ausschuß der Landesrepräsentanten" glaubte Hardenberg die gewünschten Reichsstände über den Provinziallandtagen, glaubte die Einheit des Staates gerettet zu haben. Am 11. August setzte der König aus Hardenberg, Humboldt, Schuckmann, Ancillon, Daniels und Eichhorn eine besondere Verfassungskommission ein, der Hardenberg am 12. Oktober seine „Ideen zu einer landständischen Verfassung" in Preußen übergab. Inzwischen war aber endlich auch das von Humboldt verfaßte Gesamtgutachten des Ministeriums an den König abgegangen. Allein den Kern der Frage umging es und spitzte sich im wesentlichen zu einem Angriff auf Hardenberg zu. So durchdachte Grundsätze nun die Hardenbergsche Denkschrift aufstellte, über einander Kommunal-, Kreis-, Provinzial-Landtage und Reichstag aufbaute, und bei dem allerdings umständlichen Wahlsystem dem Reichstage die Beratung der Gesetzgebung für die ganze Dynastie zuwies, so gering auch die Meinungsverschiedenheiten der Minister über die Verfassungsfrage selbst waren: der Gegensatz zwischen Hardenberg und Humboldt ließ nicht nur diese scheitern, sondern führte nach den unerquicklichsten Verhandlungen innerhalb des Ministeriums am 31. Dezember zur Entlassung nicht nur Humboldts, sondern auch Beymes, ja infolge sich gleichzeitig abspielender Meinungsverschiedenheiten zwischen dem König und dem Kriegsminister nahm auch Boyen den Abschied, und ihm schloß sich auch Grolmann, der Generalstabschef, an.

Zu Karlsbad waren außerdem zu weiterer Befestigung der Vereinbarungen vertrauliche Minister-Konferenzen sämtlicher Staaten verabredet, die zu Wien
1820 vom November 1819 bis zum Mai 1820 abgehalten wurden. Einige Zugeständnisse mußte Metternich hier doch den Mittelstaaten machen, das übte aber auf den Gesamterfolg nur geringen Einfluß. Die Beschlüsse über den Wirkungskreis, die Gewalt des Bundestages, das Heerwesen, die Verfassung in den Einzelstaaten, die Beschränkung der Veröffentlichung der Landtagsverhandlungen und die Bundesexekutionsordnung standen im ganzen in Uebereinstimmung mit den Wünschen Metternichs und wurden auch, da alle Minister sie unterzeichnet hatten, am Frank-
8. Juni furter Bundestage als Wiener Schlußakte am 8. Juni 1820 ohne weiteres angenommen. Der Grundgedanke der Metternichschen Anschauung, die Stabilität in seinem unbeweglichen Oesterreich zu erhalten, war dadurch auf Deutschland übertragen und Oesterreich vor der hereinbrechenden Flut der nationalen Ideen gerettet. Indem aber ausdrücklich bestimmt war, daß kein Bundesfürst durch eine landständische Verfassung in der Ausübung seiner Bundespflichten gehindert werden dürfe, war auch die Entwickelung der Einzelverfassungen unterbunden. Preußen, das endlich durch das gewinnende Verhalten des Grafen von Bernstorff ein etwas freundlicheres Verhältnis zu den Einzelstaaten, besonders zu Bayern, angebahnt hatte, war mit den Beschlüssen einverstanden. Ancillon schrieb seiner ganzen Stellung gemäß sogar, „die Schlußakte hat das Problem, die Souveränität eines jeden Staates mit der Kraft des Ganzen zu vereinbaren, so glücklich gelöst, wie es unter den gegebenen Umständen nur immer möglich war". Und mit Ancillon frohlockten alle Gegner Hardenbergs und seiner Verfassungspläne.

Trotzdem verzweifelte Hardenberg an dem endlichen Gelingen seines Lieblingsplanes um so weniger, als er bald darauf die Finanzen des Staates in eine gute Ordnung gebracht hatte. Denn damit war ein Haupthindernis beseitigt, weil es den Staat an den Bankerott geführt hätte, wenn seine überaus bedenkliche

Geldlage durch öffentliche Besprechung bekannt geworden wäre. Im Zusammenhange mit der Ordnung der Staatsschulden wurden nun durch das Gesetz vom 17. Januar 1820 die Reichsstände in Aussicht gestellt, indem die Krone sich dadurch verbindlich machte, keine Anleihe ohne Zuziehung von Reichsständen aufzunehmen. Unzweideutig sprach damit der König aus, wie er trotz aller Einflüsterungen und trotz aller Ereignisse fortdauernd gewillt wäre, die Zusage vom 22. Mai 1815 zu erfüllen. Dem entsprechend berief er im Februar 1820 eine neue Kommission, um aufs schleunigste binnen vier Wochen eine Gemeinde- und Kreis-Ordnung auszuarbeiten, welche die Grundlage der Reichsstände bilden sollte. Aber auch jetzt sollte dieser alte Plan Steins mißglücken. 1820 17. Jan. 1820

Schon war die Ablösung der bäuerlichen Lasten auch für die neu erworbenen Länder zwischen Elbe und Rhein durch das Edikt vom 25. September 1820 in durchgreifender Form befohlen, und im Juni 1821 erfolgte, wie wir hier vorweg anführen, die letzte große Reform Hardenbergs, das Edikt über die Gemeinheitsteilungen und die Beseitigung des Flurzwanges. Seit den Zeiten Friedrichs des Großen waren nicht ganz drei Millionen Morgen aufgeteilt, jetzt wurde die Arbeit von der Generalkommission so energisch aufgenommen, daß nach einem Vierteljahrhundert über vierzig Millionen Morgen aufgeteilt waren. Nunmehr konnten die Bauern eine intensive Wirtschaft führen, und es war dem Zusammenschluß des Dorfes zu einer politischen Gemeinde der Weg geöffnet. Dennoch erhoben sich gegen die endliche Einführung einer Landgemeinde-Ordnung unüberwindliche Schwierigkeiten. Zu verschieden waren die Verhältnisse im Osten und im Westen. Hier gab es nur wenige Großgrundbesitzer, und auch die Gemeinden waren der Zahl nach klein, nicht volle fünftausend, aber sie waren ungemein groß und wohlhabend. Seit den Zeiten Napoleons waren sie überdem in noch größere, etwa tausend Verbände geteilt, deren Verwaltung von Bürgermeistern als Regierungsbeamten geleitet wurde. Im Osten dagegen gab es sehr kleine und arme, aber ungemein viel Gemeinden, über 25000 und einen ausgedehnten Grundbesitz, etwa 15000 Rittergutsbezirke. Nach den schweren Kriegsjahren und nach der 1816/17 ausgebrochenen Hungersnot hatte aber gerade hier der Grundbesitzer mehr als jemals zu thun, die freiwillig dem Vaterlande gebrachten Opfer und die furchtbaren Verluste wieder einzuholen, ja auch nur das Gut selbst zu halten. Allerdings suchte die Regierung der größten Not durch bare Summen, durch Straßenbau und Magazine, welche den Roggenpreis auf der Höhe von einem Thaler für den Scheffel halten sollten, zu helfen; trotzdem verloren sehr viele der angesehensten Familien ihren alten Besitz, und viele hundert Landgüter mußten versteigert werden.

Dieser häufige Besitzwechsel aber, sowie das Anwachsen des Verkehrs, die Freizügigkeit und die Anlage von Fabriken und Brennereien auf dem Lande nötigten den Grundbesitzer zu einer anderen, intensiveren Wirtschaft, so daß er, wie späterhin (1833) sogar von der Marwitz selbst zugestand, gar nicht mehr im stande war, die Ortsobrigkeit zu übersehen. Marwitz glaubte zwar in der Unterdrückung des Grundbesitzes den eigentlichen Zweck der ganzen Agrargesetzgebung zu erkennen, und immer hat der kernige Edelmann ihr mannhaften Widerstand geleistet. Aber soviel war doch zumal nach all den schweren Opfern des Adels klar, daß die Regierung nur mit schonender Hand die alterworbenen und geschichtlich begründeten Rechte der Grundbesitzer antasten und die Landbevölkerung aus dem privatrechtlichen Zustand in den des öffentlichen Rechtes überleiten konnte.

Alle diese Schwierigkeiten wurden indessen zunächst außer acht gelassen. Denn
1821 als nun Friese, der sich in Steins Zeiten so trefflich bewährt hatte, nach übergroßer Arbeit der neuen Kommission seinen Entwurf einer Kreisverfassung vorlegte, zeigte sich, daß er wohl die Einheit des Staates scharf ins Auge gefaßt, aber von dem bestehenden Zustand gänzlich abgesehen hatte. Indem er den Grundbesitz schlechthin seiner Rechte berauben wollte, machte er thatsächlich eine Selbstverwaltung auf dem Lande unmöglich. Damit aber war nicht nur die Gemeinde- und Kreis-Ordnung, sondern die Verfassung selbst gefallen. Friedrich Wilhelm war tief verstimmt, forderte aber doch noch, ehe er nach Troppau zu einem neuen europäischen Kongreß über die Erledigung der italienischen Revolution abreiste, einen Bericht von seinem Kanzler. Umständlich entwickelte dieser noch einmal seinen Plan: eine erste Kammer aus den Standesherren, dem Adel, der hohen Geistlichkeit und den durch königliches Vertrauen Berufenen, und eine zweite Kammer aus den Vertretern der drei Stände bestehend. Nur beratende Stimmen verlangte er für sie, die auswärtigen Angelegenheiten wie die Militärsachen entzog er ihnen ganz, das Ernennungsrecht des Vorsitzenden behielt er der Krone vor, und die Oeffentlichkeit der Verhandlungen beschränkte er auf den Druck der Beschlüsse.

Hierauf hat Hardenberg eine Antwort überhaupt nicht mehr erhalten, die Gegner der Verfassung hatten den König vollkommen gewonnen. Denn nunmehr befand sich unter ihnen kein Geringerer als der Kronprinz selbst. Dieser aber, durch Ancillon und den geistvollen Schweizer Haller beeinflußt, sah in den Volksvertretungen überhaupt den Ausfluß der Revolution schlechthin. Ueberaus fein war sein Sinn für alle Künste, namentlich die Baukunst entwickelt — zahllos sind seine mit schneller Hand leicht und doch geistvoll entworfenen Zeichnungen für die Wissenschaften und ihre Bedeutung bewies er ein in hohem Maße eindringendes Verständnis, wahr und innig schlug sein Herz in tiefer Gottesfurcht und reinster Menschenliebe. Sein Charakter wie sein Gemüt war lauter und klar, aufrichtig und ehrlich wie wenige, sein Geist, seine Beredtsamkeit, sein Witz riß seine Umgebung geradezu hin, bezauberte die bedeutendsten Männer der Zeit. Bereitwillig erkannten seine Geschwister, der Vater selbst den Kronprinzen als überlegenen und von der Natur verschwenderisch mit den schönsten Gaben versehenen Geist an. Zeitlebens ist ihm als einer der liebenswertesten und zugleich bedeutendsten Naturen im weitesten Umfange sowohl heiße Liebe wie aufrichtige Bewunderung gezollt worden. Aber bei all seiner reichen Begabung waren die Kräfte des Gefühls und Gemüts doch die bei weitem stärkeren, und die Freude an der historischen Thatsache, oder vielmehr ihrer künstlerischen Ausgestaltung durch die Kraft der Phantasie überwog bei ihm die nüchterne Erkenntnis des Staatsmannes von der lebendigen Macht der politischen und sozialen Ideen. Nicht in der Fortbildung der gegebenen Zustände nach Maßgabe der völlig veränderten Gegenwart, sondern in der Wiederaufrichtung der vergangenen Einrichtungen erkannte er das zu erstrebende Ideal. Nicht die Einheit des Staates, sondern die landschaftlich abgesonderten Teile des Staates rangen seinem Herzen die vollste Teilnahme und Wärme ab. Die Wirklichkeit des staatlichen Lebens mußte, so darf man vielleicht sagen, schon in ihrer Nacktheit seinen keuschen Sinn verletzen, und begeistert malte seine schwungvolle Phantasie sich eine Farbenpracht, einen Glanz und eine Herrlichkeit um die Menschen und Einrichtungen des

deutschen Mittelalters, die sie in Wahrheit doch nicht gehabt haben. In dem Kampf seiner Ahnen gegen die Stände sah er daher nur die Zerstörung, er sah nicht den gewaltigen Aufbau, den sie dafür errichtet, sah nicht, daß eben nur unter dessen Schutz und Schirm Adel, Bürger und Bauern neue Lebenskraft gewonnen hatten, und eben dadurch der Staat selbst geschaffen worden war. Mit ganzer Seele schloß er sich daher der altständischen Bewegung an und wollte nach Gneisenaus Urteil „die Gewässer lieber gegen ihre Quellen zurückleiten, als ihren Lauf in der Ebene regeln".

In Troppau bezauberte der Kronprinz wieder alle Gemüter, aber zugleich stellte er sich selbst ganz unter den Einfluß Metternichs. Auch der König war, 1820
in lebhafter Unruhe und Sorge über die spanische wie italienische Revolution und über ihre befürchtete Ausdehnung nach Deutschland, für Metternichs Pläne voll eingenommen. Er gab seine Zustimmung zu dem neuen Grundsatz, welcher den Mächten das Recht der Einmischung in Staaten, die durch Aufruhr eine Regierungsveränderung erlitten, zusprach. Zugleich setzte er, ohne seinem Kanzler auch nur Mitteilung davon zu machen, wieder eine neue Kommission zur Beratung 19. Dez.
der Kommunalordnung ein, ernannte den Kronprinzen zu ihrem Vorsitzenden und zu Mitgliedern nur Gegner Hardenbergs. Wie zu erwarten, lehnte diese Kommission alle hardenbergischen Vorschläge ab, ersuchte den König von einer Gesamtstaatsverfassung abzusehen und die Kreis- und Landgemeinde-Ordnung mit den Provinzialständen zu beraten. Noch einmal mahnte Hardenberg, die Verheißung vom 22. Mai 1815 jetzt zu erfüllen, da kein Zeitpunkt günstiger sei, „um eine Verfassung aus freiem Willen zu geben". Der König aber entschied sich für den Kommissionsbericht, befahl einer neuen Kommission, zunächst nur die Einrichtung der Provinzialstände zu beraten und „stellte das Weitere wegen Zusammenberufung der allgemeinen Landstände der Zeit, der Erfahrung, der Entwickelung der Sache und seiner landesväterlichen Fürsorge anheim". Am 5. Juni 1823 1823
erschien das Gesetz wegen Anordnung der Provinzialstände, welches nur kurz das 5. Juni
Grundeigentum als Bedingung der Standschaft, sowie die Beratung gewisser Gesetze und die Verwaltung der Kommunalangelegenheiten unter der Aufsicht des Staates als das Feld der Thätigkeit der neuen Stände bezeichnete, im übrigen aber für jede Provinz ein besonderes Gesetz in Aussicht stellte, und die Zusammenberufung der allgemeinen Landstände vorbehielt.

Freiwillig führte der Staat, der bisher allen ständischen Sonderbildungen scharf entgegengetreten war, die Provinzialstände wieder ein. Und weder stellten sie die Einheit des Staates dar, noch waren sie auf historischer Grundlage erbaut. Es fehlte ihnen die sichere Unterlage der Kreis- und Gemeinde-Verfassung, durch die allein das Interesse der Provinz einen zutreffenden Ausdruck erhält, sie waren nicht nach den alten historischen Landschaften, sondern nach der neuen Provinzialeinteilung gebildet. Sie beruhten auch nicht auf der historischen Sonderung der Stände, denn die alten ständischen Korporationen gab es nicht mehr, und der bürgerliche Rittergutsbesitzer mußte neben dem adeligen zum ersten Stande gerechnet werden. Die Kirche, die sicherlich ein historisches Recht auf Vertretung hatte, war gänzlich übergangen, und bei der geringen Kopfzahl war die Bildung von Kurien ohnehin ausgeschlossen. Nicht, wie es historische Sitte war, nach Ständen wurde abgestimmt, sondern nach seiner Ueberzeugung gab jeder für sich seine Stimme ab. Ebensowenig genügte das neue Gesetz der modernen Rechtsanschauung,

wenn es dem ersten Stande die Hälfte aller Stimmen zuwies und von der zweiten Hälfte den Städten zwei Drittel, dem Bauernstand ein Drittel zuerkannte. Thatsächlich aber waren die Stände in politischer Beziehung fast zur Ohnmacht verurteilt, da sie abgesehen von den Kommunalangelegenheiten nur beratende Stimmen und ohne Verantwortlichkeit führten. Andererseits mußten sie aber, da jede Provinz ihre besondere „Charte" erhielt, und der Staat namentlich Steuerfragen acht verschiedenen Provinzialständen zur Beratung vorlegen sollte, das partikularistische Sonderleben weiter ausbilden und die kraftvolle Entwickelung des Staatsganzen unterbinden. Sprach man doch wieder nicht mehr von „dem preußischen Staat" sondern „von den preußischen Staaten" oder vom „Königreich Preußen und Sr. Majestät übrigen Staaten". Ja, wenn der Kronprinz selbst späterhin die Stände „vor allem und wesentlich als Wahrer der eigenen Rechte, der Rechte der Stände" bezeichnete, und wenn der Staat seine notwendige Befugnis, das Kreis- und Gemeinde Leben selbständig zu ordnen, den acht verschiedenen Provinzialtagen dahingab, so war damit ebenso wie durch die ungleiche Verteilung der Stimmenzahl zu dem trennenden lokalen Moment in der ständischen Sonderung noch eine weitere zentrifugale Kraft geschaffen. Statt der Aussöhnung zwischen den Ständen war der Same zu neuer Zwietracht gelegt, und diese erhielt neue Nahrung, als in den Jahren 1825—28 die Provinzialstände im wesentlichen gleichartige Kreisverfassungen für die einzelnen Provinzen zu stande brachten, nach denen die städtische wie bäuerliche Bevölkerung im Verhältnis zu den Rittergutsbesitzern nur wie eins zu zehn auf den Kreistagen vertreten war. Da ferner die Oeffentlichkeit der Verhandlungen ausgeschlossen war, erkaltete das Interesse für sie schnell, und da vor allen Dingen die Regierung auf den Provinzialtagen sich nicht vertreten lassen konnte, sondern sich mit Vorlagen und meist spät eintreffenden Abschieden begnügen mußte, so fehlte auch jeder Ausgleich der grundverschiedenen Gesinnungen zwischen den Ständen und der Regierung, und allmählich mußte eine Opposition der Stände erwachsen, welcher die Regierung wie mit verschränkten Armen nur zusehen konnte. Da ferner nur das Grundeigentum vertreten war, und die weiten Kreise des gebildeten Bürgertums ausgeschlossen blieben, so bildete sich auch außerhalb der Landtage eine mehr und mehr anwachsende Oppositionspartei, die gerade deshalb gefährlich wurde, weil ihr ein gesetzliches Organ, sich zu äußern, fehlte. Der neuen Verfassung fehlte aber nicht nur der Unterbau, sondern auch die Krönung durch den Reichstag, und da von diesem nach dem Gesetze von 1820 die Erhöhung der Staatsschuld abhängig sein sollte, so konnten allerdings im Augenblicke der Gefahr die Mittel zur Rettung versagen. Die Erfüllung der Zusage vom 22. Mai 1815 war nicht an einen Zeitpunkt geknüpft worden, und rechtlich hatte der König unzweifelhaft sogar die Befugnis, diesen Erlaß durch eine andere Verordnung wieder aufzuheben. Aber da die neue Verfassung weder die in der Verheißung vom 22. Mai 1815 angekündigte Repräsentation war, noch auch die Aufhebung des Erlasses erfolgte, so blieb eine Waffe in der Hand der Opposition, die ihre Schärfe späterhin noch zeigen sollte.

Immerhin waren dies Mängel, die zum Teil erst im Laufe der Zeit sich fühlbar machen konnten und nur den Blicken weniger weitsichtiger Staatsmänner erkennbar waren. Denn zunächst dachten noch viele, wie auch der Kronprinz selbst, an die endliche Einsetzung eines Reichstages, und Männer wie Stein nahmen das von der Krone Gebotene dankbar auf, erkannten in dieser Verfassung

rotz ihrer Bedenken die Vorstufe des Repräsentativsystems. Jedenfalls zeichneten ich diese Provinzialstände trotz der Gegensätze durch sachgemäße Behandlung der Vorlagen vor dem wüsten Lärm der süddeutschen Kammern aus, und jeden Ver- uch der Stände, die Grundsätze der sozialen Gesetzgebung von 1810 rückgängig zu machen, wies der König seinerseits scharf zurück. Doch Reibungen mit der Regierung entstanden natürlich auch sonst, und die mit jeder Vertretung verknüpfte Verlangsamung der Geschäfte gab doch nicht die Gewähr für die Uebereinstimmung zwischen Regierung und Unterthan. Vielmehr trat der Zwiespalt um so mehr zu Tage, als sich wie auf den Provinziallagen, so selbst im Schoße des Staats- rats eine Partei bildete, die zu den Gegnern des Ministeriums gehörte, und die so stark wurde, daß seit 1827 dem Staatsrat nicht mehr sämtliche, sondern nur noch die vom Könige ausdrücklich dafür bestimmten Gesetzesvorlagen zur Beratung vorgelegt wurden. Der Parteigeist übertrug sich von den Ständen auf die Gesinnungsgenossen in der obersten Behörde und zerstörte deren Ansehen. Die Verfassungsfrage aber war mit dieser Gesetzgebung zunächst zum Stillstand ge- kommen und war, insoweit man durch sie die Vereinigung der verschiedenen Landes- teile zu erreichen gehofft, doch nicht zu dem gewünschten Resultat geführt.

Diesen Abschluß der Bewegung hat Hardenberg nicht mehr erlebt. Er hatte den König, wiewohl dessen Vertrauen ihm schon fehlte, noch nach Verona begleitet, wo der dritte Kongreß der verbündeten Monarchen im September 1822 sowohl wegen des griechischen Aufstandes und seiner Folgen für die russischen und österreichischen Beziehungen zur Türkei, als auch wegen der in Spanien ausgebrochenen Revolution zusammengetreten war. In Genua war Hardenberg am 27. November gestorben, und nachdem seine beiden Nachfolger die Grafen Voß-Buch und Kleist von Nollendorf einem schnellen Tode zum Opfer gefallen waren, wurde die Stelle des Kanzlers nicht wieder besetzt. Der König leitete die gesamte Verwaltung wieder allein lediglich durch die Fachminister. Graf Lottum erhielt den Vortrag beim König.

Auf dem Kongreß zu Verona sollten nach Metternichs Absicht auch die deutschen Verhältnisse ausgetragen werden. Der vielgewandte Staatsmann wünschte weitere Repressivmaßregeln durchzusetzen, die Oeffentlichkeit der Landtagsverhandlungen und des Bundestages ganz auszuschließen und dem Bunde das Recht zu geben, auf Antrag der einzelnen Regierungen deren Verfassungen zu ändern. Doch erreichte er sein Ziel selbst dann noch nicht vollständig, als er im Januar 1823 die Staatsmänner 1823
einzelner Staaten wieder um sich in Wien versammelte; Graf Bernstorff trat ihm namentlich, als er den Zwiespalt zwischen der Regierung zu Karlsruhe und ihrer Kammer zu einer Verletzung des Bundesrechtes benutzen wollte, scharf entgegen. Ebenso wahrte Graf Bernstorff, als Metternich nun die Verlängerung der Karls- bader Beschlüsse in Anregung brachte, wenigstens die Form, verlangte ihre wirklich einmütige Annahme zu ihrer Giltigkeit. In der Sache aber stimmte er vollkommen mit Metternich überein, und dieser gewann bei einem Besuch in Tegernsee sogar auch den liberalen bayerischen Minister Zentner, „den ersten Vorkämpfer in Deutschland für das Repräsentativsystem“. Dessen Denkschrift wurde von allen Staatsmännern gebilligt, die auf der Johannisburg dem österreichischen Staatskanzler ihre Huldigung darbrachten, und am 12. August wurde einstimmig in Frankfurt die Verlängerung des Preßgesetzes und des Gesetzes über die Universitäten beschlossen, die Bundes- staaten sogar zur Beseitigung der Mißbräuche in ihren Kammern verpflichtet.

Prinz Wilhelm von Preußen als „Dschehander Schah" bei der Aufführung des Festspieles »Lalla Rûkh« nach dem Gedichte Th. Moores, am 27. Januar 1821 im Berliner Schlosse.
Handzeichnung von Wilhelm Hensel (1794—1861).

So folgte Preußen in Sorge vor der ein brechenden Revolution in den Fragen der deutschen Politik und der deutschen Verfassungen im ganzen, je doch immer unter ehrenhafter Festhaltung der gesetzlichen Vorschriften den Wegen Metternichs. Nicht so dagegen auf dem Felde der europäischen Politik, wo Metternich, teils infolge der eigenen immer höher schwellenden Bewunderung seiner Talente teils infolge der noch immer nicht geordneten finanziellen und anderen inneren Verhältnisse Oesterreichs, zuletzt eine volle Niederlage erlitt. Ganz gegen seine Erwartung hatte nämlich der Aufstand der Griechen gegen die Türkei nach der Thronbesteigung des Zaren Nikolaus (1825) zu einer Verständigung zwischen England und Rußland am 4. April 1826 geführt, und diese folgte sogar am 6. Juli 1827 ein Vertrag zwischen den beiden Staaten. Im folgenden Frühjahr brach nach der Vernichtung der türkischen Flotte bei Navarin der Krieg zwischen der Türkei und Rußland aus, und Frankreich sandte seine Truppen nach Morea. Nach dem Tode des englischen Ministers Canning aber gelang es Metternich, das englische Kabinett dem Bündnis mehr und mehr zu entfremden, und im Anfang des Jahres 182

war es soweit, daß der Krieg zwischen Oesterreich und England gegen Rußland und Frankreich erwartet wurde.

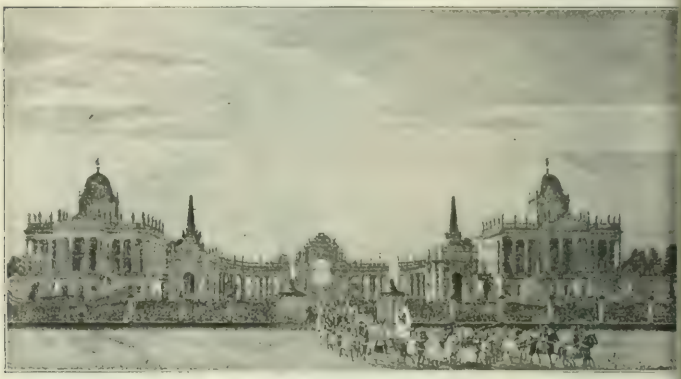
Wie wir wissen, hatte der König mit dem Zaren Alexander in der vertrautesten persönlichen Freundschaft gestanden. Mit dem neuen Zaren Nikolaus verband ihn sogar ein nahes verwandtschaftliches Verhältnis. Im Jahre 1817 hatte er ihm seine älteste Tochter, die Prinzessin Charlotte, zur Ehe gegeben, und seitdem entwickelte sich ein noch lebhafterer Verkehr als bisher zwischen dem russischen und dem preußischen Herrscherhause. Mit einem, für den sparsamen Sinn des Königs großen Aufwand wurden die kaiserlichen Kinder bei ihren Besuchen in Berlin aufgenommen, und ihnen zu Ehren Festlichkeiten gegeben. Lange noch sprach man am Hof und in der Berliner Bürgerschaft von dem orientalischen Märchen „Lalla Rûkh", welches von den Mitgliedern der königlichen Familie und den Herren und Damen des Hofes, unter denen die Prinzessin Elise Radziwill besonders genannt wird, im Jahre 1821 bei einem Besuch des damaligen Großfürsten Nikolaus und seiner Gemahlin im Schlosse zu Berlin dargestellt wurde.

Prinzessin Elise Radziwill.
Nach der von ihr selbst gefertigten Zeichnung.

Im Vertrauen nun auf diese engen Beziehungen wandte sich der Zar, dessen Erfolge gegen die Türkei in einem ersten Feldzuge nur bescheidene geblieben waren, an den König, und gerade in jenen Tagen, da die Vermählung des

Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin Augusta von Weimar stattgefunden, waren auch die Familienbeziehungen zu dem russischen Kaiserpaare besonders innige. Die Kaiserin weilte damals längere Zeit in Berlin, und ihr Geburtstag bot wieder die Veranlassung zu einem weithin berühmt gewordenen Fest. Seit den Tagen ihrer Kindheit hatte sie die weiße Rose zur Lieblingsblume erwählt, und mit Beziehung hierauf wurde in Potsdam vor dem Neuen Palais und den sogenannten Kommuns ein farbenprachtiges Reiterfest im mittelalterlichen Geschmack „das Fest der weißen Rose" gefeiert, welches in einer ritterlichen Huldigung der Prinzen und des Hofes für die Kaiserin gipfelte.

Natürlich, daß unter solchen Umständen die russische Politik keine geringere



Ansicht der Kommungebäude in Potsdam,

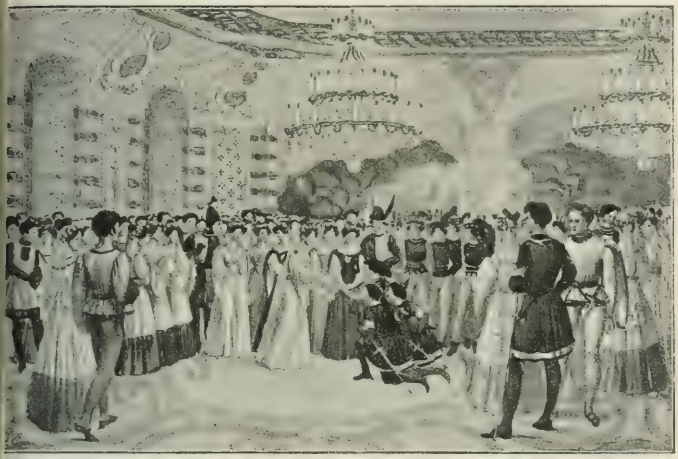
mit dem Festzuge gelegentlich des Festes „Der Zauber der weißen Rose", veranstaltet am 13. Juli 1829 zur Geburtstagsfeier der Kaiserin Alexandra Feodorowna von Rußland, geb. Prinzessin Charlotte von Preußen. Gezeichnet und lithographiert von Eduard Gärtner (1801–1877), auf etwa ⅓ verkleinert.

Förderung durch Preußen fand, als ihr ohnehin schon seit langer Zeit zu tei geworden, und in der That bestimmte Nikolaus seinen königlichen Schwiegervater den General von Müffling nach Konstantinopel zu senden. Unter dessen Vermittelung wurde dann, da der Diwan seinen Untergang schon vor Augen zu sehen meinte, und andererseits das russische Heer trotz seiner Siege nicht mehr
1829 kampffähig war, der Friede von Adrianopel am 14. September 1829 geschlossen der allen Nationen die freie Fahrt durch den Bosporus und das Schwarze Meer öffnete, wie auch die am 3. Februar 1830 im Londoner Protokoll ausgesprochene Unabhängigkeit Griechenlands vorbereitete.

Oesterreich war durch Rußland im Orient vollkommen überholt, mußte es ertragen, daß von Berlin aus in einer für seine Entwickelung so wichtigen Angelegenheit auf Rußlands Wunsch entscheidend eingegriffen war, und der Frieden in Europa aufrecht erhalten blieb. Die glanzende Rolle, die Metternich in den

Bunde der vier Großmächte bisher gespielt, schien dahin. Das war indessen keineswegs das Ziel, sondern nur eine Nebenfolge der preußischen Politik gewesen, die lediglich die Herstellung des Friedens im Orient und damit die Verhütung eines Krieges im übrigen Europa ins Auge gefaßt hatte. Friedrich Wilhelm sah den Bestand des Weltfriedens allein in dem Bündnis der Ostmächte gewahrt, und da auch Metternich Oesterreich aus der Vereinsamung herausführen mußte, so war die Wiederherstellung der Beziehungen zwischen Rußland und Oesterreich noch höchst wahrscheinlich.

Der Friede schien indessen wieder vollständig gestört werden zu müssen, als



Szene aus dem Feste „Der Zauber der weißen Rose", aufgeführt am 13. Juli 1829 im Neuen Palais zu Potsdam.

Nach Angabe von H. G. R. Schinkel gezeichnet und lithographiert von Julius Schoppe (1795—1868), auf etwa 1/3 verkleinert.

im Sommer 1830 ein allgemeiner Staatsbankerott erfolgte. Im Juli brach in 1830
Paris eine Revolution aus, die Bourbonen wurden vertrieben, und Louis Philippe aus dem Hause Orleans ergriff das Lilienbanner. Im August erhob sich Belgien, sagte sich von der unnatürlichen Verbindung mit Holland los und erklärte am 24. November seine Unabhängigkeit. Unruhen entstanden in Parma, Modena, Ferrara und Bologna, welche die Herrschaft Oesterreichs in Italien ernstlich gefährdeten, und endlich erhoben sich die Polen gegen die russische Herrschaft in wilder Begeisterung, erklärten das Haus Romanow am 25. Januar 1831 für abgesetzt. In diesem wilden Streit der nationalen und politischen Gegensätze und Interessen und inmitten dieser stürmisch erregten Zeit behielt Friedrich Wilhelm

eine gleichmäßig abwägende Haltung, welche den Kriegsfunken nicht über de Herd springen ließ und die Gefahr für Europa beseitigte. Friedrich Wilhelm er kannte ungeachtet der heftigen Drohungen seines russischen Schwiegersohnes gege den illegitimen König Louis Philippe den neuen Herrscher Frankreichs an. E verstärkte zwar, da die französische Regierung die Losreißung Belgiens energisc unterstützte, und die Franzosen mit lautem Ruf nach der Rheingrenze verlangter seine Truppen am Rhein, verweigerte aber die von dem König der Niederlant geforderte militärische Hilfe. Denn ohne Zweifel mußte sie, da Frankreich i diesem Fall ebenfalls ein Heer in Belgien einrücken zu lassen erklärte, zum all gemeinen Kampfe führen. Frankreich pries zwar im Gegensatz zu dem in Troppa aufgestellten Recht der Intervention feierlich den Grundsatz der Nichtinterventio in die Verhältnisse anderer Staaten als das rettende Evangelium, erläuterte diese Grundsatz Belgien gegenüber jedoch gleich dahin, daß jede Einmischung fremde Staaten in die belgischen Verhältnisse ihm das Recht gäbe, zum Schwert z greifen. Rußland brannte darauf, für die Legitimität und gegen Louis Philipp ins Feld zu ziehen. Beide Staaten rüsteten mit Energie, während für Preuße es im wesentlichen nur darauf ankommen konnte, den französischen Einfluß i Belgien nicht übermächtig werden zu lassen. Als daher — inzwischen tagte i London auf preußische und englische Veranlassung ein Kongreß — die französisch Leidenschaft immer heftiger die Einverleibung Belgiens verlangte, wurden di preußischen Truppen in der Rheinprovinz zwar auf den Kriegsfuß gesetzt, doc aber die Unabhängigkeit Belgiens unter dem neu gewählten König Leopold au dem Koburger Hause anerkannt. Hieran hielt der König auch fest, als Englan sowohl wie Frankreich gegen den König der Niederlande, der, auf Rußlands Hilf hoffend, wieder zu den Waffen griff, Zwangsmaßregeln nahmen. Erst 1833 tra eine Waffenruhe ein, und erst sechs Jahre später bequemten sich die Holländer zu Nachgiebigkeit. Damit war der eine künstliche Staatskörper, welchen der Wiene Kongreß auf Englands Verlangen geschaffen, der niederländische, wieder in seine natür lichen Hälften zerlegt, und dies war vorzüglich auch dank der weisen Beschränkun des Königs geschehen, ohne daß Europa in einen weitaussehenden Krieg gestürzt war

Nicht geringer aber war die Gefahr für Rußland, den Erwerb, den Kaise Alexander auf dem Wiener Kongreß gemacht, zu verlieren. Die Polen in Rußlan erhoben sich, um von dem Zarenreich sich ebenso loszureißen, wie sich die Belgie von Holland getrennt, und waren in ihrem Kampfe auch gar nicht unglücklich Ihr Aufstand jedoch berührte unmittelbar auch Preußen, da die Gefahr vorlag daß er nach Westpreußen und Posen überschlug. Als daher die russische Arme nach anfänglichem Siege vor den Thoren Warschaus kehrt machte und vor der polnischen Scharen zurückwich, sandte der König Gneisenau, um mit vier Armee korps die 130 Meilen lange Grenze zu besetzen. Gneisenau hat hier im Dienst des Vaterlandes seinen Tod gefunden. Am 24. August 1831 fiel er der Cholera die damals ihren ersten Beutezug durch Europa hielt, zum Opfer. Die preußisch Regierung ging aber in der Unterstützung Rußlands noch weiter. Sie ermöglicht der russischen Armee durch die Anlehnung an die preußische Grenze, durch Herbei schaffung der Lebensmittel, sowie durch Besorgung der Kähne und anderer Gerät schaften den Uebergang über die Weichsel und damit die Eroberung Warschaus und den Sieg. Polen wurde nun einfach zu einer russischen Provinz gemach und fortan mit eiserner Strenge behandelt, während Friedrich Wilhelm seine

olnischen Unterthanen, die sich an dem Aufstande beteiligt, mit überaus großer Milde behandelte und von 1400 Verurteilten nur einige zwanzig mit geringer Geldstrafe büßen ließ. Nichtsdestoweniger berauschte sich namentlich der süddeutsche Liberalismus für die flüchtenden „edlen Polen", die doch in ihrer Heimat gegen das deutsche Wesen einen erbitterten Kampf führten.

Eine günstige Folge hatte indessen die Juli-Revolution für Deutschland. Die süddeutschen Fürsten, die Louis Philippe vorsichtig über die Bildung eines neuen Rheinbundes ausforschen ließ, verwahrten sich sehr energisch und in patriotischem Eifer gegen eine solche Zumutung, und die Verhandlungen Preußens mit den einzelnen Staaten führten zu einer Militär-Konferenz in Berlin. Nachdem der Bundestag fünfzehn Jahre lang die Sicherstellung des Bundes vernachlässigt hatte, einigte man sich nun in Berlin zu dem Beschluß, für den Fall eines Krieges neben einem, auf 172 000 Mann veranschlagten und am Oberrhein aufzustellenden, österreichischen Heere zwei aus Preußen und Bundestruppen gemischte Armeen am Nieder- und Mittelrhein zu bilden, für welche Preußen 231 000 und die kleinen Staaten 116 000 Mann stellen sollten.

Anders aber als die Regierungen neigten jetzt die demokratischen Wortführer elsach zu Frankreich hin. Unter dem Einfluß der Juli-Revolution, aber, wie Graf Bernstorff dem Könige Friedrich Wilhelm schrieb, nicht allein durch sie, sondern durch schwere Fehler der Regierungen und vornehmlich durch den Unwillen der Deutschen über ihre Zerrissenheit, war die Unzufriedenheit in den deutschen Mittelstaaten ungeheuer gestiegen. In Braunschweig, in Hessen-Kassel, in Sachsen und in Hannover führte sie zu stürmischen Aufständen des Volkes gegen die Regierungen, die nun zur Einführung einer Konstitution sich verstehen mußten. In Bayern und Württemberg entstanden Unruhen, in Nassau und namentlich in Baden tobten die liberalen Kammer-Mehrheiten gegen alle Fürsten mit selbstgefälliger Ueberhebung. Man donnerte und eiferte gegen jede Machtzusammenfassung, schwärmte für republikanische Verfassungen, und ungescheut sprach man eine Vorliebe für Frankreich aus. Eine Reihe von Zeitungen entstanden und überbot noch heftiger gegen die Knechte der Tyrannei, predigten in schwülstigen Dithyramben den Haß gegen Preußen, priesen die Herrlichkeit der französischen Freiheit. Rotteck und Welcker waren die heftigsten Redner in der badischen Kammer, in der Rheinpfalz aber ein Doktor Siebenpfeiffer und der Jurist Wirth. „Die Organisation eines deutschen Reiches im demokratischen Sinn" war ihr Ziel, jede Vereinigung mit dem Grundsatz der Legitimität erklärten sie für unmöglich und die Reform Deutschlands nur auf dem Boden der unbedingten Volkssouveränität für durchführbar. Nach Hambach bei Neustadt a. d. Hardt hatten sie für den Mai 1832
1832 ein großes Fest ausgeschrieben, und an 25 000 Menschen, Männer und Weiber, riefen hier den tollen Scheltreden über die Despoten Beifall, bejubelten die Lobgesänge auf republikanische Verfassungen. Bis zu dem Wahnsinn, daß der beste Fürst von Gottes Gnaden ein geborner Hochverräter an der menschlichen Gesellschaft sei, verstieg man sich, und lange Zeit nachher noch empfand man nicht die politische Nichtigkeit des Satzes, den Rotteck begeistert aussprach, daß er lieber die Freiheit ohne Einheit, als die Einheit ohne Freiheit wolle. Im Gegenteil, das Hambacher Fest fand zahlreiche kleine Nachfeiern.

Gegen derartige Aufwiegelungen des Volkes mußte unleugbar eingeschritten werden, und man versteht, daß auch die preußische Regierung, nachdem des Grafen

Vernünftige Versuche, ein verständiges Preßgesetz zu schaffen, sowie die Verhandlungen des Bundestages in einem Jahrbuch zu veröffentlichen, gescheitert waren, und nachdem Ancillon an des schwer erkrankten Ministers Stelle getreten war, den Metternichschen Vorschlägen zur Bändigung der Revolution Beifall zollte. Aber das war nun einmal die Folge der Teplitzer Punktation und der Karlsbader Beschlüsse, daß man auch jetzt die Selbständigkeit des Staates, sein Recht die inneren Verhältnisse nach eigenem Ermessen zu entscheiden, wieder daran gab. Fernab lag damals auch den Berliner Staatsmännern der Gedanke, die weitaus überwiegende Zahl der deutschen Patrioten durch Beförderung der Einigung des Vaterlandes und durch Gewährung der so oft in Aussicht gestellten Reichsstände zu gewinnen und dadurch der befürchteten Revolution eine der ergiebigsten Quellen, aus der sie schöpfte, zu verstopfen. Alle Pläne gingen vielmehr darauf aus, hemmende Gegenmittel zu ersinnen, und darüber verlor man erheblich an Ansehen, ja unterstellte sich der Gewalt des Bundes, d. h. Oesterreichs. Dem Verlangen Metternichs auf radikale Beseitigung aller Verfassungen fügte sich Preußen zwar nicht, aber man einigte sich doch mit allen Regierungen über sechs Artikel, welche der Bundes-
1832 tag am 28. Juni 1832 annahm. Danach sollten die Regierungen jedem Verlangen ihrer Stände nach einer Schwächung der obersten Staatsgewalt entgegentreten, die Landstände aber sollten die zur Führung einer verfassungsmäßigen Regierung erforderlichen Mittel nicht verweigern dürfen, die Landesgesetzgebung sollte der Bundesgesetzgebung keinen Eintrag thun, jeder Angriff der Landtage auf den Bund verhütet werden, eine Bundeskommission sollte die Landtage überwachen, und die Auslegung der Bundesgesetze allein der Bundesversammlung zustehen. Die Beschlüsse über die Presse, Universitäten, die Burschenschaften wurden verschärft, Vereine und Volksversammlungen verboten.

Den Revolutionen und dem Verhalten der Westmächte gegenüber hielt Friedrich Wilhelm natürlich auch die Beseitigung des Bundes der Ostmächte für notwendig. In noch höherem Grade aber teilten diese Ansicht sowohl der Zar wie Metternich. Beide wollten den Grundsatz der Einmischung gegenüber dem französischen System festhalten, Nikolaus den Krieg gegen Frankreich, als den Herd der revolutionären Propaganda, beginnen. Dem versagte sich Friedrich Wilhelm, als ihn der Schwiegersohn in Schwedt besuchte, mit aller Bestimmtheit, aber als der Zar sich mit Oesterreich in Münchengrätz sowohl hinsichtlich der Türkei wie über den Grundsatz geeinigt hatte, jederzeit ihre vereinte Macht aufzubieten, um die rechtmäßige Intervention zu schützen, da fügte sich dem auch mit geringer Abschwächung
1833 Preußen, und am 15. Oktober 1833 ward der neue Vertrag zwischen den drei
15. Okt. Ostmächten gezeichnet.

Hieran schlossen sich wieder zur Bändigung der Revolution Minister-
1834 Besprechungen in Wien, die sich vom Januar bis zum Juni 1834 hinzogen und mit dem tiefsten Geheimnis umhüllt wurden. Inzwischen hatten wohl die Gemäßigten unter den Liberalen erkannt, daß durch das ungestüme Hetzen und hochverräterische, oder mindestens ungesetzliche Verfahren keine der liberalen Forderungen erreicht werden könne. Aber die Radikalen dachten in Verbindung mit ihren Genossen in Frankreich, Italien, der Schweiz und den Polen ernstlich daran zur Revolution zu schreiten und die giftigen Königsblumen abzumähen. Die Burschenschaften sprachen auf einer Stuttgarter Versammlung schon offen von der Revolution, die im Frühjahr bevorstehe, und in der That überfielen am 3. April 183

etwa fünfzig Verschworene die Hauptwache in Frankfurt a. M. Ihre Absicht, den Bundestag aufzuheben, vermochten sie natürlich nicht durchzuführen, da die von ihnen gehoffte, allgemeine Erhebung nicht erfolgte. So unüberlegt der ganze „Putsch" ins Werk gesetzt war, so war es doch unzweifelhaft der Beginn der Revolution, und ebenso ergab sich der Zusammenhang mit den Aufständischen im Auslande. Strenge Untersuchung und Bestrafung war daher umsomehr berechtigt, als eine gewissenlose Demagogenpresse sogar den freiesten Kommunismus predigte. Aber man weiß, wie leider auch in Berlin die Demagogen-Verfolgung in der gehässigsten Weise wieder aufgenommen wurde, und die Untersuchungs-Kommission, da sie hier keine Staatsverräter fand, lediglich Studenten dem Kammergericht zur Aburteilung überweisen konnte, welche Mitglieder der verfehmten Burschenschaften gewesen waren. Die Leiden, welche die jungen Leute zu ertragen hatten, sind aus der Schrift unseres mecklenburgischen Dichters Fritz Reuter „Ut mine Festungstid" noch heut weithin bekannt; wichtiger für das öffentliche Leben ist aber, daß der Staat in seinen Unterthanen eine so staatsbürgerliche Gesinnung erzogen hatte, wie sie einer der Verurteilten, der charaktervolle Historiker Max Duncker aussprach: „Mit Recht mußte ich büßen, weil ich mich gegen das Gesetz des Staates verfehlt hatte." Und niemand wird es bestreiten, wenn er hinzusetzt: „Wer aber nicht einmal in seiner Jugend die Welt nach seinen Idealen hat reformieren wollen, der wird im Mannesalter einen gar zu faulen und trägen Knecht im Weinberge des Herrn abgeben."

Zeichnung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (IV).
Im Besitze Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm II.
Das Handzeichen unter dem Bilde, eine Steinbutte darstellend, deutet auf den Scherznamen „Butt", welchen der Kronprinz in der königlichen Familie führte. Die Bemerkung „da wir auf der Kaiserwart gelegen" bezieht sich auf die Ankunft des Kaisers von Rußland.

Das Ergebnis der Wiener Konferenz entsprach nun zwar immer noch den weitergehenden Absichten Metternichs nicht ganz, indessen waren in den genannten sechs Artikeln, die als erneute Auslegung der Bundesakte und Schlußakte gelten sollten, doch Bestimmungen von solcher Schärfe niedergelegt, daß man sie nur teilweise zu veröffentlichen wagte, und welch' ein Triumph für Metternichs Politik war es, daß auch Preußen das Bundesschiedsgericht, welches über Streitig-

leiten der Landesverfassungen und die ständischen Rechte entscheiden sollte, anerkannt hatte!

Friedrich Wilhelm, voll damit einverstanden, daß dem revolutionären Beginnen mit festem Ernst entgegengearbeitet wurde, sprach dem Fürsten Metternich seine besondere Anerkennung für die unschätzbaren Verdienste aus, die er sich um das politische Erhaltungsprinzip erworben habe. Aber das durfte er doch, als er jene Beschlüsse veröffentlichte, der Wahrheit gemäß hinzusetzen, „in Preußen sei die Ruhe nie gestört worden; in dem Vertrauen und in der erprobten Zuneigung seines Volkes besitze er die zuverlässigste Bürgschaft für die Erhaltung des inneren Friedens“.

Dasselbe Prinzip der Erhaltung, das Friedrich Wilhelm hier lobte, bewahrte er auch in den europäischen Verhältnissen. Namentlich den Zaren, der sich bei aller Beteuerung der Ehrfurcht vor dem Schwiegervater doch nicht in seinen Plänen stören lassen wollte, mußte er wiederholt vom Kriege zurückhalten und für die Befestigung des nun einmal anerkannten Bürgerkönigtums in Frankreich wirken. Die gemeinschaftlichen Manöver der preußischen und russischen Heerscharen zu Kalisch sollten die Einigkeit beider Reiche der Welt verkünden, und in der That wurde der Dreibund zwischen Preußen, Rußland und Oesterreich im Herbst 1835 feierlich erneuert. Selbst als Rußland sich in der orientalischen Frage England näherte, führte dies doch nicht zu einer Spaltung des Dreibundes, vielmehr stand beim Tode des Königs die Erneuerung des alten Vierbundes bevor, und Preußen genoß in der europäischen Staatengemeinschaft ein Ansehen, welches durch die ehrwürdige Persönlichkeit des allmählich zum Nestor unter den Fürsten herangereiften Königs noch erhöht wurde. Die Hoffnungen, welche man dereinst auf eine feste Vereinigung des ganzen Deutschlands gesetzt, waren freilich nicht in Erfüllung gegangen, ja Preußen hatte dem Bunde Gerechtsame zuerkannt, die den eigenen freien Willen beschränkten, und auch als in Hannover der König Ernst August einen Verfassungsbruch beging, der einen Sturm des Unwillens hervorrief, wie ihn Deutschland noch nicht gekannt, änderte der König eine Politik nicht, deren Gewinn doch vornehmlich Oesterreich und den aus einander strebenden Kräften im Reiche zufiel. Aber die Beeinträchtigung der freien Selbstbestimmung empfand man damals als eine solche nicht in vollem Maße. Denn die Zusammenfassung aller Mittel und die gemeinsame Bekämpfung der Revolution durch alle Staaten war der Zielpunkt der damaligen Politik des gesamten Europa. Andererseits aber hatte Preußen inzwischen zwei mächtige Fundamente zur deutschen Einheit gelegt. In musterhaftester und gerechtester Verwaltung waren die verschiedenen Gebiets- und Landesteile, welche der Wiener Kongreß in so unseligen Spaltungen dem neuen Preußen zugewiesen, zu einer Einheit, zu einem Staat zusammengefaßt worden, und zugleich war als Ersatz für die fehlende politische eine wirtschaftliche Einigung Deutschlands gelungen, die mächtig auf jene zurückwirken mußte. Wie einst Friedrich Wilhelm I. durch seine straffe Zentral-Verwaltung und sein pflichttreues Beamtentum seinem großen Sohne die Wege gebahnt, so sollte auch jetzt für eine, wie späte Zukunft auch immer des Königs strenge und gerechte Verwaltung dem größten seiner Söhne die Bahn bereiten, und mit Fug und Grund durfte man sagen: „In Preußen macht der Staatsdienst fast selber die Verfassung aus“. — —

Denn — wenn wir nunmehr auf die innere Politik eingehen — so war man mit dem schon bei der Erwerbung Preußens, Schlesiens und anderer Länder

Die gemeinschaftlichen russischen und preußischen Manöver in Kalisch i. J. 1835.
Lithographie von W. Herz nach der Zeichnung von Geelhaar, auf 1/3 verkleinert. — Nach einem Exemplar im Märkischen Provinzialmuseum zu Berlin.

bewährten historischen Takt und doch mit dem festen Entschluß, keiner Provinz unter dem Vorwand besonderer Gerechtsame eine Ausnahme von der allgemeinen Verwaltungsordnung des Staates zu gestatten, alsbald nach dem Frieden zunächst an die neue Provinzialeinteilung der verschiedenen Ländermassen herangetreten. Und trotz des Widerspruches, der sich hier gegen eine Trennung bisher zusammenhängender, dort gegen eine Zusammenlegung bisher getrennter Bezirke erhob, war das Werk so glücklich gelungen, daß von den Provinzen, die damals gebildet wurden, noch heute Brandenburg, Pommern, Schlesien, Posen, Sachsen, Westfalen, Ost- und Westpreußen bestehen, und sich bis jetzt, nach längerer, aber nun wieder aufgelöster Vereinigung beider Preußen, nur die Zusammenziehung der in zwei Provinzen damals getrennten Rheinlande als dauernd notwendige Aenderung ergeben hat. Auf des Königs Verlangen traten die von Hardenberg nicht gewollten Oberpräsidenten an die Spitze jeder Provinz als Mittelspersonen zwischen dem Ministerium und den Unterthanen. Verwaltungsbeamte wie Richter haben leicht das Unglück, daß ihre Namen, wie ihre Mühen und Arbeiten dem Gedächtnis der Nachwelt verschwinden, wie auch die Mitwelt gewöhnlich nur von der Tüchtigkeit der ersten und obersten Beamten der Krone erfährt. Aber so außerordentlich war die Bedeutung der damaligen Oberpräsidenten, daß die Namen Vincke, Schön, Merkel, Sack und Zerboni noch heute im Munde der Westfalen, der Preußen, Schlesier, Pommern und Posener einen guten Klang haben. Doch

wie die neue Saat, angepflanzt auf heimischem Boden, im kommenden Jahr erst Blüten trägt, auch taube Früchte wohl zeitigt, bis sie nach Jahren erst ihre volle Kraft und Schönheit entwickelt, so verstand es sich auch von selbst, daß nur langsam und unter dem stillen Einfluß der Zeit die neuen Glieder die Pflichttreue des Staates schätzen lernen, sich selber mit ihr durchdringen und mit dem alten Staatskörper zu einem organischen Ganzen verwachsen konnten. Heilt doch auch eine Wunde nicht von gestern auf heute, und durfte man doch zufrieden sein, den Verband richtig und geschickt angelegt zu haben!

In Posen beherrschten — wenn wir uns den einzelnen Provinzen zuwenden — der französisch-freundliche polnische Edelmann und der römische Geistliche das Volk noch vollständig, der Handel war lahm gelegt, die Städte verödet, der Landbau vernachlässigt. Der Haß der Sarmaten wollte nicht an die dauernde Vereinigung mit Preußen glauben, erklärte offen genug das Land für einen besonderen Staat im Staate, und die Abneigung der Bauern gegen den adeligen Grundherrn, „den Pan", wurde durch das wilde Hetzen der Priester so unglücklich überbrückt, daß die drei wichtigsten Stände sich im Haß gegen Preußen zusammenfanden. Dem vereinigten nationalen und religiösen Widerstande, der Abneigung der Polen gegen deutsche Ordnung, Bildung und Sauberkeit gegenüber genügte das Wohlwollen, welches die preußische Regierung bis zur Schwäche übte, nicht. Fürst Radziwill, den der König, das Polentum zu ehren, als Statthalter neben dem Oberpräsidenten Zerboni di Sposetti eingesetzt, war tief unglücklich, als an die Stelle der von ihm in Aussicht gestellten Verschmelzung nur allzu deutliche Anzeichen von Aufstandsversuchen sichtbar wurden, die dann in der großen Polenrevolution gegen Rußland offen hervortraten. Trotzdem schritt das deutsche Wesen zwar langsam, aber namentlich durch vielfach gegründete Unterrichtsanstalten stetig vor, und seine Segnungen machten sich in dem Verschwinden der Karbatsche, in der strengen Ordnung der bäuerlichen Verhältnisse, der Einführung der preußischen Agrargesetze von 1811 für den Bauern, in der Umbildung der Naturalin die Geldwirtschaft, der Befestigung des Gutsbesitzes durch die Gründung der landwirtschaftlichen Kreditanstalt für den Adel, und in der Neubelebung von Handel und Wandel, der Herstellung der bürgerlichen Ordnung für die Städte allmählich bemerkbar. —

Wie eigentümlich die Schwierigkeiten in Sachsen waren, erkennt man daraus, daß diese Provinz aus zweiunddreißig verschiedenen Territorien zusammengesetzt war, und ihr auch der Grundstock der Mark, die Altmark, zugefügt wurde. Und wie verschieden die wirtschaftlichen Interessen der Obersachsen in Thüringen, der Niedersachsen in der Altmark waren, wie wenig die Elbe für einen großen Teil des Landes in Betracht kam, ersieht man daraus, daß die Frage erörtert werden mußte, ob Merseburg oder Magdeburg die Hauptstadt der Provinz werden sollte. Adel und Bürgerschaft vertauschten nur mit Widerstreben die Kautenkrone mit dem schwarzen Adler und hegten eine entschiedene Abneigung, aus der weichen sächsischen Herrschaft unter das straffe preußische Regiment mit seinem Steuerdruck und seinen Militärlasten zu treten. Aber den scharfen Ausdrücken einer solchen Gesinnung steht doch schon ein maßvoller, besonnener Ton in mannigfachen Predigten bei der Huldigung für den neuen Landesherrn gegenüber, die bei offenem Ausdruck der Trauer um das Ausscheiden aus dem sächsischen Verbande doch das volle Vertrauen zu dem pflichtgetreuen und gerechten Sinn der Hohenzollern aus-

sprechen. Und man wird nicht zweifeln, daß sie so nicht gehalten werden konnten, wenn sie nicht eine verwandte Saite in den Herzen der Zuhörer angeschlagen hätten. Mit glücklichem Griff hatte Hardenberg für diese Provinz Friedrich von Bülow zum Oberpräsidenten ausgewählt, der die Ueberlegenheit der monarchischen preußischen Formen mit taktvoller Schonung der Wünsche des bisher allmächtigen Adels zu verbinden wußte. Vornehmlich aber leistete der Vizepräsident des am schlimmsten verwahrlosten Erfurter Regierungsbezirks, von Motz, Ausgezeichnetes, und das überraschend schnelle Wachsen und Gedeihen der Provinz in wirtschaftlicher Beziehung, die Sorgfalt, die ihren Schulen und anderen Einrichtungen jetzt zugewendet wurde, führte alsbald einen Umschwung in der Gesinnung herbei, der das Trostwort des Königs bei der Uebernahme dieser Lande: „Wir sind ja doch alle Deutsche“, in das gesunde, preußische Ehrgefühl verwandelte.

Ebenso gelang der umsichtigen Verwaltung des Oberpräsidenten von Sack die Vereinigung der Neuvorpommern mit ihren pommerschen Stammesgenossen, die man als Verschmelzung zweier Nationen, nämlich der deutschen und der schwedischen, für unendlich schwierig gehalten, in kurzer Zeit, und bald söhnten sich auch hier die großen Grundbesitzer, d. h. der Adel, die Stadt Stralsund und die Universität Greifswald, mit dem strengen monarchischen Regiment aus.

Ungeheuerlich waren dagegen nahezu die Schwierigkeiten zu nennen, die in den beiden rheinischen Provinzen von den Oberpräsidenten von Ingersleben und Grafen von Solms-Laubach zu überwinden waren. Der Leichtlebigkeit des Rheinländers war die herbe preußische Art von vornherein unwillkommen, der schnelle Wechsel der geistlichen Fürsten hatte das Band der Treue, das sonst in monarchischen Staaten Fürst und Unterthanen verkettet, nicht schmieden können, ihr meist verwahrlostes Regiment hatte die Rheinländer mit so tiefer Abneigung gegen jede monarchische Form erfüllt, daß die Gedanken der Revolution gerade hier bekanntlich auf ganz besonders empfänglichen Boden gefallen waren. So laut tobte in den Rheinlanden der Haß des Bürgers gegen den Adel, daß man schlechthin die Edelleute von der Verwaltung ausschließen, nur bürgerliche und nur einheimische Beamte dulden wollte, und die soziale Gleichheit als Palladium der Menschenwürde galt. Die staatserhaltende Kraft eines grundbesitzenden und mit dem Lande verwachsenen Adels war hier durch dessen Verluste in den Stürmen der Zeit fast niedergebrochen, und französische Gesinnung, die Begeisterung für die Ideale des Jahres 1789 belebte Köpfe und Gemüter, französische Sprache galt als die Umgangssprache der vornehmen Leute. Und trotz der republikanischen Schwärmerei wurzelte der katholische Glaube so fest in den Herzen, daß der Haß gegen den evangelischen Staat der Bevölkerung wie ein Gebot der religiösen Ueberzeugung erscheinen mochte. Aber gerade die Gerechtigkeit der preußischen Regierung, die einsichtige Förderung der wirtschaftlichen Bedürfnisse, namentlich der Bau der Rheinbrücken, die entschiedene Abwehr gegen die Versuche Hollands, das Land in wirtschaftliche Abhängigkeit zu ziehen, die liebevolle Pflege der Kunstschätze, des arg vernachlässigten Schulwesens, der Einfluß der neuen Universität zu Bonn, die Verknüpfung mit dem innern Deutschland hat im Laufe der Zeit das Bewußtsein der deutschen Zugehörigkeit in diesem Stamm wieder zu wecken gewußt, und aus dem Volk, von dem man Aufstände gefürchtet, wurde allmählich wieder der Wächter gegen alle französischen Uebergriffe. Schon war das Land im Begriff gewesen, seines Deutschtums sich zu entäußern und die gallische Nationalität anzuziehen,

da hat es, man darf sagen im letzten Augenblick, die preußische Verwaltung für Deutschland wiedergewonnen und die entartete Tochter zum mütterlichen Herzen zurückgeführt. Doch erst die Folgezeit lehrte, welch unermeßlicher Segen es für die ganze deutsche Nation war, daß der Rhein von Bingen bis Emmerich in preußischen Händen deutschem Handel und Verkehr wieder dienstbar wurde.

Noch heute aber kennt man die Wirksamkeit des wanderlustigen Vincke in seinem geliebten Westfalen! Namentlich das alte kurkölnische Herzogtum Westfalen und das ehemalige Bistum Paderborn wurden von Vincke vollkommen umgestaltet. Kaum auszusagen ist es, wie verkommen und verwahrlost hier alle Zustände waren. Schon die Trägheit des Krummstabes hatte für die Entwickelung des Landes verhältnismäßig wenig gethan, aber, was auch einzelne Bischofe Tüchtiges geleistet hatten, jetzt hatte die Geißel König Jeromes auch die letzte Blüte zu vertilgen gewußt. Unermüdlich pilgerte Vincke von einem Bauernhof zum anderen, unermüdlich war er, den vielen und großen Bedürfnissen abzuhelfen, und durch ein weitverzweigtes Straßensystem zu Lande und zu Wasser, durch Begründung von Schulen, die längst begonnene Schiffbarmachung der Ruhr, später der Lippe wurden endlich den ganz verarmten Bewohnern die Reichtümer ihrer roten Erde erschlossen.

Auch die alten Provinzen bedurften einer vollen Wiederherstellung, da namentlich Ostpreußen und Brandenburg durch die Bosheit und ingrimmige Wut Napoleons schamlos verwüstet waren, und der Zorn des Imperators über die Erhebung des gnadenreichen Jahres bis zur Leipziger Schlacht mit genauester Grundlichkeit vernichtet hatte, was etwa noch an Wohlstand übrig geblieben. Doch auch hier gelang der seltenen Tüchtigkeit des Oberpräsidenten von Auerswald in Ostpreußen, Schöns in Westpreußen, Merkels in Schlesien und des Präsidenten von Bassewitz in Brandenburg ein Werk, das fast so groß war, wie einst die Riesenarbeit des Großen Kurfürsten.

Nur sehr langsam und sehr allmählich konnten die weit und tief klaffenden Wunden heilen, und die entsetzliche Schuldenlast, unter welcher der Staat seufzte, die schwere Bedrangnis, unter welcher der einzelne Unterthan, wes Standes er auch war, fast erlag, dauerte noch viele Jahre und hielt weite Schichten der Bevölkerung noch lange von jeder Teilnahme am öffentlichen Leben zurück. Sogar die Durchführung der Städteordnung mußte mehrfach und namentlich in den neuen Provinzen zurückstehen. Denn auch die politische Litteratur des Tages verlangte wohl Verfassung und Teilnahme der Nation an der Gesetzgebung so im Staate wie im Reich, daß aber die Selbstverwaltung ihr Grund, ihre Voraussetzung und Schule sei, ward oft noch völlig übersehen. Aber wenn man hinblickt auf dieses Gewirr von Landschaften und Interessen, dieses Durcheinander von Liebe und Haß, Vertrauen und Abneigung, dieses Gemengsel der an die verschiedensten Verwaltungen, Gesetze, Gebräuche und Sitten gewohnten Volker, wenn man auf der einen Seite ein heftiges Vordrängen, auf der anderen eine ängstliche Zurückhaltung bemerkt und hier leidenschaftliche Bestrebungen nach Neuerungen wahrnimmt, welche eine noch unabgeklarte staatsrechtliche Theorie predigte, und wenn man dort ein rücksichtsloses Zurückdrangen nach Zuständen findet, welche einer toten Welt angehorten, so begreift man, welch gewaltiges Werk staatsmännischer Weisheit es war, trotz dieser Verschiedenheiten die Einheit des Staates zu schaffen und in allen Unterthanen die gemeinsame Liebe zu einem Vaterlande zu erwecken.

Je nachgiebiger man aber in diesem Bestreben den Wünschen und Neigungen der einzelnen Provinzen entgegenkam, umsomehr mußte die Zusammenfassung aller Zweige dieses vielgestaltigen Völkerlebens das erste Gesetz in der obersten Verwaltung sein. Die Natur der Sache zwang Hardenberg hier auf die Ideen Steins, auf die Herstellung des Staatsrats, der er einst durch seine eigene Kanzlerwürde aus dem Wege gegangen, zurückzugreifen. Ja die möglichste Einheit und Kraft in die oberste Staatsverwaltung zu setzen, war um so notwendiger, als das wankende Vertrauen des Monarchen zu seinem Kanzler den persönlichen Verkehr und den unmittelbaren Vortrag, in welchem Stein die erste Grundbedingung einer gedeihlichen Entwickelung gesehen, zu einem stets selteneren werden ließ. In dieser Beziehung hat sich der Chef des Militär-Kabinetts, der einsichtige, überaus sorgsame und arbeitsfreudige General von Witzleben, der die Verfassungspläne Hardenbergs stets mit vollem Beifall verfolgte und doch die Gunst des Monarchen behielt, durch seine beschwichtigende Vermittelung oft hohe Verdienste erworben. Ueberdem war Hardenberg seit der Ernennung von selbständigen Fachministern im wesentlichen auf die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beschränkt, und seine Machtstellung als Kanzler hatte daher im Laufe der Jahre ihren Grund und ihre Bedeutung eigentlich verloren. Ferner aber standen auch viele hohe Beamte in scharfem sachlichen und persönlichen Gegensatz zum Kanzler, und unverkennbar lag darin eine Gefahr für die einheitliche Zusammenfassung der Staatsgeschäfte, die um so größer wurde, wenn er sich in gehässigem Tadel äußerte. Schön sprach solchen in seiner Selbstgefälligkeit oft und laut genug aus und redete z. B. von den Menschen, die das Volk in den Maschinendienst vor 1806 zurückbringen wollten. Man mußte daher irgend eine Form finden, in welcher die Ueberfülle von Kraft und Tüchtigkeit der damaligen hohen Beamten zu einem gemeinsamen Wirken vereint und in ersprießlicher Harmonie zusammengefaßt werden konnte.

So ergab sich denn die Wiederbelebung des Staatsrates aus der Natur der Sache, und am 20. März 1817 trat er nach einer hundertjährigen Verzauberung und zwar im wesentlichen nach Steinschen Grundsätzen ins Leben. Aus den königlichen Prinzen, den Ministern, den Chefs der Zentralbehörden und vierunddreißig durch königliche Ernennung Berufenen bestehend, sollte er, wie Stein es gewollt, die Gesetzgebung, die allgemeinen Verwaltungsvorschriften, die Kompetenzstreitigkeiten und die mit Absetzung bedrohten Amtsvergehen behandeln. Die eigentliche Leitung und Kontrolle aber der sämtlichen Ministerien, wie Stein sie dem Staatsrate hatte zuweisen wollen, wurde in eine Prüfung derjenigen unmittelbar dem Könige eingereichten Beschwerden abgeschwächt, welche dieser ihm zuschrieb.

Doch schwand, wie wir sahen, die Bedeutung des Staatrates infolge der großen Meinungsverschiedenheiten seiner Mitglieder seit dem Jahre 1827 mehr und mehr dahin, und da mit Hardenbergs Tode auch die Kanzlerwürde fortfiel, so vereinigten sich die sämtlichen Staatsgeschäfte wieder allein in der Person des Königs, und dieser verkehrte unmittelbar mit den einzelnen Fachministern. Mehrfache Versuche, zurückzukehren zu den Provinzialministerien, wie sie Schön, aber auch Motz vorschlugen, oder gar das Präfektursystem einzuführen, scheiterten an der Einsicht des Königs, und nach der Einführung der Provinzialstände mußte man bei den Fachministerien umsomehr bleiben, als sie die Einheit in der Verwaltung aufrecht erhielten. Nur bekamen die Oberpräsidenten 1824 erweiterte

Befugnisse und den Vorsitz im Regierungskollegium der Provinzialhauptstadt. „Denn die politische Einheit des Staates ist", wie Eichhorn treffend ausführte, „ganz etwas anderes als der Komplexus seiner Teile." „Daraus folgt aber", so fährt er fort, „was ich für den ersten aller Verwaltungsgrundsätze ansehe, daß die Verwaltung von ihrem höchsten Punkt bis zum untersten eine ununterbrochene Reihe bilden und die oberste Hand noch in dem untersten Druck fühlbar sein muß. Wo das nicht ist, kann man weder für die Güte der Normen noch für die Ausführung stehen. Der politische Ausdruck der Einheit aber ist — man fühlt sich an Friedrich Wilhelm I. gemahnt — die Subordination; wo in einer Reihe Koordination eintritt, da sind zwei und nicht mehr eins."

Wo aber wäre die Subordination kräftiger ausgebildet gewesen, als im Heerwesen? Und diese glorreichste Darstellung der preußischen Staatseinheit, die wunderbare Verwirklichung des Einsseins von Staat und Volk, die allgemeine Wehrpflicht durfte selbstverständlich nicht geschmälert werden. In der That aber erhoben sich schon bald nach dem Kriege von entgegengesetzten Seiten Stimmen des Widerspruchs, indem die einen für die gebildete Jugend eine möglichst kurze, wo möglich nur dreitägige Uebung im Jahr für völlig ausreichend zur militärischen Ausbildung erklärten, die anderen aber die Rückkehr zum altpreußischen System empfahlen. Jene handelten in blinder Ueberschätzung der Leistungen der Landwehr, die immer mehr in die Herzen der Bevölkerung hineinwuchs, diese in ebenso blinder Besorgnis vor den Gefahren eines bewaffneten Volkes. Aber zu herrlich war der Same, den Scharnhorst in dies fruchtbare Erdreich gelegt, aufgegangen, zeigte seine zeugende Kraft zu deutlich und verzweigte und verästete sich im preußischen Volke immer weiter und weiter. Friedrich Wilhelm hielt unentwegt fest an ihm und befand sich darin in vollster Uebereinstimmung mit seinem Kriegsminister von Boyen, von dem er dagegen über die Frage des Zusammenhanges zwischen der Landwehr und der Linie insoweit abwich, als der König die Vereinigung beider, Boyen aber die Trennung der beiderseitigen Offizierkorps wollte. Zuletzt siegte, als Boyen seinen Abschied nahm, der König. Sehr schlimm wirkte gerade hier die traurige Finanzlage, da sie nicht sowohl eine nur mangelhafte Bewaffnung und Ausrüstung der Armee zuließ, als auch die Präsenzziffer bis auf weniger als ein Prozent der Bevölkerung, nur auf 115000 Mann festzusetzen verlangte. Von dem Gedanken, der lediglich dem finanziellen Elend entsprossen, daß ein möglichst kleines, nur notdürftig versorgtes Heer der Nation die geringsten Kosten verursache, kam man damals so wenig los, wie ihn noch spätere Geschlechter verfochten. Und nichts ist doch wahrer, als daß bei geringer Truppenzahl des stehenden Heeres im Falle eines Krieges um so mehr alt gediente Leute zur Fahne einberufen werden müssen, und mithin unter allen Umständen das wirtschaftliche Dasein einer viel größeren Zahl von Familien in Frage gestellt wird, und die vorzeitige Entziehung vieler Kräfte den nationalen Reichtum unendlich schädigt. Kaum die Hälfte der Dienstfähigen konnte in das Heer eingereiht werden, und schon empfahlen Generale, um nur etwas mehr Mannschaften auszubilden, den Uebergang von der drei- zur zweijährigen Dienstzeit. Die Zahl der Offiziere war so gering wie möglich bemessen, und auch deren Avancement blieb, da man Pensionierungen scheuen mußte, unendlich langsam. Selbst der Generalstab hatte noch nicht die Hälfte der für den Kriegsfall notwendigen Offiziere. Doch übten Grolmann sowohl wie auch sein Nachfolger Müffling im Generalstab

ine ausgedehnte Thätigkeit, und Müffling, der alte Gegner Scharnhorsts, verteidigte jetzt sogar dessen Ideen. Von ungeahnter Folge wurde die 1821 vollzogene Trennung des Generalstabes vom Kriegsministerium namentlich für die spätere Zeit, als dieses in die Kämpfe eines Parlaments verwickelt wurde. Immerhin erhielt sich das Heer trotz der durch die Geldnot hervorgerufenen Uebelstände in seinem Kern vollkommen gesund und auf der Höhe. Ja es ward allmählich und in dem Maße, als die sittliche Idee der allgemeinen Wehrpflicht Gemeingut des Volkes wurde, die wichtigste Erziehungsanstalt zu einer staatlichen Gesinnung und bewährte sich als der wesentlichste Faktor für die Einheit.

Ebenso tief wie das Heerwesen berührte auch die Schule den Gesamtumfang der staatlichen Interessen. Es ist begreiflich, daß in den Jahren der Unterdrückung für das Unterrichtswesen die Mittel nur knapp bemessen gewesen waren, und in den neuen Provinzen, namentlich soweit sie unter Napoleons Herrschaft gestanden, war es, wie bemerkt, fast durchgängig im elendesten Zustande. Minister von Altenstein, der 1817 an seine Spitze trat, urteilte wohl nicht zu ungünstig, wenn er sein Departement „beinahe verholzt und eingeschrumpft" nennt, „es müsse erst wieder belebt und in Bewegung gesetzt werden". Doch ihm und seinen Mitarbeitern, vorzüglich dem hochgesinnten Süvern, der Stein als den „Eckstein, Grundstein und Edelstein der Nation" schwärmerisch verehrte, und dem frommen Nicolovius gelang es, Ausgezeichnetes zu leisten. Unerschütterlich hielten sie den von Friedrich Wilhelm I. gewonnenen Gedanken der allgemeinen Schulpflicht fest, ja, auf ihm weiter bauend, meinten sie gerade ein allgemeines Schulgesetz entwerfen zu sollen, das dem ganzen Deutschland zum Muster dienen könne. Denn Preußen müsse, so faßte Altenstein in treuer Fortarbeitung der Reformgedanken der großen Zeit die Aufgabe, „durch einen eigentümlichen Charakter von Ernst und Reife mit den gebildetsten Völkern Europas um den Vorrang buhlen".

Das Gesetz blieb zwar Entwurf, denn brennendere Aufgaben hatte die Zeit zu erfüllen, und der Beruf zur Gesetzgebung blieb ihr, nachdem so schwere Umwälzungen gelungen, eine so einschneidende Gesetzgebung erfolgt, versagt. Um so erfolgreicher war die Praxis. Bald wurden die Elementarschulen von mehr Kindern als in anderen Großstaaten besucht und von Lehrern unterrichtet, die in zahlreichen neuen Seminarien vortrefflich vorgebildet wurden, und denen Männer wie namentlich Diesterweg voran leuchteten. Die Pflicht, den Religionsunterricht nach dem Bekenntnis der Mehrheit der Schulgemeinde als Hauptgegenstand des Unterrichts zu pflegen, wurde nachdrücklich betont, Simultanschulen nur im Falle der Armut der Gemeinden zugelassen.

Mit Begeisterung lebten und webten die gebildeten Stände in der Antike, und wie man an der Energie des römischen Staatsgedankens den eigenen geschärft hatte, so vertiefte man sich auch mit Inbrunst in die griechische Welt des Schönen. Nachdem Voß durch seine Uebersetzung der homerischen Gesänge die Bahn gebrochen, erfüllte sich der Wunsch Friedrichs des Großen mehr und mehr, die Schriften der Alten wurden, wie vorzugsweise die platonischen durch Schleiermacher, dem deutschen Volk in seiner Sprache vorgelegt. Mit vollem Sinn gingen die Leiter des Unterrichts auf die Pflege des klassischen Altertums ein, das ihnen selbst die Freude des Herzens war. So ist es begreiflich, daß die Gymnasien und Universitäten eine vorzügliche Berücksichtigung fanden. Im

Johann Gottfried Schadow
nach dem 1832 entstandenen Gemälde von Julius Hübner (1806–1882 in der Nationalgalerie zu Berlin.

Jahre 1825 bestanden schon 133 Gymnasien, und wie ein Vater sorgte Altenstein, sorgten Süvern und ganz vorzüglich Johannes Schulze für sie.

Selbst die Kunst erlebte damals in Berlin trotz der kümmerlichen Lage des Staates frohe Tage und bewährte ihre erziehende Wirkung. Noch wirkte Joh. Gottfr. Schadow, den schon Friedrich Wilhelm II. nach Berlin berufen, daselbst, der Schöpfer der Quadriga auf dem Brandenburger Thor, und verewigte mit seiner kunstgeübten Hand die Großthaten der Befreiungskriege durch die Werke seines Meißels zu dauerndem Gedächtnis. Der Sinnesart seines Hauses getreu ehrte Friedrich Wilhelm die Helden des Krieges durch tiefe königliche Dankbarkeit. Den sterbenden Blücher auf seinem Krankenlager in Krieblowitz bei Breslau noch einmal zu besuchen, ließ er sich nicht nehmen, und dem Meister Christian Rauch, der das ergreifende Denkmal seiner Gemahlin, der Königin Luise, draußen im Mausoleum in der Einsamkeit des Charlottenburger Parks geschaffen, übertrug er die Aufgabe, den Generalen Blücher, Scharnhorst, Bülow Denkmäler zu errichten, denen später die von York und Gneisenau folgten. Der ganzen Nation zu Ehren und zum Gedenken ließ er durch Rauch und Schinkel das Denkmal auf dem Kreuzberg errichten. Schinkel aber wurde für die Architektur der aufblühenden Hauptstadt der Begründer einer neuen Epoche. Auf dem Kreuzberg hatte er den gotischen Stil angewandt, in der neuen Wache, dem Denkmal Blüchers gegenüber, zeigte er die überwältigende Kraft der dorischen Säulen. In freier Verbindung eigener Gedanken mit dem Geist der Antike schuf er das Schauspielhaus, das Museum mit der Säulenhalle, die prächtige Schloßbrücke. Damals erst fing Berlin an, eine schöne Stadt zu werden. Schauspiel und Oper aber, die kein geringerer als der reizbare Spontini leitete, überhaupt das Theater erfüllte damals die weitesten Kreise der Hauptstadt mit dem lebhaftesten Interesse.

Karl Friedrich Schinkel.
Nach dem Gemälde von Karl Krüger (geb. 1810, thätig in Berlin). Auf etwa die Hälfte verkleinert

Der ehrsame Bürger wußte zwar nichts von den Größen der Universität und Akademie, selbst die alle Gebildeten in ihre Kreise ziehende Philosophie Hegels berührte ihn nicht, sondern nach alter Weise pflegte er am Biertische zu zechen, über die außerdeutschen Verhältnisse — denn über die heimischen durften die beiden Zeitungen, die Vossische und die Spenersche noch kaum berichten — zu kannegießern, und nimmer hätte er es sich verziehen, auf den Wiesen des benachbarten Fischerdorfes Stralau zu fehlen, wenn dort alljährlich im August das Fest des Fischfanges gefeiert wurde. Denn gar zu ergötzlich erschienen ihm die plumpen Späße, welche dies Volksfest würzten. Doch — merkwürdig — auch ein Gelehrter wurde in Berlin damals wirklich volkstümlich, der Arzt E. L. Heim. Durch die Sicherheit seiner Diagnose genoß er den Ruf als beinahe unfehlbarer „Arzt von Gottes

Christian Daniel Rauch.
Ausschnitt aus dem Kupferstich von Friedrich Eduard Eichens (1804—1877) nach dem Gemälde von C. L'Allemand. Auf etwa 1/3 verkleinert.

Gnaden" und durch seine charaktervolle Persönlichkeit gewann er die ausgedehnteste Liebe bei Hoch und Niedrig.

Dr. Ernst Ludwig Heim in seinem Sprechzimmer.
Kupferstich aus dem J. 1822 von Gebrüder Henschel (arbeiteten in der ersten Hälfte des 19. Jahrh.), auf 2/7 verkleinert.

Für die Hochschule zu Berlin aber wurden überraschend viel Mittel aufgewandt. Wesentlich zu ihren Gunsten erhielt die königliche Bibliothek damals eine erhebliche Ausdehnung und feste Einnahme, die hervorragendsten Männer waren als Lehrer für sie gewonnen, und nicht zum letzten durch Hegel wurde Berlin mehr und mehr ein geistiger Mittelpunkt. Das Meiste aber geschah hierfür doch, als Alexander von Humboldt 1827 nach Berlin zurückkehrte und hier nun auf Jahrzehnte hinaus einen Einfluß erlangte, wie ihn seitdem ein einzelner Gelehrter nicht wieder gewonnen hat.

Doch in Preußen verstand es sich von selbst, daß das geistige Leben

nicht nur zentralisiert, sondern in einzelnen Kanälen durch das ganze Land geleitet werden müsse. Daher sollte neben die Berliner Hochschule nun ebenfalls in jeder Provinz eine Universität treten. Es ist in der That ein außerordentlich bemerkenswertes Zeichen für den geistigen Inhalt dieses Staates, für seine kulturfördernde Macht, wie für die hohe ethische Auffassung, die seine Lenker von ihrer Aufgabe hatten, daß trotz der Fremdherrschaft die Universität Berlin und jetzt wieder trotz der drückenden Beschränktheit der Mittel die Universität Bonn neu gegründet, zwei andere Hochschulen, Halle und Breslau vollständig umgestaltet wurden.

Alexander von Humboldt.

Kupferstich von Joh. Joseph Freidhoff (1768–1818) nach dem Gemälde von Friedrich Georg Weitsch (1758–1818). Auf etwa ⅓ verkleinert.

Wohl erweckte die Verlegung der Frankfurter Universität nach Breslau, mehr noch die Zusammenfassung der eingegangenen und zerstörten Universitäten von Erfurt und Wittenberg in die eine zu Halle, und am meisten die Wahl der Stadt Bonn für die rheinische Universität partikularistische Schmerzen, ja wohl auch den klerikalen Zorn. Aber eben die landschaftlichen Absonderungen zur staatlichen Einheit abzuklären, war ja die große Aufgabe, und die Versöhnung der strengen kirchlichen Partei mit dem Wesen des Staates, die Vermeidung kirchlicher Streitigkeiten durch die Erziehung des Klerus in der freien Luft einer deutschen Hochschule die Absicht. Ohne Frage mußte es von unberechenbaren Folgen werden, daß der Staat neben der katholischen Akademie zu Münster nunmehr zwei paritätische Universitäten, die zu Breslau und die zu Bonn besaß. Denn „der Jugend den Grundton für die Gesinnung des Lebens zu geben“, das war, wie Hardenberg dem nach Bonn berufenen E. M. Arndt schrieb, das nicht allein wissenschaftliche, sondern auch sittliche Ziel, dem die Universitäten dienten. Und wenn, wie wir es gesehen haben, Zeiten kamen, in denen die preußische Regierung in beklagenswerter Ueberschätzung einzelner Ausschreitungen und in der Annahme staatsgefährlicher Pläne der studierenden Jugend und ihrer Lehrer zu strengeren Maßregeln gegen die Universitäten griff, so hielt sie doch auch damals an dieser Ueberzeugung fest: nur daß die Befürchtung, als ob die Lehrer der Jugend eine revolutionäre Gesinnung einflößten, in dem angenommenen Maße gewiß nicht zutraf. Die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung oder Lehre aber hat sie doch nie beschränkt, und von der Unterrichtsverwaltung geschah alles, um die Universitäten durch den Sturm unversehrt hindurchzuführen.

Der Stralauer Fischzug.
Kupferstich eines unbekannten Künstlers, auf etwa die Hälfte verkleinert.

Wenn aber durch die Gründung der paritätischen Hochschulen ein Grundsatz des Staates, das der gleichmäßigen Schätzung der Religionsbekenntnisse, einen schönen und fruchtbringenden Ausdruck gefunden hatte, so erfaßte der König seine Stellung zur evangelischen Kirche mit dem tiefsten Ernste seiner wahrhaftigen, schlichten Gottesfurcht. Wir wissen, daß schon seit den Tagen des Uebertritts des Kurfürsten Johann Sigismund zum reformierten Bekenntnis die Vereinigung der beiden evangelischen Kirchen das Streben unserer Herrscher gewesen und unter heftigen Angriffen festgehalten worden ist, ja die Vereinigung selbst mit der katholischen Kirche war zeitweise sehr ernstlich ins Auge gefaßt worden. Der Endpunkt aller religiösen Ueberzeugungen kann seinem Begriff nach nichts anderes sein, als die Anbetung Gottes durch die gesamte Menschheit im Geist und in der Wahrheit, sie muß also zur Gleichmäßigkeit, zur allgemeinen Kirche führen. Und wenn Friedrich Wilhelm I. in den zwischen dem lutherischen und dem reformierten Bekenntnis streitigen Punkten nur Pfaffengezänk gesehen hatte, so traf er damit zwar die Aeußerungen, in welcher sie sich kundgaben, völlig richtig, aber er unterschätzte dabei den sachlichen Unterschied, der, man darf vielleicht sagen, mehr in der Gründlichkeit des deutschen Denkens und in der religiösen Innigkeit und Selbständigkeit des deutschen Gemütslebens, als in der biblischen Lehre begründet ist. Sein schlichter Sinn faßte nicht sowohl die trennende Kraft der Unterschiede, als vielmehr die vereinende Macht, die in der wirklichen Bethätigung der Lehre im Leben sich kundgiebt. Wohl hatte am Ende des Jahrhunderts eine kirchliche Gleichgiltigkeit, eine verstandesmäßige Ueberhebung über die biblischen Wahrheiten Platz gegriffen, aber auf die Dauer kann sich kein Volk, am allerwenigsten das

deutsche, mit einer nur kritischen Betrachtung der religiösen Urkunden begnüge
Denn das Bewußtsein, eine theologische Streitfrage entschieden zu haben, bie
dem schwächtvoll abmenden Herzen des Deutschen weder den Frieden des Gemü
noch die Festigkeit des Charakters. Und tiefer noch als der Trieb zur Erforschu
und kritischen Sichtung der kirchlichen Lehre ist gerade dem Deutschen die Sehn
sucht in die Seele gepflanzt, das hohe Lied von der christlichen Liebe in seine
Leben zur Wahrheit zu machen und die Gemeinschaft in der Kirche zu pflegen, w
verschieden man auch über die einzelnen Heilslehren denken mag. Damit aber i
zugleich das sicherste Gegengewicht gegeben gegen die in der evangelischen Selbständig
keit und der eigenen Verantwortung des Einzelnen allerdings liegende Gefahr d
die Kirche bedrohenden Sektenbildung. Und wenn wir jetzt nur wie in einen Spieg
schauen, wissen wir nicht, daß es doch das eine und gleiche Spiegelbild sein mu
das wir, wenn auch unter der Brechung des Glases oder je nach unserm Auge
winkel verschieden sehen? Nur die Heftigkeit eines zweihundertjährigen Kampfe
hatte die immer wieder angefochtene und doch gewisse Wahrheit verdunkeln konne
daß alle Bestrebungen nach religiöser Wahrheit im Frieden mit einander bestehe
können, wenn sie nur die Selbständigkeit der Gewissen unangetastet lassen und
Lehre und Kultus der andersgläubigen Kirche die Wahrheit des religiösen Gemü
achten gelernt haben. Allmählich hatte nun aber in Preußen die bürgerlich
Gleichstellung beider Bekenntnisse, wie sie durch seine Herrscher begründet wa
im Leben des Volkes fortgewirkt, und ihr war durch gemischte Ehen, wie sie na
dem Beispiel des Fürstenhauses immer häufiger wurden, der Familienzusammen
schluß gefolgt. Reformierte wie lutherische Geistliche, Sack und Borowsky, vo
nehmlich aber Schleiermacher waren seit Beginn des Jahrhunderts auch für d
kirchliche Gemeinschaft beider evangelischer Bekenntnisse eingetreten. Und w
denn nicht gerade das so köstlich an der Erhebung gegen die Unterdrückun
Napoleons gewesen, daß sie die Herzen wieder zurückgewandt hatte zu Gott
Daß man einträchtig und einmütig, wie nie zuvor schlechthin die göttliche Führun
anerkannt und ohne Unterschied der menschlichen Auslegungen über den Erlös
des Menschengeschlechts und sein Werk gedankt hatte für die Erlösung aus d
Knechtschaft? — So war denn in Preußen der Boden wohl bereitet, daß wenigste
die beiden Schwesterkirchen, die aus der evangelischen Lehre entsprossen, sich wied
zu der ursprünglichen Einheit zusammenfinden konnten.

Gleich nach dem Frieden hatte der König die für beide Bekenntnisse gemei
samen Konsistorien wieder hergestellt, zum Januar 1817 die lutherischen u
reformierten Geistlichen zu gemeinsamen Synoden berufen, eine Kommission z
Ausarbeitung einer gleichmäßigen Liturgie eingesetzt und endlich am 27. Se
tember 1817 eine vom Bischof Eylert abgefaßte, von den ersten Theolog
Berlins begutachtete Ansprache an die Konsistorien veröffentlicht. Ausgehend v
dem Grundsatze, daß das Wesentliche die Spendung des Abendmahles nach d
biblischen Worten selbst sei, deren Auslegung aber Sache der gewissenhaften Selb
prüfung des Einzelnen, verkündigte der König seinen Entschluß, am Reformation
feste mit den Lutheranern gemeinsam das Abendmahl zu feiern. Nach langem Stre
und Hader war die dritte Wiederkehr des Reformationsfestes, der 30. Oktober 181
der Tag, an welchem sich in Preußen Lutheraner und Reformierte im gemei
samen Abendmahl wieder in rein evangelischem Geiste zu einer kirchlichen Gemei
schaft, der Union, zusammenfanden, innerhalb welcher jeder seiner besonder

Überzeugung von der Abendmahlslehre frei leben konnte. Woran Jahrhunderte vergeblich gearbeitet, das war jetzt zu einem Abschluß gekommen, über den der Streit zwar noch mannigfach entbrennen mochte, und den der strenge Sinn der Lutheraner, namentlich in den Gebieten, wo sie, wie in Holstein, Sachsen und Hannover ungemischt saßen, anfechten mochte, der aber durch seine eigene Wahrheit unverrückbar geworden war. Nicht auf Grund einer kunstvoll erdachten Formel, die niemals die allgemeine Zustimmung gefunden hätte, sondern in der Überzeugung, daß „der schlichte Bibelglaube des ursprünglichen Christentums“ mehr wert sei, als die kritische Auslegung der Bibellehre, und daß die Freiheit des Gewissen wie die wissenschaftliche Forschung in der höheren Gemeinschaft voll gewahrt bleibe, hatte der König die Möglichkeit der Wiedervereinigung gefunden. Und wenn die allgemeine Kirche das Glaubensbekenntnis des Christentums an sich ist, so war dies seit den Tagen der Reformation ohne Zweifel die größte That des evangelischen Geistes. Wie aber die Einführung der Reformation nur durch den Landesherrn geglückt war, so ist auch diese That, die Union, allein durch landesherrlichen Kirchenregiment, dem König persönlich zu danken, und mit größer Liebe hat dieser sein eigenes Werk bis an sein Ende gepflegt.

Wenn aber einst das strenge Luthertum mit dem landschaftlichen Sondergeist zusammengetroffen, und wechselseitig sich beide in der Bekämpfung der monarchischen Verfassung unterstützt hatten, so geschah es nun allerdings umgekehrt, daß die Einheit der evangelischen Kirche, die gleiche kirchliche Gemeinschaft der weitaus meisten Unterthanen auch der Einheit des Staates nützlich wurde.

Denn bald ging der König einen Schritt weiter, dessen Folgen deutlich dieses, daß der Bestand der Union doch nur durch eine neue gemeinsame Kirchenverfassung gesichert werden könne. Aber wenn, wie Schleiermacher gestand, Kirche und Staatsverfassung einander bedingen, wer hätte in jenen Tagen an die Ausbildung des leise wieder erwachenden synodalen Lebens denken können? Wohl hatte der König 1815 sogar schon Provinzialsynoden zusammentreten und dachte daran eine Generalsynode folgen zu lassen, aber bald nach den frohen Tagen von 1817 fristeten nur noch Kreissynoden ein kümmerliches Dasein. Unzweifelhaft litte aber gerade damals, als die Welt unter dem Zenith der Romantik stand, die schöne Dürftigkeit des durch den Rationalismus verknöcherten evangelischen Gottesdienstes besonders schmerzlich berühren. Denn wie hätte dieser die von dem herrlichen Gedanken gottbegeisterte und gefühlsinnige Menge mit einer Predigt über moralische Gemeinplätze erheben können? Niemand fühlte lebhafter, daß eine geordnete Kirchengemeinschaft auch eines einheitlichen Kultus bedarf, als der König selbst, und er, der wie wenige von tiefer Frömmigkeit erfüllt war, glaubte nur die Pflichten seines oberbischöflichen Amtes zu erfüllen, wenn er selbst die alten lutherischen Formen durcharbeitete, um die liturgischen Fragen auf das gründlichste kennen zu lernen. Aus diesen eigenen Arbeiten des Königs und aus seinen vielfachen Unterredungen mit Geistlichen ging 1821 eine neue Agende hervor, welche der König den Gemeinden zur Annahme empfahl. Von allen Seiten erhoben sich Widersprüche, und Schleiermacher wendete sich sowohl amtlich wie litterarisch als „Pacificus Sincerus“ gegen ein vom Könige selbst herausgegebenes Büchlein: Luther in Beziehung auf die preußische Kirchenagende“. Aber auch die kleinen Kreise erweckter Leute, die sich im Lande unter der Führung einzelner Edelleute, wie des Herrn von Senfft-Pilsach oder des frommen Baron von Kottwitz ge-

bildet hatten, und vornehmlich der Prediger der Altlutheraner in Breslau, Scheib
erklarten ihren sehr bestimmten Widerspruch. Erst als der König Nachträge au
arbeiten ließ, welche neben der gemeinsamen Ordnung doch auch dem örtlich
Herkommen sein Recht ließen, erfolgte bis 1830 die Annahme der Agende in d
überwiegenden Mehrzahl der Gemeinden.

Der katholischen Kirche gegenüber erwies man, wie erwähnt, nach der
Preußen üblichen Art ein bereitwilliges Entgegenkommen, und dank des groß
Verständnisses, welches der preußische Gesandte in Rom, Niebuhr, für das Wes
der katholischen Kirche besaß, dank seiner offen bekundeten Hochachtung vor d
Katholizismus als christlichen Religion und dank endlich der überaus großen B
reitwilligkeit, mit welcher die preußische Regierung sich zu reichster Ausstattu
der neu wieder zu gründenden Bistümer erbot, führten die Unterhandlungen r
dem Kardinal Consalvi am 16. Juli 1821 zu der Bulle de salute animaru
Unter wiederholter Anerkennung für das wunderbare Entgegenkommen des Köni
in dem er nicht sowohl einen protestantischen Fürsten als einen Erben Theodosi
des Großen gefunden habe, überließ der Papst dem Staate die ihm zukommend
Befugnisse der Kirchenhoheit bei den Bischofswahlen, der Aufsicht über die Unt
richtsanstalten, Prüfung der Kandidaten, das Recht, den Verkehr zwischen d
Bischofen und dem Papst allein zu vermitteln und über die Zulässigkeit der gei
lichen Orden zu bestimmen.

Indessen eine so weit getriebene Nachgiebigkeit widersprach doch wohl d
Wesen der katholischen Kirche, und deren Grundsätze läßt Rom wohl eine Zeit lc
schweigen, aber niemals giebt es sie auf. Noch bei Lebzeiten des Papstes Leo X
machten sich die Gegensätze schroffer bemerklich, und daß die Bischöfe zwar
zugesagten überaus reichen Gehalter vom Staat regelmäßig erhielten, aber n
den als Grundlage derselben verheißenen Grundbesitz wurde als Kirchenberaubu
an den Pranger gestellt, obwohl jedermann wissen mußte, daß der Staat
nicht im stande war, diese leichtherzig gegebene Zusage Hardenbergs zu erfüll
Viel bedenklicher wurde der Gegensatz, als namentlich in den Rheinlanden häu
Mischehen zwischen Katholiken und Protestanten eingegangen wurden, und
katholische Kirche ihrem folgenschweren Dogma nach in solchen nur Konkubin
sah. Eine Kabinettsordre vom Jahre 1825 führte nun auch für den Westen
preußische Gesetz von 1803 ein, welches die konfessionelle Erziehung der Kin
aus gemischten Ehen der Bestimmung des Vaters anheimstellte. Bunsen,
neue Vertreter Preußens in Rom, trat hierüber in Verbindung mit dem H. Sti
Stuhl und erzielte den Erlaß eines Breve vom 25. März 1830 an die Bisc
des Rheinlandes, in dem er zwar einen großen Erfolg erkannte, in dem aber
Einsegnung gemischter Ehen von dem Versprechen, die Kinder im katholischen Glau
zu erziehen, abhangig gemacht, und die katholische Braut vor einer solchen
als einer Todsünde ausdrücklich zu verwarnen, vorgeschrieben war. Versuche, d
für die evangelische Kirche schroffe Beleidigung zurückzunehmen, führten zu kei
Resultat, und als der ehrwürdige Erzbischof Graf Spiegel von Köln starb,
auch die milde Auslegung des Breves, über welche man sich durch einen
gleich vom 11. Juni 1824 mit ihm, wie den Bischofen von Trier, Münster
Paderborn verständigt hatte, ausgeschlossen. Denn durch die Empfehlung
Kronprinzen selbst und auf Veranlassung der Regierung war ein entschieden aske
strenger und ganz im Geist der Unduldsamkeit gegen die evangelische Kirche leb

Die Königliche Residenz zu Berlin um das Jahr 1830.
Nach der Zeichnung eines unbekannten Künstlers.

der Preußer, der Freiherr Clemens August von Droste Vischering, zum Erzbischof Mai 1836 gewählt worden. Erbrecht über diesen Mißgriff, fragte selbst ein Kardinal den preußischen Gesandten Bunsen: „Ist Ihre Regierung denn toll?“ Trotz einer vorher abgegebenen mündlichen Anerkennung der Staatsgesetze löste der neue Erzbischof thatsächlich das Bonner Konvikt auf, verfolgte die Anhänger des milden Theologen Hermes und verbot endlich den Geistlichen die Einsegnung der gemischten Ehen. Zugleich erklärte er dem Minister kurz und bündig, die Kirche sei dem Staate gleichgeordnet, jedes Aufsichtsrecht des Staates unnütz und unzulässig, Bildung und Anstellung der Geistlichkeit hänge allein vom Bischof ab. Einfacher konnte man in der That die staatliche Gesetzgebung nicht hinwegleugnen. Alle Versuche, welche Bunsen, der Graf zu Stolberg und selbst ein Kardinal machten, den „steinharten Mann“ zur Nachgiebigkeit zu stimmen, scheiterten umsomehr, als auch der Papst den Vertrag von 1834 entschieden mißbilligte und die gewaltigsten Flüche in einer Allokution vom 10. Dezember gegen Preußen schleuderte, ja diese sogar dem Stellvertreter des preußischen Gesandten in Rom zusandte. Was hatte alles Entgegenkommen gegen die katholische Kirche genützt! In Preußen sah Rom seinen Todfeind. Denn allzu schnell trat wieder der Gegensatz hervor zwischen der Macht, welche auf die Unterordnung der Gewissen unter die kirchliche Oberhoheit begründet ist, und dem Staat, welchem die Freiheit und Selbstverantwortlichkeit der Gewissen das innere Lebensbedürfnis ist. Und der Beschimpfung durch den Papst gingen aufhetzende Hirtenbriefe des Erzbischofs zur Seite. Schon am 31. Oktober erklärte Droste, an die Instruktion nicht mehr gebunden zu sein, und so war es dahin gekommen, „daß sich“, wie Graf Anton Stolberg sagte, „einfach die Frage stellte, ob der König oder der Erzbischof das Ruder führen sollte“. Am 20. November wurde der Prälat zu leichter Haft nach Minden abgeführt und nach den langwierigsten Verhandlungen im Schoße der Regierung in seine Heimat verwiesen.

Indessen bei aller Starrheit hatte Droste immer einen geraden, festen und gleichmäßigen Willen bekundet. Der Erzbischof Dunin von Posen dagegen, der nun ebenfalls die Einsegnung der gemischten Ehen verbot, gab der preußischen Regierung bald eine Zusage, bald zog er sie wieder zurück, so daß er es mit anhören mußte, wie der Oberpräsident Flottwell ihm zurief: „Sie haben mich betrogen, ich verachte Sie“. Abgesetzt und zur Festungshaft verurteilt durch das Kammergericht, begnadigt durch den König zur Suspension, unter der Bedingung, sich fern von seiner Diözese zu halten, kehrte er im Oktober 1839 doch nach Posen zurück und wurde nun nach Kolberg auf die Festung gebracht.

In der Sache dagegen gab der Staat vollkommen nach, gestattete durch Kabinettsordre vom 28. Januar 1838 den katholischen Pfarrern, Erkundigungen wegen der Kindererziehung anzustellen, und überwies die Entscheidung den Bischöfen. Ebenso wurde nun von einer Kommission eine neue einheitliche kirchenpolitische Gesetzgebung beraten, und der König war bereit, eine besondere Abteilung für die katholischen Dinge im Kultusministerium zu bilden unter dem katholischen Unterstaatssekretär von Duesberg. Doch erneute Allokutionen des Papstes hielten die hoch gehende Aufregung des katholischen Volkes in Atem, und die Spaltung zwischen den Katholiken und dem Staate blieb bestehen. —

Die Rheinlande waren es nun auch, welche den Trieb zu einer Revision des Landrechts zwar erweckten, aber durch ihre eigentümlichen Rechtsverhältnisse ungemein hindernd auf sie einwirkten. Schon während des Wiener Kongresses

war der Ruf nach einem einheitlichen Recht für das ganze Deutschland laut geworden, man hielt die Schöpfung eines auf rechtsphilosophischen Doktrinen aufgebauten allgemeinen bürgerlichen Rechts für ganz Deutschland für leicht möglich, und namentlich der Heidelberger Professor Thibaut hatte in einer mit großem Beifall aufgenommenen Schrift „die Notwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches für Deutschland" behauptet. Dem war Savigny im Oktober 1814 entgegengetreten mit der Behauptung, daß das Recht nicht durch die philosophische Spekulation des Gesetzgebers, sondern durch den Geist des Volkes, durch den gesamten Zustand der Bildung und Kultur bedingt sei, und daß aus der Erforschung des bestehenden Rechts in seinem Ursprung und in seiner Entwickelung sich auch die dem Bedürfnisse der Zeit entsprechenden Gesetze ergäben. Mochte immerhin in solchen Behauptungen die Macht des menschlichen Willens unterschätzt sein, so ergab sich doch, daß in den Gebieten und Ländersetzen, welche dem preußischen Staate zugeteilt waren, die Verschiedenheit des Rechts eine noch nicht zu überwindende Schranke war, indem außer den drei großen Rechtssphären des allgemeinen Landrechts, des gemeinen Rechts und des Code Napoléon noch ungezählte Partikularrechte sich behaupteten. Wohl haßte man sowohl das römische wie das französische Recht als einen Tropfen fremden Blutes im Körper und übersah die Durchbildung des ersten durch deutsche Gedankenarbeit, die vielen deutschen Einrichtungen, die das andere nur aufgenommen. Aber eine allgemeine Rechtsüberzeugung, ein fester Wille auf gleiches Recht, bestand in diesen verschiedenen Ländermassen nicht. Und gewiß mußten die Kulturverhältnisse und wirtschaftlichen Bedingungen in den einzelnen Provinzen erst annähernd einander gleiche werden, ehe ein gemeinsamer Rechtsboden sich bilden konnte. So wird es erklärlich, daß die vom Könige angeordnete Revision des allgemeinen Landrechts, zumal seine ständische Voraussetzung durch die große Reformgesetzgebung hinfällig geworden war, durchaus keine Fortschritte machte. Man mußte zuletzt auf dem Gebiete des Rechts davon absehen, auch nur in Preußen die einigende Kraft für die staatliche Entwickelung zur Geltung zu bringen und sich begnügen, wenigstens in dem wiedergewonnenen altpreußischen Gebiete das allgemeine Landrecht von neuem einzuführen, sonst aber das gemeine Recht, ja für die Rheinprovinz sogar den Code Napoléon bestehen zu lassen. Erst die gewordene Einheit des Staates konnte den unnatürlichen Zustand beseitigen, und die Erforschung der deutschen Rechtsbildungen, vornehmlich aber die Macht der wirtschaftlichen Verhältnisse, der Zusammenschluß des Staatsgebiets in eine wirtschaftliche Einheit, waren die Voraussetzung für den Grundsatz, „daß in der Monarchie nur ein inneres Staatsrecht gelten könne". Auch in den späteren Jahren des Königs gelang die Revision des Landrechts, welche seiner Einführung in die Rheinprovinz vorangehen sollte, noch nicht, und über den Entwurf des Strafgesetzbuches von 1827, welches der Minister von Kamptz „zurückrevidiert" hatte, wurden die Beratungen nicht zu Ende geführt; allein der summarische Prozeß wurde einer durchgreifenden Verbesserung durch die Kabinettsordre vom 1. Juni 1833 unterworfen. Aber indem man die Unmöglichkeit erkannte, „die umfängliche Revision der allgemeinen Gesetzgebung binnen der durch das Bedürfnis gebotenen Zeit zu beendigen", begnügte man sich doch nicht nur mit der Entscheidung zweifelhaft gewordener Rechtsfragen durch eine große Zahl von einzelnen Erlassen, sondern mit dem denkbar größten Eifer suchten die Justizminister Kircheisen, Danckelmann, Kamptz

und Mühler die allgemeine wie die provinzialrechtliche Gesetzgebung ihrer definitiven Neuordnung entgegenzuführen. Beim Tode des Königs waren die Arbeiten doch so weit gefördert, daß ein „bürgerliches Gesetzbuch für die preußischen Staaten" bis auf das Kirchen- und Schulrecht, das Personenrecht, Erbrecht und einen Teil des Vertragsrechts im Entwurf fertig vorlag, und eben so die Entwürfe für ein Gerichtsverfassungsgesetz, Zivil- und Strafprozeßordnung sowie für fünfundzwanzig Provinzialgesetzbücher vollendet waren.

Prinz Wilhelm von Preußen 1835.
Lithographie eines unbekannten Künstlers.

Das Notwendigste aber, nachdem endlich der Friede und die freie Selbstbestimmung des Staates wieder erkämpft war, blieb natürlich die neue Ordnung der Finanzen. Aber indem man an dies durch Napoleon so ganzlich zerrüttete Gebiet nur herantrat, zeigte sich die maßlose Zerfahrenheit. Weder ein Staatshaushalt ließ sich feststellen, noch auch nur die Höhe der Schulden übersehen. Und doch mußten so schnell wie möglich Mittel flüssig gemacht werden, sowohl dem verarmten Grundbesitz aufzuhelfen, als den neuen Anforderungen, die mit bis dahin unerhörter Großartigkeit an den Staat gestellt wurden, zu genügen. Es war dies um so schwieriger, als die Lösung aller wirtschaftlichen Fesseln, die freie Entwickelung des Handels und die ganze Gesetzgebung aus den Zeiten Steins und Hardenbergs eine völlig neue Behandlung der Finanz- und Steuerfragen erforderlich machte. Sie hatte zugleich das weitgesteckte Ziel zu verfolgen, die

wirtschaftliche Einigung des Staatsgebietes und seiner Unterthanen zu begründen. Natürlich blieben die ersten Debatten, welche im Staatsrat über den Staatshaushalt und die Umänderung der Steuern gepflogen wurden, ohne Abschluß, aber sie wirkten bei aller Unklarheit doch ungemein ersprießlich. Der Plan des Finanzministers von Bülow war, den unseligen Verhältnissen an der Berliner Börse, welche die Staatsschuldscheine bis auf 65 fallen ließen und den Grundbesitz bis auf die Hälfte, ja den vierten Teil seines Wertes herunter brachten, durch Beseitigung der Akzise und durch Einführung einer Schlacht- und Mahlsteuer, sowie einer Abgabe von Tabak, Bier und Branntwein aufzuhelfen.

Prinzessin Augusta von Preußen 1829.
Nach dem Gemälde von Franz Krüger (1797—1857).

Nicht mit Unrecht stieß dieser Plan auf heftigen Widerspruch. Die indirekten Steuern erschienen dem Staatsrat und den in den Provinzen einberufenen Notabeln-Versammlungen als schwarze Sünde, die von Bülow außer Acht gelassene Beseitigung der ungleichen Grundsteuer (Ostpreußen zahlte 639, die Rheinlande 4969 Thaler von der Geviertmeile) erschien viel notwendiger, und die Ausbildung der direkten Steuer allein menschenwürdig. Besonders Wilhelm von Humboldt wies auf die Notwendigkeit einer einheitlichen, systematischen und mit der Verfassungsangelegenheit in Verbindung zu setzenden Reform hin, und schließlich kam es dazu, daß Bülow an Klewiz das Finanzministerium abtrat und nur das Handelsministerium behielt. Von seinen Plänen ging daher auch nur das Zollgesetz durch. Aber schon am 11. Juni 1816 waren die Wasser-, Binnen- und Provinzialzölle aufgehoben, am 1. August 1816 hatte der König das Prinzip der freien Einfuhr für alle Zukunft anerkannt, und vom 25. Mai 1818 datiert das vom Generalsteuerdirektor Maaßen verfaßte Zollgesetz für alle preußischen Länder. Während alle anderen Länder — England eingeschlossen — an strengen Prohibitivzöllen festhielten, ging der preußische Staat von den Grundsätzen des alten Staatslebens als erster ab und begnügte sich mit sehr maßvollen Zöllen für Manufakturwaren; nur für Kolonialwaren

wurden zwanzig Prozente erhoben, da man auf irgend eine Weise dem verarmten Staate eine Einnahme erzielen mußte. Aus diesem Grunde und weil, wie man berechnete, die Hälfte aller eingeführten Waren wieder ausgeführt wurde, zugleich aber, um auf die benachbarten Kleinstaaten einen wohlthätigen Druck zum Anschluß an die wirtschaftliche Einheit Preußens zu üben, erhob man auch verhältnismäßig sehr hohe Durchgangszölle. Nur wenige Schutzzölle waren als Vorbehalt gegen den englischen Handelsdespotismus beibehalten, und in der vereinfachten Zollrolle von 1821 fiel jeder Unterschied zwischen den Provinzen fort.

Ungemein einfach waren die Steuergesetze von 1819 und 1820. Die Grundsteuer mußte in jeder Provinz zunächst nach altem Herkommen erhoben werden, da die neue Katastrierung sich nicht schnell genug beendigen ließ. Daneben wurde die Gewerbe- und Klassensteuer eingeführt, und an indirekten Steuern nur in den großen Städten eine Schlacht- und Mahlsteuer erhoben, sowie allgemein Bier, Wein, Branntwein und Tabaksblätter einer Abgabe unterworfen, die den Konsumenten nicht belästigte.

Mit dieser Zoll- und Steuergesetzgebung war die wirtschaftliche Einheit des Staatsgebietes und seiner Unterthanen begründet, und diese durch einen Kitt an einander gebunden, der fest wie kaum ein anderer hält. Zu der sittlichen Vereinigung, die in der gemeinsamen Wehrverfassung lag, war die, auch die Widerstrebenden bändigende Macht des gleichen materiellen Bedürfnisses und Interesses gefügt. Zugleich aber lag hierin, wie wir sehen werden, der Keim der Einheit des Reiches selbst, und es war der Beginn der Freihandelsbewegung, die bald darauf ganz Europa durchziehen sollte.

Geradezu erstaunlich aber ist es, wie schnell unter dem Einfluß dieser Gesetzgebung sich nach all dem Jammer, den man erlitten, all den furchtbaren Lasten, die man getragen, der Verkehr hob, der Volkswohlstand anwuchs. Eine weitere wesentliche Hilfe gewährte ihm der Staat durch die in hohem Maß ausgezeichnete Postverwaltung, die unter dem Generalpostmeister von Nagler die Thurn und Taxis'sche Verwaltung tief in den Schatten stellte, und durch den energisch aufgenommenen Chausseebau. Binnen elf Jahren, von 1817—28 wurde die Meilenzahl der Chausseen um das Doppelte, von 523 auf 1065 mit einem Kostenaufwand von mehr als 21 Millionen Thalern erhöht. In fünfzehn Jahren (bis 1831) stieg die Dichtigkeit der Bevölkerung um mehr als 500, bis auf 2521 Köpfe in der Geviertmeile. Berlin wies bald mehr rauchende Schornsteine auf, als das gesamte industrielle Baden, und wie Berlin nahmen besonders die rheinischen Mittelpunkte der Industrie einen überraschenden Aufschwung. Die Gewerbesteuer brachte nach zehn Jahren mehr als den doppelten Betrag, ebenso verdoppelte sich die Einfuhr der zur Verarbeitung bestimmten Baumwollengarne, wie überhaupt der ungefärbten ausländischen Waren im Laufe der zwanziger Jahre, und der Gesamtwert der Ein-, Aus- und Durchfuhr betrug 1828 schon fast das Dreifache der 1796 erreichten Höhe. Die Einnahmen der Post stiegen allein zwischen 1823 und 1830 von 2,9 auf über vier Millionen Thaler.

Die Hauptsache blieb aber doch, die durch das Elend der napoleonischen Zeit und durch die Freiheitskriege, wie auch durch die Uebernahme der Schulden der neuen Länder angewachsene Schuldenlast des Staates kennen zu lernen, ihr abzuhelfen und einen festen Staatshaushalt aufzustellen. Aber so verwickelt lagen die Verhältnisse, daß erst am 17. Januar 1820 die Verordnung wegen der Behand-

lung des Staatsschuldenwesens ergehen konnte. Statt der 1806 vorhandenen Staatsschuld von 54½ Millionen ergab sich jetzt eine solche von insgesamt mehr als 200 Millionen Thalern, von denen nur etwas über elf Millionen in unverzinslichem Papiergeld bestanden. Für diese leistete der Staat nun mit seinem gesamten Vermögen, insbesondere den Domänen und Forsten Gewähr und machte sich zugleich anheischig, sie nur „unter Zuziehung und unter Mitwirkung der künftigen Reichsstände zu erhöhen". Es war ein Gesetz von außerordentlich einschneidender Wirkung. Denn wenn die preußischen Herrscher in ihrem ausgebildeten Pflichtgefühl von den öffentlichen Einnahmen für sich und ihr königliches Haus thatsächlich bisher nur äußerst geringe Mittel gebraucht hatten, so waren doch sowohl nach der staatsrechtlichen Theorie wie nach den Bestimmungen des Landrechts die Erträge der Domänen zunächst für den königlichen Haushalt bestimmt, und nur die hierfür nicht gebrauchten Ueberschüsse für Staatszwecke verwendbar. Nun verzichtete der König gesetzlich auf die freie Verfügung über die Domänen-Revenuen und überwies die finanzielle Grundlage seines Hauses freiwillig dem Staate. Nur die geringe Summe von zwei und einer halben Million behielt er sich vor und gestaltete so aus eigener Machtvollkommenheit den Haushalt des regierenden Hauses in der Weise, wie wir ihn in konstitutionellen Staaten finden, nur daß die Einnahmen gesetzlich festgestellt und unantastbar waren. Noch größer aber waren, wie oben erwähnt, die Hoffnungen der Verfassungsfreunde, vorzüglich Hardenbergs selbst, weil das Gesetz die Ausschreibung jeder Anleihe von der Zustimmung der Reichsstände abhängig machte, und in der That sollte die ins Stocken gekommene Angelegenheit durch diese Vorschrift dereinst wieder in Fluß geraten. Eine besondere Staatsschuldenkommission wurde für die Verwaltung eingesetzt, und so energisch leitete der Präsident Rother die Geschäfte sowohl dieser Behörde, wie der für den Kredit des Staates arbeitenden Seehandlung, daß die preußischen Staatsschuldscheine seit 1820 in Leipzig und seit 1824 auch in Hamburg und Frankfurt wieder regelmäßig gehandelt wurden, ja daß sie endlich nach erheblichen Schwankungen Ende 1829 wieder den Pari-Kurs erreichten. Schon 1835 hatte der neu angelegte Staatsschatz sogar einen Bestand von mehr als vierzig Millionen Thalern.

Dagegen hat die preußische Bank ihre Schuldenmasse bis 1840 nicht voll abtragen können. Denn auch jetzt noch erhielt sie kein eigenes Kapital vom Staat überwiesen, und durch die erwähnte Beraubung ihrer hypothekarisch auf die polnischen Güter eingetragenen Forderungen durch Napoleon und den König von Sachsen hatte sie fast die Hälfte ihrer Aktivmasse eingebüßt. Ueber acht Millionen von ihren auf 27 Millionen Thaler sich belaufenden Forderungen erwiesen sich außerdem als völlig wertlos, über fünfzehn Millionen brachten gar keine Zinsen, und ein Defizit von gut sieben Millionen stellte sich heraus. Und diese entsetzliche Lage mußte mit tiefem Geheimnis bedeckt werden, da andernfalls der volle Untergang mit Sicherheit vorauszusehen war, und schon Rothschild mit klugem Sinn sich erbot, ein Aktienunternehmen an die Stelle des staatlichen Instituts einzurichten. Unter so außerordentlich schwierigen Verhältnissen wird man es nicht überraschend finden, daß Friese, welcher sich in der Zeit der großen Gesetzgebung so vortrefflich bewährt und nun nach der am 3. November 1817 vollzogenen vollständigen Trennung der Bank vom Finanzministerium zu ihrem Leiter ernannt wurde, bei seinem Tode 1837 noch ein Defizit von 2½ Millionen hinterließ, da aller Gewinn zur Deckung der Schulden verwendet werden mußte. Man

wird es im Gegenteil als eine der glanzendsten Leistungen bezeichnen dürfen, daß ein so beträchtlicher Teil der Schulden abgetragen worden, daß der Geschäftsumsatz binnen elf Jahren von 1818 bis 1829 ebenso wie der Barvorrat mehr als verfünffacht wurde, indem jener von 44 auf 232 Millionen, dieser von knapp einer auf über fünf Millionen stieg, und die Gesamtsumme der leicht realisierbaren Aktiva sogar von etwas über einer auf dreizehn Millionen gehoben wurde.

Welche unerwarteten Schwierigkeiten machte aber die Feststellung des Staatshaushalts selbst! In allen Verwaltungen suchte man bis zur letzten Grenze zu sparen, und namentlich die Militärverwaltung wurde, wie wir hörten, nach Bovens Rücktritt auf einen äußerst niedrigen Ausgabe-Etat gesetzt. Immerhin verblieb nach allen Abstrichen, die Hardenberg und die Finanzmänner, die vornehmlich der König selbst gemacht, in dem auf 50 Millionen herabgesetzten Etat noch ein Defizit von etwa zehn Millionen Thalern. Hardenberg dachte dieses durch die Klassensteuer zu decken, aber gerade gegen eine solche erhob sich im Staatsrat lebhafter Widerspruch. Namentlich die königlichen Prinzen erhoben laut ihre Stimme gegen die übermäßige Belastung des kleinen Mannes, die in der geringen Zahl von Klassen lag, und nimmermehr wollte der König seinem treuen Volke eine so große Last auferlegen. Und doch war schon der Geheime Rat Hoffmann bei der Ausarbeitung des Entwurfes von dem Grundsatz ausgegangen, „daß der Zweck der Volkswirtschaft nicht in der höchstmöglichen Gutermasse, sondern in der Wohlfahrt der Menschen zu suchen sei und mithin der Staat den Arbeiter gegen die Uebermacht des Unternehmers schützen müsse". Darin traf indessen Hardenberg seinen Gegnern gegenüber doch unzweifelhaft das Richtige, wenn er den für den Privatmann zutreffenden Satz, wonach die Ausgaben sich nach den Einnahmen richten müssen, als schlechthin zum Verfall des Staates führend bezeichnete, wenn er die bunte Mannigfaltigkeit der Steuern beseitigt wissen wollte und die vollkommene Unmöglichkeit weiterer Ersparnisse energisch behauptete. So entschloß sich denn endlich der König zu einer Erhöhung der Staatseinnahmen um fünf Millionen. Außer den 1818 festgestellten Zöllen und in weiterer Ausbildung der 1819 eingeführten Abgaben, sollten nun die Grundsteuer, eine nach zwölf, beziehentlich achtzehn Stufen abgeteilte Klassensteuer, die Schlacht- und Mahlsteuer, die Salzsteuer und eine unbedeutende Gewerbesteuer die notwendigsten Einnahmen aufbringen. Die Klassensteuer übrigens wurde nur von sechs Siebenteln der Bevölkerung aufgebracht, da in 132 Städten die Schlacht- und Mahlsteuer ihre Stelle ersetzte. Später folgten noch einige Stempelabgaben, darunter ein Zeitungsstempel, und damit war die Steuerreform abgeschlossen.

Aber mit alledem war das Defizit nicht beseitigt, und der Finanzminister von Klewitz, belästigt überdies durch das Schatzministerium, die Staatsschuldenkommission und die Generalkontrolle, die von Ladenberg mit musterhaftem Fleiß leitete, bat schließlich um seinen Abschied. Der Mangel an Erfolg lag aber in der fehlerhaften Organisation selbst. Denn in der That hatte der Finanzminister nur für die Einnahmen des Staates zu sorgen, und während ihn die allgemeine Entrüstung über den zerfahrenen Staatshaushalt verfolgte, vermochte er, da die Ausgaben nicht von ihm abhingen, in Wirklichkeit selbst nicht, einen Ueberblick über den Etat zu erlangen, noch weniger aber einen solchen, wie ein königlicher Befehl verlangte, alle drei Jahre zu veröffentlichen. Nunmehr sandte der König den Etat zur Begutachtung an Schon, Vincke, den Präsidenten Schön-

berg in Merseburg und an den Oberpräsidenten von Motz in Magdeburg. Motz orderte Sitz und Stimme für den Finanzminister in der Generalkontrolle, Zentrali- ation des zersplitterten Kassenwesens und feste unüberschreitbare Etats. Mit ichtigem Blick wählte der König den kühnen Mann, und bald zeigte sich, wie ichtig dieser die Finanzlage beurteilt hatte, daß das Defizit nur durch die Zer- splitterung der Finanzverwaltung entstanden, in Wirklichkeit gar nicht vorhanden war. Am 1. Juli 1825 trat er sein Amt an, 1828 wurde das ganze Kassen- wesen einheitlich organisiert, die Abführung der Ueberschüsse der einzelnen Verwal- ungszweige an die Hauptkasse angeordnet und damit eine klare Einsicht über die vorhandenen Mittel gewonnen, am 29. Mai 1826 wurde die Generalkontrolle endlich ganz aufgehoben und die Leitung des gesamten Staatshaushalts dem Finanzminister unter- tellt. Trotz der Entwertung der Domänen, esonders in Ostpreußen und trotz einer urchtbaren Handelskrisis, der siebzig Banken nd 3600 Geschäftshäuser zum Opfer fielen, onnte Motz am 30. Mai 1828 dem Könige inen Verwaltungsbericht einreichen, der tatt des bisherigen Defizits einen Ueber- chuß aufwies, welcher nach Abzug von ber vier Millionen für den Staatsschatz nd für außerordentliche Ausgaben doch noch mehr als vier Millionen betrug und ich nach Eingang der Rückstände auf über ieben Millionen heben mußte.

Finanzminister Friedrich von Motz.
Kupferstich eines unbekannten Künstlers nach der Zeichnung von Franz Krüger (1797—1857), auf etwa $^2/_3$ verkleinert.

Die geographische Zerrissenheit des Staates mit seiner 1073 Meilen langen Grenze und den innerhalb seines Gebietes liegenden fremdstaatlichen Enklaven nötigte aber Preußen zu dem Versuch, mit den deutschen Nachbarländern in freundlichen Handels-Verkehr zu treten und sie in sein Zollsystem hineinzuziehen, wenn es sie nicht etwa mit Schlagbäumen umgeben und dadurch wirtschaftlich tot machen wollte. Das Zollgesetz von 1818 selbst gab unter der Voraussetzung der Gegenseitigkeit zu erkennen, daß die Handelsfreiheit den Verhandlungen mit den anderen Staaten zur Grundlage dienen solle, und wiederholt sprachen die Minister, wie vorzüglich J. A. F. Eichhorn, der Referent für die deutschen Angelegenheiten im auswärtigen Ministerium, die Bereitwilligkeit der Regierung aus, mit den einzelnen Staaten zu verhandeln „um ihrerseits mitzuwirken, daß dem ganzen Deutschland die Wohlthat eines freien, auf Gerechtigkeit gegründeten Handels zuteil werde". Das Einkommen, welches der Staatskasse aus den Enklaven zufließen würde, wollte man unbedenklich den einzelnen Landesherren überlassen und ihren Staaten das ganze preußische Markt- gebiet öffnen, wodurch zugleich der in den Kleinstaaten blühende Schmuggel und seine entsittlichenden Folgen vernichtet werden würden. Denn an eine Regelung der Angelegenheit durch den Bund (in Gemäßheit des Art. 19 der Bundesakte) war bei dem entgegengesetzten Interesse Oesterreichs und der Teilnahme der

fremden Markte am Bande entfernt nicht zu denken. Indessen nur ein einzelner hervorragender Kopf, F. List, sah auch dieser war für einen Augenblick, erkannte, daß Preußen auch die übrigen Staaten zu einer völligen Handelsfreiheit durch den Abschluß besonderer Handelsverträge führen wolle. Die allgemeine Stimmung verlangte im Gegenteil mit ungemeiner Heftigkeit die Beseitigung der preußischen Zollgesetzgebung, und auch die gemäßigte Denkschrift des badischen Gelehrten Nebenius über Verkehrsfreiheit in Deutschland schloß sich diesem Verlangen an und hoffte wie List auf eine Trennung durch den Bund mit Einschluß von Oesterreich. Demgemäß kam auch, und zwar unter Mitwirkung von Motz, nur mit einem einzigen Bundesstaat, mit Schwarzburg Sondershausen, am 25. Oktober 1819 ein Zollvertrag zu stande, wonach die Unterherrschaft des Fürsten, unbeschadet seiner landesherrlichen Hoheitsrechte, der preußischen Zollgesetzgebung unterstellt wurde, und der Fürst eine nach der Kopfzahl berechnete Einnahme von 15000 Thalern erhielt.

Für lange Jahre blieb dies der einzige Zollanschluß, und die Beseitigung der preußischen Gesetze wurde namentlich von den Konferenzen, die zur Wiener Schlußakte führten, mit großer Gehässigkeit gefordert. Nassau, Kurhessen und Anhalt Köthen führten in der Furcht, an ihrer Souveränität Einbuße zu erleiden, die heftigste Sprache gegen den Grafen Bernstorff und wiesen jeden Versuch einer Verständigung weit von sich. Selbst die Beseitigung der Elbzölle und die Freiheit der Schiffahrt gelang wegen des in Köthen ausgebildeten umfangreichen Schleichhandels nur mangelhaft. Dagegen wurde der gehässige Zollkrieg, den Kurhessen gegen Preußen führte, durch den Bau der Straße Berlin-Köln und die Verlegung der bisher über Hanau nach dem Süden führenden Straße nach Würzburg verhältnismäßig leicht beseitigt, und Preußen erklärte seine Zustimmung zu einem in der Bildung begriffenen süddeutschen Zollverein zwischen Bayern, Württemberg, Baden, Nassau, Darmstadt und den thüringischen Staaten. Dagegen stand es von ferneren Einladungen, seinem Zollsystem beizutreten, ab und beschloß, die Anträge abzuwarten. Sehr allmählich erfolgten solche, zunächst wenigstens für die Enklaven. Erst nach drei Jahren trat der Fürst von Rudolstadt, aber ebenfalls nur für seine Unterherrschaft dem preußischen Zollsystem bei (1822), und 1826 und 1828 folgten die anhaltinischen Herzöge.

Indessen so lange Preußen seine Finanzen nicht soweit geordnet hatte, daß es auch zeitweise Verluste ertragen konnte, solange man in Berlin an der Absicht festhielt, „von Grenze zu Grenze" mit dem Zollanschluß vorzuschreiten, kam man nicht zu einem Resultat. Erst als nun der Finanzminister von Motz jene geordnet, und zugleich den rettenden Plan gefaßt hatte, sich über die Köpfe der nächsten Nachbarn hinweg mit den beiden südlichen Königreichen — die inzwischen zum Entsetzen von Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau am 12. April 1829 vorläufig ein gemeinsames Zollsystem angenommen hatten — zu einigen, sollte ein heilsamer Umschwung in die immer unerquicklicher werdende wirtschaftliche Zerrissenheit Deutschlands kommen. Denn als jetzt der darmstadtische Minister du Thil, um die finanzielle Not seines Landes zu mildern, im tiefsten Geheimnis in Berlin wieder anklopfte, war Motz sofort bereit, auch den finanziell unvorteilhaftesten Vertrag abzuschließen, in der Hoffnung, daß diesem Beispiele die anderen Staaten folgen würden, und Eichhorn berichtete an den König, daß der Vertrag finanzielle und volkswirtschaftliche Vorteile allein für Hessen, für Preußen aber den großen politischen Gewinn gewähren werde, die kleinen Fürsten an sich zu fesseln.

Am 14. Februar 1828 wurde der Vertrag geschlossen, der die wirtschaftliche Einheit des ganzen Deutschlands begründete. Darmstadt nahm die preußischen Zölle an und versprach die preußische Konsumtionssteuer einzuführen. Die Kontrolle der Hauptsteuerämter aber erfolgt, so bestimmte der Vertrag vorbildlich für alle weiteren, durch beide Staaten, beide verteilen die gemeinschaftlichen Einnahmen nach der Kopfzahl, und Aenderungen der Zollgesetze erfolgen nur in gegenseitigem Einvernehmen, die Verwaltung aber bleibt vollständig getrennt. Hocherfreut schrieb Eichhorn: „Die Möglichkeit eines gemeinschaftlichen Zollsystems für Staaten, die geographisch unabhängig sind, ist erwiesen", und du Thil richtete ein begeistertes Schreiben an Motz, worin er diesen als den Bahnbrecher der neuen wirtschaftlichen Einigung feierte.

Nun aber war am 18. Januar eben dieses Jahres auch zwischen Bayern und Württemberg der geplante Zollverein fertig geworden, der, wie es die Natur der Dinge mit sich brachte, im wesentlichen dieselben Grundzüge zeigte. Indessen erwies er sich, wie man in Berlin sowohl als auch in Stuttgart vorausgesehen, nicht lebensfähig, da der Gebietsumfang zu klein, die Zolleinnahmen zu niedrig, und die Länder selbst vom Meere abgesperrt waren. Denn wenn die mitteldeutschen Staaten in hellen Zorn über den preußisch-darmstädtischen Vertrag geraten waren, und namentlich Kurhessen die angelegentlichen Bemühungen Preußens zurückwies, so dachten sie ebensowenig daran, sich dem Münchener Hofe und dem bayerischen Zollsystem zu unterwerfen. Im Gegenteil schlossen Sachsen, Kurhessen, Hannover, Nassau und Frankfurt am 24. September den mitteldeutschen Handelsverein, „versuchsweise zum Schutze gegen das preußische Zollsystem", wie Metternich sagte. Oesterreich nämlich war besonders entrüstet über den Fortschritt des preußischen Zollvereins, der ihm schließlich, wie man recht wohl erkannte, den beherrschenden Einfluß über die Einzelstaaten nahm, und eben deshalb war auch der Bund der süddeutschen Kronen, die längst wegen ihrer konstitutionellen Form verdächtig waren, in Wien keineswegs willkommen.

Unter Metternichs Beistand, im Anschluß an die englische Handelspolitik — der sächsische Gesandte bat z. B. in London um durchgreifende Maßregeln gegen das preußische Zollsystem — und aus der Furcht der Kleinstaaten, ihre Souveränität angetastet zu sehen, war der mitteldeutsche Verein, der „Afterbund", wie Stein sagte, entstanden, und Deutschland in drei wirtschaftliche Gruppen gespalten. „Es ist den erbärmlichen, neidischen, antinationalen Absichten unserer kleinen Kabinette angemessen", so schrieb der alte Freiherr, „sich an das Ausland zu schließen, sich lieber von Fremden peitschen zu lassen, als dem allgemeinen Nationalinteresse die Befriedigung kleinlichen Neides aufzuopfern".

Haltbar war der Verein auf die Dauer doch nicht, weil ihm das Geld zum Straßenbau fehlte, weil die eigene, namentlich die erzgebirgische Industrie den Schaden nicht ertragen konnte, und überhaupt sein Gebiet durch tausendfache Fäden mit Preußen verknüpft war. Aber wenn Preußen auch jetzt noch thatenlos den Zeitpunkt abwartete, wo eine ruhigere Erwägung in den Kabinetten der deutschen Nachbaren eintrat, so gab es selbst den Verbündeten die Möglichkeit, ihre Absicht, den preußischen Durchfuhrhandel zu zerstören, ins Werk zu setzen. Wie Motz später schrieb, zwang gerade der unter Oesterreichs Führung geschlossene neutrale Verein mit seiner Tendenz, das Unerträgliche aufrecht zu halten, Preußen sogleich weiter zu gehen und das große Handelssystem zu begründen. Denn der Handelskrieg zwischen den drei

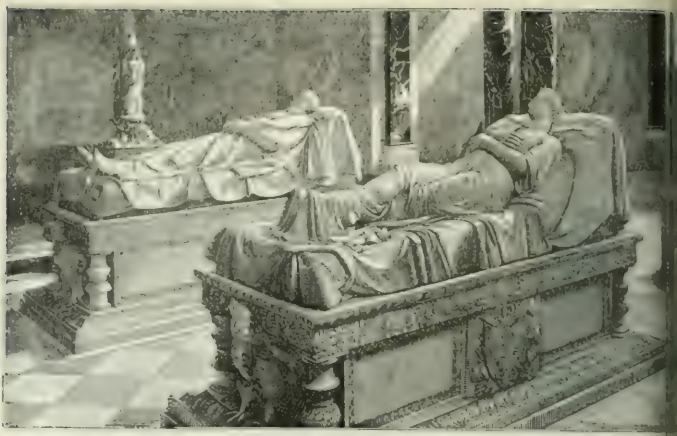
Zollsystemen mußte dem ganzen Reich zum schweren Nachteil gereichen. Da entschloß sich nun, wie angedeutet, der Finanzminister von Motz die mitteldeutschen Feinde als solche zu behandeln und über sie hinweg und entgegen dem bisher beobachteten Grundsatz, nur von Grenze zu Grenze vorzurücken, unmittelbar mit dem süddeutschen Verein zu verhandeln. Auch hier war er um des politischen Gewinnes willen bereit, selbst finanzielle Verluste für Preußen in den Kauf zu nehmen. Aehnliche Gedanken regten sich aber auch in München und Stuttgart, denn zu augenfällig konnten die Verkehrsverhältnisse allein durch den Anschluß an den großen preußischen Markt gesunden. Besonders empfand dies ein so weitblickender, umsichtiger Geschäftsmann wie der Buchhändler Freiherr von Cotta in Stuttgart. Der besprach sich mit dem bayerischen Minister Grafen Armansperg, reiste nach Berlin und wurde hier von Motz mit offenen Armen empfangen. Schon im Dezember konnte er, nach Süddeutschland zurückgekehrt, dem Minister berichten, daß König Ludwig und Graf Armansperg „von den großartigen Ideen ergriffen seien, die einer Verbindung Preußens mit Bayern und Württemberg nach den von Motz entwickelten Grundsätzen als Leitstern vorgehen und zur Richtschnur dienen". Und drei Wochen später meldete er, daß auch der Stuttgarter Hof die Hauptgrundsätze der preußischen Punktation gebilligt habe. Bald darauf wurde durch Verhandlungen mit Gotha und Meiningen eine unmittelbare Handelsstraße zwischen dem Süden und Norden gewonnen, und damit ein erster Keil in den mitteldeutschen Verein selbst getrieben. Nach mannigfachen, im einzelnen oft peinlichen Verhandlungen ward im Mai in der That der Handelsvertrag unterzeichnet, und mit Stolz durfte Motz auf ein Werk sehen, das, wie Armansperg schrieb, nur der Großartigkeit seiner Ideen und seiner Sorgfalt die Entstehung verdankte. „In dieser auf gleichem Interesse und natürlicher Grundlage ruhenden und sich notwendig in der Mitte von Deutschland erweiternden Verbindung" — so schrieb Motz selbst — „wird erst wieder ein in Wahrheit verbündetes, von innen und von außen festes und freies Deutschland unter dem Schutz und Schirm von Preußen bestehen. Möge nur das Fehlende weiter ergänzt und das schon Erworbene mit umsichtiger Sorgfalt noch weiter ausgebildet und festgehalten werden."

Die Schwerkraft des Grundgedankens trieb von selbst weiter, und auch die Nachwehen der Juli-Revolution wirkten befruchtend ein. Maaßen aber, der neue Finanzminister, trat nach Motz' Tode ganz in die Fußstapfen seines Vorgängers. Am 29. August 1831 schloß sich Kurhessen dem preußischen Zollsystem an, und damit war der Mittelverein an einer zweiten Stelle durchlöchert. Am 31. Oktober 1833 wurde zwischen Preußen, Sachsen, den thüringischen Ländern, den von Preußen umschlossenen anhaltischen Gebieten, beiden Hessen, Bayern und Württemberg der „Zollverein" abgeschlossen, 1835 trat Baden, 1836 Nassau und Frankfurt a. M., demnächst Braunschweig, die übrigen anhaltischen Länder, beide Lippe, Waldeck und einige andere kleine Länder bei. Abgesehen von Oesterreich fehlten im wesentlichen nur Hannover und die beiden Mecklenburg, ein Gebiet von 8245 Geviertmeilen mit $28^1/_2$ Millionen Einwohnern war vereinigt, und der politischen Zerrissenheit Deutschlands die wirtschaftliche Einheit entgegengesetzt. Wohl mochte Oesterreich scheel sehen, da nicht nur sein Handel die Folgen seiner Abschließung zu tragen hatte, sondern auch der Staat politisch sich geschädigt fühlte. „Preußen übernimmt", so äußerte ein dem Kaiserstaate ergebener Staatsmann seinen Zorn über den Zollverein, „jetzt die Führung der positiven Politik Deutschlands, Oester-

Der Bahnhof der Berlin-Potsdamer Eisenbahn in Berlin i. J. 1838.
Kolorierte Radierung eines unbekannten Künstlers, auf etwa die Hälfte verkleinert.

ich behält nur die formelle Leitung". Ein französischer Volkswirt aber be-
ichnete zutreffend den Zollverein schlechtweg als „die Wiederherstellung der Ein-
eit Deutschlands". „Welch prächtiges Gemälde", so sagte er, „das eines großen
olkes, dessen Trümmer sich nähern, das zur Nationalität, d. h. zum Leben
rückkehrt! Das ist eine Thatsache von solcher Bedeutung, daß, wenn sie voll-
ändiger wäre, sogleich ein neuer Schwerpunkt des europäischen Gleichgewichts
raus erfolgen würde."

Mit der Geburt des Zollvereins aber trat ein Ereignis ein, das zugleich
m selbst und der wirtschaftlichen Einigung neues Leben einhauchen, wie seine
Wirkung auf die politische Einigung unermeßlich vertiefen sollte, der Bau der
isenbahnen. Im Jahre 1826 hatte in England der Bau größerer Eisenbahn-
recken begonnen, und schon 1828 dachte der preußische Finanzminister von Motz,
rch eine Eisenbahn den Rhein mit der Weser zu verbinden. In Bayern wurde
vischen Nürnberg und Fürth die erste kleine Strecke eröffnet. Fr. List, der
tterarische Vorkämpfer der neuen Volkswirtschaftslehre, entwarf den umfassendsten
Plan eines weitverzweigten Eisenbahnnetzes für ganz Deutschland, fest überzeugt,
aß seit der glücklichen Einigung im Zollverein Deutschland nur noch des schnellen
Transportmittels bedürfe, „um sich auf die Stufe der gewerbfleißigsten Nation
er Erde emporzuschwingen". Im Jahre 1838 wurde in Preußen die erste Bahn
röffnet von Düsseldorf nach Erkrath, dann von Berlin nach Potsdam. Groß
war schon das Erstaunen der Berliner gewesen, als 1815 die ersten 32 Droschken



Sarkophagfiguren des Königs Friedrich Wilhelm III und der Königin Luise im Mausoleum zu Charlottenburg.

Nach den Modellen von Christian Rauch die erstere im Jahre 1843, die zweite im Jahre 1814 vollendet. Nach einem Lichtbilde.

auf den öffentlichen Straßen aufgestellt wurden, und lebhaft hatte man dama die Frage erortert, ob denn Menschen genug für eine so gewagte Einrichtur vorhanden seien. Wie groß aber war nun nach knapp fünfundzwanzig Jahre das Erstaunen der Berliner, als der erste Bahnzug abgelassen wurde! Und we größer noch war das Erstaunen, als sich die gewaltige Wirkung des neuen Ve kehrsmittels zeigte, das alle Lebensverhältnisse so durchaus umgestalten, de Handel und dem Gewerbefleiß einen nie geahnten Aufschwung geben und d Nation aus dem Stillleben der Heimatstadt auf den geräuschvollen Weltmar führen sollte. Denn welche Befürchtungen man auch für die Rentabilität d Eisenbahnen, für die Zerstörung der Posten und der mit so kostbaren Mitte erbauten Chausseen hegen mochte, so zeigte sich doch, daß mit jeder Erleichteru des Verkehres dieser selbst und damit das Nationalvermögen wachsen muß. W groß auch die Bedenken der preußischen Staatsmänner gewesen waren, so konn sich die Tüchtigkeit dieser Beamten nicht wohl besser bewähren, als daß sie a 3. November 1838 ein Eisenbahn Gesetz zu stande brachten, das mehr denn e halbes Jahrhundert seine volle Brauchbarkeit bewährte. Namentlich der Kro prinz war im höchsten Maße eingenommen für den Bau der Eisenbahnen, ab auch der König erkannte trotz der Abneigung seines hohen Alters gegen all Neue ihre Bedeutung mit seinem klaren Blick vollkommen, bestimmte testamentari noch die Summe von einer Million für den Bau einer den Osten mit de Westen verbindenden Eisenbahnlinie. Die deutschen Stämme aber rückten einand viel näher, verloren durch gegenseitiges Kennenlernen allmählich ihre heimatlich

Die letzten Augenblicke König Friedrich Wilhelms III.

Nach dem Gemälde von Julius Schoppe (1795?—1868) gestochen von Alexander Sixdenier (1795—1846). Auf etwa 1/6 verkleinert.

Abneigungen gegen die Nachbaren, und der erleichterte Verkehr trug auch seinerseit zur werdenden Einheit des Reiches bei.

So erwachte, als sich die Tage Friedrich Wilhelms ihrem Ende zuneigten überall ein neues reiches Leben. Noch konnte der König den Grundstein zu Denkmal Friedrichs des Großen legen. Bald darauf, am 7. Juni 184- ward er zu seinen Vätern versammelt. Das hatte er freilich geahnt, daß Verfassungs-Aenderungen auch in seinem Volk erstrebt werden würden, und sein Nachfolger hatte er daher verpflichtet, solche, namentlich insofern sie die Unbeschränktheit der königlichen Macht antasten mochten, nur mit Zuziehung der sämtlichen Agnaten des königlichen Hauses vorzunehmen. Aber die Ueberzeugung durfte er doch ins Grab nehmen, die am Tage vor der Feier seines letzten Geburtstages bei der Eröffnung der neuen Eisenbahn von Köln nach Belgien in die Worte gekleidet wurde „Die deutsche Treue beruht auf festem Grunde, auf der angestammten Liebe für König und Vaterland, auf der klaren Erkenntnis unserer nationalen Vorzüge, unserer sittlichen Volkswürde".

Denkmal Friedrich Wilhelms III. im Lustgarten zu Berlin.
Nach dem Modelle von Albert Wolff (geb. 1814) in Bronze ausgeführt und im Jahre 1871 aufgestellt. Nach einem Lichtbilde.

Szene bei der Huldigung König Friedrich Wilhelms IV. zu Berlin, am 15. Oktober 1840.
Gruppe aus dem Gemälde von Franz Krüger (1797—1857) im Kgl. Schloß zu Berlin.

König Friedrich Wilhelm IV. 1840—1861.

Die Einführung der Verfassung.

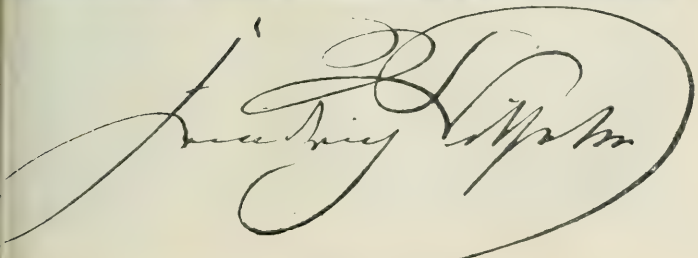
Jedes Staatswesen muß von der Ueberzeugung und dem Vertrauen der sittlich und geistig Tüchtigsten seiner Bürger getragen sein. Denn es ist die Darstellung der sittlichen und geistigen Ideen und Anschauungen, welche in seinen Bürgern leben und ihre Entwickelung bedingen. Gewiß nicht die wilden Wünsche und wechselnden Meinungen der Parteien des Tages zu befriedigen, wohl aber den erwachenden Kräften Maß und Richtung zu geben und die Summe der leitenden Vorstellungen der Nation zu verarbeiten, ist Zweck wie Aufgabe des Staates. Unaufhörlich aber ändern sich diese und schreiten fort zu gereifteren, zu höheren Stufen der geistigen wie sittlichen Erkenntnis. Denn so schwer oder auch so unmöglich es sein mag, die Gesetze der menschlichen Entwickelung aus dem Gange der Geschichte zu folgern, so hieße es doch an dem Menschengeschlecht, ja es hieße an dem Ewigen verzagen, wollte man die Thatsache leugnen, daß die Menschheit,

erschaffen nach dem Bilde Gottes, im tiefsten Grunde doch dem Gottähnlichwerden rastlos zustrebt. Wir erinnern nur an den Uebergang vom Heidentum, selbst dem geläuterten der Griechen und Römer zum Christentum. Wohl mögen auch in sittlich reinen Zeitaltern verruchte Thaten geschehen, mögen zügellose Bestrebungen ihr Bild zu entstellen, ihre Wirksamkeit zu trüben versuchen, wohl bedingt auch jeder Fortschritt in der Kultur einen Verlust, und von zwei Schritten, welche das Menschengeschlecht nach vorwärts thut, wird nur zu oft der eine wieder zurückgenommen. Dennoch aber ist das nicht hinwegzuleugnen, daß nicht nur die geistige Erkenntnis der Menschheit reicher und gereifter, sondern auch das sittliche Bewußtsein zarter und geläuterter wird. Nicht, daß wir uns brüsten dürften, besser zu sein, klüger zu urteilen, als unsere Vorfahren, aber mit Dank empfinden wir, daß wir von ihren Erfahrungen gelernt, auf ihren Schultern stehen und das Werk der Jahrhunderte fortsetzen. Mit der Fortbildung aber, welche Geist und Charakter des Menschengeschlechts durchkämpfen, erleiden auch die Anschauungen vom Staat Abwandlungen und Aenderungen, und der Staat, der sich nicht mit ihnen durchdringt, ja, der nicht die führende und leitende Rolle dieser menschlichen Entwickelung übernimmt, verkennt seinen Zweck, seine Daseinsbedingungen, vernichtet sich selbst. Denn künstlich erbaut er einen Gegensatz zwischen Regierung und Unterthan, der seinem reinen Begriff völlig fremd ist, schafft eine Zweiteilung, während er der Ausdruck der Einheit sein soll.

Und wenn das menschliche Leben in immer breiterem Strom dahin fließt, gespeist aus tausend und immer neuen tausend Quellen der geistigen Erkenntnis wie der sittlichen Läuterung, so will doch ohne Zweifel hier ein reißender Bach die Ufer unterhöhlen, dort eine sprudelnde Flut das Gelände überspringen. Aber darin eben, so scheint uns, haben die Großen der Hohenzollern Pflicht und Ziel ihrer Arbeit erkannt, daß sie nicht nur dem Strom haltbare Dämme erbauten, sondern daß sie ihm das Bette gruben und ebneten. Nicht seitwärts haben sie gestanden neben der Nation, sondern ihre vordersten Führer sind sie gewesen, ja ehe sich noch das Volk seiner eigenen Gedanken und Bedürfnisse recht bewußt geworden, haben sie sie ergriffen und, soweit möglich, befreit von ihren Schlacken, zur Verwirklichung geführt.

Eben dies war nun auch die Meinung des neuen Königs. „Es ist“, so schrieb er in seiner geistvollen Weise, „der Weisheit der Regierung entsprechend, den Notbedürfnissen, welche der sittliche Standpunkt der Meinung der Mehrzahl hervorruft, zuvorzukommen. Warum? Damit das, was jetzt noch zuvorzukommen ist, nicht als Konzession abgedrängt werde. Weiß man, daß eine Flut kommt, so grabe man bei Zeiten Kanäle, damit die Flut in dieselben ablaufe. Wartet man mit dem Ausgraben, bis sie hereinbricht, so werden die Kanalränder durchbrochen und die Verwüstung ist größer denn zuvor: auch leite man die Wasser womöglich dem Sande zu, damit der Sand sie schlucke.“

So war denn bei der Thronbesteigung des Königs Friedrich Wilhelm IV. die Hoffnung allgemein verbreitet, daß er die dringenden Wünsche und Bedürfnisse der Zeit verstehen und sie zu erfüllen bereit sein werde. Mit frechen Worten forderte freilich eine radikale Partei die Beseitigung der Monarchieen, die Verjagung der Fürsten, den Sturz der Kirche, Verteilung aller Güter. Namentlich in Baden wurde eine Republik mit sozialdemokratischen Grundsätzen in immer dreisteren Schriften und Zeitungen, immer aufgeregteren Versammlungen gefordert, und der



König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

Nach dem Gemälde von Franz Krüger (1797–1857).

Zusammenhang mit den aufständischen Parteien in Frankreich, Italien, der Schweiz, vornehmlich der Polen ward kaum noch geleugnet. Es durfte keine Frage sein, daß diesem hochverräterischen Beginnen mit aller Schärfe des Gesetzes entgegengetreten werden mußte. Aber neben dieser Partei oder vielmehr ihr gegenüber stand die große Zahl der gebildetsten und von reiner Vaterlandsliebe beseelten Patrioten, die nun auch in Preußen eine Vertretung der Nation nach ihrer Zahl und ebenso, nur vielleicht mit noch größerer Entschiedenheit, eine einheitliche, feste Reichsgewalt erstrebten. Beides erwarteten sie mit Sicherheit von dem neuen Herrscher, dessen lebhafter, fein gebildeter Sinn, dessen warmes Herz der Nation die Teilnahme am Staatswesen, wie die Mitwirkung an einer deutschen Reichsgewalt gewahren werde. Gleich anfänglich gewann er durch die Hochhaltung der deutschen Ehre die Herzen der Nation, als Thiers in Frankreich Minister geworden, den Vertrag der drei Ostmächte mit England zum Schutze der Türkei gegen den Vizekönig von Aegypten vom 15. Juli für eine Beleidigung der französischen Nation erklärte, und nun in dem „verrückten Frankreich" ein Kriegslärm entstand, der mit tobenden Worten den Rhein verlangte. Mit Macht erhob sich die Stimme der ganzen Nation, freudig war man zum Kampfe für die abermals von Paris her bedrohte Grenze bereit, „sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein." Friedrich Wilhelm teilte die Meinung der Patrioten vollständig, und um den Bund mit Oesterreich recht fest zu knüpfen, erklärte er sich sogar zur Ueberraschung Metternichs gewillt, selbst die italienischen Besitzungen des Erzhauses zu verteidigen, und ließ durch den General von Grolmann und den Obersten von Radowitz in Wien über den Feldzugsplan schon die näheren Verabredungen treffen. Indessen verschwand die Kriegsgefahr, als Guizot an Thiers Stelle trat und die monarchischen Formen in Frankreich wieder befestigte. Mittlerweile aber hatte der König auch im Innern Schritte gethan, welche zu den kühnsten Hoffnungen ermutigten. Die Kommission zur Untersuchung der demagogischen Umtriebe wurde aufgehoben, eine allgemeine Amnestie für politische Verbrecher erlassen, E. M. Arndt in sein Amt eingesetzt, Jahn erhielt die Freiheit des Aufenthalts wieder. Bonen ward zurückgerufen, in den Staatsrat wieder eingeführt, der Presse wurden die Bande soweit gelöst, wie dies mit den Bundesgesetzen irgend vereinbar war. Und wenn die Freilassung der beiden unbotmäßigen Erzbischöfe von Posen und Köln, die Einsetzung einer besonderen katholischen Abteilung im Kultusministerium ernste Bedenken erweckte, so erfüllte sie doch die Katholiken mit neuem Vertrauen zur Regierung, und die Wiederanknüpfung der Verhandlungen mit Rom, hauptsächlich über die Frage der gemischten Ehen durch Bunsen ließ zunächst der Vermutung Raum, daß das Staatskirchenrecht in eine feste Ordnung gebracht werden könne.

Chr. J. von Bunsen.

Kupferstich von John Henry Robinson (1796 – ?) nach der Zeichnung von George Richmond (geb. 1809 ?). Auf etwa 1/3 verkleinert.

Die höchsten Erwartungen aber erweckten die feierlichen Ansprachen, welche der König bei der Huldigung in Königsberg und in Berlin hielt. Ueber die schwungvollen Worte des Königs, welche seine brennende Liebe zum deutschen wie zum preußischen Vaterlande, sein Vertrauen zum Volke, seine ehrliche, bedingungs-

lose Hingabe an die Sache des Staates bekundeten, übersah man, daß eine eigentliche politische Zusage in den Reden doch nicht gegeben war. „Gott segne unser teures Vaterland!“ — so rief der König unter freiem Himmel in Königsberg, — „Sein Zustand ist von altersher oft beneidet, oft vergebens erstrebt. Bei uns ist Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk, im Großen und Ganzen, herrliche Einheit des Strebens aller Stände nach Einem Ziel, nach dem allgemeinen Wohl, in heiliger Treue und wahrer Ehre. Aus diesem Geiste entspringt unsere Wahrhaftigkeit, die ohnegleichen ist. So wolle Gott unser preußisches Volk sich selbst, Deutschland und der Welt erhalten, mannigfach und doch Eins, wie das edle Erz, das, aus vielen Metallen zusammengeschmolzen, nur ein einziges edles ist, keinem andern Roste unterworfen, als dem verschönernden der Jahrhunderte“. Und wieder in Berlin, wo sich die Stände aller zum deutschen Bunde gehörigen Provinzen zur Huldigung einfanden, sprach der König unter freiem Himmel bei regnerisch trübem Wetter: „Ich will vor allem dahin trachten, dem Vaterland die Stelle zu sichern, auf welche es die göttliche Vorsehung durch eine Geschichte ohne Beispiel erhoben hat, auf welcher Preußen zum Schild geworden ist für die Sicherheit und Ruhe Deutschlands. In allen Stücken will ich so regieren, daß man in mir den echten Sohn des unvergeßlichen Vaters, der unvergeßlichen Mutter erkennen soll. Aber die Wege der Könige sind thränenreich, wenn Herz und Geist ihrer Völker ihnen nicht hilfreich zur Hand gehen“. Darum richte er, in der Begeisterung seiner Liebe zu seinem herrlichen Vaterlande, zu seinem in Waffen, in Freiheit und Gehorsam geborenen Volke die ernste Frage an Ritter, Bürger, Landleute, an alle, die seine Stimme vernehmen könnten, ob sie mit Herz und Geist, mit Wort und That und ganzem Streben, in der heiligen Treue der Deutschen, in der heiligeren Liebe der Christen ihm helfen und beistehen wollten, Preußen zu erhalten, wie es sei und bleiben müsse, wenn es nicht untergehen solle? Ob sie ihm helfen wollten, die Eigenschaften, durch welche Preußen den Großmächten der Erde beigesellt sei, Ehre, Treue, Streben nach Licht und Wahrheit, Vorwärtsschreiten in Altersweisheit zugleich und heldenmütiger Jugendkraft immer herrlicher zu entfalten? Ein vielstimmiges „Ja“ ertönte auf des Königs Frage, und dies Ja nahm der König in gehobener Rede als sein eigen an, das ihn mit dem Volke in gegenseitiger Liebe und Treue verbinde, das Mut, Kraft und Trost gebe, das er in seiner Sterbestunde nicht vergessen werde.

Alle Töne des Herzens waren angeschlagen, trafen die verwandten Saiten in den Seelen der Hörer, und lauten Widerhall hatten namentlich die Vorgänge in Königsberg gefunden. Nur wenige bedachtsame Köpfe blickten tiefer und mußten bei dem allen, wie jener alte General immer wieder an den Zauberlehrling denken. Auch flaute die Begeisterung schon bei den Berliner Vorgängen etwas ab. Denn inzwischen hatte der König auf die fast einmütig gestellte Bitte der preußischen Stände um die Ausarbeitung einer schriftlichen Verfassungsurkunde eine Antwort gegeben, in welcher man die Verheißung auf eine solche hatte erkennen wollen. Dies war aber keineswegs der Wille des Königs, und er hatte daher am 4. Oktober eine Kabinettsordre an den Minister von Rochow ausdrücklich in der Absicht veröffentlichen lassen, „um jeder irrigen Ansicht entgegenzutreten, als ob der König durch den Landtagsabschied seine Zustimmung zu dem in der ständischen Denkschrift enthaltenen Antrage auf Entwickelung der Landesverfassung im Sinn der Verordnung vom 22. Mai 1815 ausgesprochen hätte“. Ebenso ablehnend

verbieht sich der König gegen die Schrift des Ober-Präsidenten Schön „Woher und Wohin?“, welche die Bitte der Stände rechtfertigte, und die Schrift des Arztes Jacoby „Vier Fragen eines Ostpreußen“, welche die Berufung der Reichsstände als „erwiesenes Recht“ in Anspruch nahm, wurde dem Staatsanwalt übergeben.

Energisch wies der König den Breslauer Magistrat in seine Schranken, und damit war auch den ständischen Petitionen aus den Rheinlanden und Posen um Reichsstände und Preßfreiheit die Aussicht auf Gewährung abgeschnitten. Wenn aber umgekehrt die brandenburgischen und pommerschen Stände vor den zerstörenden Absichten der Zeit warnten, sich also ein tief greifender Unterschied in den Grundanschauungen über den Staat in den Ständen der verschiedenen Provinzen zeigte, so begreift man die Zweifel mancher Minister und Generale, ob die Verwaltung nunmehr die innere Einheit des Staates ohne die Unterstützung kräftiger Reichsstände noch werde behaupten können. Der innere Gegensatz der Provinzen schien nur durch die Einberufung einer Reichsversammlung überwunden werden zu können, und die augenblicklichen Bedürfnisse des Staates forderten mit Entschiedenheit einen solchen Schritt. Denn wie anders sollte man die Anleihe aufbringen, die zum Bau der Ostbahn durch den Staat zur Verbindung des Ostens mit dem Westen durchaus notwendig war, und die doch nach dem Gesetz vom 17. Januar 1820 nur unter Zustimmung der Reichsstände beschlossen werden konnte?

Doch nimmer konnte Friedrich Wilhelm, aufgewachsen in der Zuneigung für Rußland und Oesterreich ein Prinzip gutheißen, das diese schroff verdammten, ein Prinzip, dessen Ursprung nach seiner Auffassung in der Revolution lag, dessen Annahme zur Revolution führen zu müssen schien. Und wie hätte er das feste Gefüge seines Staates einem Geist und Sinn aussetzen können, der in Frankreich, in Belgien, in England, in den süddeutschen Staaten so gefahrvolle Zustände geschaffen! Friedrich Wilhelms Sinn ist nie dahin gegangen, er war vielmehr durchdrungen von dem Gedanken, daß er das Beste seines Staates erstrebe, ja, daß er allen Wünschen Genüge thue, wenn er die provinzialständische Verfassung, an der er selbst ja, wie erwähnt, den hervorragendsten Anteil hatte, weiter ausbilde. Schon im
1841 Februar 1841 legte er die Hand daran, und in der Meinung, nun „auch für die ständischen Verhältnisse eine lebendigere Zeit zu beginnen“, gewährte er den Provinzialständen eine alle zwei Jahre eintretende Berufung, wie auch eine gewisse, doch mannigfach beschränkte Oeffentlichkeit. Weiter plante der König eine Zusammenberufung der samtlichen Provinzialversammlungen zu einem Vereinigten Landtage, den er je nach Bedürfnis und nach seinem Ermessen einberufen wolle, und außerdem wünschte er die Bildung von Ausschüssen, welche die Geschäfte bei der Staatsschuldenkommission versehen und der so dringend notwendigen Eisenbahn-Anleihe ihre Zustimmung geben sollten. Vor einer Zentralversammlung warnte Metternich den König entschieden, denn als Abgeordnete der Provinzen würden die Männer berufen werden, als Reichsstände aber aus einander gehen. Auch traten
1842 zunächst, am 18. Oktober 1842 nur die Vereinigten Ausschüsse der Stände zusammen, die in ihrer bescheidenen Rolle doch weder den Wünschen des Landes, noch auch dem Bedürfnis der Regierung entsprachen. Denn die Bewilligung der Anleihe lehnten sie, als über ihre Rechte hinausgehend, ab, und auch der König stellte die alleinige Befugnis der Reichsstände in dieser Frage nicht in Abrede.

Wenn er aber am Schlusse die Abgeordneten mit der Bemerkung entließ, daß sie „ganz in seinem Sinne gehandelt", in dem nämlich, „daß sie erstlich Vertreter wohlerworbener Rechte ihrer selbst und der Stände, die sie abgeordnet, zweitens Ratgeber der Krone sein sollten, nicht aber Repräsentanten des Windes der Meinung und der Tageslehren", so war damit nicht nur, wie bemerkt, der Gegensatz zwischen Regierung und Ständen wiederhergestellt, und die Stände auf die Bahn der Opposition gegen die Krone hingewiesen, sondern es war zugleich die Lebensfähigkeit der nationalen Ideen und Vorstellungen wie die Kraft der öffentlichen Meinung erheblich unterschätzt. Der Ruf nach Reichsständen fand vielmehr jetzt in allen Schichten der Bevölkerung Zustimmung, und ebenso drang der nationaldeutsche Gedanke, die Forderung nach einer vollen Umgestaltung der Bundesverfassung in alle Poren des Volkes ein. Nicht nur die Litteraten und die Tagespresse, sondern die einsichtigsten Männer der Praxis wie der Wissenschaft, des Adels wie des Bürgertums forderten die Machtstellung Preußens im Reich, die Umgestaltung seiner Verfassung im konstitutionellen Sinne. Wie auf dem Königsberger Landtage der Oberstburggraf von Brünneck, die Gebrüder von Auerswald, der Vize-Marschall des Landtages von Saucken-Tarpuschen, der Landrat von Bardeleben die Verfassung gefordert, so war es jetzt vor anderen der pommersche Edelmann von Bülow-Cummerow, der in seiner Schrift „Preußen, seine Verwaltung, seine Verfassung, sein Verhältnis zum deutschen Reich" die Umbildung der Provinzialstände in eine einheitliche, mit größeren Rechten versehene Volksvertretung und den Anschluß der Mittelstaaten an Preußen sowie umgekehrt den Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland als die dringendste Aufgabe bezeichnete. Die Opposition der Stände wurde, wie gemäßigt auch immer, doch eine solche, daß ihr die Regierung bald nicht mehr gewachsen war. Denn, wie wir sahen, war sie in den Versammlungen der Stände gar nicht oder doch nicht genügend vertreten, und der Gegensatz der Anschauungen konnte folglich nicht durch Aussprache abgeklärt werden. Der Gedanke aber des Königs, über den drei Ständen der Ritter, Bürger und Landleute einen vierten, die „Herrenkurie", zu bilden, mußte den altpreußischen Adel schwer verletzen. Denn dieser höchste Stand sollte vorzüglich aus den Mediatisierten und Standesherren bestehen, und solcher gab es unter dem alten preußischen Adel, der seine Königstreue und vaterländische Gesinnung mit Gut und Blut so oft bezahlt, nur sehr wenige, während die Mehrzahl der Mediatisierten und anderen Herren erst 1815 der preußischen Krone unterstellt waren und noch keine Gelegenheit gehabt hatten, ihre Treue dem Staate zu erweisen.

Außerhalb der Stände aber drang die Opposition oder doch die Klage über schmerzliche Enttäuschungen in immer weitere Kreise, wuchs zu stets größerer Erbitterung. In der Presse, in Zeitungen wie in Gedichten wurde über die Zertrümmerung der anfänglichen Hoffnungen kühner und lebhafter gesprochen, und die schärfere Handhabung der Zensur hinderte die Ausbreitung der Wünsche und Bestrebungen nicht. Auf den damals ins Leben tretenden Versammlungen der Männer der Wissenschaft wurden sie freimütig erörtert, und fast unter den Augen des Königs richtete in der Aula der Berliner Hochschule der Philologe August Boeckh die Mahnung an die Studierenden, sich zu rüsten auf die Freiheit.

Hinzu traten noch kirchliche Verhältnisse eigentümlicher Art. Noch einmal hatten die Sammlungen zum Bau des Kölner Doms die katholischen und evangelischen Volksgenossen einander genähert, ja der König hatte die Grundstein-

Der Dom zu Köln nach seiner i. J. 1880 erfolgten Vollendung.
Nach einem Lichtbilde.

legung am 4. September 1842 in beredtesten Worten gefeiert als ein Zeichen der Einheit des deutschen Reiches, wie des friedlichen Lebens und der Eintracht zwischen beiden Kirchen. Aber während der König, seinem tief frommen Empfinden gemäß und in Uebereinstimmung mit seinem gleich anfänglich abgelegten Bekenntnis „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen“ sich mit innigster Ueberzeugung der vollen Bibelgläubigkeit hingab, geschah es, daß er nicht nur katholisierender Neigungen, sondern auch der Bedrückung der Gewissen beschuldigt wurde. Bedenklichen Gemütern war schon seine Vermählung (1823) mit der katholischen Prinzessin Elisabeth von Bayern anstoßig gewesen, und obwohl der Uebertritt der Kronprinzessin zur evangelischen Lehre mehr als sechs Jahre später, also gewiß ohne Zwang und nach eigenem Willen erfolgt war, ließen sich doch nicht alle Zweifel bannen. Denn nicht nur wurde den kleinen Gemeinden der Alt-Lutheraner, die sich fern von der Union hielten, eine so aufmerksame Beachtung ihrer Wünsche zu teil, daß man an der Aufrechterhaltung der Union zu zweifeln begann, sondern nach einem Besuch in England und im Zusammenhange mit der orientalischen Frage betrieb der König mit lebhaftem Eifer die Gründung eines protestantischen Bistums in Jerusalem, und die Verfassung der evangelischen Kirche wollte er, so fürchtete man schon, in eine bischöfliche verwandeln. Der katholischen Kirche hatte er die besondere Ministerialabteilung zugestanden, hatte

n der Frage der gemischten Ehen, des Plazets und des unmittelbaren Verkehrs er Bischöfe mit Rom nachgegeben. Jetzt betrieb sie eine rührige Propaganda, er dann der Protestantismus mit der Gründung des Gustav-Adolf-Vereins zu egegnen suchte. Mit allem Pomp durfte die katholische Kirche in der feierlichen

Königin Elisabeth von Preußen.

Kupferstich von Eduard Mandel (1810–1882) nach dem Gemälde von Joseph Karl Stieler (1781—1858). Auf etwa die Hälfte verkleinert.

Ausstellung des „Heiligen Rockes" in Trier ihre ganze ungehemmte Macht zeigen, und dem gegenüber blieb die freiere Lehre, die in beiden Kirchen, dort durch den Professor Hermes, hier durch David Strauß und Bruno Bauer Geltung zu erlangen gesucht hatte, unterdrückt, während die Behauptung von der wunderthätigen Kraft des heiligen Rockes gerade auch in katholischen Kreisen vielfach

Anstoß erregt hatte. So zweigten sich von der römischen Kirche damals die Deutsch-Katholiken unter Führung von Ronge und Czerski und von der protestantischen die Lichtfreunde unter Führung des Pastors Uhlich und des Professors Wislicenus ab. Beide Richtungen, obwohl durch ihre alleinige Betonung der verstandesmäßigen negativen Kritik von vornherein zur Bildung einer neuen Kirche unfähig, schürten doch die herrschende Unzufriedenheit.

Unendlich viel weiter war L. Feuerbach gegangen, der kurzweg jedes Jenseits geleugnet, und seine atheistische Anschauung paßte nun ganz zu der sozialdemokratischen Lehre, zu der Uebertragung der Lehre von der politischen Ungebundenheit auf die soziale Zügellosigkeit, die unter dem Einfluß der Franzosen, wie St. Simon, Proudhon, Ledru Rollin, L. Blanc nun auch von den deutschen Radikalen, von Ruge, Robert Blum u. a. gepredigt wurde. Französische und schweizerische Vereine, tausende von Flugschriften, selbst aus Nordamerika, Zerrbilder aller Art wirkten zusammen, um nicht nur das Mitleid mit den armen Bevölkerungen in Schlesien, dem Erzgebirge, dem Voigtlande zu erwecken, sondern zugleich um die doch kaum aufatmende Macht des Kapitals als eine unsittliche darzustellen, die man nur zertreten könne, wenn man gleichzeitig die abscheulichen Despoten verjage und die Republik erkläre.

So gährte es auf allen Gebieten, politische, kirchliche und soziale Unterschiede und Forderungen bewegten das Volk in lebhaftem Maße. Doch wie um die schon genügsam vorhandenen Kräfte der Spaltung und Zerstörung ins Ungemessene zu steigern, kamen noch nationale Kämpfe dazu. Die alte Begeisterung für die Polen erhielt neue Nahrung, als Preußen den Plan eines polnischen Aufstandes 1846 mit der Festsetzung des vornehmsten Anführers Mieroslawski beseitigte, die österreichische Regierung aber in Galizien den polnischen Adel durch die ruthenischen Bauern schmählich dahinschlachten ließ. Auf allen Seiten war man erzürnt. Aber wie hatten sich die Begriffe verwirrt! Nicht, daß die Republik Krakau dem österreichischen Staat einverleibt wurde, und dadurch der deutsche Handel eine empfindliche Einbuße erlitt, erbitterte die Gemüter so sehr, als vielmehr der Umstand, daß die geliebten Polen mit ihrem Aufstand nicht Erfolg hatten. Die ruchlose Verhöhnung, mit welcher die Polen alle Deutschen, trotz der übertriebenen Nachsicht der preußischen Regierung, in ihrem Lande vergewaltigten, verschwand völlig hinter dem Nimbus, mit dem man alle Aufständischen umkleidete. Endlich aber fand die Unzufriedenheit doch einen würdigen Gegenstand in der nationalen Begeisterung für die Befreiung der schleswig-holsteinischen Herzogtümer. Das deutsche Fürstenhaus, das über diese wie über das Königreich Dänemark in sogenannter Personalunion herrschte, war dem Aussterben nahe, und in diesem Umstande lag die Hoffnung begründet, daß die seit etwa einem Vierteljahrhundert gemachten Danisierungs-Versuche eine Ende haben würden. Denn in diesem Fall mußten die Herzogtümer dem männlichen Agnaten, dem Herzog von Augustenburg, zufallen, während für das Königreich die weibliche Erbfolge galt. Da erließ der König Christian VIII. 1846 einen „Offenen Brief", in dem er die Einverleibung Schleswigs in Dänemark kurzerhand aussprach, obwohl es untrennbar mit Holstein verbunden war. Ohne Unterschied der Parteien und völlig einmütig erhoben alle deutschen Patrioten ihre Stimmen gegen eine solche Beraubung Deutschlands, die das kleine Dänemark höhnend dem Reiche zu bieten wagte.

Wir werden sehen, wie tief Preußen in diese Frage verstrickt wurde, zunächst war man in Berlin vollauf mit eigenen Dingen beschäftigt. Der König hatte nämlich inzwischen seinen Plan für die Ausbildung der ständischen Verfassung dem Minister des Innern Grafen Arnim-Boytzenburg überwiesen und mit diesem über die Möglichkeit der Berufung des Vereinigten Landtages beraten. Der König war gewillt, dieser Versammlung das Recht der Steuerbewilligung wie der Zustimmung zu Anleihen zuzugestehen, doch sollte diese Befugnis, da man den Fall einer Ablehnung in Kriegszeiten fürchtete, nur durch die Ausschüsse geübt werden, welche der Staatsschuldenverwaltung zur Seite treten sollten. Sehr begründete Einsprache erhob Graf Arnim schon gegen diese Ausschüsse, die dem Gesetz von 1820 nicht entsprachen, namentlich aber verlangte er, daß der Vereinigte Landtag in jedem vierten Jahr zusammentreten, und daß das Zweikammersystem angenommen, ein besonderes Herrenhaus gebildet werde. Denn die Bildung einer vierten Kurie, der Herrenkurie könne nur dahin führen, daß Herren und Ritter auf der einen, Bürger und Bauern auf der anderen Seite fest geschlossene Parteien bilden würden. Eine Repräsentation aus Wahlen nach der Volkszahl zu empfehlen, war gewiß nicht die Meinung des Grafen, aber schon diese Einwände wichen soweit von den Ideen des Königs ab, daß Graf Arnim im Sommer 1845 von seinem Posten zurücktrat. Nun beauftragte der König die 1845
Minister von Bodelschwingh, Savigny, Uhden, Canitz und den Hofmarschall von Rochow mit der Beratung seines Entwurfes. Aber erhebliche Bedenken wurden auch in dieser Kommission geltend gemacht, und darunter befand sich wieder das des Grafen Arnim wegen der Bildung des Herrenstandes. Der Hofmarschall von Rochow wies darauf hin, wie nach dem Beispiele der Opposition in den Provinziallandtagen diese ständische Versammlung, welcher Art sie auch sei, die Souveränetät der Krone völlig absorbieren werde. Man äußerte namentlich wieder die Befürchtung, wie eine geregelte Finanzverwaltung zu führen, und wie in stürmischen Zeiten eine plötzlich auftauchende Geldverlegenheit zu befriedigen sein möchte, wenn die Krone der Bewilligung eines allgemeinen Landtages zur Auflage von Steuern, zur Ausschreibung einer Anleihe bedürfe. Andererseits aber konnte man sich doch nicht verbergen, daß diese Frage durch das Gesetz von 1820 schon entschieden sei.

Am 11. März 1846 trat diese Kommission in gemeinsame Beratung 1846
mit dem Staatsministerium unter Vorsitz des Prinzen von Preußen. Der Prinz hatte bis dahin wesentlich seinen militärischen Pflichten gelebt und gemeinsam mit seiner Gemahlin, der Prinzessin Augusta, in überaus sorgsamer Weise die Erziehung seiner Kinder, des Prinzen Friedrich Wilhelm und der Prinzessin Luise, geleitet. Nun aber war an ihn nicht nur als den mutmaßlichen Thronfolger — denn die Ehe des Königs mit der Königin Elisabeth war kinderlos geblieben — sondern vorzüglich durch die erwähnte letztwillige Verfügung des Königs Friedrich Wilhelm III. die Pflicht herangetreten, von der Verwaltung des Staates Kenntnis zu nehmen und über jede Veränderung in der Verfassung des Staates namentlich in Beziehung auf die ständischen Verhältnisse sein Urteil abzugeben. Denn nur durch die Zustimmung aller Agnaten sollte nach dem Willen des verstorbenen Königs eine solche durchgeführt werden dürfen.

Niemand war wohl so sehr von der Bedeutung des Augenblickes durchdrungen wie der Prinz, niemand fühlte so tief wie er, welche Machtmittel die

absolute Krone dahinzugeben im Begriff war. Freimütig erklärte er in der gemeinsamen Sitzung, von der Notwendigkeit einer zentralständischen Versammlung noch nicht überzeugt zu sein, aber mit dem klaren Blick des Staatsmannes sprach er als seinen Grundsatz aus, daß eine weise Regierung dann und wann Nachforschung halten müsse, ob die vorhandenen Institutionen noch mit der Fortentwickelung der Zeit im Einklang seien. Bei diesem Verfahren sei Preußen groß geworden, in diesem Sinne seien schon die Provinzialstände eingeführt worden, und vielleicht hätte man bei ihnen stehen bleiben können, wenn nicht für die allgemeine Forderung der Unterthanen in gegenwärtiger Zeit — die sich auf zwei Dinge bezogen, Publizität und größere Teilnahme an den Staatsangelegenheiten — einige weitreichende Zugeständnisse in Aussicht gestellt waren, namentlich die Bildung einer ständischen Zentralversammlung. Nun aber bejahten sämtliche Minister und Teilnehmer an der Sitzung mit Ausnahme des Ministers von Rochow und des Hofmarschalls gleichen Namens die Bedürfnisfrage, und namentlich Herr von Bodelschwingh hob treffend als das größte Uebel der einzelnen Provinziallandtage hervor, wie der Staat, da er in ihnen gar keine Vertreter hätte, einer inneren Zerreißung durch die acht Landtage entgegengehe und ein Vereinigungspunkt dringend notwendig wäre. Durch diese Gründe ließ sich der Prinz überzeugen und erklärte nun ebenfalls seine Zustimmung zur Einberufung einer gemeinsamen Versammlung, wiewohl er im übrigen mit dem Inhalt des Entwurfes nicht einverstanden war. „Ein neues Preußen", so sagte er, „wird sich bilden. Das alte geht mit der Publizierung dieses Gesetzes zu Grabe. Möge das neue so erhaben und groß werden, wie es das alte mit Ehre und Ruhm geworden ist!" Wahrlich, es war für den Prinzen ein gewaltiger Entschluß, mit den Formen zu brechen, die den Staat erschaffen, aber nachdem er ihn einmal gefaßt, hat er treu und fest, wie sein Sinn war, an ihm festgehalten, und er ist es gewesen, der dem neuen Preußen Ruhm und Ehre gebracht, wie selbst dieser Staat sie vorher noch nicht gekannt.

1847 Endlich am 3. Februar 1847 erschien das Patent, welches den Vereinigten Landtag zum 11. April einberief, nebst drei Verordnungen über seine Zusammensetzung. Doch wie hatte sich der König getäuscht, wenn er unter Hinweis auf das Datum des 3. Februar, des Aufrufs „An Mein Volk", den Beginn einer glänzenden Epoche von diesen Gesetzen ausgehen sah, in welcher das herzlichste Vertrauen die geschäftigen Feinde besiegen werde, welche sich zwischen ihn und sein Volk einzudrängen suchten, um aus der Zwietracht die Schwäche, aus der Schwäche den Umsturz zu bereiten und ein Reich der Willkür, Gottlosigkeit und Unordnung aufzurichten

Denn wenigstens die regelmäßige Wiederkehr der Versammlung, ihre Teilnahme an der ganzen Gesetzgebung hatte man erwartet und war schmerzlich enttäuscht, als jene verweigert, diese auf die Bewilligung neuer Steuern und Staatsanleihen beschränkt war. Alle anderen Einnahmen aus den Domänen und indirekten Steuern, sämtliche Ausgaben und die ganze Gesetzgebung waren nicht der Beratung des Landtages unterstellt, das Petitionsrecht war durch die Bildung der Herrenkurie, die besonders tagen sollte, und durch die Bedingung der Zweidrittel-Majorität, geschmälert.

Die Freude und Begeisterung, welche der König mit seinem Werke zu erzeugen gedacht hatte, wollte sich nirgend zeigen. Von allen Seiten vielmehr gingen die Aeußerungen des Mißbehagens und der Unzufriedenheit ein. Die Provinzial-

ndtage sahen ihre Bedeutung beschränkt und beklagten namentlich in den alten rovinzen die Bevorzugung der Herrenkurie vor der Ritterschaft. Ueberhaupt er wollte man ja nicht Erweiterung der ständischen Institute, sondern die konstitutionelle Umbildung der Verfassung. Vielfach behauptete man, daß diese Gesetze r als Entwürfe angesehen werden könnten, und zunächst den Provinziallandtagen rzulegen seien.

Prinz Friedrich Wilhelm (später Kaiser Friedrich III.) im Jahre 1849.
Nach dem Gemälde von Franz Krüger (1797—1857).

rr von Bülow-ummerow kriti-rte das Gesetz einer Schrift sachlich aber onungslos, H. imon, ein her-vorragender rist in Bres-u, warnte die tände in seiner Schrift „An-hmen oder Ab-hnen?" drin-nd, zu dem Vereinigten ndtage über-upt zu er-heinen, da sie durch die bis-rigen gesetz-chen Ansprüche f eine Ver-ssung aufgeben ürden. Soweit dessen wollten e gemäßigten Liberalen es ch nicht kom-en lassen, son-ern auf dem andtage selbst achten sie die Forderungen, welche der Geist der Zeit stellte, und welche durch ie Zusage von 1815 und das Gesetz von 1820 gewährleistet seien, am erfolg-eichsten zur Geltung bringen zu können. Umgekehrt aber kam auch die Regierung en allgemeinen Wünschen insoweit entgegen, als sie Gesetze erließ, welche den ustritt aus den bestehenden Kirchen ohne Verlust der bürgerlichen Rechte ge-atteten, welche das öffentliche Verfahren im Straf- wie Zivilprozeß einführten nd Handelskammern wie Handelsgerichte einrichteten.

Die glänzende und umfassende Rede, mit welcher der König den Vereinigten andtag am 11. April im Weißen Saale des Berliner Schlosses eröffnete, wies

nun von vornherein jeden Gedanken daran zurück, als ob diese Versammlung ein Ausbau der Verfassung im konstitutionellen Sinne bewirken könne. „Kein Macht der Erde soll es gelingen", so rief der König, „mich zu bewegen, d natürliche Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstituti nelles zu verwandeln, und nun und nimmermehr werde ich es zugeben, daß si zwischen unserem Herrgott im Himmel und dieses Land ein geschriebenes Blc Papier eindrängt, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und die alte heili Treue zu ersetzen." Und wieder sagte er den Ständen, daß sie „deutsche Stän im althergebrachten Sinne, d. h. vor allem und wesentlich Vertreter und Wahr der eigenen Rechte seien, der Rechte der Stände, deren Vertrauen sie entsendet

Vollkommen anders aber waren die Meinungen der ständischen Abgeordnete und bei der Verschiedenheit der Ansichten konnte es nicht fehlen, daß der Landt einen Verlauf nahm, der dem Sinn des Königs ganz entgegengesetzt war. Schi die Verhandlungen über die Adresse, welche nach dem Antrag des Grafen Schwer auf die Thronrede dem Könige eingereicht werden sollte, legten den Gegensatz kla Nur mit Mühe gelang es, zwischen dem Entwurf der Kommission und dem d Grafen von Arnim eine Vermittelung herzustellen. Allein wenn der König i seiner Eröffnungsrede das neue Werk als die Vollendung der Gesetzgebung v 1820 bezeichnet hatte, so wiesen doch nicht nur die Männer der Opposition, w Graf Schwerin und Alfred von Auerswald, sondern auch Graf Arnim auf d Unvollkommenheiten des Gesetzes hin und sprachen es aus, daß die wohl erworben Rechte noch nicht erfüllt seien. So einigte man sich zuletzt dahin, daß in d Adresse nicht eine Forderung an die Krone gestellt, wohl aber das Vertrauen e klärt wurde, daß der König von der Triftigkeit der Wünsche überzeugt, in sein Weisheit ihnen Befriedigung gewähren werde. Der Monarch war tief b troffen, daß ihm da, wo er gemeint hatte, Rechte zu verleihen, Ansprüche entgeg traten, und betonte in seiner Erwiderung ziemlich scharf, daß er keine ander Rechte anerkenne, als die in seinem Patent gewährten. Gleichzeitig aber erklä er nun doch wieder die in ihren Grundlagen feststehende Verfassung für for bildungsfähig und verstand sich zu dem Zugeständnis, den Landtag nach vier Jahr wieder einberufen zu wollen.

Alsbald aber folgten weitere Anträge im Landtage auf Ausbildung der Ve fassung, welche die regelmäßige Berufung der Versammlung nach je zwei Jahre die Beratung allgemeiner Gesetze, die Notwendigkeit der Zustimmung zur rec lichen Giltigkeit aller Staatsschulden, Mitwirkung bei allen Steuergesetzen u Kontrolle über die anderen Staatseinnahmen, den Fortfall der Ausschüsse ve langten, und mit sehr bedeutenden Majoritäten angenommen wurden. Ne bedenklicher aber, weil für den Augenblick von unmittelbar praktischer Wirkur war, daß der Landtag die königlichen Vorlagen über eine Einkommensteuer n die Garantie über Landrentenbanken zur leichteren Ablösung der bäuerlichen Last und über die Eisenbahn-Anleihe mit erdrückender Majorität ablehnte. Denn s lange ihm nicht die Befugnisse der Reichsstände, namentlich die Kontrolle üb den ganzen Staatshaushalt zugebilligt seien, hielt der Landtag sich rechtlich nic zu Schritten befugt, die gesetzlich den Reichsständen gebührten. Nur weni Männer wagten es damals, die Krone zu verteidigen, aber zu ihnen gehörte sch neben dem Landrat von Manteuffel der Abgeordnete der Ritterschaft des Kreis Jerichow, Otto von Bismarck-Schönhausen.

Hatten aber diese Vorlagen Gewissensbedenken bei den Abgeordneten hervorrufen, so äußerten sich solche noch stärker, als nun die Wahlen zu den Ausschüssen, die man doch überhaupt nicht wollte, wirklich vorgenommen werden sollten. Denn man sah voraus, daß diese Ausschüsse die Rechte des Vereinigten Landtages wie der Provinziallandtage an sich ziehen würden und zugleich als die oft verheißenen Reichsstände gelten sollten. Sie mußten entweder in Abhängigkeit von der Regierung geraten und deren Werkzeug werden, oder aber, wenn es ihnen gelang, geschickt vorzugehen und etwaige Schwächen der Regierung zu benutzen, eine überaus lästige Kontrollbehörde, ja eine Nebenregierung selbst werden. Nur mit Mühe wurde die Wahl schließlich vollzogen, aber 58 Abgeordnete verweigerten sie überhaupt, und 158 wählten nur unter dem Vorbehalt, daß die Ausschüsse nicht zur Ausübung der Rechte der Gesamtheit herangezogen werden dürften. Ein preußischer Abgeordneter sagte aus der Seele vieler heraus, er würde die Wahl zum Ausschuß annehmen, aber dann selbst darauf dringen, daß von diesem nichts vorgenommen werde, was den Rechten des Landtages entgegen laufe. Die größere Zahl der brandenburgischen Stände erklärte ausdrücklich, daß sie „nicht aus eigener Ueberzeugung und in voller Uebereinstimmung mit ihrem Gewissen, sondern lediglich aus Gehorsam gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs und im vollsten Vertrauen auf die erteilte Zusicherung der Fortbildung der ständischen Verfassung“ die Wahl vorzunehmen bereit seien. —

„Ich strebe allein darnach“, hatte Friedrich Wilhelm mit dem vollsten Recht in seiner Eröffnungsrede gesagt, „meine Pflicht nach meinem besten Wissen und Gewissen zu erfüllen und den Dank meines Volkes zu verdienen, möchte er mir auch nimmer zu teil werden!“ Und trotz der scharfen Opposition lebte in allen Abgeordneten das Bewußtsein, daß des Königs Verhalten lediglich von der Pflichttreue diktiert war, mit welcher er sein Denken und Thun in den Dienst des Vaterlandes gestellt. Nichtsdestoweniger konnte es nicht ausbleiben, daß der allgemeine Beifall den Männern der Opposition, dem Grafen Schwerin, Alfred von Auerswald, Georg von Vincke, Camphausen, von Beckerath, Hansemann zufiel, und die Hoffnungen, die man auf das preußische Königtum sowohl für die moderne Verfassungsentwickelung als auf die verstärkte Bundesgewalt gesetzt, erblich zusammenschmolzen. Gerade weil dieser Landtag nichts von den Unarten der süddeutschen Parlamente gezeigt, sondern sich durchweg in Formen bewegt hatte, welche dem Volke ziemten, das gewöhnt war, von der Krone Reformen zu erhalten, noch ehe es die Unhaltbarkeit der Zustände selbst recht erkannt hatte, mußte es verhängnisvoll werden, wenn die lebendigsten Wünsche, die ernstesten Bestrebungen der Nation am Throne ein Verständnis nicht fanden. Es wurde aber um so verhängnisvoller, als in der Schweiz, in Italien, selbst in Oesterreich, vornehmlich aber in Frankreich neue revolutionäre Bewegungen in unmittelbarer Aussicht standen, die ihre Rückwirkung auf Deutschland ebenso wie die Julirevolution ausüben mußten, und als endlich die einstigen Hoffnungen der deutschen Patrioten auf Preußen in eine Flut von Schmäh- und Scheltworten umschlugen, als ob nun jede Aussicht verloren sei, daß dieser Staat für das Reich noch schöpferisch wirken könne. Und die Einheit Deutschlands schien wichtiger noch als die Verschiedenheit der Ansichten über die Staatsformen. Man wollte, wie es die von den Historikern Joh. Gust. Droysen, Georg Waitz und dem Juristen Georg Beseler damals gegründete, von Gervinus und Häusser redigierte Deutsche

Zeitung in Heidelberg verfocht, zwar liberal und konstitutionell, vor allem ab deutsch sein. Und während die radikale Partei unter von Struve auf einer Ve sammlung in Offenbach schlankweg sozialdemokratische Forderungen stellte, berie die gemäßigten Liberalen auf einer Versammlung zu Heppenheim über die Schöpfu eines Zollparlaments im Anschlusse an die Staaten des Zollvereins oder beff noch über die eines deutschen Parlaments neben dem Bundestage. Die Meinu für das deutsche Parlament drang durch, in der badischen Kammer verlangte j Bassermann, in der darmstädtischen Heinrich von Gagern, und begeistert jubel ganz Deutschland dem Gedanken Beifall.

Unter diesem fröhlichen Planen, aber auch unter den wilden Wogen, d überall bald alles vernichtend zusammenschlugen, tagte in Berlin seit dem Novemb der Vereinigte Ausschuß und beriet den Entwurf des fast fertig gestellten Stra gesetzbuches. Am 7. März schloß der König die Sitzungen mit dem Zugeständn der Periodizität des Vereinigten Landtages und der geforderten Beschränkung d Wirksamkeit der Ausschüsse. Den konstitutionellen Bestrebungen genügte indeff diese Nachgiebigkeit noch keineswegs. Inzwischen war aber am 28. Februar Paris die Revolution ausgebrochen, und in allen Mittel- und Kleinstaaten wurd im Sturme liberale Regierungen, die März-Ministerien durchgesetzt. In Heid berg fanden sich einundfünfzig einflußreiche Männer ein und vereinigten b gründliche Verschiedenheit ihrer Ansichten — denn die einen, wie Hecker u Struve verlangten die Ausrufung der deutschen Republik, die anderen, n Heinrich von Gagern die Aufrichtung der deutschen Kaiserwürde — in dem all gemeinsamen Verlangen nach einem deutschen Parlament. Man setzte einen Au schuß von sieben Männern ein, welcher zur Beratung darüber eine, spät Vorparlament genannte Versammlung, berufen sollte. In der That ergi die Einladung des Siebener-Ausschusses an alle Mitglieder der deutschen Stänt versammlungen zur Beratung der deutschen Verfassung zum 30. März ne Frankfurt. Heinrich von Gagern aber, wie sein Bruder Max erfüllt von d Gedanken, daß ein Parlament unmöglich ohne Regierung bestehen könne, wuf namentlich die badische, württembergische und sächsische Regierung für seinen Pl einer interimistischen Zentralgewalt zu gewinnen. Der König von Württembe erklärte zugleich, nur Preußen könne die Leitung übernehmen, vorausgesetzt alle dings, daß es das konstitutionelle System annehme. Vertreter dieser Regierung sollten nach Berlin gehen, um das Programm zu verwirklichen. Man forde ein Oberhaupt für ganz Deutschland mit verantwortlichen Ministern, einen Se der Einzelstaaten und ein Volkshaus mit je einem Abgeordneten auf 70000 Seele

In der That hatte Friedrich Wilhelm schon den General von Radowitz n einem Entwurf zur vollen Umgestaltung der Bundesverfassung nach Wien geschi
1848 und da Metternich unter dem Eindrucke der Pariser Nachrichten diesmal d Bedenken trug, die vorgeschlagene Verstärkung der militärischen Macht und i Befugnis des Bundes zur Gesetzgebung im Handels-, Zoll- und Verkehrswes kurzweg abzulehnen, so wurden die Regierungen zu einer gemeinsamen Konfere nach Dresden zum 25. März eingeladen.

Doch ehe dies geschehen, war am 13. in Wien die Revolution ausgebroche Metternich war gestürzt, und die Staatskonferenz zur Zusage einer Konstituti genötigt worden. König Friedrich Wilhelm aber hatte den Schmerz, daß fi das Fürstentum Neuenburg im Februar von Preußen losriß, und während a

den Provinzen überall schon eine starke Aufregung gemeldet wurde, mußte der König es mitansehen, daß in Berlin, unter seinen Augen fast dröhnende Volksversammlungen gehalten wurden, Aufläufe in allen Straßen stattfanden, daß überall wilde Freiheitsreden ertönten, und die Ruhe nur mit militärischer Hilfe aufrecht erhalten werden konnte. Am 8. März versprach der König eine größere Preßfreiheit und am 14. berief er den Vereinigten Landtag zum 27. April. Inzwischen waren aber ganze Massen fremden Volkes, besonders Polen und Rheinländer nach Berlin geströmt, und unter ihrem Einfluß wurde die Unruhe größer und größer. Am 15. kam es zum Barrikadenbau, und mehrfach mußte Militär einschreiten. Da entschloß sich der König in der Nacht zum 18. März, ein 1848 18. März
Patent zu unterzeichnen, welches eine konstitutionelle Verfassung, Preßfreiheit, volle Reform der Bundesverfassung zusagte und den Vereinigten Landtag schon zum 2. April berief.

Mit hellem Jubel empfing die Volksmenge diese Zusagen, und Tausende versammelten sich vor dem Schloß, um mit lauten Hochrufen dem Könige zu danken. Indessen diese Wendung war gar nicht nach dem Sinn des durch die fremden Zuzügler noch mehr aufgeregten Gesindels. Eine Masse von Arbeitern, Lehrburschen, Gesellen, Kommis, Studenten und all den ausländischen Vagabunden brachen in wilde Rufe aus, verlangten den Abzug des Militärs, Oeffnung des Schlosses, drängten gegen die Wachen vor. Und als nun der König den Platz zu säubern befahl, geschah es, daß durch Ungeschick eines Grenadiers, sowie durch den Schlag eines Arbeiters auf das Gewehr eines Unteroffiziers zwei Schüsse losgingen, die zwar niemand trafen, aber benutzt wurden, um alle schlechten Leidenschaften zu entfesseln. Der ruhige Bürger zwar hatte keinen Anteil an diesem sinnlosen Skandal, und im eigentlichen Volk hatte er, wie ausdrücklich bezeugt ist, gar keine Wurzel, aber überall, in allen Straßen, allen Häusern hieß es nun „Verrat, man mordet uns, ganze Massen wehrloser Bürger sind niedergehauen". Eine weiße Fahne mit der Aufschrift „Mißverständnis" trug nicht, wie man gehofft, zur Beruhigung bei, in allen Stadtgegenden entstanden wie durch einen Zauberschlag die Barrikaden.

Aufs tiefste gebrochen und entsetzt über das Blutvergießen, war Friedrich Wilhelm kaum noch zu bereden, dem kommandierenden General von Prittwitz, der nur 12000 Mann zur Stelle hatte, den Befehl zu geben, wenigstens die nächsten Straßen um das Schloß herum den Banden zu entreißen und militärisch zu besetzen. Um Mitternacht aber schon gab der König den Befehl, nicht weiter vorzugehen, nur die besetzten Straßen zu behaupten. In einer Proklamation „An meine lieben Berliner", die er noch in der Nacht entwarf, verhieß er sogar den Rückzug der Truppen, sobald die Barrikaden geräumt seien. Aber auch von diesem Standpunkt ließ er sich trotz der entschiedenen Warnungen des Prinzen von Preußen und des Generals von Prittwitz abbringen, als am nächsten Morgen Bürgerdeputationen ihm vorstellten, daß das Volk die Barrikaden nicht vor dem Abmarsch der Truppen zerstören werde. Bodelschwingh konnte ihnen mitteilen, daß der König befohlen habe, das Militär von den Straßen zurückzuziehen, nur die öffentlichen Gebäude besetzt zu halten. Die zornige Entrüstung, der heilige Unwille des Prinzen von Preußen änderte die Thatsache nicht. Denn wirklich rückten alsbald die Truppen, nachdem sie auf seinen Wunsch noch für kurze Zeit in der Umgebung des Schlosses Aufstellung genommen hatten,

in ihre Kasernen ab, ja verließen unter dem Hohn des Gesindels mit Erlaubnis des Generals die Stadt. Berlin war in der Hand des Pobels. Dessen größte Wut richtete sich gegen den Prinzen von Preußen, der den Befehl zum Schießen gegeben haben sollte, und dem der König zu seiner Sicherheit deshalb eine Mission nach London auftrug. Ein neues Ministerium unter dem Vorsitz des Grafen Arnim-Boytzenburg wurde hauptsächlich aus den gemäßigten Wortführern der Opposition im Vereinigten Landtage, dem Grafen Schwerin, Alfred von Auerswald, Camphausen gebildet, Freiherr Heinrich von Arnim übernahm die auswärtigen Angelegenheiten. Doch alle Nachgiebigkeit half nichts, die Versprechungen der Bürgerdeputationen, Ruhe und Ordnung herzustellen, erwiesen sich als eitel, die neugebildete Bürgerwehr vermochte den König nicht vor den gemeinsten Insulten zu schützen. Die Leichen der Barrikadenhelden wurden in den Schloßhof gebracht, der König und die Königin genötigt, durch ihr Erscheinen ihnen Ehre zu erweisen.

Barrikadenkampf vor dem Köllnischen Rathause zu Berlin in der Nacht vom 18. zum 19. März 1848.
Gleichzeitige Zeichnung von Robert Kretzschmer.

Der Freiherr von Arnim hoffte der Sache nun eine andere Wendung zu geben, wenn die Augen des Volkes auf das ganze Vaterland gerichtet würden. Daher ward am 21. März in der Frühe in allen Straßen ein Plakat angeschlagen „An die deutsche Nation", in welchem die innigste Verbindung zwischen den Völkern und den Fürsten als die Rettung aus der Gefahr bezeichnet wurde. Dem Könige, der sich „zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesamtvaterlandes gestellt habe", wurde als „dem konstitutionellen Fürsten, dem neuen König der freien, wieder geborenen deutschen Nation" Heil und Segen zugerufen und ausgesprochen: „Preußen geht fortan in Deutschland auf". Umgeben von Ministern und Generalen, geschmückt mit den schwarz-rot-goldenen Farben, hielt Friedrich Wilhelm wirklich den im Plakat angekündigten Umritt durch die Stadt und erklärte in mehrfachen Ansprachen, Deutschlands Freiheit, Ordnung und

Einheit herstellen zu wollen; Zurufe, die ihn als deutschen Kaiser begrüßten, lehnte er jedoch ab. In einer weiteren Proklamation wurde im Anschluß an den Vereinigten Landtag die Einberufung einer allgemeinen deutschen Ständeversammlung in Aussicht gestellt, welche die Mittel zur Abwehr äußerer Gefahren, die Durchführung konstitutioneller Verfassungen, die Wiedergeburt und Gründung eines neuen Deutschlands beraten sollte. Doch auch jetzt noch war der König gegen die Massen nicht geschützt. Als die Leichen der Empörer in feierlichem Zuge nach dem Friedrichshain am Schloß vorbei zum Begräbnis geleitet wurden, trat der König auf den Balkon hinaus und verharrte entblößten Hauptes, bis der letzte der Särge vorüber war. Wir lagen damals alle, gestand der König später, „auf dem Bauche".

Eine Flut von Schmähungen in Zeitungen und Schriften brach über Friedrich Wilhelm herein, in Preußen wie im Auslande ertönten die heftigsten Zornreden über ihn, der erst sein Volk habe niederkartätschen lassen und dann ihm doch volle Nachgiebigkeit habe zeigen müssen. Dagegen anzukämpfen und wieder Vertrauen zu gewinnen, erwies sich unendlich schwer. Selbst das Versprechen, welches der König einer polnischen Deputation gab, ihre Provinz neu zu gestalten, änderte an der Gesinnung nichts, obwohl es die Forderungen der heißgeliebten Empörer erfüllte. Vielmehr kam es in der Provinz Posen doch noch zu einem Aufstande, in welchem die Polen mit ruchlosester Grausamkeit gegen alle Deutschen verfuhren, und welcher erst am 9. Mai niedergeschlagen werden konnte. Dagegen hatte der König eine andere Sache, die schleswig-holsteinsche mit Eifer ergriffen, wodurch, so hoffte man, das Ansehen Preußens auch im Reich wieder hergestellt werden könnte. König Friedrich VII. von Dänemark hatte, wie erwähnt, unmittelbar nach seinem Regierungsantritt im Januar die durch alte Grundgesetze verbotene Trennung Holsteins von Schleswig und die Einfügung dieses nördlichen Herzogtums in den dänischen Staat verfügt. Mit aller Kraft wehrten sich dagegen die Schleswig-Holsteiner, besetzten die Festung Rendsburg, und Friedrich Wilhelm erkannte ihre Forderung auf eine selbständige ungeteilte Stellung beider Herzogtümer unter dem Prinzen von Augustenburg an, ließ am 10. April seine Truppen einrücken, und ihnen schlossen 1848 10. April sich auf Veranlassung des Bundestags Hannoveraner und Braunschweiger an. Am 29. April erstürmten die Preußen unter dem General von Wrangel die Danewerke, und am 1. Mai überschritten sie die Grenze von Jütland. Indessen auch dieses unzweifelhaft gerechtfertigte Verfahren sollte noch schlimme Verwickelungen für Preußen nach sich ziehen.

Das Königtum konnte, wie sich auch hier zeigte, den schweren Schlag nicht so schnell verwinden, das alte Ansehen nicht so rasch wieder herstellen. Daher geschah es, daß das deutsche Parlament, welches nach den Beratungen des Vorparlaments und unter thatsächlicher Gewährung des Bundesrats wie der einzelnen Regierungen aus allgemeinen Wahlen heraus zur Neuordnung der deutschen Verfassung am 18. Mai 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. zusammentrat, von der „preußischen Spitze" absehen mußte. Auch der Bundestag, in dem Dahlmann im Namen eines Siebzehner-Ausschusses die Aufrichtung des deutschen Kaiserreichs unter den Hohenzollern gefordert hatte, legte solchen Plan — als „schlecht und unpraktisch" verurteilte ihn kurzerhand der Herzog Ernst von Koburg und sein Bruder, der Prinzgemahl von England — einfach zur Seite. Und doch war dieser Entwurf, wie der Prinz von Preußen unter entschiedenem Be-

kenntnis zum konstitutionellen System hervorhob, ein Meisterwerk von Klarheit, Gediegenheit und Kürze, der, wie er nur aus echt deutschem Herzen entsprungen sein konnte, die Anerkennung des Gesamtvaterlandes verdiene. Friedrich Wilhelm selbst war weit davon entfernt, an die Spitze des Reiches als Kaiser treten zu wollen; er gedachte vielmehr diese Würde auch jetzt noch und zwar erblich an den Kaiser von Oesterreich als „Ehrenhaupt teutscher Nation" zu geben, sich aber mit der bescheidenen Rolle eines in Frankfurt gekrönten deutschen Königs oder Reichserzfeldherrn unter Oesterreich zu begnügen. Die Ausscheidung Oesterreichs aber aus Deutschland, welche immer weitere Kreise der Patrioten für notwendig erkannten, wies er weit von sich. Es kam dahin, daß selbst ein deutscher Fürst, Herzog Ernst von Koburg, die Abschaffung der stehenden Heere und des Adels für notwendig hielt, ja den historischen Boden, meinte er, müsse man verlassen und nach amerikanischen Muster konstituieren. Unter solchen Umständen läßt es sich begreifen, daß das Parlament in Frankfurt nach mannigfachen Debatten auf den Ausweg geriet, den Erzherzog Johann von Oesterreich als Reichsverweser zu wählen, um nur irgend eine Zentralstelle zu schaffen. Als Gemahl einer bürgerlichen Frau, und weil er angeblich einen Trinkspruch mit den Worten „kein Preußen, kein Oesterreich, ein einiges Deutschland!" ausgebracht, hatte der Erzherzog persönlich eine allgemeine Beliebtheit erworben, und in dieser Wahl lag doch ein Sieg über die republikanische Partei, wie über die, welche eine vielköpfige Zentralgewalt wünschte. Am 29. Juni erfolgte die Wahl Johanns, er leistete der Nationalversammlung den Eid auf das Gesetz wegen Errichtung einer provisorischen Zentralgewalt, ließ sich aber, obwohl dieses Gesetz den Bundestag aufhob, sofort von diesem durch den österreichischen Präsidenten von Schmerling dessen Rechte und Befugnisse übertragen. Demnächst bildete er sich auch ein Reichsministerium, und nach und nach erfolgte seine Anerkennung durch die deutschen und auswärtigen Regierungen. Dagegen versagte man ihm, wie anderwärts so auch in Preußen, die verlangte Huldigung und den Treueid der Truppen. Sie würden ihm gehorchen, so lautete ein preußischer Tagesbefehl, „so oft ihr Kriegsherr sie unter dessen Befehle stellen würde".

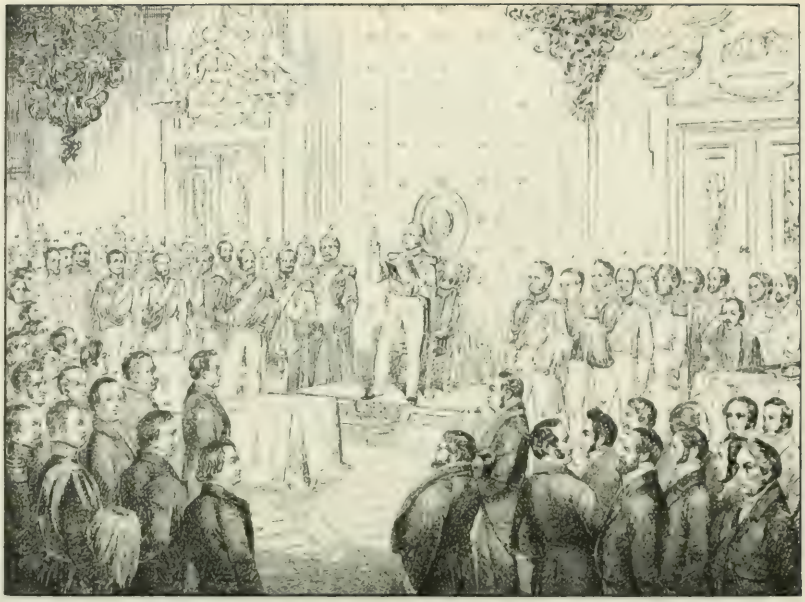
So stark war in den patriotischen Männern des Frankfurter Parlaments der Drang nach der Einheit des Reiches, daß sie selbst eine so unglückliche Einrichtung trafen. Und so wenig befestigt war andererseits doch wieder ihre Macht im Parlamente selbst, daß sie nun nicht sofort die Verfassung selbst beraten konnten, sondern nach dem Verlangen der radikalen Linken in die Besprechung über die sogenannten Grundrechte, dem Stichwort der Republikaner eintreten und volle fünf Monate sich mit diesen beschäftigen und abplagen mußten.

Unterdessen war in Berlin der Vereinigte Landtag zusammengetreten, aber nur um einem äußerst liberalen Wahlgesetz mit allgemeinem Stimmrecht, welches das Ministerium Camphausen ihnen vorlegte, seine Zustimmung zu geben und der auf Grund dieses Gesetzes gewählten National-Versammlung den Platz zu räumen. Diese aber, welche am 22. Mai 1848 „zur Vereinbarung einer Verfassung" in Berlin eröffnet wurde, hatte im Gegensatz zu dem Landtage des vorigen Jahres und dem Parlament in Frankfurt weder die maßvollen und tüchtigen Mitglieder wie jene, noch zeigte sie sich der Lage der Dinge überhaupt gewachsen. Ueber einen Verfassungsentwurf Camphausens, welcher der überaus freisinnigen belgischen Verfassung nachgebildet war, mochte die Versammlung über-

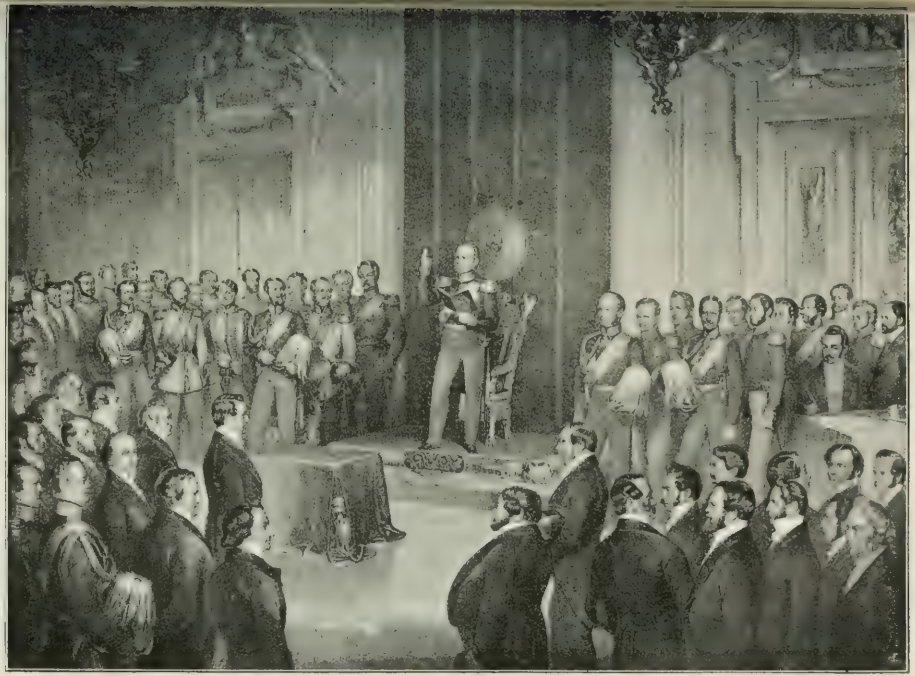
1848 22. Mai

haupt nicht beraten, weil er eine erste Kammer vorschlug, sondern setzte unter Waldeck eine Kommission ein, die einen neuen Entwurf aufstellen sollte. Und obwohl die radikale Partei durchaus die Oberhand hatte, tobte und lärmte draußen das Volk, empfing die Abgeordneten der Rechten beim Austritt aus dem Sitzungssaal mit Pfeifen und Johlen, ja war nicht weit davon entfernt, sie thätlich zu mißhandeln. Die Bürgerwehr vermochte der Versammlung einen wirksamen Schutz nicht angedeihen zu lassen, war noch weniger im stande, dem Pöbelhaufen, der am 14. Juni das Zeughaus stürmte, irgend einen Widerstand entgegen zu setzen. Die wirtschaftliche Lage litt unter dem Einfluß der politischen Unruhen entsetzlich, kein Kaufmann wagte mehr ein Geschäft zu schließen, und nun blockierte infolge des Vorgehens in Schleswig-Holstein die dänische Flotte sogar die Ostseeküste, fügte dem preußischen Handel unermeßlichen Schaden zu, ohne daß man bei dem Mangel einer eigenen Flotte die Möglichkeit der Abhilfe hatte. Die Stimmung im Lande wandte sich daher immer mehr von dieser Versammlung ab, der König zürnte ihr und dem Verfassungswerk, welches sie „ausheckte", immer heftiger, berief aber ein neues Ministerium Rudolf von Auerswald. Ein Konflikt zwischen dem Militär und den Bürgern in Schweidnitz veranlaßte die Versammlung zu einem Antrag, der Kriegsminister solle den Offizieren die aufrichtige Mitwirkung an der Verwirklichung eines konstitutionellen Rechtszustandes befehlen, oder, im Falle dies gegen ihre politische Ueberzeugung sei, sie zum Austritt aus dem Heere veranlassen. Und als der Kriegsminister solches verweigerte, hatte der König die Schwäche, ein neues Ministerium von Beckerath zu berufen, in welches der freisinnige General von Pfuel eintrat, der dann in der That jenem ungeheuerlichen Ansinnen der Versammlung ein Genüge that. Dennoch blieb der draußen auf der Straße vor dem Schauspielhause lärmende Pöbel Herr der Versammlung, und diese erklärte beim Beginn der Verfassungsberatung kurzweg das Königtum von Gottes Gnaden, den Adel, die Orden und Titel für abgeschafft. Endlich als im Oktober zu Wien ein neuer Aufstand ausgebrochen war, das Heer die Stadt hatte verlassen müssen, verlangte Waldeck gar Schutz für die Volksfreiheit in Wien.

Da endlich griff der König ein. Auf Veranlassung des Herrn von Bismarck-Schönhausen berief er am 2. November den Grafen von Brandenburg, welcher 1848 2. Nov.
inzwischen in Schlesien die Ruhe vortrefflich aufrecht erhalten hatte, zum Minister-Präsidenten und den Ministerialdirektor von Manteuffel zum Minister des Innern. Eine Deputation der Versammlung, welche dem König in Potsdam, wohin er übergesiedelt war, Vorstellungen machen wollte, wurde nicht mehr vorgelassen, die Versammlung vielmehr vom 8. bis zum 27. vertagt, zu diesem Termin nach Brandenburg berufen und über Berlin der Belagerungszustand verhängt. Am 10. rückte General von Wrangel, nachdem mit Dänemark unter dem Einfluß, oder man möchte sagen, auf Anordnung Rußlands und Englands ein für die Herzogtümer ungünstiger Waffenstillstand zu Malmö geschlossen war, mit den Truppen wieder in die Stadt. Die Linke erklärte mit souveräner Verachtung der Rechte des Königs einstimmig, das Ministerium sei nicht befugt, Steuern zu erheben, und versuchte, sich an verschiedenen Orten wieder zu versammeln. Nur die Rechte begab sich nach Brandenburg, war jedoch nicht beschlußfähig. Jetzt aber blieb der König fest, erklärte die Versammlung für aufgelöst und verkündigte zugleich den Waldeckschen Entwurf als Verfassung des Staates. Endlich war



Die Königl. Staatsminister. 1 Graf Brandenburg, 2 von Manteuffel, 3 von der Heydt, 4 von Strotha, 5 von Ladenberg, 6 von Rabe, 7 Simons, 8 von Schleinitz. Die Protokollführer. 9 von Bockum-Dolffs, 10 Geh. Ober-Finanz-Rat Costenoble, 11 Geßler. Mitglieder der 1. und 2. Kammer. 12 Beseler, 13 Harckort, 14 Riedel, 15 von Beckerath, 16 Ulrichs, 17 Graf Arnim-Boitzenburg, 18 von Kleist-Retzow, 19 von Bismarck-Schönhausen, 20 Simson, 21 von Bodelschwingh, 22 Graf Schwerin, 23 Graf Thürn, 24 Stahl, 25 von Auerswald, 26 von Gerlach, 27 von Bettinneck, 28 Camphausen, 29 General von Reyher, 30 von Griesheim, 31 Dahlmann, 32 Graf Alvensleben, 33 von Ammon, 34 von Bethmann-Hollweg, 35 Milde, 36 Brüggemann, 37 Kühne, 38 Roesler, 39 Gamet, 40 Ambronn, 41 Graf Renard, 42 von Patow, 43 Geppert, 44 Stiehl, 45 Herzog von Ratibor. Das Gefolge Sr. Maj. des Königs. 46 Major von Fallois, 47 Major von Bodin, 48 Prinz Adalbert, 49 Geh. Cabinetts-Rat Zierke, 50 Graf Waldersee, 51 Major von Alvensleben, 52 Prinz Friedrich, 53 Rittmeister von Knobelsdorf, 54 Oberstleutnant von Bonin, 55 Prinz Friedrich Karl, 56 Graf von der Groeben, 57 Prinz Karl, 58 General von Gerlach, 59 General von Wrangel, 60 General von Rauch, 61 General von Neumann, 62 Hofmarschall Graf Keller.



König Friedrich Wilhelm IV. beschwört die Verfassung vor den vereinigten beiden Kammern, am 6. Februar 1850.

Nach der Zeichnung von Paul Bürde lithographiert von F. W. Gennerich. Auf etwa 1/4 verkleinert.

also wieder der König Herr in Preußen, aus eigener Machtvollkommenheit hatte er eine Verfassung gegeben, die den weitgehendsten Ansprüchen der Liberalen genügen konnte und in dieser Beziehung bei ihnen auch Anklang fand. Nur eben weil sie die Krone aus eigener Machtvollkommenheit gegeben, mißfiel sie den Demokraten, aber der König hatte sogar gleichzeitig zugestanden, daß sie im Wege der Vereinbarung auf dem nächsten Landtage, der zum 25. Februar einberufen wurde, revidiert werde. Zu diesem Landtage wurden die Abgeordneten auf der Grundlage des allgemeinen Wahlrechts erwählt, doch wurde er, wie wir später erwähnen werden, im April 1849 aufgelöst. Nun gab die Krone ein neues Wahlgesetz auf Grundlage des Dreiklassen-Systems, und da die Demokraten es verschmähten, auf solcher Grundlage überhaupt Abgeordnete zu wählen, so gelang es auf dem neuen Landtage, die Verfassung so zu gestalten, daß der König glaubte, mit ihr regieren zu können. Am 31. Januar 1850 wurde sie als Grundgesetz verkündigt und am 6. Februar vom König feierlich beschworen. Die alten Stände wurden demnächst zur Beratung der Angelegenheiten ihrer Provinz und ihres Kreises wieder berufen, und die erste Kammer wurde durch die königliche Verordnung vom 12. Oktober 1854 zu einem Herrenhaus umgebildet, in welchem der Großgrundbesitz und der alte Adel eine würdige Vertretung, sowie ein fruchtbringendes Feld für seine Thätigkeit finden sollte.

Wohl waren nun eine große Anzahl der Forderungen der Zeit erfüllt, man hatte andere Rechte, die in Preußen längst in Uebung waren, durch die Verfassung noch ausdrücklich gewährleistet. Man hatte Schwurgerichte und öffentliches Gerichtsverfahren, man hatte Preßfreiheit, das Recht freier Meinungsäußerung, das Recht zu petitionieren, Versammlungen abzuhalten und Vereine zu bilden, man hatte die Unabhängigkeit der Richter und die Staatsdiener-Eigenschaft der Lehrer, man hatte die Freiheit des Bekenntnisses, die Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre, man hatte die allgemeine Schul- und die allgemeine Wehrpflicht. Man hatte endlich und vornehmlich die Teilnahme des Volkes an der gesetzgebenden Gewalt, man hatte sie durch die Bildung der zweiten Kammer, deren 350 Abgeordnete, wenn auch durch die Vermittelung von Wahlmännern und durch drei Abteilungen — bei denen dem Besitz eine gewisse Bevorzugung zugestanden war — doch von allen zur Gemeindewahl berechtigten Männern gewählt wurden. Und diese Kammer erhielt das Recht, Gesetze vorzuschlagen, alle Gesetz Entwürfe, vor allem den jährlich ihr vorzulegenden Staatshaushalt zu prüfen, zu ändern, umzugestalten, ja fortan konnte ohne die Zustimmung beider Kammern ein Gesetz überhaupt nicht erlassen werden. Sie muß zu jeder Anleihe, zu jeder Steuer, zu jedem Handelsvertrage, ja zu jedem den Staat oder seine Bürger belastenden Vertrage ihre Genehmigung erteilen. Sie kann Mißstände zur Sprache bringen, ihre Abänderung verlangen, sie kann von den Ministern und Räten der Krone Rede und Antwort verlangen, und diese sind für ihre Geschäftsführung verantwortlich, jede der beiden Kammern kann Klage gegen sie beim obersten Gerichtshof erheben und selbst das Begnadigungsrecht der Krone nach gefälltem Urteil hängt in solchem Fall von der Initiative der klagenden Kammer ab. Aber all diesen weitgehenden Zugeständnissen gegenüber hatte man doch die Bewegungsfreiheit der Krone, die Selbständigkeit und alleinige Regierungsbefugnis des Monarchen gewahrt. Die Person des Königs ist unverletzlich, und eben deshalb müssen die Minister seine Regierungsakte mit unterzeichnen, oder, wenn sie anderer Meinung als der Monarch sind und seine Handlung nicht

verantworten zu können meinen, um ihre Entlassung bitten. Dem Könige steht die gesamte vollziehende Gewalt zu, und auch für die gesetzgebende giebt er zuletzt und allein den Ausschlag. Der König ernennt und entläßt die Minister und Beamten nach seinem Willen und keine Partei-Majorität hat ihm darein zu reden. Er ernennt die Generale und überhaupt alle Offiziere der Armee, er ist der oberste Kriegsherr, er entscheidet über Krieg und Frieden, er schließt die Verträge mit auswärtigen Mächten, in seinem Namen und von ihm ernannten Beamten wird das Recht gesprochen, seine Unterschrift und sein Befehl, sie zu veröffentlichen, giebt den von den Kammern genehmigten Entwürfen erst die Kraft des Gesetzes. Der Wille des Königs allein entscheidet mithin in letzter Instanz die innere wie die auswärtige Politik des Staates. Der König ist kein Schemen wie in anderen Staaten geworden, er ist der wirklich regierende Herr geblieben, und Friedrich Wilhelm hatte, als er die Verfassung beschwor, Fug und Recht zu der Behauptung, „in Preußen muß der König regieren".

Immerhin sehr wesentliche Rechte, die Befugnis, ganz unabhängig und völlig frei zu handeln, war mit jenen Zugeständnissen dahin gegeben, es war eine vollständige Umgestaltung, die aber, und darin liegt ihre Bedeutung, den sittlichen und politischen Anschauungen der besten und gereiftesten Männer bei allen Abweichungen im einzelnen entsprach, und jene Einheit von Regierung und Unterthanen, welche im Wesen des Staates liegt, neu begründete. Das nun fragte sich allerdings, wieweit sich dieser Uebergang vom absoluten zum konstitutionellen Staat bewähren werde. Aber zunächst war doch innerhalb der schwarz-weißen Pfähle die Ruhe des Staates, die Sicherheit der königlichen Regierung wieder hergestellt. Und blickte man auf die anderen deutschen Staaten und auf die Entwickelung, die der Bundestag genommen, so hätte es bei den haltlosen Zuständen im Reich, der Abneigung Oesterreichs und der Mittelstaaten vielleicht nahe gelegen, sich ganz vom Reiche zu trennen und, wozu das Staatswesen gewiß groß und mächtig genug gewesen wäre, ein abgeschlossenes Leben für sich zu führen. Doch auch nicht ein Gedanke solcher Art konnte aufkommen. Man hätte ja mit der ganzen Vergangenheit, mit dem Grund-Charakter des Staates gebrochen. Mit allen Fasern hing dieser mächtigste, rein deutsche Staat am Reich, und wieder dieses war, wie wenigstens eine große Zahl der Männer des Frankfurter Parlaments meinte, auf Preußen angewiesen. Und wenn dieser Gedanke im übrigen Deutschland zuweilen geleugnet wurde, so blieb im Berliner Kabinett selbst doch die Lösung der deutschen Frage die vornehmste Aufgabe.

Preußens Versuche zur Einigung Deutschlands. — Krimkrieg.

Wir wissen, daß Friedrich Wilhelm sich die Stellung Preußens innerhalb Deutschlands immer als eine sehr bescheidene gedacht. Er meinte — ganz wie seine Vorfahren im Dienste Habsburgs so oft ihre besten Kräfte verzehrt hatten — die Kaiserkrone gebühre nach dem Verlaufe der deutschen Geschichte dem Erzhause, das so lange vom fernen Südosten her die Geschicke des Reiches nach dem Interesse seiner vielsprachigen Völker geleitet hatte. Für die Krone Preußens

wünschte er nur die erbliche Würde eines Reichserzfeldherrn über die nach Reichswehr Herzogtümern einzuteilenden deutschen Truppen, oder hielt es doch für ausreichend, wenn er und seine Nachfolger im Frankfurter Dom als deutsche Könige gekrönt würden, ja es erschien ihm wohl ehrwürdig, dem deutschen Kaiser die längst vergessenen Dienste als Erzkämmerer des heiligen Reiches zu leisten.

Als nun Radetzky die Italiener mehrfach, besonders bei Custozza besiegt, als Fürst Windischgrätz sowohl die Czechen niedergeworfen, wie Ende Oktober auch die Hauptstadt wieder eingenommen und den Aufstand blutig bestraft hatte, Kaiser Ferdinand aber am 2. Dezember zu Gunsten seines Neffen Franz Joseph abgedankt, da trat Friedrich Wilhelm alsbald auch mit dessen Minister Fürsten von Schwarzenberg in Verhandlung über die deutsche Frage. In einer ausführlichen Denkschrift vom 4. Januar 1849 legte der König seinen Plan einer gemeinsam durch die Regierungen und das Parlament vorzunehmenden Revision des Frankfurter Verfassungswerkes vor. Ein Kollegium der deutschen Könige sollte die Regierung führen, ein von den Fürsten zu beschickendes Staatenhaus als Oberhaus und das Parlament als Unterhaus in Wirksamkeit treten. Durch einen solchen Plan benachteiligte aber Preußen ganz gegen sein früheres Verhalten die kleineren Fürsten und begünstigte die Könige. Es betrat damit den Weg, den Metternich gegangen. Aber natürlich dachte sich Oesterreich nicht den Rang ablaufen zu lassen, und Schwarzenberg hatte ein viel weiter gehendes System im Auge, wonach sich im Reich gewisse Gruppen bilden, und die Mittelstaaten die kleinen in sich aufnehmen sollten. Oesterreich, Preußen und die vier Mittelstaaten sollten danach die Kleinstaaten einfach mediatisieren und Deutschland unter sich aufteilen. Jedoch wie der König zugab, daß es seiner Einbildungskraft zwar nicht an Bildern und Wünschen für die Verfassung, aber doch an solchen mangele, die er für befähigt halte, irgendwie zur Beachtung zu empfehlen, so erklärte auch Schwarzenberg auf die Hindeutung, ob denn das kaiserliche Kabinett einen durchdachten Plan habe, rundweg Nein. Die Mittelstaaten dagegen, denen der König ebenfalls seinen Plan vorgelegt, fürchteten, durch Preußen Einbuße an ihrer Souveränetät zu leiden und waren zu irgend einem Zugeständnis um so weniger zu bewegen, je mehr sie hoffen konnten, daß die Revolutionen zur Neige gingen, oder daß doch Oesterreich nach dem Siege über den allein noch tobenden ungarischen Aufstand Kräfte genug entfalten könne, um auch im Reich die Empörung niederzuschlagen.

Etwas weiter war indessen doch das Parlament in Frankfurt mit seinem Verfassungswerke gekommen, und Preußen hatte den übrigen Staaten vorgeschlagen, die Berechtigung des Verfahrens dieser Versammlung anzuerkennen, da die Regierungen ihr keine Vorlage unterbreitet hätten. Nur die Revision des hier festzustellenden Entwurfes und die zeitige Einreichung der eigenen Pläne war den einzelnen Regierungen vorbehalten. Ueber die Frage, ob der preußisch-dänische Waffenstillstand von Malmö bestätigt werden sollte, hatte sich zwar in der Paulskirche ein gewaltiges Zerwürfnis erhoben, ja, als ihm nach einer anfänglichen Ablehnung doch zugestimmt wurde, weil ohne Preußen die schleswig-holsteinische Frage nun einmal nicht zu lösen war, hatte der Frankfurter Pöbel sich gegen das Parlament erhoben und den General von Auerswald wie den Fürsten von Lichnowsky aufs grausamste ermordet. Inzwischen war aber auf den Antrag der Professoren Dahlmann und J. G. Droysen die Stellung Oesterreichs in dem neuen

Staatenbunde zur Erörterung gekommen. Und wiewohl es nun notorisch war, wie Oesterreich seine Verpflichtungen zum Bunde bisher aufgefaßt hatte, so verlangte Schwarzenberg doch die Aussetzung der Beratung, bis Oesterreich seine Verhältnisse geordnet hätte. Vom Anfang an war es den Patrioten klar, daß das Warten auf Oesterreich das Sterben der deutschen Einheit sei", und daß Oesterreich mit seiner weitaus überwiegenden Zahl nichtdeutscher Unterthanen im neuen Reiche nur ebenso verderblich wirken könne wie im alten. Doch, wie um jeden Zweifel über ihre Ansichten zu zerstreuen, hatte sich die Hofburg am 4. Februar gegen jede Unterordnung unter eine, von einem anderen deutschen Fürsten gehandhabte Zentralgewalt verwahrt, sowie am 9. März, nachdem die österreichischen Staaten in einer streng zentralen Verwaltung zusammengefaßt waren, den Eintritt mit allen seinen Ländern in den Bund und gleichzeitig auch den Wegfall eines deutschen Reichstages verlangt, nur die Bildung eines Staatenhauses zugestanden. Von den siebzig Millionen Einwohnern, die Oesterreich und Deutschland zusammen bevölkerten, sollte auf jede Million ein Abgeordneter von den Fürsten in dieses Haus entsendet werden. Das aber hieß, da Oesterreich achtunddreißig Millionen und darunter dreißig Millionen nichtdeutsche Einwohner hatte, die zweiunddreißig Millionen Deutsche im Reich dem Kaiserstaate und dem Interesse seiner nichtdeutschen Bevölkerung unterwerfen. Deutschland sollte seine Einrichtungen nicht nach seinen Bedürfnissen treffen, sondern nach den Vorschriften und nach den Zwecken der fremden Nationen, über welche der Kaiser herrschte. Eine solche Verhöhnung des Deutschtums konnte das Parlament nicht ohne deutliche Erwiderung lassen. Daher spaltete sich die Partei, welche bisher die acht Millionen deutscher Oesterreicher dem Reiche zu erhalten gewünscht hatte, und der Streit über die Frage, ob überhaupt ein Kaiser, ob mit dem Recht der Erblichkeit oder nur auf Lebenszeit oder auf kürzere Dauer gewählt werden sollte, trat der österreichischen Absicht der Vergewaltigung Deutschlands gegenüber zurück. Am 27. März wurde das erbliche Kaisertum beschlossen, und am 28. — denn über die Personenfrage war kein Zweifel — Friedrich Wilhelm IV. zum deutschen Kaiser erwählt. 1849 28. März

Nun stand es zwar so gut wie fest, daß dieser eine Kaiserkrone aus den Händen des Parlaments nicht annehmen werde. Er hatte seinen Abscheu gegen die Revolution — und in deren Strom trieb jetzt auch, wie er aussprach, die Nationalversammlung — scharf und oft genug ausgesprochen und wiederholt betont, wie allein die deutschen Fürsten einen Kaiser wählen dürften. Seine ganze legitimistische Grundempfindung mußte sich einer Anschauung widersetzen, aus welcher heraus die Versammlung über die Krone Karls des Großen, der Salier und Hohenstaufen glaubte verfügen zu können. Es kam aber hinzu, daß das Parlament vor der Wahl der Linken das schwer ins Gewicht fallende Zugeständnis hatte machen müssen, wonach ein dreimal wiederholter Parlamentsbeschluß, ungeachtet des kaiserlichen Widerspruches Gesetzeskraft erlangen, auch die Wahlen zum Parlament in geheimer Abstimmung erfolgen sollten. Am 3. April erklärte daher der König der von Frankfurt eingetroffenen Deputation, daß er ohne das freie Einverständnis der deutschen Regierungen keinen Entschluß von solcher Bedeutung für alle deutschen Staaten fassen könne, und die Regierungen prüfen müßten, ob die in Frankfurt beschlossene Verfassung dem deutschen Volke fromme und eine kräftige Reichsregierung möglich mache. Darin erkannte die Deputation, weil der König die Verfassung, auf deren Grund ihm die Krone

angeboten sei, nur als einen der Revision bedürftigen Entwurf betrachte, die Ablehnung. Dagegen wurden von Berlin aus noch an demselben Tage an die einzelnen Regierungen Schreiben gerichtet, in welchen sich der König, weil der Reichsverweser zurückzutreten wünschte, zur Uebernahme einer provisorischen Zentralgewalt und zur Führung der sich freiwillig anschließenden Staaten bereit erklärte, und in welchen die Regierungen zugleich zur Absendung von Kommissaren nach Frankfurt zur gemeinsamen Beratung mit der Versammlung in der Paulskirche aufgefordert wurden. Auch in Frankfurt, wohin Camphausen im Einverständnis mit dem Könige eilte, glaubte man, weil die österreichischen Abgeordneten nach der Kaiserwahl von Schwarzenberg sofort zurückberufen waren, das ganze Werk noch einmal beraten zu können, und schon erklärten achtundzwanzig Staaten ihre Zustimmung zu der Verfassung, der etwas später auch Württemberg beitrat. Da
1849 21. Apr. ließ der König am 21. April durch den Grafen von Brandenburg der zweiten Kammer die Ablehnung der Reichsverfassung verkündigen und löste diese, als sie sie trotzdem annahm, auf. Damit war das Werk gescheitert. So tief schmerzlich es war für jene Männer, die in Frankfurt wahrlich ihr Bestes eingesetzt hatten für das Wohl des Vaterlandes, und deren reines patriotisches Streben auch Friedrich Wilhelm nicht verkannte: sie hatten sich nicht nur über die Auffassung Friedrich Wilhelms, sondern über die ganze Lage getäuscht. Denn ohne einen Krieg, ohne militärischen Zwang hätte sich Oesterreich, das war gewiß, einem deutschen Kaiser aus dem Hohenzollern-Hause niemals unterworfen noch seine Machtstellung in Deutschland aufgegeben. Das hatte man nicht beachtet, und als der Prinz von Preußen der Deputation, die er zu sich geladen, die Frage vorlegte, ob sie dem König zumuten wolle, mit 80000 Mann in Bayern einzurücken, um den Monarchen dort zur Einwilligung zu zwingen, erwiderte ihm einer aus ihrer Mitte, daß daran niemand denke. Trotzdem wird heut durchweg anerkannt, daß jene Männer ihrer Zeit voraus, „den Samen einer großen Zukunft" ausgeworfen haben, und wenn all ihre Gestaltungsversuche die deutsche Einheit nicht begründen konnten, so haben sie doch die Ueberzeugung von der Notwendigkeit, unter Ausschluß Oesterreichs die deutschen Völker unter einem erblichen Kaiser aus dem preußischen Königshause zu scharen, in alle Herzen so tief eingegraben, daß sie zuletzt Gestalt gewann.

Unter dem Vorwande, die Reichsverfassung erzwingen zu müssen, wußten indessen die radikalen Parteien, und ohne Zweifel in Verbindung mit den Gesinnungsgenossen in Paris, zugleich an drei Stellen, in Dresden, in der bayer-
Mai rischen Pfalz und in Baden Empörungen hervorzurufen, von denen namentlich die im Süden durch die Teilnahme der Truppen und den Uebergang der Bundesfestungen Landau und Rastatt einen höchst gefährlichen Charakter annahmen. Die Empörung in Dresden warf ein preußisches Garderegiment leicht nieder, gegen den Aufstand in der Pfalz und in Baden sandte der König, auf die Bitte der Münchener und Karlsruher Regierung den Prinzen von Preußen mit zwei Armeekorps, der dann durch das Gefecht bei Waghäusel und die Einnahme von
21. Juni Rastatt binnen wenigen Wochen auch hier den Aufstand zu Boden schlug.

Inzwischen hatte Preußen in Wien ein neues, vom General von Radowitz ausgearbeitetes Projekt vorgelegt, welches Oesterreich in eine eigentümlich ausgeklügelte Union mit dem deutschen Reich als Bundesstaat unter preußischer Leitung bringen wollte. Dies lehnte die Hofburg kurz ab, verlangte eine Direk-

orialregierung von Oesterreich, Preußen und den Mittelstaaten. An diese hatte ich nun Friedrich Wilhelm ebenfalls gewendet und sie, in der Voraussetzung, daß, wiewohl die Bundesverfassung von 1815 völlig beseitigt sei, doch das Recht der deutschen Fürsten zu Sonderbündnissen nach Artikel 11 der Bundesverfassung fortbestehe, zu Besprechungen nach Berlin geladen. Hier war denn, obwohl Oesterreich sich ablehnend verhielt, und der bayerische Gesandte seinen Mangel an Instruktion erklärte, in der Nacht vom 26. zum 27. Mai zwischen Preußen, Sachsen und Hannover ein Vertrag geschlossen, nach welchem Preußen die Oberleitung des Bundes erhielt, die Geschäftsführung aber von einem gemeinsamen 1849 26. Mai

Die Burg Hohenzollern nach ihrem Wiederaufbau.
Nach dem Gemälde von Johann Adolf Lasinsky (1808—1871).
Der Neubau begann 1847 und am 3. Oktober 1867 erfolgte die feierliche Einweihung durch König Wilhelm I.

Verwaltungsrat geübt werden sollte. Eine Verfassung wurde der Nation nach dem Muster der Frankfurter in Aussicht gestellt, die eine Reichsversammlung demnächst prüfen sollte. Die übrigen Regierungen wurden zum Beitritt zu diesem „Dreikönigsbunde" eingeladen. Unter dem Eindruck der preußischen Siege in Baden, und da Oesterreich durch den ungarischen Aufstand vollauf beschäftigt war — auch die Altkaiserlichen des Frankfurter Parlaments billigten den Versuch und erklärten in Gotha ihre Zustimmung — traten in der That die Kleinstaaten fast vollzählig bei. Doch als nun der Tag für die Reichstagswahl auf den Antrag Nassaus zum 26. September festgesetzt werden sollte, zeigte sich, daß Sachsen und Hannover falsches Spiel gespielt hatten. Inzwischen hatte nämlich Oesterreich endlich den Aufstand der Ungarn niedergeschlagen, und nun meinten

die beiden Staaten, Preußen nicht mehr nötig zu haben. Sie beriefen sich jetzt auf einen Vorbehalt, den sie erst nach Abschluß des Vertrages gemacht, und erklärten, ohne den Beitritt aller Staaten auch ihrerseits nicht gebunden zu sein. Man weiß heut, daß dies treulose Verhalten mit Oesterreich und Bayern verabredet war, um die Erstarkung des Kaiserreichs abzuwarten und gemeinsam die Pläne gegen Preußen und das Reich ins Werk zu setzen. Denn der Wiener Hof wollte ja den Bundestag durch ein Direktorium von Oesterreich, Preußen und den vier kleineren Königreichen ersetzen, zu welchem nun auch beide Hessen hinzugezogen werden sollten. Deutschland sollte wieder in sechs Kreise, jeder unter der Leitung eines königlichen Kreisobersten, zerteilt werden, und jede Volksvertretung beim Bunde ausgeschlossen sein. Oesterreich bot den Mittelstaaten also auf Kosten der Kleinstaaten wieder ein großes Uebergewicht, drückte Preußen auf gleiche Lage mit ihnen herunter, und das war in Wien sowohl wie in München und Stuttgart um so erwünschter, als die hochherzige Uebertragung der hohenzollernschen Lande durch den national gesinnten Fürsten Karl Anton an Preußen — bei der Huldigung legte der König zugleich den Grundstein zum Wiederaufbau des Stammsitzes seines Hauses, der Burg Hohenzollern — eben damals zu dem Unkenruf von den preußischen Vergrößerungsplänen neuen Anlaß bot.

Und in der That war, wiewohl das neue Parlament in Erfurt zusammen-
1850 20. März trat und die Verfassung — übrigens schon nicht mehr in Uebereinstimmung mit dem Willen Friedrich Wilhelms und des neuen durchaus konservativ gesonnenen preußischen Landtages — en bloc annahm, Preußen von Oesterreich überholt. Schon hatten nämlich die vier Königreiche unter sich einen Gegenbund geschlossen, und nun versammelte Schwarzenberg ohne jede Beratung mit Preußen nur um die Union vollends zu sprengen, die Vertreter der vier kleinen Königreiche und Kurhessens, Luxemburgs, ja auch des dänischen Königs am 16. Mai in Frankfurt als Plenum des alten Bundestages. Ein so rückhaltvolles und rücksichtsloses Verfahren — um einen Ausdruck des Ministers von Manteuffel zu gebrauchen — mußte den König tief verletzen und seine schon entschwundene Neigung für die Union neu beleben. Denn Oesterreich schob Preußen als nicht vorhanden einfach beiseite und wollte es zwingen, sich ihm in der alten Bundesverfassung wieder unterzuordnen. Schon war es sogar zum Kriege bereit, sammelte in Böhmen seine Truppen, und der König erbat und erhielt daher von seinen Kammern einen Kredit von achtzehn Millionen. Denn auch Kaiser Franz Joseph äußerte in einem Briefe vom 20. Juni ganz unverblümt die Absicht zu einem
9—16 Mai Kriege gegen Preußen. Ein Kongreß der Unionsfürsten in Berlin zeigte aber deren geringe Neigung für das Berliner Kabinett, und da auch Rußland, gleich England entschieden die preußische Verteidigung der schleswig-holsteinischen Herzogtümer mißbilligte und auf Oesterreichs Seite an dem Kriege gegen Preußen teilzunehmen im Begriffe war, so mußte man, wie ungern auch immer, am 2. Juli 1850 mit Dänemark Frieden schließen, um nur in Wien den Antrag stellen zu können, einen Kongreß aller deutschen Staaten zur Beratung der Verfassung zu berufen. Schwarzenberg aber machte die Ausführung dieses Planes von der Aufgabe der Union abhängig, verfügte ungescheut feindselige Maßregeln und außer den österreichischen Truppen in Böhmen sammelten sich nun auch schon die bayerischen in Franken.

Bis zur äußersten Grenze aber verschärfte sich der Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich wie den süddeutschen Königreichen andererseits, als der Kurfürst

von Hessen in Folge seines brutalen Verfassungsbruches die Hilfe des von Preußen nicht anerkannten neuen Bundestages anrief, und dieser bereit war, das Land zu besetzen. Denn wiewohl der in allen seinen Stadien gleichmäßig schauderhafte hessische Verfassungskonflikt den Oesterreichern wenig erwünscht sein mochte, so bot sich in dem Beschluß, die Exekution in Hessen zu vollstrecken, doch Gelegenheit für eine wirksame Thätigkeit des Rumpfbundestages, wie man ihn genannt hat. Ließ Friedrich Wilhelm dies zu, so gab er damit thatsächlich seine Unionsbestrebungen auf, erkannte den Bundestag und somit das österreichische Uebergewicht wieder an. Zugleich aber bot die Besetzung Kurhessens, da Preußen eine militärische Etappenstraße zwischen Berlin und Köln über Kassel hatte, noch eine weitere Möglichkeit, den verhaßten Gegner zu demütigen. Ueberzeugt, daß Rußland jedes Verfahren gegen die angeblichen Revolutionäre in Kurhessen billige, schlossen daher die Monarchen von Oesterreich, Bayern und Württemberg in einer persönlichen Zusammenkunft zu Bregenz am 11. Oktober gegen Preußen ein Bündnis und verabredeten die weiteren militärischen Maßregeln. 200 000 Mann sollten nunmehr mobil gemacht werden, und schon sprach man sich gegenseitig die Freude aus, gemeinsam gegen den preußischen Feind zu marschieren. 1850 11. Okt.

Oesterreich wollte durchaus Preußen zunächst demütigen, dann vernichten, gefahrvoll aber wurde dies erst, als auch der Zar, entrüstet, daß Friedrich Wilhelm die Verträge von 1815 verlassen und mit der Revolution paktiert habe, sich, wie er schon im Mai dem Prinzen von Preußen erörtert hatte, durchaus auf österreichischen Boden stellte, die preußischen Unionsbestrebungen verurteilte und bereit war, in dem bevorstehenden Kriege auf Oesterreichs Seite zu treten.

Eine solche Möglichkeit war für die Friedensneigung des Königs ein entsetzliches Bild. Er sandte daher den Grafen von Brandenburg zu einer Besprechung mit dem Zaren nach Warschau, wo sich auch Kaiser Franz Joseph und Schwarzenberg einfanden. Hier stellte es sich nun heraus, daß der Zar namentlich den Widerstand Friedrich Wilhelms gegen die Bundesexekution in Hessen, gegen die Bestrafung der Rebellen als persönliche Beleidigung ansah, daß Oesterreich aber an seinem Bundestage und dessen Exekutionsrecht in Hessen wie auch in Schleswig-Holstein festhielt. Dagegen gab es nach, daß die weiteren Beratungen über die Verfassung auf freien Konferenzen stattfinden dürften, und so erwog Graf Brandenburg, daß die freie Vereinbarung der Verfassungen zwischen den einzelnen Regierungen ja auch bei der Union der leitende Grundgedanke war, und der König sah ja im Grunde seines Herzens sowohl in den Schleswig-Holsteinern, wie in den Kurhessen, ebenso wie Nikolaus, nur Empörer gegen die Obrigkeit. So betrachtet, schien dem Grafen der ganze Streit doch nur eine Formsache zu sein, für die man sich den Gefahren eines Krieges gegen Oesterreich, Rußland und Süddeutschland nicht aussetzen dürfe. Zu dem gleichen Resultat kam Otto von Bismarck, jedoch aus anderem Grunde. Er urteilte, daß es eines großen Staates unwürdig sei, für eine Sache zu streiten, die nicht seinem eigenen Interesse angehöre. Okt.

In Berlin dagegen war Herr von Radowitz entschieden für den Krieg, und auch die preußische Bevölkerung forderte voller Begeisterung für die verfassungstreuen Hessen und voller Zorn gegen den gewaltthätigen Zaren stürmisch die Erhebung der Waffen. Noch während der Beratungen im Staatsministerium kam die Nachricht, daß wirklich ein österreichisch-bayerisches Korps in Hessen am 1. November eingerückt sei, und darauf besetzten nun auch zwei preußische Korps 1. Nov.

Kassel und Fulda. Nun galt es die Entscheidung. Heftige, aufgeregte Sitzungen fanden im Staatsministerium statt. Radowitz verlangte energisch, den Waffengang zu unternehmen, und ebenso forderte der Prinz von Preußen, in seinem warmen preußischen Ehrgefühl beleidigt, daß man zurückweichen wolle, während die Truppen sich im Felde völlig intakt gegenüber ständen, Rußland aber wie Oesterreich hochmutig von Preußen Krieg oder Unterwerfung verlangten, sofortige Mobilmachung, bewaffnete Unterhandlung. Graf Brandenburg verharrte bei seiner Friedenspolitik, Friedrich Wilhelm aber überließ die Entscheidung den Ministern. Da reichten Radowitz, Ladenberg und von der Heydt ihre Entlassung ein, und nun drang die Ansicht des Grafen im Staatsministerium durch. Es wurde von der Majorität eine besänftigende Erklärung nach Wien beschlossen und auch nach des Grafen von Brandenburg plötzlichem Tode abgesandt. Gemeinsam mit Oesterreich, aber ohne Auftrag von dem nicht zu Recht bestehenden Bundestag wollte Preußen sich zur Ausführung der Exekution im nördlichen Hessen verstehen, während das bayerische Heer sie im Süden vollziehen solle. Oesterreich lehnte indessen auch dies ab, und von allen Seiten gingen die Nachrichten über Rüstungen in Oesterreich, Sachsen, Bayern ein. Man erfuhr für gewiß, daß Schwarzenberg den Vernichtungskrieg gegen Preußen wolle, und General von Rauch meldete die feste Absicht des Zaren, mit Oesterreich gemeinsame Sache zu machen. Schon wurden in Hessen zwischen den Vorposten bei Bronzell einige Schüsse gewechselt. Da gab der König in der schleswig-holsteinischen Sache nach und erklärte sich zur Auflösung der Union bereit. Nur die Etappenstraße wollte er nicht räumen lassen, da er dadurch den ungesetzlichen Bundestag anerkannt hätte. Gerade deshalb aber hielt Oesterreich diese Forderung aufrecht und begnügte sich, den freien Verkehr der preußischen Truppen auf der Etappenstraße zu gewährleisten. Rauschender Beifall ertönte unter der Mehrzahl der Abgeordneten und im ganzen Lande, als nunmehr der König die neuen Kammern wenigstens mit einer kriegerischen Thronrede eröffnete. Noch ernster aber wurde die Lage, als auch der im Dezember 1852 erwählte Präsident von Frankreich, als Napoleon an der Westgrenze ein Heer versammelte. Doch dessen Angebote machten dem König die ganze Sache nur noch verhaßter, und so wenig er nachgeben mochte, so wenig wollte er doch den Krieg. Nun aber stellte Oesterreich am 25. November das Ultimatum, binnen 48 Stunden die Erlaubnis für den Marsch der Bundestruppen über die Etappenstraße nach Kassel zu gewähren. Wieder wich man in Berlin aus und kam auf den Ausweg einer persönlichen Unterredung des preußischen Ministers von Manteuffel mit Schwarzenberg. Nur auf den ausdrücklichen Befehl seines Kaisers verstand sich dieser zu einer
1850 28. Nov. solchen, und am 28. November Abends trafen sich beide in Olmütz. Hier gab nun Manteuffel alles nach, den Durchzug der Bundestruppen durch die preußische Ettappenstraße wie die Bundesexekution in Hessen. Für eine solche in Holstein sollte zwar, da Oesterreich nicht wie in Hessen durch den Beginn der Exekution schon engagiert sei, eine österreichisch-preußische Kommission eingesetzt werden, aber in der Sache schloß sich Preußen völlig dem Plane Schwarzenbergs an, und in der deutschen Frage gab Manteuffel nicht nur die Union preis, sondern erkannte auch die österreichischen Pläne für die Verfassung des Reiches an. Schwarzenberg gab nur deren Beratung auf einer freien Konferenz in Dresden nach, die Gleichberechtigung Preußens mit Oesterreich in dem künftigen Bunde aber lehnte er ab. Das Demütigendste lag indessen darin, daß Manteuffel zugestand, die

Abrüstung zuerst und vor Oesterreich vornehmen zu wollen. Wirklich erging am 10. Dezember die Abrüstungsordre. So konnte der Kaiser die Dresdener Konferenzen mit dem Schwert in der Hand am 23. eröffnen, Preußen stand wehrlos daneben.

So tief traurig diese Niederlage war, welche der empörte Patriotismus im eigenen Lande wie im Reich ein neues Jena schalt, so wurde die Sprache Preußens auf den Konferenzen in Dresden doch wieder eine entschiedenere. Hier wurden Schwarzenbergs kühnste Pläne mit ruhiger Bestimmtheit zurückgewiesen. Preußen sollte, wie wir wissen, den Gesamteintritt des Kaiserreichs in den Bund sowie ein Direktorium genehmigen, in welchem Oesterreich und die preußenfeindlichen Mittelstaaten das Uebergewicht gehabt hätten, die Kleinstaaten so gut wie unbeachtet blieben. Dies Schlimmste, die Herrschaft Oesterreichs und der Mittelstaaten durch das Direktorium, wurde nicht zugestanden. Der König ließ sich nur auf einen dreijährigen Verteidigungsbund mit der Hofburg ein, und Schwarzenberg mußte das Scheitern seines Planes, welcher Preußen völlig geknechtet, ja mediatisiert hätte, aufgeben. Wie von selbst verstand es sich nunmehr, da gar nichts anderes von all den mühevollen Arbeiten für die Einheit Deutschlands übrig blieb, daß der alte Bundestag von 1815 als einzig möglicher Vereinigungspunkt der Staaten Deutschlands wieder ins Leben trat, und der alte lockere Staatenbund wiederhergestellt wurde.

So begreift es sich, daß trotzdem man nun die Verfassung hatte, die Stimmung des preußischen Volkes eine gereizte war. So wenig die Entwickelung der deutschen Frage wie die Stellung zu den auswärtigen Mächten fand den Beifall der Nation. Seltsamerweise verknüpfte sich nun auch die Anschauung über die innere Politik mit einer verschiedenen Beurteilung über die auswärtigen Staaten. Indem die Liberalen mit Inbrunst für die Verfassung des englischen Musterstaates schwärmten, bewunderten sie harmlos auch die Politik des Inselreiches, obwohl es selbstverständlich nur seine eigenen Interessen verfocht, aus dem sich ihm gerade jetzt die Demütigung Preußens wie von selbst ergab. Indem anderseits die Konservativen vielfach die Zustimmung des Zaren fanden, erschien wieder dieser als deren natürlicher Bundesgenosse, dessen Freundschaft sie auch durch Unterstützung seiner auswärtigen Politik gewinnen müßten. Eben diese Absicht des innigsten Anschlusses, demütigender Unterwerfung unter die russische Macht schrieb man namentlich der „Kamerilla“ zu, die sich seit dem Sommer des Revolutionsjahres um Friedrich Wilhelm gebildet hatte, und der im Gegensatz zu manchem der Minister geistig hoch bedeutende Männer, vor allem die Brüder von Gerlach angehörten, der auch Otto von Bismarck sehr nahe stand. Nichts lag indessen z. B. dem General-Adjutanten von Gerlach ferner, als die russische Autokratie zu lieben, und mit energischem Nachdruck vertrat Bismarck allein und lediglich das preußische Interesse. Auch übte Gerlach wohl einen stark moralischen Einfluß auf den König, der ihn liebte und zumal seine kirchlichen Ideen teilte, aber thatsächlich hatte doch auch sein Einfluß sehr bestimmte Grenzen, und zwar nicht sowohl durch die Minister als hauptsächlich in dem Charakter des Königs selbst. Denn in allem Wesentlichen folgte der König nur seinen eigenen Ideen und, wie oft ihre Durchführung auch scheiterte, so kam er mit Sicherheit doch wieder auf sie zurück. „Es muß endlich in meinem Geiste verfahren werden“, schreibt Friedrich Wilhelm einmal. In der Hauptsache ist das während seiner ganzen Regierungszeit geschehen, und sein Wille allein leitete die Geschicke des Staates. In der Natur der Dinge auch lag es, daß nach dem Siege über die

Revolution sich in den Regierungen die entschiedene Neigung zu einer Reaktion zeigte, die mannigfach denn auch in der Aufhebung oder Umdeutung der Verfassungen zur Geltung kam. Soweit wollte Friedrich Wilhelm bei all seinem Abscheu gegen jedes, mit der Revolution irgendwie im Zusammenhang stehende Institut doch nicht gehen, und am wenigsten erlag er der ihm sehr nahe tretenden Versuchung, seinen Eid zu brechen und die Verfassung durch einen Staatsstreich zu beseitigen. Aber namentlich auf Grund einer sehr zweideutigen, vom Prinzen von Preußen scharf verurteilten Auslegung der Verfassung wußte man doch auch hier, mißliebige Personen und Erscheinungen zu unterdrücken und traf damit wenigstens einigermaßen mit österreichischen und russischen Anschauungen zusammen.

Indessen so heftigen Angriffen die Verwaltung ausgesetzt war, so hat sie doch nach vielen Richtungen hin Ersprießliches gewirkt. Für das Heerwesen waren schon 1843 Ehrengerichte für die Offiziere eingesetzt, die Disziplinarstrafen waren durch eine Verordnung von 1841 geregelt, 1844 waren neue Kriegsartikel für die Unteroffiziere und Soldaten erlassen, und 1845 ein Strafgesetzbuch für das Heer veröffentlicht. Unter der treuen Fürsorge des Prinzen von Preußen hatte das Heer in allen Stürmen der Zeit seine innere Festigkeit und seinen Charakter bewahrt. Allein gerade der Prinz war es, welcher die Fehler und Unvollkommenheiten rückhaltlos und scharf erkannte, die sich in der ganzen, den veränderten Verhältnissen nicht mehr angemessenen Organisation ausgebildet hatten und bei den Mobilmachungen deutlich ins Auge gefallen waren. Unermüdlich arbeitete er an der Reform, die er indessen erst später selbst durchführen sollte. Im Volke war das Militär seit der Revolutionszeit zum Dank für seine Königstreue bitter gehaßt. Um so beliebter wurde dagegen die Marine. Seit den schweren Schlägen, welche die dänische Blockade dem deutschen Handel zugefügt hatte, war man nämlich zu dem Gedanken des Großen Kurfürsten zurückgekehrt, ja hatte ihn vertieft, indem man die Entfernung von der Nordsee durch den Ankauf eines Landstriches am Jahdebusen von Oldenburg (1853) wett zu machen verstanden hatte und hier einen Kriegshafen zu bauen begann. Lebhaften Eifer zeigte für die Marine besonders der zum Admiral ernannte Prinz Adalbert. 57 Fahrzeuge mit 292 Kanonen war die junge preußische Flotte bald stark, in den Ostseehäfen wurden die nötigen Anlagen errichtet, und am 28. Juni 1854 ein besonderes Organisationsgesetz für sie erlassen. Die Finanzen waren durchaus geregelte, 1847 wurde die Staatsbank neu gegründet, 1856 ihr vom Staate ein erhebliches Kapital überwiesen. Aber den mit überraschender Schnelligkeit jetzt an den Staat herantretenden Forderungen vermochten die bisherigen Einnahmen bald nicht mehr zu genügen. Die ländlichen Rechtsverhältnisse wurden durch das Gesetz vom 2. März 1850 über die Ablösung der Reallasten und die Regulierung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse ihrer Entwickelung näher geführt. Eine Gemeindeordnung vom 11. März 1850 sollte die Grundsätze der bisherigen Land und Stadtverfassung in Einklang mit den neuen Staatseinrichtungen bringen. Doch kehrte man bald wieder zur rechtlichen Unterscheidung zwischen Stadt und Land zurück. Im Jahre 1856 gelang es, für die sechs östlichen Provinzen, für Westfalen und für die Rheinlande eine neue Landgemeinde-Verfassung zu stande zu bringen, und wie hier, so mußte man auch für die Städte den Unterschied der Provinzen beachten. 1853 erschien die neue Städteordnung für die sechs östlichen Provinzen, für Neuvorpommern und Rügen, und 1856 erhielten auch Westfalen und die Rheinlande eine solche.

Eine außerordentlich lebhafte Thätigkeit herrschte damals im Justizministerium unter Uhden und im Ministerium für die Gesetz-Revision unter K. Fr. v. Savigny. Vor allem kam das Strafgesetzbuch zum Abschluß, während die als besonders dringlich zumal vom König angesehene Revision des Eherechts nicht gelang. Der Strafprozeß wurde 1846 durch die Einführung des mündlichen und öffentlichen Verfahrens, wie durch die Teilnahme der Geschworenen und die freie Beweistheorie ein wesentlich anderer, der Civilprozeß wurde in demselben Jahr in neue Bahnen geleitet, die Patrimonialgerichte fielen dem Jahre 1848 zum Opfer, an ihre Stelle traten die Kreisgerichte und als obere Instanz in jeder Provinz ein Appellationsgericht. Die alte Hypothekenordnung von 1783 wurde 1853 abgeändert, und am 15. Februar 1850 eine mit den Zollvereins-Regierungen verabredete Wechselordnung veröffentlicht.

Denkmal König Friedrichs II. zu Berlin.
Nach dem Modell von Christian Rauch (1777—1857) in Erz gegossen und 1851 enthüllt.
Nach einem Lichtbilde.

Nie aber hatte der Staat so viel für die Kunst gethan, wie in dieser Zeit. Gerade auf diesem Gebiete wirkte der König anregend und fördernd wie auf kaum einem andern, und Männer wie Peter von Cornelius, Wilhelm Kaulbach, Schinkel, Stüler, vorzüglich aber Christian Rauch, der Schöpfer des 1851 enthüllten Denkmals Friedrichs des Großen, u. a. haben damals Berlins Einwohner zu künstlerischem Sinn und Verständnis erzogen. Größer noch als der Kranz der Künstler war vielleicht die Zahl der hervorragenden Gelehrten, die auf allen Gebieten der Wissenschaften ein neues Leben begründeten und Berlin immer mehr zum geistigen Mittelpunkt Deutschlands machten. Die beiden Humboldt, die Gebrüder Grimm, Boeckh, Bopp, Encke, Dove, Gräfe, Ritter, Ranke, Pertz, Raumer, A. Neander, Nitzsch, Trendelenburg, Lepsius, Heffter und andere bilden noch für eine späte Zukunft Zierden der Wissenschaft.

Der Zuchtlosigkeit der Jugend suchte der Minister von Raumer durch scharfe Regulative und größere Betonung des Religionsunterrichts in den Volksschulen, deren in den letzten zwei Jahrzehnten 30 000 nebst 38 Lehrer-Seminarien neu gegründet waren, zu steuern. Vor allem aber lag dem Könige der Ausbau der evangelischen Kirche am Herzen, und sie verdankt seiner Fürsorge unendlich viel. Nachdem die Verfassung der Kirche die Verwaltung ihrer inneren Angelegenheiten selbst überwiesen hatte, wurden diese 1850 vom geistlichen Ministerium abgetrennt und dem Evangelischen

Oberkirchenrat unterstellt. Mannigfache Versuche zur Ausgestaltung eines synodalen Lebens und einer Gemeinde-Verfassung wurden gemacht, ohne indessen zum Ziele zu führen. Unmittelbare Erfolge hatte dagegen das Werk, welches man als „innere Mission" bezeichnete. Vor allem kam die weibliche Thätigkeit auf dem Gebiet christlicher Barmherzigkeit zur Geltung, und das Diakonissentum, das Pastor Fliedner in Kaiserswerth begründet, entfaltete in dem vom Königspaar 1847 zu Berlin erbauten Krankenhause Bethanien bald eine herzbewegend schöne Blüte. Nachdem ein Kirchentag 1848 in Wittenberg nachdrücklich auf die „innere Mission" und ihren Begründer, den Schöpfer des „Rauhen Hauses" in Hamburg, Wichern, hingewiesen hatte, erkannte man in der Pflege für die Armen, die Kranken und die Verbrecher, überhaupt in der Liebe zum Nächsten und in der wirklichen Bethätigung des christlichen Lebens das eigentliche Feld der Kirche, der Geistlichen wie der Laien. Derselbe Grundgedanke lag in der 1852 erfolgten Wiederbelebung des Johanniter-Ordens. Mit voller Hingabe beteiligten sich der König und die Königin Elisabeth an diesen Werken, welche zugleich die Versöhnung der unzufriedenen Klassen herbeiführen sollten. Denn, wie bemerkt, wurden sozialdemokratische Lehren, wie sie in Frankreich viel verbreitet waren, schon damals gepredigt und begannen bei dem schnellen Anwachsen einzelner großer Vermögen, die doch überaus niedrig versteuert wurden, in den Massen Anklang zu finden, wenn auch bei den starken Wurzeln, welche das Königtum im Volke geschlagen hatte, eine Loslösung vom Staat noch nicht zu befürchten war.

Es war dies eine Folge, wie sie ebenso mit einem schnellen Anwachsen wie mit einem plötzlichen Niedergang von Handel und Gewerbe nur zu leicht verknüpft ist. Während nun allerdings durch die unsicheren Zustände des Jahres 1848 sowie durch die dänische Blokade unserer Küsten und die Hingabe Krakaus an Oesterreich der Handel plötzliche und empfindliche Einbußen erlitten, hatte er doch andererseits durch die Einrichtung von Handelsrat und Handelsamt (1843), dem 1848 ein besonderes Handelsministerium folgte, sowie durch das, jetzt erst größere Bedeutung gewinnende System der 1843 und 1850 gesetzlich geregelten Aktiengesellschaften und Rentenbanken wesentliche Förderung erfahren. Die Gesamt-Umsätze der preußischen Bank, die 1847 etwas über 800 Millionen betragen hatten, stiegen, nachdem das Revolutionsjahr sie um 200 Millionen hatte fallen lassen, in den fünfziger Jahren auf mehr als zwei Billionen Thaler. Wesentlich wirkte der überaus erleichterte Verkehr ein. Denn mit erfreulicher Geschwindigkeit wuchs der Eisenbahnbau hauptsächlich durch Privat-Gesellschaften und auf Grund des Gesetzes von 1838. Schon waren alle Provinzen mit der Hauptstadt verbunden, auch das Ausland angeschlossen, und 1857 hatte der Staat einen Schienenweg von 578 Meilen Länge. Die Befürchtung, daß das Postregal des Staates durch die Eisenbahnen geschädigt werde, erwies sich als irrig, und nachdem 1844 eine erhebliche Ermäßigung des Brief-Portos bis auf einen Silber-Groschen für eine Entfernung von fünf Meilen eingetreten, und das ganze Postwesen durch das Gesetz vom 5. Juni 1852 neu geregelt war, zeigte sich auch hier, daß jede Erleichterung des Verkehrs diesen selbst und die Einnahmen steigert. Ebenso wie die Eisenbahnen wirkte aber auch die neue Erfindung des elektro-magnetischen Telegraphen umgestaltend auf alle Verhältnisse des Lebens, vorzüglich auf den Handel ein. Und schon beteiligte sich dieser mit über 1500 Schiffen an dem überseeischen Verkehr. Eine allgemeine Gewerbe-Ordnung hatte 1845 alle noch hier und da bestehenden Beschränkungen der Gewerbefreiheit aufgehoben, und

namentlich die Befugnis zum Betriebe von dem Beitritt zu einer Innung ganz unabhängig gemacht. Demnächst wurde sie erweitert und namentlich wurde zu Gunsten des Arbeiters die Sitte, ihn durch Darreichung von Waren abzulohnen, verboten, die Kinderarbeit in den Fabriken, der man schon früher entgegen getreten, noch weiter beschränkt. Doch wirkte die stetig wachsende Anlage von neuen Fabriken, von denen die Borsigsche Maschinen-Anstalt in Berlin, die Kruppsche in Essen einen wohlverdienten Weltruf erlangten, auf die kleinen Handwerksmeister schon schädigend ein, und gerade in ihren Kreisen machten sich die Wirkungen der Märztage besonders fühlbar. Die Teilnahme an der Bürgerwehr, wie an den politischen Versammlungen und Festlichkeiten hatte ihnen unerhört viel Geld und Zeit gekostet. Nun mußten ihrer viele unfreiwillig feiern. Denn jede Bauluft war verschwunden, viele der vornehmen Familien, für die sie gearbeitet, hatten Berlin verlassen. Der Mietswert der Häuser war um 25 Prozent gesunken — im November 1848 standen über 4500 Wohnungen in Berlin leer —, der Zinsfuß gestiegen und Hypotheken nur schwer zu bekommen. In sieben Monaten waren der Sparkasse 400 000 Thaler mehr entnommen als in sie eingezahlt, und mehr als 1200 Handwerkern mußten die Steuern erlassen werden. Da begreift es sich, daß nicht wenige Handwerker ihr Ohr der sozialdemokratischen Lehre zu öffnen bereit waren.

Der Unwille aber gegen das herrschende System wurde noch größer durch die Richtung, welche weiterhin die auswärtige Politik nahm. Und in der That bot sie noch immer zu vieler Sorge Anlaß. In der hessen-kasselschen Sache trat Oesterreich Preußen mit Füßen, und in der schleswig-holsteinischen lenkte Preußen ganz in das trübe Wasser der österreichischen Politik ein, lieferte auch seinerseits — was der frühere Minister von Arnim für Landesverrat und schlimmer als den Raub Straßburgs durch Ludwig XIV. erklärt hatte — Rendsburg und Friedrichsort an Dänemark aus. Trotz der Verabredungen in Olmütz und Dresden mußte aber der innere Widerspruch zwischen beiden deutschen Großmächten nun auf dem Bundestag, wo Oesterreich mit den Mittelstaaten Preußen immer überstimmen konnte, in die Erscheinung treten, und der neue preußische Bundestagsgesandte, Otto von Bismarck-Schönhausen, der am 29. August 1851 in Frankfurt sich als solcher legitimierte, trug denn auch kein Bedenken, die preußischen Interessen scharf zur Geltung zu bringen, obwohl er getreu der sozusagen mit der Muttermilch eingesogenen Hochachtung vor Oesterreich aufrichtig bestrebt war, ein Zusammengehen zwischen Preußen und Oesterreich allerwege zu ermöglichen. Nur überzeugte er sich sehr bald, daß die Hofburg die von ihm für seinen Staat in Anspruch genommene rechtliche Gleichstellung in jedem Fall verweigern und Preußen in politischer Abhängigkeit halten wolle. Damals auch erlebte Deutschland das tieftraurige Schauspiel, daß die junge deutsche Flotte, die unter allseitiger Begeisterung der Nation gegen die dänischen Gewaltthaten ins Leben gerufen war, und für die weder Oesterreich noch die Mittelstaaten Geldbeiträge flüssig machen wollten, öffentlich versteigert wurde. Nun aber machte das Wiener Kabinett sogar noch den Versuch, Preußen in wirtschaftliche Abhängigkeit zu bringen und entweder den Zollverein zu sprengen oder doch selbst in diesen aufgenommen zu werden, um auch hier sein Uebergewicht und seine außerdeutschen Interessen zur alleinigen Geltung zu bringen. Es gelang ihm in der That, am 10. Juli 1851 einen handelspolitischen Ausschuß am Bundestage einzusetzen, und da Preußen damals nach Zollerleichterungen, die süddeutschen Staaten aber nach Schutzzöllen strebten, so schien mit dem am 1. Januar 1854 stattfindenden Ablauf

der Zollverträge für den Donaustaat ein günstiges Ergebnis möglich. Es verstand sich aber, daß Preußen, namentlich wenn es gelang, Kurhessen in das österreichische Wirtschaftssystem hinüberzuziehen, empfindlich geschädigt und seine beiden Staatenhälften wieder aus einander gerissen würden. Es war daher ein sehr wirksamer Schachzug, als das Berliner Ministerium durch überreiche Zugeständnisse endlich Hannover in dem Vertrag vom 7. September 1851 zum Anschluß an den Zollverein veranlaßte. Die Mißstimmung, die sich an den übrigen Höfen des Zollvereins über diesen, ohne ihre Mitwirkung geschlossenen Vertrag äußerte, wurde jedoch von Oesterreich geschickt benutzt, und wurde um so bedenklicher, als sich nach einem Thronwechsel in Hannover der neue König Georg durchaus nicht dem Abkommen geneigt zeigte. Indessen war glücklicherweise der Wert des Zollvereins sowohl wie die nationalökonomische Unmöglichkeit der Teilnahme Oesterreichs so offen vor Augen liegend, daß die süddeutschen Staaten ihre schutzzöllnerischen Wünsche zurückstellten. Die deutschen Interessen erwiesen sich eben stets, wenn sie in Gefahr waren, grundverschieden von den österreichischen, im Einklang aber mit den preußischen. Und nun wurde Oesterreich durch die Verhältnisse in Frankreich, wo Napoleon im Begriff schien, den Kaiserthron wieder aufzurichten, doch zu einem freundlicheren Verhältnis zu Preußen genötigt. So mußte es sich mit einem sehr günstigen Handelsvertrag begnügen, Hannover mußte den September-Vertrag aufrecht erhalten, und am
1853 4. April 1853 konnte der Zollverein, nunmehr durch die Nordseestaaten, Hannover und Oldenburg verstärkt, auf zwölf Jahre verlängert werden. Die wirtschaftliche Einigung Deutschlands unter preußischer Führung ließ sich nicht mehr zerreißen.

Da nun trat ein Ereignis ein, welches die Beziehungen der europäischen Mächte unter einander vollständig umkehren und die innere Unwahrheit der heiligen Allianz erweisen sollte. Zugleich zwang es Oesterreich, seine feindselige Politik gegen Preußen wenigstens scheinbar zurückzustellen, ja sich in einem Bündnis mit ihm zu einigen und zerstörte endlich für einige Zeit auch die guten Beziehungen des Kaiserstaates zu den Mittelstaaten. Der Zar, als Bändiger der Revolution von den einen hoch gerühmt, von den anderen als gewaltthätiger Herrscher über Europa bitter gehaßt, hielt sich mächtig genug, nunmehr die alten russischen Pläne gegen den Orient auszuführen. Namentlich von Oesterreich glaubte er umsoweniger Widerstand erfahren zu sollen, als er ihm in der ungarischen Empörung wirksame Hilfe geleistet, und der junge Kaiser Franz Joseph in Verehrung und Dankbarkeit zu ihm aufsah. Ueberdem verstand er es, wie dereinst sein Bruder Alexander, seine Pläne mit dem Mantel der christlichen Pflicht und Liebe zu verhüllen. Ohne jede zwingende Veranlassung erklärte er den Schutz über die griechischen Christen in Anspruch nehmen zu müssen und besetzte, als die Pforte dies zurückwies, die Moldau und Walachei. Weder Frankreich noch England, am wenigsten aber Oesterreich konnte einen derartigen Machtzuwachs Rußlands an der unteren Donau ertragen. Und als gegen alle Erwartung des Zaren wie König Friedrich Wilhelms Frankreich und England sich einigten, gemeinsam ihre Flotten in das schwarze Meer sandten, lag es doch in der Natur der Sache, daß die Beilegung des Streites allein durch die Westmächte für Oesterreich auch nicht erwünscht sein konnte. Bei seinen in üblicher Weise zerrütteten Finanzen war es aber durchaus nicht im stande, einen energischen Krieg zu führen, sondern war hier auf Preußen angewiesen, welches allein Rußland von einem Angriff auf die deutschen Staaten Oesterreichs zurückhalten konnte.

Und das war ja ohne Zweifel für alle Mächte klar, daß allein Preußen dem Kampf im Süden ein wirksames Gegengewicht durch einen Angriff auf die russische Westgrenze geben konnte. Denn in solchem Fall hätte Rußland seine besten Truppen für den Kampf an seiner Westgrenze verwenden müssen — eine englisch-französische Flotte in der Ostsee bemühte sich vergeblich wenigstens Kronstadt zu

Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen und seine Gemahlin Prinzessin Viktoria, geb. Prinzeß Royal von Großbritannien, im Jahre 1858.
Gleichzeitige Lithographie eines unbekannten Künstlers.

nehmen — und der mit wechselndem Glück im Süden geführte Streit mußte dadurch für die Westmächte unendlich erleichtert werden. Die Frage war in Wirklichkeit nicht nur eine orientalische, sondern eine europäische, und die Krisis wurde aus einer türkischen zu einer russischen. Die Absicht der Westmächte namentlich Englands ging ebenso wie die Sehnsucht Oesterreichs dahin, Rußland auf seine natürlichen Grenzen in Europa zu beschränken, und die Entscheidung lag in Berlin. Schloß sich Preußen den Westmächten und Oesterreich an, so schien sich endlich die

Gelegenheit zu bieten, die Uebermacht Rußlands, die seit mehr als zwei Jahrhunderten auf Europa lastete, zu brechen. Wie der Seemann im Mastkorbe glaubte Bunsen in seiner Stellung als preußischer Gesandter in London die Weltlage zu überschauen und eifrigst zum Krieg gegen Rußland raten zu sollen. Mit schroffen Worten erklärte er diejenigen für Verräter, welche jetzt noch im Kaiser von Rußland, der sich als Diktator Deutschlands betrachte, das rettende konservative Prinzip sehen wollten. Indessen so zutreffend solche Ausführungen waren, so lag in ihnen doch mehr patriotischer Schwung als berechnende Politik. Friedrich Wilhelm war empört über den „scheußlichen" Krieg, erzürnt über die frevelhafte Weise, mit der Rußland zu den Waffen gegriffen, und doch entfernt nicht gewillt, zum besten des „Halbmondes" gegen das „Kreuz" und für „Muhamed" gegen „Christus" ins Feld zu rücken. Aus solchen Anschauungen ergab sich ihm die Neutralität als der natürliche Standpunkt Preußens, und wie heftig auch damals der Unwille aufwallte, daß der König nicht Front machen wolle gegen den Zaren, der ihn so schmählich im Stich gelassen, gegen den Despoten, der die Freiheit der europäischen Völker so schmählich verachtet, so machte doch namentlich Bismarck geltend, daß in einem solchen Kriege Preußen die Hauptlast zu tragen haben werde, ohne irgend einen Gewinn zu erlangen. Im Orient habe Preußen gar kein Interesse, sein wirklicher Feind aber sei, wie der Zollverein und der Bundestag fortwährend bewiesen, Oesterreich; Rußland dagegen zu schonen, könne für die Zukunft außerordentlich wichtig werden. Nicht aus Vorliebe für Rußland, sondern aus wohlverstandenem preußischen und deutschen Interesse brachte er diesen echt friederizianischen Standpunkt immer wieder zur Geltung. Und wenn der leitende russische Minister Fürst Gortschakoff seinen Haß gegen Preußen nur mühsam verhüllte, so wurde es doch unendlich wichtig, daß die Rache an Oesterreich von nun an geradezu sein Regierungsprogramm bildete. Allerdings kam es dann doch auf das Drängen des österreichischen Ministers Grafen Buol zum Abschluß eines Vertrages mit Oesterreich, da Preußen unter allen Umständen gegen einen möglichen Angriff Frankreichs gedeckt sein wollte, aber indem man jede Hilfeleistung für Oesterreich von der vorher einzuholenden eigenen Zustimmung zu einem Unternehmen gegen Rußland abhängig gemacht, hatte man doch freie Hand behalten. Die übrigen Staaten Deutschlands aber lehnten die von Wien energisch geforderte Unterstützung, wenn auch unter Ausflüchten, ab, da sie nur schwere Opfer, und nicht den geringsten Gewinn absahen.

Diese neutrale Haltung aufrecht zu erhalten, blieb allerdings während der Wechselfälle des Krieges außerordentlich schwierig, und vergeblich hatte der König durch Spezialgesandte, wie die Grafen von Pourtalès und von Usedom in London, den General der Kavallerie Grafen von Wedell in Paris seine Politik zu erklären gesucht. Als endlich nach dem furchtbarsten Blutvergießen und nach dem Tode des Zaren in Paris ein Friedenskongreß zusammen trat, geschah es, daß Preußen erst nach fast erfolgter Fertigstellung der hauptsächlichsten Streitpunkte zur Unterzeichnung des Vertrages zugezogen wurde. Das empfand die Nation zwar schwer, fiel aber nicht allzusehr ins Gewicht, da Preußen endlich einmal seinen eigenen Willen behauptet und sich nicht in einen Krieg hatte hinein dekretieren lassen, der für den Staat ohne unmittelbares Interesse war. Ueberdies aber hatte man nicht sowohl die Zuneigung Napoleons erfahren, als vielmehr um Rußland sich wieder einmal ein großes Verdienst erworben. In England, das zu gewinnen Friedrich Wilhelm stets schon

Medaille zur Erinnerung an die silberne Hochzeit des Prinzen und der Prinzessin von Preußen am 11. Juni 1854.
In Größe des Originales (Silber) im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.
Avers.

wegen des gemeinsamen Religionsbekenntnisses gestrebt hatte, begegnete man freilich kühler Ablehnung in einer den König tief schmerzenden Weise und mußte sie auch in der Sache des Fürstentums Neuenburg erfahren. Als hier nämlich gegen die 1848 eingesetzten demokratischen Einrichtungen ein royalistischer Aufstand im September ausbrach, wurde er von der demokratischen Partei und einigen Truppen der Schweiz leicht niedergeschlagen. Höchst umfassende Verhandlungen mit allen Staaten begann der König, um das „liebe Ländchen am Jura" und dessen Bewohner, „auf die er stolzer sei, als auf alle anderen Unterthanen", um wenigstens die Männer zu retten, welche in treuer Anhänglichkeit an ihn die Erhebung versucht hatten. Doch war es keine Frage, daß Preußen nicht deshalb zum Schwerte greifen dürfe, sondern das kleine Besitztum aufgeben mußte, das nie mit dem Staate vereinigt, nur in persönlicher Union mit seinem Fürsten verbunden war. Im Mai 1857 wurde das Ländchen an die Schweiz abgetreten.

Medaille zur Erinnerung an die silberne Hochzeit des Prinzen und der Prinzessin von Preußen am 11. Juni 1854.
In Größe des Originales (Silber) im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.
Revers.

Friedrich Wilhelms Herz war tief verwundet, daß er die getreuen Unterthanen dahingeben mußte. Sein ganzes Nervensystem war schwer zerrüttet. Auf der Rückkehr von Wien, wohin er der Neuenburger Frage wegen persönlich sich begeben, traf ihn im Oktober 1857 in Dresden ein Schlaganfall, der seiner Regierung schon jetzt ein thatsächliches Ende machte, während der Tod ihn von den qualvollsten Leiden erst am 2. Januar 1861 erlöste.

Der Verlust Neuenburgs konnte für den Staat nicht ins Gewicht fallen, aber sehr bedeutsam hatte sich in den umfangreichen Verhandlungen mit allen Großstaaten doch die vollkommene Veränderung der Beziehungen Preußens zu ihnen gezeigt. In der That war der Staat, den die Freiheitskriege geschaffen, und wie er aus den Beratungen des Wiener Kongresses hervorgegangen, ein völlig anderer geworden. Das alte patriarchale Regiment des pflichttreuen Absolutismus hatte einer konstitutionellen Verfassung weichen müssen, und die Freundschaft zwischen Preußen, Oesterreich, Rußland und England, der Vierbund war in die Brüche gegangen. Die bitterste Feindschaft hatte man von Oesterreich erfahren und erfuhr sie in den kleinen Fragen, die damals den Frankfurter Bundestag beschäftigten, wie vorzüglich über die Besatzung der Bundesfestung Rastatt noch täglich. Die Mittelstaaten, nach der Beilegung des Krieges sicher, von Oesterreich nicht mit schweren Forderungen an ihre Opferwilligkeit behelligt zu werden, schlossen sich dem Kaiserstaate wieder an und trafen mit ihm in dem Bestreben zusammen, jede Selbständigkeit Preußens zu unterdrücken und jeden Versuch einer festen

Einigung des Reiches im Keime zu ersticken. Denn kein Gedanke sei verruchter, äußerte Graf Buol, als der der deutschen Einheit und mit unglaublicher Geringschätzung sprach der sächsische Gesandte in Wien Graf Vitzthum von Eickstädt über dies machtlose Preußen, das so entsetzlich ehrgeizige Absichten hege. Mit prickelndem Behagen erwähnt er das Wort des Franzosen Thiers, wie thöricht es sei, daß dies Preußen, das unter Friedrich dem Großen zwanzig Jahre um Schlesien habe kämpfen müssen, nun ohne den Großen König ganz Deutschland gewinnen wolle. Die persönlichen Beziehungen des Prinzen und der Prinzessin von Preußen, die 1854 unter reger Teilnahme des Volkes ihre silberne Hochzeit gefeiert, zum englischen Königshause waren zwar durch die im Herbst 1855 erfolgte Verlobung ihres Sohnes, des Prinzen Friedrich Wilhelm, mit der Prinzeß Royal noch enger geknüpft. Aber das Staatsleben beeinflußte diese Verbindung nicht. England vielmehr war entrüstet, daß der schlafrige Deutsche nicht „seine Pflichten gegen Europa erfüllt", d. h. für die englischen Interessen sich hatte „auf den Kampiplatz schleppen" lassen, und sah hochmütig, mit einer deutlich zur Schau getragenen sittlichen Entrüstung auf den Berliner Hof als den „Satelliten Rußlands" herab. Ganz gegen alle Erwartung, gegen die eigenen Wünsche und im Gegensatz zu den Gedanken der heiligen Allianz war Preußen indessen in bessere Beziehungen zu dem jungen Napoleoniden gekommen, der den Cäsarenthron seines Oheims mit List und klug ersonnenen Mitteln wieder aufgerichtet. Denn Napoleon, ausgehend von den Gedanken, die Verbindung zwischen Preußen, Rußland und Oesterreich, der sein Ohm erlegen, zu sprengen und die deutsche Einheit zu stören, unterschätzte Preußens Macht erheblich, glaubte in Berlin überwiegenden Einfluß gewinnen und durch Preußen das gehaßte Oesterreich schwächen zu können. Nur Rußland war von den alten Bundesgenossen wieder in ein freundlicheres Verhältnis zu Preußen gekommen, denn trotz aller Verachtung, mit welcher Nikolaus Preußen entgegen getreten war, hatte das Zarenreich doch die einzige Stütze wie bei den Polenaufständen, so im Krimkriege in Berlin gefunden, und von seinem Sohn und Nachfolger Alexander durfte man auch ein weniger brüskes Verhalten erwarten. Aber das verstand sich, daß weder die russische Freundschaft, noch die französische Zudringlichkeit eine irgendwie fest begründete Einheit des deutschen Reiches billigen würden. Doch alle Hoffnung der deutschen Patrioten stand allein auf Preußen, und dieses mußte nun zeigen, ob die neue Verfassung ihm auch unter den schwierigsten auswärtigen Verhältnissen die Kraft gab, um „seine geschichtliche Aufgabe, die deutsche Macht zu sein", zu erfüllen.

Denkmal König Friedrich Wilhelms IV. auf der Rheinbrücke zu Köln.
Von Gust. Blaser (1813–1874). Nach einem Lichtbilde

Fünftes Buch.

Die

Begründung des Deutschen Reiches

durch

König Wilhelm I.

18(57)61—1871.

Das Palais Kaiser Wilhelms I. in Berlin.
Nach einem Lichtbilde.

Fünftes Buch.

Die Begründung des Deutschen Reiches durch König Wilhelm I. 18(57)61–1871.

Bis zum Wiener Frieden.

Am Anfang des Jahrhunderts war, wie wir sahen, Deutschland und am schlimmsten von seinen Staaten Preußen völlig zu Boden geschlagen. Das gute preußische Schwert, allmählich erst durch den Arm der übrigen deutschen Stämme unterstützt, befreite dann das Vaterland von der fremden Tyrannei und gewann ihm die Freiheit zurück, seine Geschicke selbständig zu bestimmen. Wie viele Jahre waren zerronnen, wo davon nicht die Rede gewesen war! Nur das Eine hatte man ganz außer acht lassen müssen, daß, wenn man den einen Fremdling, der seit mehr als zwei Jahrhunderten über Deutschland zu herrschen gesucht, wenn man Frankreich mit Hilfe der anderen fremden Macht,

nit Oesterreich niederwarf, man dieses doch stärkte und ihm wieder eine Kraft über Deutschland gab, die fort und fort wachsen mußte. Damals, wo die Begeisterung für das alte heilige Reich in hohen stolzen Wellen ging, war es geschehen, daß man den kleinen, kaum ein Viertel betragenden Bruchteil deutscher Bevölkerung Oesterreichs für den Beweis seines deutschen Charakters ohne Bedenken, unbesehen und wie von selbst annahm. Das meinte man vielfach auch jetzt noch. Noch 1850 sah der Abgeordnete Otto von Bismarck in Oesterreich den Repräsentanten und Erben der alten deutschen Macht, der oft und glorreich das deutsche Schwert geführt. Die Einheit des ganzen Vaterlandes hatte man erstrebt und dabei völlig übersehen, daß vornehmlich die Interessen der nichtdeutschen Völker Oesterreichs das Haus Habsburg zu jener Politik geführt hatten und wieder führen mußten, welche die Kleinfürsten in die Arme Frankreichs getrieben, welche deutsches Recht und deutsches Wesen so gründlich verachtet und verleugnet hatte, bis das einst so stolze Schiff völlig gekentert war. Denn lediglich an dem Interesse der dreißig Millionen nichtdeutscher Unterthanen im österreichischen Staatswesen war der mehr patriotisch gefühlte als politisch durchdachte Plan gescheitert. Aber die Fremdherrschaft Oesterreichs über Deutschland war nur um so fester begründet in jenem System, die Mittelstaaten liebkosend an sich zu ziehen, die kleinen aber zu unterdrücken und Preußen aus dem Sattel zu heben. Denn nicht an dem Umstande, daß neben Oesterreich noch ein zweiter Großstaat, Preußen, im Bunde war, sondern vornehmlich an dem undeutschen Charakter des Kaiserstaates mußte jeder Versuch, die Reichseinheit herzustellen, scheitern. Zunächst freilich hatte die Hofburg die Gährung im deutschen Volke benutzt, um eine Uebereinstimmung mit Preußen herbeizuführen. Aber nichts anderes hatte sie dabei bezweckt, als nach eigenem Willen und Wunsch zu handeln, den Haß und die Mißgunst aber, die dies Handeln erzeugen mußte, auf den getreuen deutschen Nachbarn zu werfen. Als dann aber es zu Tage trat, daß auch die unglückselige zerrissene Lage der Länder, welche man Preußen in böser Absicht zugewiesen, die neue Erstarkung des Gegners nicht gehindert, als es sich herausstellte, daß gerade sie den rein deutschen Charakter Preußens stählte, als Preußen die wirtschaftliche Einheit Deutschlands begründete, als die gewaltig fortschreitende Gährung der Geister das Werk des Wiener Kongresses über den Haufen zu werfen schien und mit immer heftigerer Gewalt, immer inbrünstigerer Sehnsucht die nationale Einheit des heillos zersplitterten Vaterlandes forderte und keine andere Burg fand, in welcher deutsches Sein und Leben gesichert war vor dem Anprall aller Feinde als das schlichte altersgraue Schloß an der Spree: erst da änderte man zu Wien die verdeckte Taktik, weiter und weiter öffnete sich das Visir, und wer es etwa wagte, das Antlitz, das hervortrat, mit festem Blicke anzuschauen, der sah wohl italienische, ungarische, walachische, slavische, czechische, hannakische und was sonst für fremde Züge, aber ein deutscher war kaum noch zu erkennen. Doch die fester geschlossene innere Einheit, die Oesterreich nach Metternichs Sturz errang, mußte nur um so tiefer den alten Sporn eindrücken, nunmehr auch die alte Herrschaft über das Reich herzustellen. Mochte doch der Deutsche mit der ganzen Kraft seines Gemütes, mit dem verspotteten und verlachten Idealismus die Einheit begehren und sein eigen Selbst allein unter den Fittigen des schwarzen Adlers bewahrt und gerettet sehen! Gerade diese Gährung, die Unruhe und Zerfahrenheit der Geister mußte ein Fundament abgeben, auf welchem das Kaiserhaus die frühere Herrschaft

nur um so fester begründen konnte. Schon regte sich ja auch sein alter Nebenbuhler jenseits des Rheins, und wie undeutlich das Krähen des gallischen Hahns noch tönen mochte, es war das Zeichen, nur umsomehr zu eilen, das Gebäude, an dem man lange genug gezimmert, schleunigst unter Dach und Fach zu bringen, ja schon stand man wieder mit Frankreich wie einst in hochgefährlichem Bunde. Der revolutionären Bewegung der Geister in den eigenen Ländern war Oesterreich ja Herr geworden, und wenn man daran gedachte, wie die herrliche Bewegung des Jahres 1809 so schnell verraucht war, daß sie sich 1813 durchaus nicht hatte wiederholen wollen, wie sollte man nicht hoffen, daß auch die neue Bewegung in Oesterreich nur ein einmaliges Aufflackern gewesen, und daß das Feuer gründlichst erstickt sei! Nur um so besser dann aber, wenn die patriotische Erhebung im benachbarten Deutschland in die abschüssigen Wege, in die wilden Fluten der Revolution verran, welche die Throne unterwühlte, die deutschen Fürsten in Angst und Sorge zur Hofburg eilen ließ! Wo anders meinten sie denn noch Schutz zu finden, nun da auch in Preußen, so schien es, die Revolution eingebrochen, die moderne Ansicht vom Staate gesiegt? Gerade hier war es ja ebenso wie anderwärts dahin gekommen, daß ein Dualismus zwischen Regierung und Unterthan sich gebildet, der, von beiden Seiten anerkannt, zum Ruine des Staates führen mußte. Weder in Wien, noch an den Höfen der Mittelstaaten hatte man eine rechte Empfindung davon, daß das Volksleben der deutschen Nation in sich ein organisches ist, das von den breiten Grundlagen, dem weitgreifenden Wurzelgeflecht emporsteigt durch alle Stufen und Glieder zur Spitze, zur Blüte und Frucht, daß weder das eine noch das andere der besonderen Glieder entbehrlich oder ersetzbar sei. Denn eben diese befehdeten und bekämpften, zerfleischten einander, also daß die Herrschaft des fremden Staates über sie nur um so leichter zu erreichen schien.

Mochten denn immerhin die Thore des Königsschlosses zu Berlin dem Gedanken der deutschen Einheit weit geöffnet sein, um so gewisser sammelte sich die Mehrzahl deutscher Fürsten unter der schwarz-gelben Fahne, da irgendwie doch jeder Gedanke einer deutschen Einheit ihnen ein Opfer zumuten mußte. Mochten doch die Wünsche der Unterthanen auf Teilnahme an der Gesetzgebung so heftig, wie sie wollten, an die Pforten zu Berlin pochen, nur mit halbem Willen waren sie ihnen aufgethan, und ängstlich suchte man sie schon wieder zuzuziehen. Herrschte doch auch unter denen, die eine feste monarchische Gesinnung hatten, ein tiefer Unwille gegen die Regierung, strebten doch die sogenannten Altliberalen nach Ausbildung der Verfassung, und war doch die weitere Beschränkung der königlichen Gewalt eine weit verbreitete Forderung! Ja republikanische Gedanken und sozialistische Pläne fanden auch in Preußen Anhänger und Vertreter, und die Macht der Krone zu zerbröckeln schien vielen ein glückverheißendes Ziel! Wie überall in Deutschland, so hatte auch in Preußen der monarchische Sinn einen schweren Stoß erhalten, und derer waren nicht wenige, denen die alte Königstreue nur Anlaß zu Hohn und Spott gewährte. Wie hätte solch Zwiespalt innerhalb der schwarz-weißen Pfähle nicht die Hoffnung Oesterreichs und der anderen Feinde aufflammen lassen, die Erwartung der Getreuen aber, daß die Hohenzollern die Einheit Deutschlands begründen würden, darnieder schlagen sollen! Mochte doch der große Zar dem Wiener Kabinett noch zürnen, daß es ihm in den Weg getreten, mochte doch der neue Napoleon im tiefsten Herzen bittern Groll gegen das Erz-

haus hegen, mochte man auch im Palast zu St. James und im Parlament auf der Downingstreet schelten über die nach allen Verhandlungen nur um so schmählichere Unthätigkeit Oesterreichs im Krimkriege! Das war doch sicher, daß das Aufsteigen der preußischen Macht keiner der fremden Mächte erwünscht, daß gar die Gründung der deutschen Einheit, die Schöpfung einer deutschen Macht unter preußischer Führung auf den entschiedensten Widerspruch in allen Kabinetten Europas stoßen würde.

Schon war ja das Ansehen des Staates überall gebrochen, und in seiner neuen Jugendblüte schien er wieder geknickt. Wie aber schien es sich für seine Feinde nun so glücklich zu fügen, daß durch die Erkrankung des Königs eine Stellvertretung nötig wurde, die Uebel genug nach sich ziehen konnte! Wie glücklich schien es sich zu fügen, daß der Prinz von Preußen, trotzdem er, so oft der Anlaß sich bot, seine hohe Achtung vor dem historischen Recht der deutschen Fürsten bekundet, seine gewissenhafte Anerkennung ihrer Souveränetät bewiesen, dennoch von den Fürsten mehr noch als sein Bruder und Vater argwöhnisch beobachtet wurde, als ob er ihre Throne antasten, ihre Länder für sich zu erwerben wünsche! Was half es ihm, das Gegenteil wiederholt zu bezeugen! Die Gassenjungen in Berlin erzählten sich ja, daß er die deutschen Fürsten verschlucken wolle! Das war dem König von Sachsen wie dem von Hannover Beweis genug, und folgerecht hielten die Fürsten zur Hofburg, schien das Werk der Einheit mithin ganz unausführbar. Wie schien es sich weiter so glücklich zu fügen, daß der Prinz von Preußen, trotz aller ihm zugeschriebenen Vergrößerungs-Gelüste, wie man wußte, in hohem Maße friedfertig war und, an der Schwelle des Greisenalters angelangt, wohl kaum noch die wagende Kraft und den schwellenden Mut haben werde, den nur die frische Jugend gewährt! Durfte man doch hoffen, daß der Prinz, aufgewachsen und mit seinem ganzen Herzen der heiligen Allianz, dem alten System die Viermächte zugethan, die traditionelle Zuneigung und Nachgiebigkeit seines Hauses gegen Habsburg gewiß bewähren werde! Ja um so mehr werde er es thun, als sein innerstes Empfinden ihn von jeder Annäherung an den Neffen des schrecklichen Mannes, der seinem Hause und Lande zum Fluch geworden, an Napoleon abwenden mußte, als die persönliche Freundschaft, die ihn sowohl mit dem absoluten Zaren in Petersburg, wie mit der parlamentarischen Königin in London verknüpfte, an dem Widerspruch beider Staaten zu Grunde gehen mußte. Wie schien es sich aber auch endlich so glücklich zu fügen, daß der Prinz aus den schweren Bedenken, die er gegen die Umgestaltung des Staates gehegt, seinerzeit kein Hehl gemacht, daß umgekehrt er dann mit unzweideutigen Worten sich für die gewissenhafteste Haltung der Verfassung und gegen jede nicht völlig ehrliche Auslegung entschieden ausgesprochen. Hatte er doch damit der Feinde hüben und drüben genug erworben! Hielt man ihn doch auf der einen Seite für den erbitterten Gegner der Verfassung und auf der anderen für einen Abtrünnigen! Schwer und immer schwerer hatte er ja leiden müssen unter den Gehässigkeiten und Anfeindungen! Im inneren Widerspruch befand er sich mit den Räten der Krone, und doch kam nicht nur alles darauf an, die Kontinuität der Entwickelung festzuhalten, sondern der Natur der Stellvertretung entsprach es allein, nach den Grundsätzen des Königs und seiner Ratgeber die Regierung zu leiten. Von der aufrichtigsten Frömmigkeit in der Tiefe seines Herzens und zugleich erfüllt von innerlichem Bedürfnis der Bethätigung des evangelischen Glaubens auch in den Formen der Kirche, bot er doch der herrschenden

Richtung, die er selbst als Heuchelei bezeichnen mußte, Anlaß zu schweren Bedenken.

In Summa: Das Ansehen Preußens war im Auslande tief gesunken, von den deutschen Fürsten war der Staat leidenschaftlich beargwöhnt, von Oesterreich bitter befehdet. Die eigene Verfassung des Staates befand sich im Stadium des Ueberganges und mußte in Kampf und Streit erst ihre Lebensfähigkeit erweisen. Die Unterthanen waren gespalten unter sich nach politischen, nach ständischen, aber auch nach wirtschaftlichen wie kirchlichen Grundsätzen, die Regierung, deren Leiter der Stellvertreter doch beibehalten mußte, stand im entschiedenen Widerspruch zu den Unterthanen wie zu dem Prinzen selbst. Wahrlich es sind nicht wohl Zustände denkbar, welche den Wechsel einer Regierung und die gedeihliche Fortentwickelung des nationalen Lebens schwieriger machen könnten! Wie sicher waren die inneren Verhältnisse beim Regierungsantritt Friedrichs des Großen begründet gewesen, wie hatte selbst Friedrich Wilhelm III., als er das neue Preußen begründete, in der sittlichen Uebereinstimmung der Besten des Volkes den festesten Halt gefunden! Nur der Große Kurfürst hatte andere Schwierigkeiten vorgefunden, hatte Land und Leute erst erobern, erst schaffen müssen, und doch, wenn man jene Zeit mit der um die Mitte dieses Jahrhunderts vergleicht, wenn man den Ton auf die moralischen und geistigen Schwierigkeiten legt, so wird man sie bei der Uebernahme der Stellvertretung durch den Prinzen von Preußen für kaum geringer anzuschlagen geneigt sein, als sie beim Antritt der Regierung des Großen Kurfürsten vorlagen.

Und doch sie sind überwunden, sie sind nicht nur überwunden, sondern sie haben zu einem Ziele geführt, so herrlich, so vollendet, so alle Erwartungen, alles Maß überschreitend, daß alles, was die Geschichte unseres Staates bietet, dagegen völlig in den Hintergrund tritt. Kein Zweifel ist es, daß es lediglich die Persönlichkeit des neuen Herrschers ist, auf der alles beruhte, die Staat und Reich, Gesellschaft wie Verkehr so gründlich, so durchaus umgestaltete. Indessen wie vermöchten wir ein Charakterbild des Königs zu entwerfen, der in unseren Herzen als lebendige Macht lebt und eine Verehrung genießt, wie sie noch keinem Sterblichem zu teil wurde! Die Einfachheit läßt sich beschreiben, die Größe läßt sich schildern, die Verbindung beider, wie sie uns hier in einer das menschliche Maß beinahe übersteigenden und doch wieder so rein und ungesucht menschlichen Weise entgegentritt, geht heute noch über die volle historische Würdigung hinaus. Aber das dürfen wir sagen. Selbst bei den Hohenzollern, die — wir hörten es — in der Pflichttreue das Höchste gesehen, was sie leisten konnten, ist eine solche Pflichttreue, die in der wunderbarsten Leistung nichts sieht, als die einfache Erfüllung der Schuldigkeit, vorher nicht dagewesen. Das ganze Leben des Königs von jenem schlichten Bekenntnis am Tage seiner Einsegnung an: „Ich weiß, daß meine Kräfte der Welt, dem Vaterland gehören" bis zu jenem in alle Ewigkeit ergreifenden „Ich habe keine Zeit, müde zu sein" ist dem *Könige* nichts als die natürliche Lösung der ihm von Gott gestellten Aufgabe gewesen, dem Staat aber, ja der ganzen Welt ist seine Regierung das segenreichste Ereignis des Jahrhunderts geworden. Dereinst an der Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts war die Welt bewegt von den Mißbräuchen der Kirche, und die Seele der Völker dürstete nach einer erläuterten Erkenntnis der göttlichen Wahrheit. In der Seele eines Mannes hatten die Kämpfe der Zeit sich abgespiegelt, und gerungen hatte er mit sich, bis er selbst zur Klarheit sich durchgekämpft. Ohne jegliche Absicht eines Bruches

mit der herrschenden Kirche, ohne jegliche Ahnung von den Folgen seiner That, in schlichter Erfüllung dessen, was seine Christenpflicht ihm gebot, aber überzeugt von der Wahrheit seiner Sache, war Luther dem Unwahren des Ablasses entgegengetreten und eine Bewegung hat er hervorgerufen, die das Schicksal der Welt bestimmt. Um die Mitte unseres Jahrhunderts waren alle Herzen und Sinne des deutschen Volkes erfüllt von der Sehnsucht nach nationaler Einigung und den Edelsten der Nation schien nichts notwendiger, schien keine Forderung sittlich berechtigter und dringender als die Vereinigung der deutschen Stämme unter einem kaiserlichen Haupt, als die Beteiligung der Nation an der Gesetzgebung, die Oeffentlichkeit der Handlungen des Staates. In der Stille des schmucklosen Hauses unter den Linden zu Berlin hatten diese Wünsche in der Seele eines Fürsten gezündet, in seiner Seele hatte er gerungen, ob sein Preußen, das allein durch die Arbeit seine Vorfahren so groß und herrlich geworden, die neue Form vertrage, ob es auch in ihr wie in der alten seine Pflicht erfüllen könne, hatte er gekämpft, ob Preußen, die so lange Jahrhunderte wesentlich durch die Kraft der Hohenzollern von Oesterreich geübte Herrscherstellung in Deutschland annehmen dürfe. Aber einmal zur Klarheit gekommen, löste er mit sicherer Hand den alten deutschen Bund auf, forderte die Einberufung eines deutschen Parlaments, erbaute das festgefügte Werk der deutschen Einheit und schuf damit einen neuen Mittelpunkt, um den fortan sich die Welt bewegen sollte.

Solange die Stellvertretung währte, hielt sich der Prinz verpflichtet, „unter gewissenhafter Beobachtung der Landesverfassung und der Landesgesetze, nach den Mir bekannten Intentionen Seiner Majestät, Meines königlichen Bruders und Herrn die Regierungsgeschäfte zur Zufriedenheit Seiner Majestät des Königs und zum Heile des Landes zu führen." Es war dies nur möglich bei einer so gewissenhaften Beurteilung, wie sie dem schlichten Rechtssinn des Prinzen eigen war. Doch eben dieser Rechtssinn machte die Dauer der mehrfach erneuerten Stellvertretung nicht möglich, da die Verfassung bei andauernder Verhinderung die Regentschaft des nächsten Agnaten forderte, d. h. die Leitung der Regierung mit eigener Verantwortlichkeit und also nach dem eigenen Ermessen des stellvertretenden Oberhaupts. Denn die Krankheit des Königs zeigte Erscheinungen, welche die Hoffnung auf Genesung mehr und mehr ausschlossen. Noch war der Landtag mit richtigem Takt an dem Paragraphen der Verfassung vorbeigegangen, aber es war nicht anzunehmen, daß dies auch fernerhin geschehen werde, und völlig unberechenbar waren die Folgen, wenn die Lösung einer so schwierigen Frage nicht von der Krone selbst ausging. Der Justizminister Simons hatte daher die rechtliche Seite mehrfach zur Sprache gebracht. Es war ein erschütternder Augenblick, als die Königin Elisabeth ihrem Gemahl in einer Stunde, da seine Kräfte es gestatteten, die Urkunde vorlegte, kraft welcher der König am 7. Oktober 1858 den Prinzen ersuchte, „die königliche Gewalt in der alleinigen Verantwortlichkeit gegen Gott, nach bestem Wissen und Gewissen in Meinem Namen als Regent ausüben und hiernach die erforderlichen weiteren Anordnungen treffen zu wollen". Erschütternd wirkte die Kunde auf die überaus große Zahl derjenigen im Lande, die trotz aller Mißerfolge des Königs reines Streben, reiche Gaben und edles Herz erkannt hatten — Charaktereigenschaften, auf welche gerade der Prinz so oft und nachhaltig hingewiesen. Aber ergreifender ist wohl der zarte und pflichttreue Sinn, mit welchem der Prinz seiner Gemahlin ein Ereignis

1858 7. Okt.

meldet, das, solange die Welt besteht, immer aufs neue die Blicke auf sich ziehen wird. „Der entscheidende Schritt ist also geschehen! Gott gebe seinen Segen zu dem ernsten Werke, was nun durch mich für das Vaterland beginnt. Du kannst denken, in welcher Aufregung ich bin, und wie ich nur im Gebet mich stärken und kräftigen konnte und mich Gottes Barmherzigkeit anheim geben! ... Wenn somit vielen ein Stein vom Herzen fällt, so beginnt für mich nun erst die wahre Sorge und Qual, die mir schwerlich (bei der voraussichtlichen Unheilbarkeit des Königs) wieder abgenommen werden wird. Ich schließe mit der Bitte, daß du für mich und das Vaterland und das schmerzlich berührte Königspaar beten mögest. Dein Wilhelm".

Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen.
Nach einem Lichtbilde.

Das Nächste nach der Entlassung des Ministers von Westfalen, der die Notwendigkeit der Regentschaft bestritt, war die Berufung des Landtags zu ihrer Anerkennung. Ende Oktober trat er zusammen, und der Regent leistete in dessen Gegenwart den Eid auf die Verfassung. Sie ist sicherlich nicht das Ideal gewesen, welches sich in der Seele des Prinz-Regenten von der Verfassung des preußischen Staates gebildet hatte, aber nachdem sein königlicher Bruder und er selbst sie beschworen, hätte er jeden Versuch, an ihr zu rütteln, für Sünde gehalten. „Ich will nicht untersuchen" — so sagte er zum König Max von Bayern — ob Konstitutionen heilsam sind, aber wo sie existieren, soll man sie halten und nicht durch gezwungene Interpretationen verfälschen".

Es verstand sich daher, daß der Prinz-Regent mit dem bisherigen Ministerium die Regierung nicht leiten konnte, und längere Zeit schon hatte er wegen Bildung eines neuen Ministeriums Erwägungen angestellt. Der Gedanke, den Gesandten Otto von Bismarck-Schönhausen als Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu berufen, ließ sich damals noch nicht ausführen, und nunmehr kam unter dem

orsitz des hochherzig-patriotischen Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen,
s einzigen deutschen Fürsten, der freiwillig Land und Souveränetät aufgegeben hatte,
n Ministerium zu stande, welches zwar den Zusammenhang mit der bisherigen
egierung in der Beibehaltung des Handelsministers von der Heydt und Justizministers
imons wahrte, zugleich aber durch die Namen Rudolf von Auerswald, von Beth-
ann-Hollweg, Graf Pückler und von Patow einen vollen Frontwechsel bedeutete.
uch die Namen von Schleinitz, von Bonin und Flottwell bekundeten dies, wenn
ich die politische Richtung dieser Männer nicht eine so streng ausgeprägte wie die
r erst genannten war. Ebenso aber, wie diese Ernennungen des Prinzen Ge-
nnung kennzeichneten und es bezeugten,
ß er keiner der Tagesparteien angehörte,
ndern schlechthin eine rein staatliche Auf-
ssung hatte, die — man wird an Steins
rundsätze erinnert — „auf dem historisch
ewordenen Grunde des preußischen Staates
ie Kräfte der Nation zu ihrer höchst-
öglichen Entwickelung zu führen" ge-
achte, so sprach der Prinz diese Ansicht
uch den Männern seines Vertrauens in
ner berühmt gewordenen Audienz vom
. November 1858 mit vollster Bestimmt-
eit aus. Ja, diese Ansprache giebt ein
rogramm, eine Uebersicht über das
treben des Prinz-Regenten während
einer ganzen Regierungszeit und bezeichnet
ugleich die Schwierigkeiten beim Antritt
o deutlich, daß ein näheres Eingehen auf
ie geboten erscheint. „Die Pietät", so sagte
er Prinz, „gegen Meinen schwer heim-
esuchten König und Herrn ließ mich
ange schwanken, wie manche Erlebnisse,
ie ich unter seiner Regierung wahrnahm,

Freiherr Wilhelm von Schleinitz.
Nach einem Lichtbilde.

in eine bessere Bahn wieder überzuleiten seien, ohne Meinen brüderlichen Gefühlen und der Liebe, Sorgfalt und Treue, mit welcher unser allergnädigster König seine Regierung führte, zu nahe zu treten." Fern von jeder Ueberstürzung, von keckem Ergreifen der Neuerungen und gleich weit entfernt von jedem Zurückhalten an überwundenen Zuständen, erklärt der Regent, wie er nur in der Ueberzeugung, daß die neuen Räte der Krone seine Ansicht teilten, und von einem Bruche mit der Vergangenheit nun und nimmermehr die Rede sein solle, sich zu dem Wechsel habe entschließen können. Nur da, wo Willkürliches oder gegen die Bedürfnisse der Zeit Laufendes sich zeige, solle die sorgliche und bessernde Hand angelegt werden. Diese Bedürfnisse richtig zu erkennen, zu erwägen und ins Leben zu rufen, das sei das Geheimnis der Staatsweisheit, wobei man von allen Extremen sich fern halten müsse. Einfacher läßt sich in der That nicht die höchste Pflicht jeglicher Regierung, an der Fortbildung des Menschengeschlechts zu arbeiten, bezeichnen. Der Regent berührt offen den Zwiespalt, der sich zwischen Regierung und Volk aufgethan, er weist hin auf die damals mannigfach abhanden gekommene Auf-

fassung vom Staat und zugleich auf den Weg zur Rettung, wenn er sagt, die neu berufenen Ratgeber der Krone erkennen es an, daß das Wohl der Krone und des Landes unzertrennlich sei, daß die Wohlfahrt beider auf gesunden, kräftigen, konservativen Grundlagen beruhe. Die Aufregung, die im öffentlichen Leben herrsche, sei zwar teilweise erklärlich, zeige aber anderenteils Spuren von absichtlich überspannten Ideen, denen durch ebenso besonnenes wie gesetzliches und selbst energisches Handeln entgegen getreten werden müsse. Versprochenes müsse man treu halten, ohne sich der bessernden Hand dabei zu entschlagen, nicht Versprochenes mutig verhindern. Vor allem sei zu warnen vor der stereotypen Phrase, daß die Regierung sich fort und fort treiben lassen müsse, liberale Ideen zu entwickeln, weil sie sich sonst von selbst Bahn brächen. Gerade hierauf beziehe sich, was er Staatsweisheit genannt. Wenn in allen Regierungshandlungen sich Wahrheit, Gesetzlichkeit und Konsequenz ausspreche, so sei ein Gouvernement stark, weil es ein reines Gewissen habe, und mit diesem habe man ein Recht, allem Bösen kräftig zu widerstehen. Nach dieser allgemeinen Betrachtung geht der Prinz-Regent zu den einzelnen Teilen der Aufgaben des Staates über, und man begreift die Schwierigkeit der Lage, wenn es ausgesprochen wird, daß die inneren Verhältnisse seit 1848 von einem Extrem zum andern geworfen seien. Die kommunalen Verhältnisse seien, nachdem man ganz unvorbereitet ein Selbstgovernement einführen gewollt, zu den alten Verhältnissen zurückgedrängt worden, ohne den Forderungen der Zeit Rechnung zu tragen, was sonst ein richtiges Mittehalten bewirkt haben würde. Die bessernde Hand müsse hier angelegt werden, vorerst aber bestehen bleiben, was eben erst wieder hergestellt ist, um nicht neue Unsicherheit und Unruhe zu erzeugen, die nur bedenklich wäre. Die Finanzen erzielten zwar Ueberschüsse, aber bei weitem nicht solche, daß allen Bedürfnissen entsprochen werden könne, weil in den Steuervorlagen nicht richtig operiert worden sei. Wie die Mittel für jene Bedürfnisse zu beschaffen seien, sei die Hauptaufgabe der Zukunft, wobei die wahre Besteuerungsfähigkeit des Landes ins Auge zu fassen. Handel, Gewerbe und Kommunikationsmittel hätten zwar einen ungeahnten Aufschwung genommen, aber bei dem Schwindelgeist, der Wunden schlage, sei Maß und Ziel zu halten. Den Kommunikationswegen seien bedeutende Mittel, aber mit Rücksicht auf alle Staatsbedürfnisse und unter Innehaltung der Etats zu Gebote zu stellen. Bei den veränderten Prinzipien in der Rechtspflege müsse das Gefühl der Wahrheit und Billigkeit in allen Klassen der Bevölkerung geweckt werden, damit Gerechtigkeit durch Geschworene wirklich gehandhabt werden könne. Eine der schwierigsten und zartesten Fragen, die ins Auge gefaßt werden müßten, sei die kirchliche, da auf diesem Gebiet, wie der Prinz scharf und bestimmt näher ausführte, in der letzten Zeit viel vergriffen sei. Das Unterrichtswesen sei in dem Bewußtsein zu leiten, daß Preußen durch seine höheren Lehranstalten an der Spitze geistiger Intelligenz stehen und durch seine Schulen die den verschiedenen Klassen der Bevölkerung nötige Bildung gewähren solle, ohne sie über ihre Sphäre zu heben. Im Heerwesen, so fährt der Prinz-Regent nach einem Hinweise auf die Katastrophe von 1806 und die Befreiungskriege fort, habe eine vierzigjährige Erfahrung und zwei kurze Kriegsepisoden auch jetzt aufmerksam gemacht, daß manches sich nicht bewährt habe und zu Aenderungen Veranlassung geben werde. Dazu gehörten ruhige politische Zustände und Geld. Es wäre ein schwer sich bestrafender Fehler, wollte man mit einer wohlfeilen Heeres-

verfassung prangen, die deshalb im Moment der Entscheidung den Erwartungen nicht entspräche. Preußens Heer müsse mächtig und angesehen sein, um, wenn es gelte, ein schwer wiegendes politisches Gewicht in die Wagschale legen zu können. „Preußen muß", so lehrt der Prinz-Regent weiter über die auswärtigen Verhältnisse ganz im Geiste seiner großen Vorfahren, „mit allen Großmächten im freundschaftlichsten Vernehmen stehen, ohne sich fremden Einflüssen hinzugeben und ohne sich die Hände frühzeitig durch Traktate zu binden". Mit allen übrigen Mächten sei das freundlichste Verhältnis gleichfalls geboten. In Deutschland müsse Preußen moralische Eroberungen machen durch eine weise Gesetzgebung bei sich, durch Hebung aller sittlichen Elemente und durch Ergreifung von Einigungselementen wie der Zollverband es sei, der indes einer Reform werde unterworfen werden müssen. „Die Welt muß wissen", — König Friedrichs II. Kampf für Deutschlands Fürsten schwebt vor unseren geistigen Augen — „daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist. Ein festes, konsequentes und, wenn es sein muß, energisches Verhalten in der Politik, gepaart mit Klugheit und Besonnenheit, muß Preußen das politische Ansehen und die Machtstellung verschaffen, die es durch seine materielle Macht allein nicht zu erreichen im stande ist."

Bis auf den letzten Punkt hat der Prinz-Regent in dreißig Jahren nach diesen Grundsätzen gehandelt und auf allen Gebieten das herrlichste Ziel erreicht. Die Voraussetzung aber für diese ungeahnten Erfolge war das Heer, die Grundlage der Machtstellung Preußens, deren Fehler der Regent beklagt, und die wieder die Grundlage des materiellen Emporsteigens seiner Bürger ist. Denn eins bedingt eben im Leben der Völker das andere. Ohne materielle Macht genießt der Staat kein Ansehen, und wieder ohne das höchste politische Ansehen des Staates sinken die materiellen Güter seiner Bürger.

Schon im nächsten Frühjahre sollte es sich erweisen, wie notwendig die 1859
preußische Machtstellung war. Zwischen Oesterreich und dem König Viktor Emanuel von Sardinien, welcher die Lombardei für das sich einende Italien gewinnen mußte, und dem Napoleon aus anderen Gründen seine Hilfe lieh, kam es im April zum Kriege. Es versteht sich, daß Oesterreich auch diesmal für seine außerdeutschen Interessen die preußische Hilfe in Anspruch nahm und für die Erhaltung der Lombardei Deutschland einem französischen Einfall aussetzen wollte. In der That wäre der Regent zum Kriege bereit gewesen, wenn ihm die Voraussetzung jeglichen Erfolges, nämlich der Oberbefehl über das Bundesheer zugestanden worden wäre. Dies aber wollte Oesterreich nimmermehr bewilligen und beantwortete einen bezüglichen Antrag Preußens sofort durch den entgegengesetzten, wonach der Bundeskommission von siebzehn Mitgliedern die höchste Aufsicht über das Heer gewahrt bleiben sollte. Zu bedenklich schien es in Wien, das deutsche Schwert in preußische Hände zu geben, und lieber verzichtete man, wie der Regent sagte, auf eine Provinz, als daß man Preußen einen Siegesruhm gegen Frankreich gegönnt hätte. So nötigte die Hofburg sich selbst zur Nachgiebigkeit. Da aber der Regent seine Neutralität zu einer bewaffneten gestaltete, und seine mobil gemachten Truppen sich nach der Westgrenze in Marsch setzten, Napoleon jedoch gegen einen Krieg mit Preußen und Oesterreich schwere Bedenken hatte, so entschloß er sich plötzlich, den Streit beizulegen, und schon Anfang Juli wurde die Welt durch 11. Juli
den zu Villafranca geschlossenen Präliminarfrieden überrascht. Freilich schalt das Wiener Kabinett offen, daß es die Lombardei nur habe aufgeben müssen, weil

sein natürlicher Bundesgenosse, weil Preußen es verlassen habe. Und diese Anklage fand im deutschen Süden, der sich für Oesterreich begeistert hatte, fand aber auch im Norden Anklang. Soweit war das Mißtrauen gegen den norddeutschen Großstaat verbreitet, daß eine große Anzahl patriotischer Männer unter Rudolf von Bennigsen einen besonderen Verein, den „National-Verein" zur Bildung einer starken deutschen Zentralgewalt und eines Parlaments gründeten, welcher das Berliner Kabinett, dessen nationale Politik nicht entschieden genug sei, auf den richtigen Weg „drängen" wollte, ja bei der Heftigkeit des Hasses gegen Preußen innerhalb des Vereins selbst wagte man bald darauf nicht einmal mehr, den Ausschluß Oesterreichs zu fordern, und überging die wichtigste Frage, welcher Staat denn die Zentralgewalt üben sollte, mit Stillschweigen. In der Thronrede am Schlusse des Landtages hatte der Regent verkündigt: „Preußen ist entschlossen, die Grundlagen des europäischen Rechtszustandes, das Gleichgewicht Europas zu wahren. Es ist sein Recht und seine Pflicht, für die Sicherheit, den Schutz und die nationalen Interessen Deutschlands einzustehen. Die Obhut dieser Güter wird es nicht aus der Hand geben." Unzweifelhaft hatte der Prinz-Regent diese Aufgabe erfüllt, ja mehr — zwar nicht er allein hatte die Haltung der Krieg führenden Mächte bestimmt, vielmehr hatten diese sich auf ganz andere Bedingungen, als er geplant, geeinigt; aber daß sie es überhaupt gethan, war der Furcht vor Preußen zuzuschreiben, und damit war dessen Machtstellung wieder anerkannt.

Wie sehr das Ansehen des Staates durch die wenigen Schritte, welche der Regent bisher hatte thun können, gehoben war, sollte sich sogleich sowohl in der neuen Bewegung zeigen, welche ein preußischer Anstoß dem widerwärtigen Rechtsbruch in Hessen gab, als namentlich in dem Verhalten Napoleons. Denn da nun dessen Begehrlichkeit durch die Einverleibung von Savoyen und Nizza an den Tag kam, während er vor dem Kriege dem leichtgläubigen Europa seine tugendhafte Anspruchslosigkeit beteuert hatte, so geschah es ihm, daß aller Orten, namentlich in London ein gerechtfertigtes Mißtrauen sich gegen ihn zeigte. So wenig erwünscht, wie dem neuen Imperator an der Seine aber ein Krieg war, so nötigten ihn die inneren Verhältnisse Frankreichs, wo vorzüglich der ultramontane Klerus immer erbitterter gegen ihn und seine Förderung des, der päpstlichen Herrschaft täglich gefährlicher werdenden italienischen Einheitswerks wurde, die Mißstimmung durch Befriedigung der nationalen Eitelkeit zu beseitigen. Zweimal hatte er daher in Berlin leise angedeutet, daß er Schleswig-Holstein gern in preußischen Händen sehen würde, wenn man eine kleine Grenzberichtigung am Rhein zu Frankreichs Nutz und Frommen zugeben möchte. Weit von sich hatte der Prinz-Regent den Versucher gewiesen, von dem man übrigens Grund hatte, auch Annexionsgelüste auf die Schweiz, Belgien und Holland zu mutmaßen, und so hatte denn Napoleon schließlich um eine Zusammenkunft mit dem Prinz-Regenten gebeten. Darin hatte dieser zuletzt nachgegeben unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Grundlage der Besprechung die Unverletzlichkeit des deutschen Gebietes bilde, und daß die Zusammenkunft in Baden-Baden stattfinde. Denn diesen Ort wünschte der Prinz, weil sich hier auch die Könige von Bayern und Württemberg mit ihm zu besprechen beabsichtigten, und er den deutschen Fürsten offensichtlich zeigen wollte, wie schlecht begründet ihr Argwohn sei, als begehre Preußen sich zu bereichern und nun gar auf deutsche Kosten. Die Zusammenkunft fand dann auch im
1860 Juni statt, verlief aber, da der Prinz mit vollem Nachdruck für die deutschen

Interessen eintrat, ohne jeden Erfolg für Napoleon. Nur einen Gegner, den König von Hannover, hatte Napoleon völlig umgewandelt und zu seinem begeisterten Lobredner gemacht. Aber auch die deutsche Sache selbst war durch die persönliche Besprechung der Fürsten nicht weiter geführt. Außer der kurhessischen Angelegenheit hatte nämlich Preußen den Antrag auf eine Revision der Bundeskriegsverfassung gestellt und für den Fall eines Krieges, an welchem Preußen und Oesterreich mit ihrer gesamten Heeresmacht teilnähmen, die Unterstellung der beiden süddeutschen Korps unter österreichischen, der beiden norddeutschen unter preußischen Oberbefehl beantragt, wodurch allerdings die Wahl eines Bundesfeldherrn und dessen Beaufsichtigung durch die siebzehn Kommissare beseitigt werden sollte. Nimmermehr mochten sich die vier Königreiche zu solchen Opfern verstehen, aber der Eifer des Königs Max von Bayern brachte es mindestens dahin, daß zwischen dem Prinzen und dem Kaiser Franz Josef zu Teplitz eine Zusammenkunft stattfand, die zwar nicht zu irgend einer Abrede führte, aber dem österreichischen Herrscher doch die Ueberzeugung gab, daß er für den Fall eines nochmaligen Krieges mit den Franzosen auf preußischen Beistand zu zählen habe.

Unterdessen hatte die Krankheit des Königs traurige Fortschritte gemacht, welche die Herzen des Volkes, vornehmlich aber des treu sorgenden Bruders und der mit opferwilliger Hingebung ihn pflegenden Königin mit schwerer Besorgnis erfüllten. Am 2. Januar 1861 erlöste ihn der Tod von seinen Leiden, und der Prinz-Regent bestieg den Thron seiner Väter. Bis dahin hatten die Lande einem neuen Monarchen in feierlicher Huldigung Treue gelobt. Nun bei der veränderten Verfassung war eine solche nicht mehr die geeignete Form; wohl aber hatte der König die begründete Absicht, der Thatsache einen klaren und unzweideutigen Ausdruck zu geben, daß in Preußen nicht die Mehrheit des Landtages, sondern der König selbst herrsche, daß durch die Hingabe gewisser Rechte an den Landtag die Krone weder ihren Ursprung von Gottes Gnaden verleugnet, noch ihre bestimmende Macht aufgegeben habe. Denn nur wenn der König will, wenn er einen Beschluß des Landtages genehmigt, wenn er ihn im Staatsanzeiger zu veröffentlichen befiehlt, wird er, wie oben ausgeführt, Gesetz. Wenn auch ein solches nur mit Zustimmung beider Häuser des Landtages vom König erlassen werden kann, so bleibt doch eine von diesen angenommene und beschlossene Vorlage, solange der freie Wille des Königs sie nicht zum Gesetz erhebt, nur eine einseitige Meinungsäußerung. Ihre pflichtgemäße Erwägung, die Verantwortlichkeit des Königs vor seinem Gewissen, wie die entscheidende Bedeutung des königlichen Willens ist vollauf gewahrt. 1861 2. Jan.

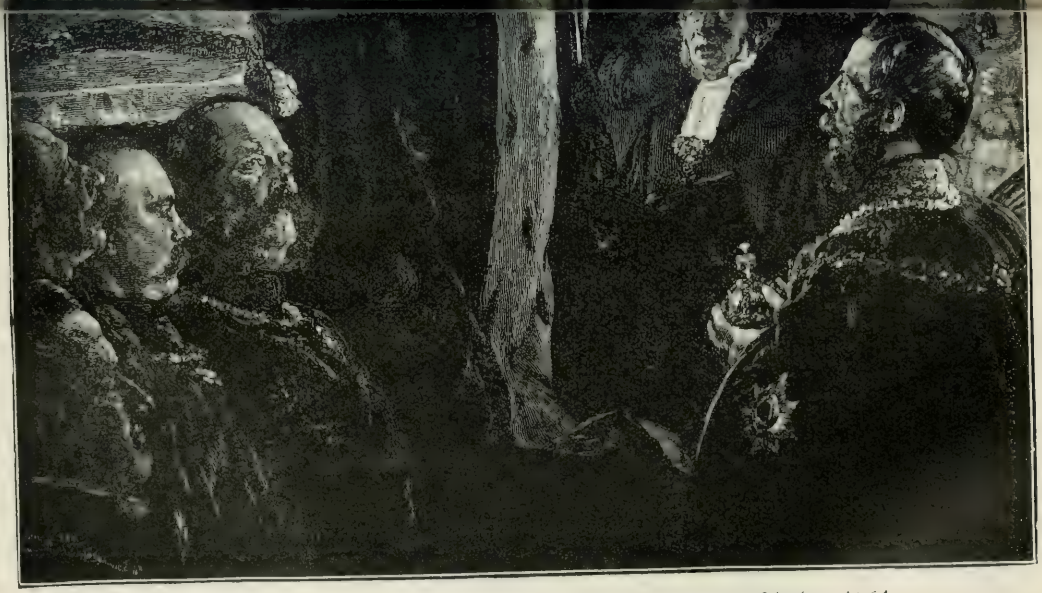
Deshalb beschloß der König, sich und die Königin in der alten Krönungsstadt des Staates, in Königsberg, bei Anwesenheit der Mitglieder beider Häuser des Landtages und von Vertretern aus allen Provinzen feierlich zu krönen. Am 18. Oktober fand die bedeutsame Feier statt. Sie legte Zeugnis ab „von dem geheiligten und in alle Zeiten unvergänglichem Rechte der Krone", sie „befestigte von neuem das durch eine glorreiche Geschichte geknüpfte Band zwischen dem königlichen Hause und dem Volke Preußens". Sie gab, wie der König es aussprach, „den alten unauflöslichen Banden des Königshauses und der Nation ein Unterpfand verjüngter Kraft." Mit voller Bedeutung aber erklärte der König den Mitgliedern des Landtages: „Vor äußeren Gefahren wird ein tapferes Heer (das Vaterland) beschützen. Vor inneren Gefahren wird Preußen bewahrt bleiben, denn der Thron seiner Könige steht fest in seiner Macht und in

Krönungsthaler vom Jahre 1861.
In Größe des Originales im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.
Avers

Krönungsthaler vom Jahre 1861.
In Größe des Originales im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.
Revers

seinen Rechten, wenn die Einheit zwischen König und Volk, die Preußen groß gemacht hat, bestehen bleibt."

Mit der Klarheit und Sicherheit des ruhigen und besonnenen Lenkers des Staates hatte der König den Nerv der Geschichte, die Einheit zwischen König und Volk berührt, er hatte es gethan in unmittelbarer Beziehung zu der Einrichtung, welche die Grundlage alles Gedeihens ist, welche der vollkommenen Einheit zwischen Regierung und Volk seit dem großen Jahre der Erhebung ihren wundervollen Ausdruck gegeben, er hatte es in unmittelbarer Beziehung zum Heerwesen gethan. Ohne Zweifel aber hatte der König mit voller Absicht den Finger auf diesen Nerv gelegt. Denn mit rauher Faust war er inzwischen berührt, und die königliche Hand allein konnte ihn heilen, ihm seine staats- und volkserhaltende Kraft bewahren. Wie wir sahen, beruhte das Heerwesen auf dem Gesetz vom 3. September 1814. Danach stand die allgemeine Wehrpflicht, die dreijährige Dienstzeit in der Linie, die zweijährige in der Reserve, die siebenjährige in dem ersten und die ebenfalls siebenjährige in dem zweiten Aufgebot der Landwehr fest. Die Stärke des Heeres war dem Ermessen des Königs nach den jedesmaligen Verhältnissen des Staates überlassen, und an dieser Befugnis des Königs hatte die Verfassung nichts geändert, sie bestand also ganz zweifellos zu Recht. Nun aber hatte man sich wegen der Geldnot nach den Befreiungskriegen auf eine jährliche Aushebung von nur 40000 Rekruten bei einer Bevölkerung von zehn Millionen entschließen müssen, und daran hatte man festgehalten, wiewohl bei dem Anwachsen der Bevölkerung auf achtzehn Millionen wenigstens 25000 junge Leute jährlich nicht eingestellt werden konnten, und die allgemeine Wehrpflicht mithin nahezu aufgehoben war. Aber noch eine andere Folge betrübendster Art war bei den letzten Mobilmachungen grell hervorgetreten. Eben weil man nicht genügend Truppen aushob, mußte bei jeder Mobilmachung sofort die Landwehr eingezogen werden, also daß man sogleich viele tausend Familienväter einberief und nicht nur unter Umständen so vielen Familien den Ernährer durch den Tod entriß, sondern schon durch deren Einziehung ihr wirtschaftliches Dasein gefährdete und dem Nationalvermögen ungeheuren Schaden zufügte. War es doch 1859 dahin gekommen, daß in einer Kompagnie von 250 Mann allein 242 Familienväter sich vorfanden, deren Angehörige von den Gemeinden erhalten werden mußten, und kostete doch überdies bei Einberufung allein des ersten Aufgebots der Landwehr die Unterstützung ihrer Familien, wenn jede nur drei Thaler monatlich bekam, jährlich drei Millionen Thaler! Ueberdies hatten sich bei den Offizierskorps der Landwehr geringwertige Leistungen gezeigt, die in



Die Krönung König Wilhelms I. in Königsberg am 18. Oktober 1861.

Ausschnitt aus dem Gemälde von Adolf Friedrich Menzel (geb. 1815) im Kgl. Schlosse zu Berlin.

Verlag von Emil Strauß in Bonn

: Formation selbst ihren Grund hatten. Es war nun kein Zweifel, daß niemand gleichem Maße wie der König persönlich befähigt war, sowohl die Ursache des bels als auch das Heilmittel zu finden. Schon als das Frankfurter Parlament ie Bundeskriegsverfassung entworfen, hatte der Prinz sie einer äußerst lichtllen Kritik unterzogen und einen Gegenentwurf aufgestellt, in welchem, um nur s anzuführen, namentlich der Nachweis geführt worden war, daß eine zweirige Dienstzeit wohl zur Abrichtung von Rekruten genüge, ja daß hierfür die it noch viel zu hoch gegriffen sei, daß aber nie und nimmer in solcher Zeit Erziehung von Soldaten gelingen könne, diese aber die wesentliche Bedingung es schlagfertigen und zuverlässigen Heeres sei. Ebenso hatte sich der König on lange mit den Schattenseiten der preußischen Heereseinrichtungen beschäftigt d einen Plan ausgearbeitet, nach welchem statt der bisher 40000 künftig 000 Mann zu dreijähriger Dienstzeit einberufen, und die Landwehr durch berweisung der vier älteren Jahrgänge des ersten an das zweite Aufgebot entstet werden sollte. Nach der Gesetzgebung war der König unzweifelhaft befugt, nen Plan ins Leben zu führen, nur waren für die neuen 39 Infanterie- und Kavallerieregimenter $9^1/_2$ Millionen Thaler an jährlichem Aufwand erforderh, und hierzu war die Zustimmung des Landtages notwendig. In der Thronde vom 12. Januar 1860 war ihm die alle bürgerlichen wie die militärischen esamtinteressen berührende Vorlage vorgelegt mit dem ernsten Wort, daß die eseitigung der tief empfundenen Uebelstände die Pflicht und das Recht des egenten sei, und mit der Aufforderung, ihr eine vorurteilsfreie Prüfung und stimmung zu gewähren. Diese Aufforderung war allerdings notwendig, da sich e Auffassung verbreitet hatte, die Vorlage verletze, weil sie die Trennung von nie und Landwehr anstrebte, die Ehre der Landwehr, so daß die Thronrede gar versichern mußte: „Es ist nicht die Absicht, mit dem Vermächtnis einer oßen Zeit zu brechen; die preußische Armee wird auch in Zukunft das preußische olk in Waffen bleiben". Das mußte von einer Vorlage ausdrücklich erklärt rden, welche die Landwehr entlasten und den Gedanken der allgemeinen Wehrlicht verwirklichen sollte.

In der That, sechs Jahre sollte der Kampf dauern, ehe der König den Gemken Scharnhorsts wieder der Wahrheit nahe führen konnte, schwere Tage der rbitterung auf der einen, des Grams auf der anderen, der Hartnäckigkeit auf r einen, der gewissen Festigkeit auf der anderen Seite sollten kommen, ehe der önig das Werk durchgeführt haben sollte, „ohne welches die Gründung des utschen Reiches ein wesenloses Traumbild geblieben wäre".

Der neue Kriegsminister Albrecht von Roon erkannte die klare und im Ziele führende Einfachheit des königlichen Planes, legte seine eigenen Entürfe zurück und verteidigte das Werk seines Königs so gewandt, daß allem iderwillen zum Trotz die nötige Geldsumme wirklich auf ein Jahr bewilligt wurde. s lag in der Natur der Sache, daß der Prinz-Regent dieser Bewilligung zueich die bestimmte Erwartung auf definitive Gewährung der Geldmittel entnahm – denn was anderes als die zweckloseste Geldvergeudung wäre es gewesen, für n Jahr 117 Bataillone und 72 Schwadronen zu errichten, tausende von Offizieren nd Unteroffizieren anzustellen und sie nach einem Jahr wieder zu entlassen? Die auch hätte man Männer finden sollen, die sich nach einem einjährigen Dienste ieder wegschicken ließen? In der That wurden die neuen Regimenter formiert,

1861 erhielten im Oktober ihre Fahnen oder Standarten, und im Januar 1861 vollzog der König ihre feierliche Einweihung. Und doch war auf Grund einer mißverstandenen Bemerkung des Finanzministers von Patow die Meinung der Abgeordneten allerdings die, daß es sich bei ihrer Bewilligung nur um ein einjähriges Provisorium gehandelt habe. In der folgenden Session wurde zwar wiewohl auch nur im Kampfe gegen die demokratische Partei, die von der Regierung selbst herabgesetzte und von den Abgeordneten noch mehr beschnittene Summe bewilligt, aber für die Zukunft von der Vorlage eines neuen Gesetzes über die zweijährige Dienstzeit abhängig gemacht. Man verlangte die Lösung der deutschen Frage von der Regierung, überzeugt, daß sie, wenn nur Preußen erst liberale Einrichtungen treffe, auf friedlichem Wege erfolgen werde; man redete sich in Haß und Zorn hinein über das saft- und kraftlose Ministerium der Unthätigkeit und Zaghaftigkeit, welches gerade infolge dieser Eigenschaften gewiß kein Heer brauche. Der neue Landtag ergab das ungeheuerliche Ergebnis von nur 24 konservativen Stimmen gegenüber der überwältigenden Mehrheit, welche die Fortschrittspartei gewonnen. Und während der König das gute Recht Deutschlands gegen den Bund verfocht, sich aber bei dem heftigen Widerwillen der Fürsten gegen jede Beschränkung der Souveränetät mit dem Vorschlage einer freien Vereinbarung unter den gleichartigen Staaten innerhalb des großen Bundes begnügte, erhob sich ein Sturm der Leidenschaften der deutschen Fürsten gegen ihn, der nur noch durch das Toben in der zweiten Kammer überboten wurde. Diese erklärte durch die Regierung getäuscht zu sein, meinte, auch durch die neuen liberalen Gesetzesvorlagen über Aufhebung der Gutspolizei, Einführung einer Kreisordnung, Reorganisation der Oberrechenkammer getäuscht zu werden. Denn die Regierung wisse ja, daß das Herrenhaus solche Gesetze ablehnen werde — das Herrenhaus, das doch soeben erst den liberalen Entwürfen über die Grundsteuer, wie die Reform des Eherechts zugestimmt hatte. Es war alles umsonst, die Nachgiebigkeit des Herrenhauses wie die in einer Novelle ausgesprochene Bereitwilligkeit der Regierung, ihre Forderungen zu ermäßigen. Das Abgeordnetenhaus hielt

Kriegsminister Graf Albrecht von Roon.
Nach einem Lichtbilde.

alles für wohlberechnete Klugheit, lehnte die Geldmittel für das Heerwesen ab, verlangte vielmehr ein Wehrgesetz mit zweijähriger Dienstzeit und nahm endlich einen Antrag an, nach welchem die Regierung schon den Etat für das laufende Jahr nach den einzelnen Posten innerhalb jeder Verwaltung aufstellen sollte, damit sie nicht im stande sei, bei den übrigen Verwaltungen Ersparnisse zu machen und diese für die Militärverwaltung zu verbrauchen. Dem gegenüber blieb die Regierung des Königs fest auf dem Boden der Gesetze, welche der Krone das Recht gaben, über die Dienstpflicht allein zu befinden. Vergeblich suchte der Landtag dies zu bestreiten, indem er dem Recht der Regierung seine ebenso gesetzliche Befugnis der Geldbewilligung hart gegenüber stellte und an die Stelle des königlichen Heeres „ein Volksheer hinter dem Parlament" setzen wollte. So wurde die Militärfrage zu einem Kampf um die Verfassung selbst. Nicht König Wilhelm bekämpfte sie, wohl aber das Abgeordnetenhaus, das an jenem Recht der Krone teil zu nehmen strebte. Nunmehr ward der Landtag am 11. März, an eben dem Tage aufgelöst, an welchem er durch die beabsichtigte Besprechung der deutschen Frage auch ihre Lösung der Regierung unmöglich gemacht hätte, und gleichzeitig traten die liberalen Minister Auerswald, Schwerin, Patow, Bernuth, Graf Pückler von ihrem Amt zurück, nur Graf von Bernstorff, der schon vorher das auswärtige Amt für von Schleinitz übernommen, von der Heydt und von Roon blieben in dem Ministerium, dessen Vorsitz an des Fürsten von Hohenzollern Stelle Fürst Hohenlohe-Ingelfingen übernahm.

Denn allem Ansturm gegenüber hielt der König stand. „In weiterer Ausführung der bestehenden Verfassung", so wies er zwar das neue Ministerium in einem Erlaß vom 13. Mai 1862 an, „soll die Gesetzgebung und Verwaltung von freisinnigen Grundsätzen ausgehen", und ebenso bestimmt erklärte er es für seine Pflicht und seinen ernsten Willen, der Verfassung und den Rechten der Landesvertretung ihre volle Geltung zu sichern. Aber, so setzte er allerdings hinzu, ein heilbringender Fortschritt könne nur gedacht werden, wenn man nach besonnener und ruhiger Prüfung der Zeitlage die wahren Bedürfnisse zu befriedigen und die lebensfähigen Elemente in den bestehenden Einrichtungen zu benutzen wisse. Und im gleichen Maße wie die Rechte der Landesvertretung zu schützen, sei es seine Pflicht und sein ernster Wille, auch die Rechte der Krone zu wahren und sie in der ungeschmälerten Kraft zu erhalten, welche für Preußen notwendig sei, und deren Schwächung dem Vaterlande zum Verderben gereichen würde. Man sieht, genauer und schärfer konnte der König nicht wohl seine Pflicht auffassen. Rückhaltlos erkennt er das verfassungsmäßige Recht des Landtages an, aber mit felsenfester Gewißheit ist die Ueberzeugung in sein Herz gegraben, durch jenes Recht nicht die erste Pflicht der Krone aufheben zu lassen, selbst für die Sicherheit des Volkes zu sorgen, zu sorgen für das Gedeihen und die Wohlfahrt Preußens wie des ganzen Reiches. Die erste Bedingung für die Einheit und Macht Deutschlands war und blieb aber, so wenig die Liberalen es glauben mochten, ein starkes und schlagfertiges Heer. Denn ohne Kampf ließ Oesterreich nicht ab, Preußen als Emporkömmling zu behandeln, verweigerte es das Alternat in der obersten Leitung des Bundes, welches König Wilhelm als das einzige Zugeständnis für Preußen forderte. Ohne Kampf verstanden sich die deutschen Fürsten, von denen namentlich Hannover dem Könige seine offene Feindschaft ansagte, nicht zu einer auch noch so gelinden Unterordnung ihrer Militär-Hoheit. Ohne Kampf und ohne Sieg Preußens ließen aber am wenigsten die außer-

deutschen Nachbaren das Werden der deutschen Einheit und Macht zu. Die klar erkannte, auf dem Boden seiner einfachen Frommigkeit und seiner Ueberzeugung von Preußens Beruf für ganz Deutschland sicher ruhende Pflicht für das Vaterland verbot dem Könige jede Nachgiebigkeit in einer Sache, von der Sein oder Nichtsein, von der die Größe oder der Ruin des Staates wie des Volkes abhängig blieb. Dennoch ergaben die im Mai 1862 vorgenommenen Wahlen sogar einen Zuwachs der Fortschrittspartei und umsomehr beharrte sie, obwohl die Regierung jetzt den Etat in der geforderten Form vorlegte, auf ihren Standpunkt. Selbst ein vermittelnder Antrag des Generals von Stavenhagen, des Professors von Sybel und des Stadtgerichtsrats Twesten, der die Reorganisation als vollendete Thatsache anerkennen und die gesetzliche Regelung der ganzen Angelegenheit, besonders der zweijährigen Dienstzeit auf dem nächsten Landtage der Regierung zur Pflicht machte, fand in der Kommission keinen Anklang. Das Abgeordnetenhaus lehnte — nachdem es gegen zwölf Stimmen einen freihändlerischen Handelsvertrag mit Frankreich angenommen — und obwohl die Regierung in voller Uebereinstimmung mit den Wünschen des Hauses in Kurhessen die Wiederherstellung der Verfassung durchgesetzt hatte, alle, von der Regierung selbst bis auf sechs Millionen ermäßigten Ausgaben für die Heeresreform wie für den Plan über die Marine ab. Das hieß nun in der That nichts anderes, als, um dem Parlament neue Rechte sowohl hinsichtlich der Begutachtung der Einnahmen als hinsichtlich der Wehrpflicht zu erobern, das kriegsherrliche Amt des Königs „zum inhaltlosen Schein" herabwürdigen und die Regierung zur Auflösung der neuen 117 Bataillone und 72 Schwadronen auffordern. Das Herrenhaus verwarf das von dem Abgeordnetenhaus beschlossene Budget und stellte die Regierungsvorlage wieder her. Die Krone hatte daher keine Budgetvorlage, die sie zum Gesetz erheben konnte. Natürlich konnte ein solcher Zustand auf alle Interessen des Landes nur schädigend einwirken, aber der fortschrittlichen Mehrheit verschlug dies nichts, wenn sie nur ihr Ziel, die Herrschaft des Parlaments über die Krone erreichte. Ihre Theorie, ihre Reden in der Kammer und zahlreichen Volksversammlungen hatte sie ja vor niemanden zu verantworten, und die Schuld rechnete man daher ohne weiteres dem Könige zu. Dieser aber fühlte die ganze Schwere der Verantwortlichkeit und eben deshalb konnte er nicht nachgeben. Es kamen Momente, wo ihn der Gedanke beschäftigte, dem Kronprinzen das Regiment abzutreten. Wie sehr er litt, zeigte die schlichte Entgegnung, die er einem von der Trauer des Landes redenden Abgeordneten gab. „Trauere ich denn nicht? Ich schlafe keine Nacht." Sehr schmerzlich sei es für einen Monarchen, gestand er einer anderen Deputation zu, seine besten Absichten verkannt und entstellt zu sehen, wie er das leider so vielfach erfahren habe. Schwer sei es, bei solchen Anfechtungen nicht irre zu werden, sondern fest zu stehen. Aber der Sage gegenüber, die sich bilde, als sei er mit den Worten seines Kriegsministers nicht einverstanden, als ob die Militär-Reorganisation auf den Planen anderer beruhe, sprach er es mit unumwundener Deutlichkeit aus: „Dieses ist Mein eigenstes Werk und Mein Stolz, es giebt kein Boninsches und Roonsches Projekt, es ist Mein eigenes, und Ich habe daran gearbeitet nach Meinen Erfahrungen und pflichtmäßiger Ueberzeugung. Ich werde fest daran halten und die Reorganisation mit aller Energie durchführen, denn Ich weiß, daß sie zeitgemäß ist." Ein Zweifel über die Meinung des Königs konnte daher im Lande ebensowenig herrschen, wie über die besondere Befähigung des Königs, die Heeresverhältnisse am richtigsten zu beurteilen. Doch dem

Abgeordnetenhause war die Fortbildung der Verfassung zu Gunsten des Parlaments das Wesentliche, und ihm galt die Mitwirkung, die ihm die Verfassung bei der Feststellung des Etats auferlegte, nur als ein Recht. Daß aber die Verfassung dem Hause in der Beteiligung an der Feststellung des Etats auch die Pflicht für das Vaterland auferlegte, in derselben prompten Weise, wie einst der absolute Staat es gethan, den Etat zur Zeit fertig zu stellen, war ein der fortschrittlichen Mehrheit des Abgeordnetenhauses fern liegender Gedanke. Leidenschaftlich zürnte sie auf „die budgetlose Regierung" und verzieh es sich selbst leichthin, oder vielmehr sie kam überhaupt nicht auf den Gedanken, daß sie den Zustand selbst heraufbeschworen. Denn lange nicht so scharf war man gegen die Bewilligung des Geldes selbst gesonnen, als vielmehr bestrebt, das Geldbewilligungsrecht zu dem Gewinn der parlamentarischen Mitbestimmung über das Heerwesen auszunutzen. Und die einseitigen Beschlüsse des Hauses über Bewilligung oder Verweigerung von Staats-Ausgaben betrachtete man als schlechthin maßgebend für die Regierung, während verfassungsmäßig das volle Recht wie die Pflicht der Regierung zur freien Prüfung und eigenen Entscheidung über die aus der Beratung beider Häuser hervorgehende Budget-Vorlage vollkommen feststand. Die Regierung erklärte man für schuldig des Verfassungsbruches, während das Abgeordnetenhaus eben durch die Verweigerung notwendiger Mittel den Zustand geschaffen hatte. Und schon war auch der Feind auf dem Plan. Der französische Handelsvertrag erregte bei den schutzzöllnerischen Südstaaten böses Blut, Oesterreich suchte Preußens Macht und Ansehen schlechthin zu untergraben. Wieder beanspruchte es den Zutritt zum Zollverein, der den Lebensinteressen der deutschen Industrie ganz zuwider lief, und machte den Vorschlag, eine Delegiertenkonferenz der deutschen Fürsten zu berufen, um über eine Neuordnung der Bundesverfassung zu beraten, die weder eine kräftige Exekutivgewalt gewährte, noch eine wahre nationale Repräsentation zuließ. Es kam dahin, daß Preußen sich entweder vor dem durch die Mehrheit der Fürsten völlig lahm gelegten Bunde demütigen oder ihn verlassen mußte.

Beides widersprach der Gesinnung des Königs vollkommen, und da der Finanzminister von der Heydt, welcher das Ministerium thatsächlich bisher geleitet, den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses gegenüber bei der Heeres-Reorganisation nicht weiter mitwirken zu können erklärte, so berief König Wilhelm jetzt seinen Gesandten in Paris, Otto von Bismarck-Schönhausen, wie er schon 1859 und im Mai 1862 beabsichtigt, einstweilen zum provisorischen Präsidenten des Staatsministeriums (24. September 1862). Wohl zeigte sich der Minister als ein anderer, als ihn die öffentliche Meinung, die in seiner bloßen Ernennung schon den „Staatsstreich" sah, gescholten, er bot den Führern der Altliberalen sogar den Eintritt in das Ministerium an. Am wenigsten dachte er, in irgend einer Weise die Verfassung nicht inne zu halten. Aber es half nichts, er blieb einmal, weil er für das Königtum eingetreten, in den weitesten Kreisen der verhaßte Junker, und als er gar den Ausspruch gewagt, daß die deutsche Einheit schwerlich durch Parlamentsbeschlüsse, sondern nur durch Blut und Eisen begründet werden könne, da ging ein gesittetes Pfui durch die Kreise des friedliebenden Bürgertums, das die Verhältnisse ja weit besser zu beurteilen wußte. Das ergab sich freilich von selbst, daß, wenn zwischen beiden Häusern des Landtages eine Verständigung über das Budget nicht erreicht, und die Krone ihrerseits nicht einmal in der Lage war, einen Entschluß zu fassen, die Ausgaben des Staates nicht einfach eingestellt werden konnten. Demnach fand sich, da das Abgeordneten-

haus am 7. Oktober die Regierungsvorlage ablehnte, das Herrenhaus sie am 10. wieder herzustellen suchte, wie die Thronrede am Schlusse des Landtages vom 12. Oktober es aussprach, die Regierung in der Notwendigkeit, den Staatshaushalt ohne die in der Verfassung vorausgesetzte Unterlage führen zu müssen. Sie sei sich dabei, hieß es weiter, ihrer Verantwortlichkeit bewußt, aber auch ihrer Pflicht gegen das Land eingedenk, bis zur gesetzlichen Feststellung des Etats die für die Landeswohlfahrt unerläßlichen Ausgaben zu bestreiten, in der Zuversicht, daß sie demnächst die nachträgliche Zustimmung des Landtags erhalten würden. Nicht weniger bestimmt ging der König und sein neuer Minister gegen die österreichischen, von den Mittelstaaten treulich beförderten Bestrebungen, Preußen zu vergewaltigen, vor. Völlig unerträglich war dessen Stellung im Bunde geworden. Die Mittelstaaten hatten in Würzburg ein ganz unausführbares Programm entworfen, und der neue Versuch Oesterreichs, ein Direktorium nebst einer Delegierten-Versammlung von 302 Mitgliedern zu schaffen, sollte das bestehende Verhältnis, wonach Preußen allemal überstimmt wurde, befestigen. Das war natürlich ganz gegen die Anschauung König Wilhelms wie Bismarcks, die gerade in der vollen Anerkennung der wirklichen preußischen Macht den Ursprung der deutschen Kraft sahen, und um so mehr sahen, als das in Verfassungsfragen übliche Zusammengehen der Mittelstaaten mit Oesterreich allemal dann zusammenbrach, wenn materielle Interessen auf dem Spiel standen. Alsdann trat der Gegensatz zwischen Deutschland und Oesterreich, die Uebereinstimmung Preußens mit Deutschland jedesmal hervor. „Die preußischen Interessen," so hatte kurz vorher Bismarck geschrieben, „fallen mit denen der meisten Bundesländer außer Oesterreich vollständig zusammen, aber nicht mit denen der Bundesregierungen, und es giebt nichts Deutscheres als gerade die Entwickelung richtig verstandener preußischer Partikularinteressen". Mit dem hohen Freimut, der ihn immer auszeichnete, geißelte Bismarck dem österreichischen Gesandten Karolyi gegenüber die feindselige Haltung des Wiener Kabinetts gegen Preußen, die alle Sympathien für den Kaiserstaat in Berlin vernichten müßte. Nur durch Aufgabe des antipreußischen Hetzens Oesterreichs an den Höfen der deutschen Fürsten könne die vom König Wilhelm ehrlich gewünschte Verbindung der beiden Großmächte erreicht werden. Wenn die Hofburg aber fortfahre in der bisherigen deutschen Politik, so sei ein Bündnis Preußens mit einem Gegner Oesterreichs so wenig ausgeschlossen, als im entgegengesetzten Falle eine feste und treue Verbindung beider Mächte gegen gemeinschaftliche Feinde. Oesterreich möge daher seinen Schwerpunkt nach Osen verlegen, d. h. seine außerdeutschen Interessen dürften nicht mehr die des deutschen Volkes bestimmen, und jedenfalls werde Preußen jede durch Mehrheitsbeschluß der Fürsten herbeigeführte Ueberschreitung der Befugnisse des Bundes als Bundesbruch ansehen. Nicht minder bestimmt wie der Minister dem Gesandten, sprach der König dem Kaiser es aus, wie dessen Pläne dem Bedürfnis einer zeitgemäßen Reform der Bundesverfassung nicht genügten. Die Bürgschaft für die Befriedigung der wirklichen Interessen und Bedürfnisse der deutschen Nation konnte Preußen nach den Bismarckschen Worten nur in einer wahren, aus direkter Beteiligung der ganzen Nation hervorgehenden National-Vertretung finden. Eine solche aber widersprach der Grundanschauung in Wien. Dennoch lud Kaiser Franz Josef mit beleidigender Nichtachtung der von König Wilhelm gestellten Forderung, zunächst Minister-Konferenzen zu berufen, den König Wilhelm zu dem nach Frankfurt zum

Patriae inserviendo consumor.

Friedrichsruh, 1. Januar 1891. v. Bismarck

Faksimile der Handschrift des Fürsten Bismarck.

1863 16 Aug. 16. August 1863 von ihm ausgeschriebenen Fürsten-Kongreß ein, welcher über die österreichische Führung in dem geplanten Direktorium und über eine Versammlung von Delegierten der einzelnen Landtage am Bundestage beraten sollte. König Wilhelm lehnte die Einladung ab, und der Versuch Oesterreichs scheiterte an dem Widerspruch der einzelnen Staaten, von denen die einen, wie Preußen, eine wirkliche Vertretung der Nation am Bunde verlangten, die anderen schon in jener Delegierten-Versammlung ein zu weit gehendes Zugeständnis sahen. Das Berliner Kabinett erklärte sich dagegen zu neuen Minister-Konferenzen bereit, wenn erstens ihm das Recht eines Veto gegen einen Bundeskrieg zugestanden werde — da es seine auswärtige Politik nicht von der Abstimmung der kleineren Staaten abhängig machen konnte — wenn zweitens seine volle Gleichstellung mit Oesterreich anerkannt werde — da es jedenfalls im Bunde mehr Einwohner als Oesterreich, mit diesem aber in Europa gleiche Machtstellung habe — und wenn drittens jedes weitere Opfer, jede weitere Beschränkung seiner Unabhängigkeit dem wahren Interesse der Gesamtheit zu gute kommen werde. Dies aber werde allein durch die Berufung eines aus direkten Volkswahlen hervorgegangenen Parlaments, nicht aber durch jenen nur das Sondertum vertretenden Delegiertentag gewährleistet.

Man hätte nun meinen sollen, daß diese durchweg deutsche und zugleich liberale Politik die Gesinnung der eigenen Unterthanen gewinnen müsse. Allein das Gegenteil trat ein, man erklärte diese Schritte für List und Täuschung und fühlte sich zum Widerstande gegen die Regierung um so mehr verpflichtet, als sie trotz der Zudringlichkeiten der fremden Staaten, namentlich Frankreichs dem russischen Nachbarn in der Bekämpfung eines neu ausbrechenden Polen-Aufstandes treu zur Seite trat. Denn obwohl die Aufständischen ihre Ansprüche auf Posen, Westpreußen, ja Pommern offen verkündeten, in Posen sogar eine wohl organisierte Landesverwaltung einsetzten, so übersah man die Gefahr für das Deutschtum dieser Länder, man übersah, daß der Aufstand der Polen sowohl gegen die Russen ausgebrochen, wie gegen die Deutschen gerichtet war. Man schwärmte wieder für die angeblich Unterdrückten und schalt auf die Regierung, welche die Knechtung des freien Volkswillens befördere. Der im Januar 1863 einberufene Landtag blieb in den Wegen des alten und lehnte die Militärvorlage ab.

In diesen Tagen des Kampfes mit dem Landtage wie mit Oesterreich und den Mittelstaaten geriet nun, auf jene zurückwirkend, die schleswig-holsteinische Frage wieder in Fluß. König Friedrich VII. von Dänemark hatte, wie erwähnt, entgegen dem Londoner Protokoll sich der Herzogtümer durch eine, dem Dänentum das entschiedene Uebergewicht gewährende, Verfassung ganz zu bemächtigen versucht. Allerdings beschränkte man sich in Kopenhagen in Beachtung der vielen Wirren, in welche man durch diesen offenbaren Vertragsbruch geriet, 1863 auf das sogenannte eiderdänische Programm, d. h. man beschloß, das Land nur bis zur Eider mit Dänemark zu vereinigen, dafür aber es auch völlig zu danisieren, und Holstein in einer nur um so drückenderen Abhängigkeit zu erhalten. Auch dies widersprach sowohl dem Londoner Protokoll, wie dem alten Rechtsgrundsatz, wonach beide Herzogtümrr „up ewig ungedeelt" sein sollten, wie endlich der Thronfolgeordnung, welche für die deutschen Herzogtümer jedenfalls die weibliche Erbfolge ausschloß. Die Aufregung in Deutschland über die Vergewaltigung des deutschen Bruderstammes wuchs aber ins Ungeheuere, als mit dem Tode König Friedrichs im November 1863 auch dessen Nachfolger in Dänemark, König

Christian XI. aus der Glücksburger Linie des Hauses Oldenburg jene Verfassung und die Einverleibung Schleswigs in Dänemark aufrecht hielt. Damit schien er die Anerkennung seines Erbfolgerechtes, wie es das Londoner Protokoll von 1852 ausgesprochen, allerdings zerstört zu haben, und mit fieberhafter Ungeduld forderte der Nationalverein, forderten Zeitungen, forderten Liberale und Konservative, Versammlungen, Abgeordnetenhaus, Fürsten und Unterthanen die Rettung der Herzogtümer, die Lossagung vom Londoner Protokoll und die Erhebung des Herzogs Friedrich von Augustenburg. Nun aber war es klar, daß Oesterreich weder dem einen noch dem anderen Verlangen jemals beistimmen werde, daß ein so ungestümes Lossagen von einem, wie immer bedauerlichen, so doch abgeschlossenen Vertrage die Einmischung der übrigen Mächte des Protokolls, Englands, Frankreichs, Rußlands herbeiführen und die deutsche Sache jedenfalls schädigen werde. Dagegen der Forderung, die Wahrung der Rechte und der Selbständigkeit der Herzogtümer, sowie die Beseitigung der neuen Verfassung von König Christian von Dänemark zu verlangen, konnte weder Oesterreich sich entziehen, noch konnten die auswärtigen Mächte aus diesem dem Protokolle entsprechenden Verfahren Anlaß zur Einmischung entnehmen. In der That beantragten beide Großmächte beim Bunde die Exekution, und 10000 Mann Hannoveraner und Sachsen besetzten in der Weihnachtswoche dem Beschluß des Bundes zufolge das Land, welches die Dänen nun bis zur Eider räumten. Schon vorher hatte König Wilhelm eine Anleihe von zwölf Millionen für die Rüstungen vom Landtage fordern lassen. Das Abgeordnetenhaus aber benutzte, wie Bismarck erklärte, die Gelegenheit des Geldbedarfs der Regierung nunmehr dazu, auch „die auswärtige Politik der Regierung einem verfassungswidrigen Zwange zu unterwerfen". Es verlangte von der Regierung die Anerkennung des Herzogs von Augustenburg, bevor es die geforderten Mittel für die militärischen Maßnahmen bewilligen könne. In der That verweigerte es sie, als die Bedingung abgelehnt wurde, und verharrte in dem völlig unbegründeten Glauben, Preußen wolle ebenso wie Oesterreich die Herzogtümer an Dänemark ausliefern. Und doch hatte der König auf das Verlangen, vor der Bewilligung den Erbprinzen von Augustenburg anzuerkennen, dem Landtage deutlich ausgesprochen, daß die Politik seiner Minister das Ergebnis seiner reiflich erwogenen Entschließungen sei, daß diese gefaßt seien mit Rücksicht auf die Verträge, auf Preußens Stellung zur Gesamtlage Europas, aber zugleich mit dem festen Willen, das deutsche Recht in den Herzogtümern zu wahren und für die berechtigten Ziele erforderlichen Falls mit den Waffen einzutreten. In welcher Form und zu welchem Zeitpunkt aber dieses Mittel zu ergreifen sei, hänge verfassungsmäßig allein von seiner Entscheidung ab. Er werde sich von dem unwandelbaren Entschlusse leiten lassen, die Sache der Herzogtümer so zu führen, wie es Preußens und Deutschlands würdig sei. Seine Gesinnung und sein königliches Wort seien Bürgen dafür, daß die Mittel auch für die bezeichneten Zwecke des Rechts und der Ehre des Landes verwendet werden würden, jeder Zweifel daran widerspreche dem Vertrauen, welches das preußische Volk in das Wort seines Königs zu setzen gewöhnt sei. Wenn dennoch dasselbe Abgeordnetenhaus, welches die Regierung lebhaft zur Aktion drängte, die Anleihe ablehnte, so blieb allerdings keine andere Annahme übrig, als daß es jetzt sein Recht der Geldbewilligung ausnutzen wolle, um auch das Recht der Krone, über die auswärtige Politik zu bestimmen, sich anzueignen. Bismarck aber setzte alle Hoffnung darauf,

daß die dänische Halsstarrigkeit es zum Kriege treiben werde, der dann die Sicherheit gab, ohne Einmischung der fremden Mächte, die Herzogtümer von jeder Form der dänischen Herrschaft zu befreien.

Als nunmehr jedoch der Bund es unternahm, die Frage der Erbfolge gegen den Willen der Westmächte und gegen die österreichischen Wünsche zu Gunsten des Herzogs von Augustenburg zu entscheiden, und andererseits die Besetzung Schleswigs ablehnte, gelang es Preußen am 16. Januar, einen Vertrag mit Oesterreich abzuschließen, und beide Großmächte stellten an demselben Tage in Kopenhagen als Ultimatum die Forderung, binnen 48 Stunden die widerrechtlich eingeführte Verfassung zurückzunehmen. Denn nimmermehr wollte Oesterreich Preußen allein die Früchte des Sieges, die ja dem kleinen Dänemark gegenüber im letzten Grunde nicht zweifelhaft sein konnten, genießen lassen, nimmermehr mochte es die durch Napoleon unterstützte Ueberhebung der Mittelstaaten ertragen. Damit war der Krieg erklärt. Denn in der That, Dänemark hatte im Vertrauen auf England und auf seine eigene Flotte mit dem berühmten Kriegsschiff Rolf Krake den Mut, das Ultimatum abzulehnen. Man hatte wohl in Kopenhagen das Gefühl von der Wahrheit des Satzes, den der preußische Generalstabschef von Moltke aussprach, daß dieser Krieg von den Verbündeten leicht zu führen, aber schwer zu beendigen sei.

Am 1. Februar überschritt der preußische Oberbefehlshaber Graf von Wrangel die Eider, und nachdem er am 2. den Prinzen Friedrich Karl von Preußen einen vielfach gemißbilligten Versuch hatte machen lassen, bei Missunde den Uebergang über die Schlei zu bewerkstelligen, auch die österreichischen Truppen am 3. Februar bei Oversee ein verlustreiches Gefecht tapfer durchgefochten hatten, erfolgte der Uebergang am 5. zwischen Arnis und Kappeln. Nunmehr waren die Danewerke, welche nach dem Plan des Generals von Moltke umgangen werden sollten, aufs heftigste bedroht, und der dänische General de Meza erkannte die Unmöglichkeit, sie bei den hartgefrorenen Gewässern zu halten. Es gelang ihm sogar, seine Armee unbehelligt nach Düppel abzuführen; nur die Nachhut hatte gegen ein österreichisches Korps bei Oversee ein blutiges Gefecht auszuhalten. Das sicherste Mittel, Dänemark zur Unterwerfung zu zwingen, schien jetzt die Besetzung Jütlands, wodurch man zugleich ein Gegengewicht gegen die dänische Wegnahme deutscher Schiffe gewonnen hätte. Doch mochte Oesterreich dies aus Besorgnis vor weiteren Verwickelungen mit Frankreich und England anfangs nicht zugeben. Denn Lord Palmerston nannte ja den Krieg, der deutsches Land vor dänischer Vergewaltigung bewahren sollte, „verbrecherisch und frevelhaft“, machte dem preußischen Gesandten gegenüber kein Hehl aus seiner Absicht, Dänemark zu Hilfe zu kommen, und bot alles auf, Frankreich zur Einmischung für Dänemark zu bewegen. Erst als weitere Schritte mit unfehlbarer Gewißheit ergaben, daß die Mittelstaaten in ihrem Eifer, den Herzog von Augustenburg einzusetzen, lediglich das Bestreben verbargen, die beiden Großmächte nach ihrem Willen zu leiten, gab Oesterreich in einem neuen Vertrage am 5. März die Besetzung Jütlands nach, forderte aber zugleich die Belagerung der Düppeler Schanzen. Noch hoffte man diese, die Moltke als überflüssig widerriet, durch den Uebergang nach Alsen zu vermeiden, mußte aber bei dem Unwetter, welches in der hierfür bestimmten
1864 Nacht vom 2. zum 3. April ausbrach, von dem Plan abstehen, was um so
3. April bedauerlicher war, als am 17. März die preußische Flotte bei Arkona unter Kapitän Jachmann gegen die, um mehr als das Doppelte überlegene, dänische

ihren ersten Lorbeer erworben hatte. Die Eroberung wurde jetzt nicht nur zu einer Ehrensache für die Armee, sondern für die Stellung Preußens auf dem von England berufenen Kongreß eine Notwendigkeit. Nunmehr wurden vier Parallelen vor Düppel gezogen, zum 18. April befahl Prinz Friedrich Karl den Sturm. Nachdem den ganzen 17. ein furchtbares Feuer unterhalten war, erfolgte er, und in wenigen Stunden waren alle zehn Schanzen genommen. 1100 Feinde lagen tot oder verwundet auf der Wahlstatt, 3600 waren nebst 118 Geschützen und 4000 Gewehren in die Hände des Siegers gefallen. Es war ein glänzender Erfolg für die preußische Waffenehre und zugleich ein schlagender Beweis für das Urteil des Königs über die erziehende Kraft seiner Reform. Wenige Tage nach dem Siege war der König, der in einem solchen Feldzuge, in welchem nicht seine militärischen Erwägungen die allein entscheidenden waren, den Oberbefehl nicht hatte übernehmen können, bei seinen Truppen.

Generalfeldmarschall Graf von Wrangel.
Nach einem Lichtbilde.

Nunmehr, am 25. April trat in London eine Konferenz der Mächte zusammen, auf welcher sich England mit verbissenem Eifer bemühte, Deutschland um die Früchte seiner Siege zu bringen und die Dänen in ihrem Trotz bestärkte, die deutschen Länder für sich zu gewinnen. Napoleon, heftig beleidigt durch England und in bitterer Feindschaft gegen Oesterreich, suchte durch weit gehende Zugeständnisse an Preußen einen Keil zwischen die deutschen Großmächte zu treiben. Rußland versicherte zwar, sich mit Preußen nicht entzweien zu wollen, bewies aber schon durch die Wahl seines Gesandten Brunnow seine Absicht, mit England an dem von Dänemark gebrochenen Londoner Protokoll von 1852 festzuhalten. Oesterreich wollte zwar den dänischen Einfluß in den Herzogtümern beseitigen, war aber bereit, ihre Personal-Union mit Dänemark anzuerkennen. Die deutschen Mittelstaaten, als deren Vertreter der sächsische Minister Graf Beust zugelassen wurde, forderten die Einsetzung des Herzogs von Augustenburg. Für Preußen aber war die Loslösung der Herzogtümer von Dänemark das Ziel, welches selbstverständlich in erster Linie erreicht werden mußte. Die dynastische Frage stand erst in zweiter Linie, und König Wilhelm war bereit, die Einsetzung des Herzogs

von Augustenburg zuzulassen, wenn dadurch für die deutsche Sache annehmbare Bedingungen zu erreichen seien. Denn wesentlich auf die militärische Sicherung Norddeutschlands und die Schöpfung einer deutschen Seemacht kam es für Preußen an, und kam es jetzt um so mehr an, als das Erscheinen einer kleinen österreichischen Flotte unter Tegetthoff in der Nordsee einen so maßlosen Zorn in England erregt hatte, daß sie nicht in die Ostsee einlaufen durfte. Bis zum 25. Juni zogen sich dann die Verhandlungen der Konferenz hin, ohne ein greifbares Resultat zu erzielen, da Dänemark die bloße Personalunion bestimmt verwarf, da alle Mächte und vorzüglich England die von Preußen wieder angeregte Kandidatur des Herzogs von Augustenburg, zu welcher Oesterreich nur mit Mühe seine Zustimmung gegeben, ablehnten, da ferner Rußland seine eigenen plötzlich angemeldeten Ansprüche auf den Großherzog von Oldenburg übertrug, und da endlich auch Napoleons beliebtes Heilmittel, nämlich die Befragung der Bevölkerung, von der Konferenz — in der Ueberzeugung, daß sie zum Nachteil Dänemarks ausfallen müsse — entschieden verworfen wurde. England wollte sich kurzerhand zum Schiedsrichter aufwerfen und entwarf einen Teilungsplan, nach welchem Dänemark die Lande bis zur Schlei und den Danewerken hin behalten sollte. Aber schon der Trotz der so offen begünstigten Dänen sorgte dafür, daß dieser auffallende Vorschlag nicht angenommen wurde. Der dänische Gesandte verweigerte die Verlängerung des Waffenstillstandes, und der Wiederausbruch der Feindseligkeiten machte zuletzt allem unfruchtbaren Hader Europas, all seiner Einmischung in die deutschen Angelegenheiten ein Ende. Am 21. Juni waren alle Vorbereitungen getroffen, um die Dänen von der Insel Alsen zu vertreiben,
29 Juni am 29. früh 1 Uhr begann die Einschiffung, und in unaufhaltsamen Vordringen war die Insel in wenigen Stunden genommen, das dänische Heer, soweit es nicht gefangen oder gefallen war, zur schleunigsten Einschiffung nach Fünen genötigt. In Kopenhagen war der Eindruck gewaltig. Jetzt wurde der längst zur Nachgiebigkeit bereite König Herr seines eiderdänischen Ministeriums, und da nun ganz Jütland besetzt, auch die nordfriesischen Inseln befreit wurden, jede Erwartung auf französische und englische Hilfe aber fehlschlug, so wurde endlich die Abtretung der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg an Oesterreich und Preußen zugestanden, am 1. August zu Wien die Präliminarien und am 31. Oktober der definitive Friede geschlossen.

Es war ein Krieg gewesen, dessen Führung fortdauernd von dem Gange der diplomatischen Entwickelung abhängig gewesen, aber sobald die kriegerische Aktion frei geworden, hatte das preußische Heer die herrlichsten Siege erfochten. Kriegerische Thaten und Verhandlungen waren Hand in Hand gegangen und hatten endlich wieder ein großes nationales Werk geschaffen, endlich wieder deutsches Land zurück erobert, zurück erobert trotz des entschiedenen Widerwillens des ganzen Auslandes. Welch ein Ereignis! Preußen stand wieder auf der Höhe im Rat Europas, wieder hatte es sich wie einst in den Tagen Friedrichs II. und des Kurfürsten Friedrich Wilhelm als der Schutz und Schirm für deutsches Recht und deutsche Macht erwiesen. Wieder wie einst in den Tagen des Großen Kurfürsten hatte es deutsche Lande dem fremden Eroberer entrissen, und nun gar jene Lande, die für die Entwickelung des deutschen Handels unermeßlich bedeutungsreich waren, Deutschland weiteren, ja den wichtigsten Zugang zur Nord- und Ostsee eröffneten und ihm eine Stellung auf dem Meere ermöglichten.

Allerdings war dieses Ereignis erreicht worden im Bunde mit Oesterreich, und Oesterreich hätte bei der gegenseitigen ohne Zweifel aufrichtigen Freundschaft hier den Unwert seiner jahrelangen Ausspielung der Mittelstaaten gegen Preußen, den hohen Wert des Bündnisses zwischen beiden Großstaaten, das eine bundesfreundliche Leitung der kleinen Staaten ermöglichte, wohl erkennen können. Denn dem vereinten Willen der beiden deutschen Großmächte gegenüber hatten die auswärtigen Mächte sich fügen müssen. Allein eben die gemeinsame Leitung Deutschlands entsprach durchaus nicht den Wünschen Oesterreichs, und wieder suchte es in den Zollverein einzudringen, der doch im günstigsten Fall „nur das künstliche Produkt politischer Verabredung, nicht aber der realen Interessen" sein konnte. Mit fester Energie widerstand dem insbesondere der Ministerialdirektor Rudolf Delbrück. Denn lediglich der Eifersucht auf Preußen entsprang ja dieses Verlangen, die Mißstimmung wurde nur noch größer, als der Zollverein erneuert wurde, und Oesterreich wandte sich, wie Bismarck dem Grafen von Rechberg schrieb, mit leiser, aber wachsender Tendenz wieder den Mittelstaaten zu. Die wichtigste Frage blieb daher für das Berliner Kabinett nicht, ob, sondern wie lange das mühsam hergestellte Einverständnis werde erhalten werden können.

Bis zum Prager Frieden und zur Gründung des norddeutschen Bundes.

Es war nunmehr die Aufgabe, das durch den Krieg gewonnene Resultat zu sichern, und das „von zwei mächtig hinauslockenden Meeren umspülte Land mit dem spröden Erz seiner Bevölkerung" dauernd an das Vaterland zu knüpfen. Dies war aber, wie der König es aussprach, nur möglich, „wenn und soweit Preußens Macht und Wehr es schirmend umfängt, Preußens strenge Zucht und Ordnung und staatsbildende Kraft es erfaßt und durchdringt". Ohne Zweifel war hierfür die Einfügung der Herzogtümer in Preußen das sicherste Mittel. Dadurch allein konnte Deutschland den vollen Segen der Küstenländer erhalten, und konnten diese wieder den einer starken deutschen Regierung empfinden. Denn für sich vermochte ein schleswig-holsteinischer Mittelstaat, wie eine Berechnung der Einnahmen ergab, entfernt nicht die Mittel für eine seetüchtige Marine, für den dringend notwendigen Küstenschutz, für den Ausbau des Kieler Hafens und für die Anlage des Nord-Ostseekanals aufzubringen. Auch war das Thronfolgerecht des Herzogs von Augustenburg, für welches sich die Liberalen aller Orten, sowie die Mittelstaaten begeisterten, auf der Londoner Konferenz entschieden abgelehnt, und die völkerrechtliche Befugnis, das weitere Schicksal des herrenlosen, von Preußen und Oesterreich eroberten Landes zu bestimmen, stand daher diesen beiden Mächten, und zwar nach Maßgabe ihres Vertrages vom 14. Januar zu. Die Erhebung des Herzogs von Augustenburg mußte überdem Preußen in Wider-

spruch zu Hannover, Oldenburg und Rußland bringen. Instinktiv fühlte man auch im Reich trotz aller Begeisterung für die Schöpfung eines neuen selbständigen Mittelstaates, daß „die einfache Natur der Dinge“ auf die Einverleibung in Preußen hindränge. Um so lauter aber protestierte man dagegen, und Bayern wie Sachsen vorzüglich waren ungemein rührig und thatig, in einem neuen Mittelstaat einen, ihre eigene Stellung gegen die Großmächte stärkenden Genossen zu gewinnen. Deshalb nahmen sie für den Bundestag das Recht in Anspruch, über die Thronfolge in Holstein wie in Schleswig eine Entscheidung zu treffen, der sich Preußen wie Oesterreich gehorsam fügen sollten. Andererseits war König Wilhelm wie der Kronprinz sehr geneigt, die Thronfolge des Herzogs anzuerkennen, aber dieser meinte, die von ihm geforderten Beschränkungen der Souveränität nicht gewähren zu können. Die Hoffnung des, von seinem Könige zum Grafen erhobenen Minister-Präsidenten von Bismarck ging dahin, durch den einstweiligen Besitz allmählich und ohne neuen Krieg zum Eigentum zu gelangen. Denn entschieden war der König wider eine neue Schilderhebung. Oesterreich dagegen hatte das lebhafteste Interesse, die ganze Angelegenheit, von der es keinen Vorteil für sich sah, während brennendere Aufgaben seiner harrten, so schnell als möglich zu beendigen. Unter Umständen wäre es daher bereit gewesen, die Einfügung in Preußen zuzulassen, wenn nur König Wilhelm sich nicht so bestimmt geweigert hätte, ihm preußische Landesteile dafür abzutreten. Denn in Ermangelung eines Aequivalents wollte es nimmermehr eine solche Vergrößerung Preußens zugeben. Nicht den deutschen Gewinn, sondern nur den preußischen Vorteil sah man. Nach dem Sturze des Ministers Grafen von Rechberg aber gelang es der preußenfeindlichen Richtung in Wien, freie Bahn zu gewinnen und damit der so glücklich begründeten Freundschaft die Wurzeln abzugraben. Fortan machte Oesterreich der bisher gemeinsam geleiteten Verwaltung die denkbar größten Schwierigkeiten, unterstützte, obwohl ihm die bisher von ihm schroff angefochtene Kandidatur des Herzogs von Augustenburg auch jetzt noch mindestens gleichgiltig war, die herzogliche Partei kräftig, lehnte die von König Wilhelm für die Zustimmung zur Einsetzung
1865 22. Febr. des Herzogs am 22. Februar geforderten Bedingungen ab und that alles, um Preußen zu verdrängen. Endlich lenkte es wieder vollständig in das alte Geleise des nachbarlichen Hasses ein, einigte sich hinter dem Rücken des Verbündeten mit den Mittelstaaten, um einen Antrag beim Bunde einzubringen, der darauf hinauslief, den Herzog von Augustenburg einzusetzen. Daß man sich vertragsmäßig verpflichtet hatte, nur gemeinsam mit Preußen die Angelegenheiten zu entscheiden, ließ das Wiener Kabinett einfach unbeachtet. Da that König Wilhelm einen
24. März unzweideutigen Schritt, indem er am 24. März 1865 die preußische Flotten-Station von Danzig nach Kiel verlegte. Das erregte einen Sturm der Entrüstung, und die fortschrittliche Mehrheit im Berliner Abgeordnetenhause sah in der Notwendigkeit der Regierung, Geldmittel für den Bau des Kieler Hafens und für die Marine zu erbitten, wieder nur ein Mittel zum Siege in der Verfassungsfrage. Allerdings hatte die Richtigkeit der Militär-Reorganisation des Königs nicht schlagender bewiesen werden können, als durch die Mobilmachung selbst. Denn nach der früheren Organisation hätten für die 37,000 Mann mit 110 Geschützen, die im Felde gestanden, nicht weniger als 20,000 Landwehrleute einberufen werden müssen, während nach der Reorganisation nur 3000 eingestellt waren. Was half's der fortschrittlichen Mehrheit des Abgeordnetenhauses gegen-

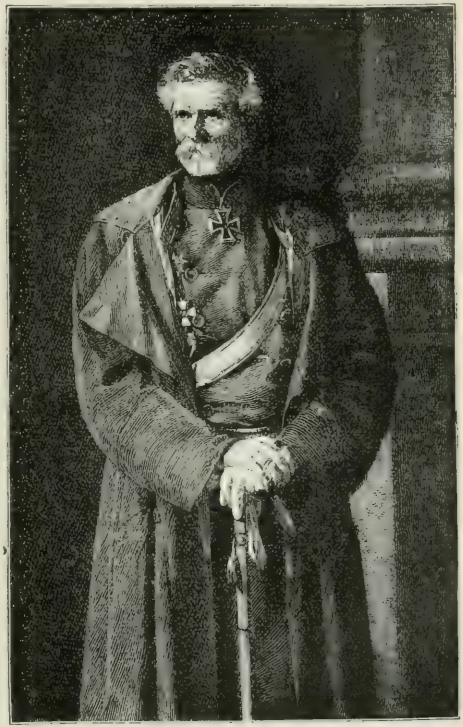
über! Ohne Rücksicht auf die gebietende Notwendigkeit verweigerte es die Mittel, 1865
um nur der verhaßten Regierung jeden Erfolg unmöglich zu machen. Auf die Oesterreicher wirkte die Festigkeit doch soweit, daß sie dem vom Bunde mit ihrer thatkräftigen Hilfe schon angenommenen Antrage, Holstein dem Herzog von Augustenburg zu übergeben, selbst wieder die Spitze abbrachen und sich erst dann dazu bereit erklärten, wenn Preußen denselben Schritt gethan haben werde. Im übrigen aber verstimmte die Kieler Angelegenheit und die weitere Absicht, einen schleswig-holsteinischen Landtag einzuberufen, in Wien derartig, daß man, falls Preußen sich nicht wie einst in Olmütz demütige, bereit war, „es tot zu schlagen". Der allgemeinen Zustimmung in Deutschland wie der französischen Hilfe fühlte man sich für diese Absicht völlig sicher. Daß dies indessen doch nicht so leicht, bezeugte General von Moltke in einer Sitzung des Berliner Staatsministeriums am 29. Mai, welcher 29. Ma
der König persönlich vorsaß, und der auch der Kronprinz beiwohnte. Noch vertagte der König die letzte Entscheidung, denn ein Kampf gegen Oesterreich widerstrebte all seinem Empfinden. Noch hoffte er durch friedliche Unterhandlungen mit dem Kaiser, der persönlich ebenfalls den Krieg vermeiden wollte, den Frieden zu erhalten, und auch Bismarck, wiewohl längst überzeugt, daß Oesterreich ohne Kampf die preußische Gleichberechtigung nicht anerkennen werde, war bereit, die Verhandlungen fortzusetzen. Um so leichter aber konnte man dies, als die Armee, wie der Kriegsminister von Roon und der General-Inspekteur der Artillerie von Hindersin zugaben, zum Kriege vollkommen gerüstet war, und als trotz der täglich schroffer werdenden Haltung des Abgeordnetenhauses die Geldmittel nicht fehlten. Denn der Handelsminister Graf Itzenplitz hatte mit der Köln-Mindener Bahn Unterhandlungen eröffnet, wonach 60 Millionen Thaler zur Verfügung standen. Ebenso waren mit Italien schon Beziehungen wenigstens angeknüpft. Hier waren nämlich den Verabredungen von Villafranca und dem definitiven Frieden von Zürich entgegen mit Ausnahme von Rom und Venetien, alle Gebiete unter dem Szepter des Königs Victor Emanuel zu einem Staate vereinigt. Und nachdem dieser Monarch sich mit Napoleon über die römische Frage vorläufig vertragen hatte, schien für Italien nichts günstiger zu sein, als ein Krieg zwischen Oesterreich und Preußen, um nun auch noch sein anderes fehlendes Glied, um Venetien wieder zu erwerben. Und wenn der italienische Minister, General La Marmora eine Verständigung zwischen Wien und Paris fürchtete, so schien er um so bereitwilliger die dargebotene Hand Preußens ergreifen zu müssen. Vorerst glaubte er noch zögern zu sollen. Ebenso unsicher war man in Berlin über das Verhalten Napoleons, in dessen Aufmunterung, die Herzogtümer zu annektieren, man, da er an anderen Höfen den Widerstand dagegen belebte, nur eine Zweideutigkeit erkennen konnte, welche auf den rechten Augenblick zur Ordnung der Verhältnisse nach französischen Wünschen wartete.

Inzwischen hatte zwar König Wilhelm am 30. Juni in einem Briefe des Kaisers Franz Josef Freundschaft und persönliche Gefühle angerufen, um gemeinschaftlich die schwebende Angelegenheit zu erledigen, aber auch hierauf war nur eine ungenügende Antwort eingelaufen. Und nun zeigte ein preußisches Ultimatum, welches sogar der bayerische Minister von der Pfordten billigte, dem Wiener Kabinett noch einmal den vollen Ernst. Hatte nun aber Oesterreich, wie es wohl erkannte, keinen besseren Bundesgenossen als das widerspenstige Abgeordnetenhaus auf dem Dönhoffsplatz in Berlin, so hatte Preußen in der unglücklichen Lage der inneren

1865 Verhältnisse des Kaiserstaates, wo eine Ministerkrisis, ja ein Verfassungssturz in Aussicht stand, wo ein Konflikt mit Ungarn noch immer nicht beigelegt, wo das Heer auf den mäßigsten Friedensfuß gesetzt, und doch ein Defizit von 80 Millionen Gulden in den Finanzen war, ebenfalls einen starken Genossen. So fand denn ein Vorschlag des österreichischen Gesandten in München, Grafen von Blome, eines gebornen Holsteiners, Eingang im Kabinett zu Wien. Unter gemeinsamer Ausübung der vollen Souveränität durch beide Staaten sollte danach Oesterreich in Holstein, Preußen aber in Schleswig die Verwaltung führen. Damit trat Oesterreich von der Kandidatur des Herzogs von Augustenburg wieder zurück, gewährte die Möglichkeit, den Verunglimpfungen, welche Preußen bisher in den Herzogtümern hatte hinnehmen müssen, ein Ende zu machen, und gab zugleich die Liebe der Mittelstaaten preis. Auf dieser Grundlage wurde in Gastein, wo König Wilhelm
14. Aug. zur Kur weilte, am 14. August 1865 ein Vertrag gezeichnet, der überdem für Preußen die Besetzung und den Ausbau des Kieler Hafens wie die Besetzung Rendsburgs sicherte. Das Mißverhältnis, welches für Preußen in der geographischen Trennung von Schleswig lag, fiel der Vereinigung der beiden Großmächte gegenüber nicht allzusehr ins Gewicht. Man hoffte überdies, wie Bismarck schrieb, späterhin Holstein, das für Oesterreich auf die Dauer doch lästig werden mußte, durch Geldentschädigung zu erhalten. Sofort zeigte die Empörung der Mittelstaaten, welche nichts als einen Rechtsbruch in dem Vertrage sahen, sowie der Aerger Napoleons, welches Gewicht die Einigung Oesterreichs und Preußens in Europa hatte. Ein längeres Zusammenleben des Grafen von Bismarck mit Napoleon im Seebade zu Biarritz konnte den Kaiser zwar überzeugen, daß König Wilhelm sich auf keine Verpflichtungen gegen Frankreich einlassen werde, sondern „den echten Kern erfolgreicher und praktischer nationaler Bestrebungen nur in einem starken Preußen und in einer selbständigen preußischen Politik“ sehe. Aber in der trostreichen Hoffnung auf einen zukünftigen Bruch zwischen beiden deutschen Großmächten behielt Napoleon Preußen gegenüber als dem scheinbar schwächeren Teil doch eine gewisse wohlwollende Haltung bei.

In Oesterreich fühlte man sich jedoch trotz des leidlichen Einvernehmens, welches in der Verwaltung der Herzogtümer nun herrschte, durch diese Zusammenkunft beeinträchtigt, und das Mißtrauen wuchs, als es gelang, zwischen dem Zollverein und Italien einen Handelsvertrag abzuschließen. Die Haltung des österreichischen Gouverneurs in Holstein, Generals von der Gablenz, wurde gegen den preußischen Gouverneur in Schleswig, General Edwin von Manteuffel, allmählich schroffer. Ungestört ließ er Presse und Versammlungen für die Begründung eines neuen Mittelstaates arbeiten, die gemeinsame Souveränität antasten. Die Beziehungen Oesterreichs zu den Mittelstaaten „mit aggressiver Tendenz
1866 gegen Preußen“ wurden immer sichtbarer. In ernster Rede erklärte im Januar König Wilhelm seinen Ministern, das aggressive Vorgehen gegen seine monarchische Autorität in den Herzogtümern sich nicht länger bieten lassen zu können, aber eine nochmalige Vorstellung Bismarcks in Wien hatte nur den Erfolg, daß man am 7. Februar den alten Bundesgenossen mit kühlen Worten zurückwies. Jetzt, wo Preußen mit einer Thatkraft und Bestimmtheit auftrat, eine Sprache gegen Oesterreich führte, an welche der Kaiserstaat seit hundert Jahren von dem unterdrückten Verbündeten in Berlin nicht gewohnt, wo es die Frage nach der deutschen Einheit immer thatkräftiger in Angriff nahm, war Oesterreich gewillt, auf jede Gefahr

hin die Schraube wieder fester zu ziehen, die selbständige Stellung Preußens im Reich wie in Europa auf keinen Fall zuzugestehen und lieber weitere Verluste zu erleiden, als der norddeutschen Großmacht das geringste Zugeständnis zu machen. Im Gegenteil, unser Staat sollte wieder, wie König Wilhelm erkannte und aussprach, auf den Fuß vor dem siebenjährigen Kriege herabgedrückt und Schlesien ihm abgenommen werden. Damit wäre jede Lösung der deutschen Frage, jede Erstarkung der nationalen Macht für immer verhindert worden. Seit Anfang März rüstete Oesterreich denn auch unverhohlen, so daß nun auch Preußen daran ging, die Kriegsbereitschaft einzuleiten. In einem Ministerrate erklärte König Wilhelm, die Hoffnungen auf eine ehrliche Einigung mit Oesterreich habe dieses untergraben; keinen Krieg zu provozieren, aber vorwärts zu gehen, ohne vor einem Krieg zurückzuschrecken, sei allerdings geboten. Nachdem er Gott angefleht, ihm den rechten Weg zu zeigen, sei er, wenn es müsse, zum Krieg entschlossen. Denn in der That handelte es sich nicht mehr nur um Schleswig-Holstein, sondern um die kriegerische Haltung des österreichischen Kabinetts überhaupt, und dem Könige wie Bismarck war es klar, daß unmittelbar neben die Frage der Elbherzogtümer die nationale der deutschen Bundesreform getreten sei, oder vielmehr, daß die Angelegenheit der Elbherzogtümer, die für kurze Zeit den alten Gegensatz verdeckt, wieder zurückgetreten sei hinter die der nationalen Entwickelung Deutschlands. Die schleswig-holsteinische Frage sei, so erklärte Bismarck einem italienischen



General Edwin von Manteuffel.
Nach einem Lichtbilde.

1866 Unterhändler, für einen so großen Krieg, wie der zwischen Oesterreich und Preußen, ein zu kleiner Anlaß. Nur dann sei der Krieg gerechtfertigt, wenn es um die allgemeine deutsche Frage gehe. Diese Vertiefung des Gegensatzes, die in der Natur der Sache lag, half aber das Mißtrauen des italienischen Ministers La
8. April Marmora überwinden, und so kam es am 8. April zum Abschluß eines Bündnisses zwischen Preußen und Italien.

Am folgenden Tage ließ König Wilhelm in Frankfurt einen Antrag einbringen, welcher die Bildung eines deutschen, auf Grundlage des allgemeinen Stimmrechts gewählten Parlaments zur Beratung über die deutsche Verfassung und zugleich die Bestimmung eines Termins für die Einberufung verlangte, da ohne dies Mittel jede Besserung der Verfassung erfahrungsmäßig im Sande verlaufe. Der Einstimmigkeit gegenüber, welche jede Reform der Verfassung erforderte, erschien die Ausdehnung der gesetzgeberischen Befugnisse des Bundestages, falls ein von der ganzen Nation frei gewähltes Parlament neben ihm stände, als das einzige Mittel, um aus dem unfruchtbaren Zustande herauszukommen und den Sondergeist, der hier seine schlimmsten Blüten trieb, zu bändigen.

Aber so sonnenklar der bescheidene Sinn König Wilhelms allen Fürsten vorlag, so deutlich auch aus diesem Antrage hervorging, daß er für sich auf jede Ueberordnung über die anderen Fürsten verzichtete, so erregte doch schon dieser Antrag überall den hellen Zorn der Mittelstaaten. Und allerdings hätte er Oesterreich das bisher so oft bewährte Mittel genommen, in der Förderung des Sondergeistes seine eigenen nichtdeutschen Ziele zu verfolgen. So verdoppelte Oesterreich seine Rüstungen wie gegen Italien so gegen Preußen, in Sachsen, Württemberg, Hannover wurden solche vorgenommen, und in Bamberg zeigte sich, daß selbst Bayern, dessen Minister anhaltend in lebendigem Verkehr mit Bismarck stand und Oesterreichs falsche und unzuverlässige Politik heftig schalt, gewonnen war. Im Mai beschlossen die Minister der Mittelstaaten in Bamberg, 160000 Mann gegen Preußen aufzustellen, und den preußischen Antrag vergrub der Bundestag in den Akten seines Ausschusses. Diesmal sollte er sich aber geirrt haben, dieser Antrag erlebte eine Auferstehung.

Das Traurigste bei alledem blieb doch die Haltung des eigenen Abgeordnetenhauses. Freilich drang in immer weitere Kreise das Bewußtsein, daß die Ehre des Vaterlandes auf dem Spiele stehe, aber das Abgeordnetenhaus blieb bei seiner Haltung, verweigerte, um sich neue Rechte zu verschaffen, jedes Budget. Denn an der Spitze des Ministeriums stand ja der Mann, der, wie einer der Führer der Fortschrittspartei sagte, dem Bösen verfallen war und von ihm nicht loskommen werde, der, wenn er auch Großes erreicht habe, dies nur dem Zufall verdanke. Nicht nur die Fähigkeit, sondern auch die ehrliche Absicht wagte man dem Minister abzusprechen, und wenn er den Antrag auf ein deutsches Parlament gestellt hatte, so war auch dies nichts als Lüge, Heuchelei und Täuschung. Selbst die Furcht, die in Berlin vor den Kroaten herrschte, und die viele schon veranlaßte, das Silberzeug in sichere Verstecke zu bringen, half nichts. Das Vaterland mochte zu Grunde gehen, wenn nur der Verfassungskampf zum Siege des Parlamentes führte. Seien seine Führer nur erst am Ruder — so war die Meinung — sei dieser Bismarck, den man mit allen Scheltworten belegte, nur erst gestürzt, so werde auch sofort mit dem Auslande wie mit Oesterreich der allgemeine Friede hergestellt, und wenn nur erst Preußen abrüste, die allgemeine Seligkeit des

Paradieses wieder gewonnen sein. Aber unentwegt und fest, weil von der Rein- 1866
heit seines Gewissens, von der Richtigkeit seiner Politik und ihren deutschen Zielen fest überzeugt, gab König Wilhelm den in immer schärferen, zudringlicheren Formen ihm vorgelegten Adressen und Petitionen nicht nach. Er wußte, daß die Heeresreform zum Heile des Vaterlandes notwendig und „zeitgemäß" war, wußte, daß ohne eine machtvolle und angesehene Stellung Preußens, dieses, mit ihm aber auch das deutsche Vaterland verloren sei. Er war sich, wie er es oft aussprach, vor Gott der Verantwortung bewußt, die auf ihm ruhte — und man weiß auch aus Bismarcks Munde, wie schwere Kämpfe es ihm gekostet, bis er den König von der Notwendigkeit zu schlagen überzeugt hatte — aber endlich habe er es vor Gott geprüft und könne nun auch getrost und freudig den Weg gehen, den er führe. Gebeten habe er den Kaiser, wie man nur bitten kann, aber er sah, daß alles vergeblich. So hielt er auch den eisernen Mann, der den Abgeordneten gegenüber mit stahlharter Stirn das Recht der Krone, die Wohlfahrt des Vaterlandes aufrecht hielt, fest, und löste am 9. Mai den Landtag auf.

Inzwischen hatte der kluge Napoleon versucht, auf einem europäischen Kongreß die schleswig-holsteinische, die deutsche und die italienische Frage zu entscheiden, um so, wenn nun einmal von Preußen keine Abtretung deutschen Landes zu erzwingen war, doch die Leitung Deutschlands in seine Hand zu bekommen. Andernfalls war es ihm auch wieder nicht unwillkommen, als die Hofburg zwar die Abtretung Venetiens an Italien vor dem Kriege zu vollziehen versprach, den Krieg selbst aber verlangte, um dadurch Schlesien als Ersatz für die italienische Provinz zu erhalten. Denn wie ganz Europa rechnete auch Napoleon auf einen sicheren Sieg Oesterreichs und hoffte alsdann von dem geschlagenen Preußen und dem um Schlesien vergrößerten Oesterreich um so leichter die gewünschte Kompensation zu erzwingen oder einen neutralen Staat am Rhein und einen Rheinbund zu errichten, wodurch Frankreich wieder der Alleinherrscher über Deutschland geworden, und sein alter Nebenbuhler Oesterreich in die zweite Linie gedrängt worden wäre. Der neue Mitbewerber aber, der die freie nationale Selbstbestimmung Deutschlands, dies Schreckgespenst der Tuilerien und der Hofburg, durchführen wollte, sollte wieder nur soweit gedemütigt werden, daß er späterem etwaigen habsburgischen Aufbegehren doch noch die Wage zu halten vermöge. Der Kampf mußte ja beide Großmächte schwächen und um so sicherer, und ohne Frankreich Opfer zuzumuten, dem Imperator zugute kommen.

Nun aber schwankte Oesterreich abermals, erkannte das Erbfolgerecht des Herzogs von Augustenburg wieder als berechtigt an und ließ den Agitationen für dessen Durchführung freiesten Spielraum. Einseitig stellte es dann die Entscheidung über die schleswig-holsteinische Angelegenheit dem Bunde anheim und berief in Holstein die Landstände. Offenkundig war also der Gasteiner Vertrag gebrochen, und Preußen der ihm rechtlich zustehenden Befugnis, mit Oesterreich zusammen die Frage zu lösen und gemeinsam die Souveränität in den Herzogtümern auszuüben, beraubt. Trotzdem aber die Hofburg auf solche Weise das Berliner Kabinett von diesem Vertrage gelöst, trug man doch keine Scheu — als der König nun das vor dessen Abschluß bestehende Verhältnis wieder herstellte und preußische Garnisonen nach Holstein verlegen wie den Zusammentritt des Landtags zu verhindern befahl — am Bundestage offen zu erklären, Preußen habe den Gasteiner Vertrag gebrochen. Und so ungeheuerlich wurde der Ton der

1866 kaiserlichen Depeschen nach Berlin, daß sie den russischen Gesandten von Oubril an die Sprache des römischen Kaisers gegen den Markgrafen von Brandenburg erinnerten. Ja mehr, Oesterreich trug kein Bedenken, wegen dieses angeblichen Bruches eines Vertrages, der nicht die geringste Beziehung auf den Bund hatte,
12. Juni die Mobilmachung des ganzen Bundesheeres am 12. Juni in Frankfurt zu beantragen. Es konnte dies um so sicherer, weil es durch einen an demselben Tage abgeschlossenen Vertrag mit Napoleon gedeckt war, und weil man wußte, daß alle Versuche, die Preußen namentlich in Dresden, in Hannover und in Kassel gemacht, um nur Neutralität zu erhalten, völlig gescheitert waren. Briefe und Vorstellungen, welche der König sogar persönlich nicht sparte, waren vergeblich gewesen, die Mittelstaaten standen treu zu ihrem Protektor, und der Bundestag nahm den Mobilmachungs-Antrag in nicht einmal ganz ehrlicher Abstimmung an. Darauf erklärte der preußische Gesandte von Savigny den Bund für aufgelöst und übergab die Reformvorschläge seines Königs, Oesterreich aber rief seinen Gesandten in Berlin ab, stellte dem preußischen in Wien seine Pässe zu.

Wieder wurden von Berlin aus Vorschläge gemacht, die Könige von Sachsen und Hannover, sowie den Kurfürsten von Hessen zum Rücktritt vom Bundesbeschluß zu bewegen. Unter voller Zusicherung ihres Besitzes und ihrer Souveränität nach Maßgabe der anzuerkennenden preußischen Reform-Vorschläge wurde nichts als einfache, unbewaffnete Neutralität von ihnen gefordert, da Preußen unmöglich ihre mobilen Truppen im Rücken seiner Heere lassen konnte. Auf das schnödeste wurden diese Zugeständnisse abgewiesen, Kurhessen sandte, da zur Mobilmachung keine Zeit blieb, seine Truppen so wie sie waren, nach Süddeutschland; König Georg von Hannover glaubte in dem leisesten Nachgeben gegen Preußen eine Sünde gegen seine Eigenschaften als Christ, Monarch und Welfe erkennen zu sollen, ließ seine Truppen bei Göttingen zusammenziehen, begab sich selbst zu ihnen und beabsichtigte, sich mit den Bayern zu vereinen. Sachsen sandte seine Truppen nach Böhmen.

Sofort rückte General von Manteuffel von Holstein, General von Göben von Minden aus in Hannover ein, und der Höchstkommandierende der gegen die Mittelstaaten bestimmten, verhältnismäßig kleinen (48000 Mann starken) Armee, General Vogel von Falckenstein, besetzte die Hauptstadt, ließ Manteuffel und Göben nach Göttingen vorgehen. An demselben Tage wurde Hessen-Kassel ohne Schwertstreich durch den General von Beyer, am 15. Sachsen durch General Herwarth von Bittenfeld besetzt. In drei Tagen war das Unglaubliche geschehen, Preußen im Besitz aller Hilfsquellen der Staaten, die am häufigsten gegen es gelärmt hatten. Leider verzögerte die Halsstarrigkeit des Welfen und die Ungenauigkeit, mit welcher Falckenstein die ihm zukommenden Befehle ausführte, den schnellen Sieg. Immer bestrebt, nach Frankfurt und gegen die Bayern zu marschieren, ließ er es, während König Wilhelm auch jetzt noch ununterbrochen mit Hannover verhandelte, dahin kommen, daß General Flies bei Langensalza statt, wie er gemeint, mit der Nachhut der nach Norden abziehenden hannöverschen Armee, mit dieser selbst ein blutiges Treffen nur mühsam, ohne Erfolg bestehen mußte. Indessen hatten König Wilhelm und Moltke von Berlin aus die notwendigen Maßregeln getroffen und am nächsten Morgen war die Umzingelung der hannöverschen Armee so vollständig, daß König Georg seine Zustimmung
29. Juni zur Kapitulation geben mußte (29. Juni).

Gr. Moltke
Feldmarschall

Faksimile der Unterschrift Moltkes.

1866. Doch die Entscheidung konnte nur der Kampf mit den Oesterreichern selbst bringen. Diese hatten 238000 Mann unter dem Feldzeugmeister Benedek, der nur widerwillig den Oberbefehl übernommen, in Böhmen aufgestellt, und zu ihnen waren noch 23000 Sachsen gestoßen, während Bayern die österreichische Forderung, gemeinsam in Böhmen zu operieren, abgelehnt hatte und in dem getrennten Kampfe der süddeutschen Bundeskorps den sichersten Schutz der eigenen Lander sah. Benedek zeigte nicht die Gaben des Feldherrn, und die durch den Geldmangel herbeigeführten Versäumnisse im österreichischen Heerwesen machten sich scharf bemerklich. Kaum daß es gelang, die geplante Zahl zu erreichen, und die innere Tüchtigkeit dieser nur kurze Zeit geschulten Truppen stellte sich als eine äußerst mangelhafte heraus, der gegenüber die Bedeutung der Reorganisation König Wilhelms um so mehr zu Tage trat.

Nach dem Plane des Generalstabschefs von Moltke wurde in Berlin die kühnste Offensive, die Aufgabe Schlesiens und der Einmarsch in Böhmen beschlossen. Die Streitkräfte waren ursprünglich in drei Heeressäulen geteilt, die Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld bei Torgau (46000 Mann), die erste Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl in der Lausitz (93000 Mann) und die zweite unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm in Schlesien bei Neiße (115000 Mann). Diese waren nun nach der Besetzung Sachsens zu einer machtvollen Masse zusammenzuziehen, um der mutmaßlichen Vereinigung der österreichischen im nordöstlichen Böhmen zuvorzukommen. Die Elbarmee wurde unmittelbar nach der Einnahme Sachsens unter den Prinzen Friedrich Karl
22. Juni gestellt, und am 22. Juni befahl der König den Einmarsch der Armeen in Böhmen und ihre Vereinigung bei Gitschin. Die erste Armee, welcher die leichtere Aufgabe zufiel, sollte durch schnelles Vorgehen die Krisis abkürzen. Nach raschen Schlägen bei Hünerwasser, Turnau, Podol, Münchengrätz besiegte Prinz Friedrich Karl mit 26000 Preußen 42000 Oesterreicher und Sachsen bei Gitschin in blutiger Schlacht, machte das ganze österreichische erste Korps kampfunfähig und hatte damit die Hindernisse zur Vereinigung mit dem Kronprinzen aus dem Wege geräumt. In gewissem Sinn war der Plan Benedeks, der sich hauptsächlich gegen Friedrich Karl richtete, während er den Kronprinzen für schwächer hielt, schon jetzt vereitelt. Er aber war bei seiner Absicht, Friedrich Karl zu vernichten, geblieben, obwohl die schlesische Armee inzwischen ebenfalls aufgebrochen,
27. Juni und General von Steinmetz bei Nachod am 27. eine große Uebermacht der Oesterreicher zurückgeschlagen hatte. An demselben Tage hatte Gablenz die Preußen
28. Juni bei Trautenau zurückgewiesen. Am 28. aber wetzte die Garde bei Burkersdorf die Scharte glänzend aus, und gleichzeitig warfen abermals Steinmetzens Scharen im furchtbarsten Ringen den Feind bei Skalitz. Die Garde nahm Königinhof; Steinmetz siegte noch einmal bei Schweinschädel. Aufs glänzendste war die Aufgabe gelöst, die preußischen Armeen in so nahen Zusammenhang gebracht, „daß der Gegner die eine nicht angreifen konnte, ohne daß ihm die andere in den Rücken fiel". Benedek, der sich und seinen Kaiser bisher in argen Täuschungen über Siege erhalten, mußte nach einem Gesamtverlust von etwa 40000 Mann seinen Kriegsplan aufgeben und sich nach Königgrätz zurückziehen; ja, als hier die ersten Truppen in völliger Erschöpfung ankamen, sandte er — acht Tage nach der Kriegserklärung — telegraphisch seinem Kaiser die Bitte, sofort Frieden zu schließen, und dieser erklärte sich Napoleon gegenüber zur Abtretung Venetiens

bereit, um von Italien Frieden zu erhalten, obwohl dessen Heer vom Erzherzog 1866
Albrecht am 24. Juni bei Custozza glänzend geschlagen worden war.

Inzwischen war aber der König, der bisher von Berlin aus die Führung im Großen in der Hand behalten hatte, selbst auf dem Kriegsschauplatz eingetroffen mit seinem Generalstabschef von Moltke, dem Kriegsminister von Roon und dem Grafen von Bismarck. Nun machte Benedek doch vor der Elbe Halt und stellte seine Truppen zwischen der Bistritz und Elbe zur Schlachtordnung. Ein Befehl seines Kaisers, wie „die Natur der Dinge" schien ihm keine andere Möglichkeit zu lassen. Kaum aber hatte Prinz Friedrich Karl am Abend diese Aufstellung erkundet, als er seinerseits die schon befohlenen Maßregeln traf und um 11 Uhr Abends dem Könige Meldung machte. Binnen zehn Minuten besprach sich der König mit Moltke, und in der Nacht mußte ein Offizier zum Kronprinzen eilen, um diesem den schleunigen Vormarsch zu befehlen. Nun sollte der Feind gefaßt und zugleich vernichtet werden. Unter den Augen des Königs entwickelte sich am 3. Juli jene furchtbare Schlacht, von deren Entscheidung 3. Juli
Preußens Dasein, die Rettung Deutschlands abhing. Im härtesten Kampfe hielt die erste und die Elbarmee vom frühen Morgen stand, und furchtbar litten die Truppen unter dem Donner von 250 österreichischen Geschützen. Heldenhaft hielt besonders Franseckys Division die schwersten Verluste aus. Seit acht Uhr weilte der König auf dem Schlachtfelde, ließ sich nur mühsam von den gefährlichsten

Prinz Friedrich Karl von Preußen.
Kupferstich von Albert Teichel (1822—1873). Mit Bewilligung des Verlegers E. H. Schröder in Berlin.

Punkten entfernen, und seine Anwesenheit schon rief den hellen Jubel, die stürmische Begeisterung der Truppen hervor. Wohl kamen jene furchtbaren Stunden, da man ungeduldig ausschaute, ob auch der Kronprinz komme, doch noch ehe seine Kolonnen erschienen, antwortete Moltke dem fragenden König: „Euer Majestät gewinnen heute nicht nur die Schlacht, sondern den Feldzug". Er wußte, der Kronprinz mußte kommen, und um $1^1/_2$ Uhr griff die zweite Armee in den Kampf ein, brachte, den Feind im Rücken und in der Flanke fassend, die Entscheidung ganz so, wie es geplant. Daran hätte auch der Gehorsam der Generale Benedeks, der vielfach fehlte und den Feldherrn in arge Verlegenheit brachte, nichts geändert. 5600 Tote, 7600 Verwundete, über 22000 Gefangene, über 6000 Vermißte, im ganzen 43000 Mann hatte dem Feinde, etwa 9000 Mann, worunter 1065 Tote, den Preußen die Schlacht gekostet.

Dieser unerhörte, alles Maß übersteigende Sieg Preußens brachte denn bei seinen Freunden das herrlichste Entzücken, bei all seinen Feinden den entschiedensten Unwillen und mißtrauische Ueberraschung hervor. Wann wäre es auch anders bei preußischen Siegen gewesen! Aber dieser Sieg warf ja alle Voraussicht, warf das ganze Werk von 1815, warf die diplomatischen Künste und Berechnungen eines halben Jahrhunderts wie spielend über den Haufen. Fortan, daran konnte kein Zweifel sein, bestimmte preußische Willenskraft über Deutschland, fortan mußte Deutschland wieder, woran man seit vielen Jahrhunderten zu glauben verlernt hatte, ein mächtiges unabhängiges Staatengebilde werden, welches nach seinen eigenen Bedürfnissen sich einrichtete und ausgestaltete. Natürlich, daß ganz Europa aufhorchte und hinschaute auf das Hauptquartier König Wilhelms, wie wohl die neue Welt aussehen möchte, die dort geschaffen wurde. Denn nachdem einmal der Feldzug entschieden und die Grundlage gelegt, konnten die militärischen Ereignisse wohl noch den diplomatischen Verhandlungen Nachdruck geben, aber diese mußten nun das Werk ausbauen.

Klar war ja vorzüglich, daß, wenn die eine der Fremdherrschaften über Deutschland auf dem Schlachtfelde so ins Herz getroffen war, nimmermehr die andere zugeben konnte, daß Deutschland sich zu eigener Macht emporrichtete. Umgekehrt vielmehr sollte der anderen nun die Oberherrschaft zufallen, und man begreift nach dem Laufe der Geschichte, daß die Franzosen — gereizt überdies dadurch, daß so fabelhafte Erfolge ihre Siege in Italien und der Krim doch in gar zu tiefen Schatten stellten — den vernichtenden Schlag gegen Oesterreich wie einen eigenen empfanden und heftig danach verlangten, noch in der Geburt ein Werk zu ersticken, das nicht nur dem Cäsarentum ein schroffes Hindernis gegen alle auf Deutschland gerichteten Begehrlichkeiten in den Weg stellte, sondern die prahlende Selbstüberschätzung an der Seine selbst in ihrer Nichtigkeit enthüllte. Und wie verlockend für die gallischen Gelüste, den Gegner, dem fast allein die Bewältigung der Weltherrschaft des alten Napoleon zu danken war, jetzt zu überfallen, wo er, wie immer siegreich, doch all seine Kräfte im Osten brauchte und, so schien es, den stolzen Scharen Frankreichs im Westen nicht werde widerstehen können! Jedoch der Kaiser Napoleon war klüger, als seine vorwärts drängenden Minister, sein aufgeregtes Volk. Er wußte, daß er einfach nicht im stande war, ein einigermaßen genügendes Heer am Rhein aufzustellen, und durfte zufrieden sein, daß ihm sein Vertrag mit Oesterreich, daß der schon vor der Entscheidungsschlacht und nach dieser unbedingt wiederholte Antrag der Hofburg, Venetien an Italien

abzutreten, die passende Gelegenheit gab, als Vermittler zwischen die streitenden Mächte zu treten. Man mußte nur mit großen Worten die Empfindlichkeit darüber verbergen, daß man sich völlig verrechnet, daß man einst gehofft, das besiegte Preußen großmütig vor den Griffen des habsburgischen Adlers zu retten und der Hofburg das Ziel anzugeben, bis zu welchem sie in der Herrschaft über Deutschland vorgehen dürfe — nun aber das sich verblutende Oesterreich aus den Fängen des hohenzollernschen Adlers retten und diesem die Flügel beschneiden wollte. Man mußte zusehen, ob nicht irgendwie dem Schreckbild der deutschen Einheit wenigstens eine französische Farbe aufgesetzt werden, einige Grenzlande zu gewinnen sein möchten, jedenfalls aber den Südstaaten eine unabhängige Stellung von dem neuen deutschen Bunde gegeben werden könne, welche sie zwingen mußte, auf Napoleon sich zu stützen.

Unaufhörlich spielte der Telegraph zwischen dem preußischen Hauptquartier und Paris, immer erneuete Wünsche riefen den preußischen Gesandten Grafen von der Goltz in Paris ins Kabinett zum Kaiser und ebenso zur Kaiserin Eugenie, die vornehmlich über die österreichische Mißhandlung entrüstet war. Immer wieder meldete sich der französische Gesandte Benedetti im Hauptquartier beim Grafen Bismarck. Napoleon müsse in der Lage sein, seinem unruhigen Lande zu sagen, daß die preußischen Friedensbedingungen mit dem Interesse Frankreichs sich vereinigen ließen. Aber was er auch verlangte, die überaus rücksichtsvolle Mäßigung König Wilhelms und seines bei aller Schneidigkeit nur das Notwendige erstrebenden Ministers nahm ihm jede Waffe aus der Hand.

Denn hier wußte man sehr wohl zu unterscheiden zwischen den maßvollen Worten Napoleons selbst und den Zielen, die er verfolgte, und der Widerspruch des französischen Kaisers gegen die deutsche Einheit, sein Vorwort für die Bildung eines besonderen süddeutschen Bundes ist es gewesen, welche die Ueberzeugung von der Notwendigkeit fest begründeten, daß man einigen Ersatz dafür in der Einverleibung der, bisher Preußen in zwei Teile zerreißenden feindlichen Gebiete suchen müsse. Niemand war von dieser Notwendigkeit mehr durchdrungen als König Wilhelm, und mit voller Bestimmtheit trat er, wie schmerzlich sein Herz auch durch das Unglück der verblendeten Herrscher berührt war — das er erst noch durch ihre Thronentsagung zu Gunsten ihrer Nachfolger hatte vermeiden wollen — für die Vereinigung ihrer Staaten mit den preußischen Ländern ein. Und hiergegen erhob weder Napoleon, noch Kaiser Franz Joseph besonderen Widerspruch. Jener mochte erkennen, daß diese kleinen norddeutschen Staaten nach dem glorreichen preußischen Feldzuge doch nicht seinen Spuren zu folgen vermöchten, und für Oesterreich war durch das Verhalten der Reichsarmee, wie man die Truppen der Mittelstaaten höhnend wieder nannte, erwiesen, daß sie ihrer seit Metternichs Zeiten fest gehaltenen Bestimmung, unter der Form des Bundesstaates für Oesterreich zu kämpfen, doch nicht genügen konnten. Damit aber war zugleich das Zugeständnis, selbst den Bund zu verlassen, ohne weiteres gegeben.

Denn nun drängten die militärischen Ereignisse Oesterreich zum Abschluß. Rastlos waren die preußischen Heere nach der großen Schlacht vorgegangen, hatten am 8. Prag besetzt, am 13. war König Wilhelm in Brünn eingezogen, bei Tobitschau war ein glänzendes Reitergefecht vorgefallen, Benedek hatte, um nur Wien zu retten, sich zu dem weiten Umwege über Preßburg entschließen müssen, am 20. standen die Preußen eine Meile von der Hauptstadt, von Wien entfernt

1866 auf dem schlachtenreichen Marchfelde. Ein doppeltes Verlangen herrschte im Hauptquartier König Wilhelms, einmal den Frieden ohne Einmischung Napoleons abzuschließen, und zweitens ihn so zu gestalten, daß sofort sich ein freundliches Verhalten mit Oesterreich feststellen lasse, dem nach dem Austritt aus dem Bunde und dessen Zerstörung ja die Bahn freigemacht war. Schon von Brünn aus waren deshalb nach Wien die günstigsten Erbietungen gemacht, und auch jetzt verzichtete Preußen auf die Besetzung Wiens, verringerte — was für die österreichischen Finanzen ungemein wichtig war — die Kriegskostenentschädigung auf die unbedeutendste Summe und erklärte sich — was dem Könige nicht ganz leicht fiel — mit der vom Kaiser Franz Joseph geforderten vollen Erhaltung Sachsens einverstanden. Dagegen erklärte Oesterreich seinen Austritt aus dem Bund, gab seine Zustimmung zu den von Preußen zu treffenden Einrichtungen im Norden des Mains und zur Einverleibung von Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt in Preußen und überließ gegen eine Entschädigung von 20 Millionen für die Kosten des schleswig-holsteinischen Krieges die Elbherzogtümer an Preußen. Noch kurz vor dem Abschluß war es bei Blumenau zum Beginn einer Schlacht gekommen, deren siegreicher Ausgang die Einnahme von Preßburg herbeigeführt hätte. Noch im letzten Augenblick aber hatte auch Napoleon seine Absicht, als Ersatz des preußischen Ländergewinns eine billige Entschädigung für Frankreich am linken Rheinufer in Anspruch zu nehmen, angezeigt, doch war es Bismarck gelungen, ohne seine Vermittlung am 26. Juli in Nikolsburg die Präliminarien ab-
23. Aug zuschließen, denen dann am 23. August in Prag der definitive Friede folgte.

Nachdem einmal zwischen Preußen und Oesterreich, den beiden Hauptgegnern, die Präliminarien abgeschlossen, verstand es sich von selbst, daß auch die übrigen Gegner ihren Frieden mit Preußen machen mußten. Ueberdem waren auch sie in einer Reihe von Gefechten bei Dermbach, Hammelburg, Kissingen, Waldaschach und bei Aschaffenburg schwer getroffen, Falckenstein war in Frankfurt eingezogen, und dem neuen Oberbefehlshaber der Mainarmee, General von Manteuffel, lag nach einer Reihe von weiteren Gefechten vornehmlich bei Tauberbischofsheim und Seyhottenreuth der Weg nach München offen. Vertreter der Mittelstaaten eilten nach Berlin, wo König Wilhelm am 4. August, umjubelt von der patriotisch erregten Menge, eingetroffen war. Am leichtesten gelang der Abschluß mit Württemberg und Baden, aber auch die Schwierigkeiten, die dem Frieden mit Bayern und Hessen-Darmstadt aus der Haltung Napoleons und der versuchten Einmischung Rußlands erwuchsen, wurden durch die loyale Haltung Preußens aus dem Wege geräumt. Am 13. August war mit Württemberg, am 17. mit Baden, am 22. mit Bayern, am 3. September mit Hessen und endlich am 21. Oktober auch mit Sachsen der Friede geschlossen. Namentlich Bayern war durch die Mitteilungen Bismarcks über die französischen Absichten auf die Rheinpfalz vollkommen gewonnen. Endlich wurden die Umständlichkeiten beseitigt, welche Italien erhob, trotzdem es abermals und zwar zur See bei Lissa von Tegetthoff eine Schlappe erlitten, und am 3. Oktober war der Friede zwischen Oesterreich und Italien hergestellt.

Nun aber hatte Königgrätz doch auch auf die inneren Verhältnisse Preußens gewirkt. Wie Schuppen fiel es wenigstens einem großen Teil der Liberalen von den Augen, daß jetzt der Weg zur deutschen Einheit geöffnet sei, und daß es das Heil des Vaterlandes bezweckt habe, wenn König Wilhelm das preußische Schwert geschärft und geschliffen, daß dieses allein den Weg habe bahnen können und gebahnt habe. Am 5. August eröffnete der König den neu berufenen Land-

Erläuterungsblatt

zu der

eigenhändigen Aufzeichnung König Wilhelms I.,

d. d. Berlin, den 31. Dezember 1866.

In Größe des Originales.

Das nachstehende Faksimile bildet den Anfang der letztwilligen Aufzeichnung vom 31. Dezember 1866, welche mit drei ähnlichen von 10. April 1857, 31. Dezember 1871 und 31. Dezember 1878 zufolge Allerhöchsten Befehls vom 31. August 1878 veröffentlicht worden ist.

Uebertragung der nebenstehenden eigenhändigen Aufzeichnung König Wilhelms I.

Berlin. den 31. Dezember 1860.

Seitdem ich am 10. April 1857 meinen Abschiedsgruß meinen zu Hinterlassenden niederschrieb hat das Schicksal mächtig in mein Leben eingegriffen. Die Vorsehung bestimmte in einer ungeahndeten Weise über die letzten Lebensjahre meines theuern Bruders und berief mich noch bei seinem Leben zu seinem Nachfolger. Als Gott den vielgeprüften König und Bruder von seinen schweren Leiden gnädig erlöste, mußte ich den Thron der Väter besteigen. Gegen meine Neigung schritt ich zur Krönung, in tiefster Demuth, um Preußen mit seinen neuen Institutionen die irdische Macht zu vergegenwärtigen, die zu dessen Heil fest bestehen müsse. Diese meine gewissenhafte Ueberzeugung, hat mich geleitet und gestählt in den schweren Kämpfen die ich mit jenen neuen Institutionen Jahrelang zu bestehen hatte. Diese Kämpfe haben mich nie erschüttert weil ich Stand halten mußte gegen ein wirres Andrängen gegen jene irdische Macht die ich nicht aus den Händen geben durfte, wenn Preußens Geschichte nicht aufgegeben werden sollte. Ich vergebe Allen, die wissentlich und unwissentlich sich meinen auf Gewissensüberzeugung begründeten Absichten zum Wohle des Vaterlandes entgegensetzten um die Macht der Krone zu schmälern, und die Herzen der Preußen derselben zu entfremden. Vergessen mögen meine Nachkommen es aber nicht daß Zeiten möglich waren wie die von 1861—66!

. . . . . .

Mitternacht! 66—67

Wilhelm.

Berlin. Den 31. Dezember 1866.

Seitdem ich am 10. April 1857 meinen Abschiedsguß meinen zu Zurückbleibenden niederschrieb, hat das Schicksal mächtig in mein Leben eingegriffen. Die Vorsehung bestimmte in einer ungeahndeten Weise, über die letzten Lebensjahre meines theuren Bruders u. bringt mich noch bei seinem Leben zu seinem Nachfolger. Als Zeit den vielgeprüften König u. Bruder an seinem schweren Leiden gnädig erlöste, mußte ich den Thron der Väter besteigen. Gegen meine Neigung schritt ich zur Krönung, in tiefster Demuth, um Preußen mit seinen neuen Institutionen die irdische Macht zu vergegenwärtigen, die zu dessen Ziel fest bestehen müsse. Diese mein gewissenhafte Überzeugung, hat mich geleitet u. gestärkt in den schweren Kämpfen, die ich mit jenen neuen Institutionen Jahrelang zu bestehen hatte. Diese Kämpfe haben mich tief erschüttert, weil ich Stand halten mußte gegen ein wirres Andrängen gegen jene irdische Macht, die ich nicht aus den Zünden geben durfte, wenn Preußens Geschichte nicht aufgegeben

tag mit einer Thronrede. Bange Stille herrschte im Saale — denn wie würde der König seine unvergleichliche Lage nach diesen beispiellosen Erfolgen benutzen? Würde der Verfassungskampf im Innern fortgesetzt, die budgetlose Zeit verlängert werden? Und wenn viele von Herzen bereit waren, auch ihrerseits Frieden zu schließen, wo anders lag die Möglichkeit dafür als in einfacher, demütigender Unterwerfung? Da geschah das Unerhörte. In einfachen Sätzen erkannte die Thronrede an, daß die seit vier Jahren geleisteten Staatsausgaben der gesetzlichen Grundlage entbehrten, welche der Staatshaushalt, wie wiederholt anerkannt werde, nur durch das zwischen der Regierung und der Volksvertretung alljährlich zu vereinbarende Gesetz erhalte. Es war gewiß nicht ein Schuldbekenntnis, wie man es hier und da wohl, die Befürchtungen einzelner Minister bestätigend, aufgefaßt hat, sondern indem die Regierung um Indemnität, wie man es nannte, nachsuchte, forderte sie den Landtag nur auf, durch nachträgliche Billigung ihr Verfahren als richtig anzuerkennen. Er habe so handeln müssen, wie er gehandelt habe, erklärte der König den Abgeordneten auf die eingereichte Adresse, und werde immer so handeln, wenn sich ähnliche Zustände wiederholen sollten. „Doch, meine Herren", so setzte er zuversichtlich hinzu, „es wird nicht wieder vorkommen". Aber indem der König diese Billigung unter solchen Umständen und in so hochherziger Form erbat, schuf er zugleich den inneren Frieden. Die Versöhnung, die Einheit zwischen Regierung und Unterthan wieder herzustellen, war nunmehr bei der gehobenen Stimmung im Lande leicht möglich und deshalb, wie die Einsichtigeren der Liberalen, Graf Schwerin, Twesten und viele andere erkannten, auch durchaus notwendig. Jetzt endlich gewährte man den Ministern des Königs wieder Vertrauen und war überzeugt, daß das Ziel des Königs die Machtstellung Preußens und die Einheit Deutschlands sei. So trennten sich die politisch denkenden Liberalen von der Fortschrittspartei und bildeten die nationalliberale Partei. Endlich brach sich der seit Jahren wie im Schlummer liegende Gedanke Bahn, daß alle Begeisterung kein Ideal verwirklicht, wenn man die einzig möglichen Mittel verschmäht, endlich war wieder die Ueberzeugung lebendig, daß die Regierung genau in demselben Maße erfüllt und getragen gewesen sei von der Begeisterung für die Macht und Größe des ganzen Vaterlandes, daß sie aber auch, und sie allein, das richtige Mittel, nämlich die Schärfe des preußischen Schwertes gefunden habe. Dennoch ergaben sich selbst jetzt noch Schwierigkeiten, und die Fortschrittspartei — die ja ein besseres Mittel als Bismarck zur deutschen Einheit, nämlich den Weg durch die Freiheit gekannt — verweigerte die Indemnität. Doch blieb dies gleichgültig, 230 Stimmen nahmen die Vorlage an. Ebenso hatte das Gesetz über die neuen Gebietserweiterungen, welche endlich den Zusammenhang der preußischen Länder herstellen und den Staat vor der Wiederkehr des Verhältnisses, in seinem Rücken einen Feind bekämpfen zu müssen, bewahren sollten, einige Schwierigkeiten durchzumachen. Aber am 7. September ward auch dieses gegen eine Minderheit von nur 14 Stimmen, also unter Zustimmung selbst des größten Teils der Fortschrittspartei angenommen. Endlich wurde auch nach unglaublich vielen Weiterungen dem Staate, welcher ohne Steuererhöhung, ohne Anleihe einen so gewaltigen, die Welt aus den Angeln hebenden Krieg geführt, der für die Herstellung des Armee-Materials, der Abrüstung, sowie der wegen des gespannten Verhältnisses zwischen Oesterreich und Italien noch notwendigen Kriegsbereitschaft erforderliche Kredit von 60 Millionen Thalern bewilligt. In aller Zeit aber wird man der umfassenden Thätigkeit zu

gedenken haben, welche die Königin Augusta für die Verwundeten entfaltete, und welche in ihrem weiteren großartigen Ausbau sowohl der christlichen Nächstenliebe ein weites Feld schuf, als auch, wie ihr Gemahl später rühmend hervorhob, die Einheit der deutschen Stamme kraftig forderte.

Doch wie der Krieg für die deutsche Einheit geführt worden, so hatte König Wilhelm schon am 4. August den norddeutschen Staaten den Entwurf zu einem Bündnisvertrage vorlegen lassen, und schon am 18. August ward er von den meisten gezeichnet, und bis zum Oktober hatten alle nördlich des Mains gelegenen deutschen Staaten sich ihm angeschlossen. Dieser völkerrechtliche Bund mußte nun aber zu einem dauernden und staatsrechtlichen Bundesstaat im Gegensatz zu dem lockeren Staatenbund, den der Wiener Kongreß geschaffen, ausgestaltet werden. Die Regierungen unter sich berieten daher über einen Verfassungsentwurf, und schon im August war dem preußischen Landtage der Entwurf eines Wahlgesetzes auf der breiten demokratischen Grundlage des allgemeinen Stimmrechtes vorgelegt, nach welchem ein norddeutsches Parlament zur Vereinbarung der Verfassung gewählt werden sollte. So unausrottbar aber war das Mißtrauen in den Reihen der preußischen Fortschrittspartei gegen Bismarck, daß sie sogar hier schlimme Hintergedanken witterte und endlich die Vorlage nur mit der Bedingung bewilligte, daß der neue Reichstag lediglich zur Beratung über die neue Verfassung einberufen werden solle. Am 24. Februar eröffnete König Wilhelm den Reichstag, und obwohl dieser im einzelnen noch mannigfach an der Verfassung änderte, erklärten die Regierungen am 17. April ihr Einverständnis, und nachdem auch die Landtage der einzelnen Staaten zugestimmt hatten, ward am 24. Juni die Bundesverfassung veröffentlicht, und am 1. Juli 1867 trat der norddeutsche Bund ins Leben.

Augusta, Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen.
Nach einem Lichtbilde.

1867
1. Juli

An die Spitze des Bundes trat als dessen Präsident der jedesmalige König von Preußen. Er erhielt als solcher das Recht, über Krieg und Frieden zu beschließen, Verträge mit anderen Völkern abzuschließen und überhaupt völkerrechtlich den Bund zu vertreten. Er trat vor allem als Bundesfeldherr an die Spitze der gesamten Kriegsmacht, und erhielt das Recht, die Bundesbeamten, ins-

besondere ihre vornehmsten, den Bundeskanzler, zu ernennen. Neben dem Präsidium wurde ein Bundesrat gebildet, in welchem die Regierungen von Preußen 17, von Sachsen 4, von Mecklenburg-Schwerin und Braunschweig je 2, von den übrigen Staaten je eine Stimme führen. Der Bundesrat und der aus allgemeinen direkten Wahlen hervorgehende Reichstag üben gemeinsam das Recht der Gesetzgebung, und diese erstreckt sich der Hauptsache nach auf das Militärwesen und die Kriegsmarine, auf die Eisenbahnen, soweit sie für die Landesverteidigung in Betracht kommen, die Kolonisation und die Auswanderung, auf Freizügigkeit und Niederlassungsverhältnisse der Bundesangehörigen, denen in allen Bundesstaaten das Heimatsrecht gewährt ist, auf den Handel und Verkehr mit der Zoll- und Handelsgesetzgebung, sowie den Schutz der Schiffahrt und des Handels im Auslande, dem Post- und Telegraphenwesen, sowie der Ordnung des Münz-, Maß- und Gewichtssystems, auf das Finanzwesen, soweit es gemeinsam war, und das, sofern es nicht durch die Zölle und die Post- und Telegraphengebühren gedeckt wird, durch Beiträge der einzelnen Staaten erhalten wird, auf den Schutz des geistigen Eigentums und endlich auf gewisse Gebiete, die wie Beglaubigung öffentlicher Urkunden, Obligationenrecht, Straf-, bald auch Zivilrecht die Rechtseinheit im Bunde begründen sollten.

So war es gelungen. Das deutsche Volk war in einem wahren staatlichen Verbande geeinigt, war eine Nation geworden. Und was die Jahrhunderte an Deutschlands Genius gesündigt, hatte die pflichtgetreue Arbeit der preußischen Herrscher gesühnt. Noch zwar fehlte die so lange ersehnte Kaiserwürde, noch fehlten auch die süddeutschen Staaten, aber herrlicher, als selbst die Männer der Paulskirche geahnt, war das Werk geworden. Denn es entsprach der Wirklichkeit und den thatsächlichen Verhältnissen. Mit einem Schlage hatte der praktische Staatsmann die alte Streitfrage der Wissenschaft gelöst, ob der deutsche Bund ein Bundesstaat oder ein Staatenbund sei, hatte die Staaten Deutschlands zu einem Bunde, zu *einem* Ganzen zusammengeschweißt. Keineswegs waren die deutschen Fürsten, was sie so ängstlich gefürchtet, so eifersüchtig geargwöhnt hatten, Vasallen Preußens geworden, sondern nur die Leitung des Bundes war der Krone Preußens erblich übertragen, und wenn die Fürsten gewisse Rechte geopfert hatten, so hatte Preußen dieselben Opfer gebracht, und überdies hatten sie ein Doppeltes für das Aufgegebene gewonnen, das mit jedem Tage seine Bedeutung deutlicher erweisen und jeden Verlust als voll ausgeglichen zeigen mußte. So prunkend auch die seit dem westfälischen Frieden und wieder seit dem Wiener Kongreß sorgsam gehütete Souveränität erscheinen mochte, in Wahrheit war sie bisher doch nur das glitzernde Kleid gewesen, das einen matten und siechen Körper knapp genug verhüllte. Weder im Rate Europas hatten die Stimmen der deutschen Fürsten etwas gegolten, noch hatten ihre Handel treibenden Unterthanen im Auslande ihr Haupt erheben dürfen. Das nun ward anders. Die Fürsten hatten jetzt Anteil an der Souveränität des Bundes, und dieser hatte Kraft und Ansehen genug, seine Unterthanen zu schützen. Die Souveränität der Fürsten, anstatt beschränkt zu sein, erhielt jetzt erst Blut und Saft. Ueberhaupt aber hatten sie nur *die* Rechte an die Gesamtheit, an den Bund abgetreten, welche, wie die Vertretung nach Außen, der Verkehr und gewisse Rechtsgebiete die gemeinsame Regelung erforderten, alle übrigen aber d. h. die gesamte innere Verwaltung, das Kirchen- und Schulwesen, sowie in gewissen Grenzen die Justiz

und Finanzen übten sie nach wie vor in vollster Freiheit. Damit war im wesentlichen den Bedürfnissen des Volkes abgeholfen, und da dies immer klarer, immer fühlbarer wurde, so trat allmälig auch eine volle Gesinnungsänderung hervor. Die demokratischen Anschauungen, die Idee, daß eine republikanische Verfassung allein die des freien Mannes würdige sei, trat — wesentlich allerdings durch die mehr und mehr an Volkstümlichkeit gewinnende Gestalt des Königs Wilhelm — auch in Mitteldeutschland und im Süden zurück, und die vielfach angefeindeten Throne der kleinen und kleinsten Fürsten gewannen nun in der unserem Volke ursprünglich eigenen und nun wieder auflebenden monarchischen Gesinnung eine Sicherheit und Festigkeit, wie sie lange Zeit ihnen gefehlt hatte.

Lag hierin ein alle etwaigen Opfer voll aufwiegender Ersatz für die Fürsten, so erhielt die Bevölkerung in politischer Beziehung nur neue Rechte. Mit freiem Sinn hatte Graf Bismarck seinem Könige das Zugeständnis empfohlen, das allgemeine Wahlrecht für den Reichstag des Bundes zu genehmigen, und wenn man heute, da sich in betrübendster Weise seine Nachteile gezeigt haben, dies Zugeständnis mit der Stechpalme vergleicht, von der man süße Frucht nicht hoffen dürfe, so sollte man nicht vergessen, daß ein besseres Wahlrecht noch jetzt nicht erdacht ist, und manche verkommene und mißratene Zweige der Pflanze wohl noch sich beschneiden lassen. Noch ist kein anderes Ventil geöffnet, in welchem die widerstrebenden und vaterlandsfeindlichen Elemente ruhig abströmen könnten, und wie der Gärtner nicht nur den Samen der Erde anvertraut, sondern die wachsende Pflanze hegen und pflegen, sie beschneiden und wild wuchernde Schößlinge beseitigen muß, so wird auch der Staatsmann dies damals allgemein geforderte Zugeständnis in seinen Wirkungen sorgsam beobachten müssen. Denn immerhin: wie demokratisch die Unterlage des ganzen Aufbaues gestaltet war, so war durch die dem Bundes-Präsidenten gewährten Befugnisse, sowie in der vollkommenen Freiheit des Bundesrats in seinen Beschlüssen dafür gesorgt, daß auch im Bunde die dem Volke an der Teilnahme der Gesetzgebung gewährten Rechte nicht zu einer Nebenregierung, nicht zu einer Herrschaft des Parlaments führen konnten. Die konstitutionelle Staatsform hatte das Gepräge des deutschen Geistes empfangen, und die Sehnsucht des deutschen Geistes nach der Einheit des Vaterlandes war, soweit zu dieser Zeit möglich, in herrlicher Weise erfüllt. Nach einer tausendjährigen Geschichte hatte König Wilhelm in Sturm und Schlachtgewittern erreicht, was so viel Ströme von Blut, so heiße Geistesarbeit nicht hatte verwirklichen können. Die deutsche Einheit war Leben, war Wirklichkeit. Das Rätsel, an dessen Lösung die Edelsten und Besten der Nation gearbeitet, wie die Rechte der Fürsten mit einer vollen Reichsgewalt zu vereinen, wie die uralte deutsche Teilnahme der Nation an ihrer Leitung unter so verwickelten Umständen, und ohne die Kraft des Ganzen durch die von Frankreich herübergefluteten revolutionären und republikanischen Ideen zu gefährden, wieder hergestellt werden könne — König Wilhelm, beraten von seinem großen, herrlichen Kämpen Grafen von Bismarck, hatte es gelöst. Gelungen aber war die Lösung, darüber wird kein Zweifel sein, im letzten Grunde durch die Sorgfalt und Treue, welche der König allen Anfeindungen zum Trotz den Heereseinrichtungen zugewendet hatte.

Das war aber das Eigentümliche. Sichtbar war die Einigung Deutschlands nur für den Norden, thatsächlich aber für das ganze Reich. Allerdings hatte Oesterreich nur die Neugestaltung Deutschlands diesseits des Mains freigegeben

und für die süddeutschen Staaten die Befugnis einer besonderen Vereinigung vorbehalten, Frankreich war aufs lebhafteste für sie eingetreten. Nun aber bezeugten in den Friedensverhandlungen die Vertreter von Bayern, Württemberg und vornehmlich von Baden nicht die geringste Neigung zu einer solchen besonderen Union, die jedem Staat nur einen Teil seiner Souveränität genommen hätte, ohne irgend welche Gewähr für einen größeren Schutz nach außen, und in der bayerischen wie badischen Kammer wurden Anträge zu sofortigem Eintritt in den norddeutschen Bund eingebracht. In der That wurde nämlich der schon in den Friedensanträgen wieder anerkannten Zollvereinigung durch den neuen Zollvertrag vom 8. Juli 1867 ein ganz anderer Charakter, der eines Staatenbundes statt des bisher nur völkerrechtlichen aufgeprägt. Für die Zwecke des neuen Zollvereins traten Bevollmächtigte der süddeutschen Staaten mit dem norddeutschen Bundestage zu einem Zollbundestage und freigewählte Vertreter mit dem Reichstage zu einem Zollparlament zusammen. Wichtiger aber war noch, daß es gleichzeitig mit den Friedensschlüssen zugleich zur Unterzeichnung besonderer Schutz- und Trutzbündnisse zwischen Preußen und den süddeutschen Staaten gekommen war, in welchen sich die Staaten gegenseitig für den Fall eines Krieges nicht nur volle Hilfe zusagten, sondern auch die süddeutschen Truppen unter den Oberbefehl des Königs von Preußen gestellt wurden.

Damit war thatsächlich die wirtschaftliche Einigung wie auch die politische, insofern sie das Ausland stören sollte, hergestellt. Die russischen Versuche, sich einzumengen und die neue Ordnung Deutschlands auf einem europäischen Kongreß zu beraten, waren bald beseitigt. Doch die tiefer eingeweihten Staatsmänner wußten, und die Nation fühlte, daß dies herrliche Werk dem Auslande, namentlich Frankreich ganz und gar nicht gefallen konnte, ja dieser Umstand hatte gerade zu dem Schutz- und Trutzbündnisse geführt. Wie auch hätte sich Frankreich dazu verstehen sollen, Deutschlands Recht der Selbstbestimmung über seine Geschicke anzuerkennen! Schon anfangs August vielmehr hatte Napoleons Botschafter Benedetti die in Nikolsburg wieder angedeuteten alten Gelüste Frankreichs, für die Erstarkung Deutschlands entschädigt zu werden, dahin formuliert, daß Frankreich die linksrheinischen Länder Darmstadts einschließlich von Mainz und die Rheinpfalz erhalten müßte. Auch nicht einen Fuß deutscher Erde dachte Bismarck den Franzosen zu opfern, und am wenigsten König Wilhelm hätte jemals seine Zustimmung dazu gegeben. Mit der ganzen Kraft seiner überwältigenden Persönlichkeit hatte Bismarck den Botschafter diesmal abgewiesen. Sofort würde der Friede mit Oesterreich geschlossen werden, 800000 Mann den Rhein überschreiten, denen das ungerüstete französische Heer nicht widerstehen könne, das Elsaß würde wieder Frankreich genommen, selbst alle revolutionären Gewalten in Deutschland entfesselt werden, und die deutschen Dynastien ständen fester als die Napoleons. Darauf hatte der Kaiser, der überhaupt nur unwillig und widerstrebend seine Zustimmung zu solchem Antrage gegeben, diesen sofort zurückgezogen. Aber bald darauf ließ er ihn erneuern, die Grenzen von 1814 mit Landau und der oberen Saar fordern, ja Belgien sollte ihm Preußen unter Umständen mit Heeresgewalt erwerben. Auch dies wurde in Berlin, wenn auch „in dilatorischer Form", um so mehr abgelehnt, als es eine, bisher glückliche vermiedene Einmischung Englands herbeigeführt hätte. Aber wer hätte meinen dürfen, daß die deutsche Einheit, begründet im Kampfe mit Oesterreich, aufrecht

zu erhalten sei, wenn nicht das deutsche Schwert die leidenschaftliche Herrschbegier drüben an der Seine bändigte! Mochte der Kaiser, krank wie er war, auch persönlich den Kampf noch vermeiden wollen. Es lag ja in der Natur der Dinge begründet, daß Frankreich nicht ohne Zwang seine vorherrschende Stellung in Europa an die Deutschen abtreten werde. Mit unzweideutiger Gewißheit hatte Thiers in einer gewaltigen Rede vor dem Kriege schon aller Welt verkündigt, daß Frankreich die deutsche Einheit nimmermehr zulassen werde, denn die Zerrissenheit Deutschlands sei die Grundbedingung für das französische Uebergewicht in Europa. Der tobende Beifall, mit dem ganz Frankreich solch offen feindselige Worte aufnahm, zeigte, was Deutschland von dem Lande zu erwarten, das sich gerade damals mit der Geltendmachung der Selbständigkeit aller Völker brüstete.

Auszug des deutschen Volkes zum Kriege im Jahre 1870.
Teil des Frieses am Germania-Denkmal beim Einzug der Truppen in Berlin am 16. Juli 1871, von Leopold Rudolf Siemering (geb 1835).

Die Errichtung des deutschen Kaisertumes.

Von den Seegestaden bis zum Main war Deutschland geeint, und über den Main hinausgreifend hatte Preußen auch die Südstaaten durch die Schutzverträge wie den Zollverein mit einem festen nationalen Band an das große Vaterland gekettet, und die ausgesprochene Gesinnung der Monarchen und der Kabinette zu München, Stuttgart und Karlsruhe gab die Gewißheit von der Haltbarkeit dieses Bandes. Die Gemeinschaft der wirtschaftlichen Interessen mit den süddeutschen Stammesgenossen und die thatkräftige Verteidigung aller höchsten Güter des nationalen Lebens war, wie es der König aussprach, gesichert. Natürlich aber, daß im Volke der alte Haß gegen Preußen noch nicht überall gedämpft war, und die Ultramontanen in Bayern — „Patrioten" nannten sie sich — wie die „Volkspartei" in Württemberg thaten redlich das Ihre, ihn zu neuen Flammen anzufachen. Dem Bunde der Regierungen und der Verkehrseinheit fehlte, zumal nachdem man mit einander die Schwerter so scharf gekreuzt, eins der wichtigsten Bindemittel der vollen nationalen Einheit: die Waffengemeinschaft, der Kitt des gemeinsam in der Verteidigung des Vaterlandes vergossenen Blutes, den ja leider die Befreiungskriege zwischen dem Süden und dem Norden nicht geschaffen hatten. So heftig war doch aber in Preußen der Verfassungskampf gewesen, daß seine Wogen sich noch nicht beruhigen wollten, und der Geist des Widerspruchs erhob nunmehr sowohl im Abgeordnetenhaus wie im norddeutschen Reichstage sein Haupt. Die größte Forderung, welche die radikalen Parteien stellen konnten, das allgemeine Stimmrecht, hatte der Kanzler selbst für den Reichstag verfochten, und der König hatte vertrauensvoll es zugestanden. Dennoch versagte die Fortschrittspartei, solch königliches Vertrauen zu erwidern, hielt es für ersprießlich, allen Vorlagen der Regierung entgegen zu treten, und der Abgeordnete Virchow scheute sich nicht, in vollster Verkennung der Grundbedingungen des staatlichen Lebens und Gedeihens, am 29. Oktober 1869 einen Antrag auf Abrüstung einzubringen.

Dem stimmte auch der frühere hannöversche Justizminister Windthorst zu, der aus seiner welfischen Gesinnung kein Hehl machte, gleichzeitig aber der bisher nur mäßig vertretenen katholischen Fraktion seine überaus großen Talente zur Verfügung stellte und schon das erste Geplänkel zu Gunsten der katholischen Kirche eröffnete, obwohl sie die vollste und umfassendste Freiheit genoß. Damals überragte ihn wohl noch sein Fraktionsgenosse, der edel gesinnte Peter Reichensperger, der auch insofern mit ihm im Zorn gegen den preußischen Staat sich zusammenfand, als er die Verdrängung Oesterreichs aus dem deutschen Bunde nicht vertragen konnte. Kirchliche wie nationale Gesichtspunkte vereinigten auch die polnischen Abgeordneten mit diesen Parteien des Widerspruchs, und nichts hatte ihre Stellung schärfer bezeichnen können, als daß sie sich der Abstimmung über die Bundesverfassung enthielten, weil dies eine deutsche Angelegenheit sei. Endlich aber schlossen sich an diese Schar sieben Sozialdemokraten. Denn seit etwa 1862 hatte Ferdinand Lassalle und sein Schüler von Schweitzer mit der Verkündigung des „Ehernen Lohngesetzes" in den Massen Beifall gefunden, ja über sie hinausgehend hatte Marx 1864 in London die Internationale begründet und in Deutschland für seine Lehre zwei so thätige Agitatoren wie Liebknecht und Bebel gewonnen.

Dem gegenüber hielt nun die nationalliberale Partei zwar fest an ihren liberalen Grundsätzen, machte auch, da die Konservativen nur die kleinere Hälfte der Mehrheit besaßen, und die Regierung daher, wollte sie anders ihre nationalen Ideen verwirklichen, auf ihre Unterstützung angewiesen war, dieser die Lösung der Aufgaben nicht immer leicht. Aber sie hatte das aufrichtige Bestreben, mit an dem Ausbau der deutschen Einheit zu helfen, und hatte erkannt, daß der Kanzler des norddeutschen Bundes, wie des Grafen von Bismarck Stellung nun bezeichnet war, eben dieses Ziel im Auge habe. Das Vertrauen, welches sie und der weitaus größte Teil der Rechten, namentlich die freikonservative Partei dem gewaltigen eisernen Kanzler entgegentrugen, sowie die Bereitwilligkeit, mit welcher die Regierung, wie auch diese Parteien dem deutschen Gedanken Opfer brachten, führte in den großen Fragen des nationalen Lebens dahin „die Einigung des deutschen Volkes an der Hand der Thatsachen zu suchen und nicht wieder das Erreichbare dem Wünschenswerten zu opfern" und die Aufgaben „in wesentlicher Uebereinstimmung zwischen der Regierung und der Landesvertretung" zu lösen. Nachdem der erste Reichstag ein sogenanntes eisernes Militärbudget bis Ende 1871 und damit eine feste Friedensstärke des Heeres angenommen, wurde durch die unermüdliche Fürsorge des Königs das norddeutsche Bundesheer äußerlich und innerlich nach preußischem Muster völlig ausgestaltet. Die Fortbildung der Marine und der Küstenverteidigung wurde durch eine Anleihe gesichert. Denn nunmehr hatte Preußen ja auch die Küsten der Nordsee, und was die Mittelstaaten dem Vaterlande nie leisten konnten, geschah jetzt durch die Gesamtheit. Die Flotte, die Preußen dem Reiche brachte, und die am 17. Juni 1868 vom Könige vollzogene Eröffnung von Wilhelmshafen war recht eigentlich nach dem Ausdruck des auch zum Chef der Marine ernannten Kriegsministers von Roon „die Morgengabe", welche Preußen dem jungen Reich, seiner Wehrkraft wie seinen Handelsbedürfnissen entgegenbrachte. Von grundlegender Bedeutung für den Verkehr wurde auch die Postverwaltung, die nach der Ablösung der noch den Fürsten von Thurn und Taxis in einigen Gebieten zustehenden Rechte und nach der Einführung des einheitlichen

Groschenportos und der Postkarten durch die geniale Leitung des Generalpostmeisters Stephan trotz des immer größer werdenden Eisenbahnnetzes, ja gerade mit dessen Hilfe einen nie geahnten Umfang gewann und an ihrem Teile die deutsche Einheit wesentlich beförderte. Die erste Stelle aber in der Reihe der wichtigen Gesetze nahm nach den Worten des Königs das Strafgesetzbuch ein, welches nach heftigen Kämpfen, besonders über die Beibehaltung oder die Abschaffung der Todesstrafe am 15. Mai 1870 vom Reichstage angenommen wurde. Das große Ziel der nationalen Rechtseinheit war dadurch wesentlich näher gerückt. Durch eine neue Gewerbe-Ordnung, durch Freiheit der Niederlassung, die Aufhebung der polizeilichen Beschränkungen der Eheschließungen, Beseitigung der mehrfachen Besteuerung des Einkommens, die Regelung des gemeinsamen Indigenats, der Bundes- und Staatsangehörigkeit wurde dem bürgerlichen Leben die ausgedehnteste Freiheit der Bewegung gegeben, und diese nach außen hin durch die gemeinsame Vertretung des Bundes, durch Konsulate, Gesandtschaften und vorzüglich durch die Bundesflagge geschützt und gewahrt. — Die preußischen Finanzen wurden durch den im Oktober 1869 eingetretenen Finanzminister Camphausen einer gründlichen Neuordnung unterzogen. Unverkennbar aber sammelte sich ein großer Teil der Bewohner der neu erworbenen Provinzen schon jetzt um das preußische Banner, soviel Mißstimmung und Abneigung auch namentlich in Hannover gegen Preußen lebendig war. Die Einführung der preußischen Einrichtungen, wie der Kreis- und Provinzialverfassungen, sowie die reicheren Quellen, welche das größere Staatsgebiet den wirtschaftlichen Interessen eröffnete, erleichterten den jungen Preußen den Uebergang in die neuen Verhältnisse. Ganz wesentlich aber war es die Persönlichkeit des Königs, die, wir wissen es, sich überall die Herzen auch der Widerstrebenden gewann. Der König wurde recht eigentlich der Träger des nationalen Stolzes, und freudig erkannte All-Deutschland in ihm die Vollendung aller Tugenden des deutschen Fürsten und Mannes.

Generalpostmeister Heinrich von Stephan.
Nach einem Lichtbilde.

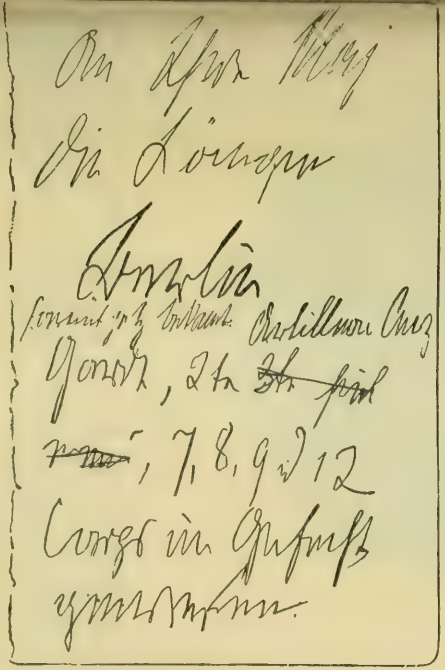
Und gerade deshalb fühlte sich die Nation in ihren Tiefen beleidigt, als gallischer Hochmut ihn zu kränken wagte. Unfaßbar war ja der Gedanke an der Seine, daß nun nicht mehr allein Frankreich die führende Macht in Europa sein sollte. In irgend einer Form, sei es gegen Preußen, sei es, wie Napoleon wohl gewünscht hätte, im Bunde mit Preußen mußte der hoch sich aufbäumenden französischen Leidenschaft ein Genüge geschehen, eine „Kompensation“ für Preußens Erfolge
1867 gewonnen werden. Schon im Jahre 1867 hatte daher Napoleon, überzeugt, daß vom Berliner Hofe kein deutsches Land ihm abgetreten werde, die eigentümliche Lage des Großherzogtums Luxemburg zur Befriedigung der französischen Unruhe gegen Deutschland zu benutzen gesucht. Jeden Tag sprach sich in Frankreich lauter und lauter das Verlangen aus, an der Umgestaltung der Karte von Europa einen Anteil zu erhalten, „die preußische Suprematie“ niederzuschlagen und diese „maudits Prussiens“ für Sadowa zu züchtigen. Napoleon aber konnte sich, ohne seinen Thron zu gefährden, nicht wohl einer Aufgabe entziehen, die ihm dornenvoll genug erscheinen mochte. Nun meinte er, da jenes vom König der Niederlande beherrschte Gebiet mit der Auflösung des deutschen Bundes aus dem Reiche ausgeschieden sei, die vertragsmäßige Besatzung der Festung Luxemburg durch Preußen beseitigen zu können, wenn er das Land selbst seinem Souverän abkaufe. Dies verhinderte zwar der Graf von Bismarck, dagegen gab auch Preußen, immer gewillt, die Möglichkeit des Friedens zu erhalten, auf der Londoner Konferenz nach und zog seine Besatzung zurück unter der Bedingung, daß die Festungswerke geschleift würden. Doch eben eine solche friedliche Nachgiebigkeit Preußens schloß, da sie ohne Zwang vor den Augen Europas erfolgte, eine Niederlage Frankreichs in sich, befestigte also weder die napoleonische Dynastie noch begründete sie eine Einmischung oder gar Herrschaft über Deutschland. Und dies geschah auch nicht, als Napoleon bereit war, eine föderative Einigung des Nordens mit dem Süden zwar zuzugestehen, dafür aber die Vergewaltigung und Einverleibung Luxemburgs und Belgiens in Frankreich sich auszubedingen. Denn auch solchen Vertrag lehnte Preußen ab und bewahrte seine Unabhängigkeit wie sein moralisches Ansehen. Noch glaubte insbesondere Bismarck, daß eine Veränderung in Frankreichs Verfassung oder inneren Verwaltung die drückende Gewitterschwüle, die über Europa lag, verscheuchen, beide Völker über die Notwendigkeit eines Bruches hinwegführen werde. Noch meinte er, daß beiden Nationen, ohne Schaden für den Staat und ohne der nationalen Ehre zu nahe zu treten, der Krieg erspart werden könne. Nun wurde im Herbst 1869 dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern der durch die Revolution erledigte spanische Königsthron angeboten, und Fürst Bismarck riet, dies schon seit Jahresfrist erwogene Angebot anzunehmen. So geheim die ganze Angelegenheit betrieben wurde, so konnte es doch nicht fehlen, daß sie bald der ganzen diplomatischen Welt bekannt wurde, und so wenig Preußen eine Veranlassung hatte, über sie mit Napoleon in Beratung zu treten, so durfte man aus Napoleons Stillschweigen doch schließen, daß er die Selbständigkeit des spanischen Volkes ernstlich nicht antasten, daß der ihm nahe verwandte Prinz ihm willkommener als andere Kandidaten sein möchte. Indem aber nun die seit 1866 mit Feuereifer betriebene Rüstung des französischen Heeres, wie der Kriegsminister Leboeuf behauptete, vollkommen fertig und zum Abschluß gediehen war, fand man in dieser von Spanien aufgestellten Kandidatur den von den Kammern, den Ministern und dem Volke ersehnten Kriegsvorwand. Benedetti wurde angewiesen, sich von seinem

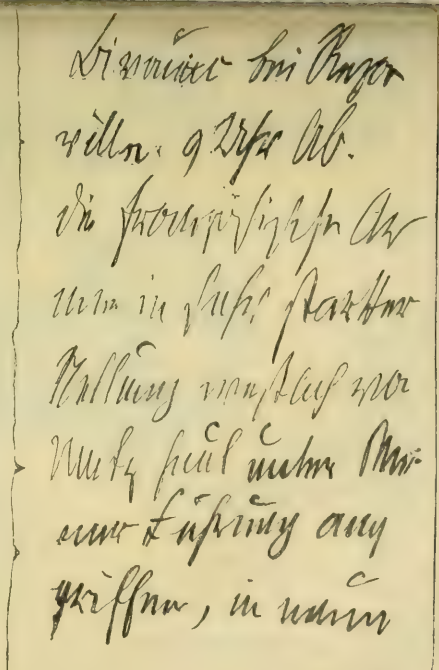
Urlaube in Wildbad nach Ems zu begeben und den, dort ohne die Anwesenheit 1870
eines Ministers seiner Kur lebenden König mit dem Verlangen zu belästigen, dem Prinzen die Annahme der Krone zu verbieten. Der König lehnte ein solches Ansinnen als über seine Befugnisse hinausgehend in höflicher, milder Form ab, und der Prinz trat seinerseits angesichts der drohenden Gefahr von seiner Kandidatur hochherzig zurück. Allgemein im Inlande wie im Auslande war die Ueberzeugung, daß nunmehr der Friede gesichert sei, war es um so mehr, als unter anderen der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herzog von Grammont dem englischen Gesandten dieselbe Ueberzeugung ausdrücklich ausgesprochen hatte. Wieder aber war dies nicht nach den in den Tuilerien und im französischen Volke maßgebenden Wünschen, man wollte um keinen Preis sich eine Gelegenheit entgehen lassen, die in ihrer Verknüpfung mit dem Namen Hohenzollern in Frankreich sowohl wie mutmaßlich auch in Süddeutschland als ein dynastischer Kriegsfall volkstümlich gemacht werden konnte. In der That wollte die öffentliche Meinung in Frankreich im Verzicht des Prinzen keineswegs die verlangte Genugthuung sehen, und man hatte daher wirklich die Stirn, vom Könige ein Verbot an den Prinzen zu verlangen, jemals wieder auf die Kandidatur zurückzukommen, ja, man verlangte vom Könige ein ostensibles Entschuldigungsschreiben an den Kaiser der Franzosen dafür, daß er — was doch genau genommen nie geschehen — den Prinzen zur Annahme der spanischen Krone ermächtigt habe. Man behauptete, eines solchen Briefes zu bedürfen, um die Mißstimmung der Franzosen zu besänftigen. Allerdings noch hatte man keinen fest verpflichteten Verbündeten. Italien verlangte mit dem Gewinn von Rom einen Preis, den Napoleon mit Rücksicht auf den Klerus nicht gewähren mochte. Der Kaiser von Oesterreich, den Napoleon im Jahr vorher persönlich in Salzburg besucht, mußte seine Entscheidung von der des Zaren abhängig machen, und dieser, in inniger Freundschaft mit dem Könige Wilhelm lebend, brauchte die preußische Geneigtheit, um die Polen niederzuhalten und von dem verhaßten, durch Frankreich ihm 1856 aufgenötigten Pariser Vertrage befreit zu werden. Immerhin waren die politischen und militärischen Vorbesprechungen und schriftlichen Abmachungen namentlich mit Oesterreich soweit gediehen, daß der Abschluß der Verträge jeden Tag erfolgen konnte, und der Taumel, die Kriegswut der Minister Grammont und Olivier, der Kammern und des Volkes in Paris gedieh zu einem solchen Umfang, daß man an die Worte des Fürsten Metternich aus dem Jahre 1840 von dem „verrückten Frankreich" erinnert wird, und daß selbst Thiers, der damals den Krieg gewollt und seitdem nur allzuviel gethan, den Zwiespalt mit dem Rufe nach Rache für Sadowa zu erhöhen, jetzt vergeblich zur Besonnenheit mahnte. Selbst wenn Napoleon ein kriegerisches Ende seines listigen Vorgehens nicht gewünscht hat, nun war es da, und er mußte es darauf ankommen lassen, daß Frankreichs Rüstungen keineswegs soweit gediehen waren, wie man vorgab, daß Oesterreich trotz der in Salzburg übernommenen Verpflichtungen und trotz der in Paris mit dem Erzherzog Albrecht getroffenen Verabredungen seine Rüstungen zwar fortsetzte, seine Neutralität aber bis zum Herbst aufrecht erhalten wollte, bis die Jahreszeit für die Konzentration der russischen Truppen zu weit vorgeschritten sei, daß Italien endlich abwartend beiseite stand, bis ihm die Einverleibung Roms zugestanden wäre.

Man weiß, mit welch ruhiger, mit wie erhabener Würde König Wilhelm die maßlose Zumutung zurückwies. Man weiß, wie Fürst Bismarck dieser Zurückweisung die kräftige, energische Form gab, und mit wie gehobener Befriedigung

1870 die Nation sie empfand. Der König und sein Volk, das ganze deutsche Volk wußte, daß Krieg sei. Ihn jetzt noch vermeiden wollen, hieß, wie namentlich Bismarck, Moltke und Roon erkannten, seinen Erfolg in Frage stellen. Daher auch diesmal in Berlin kein Zagen, kein Zaudern wie ehedem. In sich gefestigt, mit sich selbst eins und im Vertrauen auf sein Heer und sein Volk, befahl König Wilhelm noch am Abend seiner Rückkehr nach Berlin die Mobilmachung. Und — ein Schauspiel, welches die Welt seit Jahrhunderten nicht gesehen — wie ein Mann stand das ganze deutsche Volk auf, stellte sich neben den König, den man, wie jedermann zu wissen meinte, um das Reich zu treffen, persönlich schnöde zu kränken gewagt. Während drüben jenseits der Vogesen und an der Seine mit keckem Sinn und leichtfertiger Ueberhebung zum Kriege gerüstet wurde, waltete ein heiliger Ernst im ganzen deutschen Vaterlande, und die sittliche Kraft, die religiöse Weise, der tiefe Ernst, der in jenem stillen Zimmer des Königs zu Berlin herrschte, lagerte sich draußen auf die feierlich gestimmte Menge, lagerte sich auf das gesamte Deutschland. Es war wie im gnadenreichen Jahre, wie 1813, ja es war mehr, denn damals galt es der Befreiung von der Knechtschaft, diesmal drohte sie nur. Man fühlte es bis ins Innerste des Herzens hinein, daß das unruhige Volk da drüben uns nicht die nationale Einheit, die Bedingungen gönnen wollte, unter welchen wir ein freies, machtvolles Dasein, ein Leben nach unseren Wünschen führen können. Man wußte, daß jeder Sieg der Franzosen nichts anderes bedeuten konnte, als Deutschlands Schmach, Deutschlands Erniedrigung, Deutschlands Tod. Ernster noch, gewaltiger noch als 1813 war die Erhebung, weil sie diesmal Alldeutschland von der Memel bis zum Bodensee, vom Belt bis zu den Alpen umfaßte und es bekundete, daß Deutschlands Einheit begründet sei, daß sie felsenfest stehe und sich dem Auslande zum Trutz erhalten werde. Wie von selbst ergab es sich für die süddeutschen Herrscher, den hochgesinnten König Ludwig von Bayern wie den König Karl von Württemberg und den treuen Schwiegersohn des Königs Wilhelm, den Großherzog Friedrich von Baden, daß sie ihren Verträgen gemäß sofort ihre Truppen unter den Oberbefehl des Königs von Preußen stellten, daß Bayern, Schwaben und Badenser fest geeint mit Preußen und anders, als sie Oesterreich gegenüber gethan, „anscheinend das eigene Land entblößend ihre Kontingente bereitwillig der Hauptversammlung anschlossen". Einmütig schickte das ganze Vaterland seine Söhne gegen den ins Feld, dessen Ratgeber gemein. hatten, die vaterländische Gesinnung, wie sie seit Jahrzehnten so machtvoll di. deutschen Herzen ergriffen, die pflichttreue Arbeit des preußischen Staates sei spurlo. am Süden vorübergegangen. Jetzt gab es in Deutschland keinen Staat mehr, so schwach und so verlassen, daß er beim Auslande Hilfe suchte; seit Oesterreich nicht mehr mi. seiner außerdeutschen Politik den kleinen Höfen Gewinn in Aussicht stellte, sei sie nicht mehr zu fürchten und zu lavieren hatten zwischen habsburgischer Oberhoheit und franzmännischer Oberherrschaft, seit sie sich vertrauend unter di. Fittige des preußischen Adlers gestellt, wußten sie, wußten Fürsten, Staatsmänner und Völker, daß das Heil, die Wohlfahrt und die Rettung Deutschlands da, und allein da fest begründet war, wo die Hohenzollern ihr Panier aufpflanzten, wo die schwarz-weißen Fahnen wehten. Und nun begann der furchtbare Krieg, der die innere Wahrheit von Deutschlands Einheit, Macht und Größe zur Anerkennung bringen, zur unumstößlichen Thatsache für die ganze Welt erheben sollte.

In drei gewaltigen Heeressäulen unter dem General von Steinmetz be

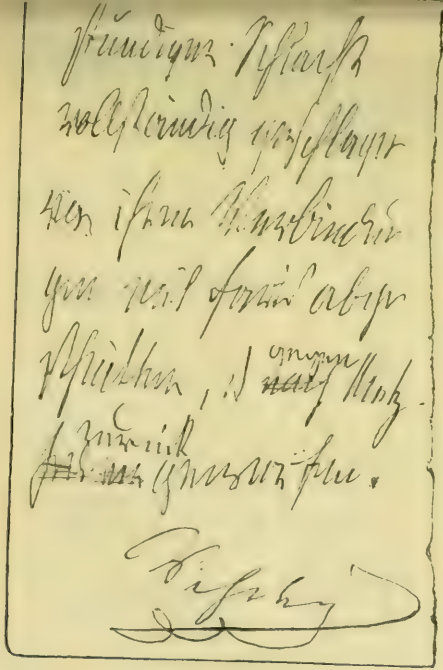




Depesche des Königs Wilhelm I. an seine Gemahlin Königin Augusta über den Sieg bei Gravelotte, vom 18. August 1870

In Größe des Originales im Besitze des Wagners von Friedheim in Jena

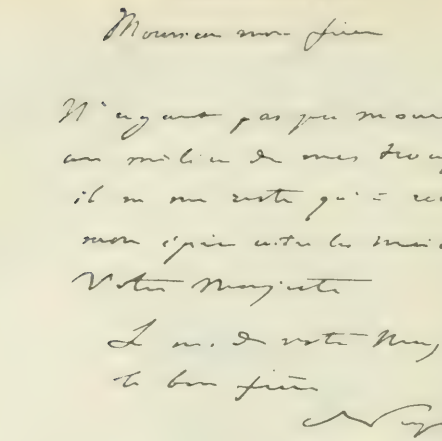
Diese Depesche wurde vom König dem Grafen von Bismarck diktiert, von diesem mit Bleistift in sein Notizbuch niedergeschrieben und vom König eigenhändig unterzeichnet. Bemerkenswert ist die für die Gesinnungsart König Wilhelms hoch charakteristische Sorgfalt in der Redaktion der Depesche, deren erster Wortlaut nach Metz hinein- gewesen durch gegen Metz zurückgewesen berichtigt ist



Koblenz, unter dem Prinzen Friedrich Karl bei Mainz, unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm bei Mannheim begann das deutsche Heer unter dem Oberbefehl des Königs Wilhelm von Preußen, dem sein Generalstabschef General von Moltke zur Seite stand, den Kampf gegen die noch unfertige französische Armee. In raschen Schlägen bei Weißenburg und Wörth drängt Kronprinz Friedrich Wilhelm, 4. u. 6. Aug.

General von Steinmetz.
Nach einem Lichtbilde gezeichnet von A. Neumann.

drängt General von Steinmetz bei Spichern die Franzosen zum Rückzug nach der 6 Aug.
Mosellinie. Nun, da der linke Flügel der deutschen Heere keinen Feind mehr vor sich hat, gilt es durch eine Schwenkung nach rechts alle drei Heere auf gleiche Höhe zu bringen. Bei Colombey-Nouilly wird der französische Ober- 14. Aug.
befehlshaber Bazaine, der nach Verdun hin zur Vereinigung mit einer bei Châlons neu gebildeten französischen Armee unter Mac Mahon auszuweichen suchte,



Eigenhändiges Schreiben Kaiser Napoleons III. an König Wilhelm I., d. d. Sedan, den 1. September 1870.
In Größe des Originales.

Uebertragung.

Monsieur mon frère

N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes il ne me reste qu'à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté.

Je suis de Votre Majesté le bon frère Napoléon

Sedan le 1 Sept. 1870.

Uebersetzung:

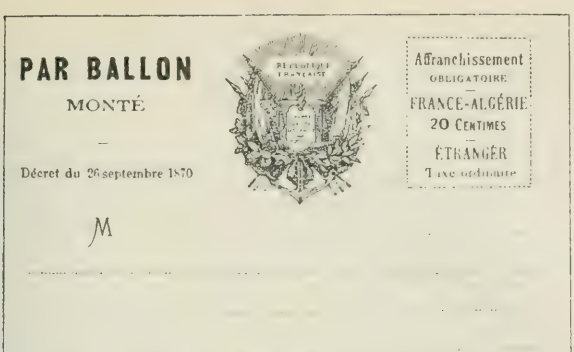
Mein Herr Bruder

Da ich nicht inmitten meiner Truppen habe sterben können, bleibt mir nur übrig, meinen Degen in Eurer Majestät Hände zu legen

Ich bin Euer Majestät guter Bruder Napoleon.

Sedan, den 1 Sept. 1870

1870 16. Aug fest gehalten, bei Vionville und Mars la Tour ihm der Abzug unmöglich gemacht. Beide Teile waren aufs äußerste erschöpft, von einer Verfolgung konnte keine Rede sein. Aber der furchtbare Tag ermöglichte, als weitere Truppenteile heran-
18. Aug gerückt waren, zwei Tage darauf den vollsten Sieg. Bei Gravelotte und St. Privat zwingt König Wilhelm den Marschall, sich unter die Kanonen von Metz zurückzuziehen und jede Hoffnung zur Verbindung mit Mac Mahon aufzugeben. Damit aber war auch die ursprüngliche Absicht, an Metz vorbei direkt auf Paris zu marschieren, unausführbar geworden, und Prinz Friedrich Karl mußte die Festung daher mit einer ganzen Armee durch eine stets heftiger drückende Kette umschließen. Während Straßburg, die alte Vormauer des deutschen Reiches, vom General von Werder nach mehrwöchentlicher Belagerung am 28. September genommen wird,



Adreßseite eines französischen Ballonbriefumschlages aus den Jahren 1870 und 1871. Originalgröße.

rückt die dritte und vierte oder Maasarmee unter den königlichen Thronfolgern 1870
von Preußen und Sachsen, geführt vom König Wilhelm, gegen das andere
französische Heer unter Mac Mahon vor und schwenkt, als dieses nicht nach Paris,
sondern nach dem Nordosten ausweicht, rechts ab. Der Kronprinz von Sachsen
zwingt den Marschall durch die Schlacht bei Beaumont auf das rechte Ufer der 30. Aug.
Maas zu gehen. Ein Versuch, den Bazaine noch einmal macht, Mac Mahon die 31. Aug.
Hand zu reichen, wird durch General von Manteuffel bei Noisseville abgewiesen. 1. Sept.
Mac Mahons abgehetzte Truppen sind nicht mehr im stande, den Rückzug zu
bewerkstelligen, bei Sedan werden sie zusammengezogen. Aber mit erdrückender
Uebermacht sind die Deutschen zur Stelle, ein Teil überschreitet die Maas, und
wie heftig der Feind sich wehrt, noch einmal nach Carignan durchzubrechen sucht, wie
glänzend er Angriff auf Angriff zu gestalten sucht: er ist umklammert. Napoleon,
der bei seinen Truppen wegen der Empörung seiner hauptstädtischen, solange sieges-
trunkenen Bevölkerung hat bleiben müssen, sendet dem König am 1. September
durch General Reille ein Schreiben, ergiebt sich ihm, und am folgenden Tage
kapituliert die ganze französische Armee. 83000 Mann, über 2000 Offiziere und 2. Sept.
39 Generale werden wie 21000 schon in der Schlacht Gefangene in die Kriegs-
gefangenschaft abgeführt. Das Kaiserreich Napoleons brach völlig zusammen.

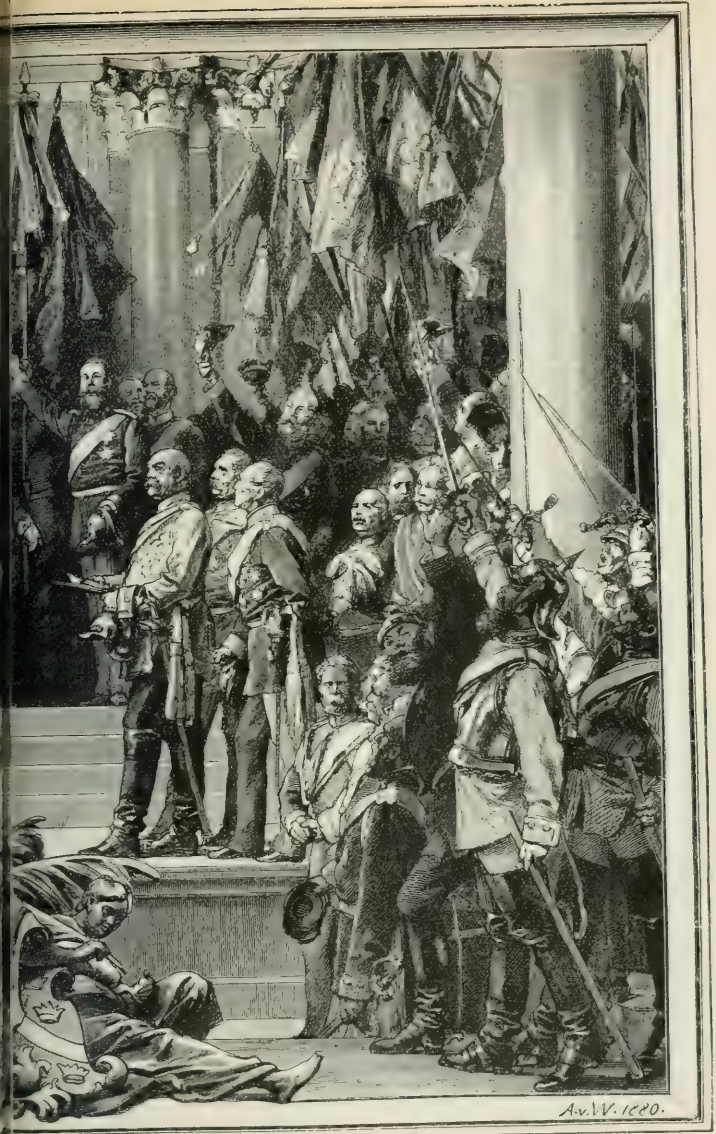
Welche Resultate innerhalb geringer vier Wochen! Die Welt war wie um-
gewandelt, Deutschland, nicht nur einig, sondern eben deshalb mächtig, gebietend
wie nie zuvor, das bisher ehrfürchtig von Europa angestaunte neue Cäsarentum des
Napoleoniden gestürzt. Nun aber, da nur noch die eine französische regelrechte
Armee vorhanden, doch in Metz eingeschlossen war, sollte auch dem Blödesten
klar werden, daß der Krieg nicht gegen Napoleon, sondern gegen das ganze
französische Volk geführt werde. „Entschieden", sagte Moltke, „war der Feldzug

1870 schon jetzt, wenn zwar keineswegs beendet." Von der in Paris ausgerufenen dritten Republik bewaffnet, erhebt sich das Volk nach Ablehnung eines angebotenen Waffenstillstandes einmütig gegen die Deutschen. Und das Herz der Franzosen ist ihre Hauptstadt, sie zu erobern war mithin auch von Anfang an das Ziel der Pläne der deutschen Armeeleitung. Während daher alle verfügbaren Truppen sofort nach Paris vordringen und die Riesenfestung immer enger umschließen, also daß die Stadt nur durch Luftballons mit dem außerhalb ihres Festungsgürtels liegenden Lande verkehren kann, entwickelt das Mitglied der provisorischen Regierung, Léon Gambetta, eine erstaunliche Thätigkeit, stellt eine Armee an der
23. Sept. Loire, eine zweite im Norden auf. Aber die Eroberung von Toul ermöglicht die Herstellung der Eisenbahnen nach Deutschland und erleichtert die Verstärkung der deutschen Truppen. Die Kapitulation von Straßburg macht das Korps des Generals von Werder frei zum Kampfe gegen eine Südarmee. Die Kapitulation
27. Okt. von Metz, die Prinz Friedrich Karl am 27. Oktober erzwingt, liefert nicht nur 173000 Gefangene, löst das letzte regelrechte Heer Frankreichs vollständig auf, sondern gewährt gleichzeitig die Möglichkeit, die Belagerungsarmee von Paris zu verstärken, den General von Manteuffel gegen die Nordarmee und den Prinzen Friedrich Karl gegen die Loirearmee vorzusenden. Der bayerische General von der Tann hatte dieser bisher erfolgreichen Widerstand geleistet. Er sah sich zwar durch die überlegene Anzahl der Feinde genötigt, Orleans, das er besetzt, wieder zu räumen, hielt aber trotz des Treffens bei Coulmiers den Gegner vor Orleans fest. Seine Truppen, sowie die des ihm zu Hilfe entsandten Großherzogs von Mecklenburg wurden nun unter den Oberbefehl des Prinzen Friedrich
28. Nov. Karl gestellt. Der Prinz vereitelt bei Beaune la Rolande die Absicht, nach
3.—4. Dez Paris durchzubrechen, nimmt durch die Schlachten bei Orleans definitiv die Stadt und die Verschanzungen auf dem rechten Loire-Ufer, zersprengt die Armee in zwei Teile unter Chanzy und Bourbaki und drängt jenen nach weiteren schweren Gefechten des Großherzogs bei Meung und Beaugency bis über den Loir zurück. Noch hofft Chanzy, dennoch Paris entsetzen zu können, aber Prinz Friedrich
1871 Karl rückt ihm nach und vernichtet bei Le Mans seine Armee fast vollkommen.
12. Jan. Entgegen den Vorschlägen des Generals Chanzy und wider die Erwartung des preußischen Hauptquartiers war nämlich Bourbaki mit 140000 Mann gen Südosten gegen General von Werder abmarschiert, um Belfort, welches jener belagert, zu entsetzen, und wenn möglich in Baden einzufallen. Die meisterhaften Operationen Werders und die dreitägige Schlacht bei Belfort machen auch dieses Korps
15.—17 Jan kampfunfähig, ja als ein weiteres deutsches Korps unter General von Manteuffel im Süden erscheint, wird Bourbaki durch eine Reihe von Gefechten gezwungen, mit 85000 Mann über die schweizerische Grenze zu gehen, wo seine Armee
16 Febr. entwaffnet wird. Endlich am 16. Februar erfolgte auch die Einnahme der seit dem November belagerten Festung Belfort. Manteuffel aber hatte unterdessen
1870 27. Nov. durch die gewaltigen Schlachten von Amiens und an der Hallue auch die Nord-
23. u. 24 Dez armee vom Vormarsch auf Paris abgehalten, und General von Göben hatte sie
1871 19. Jan bei St. Quentin fast vernichtet.

Somit war der Zweck aller dieser mit zäher Energie aufgestellten Armeen durch deutsche Tüchtigkeit vereitelt. Paris war auf die Verteidigung der 300000 Truppen, welche innerhalb seines Festungsringes standen, angewiesen, und tapfer genug haben sich diese gehalten. Am 28. Oktober hatten sie unter dem Schutze

Die Kaiserproklamation 3

Nach der Zeichnung des A



les am 18. Januar 1871.

der Dunkelheit Le Bourget genommen, und erst am 30. hatten es die Garden wieder erstürmen können. Am 20. November hatten sie einen gewaltigen Ausfall von Vincennes aus unternommen und waren erst trotz des siegreichen Vorgehens der Württemberger bei Champigny am 3. Dezember zum Rückzug nach Paris genötigt. Am 21. Dezember versuchten sie einen neuen Ausfall, wurden aber wieder zurückgewiesen. Seit dem 19. September hielten die Deutschen Paris umzingelt, endlich am letzten Tage des Jahres wurde der Befehl gegeben, die Forts zu beschießen, und am 5. Januar des neuen Jahres begann das allgemeine Bombardement auf der Ost-, Nord- und Südseite. Aber noch ein gewaltiger Ausfall am 19. Januar wurde mit 100000 Mann versucht, erst als auch dieser erfolglos blieb, war der Sieg errungen. Am 28. Januar wurden sämtliche Forts an Deutschland übergeben, ein Waffenstillstand zugestanden und während desselben Wahlen zu einer Nationalversammlung in Frankreich vorgenommen. Nunmehr wurden zwischen Thiers, der zum Chef der französischen Exekutivgewalt erwählt war, und dem Grafen von Bismarck am 26. Februar die Friedenspräliminarien zu Versailles abgeschlossen und von der Nationalversammlung in Bordeaux angenommen. Nach unendlich vielen, hauptsächlich durch den Sturz der Republik und die Herrschaft der Kommune in Paris herbeigeführten Schwierigkeiten folgte endlich am 10. Mai 1871 der definitive Friede zu Frankfurt a. M. Kein Gedanke war jetzt mehr an die unselige Hochherzigkeit, welche 1815 dem vernichteten Frankreich die Ausfallsthore ließ gegen Deutschland, kein Gedanke mehr, auf Kosten der deutschen Sicherheit dem Volke zu schmeicheln, welches Jahrhunderte lang den Deutschen die Lebensbedingungen abgegraben, seit 1552 Stück für Stück von Deutschland abgebröckelt. Frei von den Gegensätzen einer englischen und russischen Bundesgenossenschaft durften wir endlich unsere Westgrenze sichern, den Raub dreier Jahrhunderte zurückfordern. Es galt, Frankreich so zu schwächen, daß „Deutschland mit erhöhter Zuversicht einer neuen Störung des Weltfriedens entgegensehen" konnte. Woran Hardenberg einst Monate vergeblich gearbeitet, wofür Stein und Blücher mit der ganzen Wucht ihrer Persönlichkeit, Gneisenau mit der Heldenkraft seiner glühenden Beredsamkeit eingetreten, was einst die Badenser in begründeter Furcht erbeten, die Kronprinzen von Bayern und Württemberg als erste Bedingung gefordert, um den süddeutschen Kronen eine nationale Politik nur zu ermöglichen — jetzt war es erreicht. Graf von Bismarck ließ keinen Erfolg aus der Hand, für welchen die deutschen Heere geblutet, der größere Teil Lothringens, das Elsaß — wenn auch ohne Belfort — war unser. König Wilhelm hätte keinen Frieden unterzeichnet, der nicht dem ganzen Deutschland die volle Möglichkeit, nach eigener Selbstbestimmung zu leben, mit ganzer Kraft nach außen sich zu schützen, gewahrt hätte.

1871

28. Jan.

26. Febr.

10. Mai

Denn dazu war er jetzt allein berufen, und auf den Schlachtfeldern Frankreichs war die Saat aufgegangen, welche die stille Arbeit des deutschen Geistes seit Jahrzehnten ausgestreut. Im Spiegelsaale des Lustschlosses Ludwigs XIV. zu Versailles ward die Frucht gebrochen, nach welcher unsere Väter so lange gelechzt. „Das Herrschergeschlecht, das uns zum Siege führt", so hatte der Herold der deutschen Einheit „der Hutten Bismarcks", so hatte Heinrich von Treitschke dem ganzen Volke das Wort schon im Beginn des Kampfes von den Lippen genommen, „wird Deutschlands Krone tragen." Nach dem Tage von Sedan hatte der Großherzog von Baden den einfachen Beitritt der Süd-

1871 staaten zum norddeutschen Bunde beantragt, und die bayerische Regierung den Wunsch eines Verfassungsbündnisses ausgesprochen. Die vom Präsidenten des Bundeskanzleramtes Delbrück erst in München geführten, dann mit allen süddeutschen Regierungen in Versailles fortgesetzten Verhandlungen führten im November zum Abschluß der Verträge, durch welche sie sich dem Norddbunde förmlich an-
16 Apr schlossen, und an deren Stelle später am 16. April 1871 die Reichsverfassung trat. Der König von Bayern richtete an König Wilhelm ein Schreiben, in welchem er ihn bat, dem neuen Bunde den Namen „Deutsches Reich" beizulegen und als Haupt des Reiches den deutschen Kaisertitel anzunehmen. Der Reichstag genehmigte die Verträge mit diesen Bezeichnungen, und nachdem die vom König als unerläßliche Vorbedingung bezeichnete Zustimmung sämtlicher deutschen Fürsten und freien Städte erfolgt war, und sie ihre Bitten mit denen des Königs von
18 Jan Bayern vereinigt hatten, übernahm König Wilhelm am 18. Januar 1871 die kaiserliche Würde „in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen". „Wir nehmen sie an", so fährt Kaiser Wilhelm in seiner Proklamation fort, „in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermutigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

Nur zögernd hatte König Wilhelm sich entschlossen, die „neue Verpflichtung" auf sich zu nehmen, ängstlich und mit zarter Gewissenhaftigkeit hatte er die Rechte seiner Mitfürsten im Reich gewahrt. Vornehmlich an Bayern und Württemberg waren wichtige sachliche Zugeständnisse gemacht, und mit peinlicher Sorgsamkeit leitete König Wilhelm selbst den äußeren, zeremoniellen Verlauf der unvergleichlichen Feier dieser Kaiser-Proklamation. Das hatte auch Bismarck gethan, als er die Forderung des bayerischen Gesandten, den neuen Kaiser nicht als „Kaiser von Deutschland", sondern als „Deutscher Kaiser" zu bezeichnen, ohne weiteres zugestand. Nun aber, als er auf Befehl seines Herrn die Proklamation verlesen, und der Großherzog von Baden begeistert in die Versammlung sein Hoch auf „Kaiser Wilhelm" hineinrief, da stimmten alle anwesenden Fürsten nicht minder begeistert ihm zu, und überall, allüberall im deutschen Vaterlande fand die glückselige Stimmung in übervollen Herzen ein nicht enden wollendes Echo. Frohlockend aber schrieb der „Kronprinz des Deutschen Reichs und von Preußen" in sein Tagebuch „die langjährigen Hoffnungen unserer Voreltern, die Träume deutscher Dichtungen sind erfüllt, und, befreit von den Schlacken des heiligen römischen Unsegens, steigt ein an Haupt und Gliedern reformiertes Reich unter dem alten Namen und dem tausendjährigen Abzeichen aus sechzigjähriger Nacht hervor".

Wahrlich, Tag war es geworden im deutschen Vaterland, Tag dank der Arbeit der preußischen Könige, und Tag mußte es bleiben — das fühlte jeder — wenn auch die Gewitter nicht fehlen würden, die die Sonne der neuen Kaiserwürde mit ihren Wolken verfinstern möchten. —

Der
PREUSSISCHE STAAT
unter
Wilhelm I.
mit Berücksichtigung der neuen Grenzen Deutschlands.
Preussen 1861, beim Regierungsantritte Wilhelm I.
Preussens Erwerbungen 1866
Deutschlands Erwerbungen 1871
Die Grenze der nichtpreussischen Gebiete Deutschlands
Nord See
Ost See
DÄNEMARK
SCHLESWIG
HOLSTEIN
Oldenburg
Hannover
Westphalen
Rhein-Provinz
Hessen-Nassau
Thüringische Staaten
Königreich Sachsen
Königreich Hannover
Königreich Würtemberg
Bayern
BRANDENBURG
POMMERN
WESTPREUSSEN
OSTPREUSSEN
POSEN
POLEN
SCHLESIEN
BÖHMEN
MÄHREN
ÖSTERREICH
Berlin
Potsdam
Frankfurt
Stettin
Danzig
Königsberg
Posen
Breslau
Prag
Wien
Linz
Passau
Augsburg
München
Stuttgart
Karlsruhe
Frankfurt a/M.
Kassel
Hannover
Braunschweig
Magdeburg
Leipzig
Dresden
Hamburg
Bremen
Lübeck
Kiel
Flensburg
Rostock
Schwerin
Stralsund
Rügen
Bornholm
Memel
Tilsit
Insterburg
Gumbinnen
Königsberg
Pillau
Elbing
Marienwerder
Thorn
Graudenz
Bromberg
Posen
Gnesen
Warschau
Petrikau
Kalisch
Lodz
Kalisch
Krakau
Teschen
Troppau
Olmütz
Brünn
Iglau
Znaim
Budweis
Linz
Salzburg
Innsbruck
Bregenz
Basel
Zürich
Genf
Lyon
Nancy
Metz
Trier
Aachen
Köln
Düsseldorf
Münster
Minden
Bielefeld
Paderborn
Arnsberg
Siegen
Wetzlar
Limburg
Nassau
Wiesbaden
Mainz
Darmstadt
Heidelberg
Mannheim
Karlsruhe
Freiburg
Ulm
Augsburg
Regensburg
Nürnberg
Bamberg
Würzburg
Aschaffenburg
Hanau
Fulda
Meiningen
Gotha
Erfurt
Weimar
Jena
Naumburg
Halle
Merseburg
Dessau
Wittenberg
Potsdam
Berlin
Frankfurt
Cottbus
Görlitz
Liegnitz
Glogau
Breslau
Neisse
Brieg
Oppeln
Ratibor
Beuthen
Gleiwitz
Hultschin
Teschen
Troppau
Olmütz
Brünn
Iglau
Znaim
Budweis
Linz
Wien

Sechstes Buch.

Im neuen Reich.

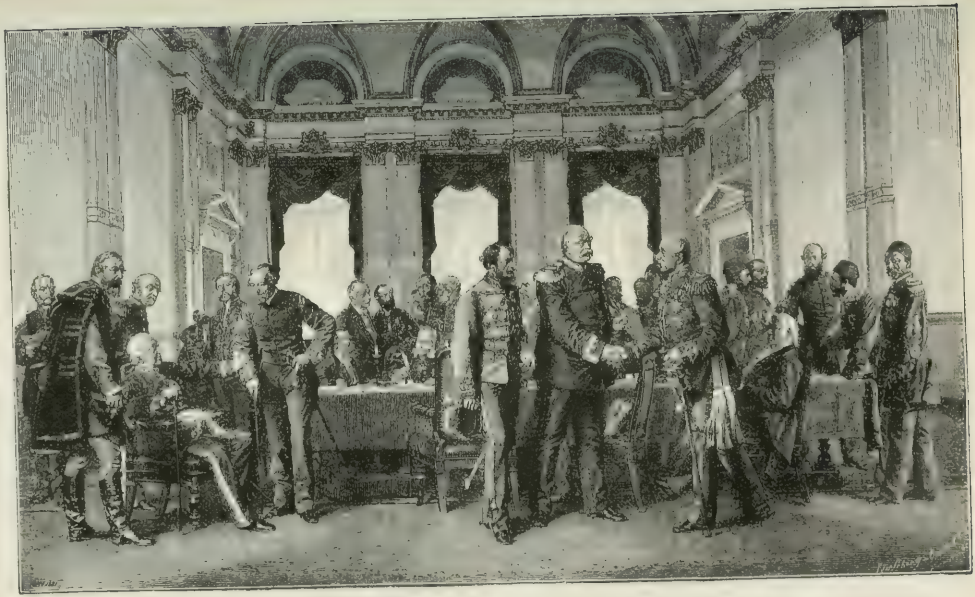
Die deutsche Einheit, auf den Schlachtfeldern Böhmens begründet, hatte sich behauptet, hatte in der Sicherung der Westgrenzen zugleich die Gewähr für ihre Dauer erkämpft. Mit unvertilgbarer Schrift hatte die Nation, wie Kaiser Wilhelm in der Thronrede dem ersten deutschen Reichstag es aussprach, auf Frankreichs Schlachtfeldern ihren Willen verzeichnet, „ein einig Volk zu sein und zu bleiben". Damit waren aber die Machtverhältnisse der Staatengemeinschaft Europas vollkommen andere geworden. Ein neues Zeitalter brach für Europa an, in welchem Deutschland die Führung übernahm und ein Ansehen erlangte, welches weit über das der Ottonen und Hohenstaufen hinausreichte. Die Schwäche und die Zerrissenheit Deutschlands ist seit dem dreißigjährigen Kriege immer wieder der Grund gewesen zu dreisten Uebergriffen der Mächte, zum Ausbruch verheerender Kriege. Die Erstarkung Deutschlands, seine Befähigung, selbständig und ohne Einmischung der fremden Mächte seine Geschicke zu bestimmen, erwies sich als der zuverlässigste Bürge des Friedens.

Freilich, der eben so hart getroffene Gegner empfand es fortdauernd als tiefe Schmach, in einem Kampfe unterlegen zu sein, der, wie ruchlos auch immer vom Zaune gebrochen, doch mit der größten Zähigkeit und Tapferkeit von ihm durchgeführt war. Fort und fort rüstete er sich, bis er endlich bis an die Zähne bewaffnet dastand, schon schüttelte der tobende Haß den Köcher mit vergifteten Pfeilen, aber mit staunenswerter Umsicht, mit ebenso vollkommener Gerechtigkeit wie bestimmter Entschlossenheit wußte Kaiser Wilhelm und sein getreuer Fürst von Bismarck dem leidenschaftlichen Verlangen die Schranke aufzurichten. Ohne Bundesgenossen hatte der Kaiser den harten Strauß ausgefochten — wie sollte es nun doch nicht einige Besonnenheit in Paris erzeugen, wenn das ganze kontinentale Europa sich an seine Seite stellte.

Edelmütig bot König Wilhelm noch im Dezember 1870 dem Herrscher von Oesterreich die Hand. Ihn bestimmte der Wunsch, wie Bismarck schrieb, „mit dem mächtigen und befreundeten Nachbarreiche Beziehungen zu pflegen, welche der gemeinsamen Vergangenheit ebenso wie den Gesinnungen und Bedürfnissen der beiderseitigen Bevölkerungen entsprächen" und in persönlichen Besprechungen zwischen beiden Herrschern und ihren Ministern zu Gastein, Ischl und Salzburg gelang es, die Verstimmungen, welche noch herrschten, völlig auszugleichen. Dem Zaren trug Kaiser Wilhelm für die freundschaftliche Haltung während der Kriege seinen Dank ab, indem er ihm auf der Londoner Konferenz die Fesseln abnehmen ließ, welche ihm der Pariser Friede bezüglich der Souveränitätsrechte im Schwarzen Meer auferlegt hatte. Einseitig hatte Rußland zu aller Welt Erschrecken den Vertrag gekündigt, und nun erkannte selbst der vornehmlich darob empörte Engländer, daß allein durch die staatsmännische Weisheit und das korrekte Verfahren Fürst Bismarcks der drohende europäische Konflikt beseitigt sei. Alsbald (September 1872) trafen die beiden

Herrscher von Rußland und von Oesterreich am Berliner Hofe ein, und mit erhobenem Bewußtsein über den durch Kaiser Wilhelm gefestigten Weltfrieden feierte Europa dies Zusammentreffen der drei Herrscher, das auf dem Grunde realer Interessen, ohne daß eine Zeile geschrieben wäre, weit sicherer als einst die salbungsvolle Urkunde der heiligen Allianz Volker und Staaten vereinigte. Ja, die Drei-Kaiser-Zusammenkunft wurde so sehr das Wahrzeichen der Berliner Friedenspolitik, daß sie selbst wieder dadurch gestärkt wurde, und das Jahr darauf auch König Viktor Emanuel von Italien, tief gekränkt durch den andauernden Widerspruch der Franzosen gegen die Einverleibung Roms, erst nach Wien, dann aber nach Berlin eilte und mit diesem Besuch den Anschluß Italiens an die Friedensmächte einleitete. Wahrlich, das waren großartige Ergebnisse einer ebenso weisheitsvollen wie großmütigen Politik, und wie laut immer an der Seine der Ruf nach Revanche ertönte, klar war es doch selbst nun der blinden Leidenschaft, daß Frankreich auf keine Bundesgenossen rechnen durfte.

Immer höher stieg das Ansehen Deutschlands, immer zuversichtlicher blickten Fürsten und Volker auf den Patriarchen der Herrscher. Und als es nun trotz aller Bemühungen der drei Kaiser zwischen Rußland und der Türkei zum Kriege kam, das Zarenheer siegreich bis an die Pforten Konstantinopels vordrang und der Türkei zu San Stefano einen Frieden auferlegte, der allen englischen wie österreichischen Interessen entgegenlief, also daß zwischen England und Rußland es zur Waffenentscheidung kommen zu müssen schien, da war der deutsche Einfluß an der Themse wie an der Newa und Donau stark genug, um dies neue Unheil von Europa abzuwehren. Auf Veranlassung von Rußland traten in Berlin die Abgesandten der Mächte zu einem Kongreß zusammen. Mit nie ermüdender Geduld, mit nie rastendem Eifer hat Fürst Bismarck hier die Rolle des „ehrlichen Maklers" gespielt, die Interessengegensätze der an der Orientfrage beteiligten Staaten zu versöhnen getrachtet. Frohlockend, wie einst in den Tagen, da an der Themse das Bündnis mit Preußen das Evangelium war, oder da John Bull den Fürsten Blücher, weil er ihm die Fortdauer seines weltbeherrschenden Handels gerettet, mit täppischer Zudringlichkeit vergötterte, frohlockend rief der Engländer nach dem Kongreß sein peace with honor! Vor allem aber suchte Fürst Bismarck — er selbst hat es oft genug betont — Rußlands Wünschen gerecht zu werden. Reichlich genug fürwahr war auch der Gewinn, den er ihm verschaffte, aber da es selbstverständlich nicht der alleinige Einfluß war, der den Russen im Orient zufiel, da sogar der ihm in Bulgarien zugesicherte durch die nationale Erhebung der Bulgaren zu nichte gemacht wurde, so gelang es allmählich mehr und mehr am Hofe zu Petersburg der panslavistischen Partei, den so lange wie im Halbschlummer liegenden Haß der Slaven gegen alles deutsche Wesen lebhaft zu entflammen. Die Presse, ja selbst die Diplomatie Rußlands erlaubte sich gegen Deutschland eine Sprache, die „bis zu vollständigen Kriegsdrohungen von der kompetentesten Seite gingen" und Deutschland mit Oesterreich zu entzweien versuchten. So konnte es nicht fehlen, daß nunmehr Frankreich von einer Schilderhebung Rußlands die Verwirklichung der eigenen Revanche-Pläne hoffte, und die Republik dem Zaren sich näherte. In Berlin aber mußte zwischen Rußland und Oesterreich gewählt werden. Da war es denn ein Opfer, das Kaiser Wilhelm dem Staate brachte, daß er seine persönlichen Empfindungen wieder einmal hinter die Interessen des Staates zurückstellte. Da waren es Meisterstücke ersten Ranges



Der Berliner Kongreß 1878.

Nach dem i. J. 1881 vollendeten Gemälde von Anton von Werner (geb. 1843) im Rathause zu Berlin.

des Fürsten Bismarck, daß im Oktober 1879 ein Verteidigungs-Bündnis mit Oesterreich gegen einen etwaigen Angriff Rußlands abgeschlossen wurde, daß Italien 1883 ihm beizutreten bewogen wurde, und 1887 der Dreibund Deutschlands, Oesterreichs und Italiens erneuert werden konnte. Gegenüber dem panslavistischen Toben und dem französischen Geschrei, die sich, zumal als der Revanche-Held Boulanger in Frankreich die Geister entfesselte und beherrschte, mit einander zu häßlichem Konzert von Zorn und Mißgunst, von Neid und Haß vereinten, war hier, wie es der italienische Minister bezeichnete, eine Verschwörung für den Frieden zu stande gekommen. Jahr für Jahr kam Kaiser Wilhelm mit fremden Herrschern zusammen oder empfing ihre Besuche. Immer aufs neue bezeugten ihre Huldigungen, wie gesichert in seiner Hand der Friede der Welt ruhe. Aber anders war es doch nicht. Auch nach einer Aussprache des Kaisers und Bismarcks mit dem Zaren Alexander III, der 1887 in Berlin eintraf, wurden in Rußland die Vorbereitungen für einen Krieg gegen Oesterreich getroffen, wurde die aufhetzende Sprache der Presse in Rußland wie in Frankreich stärker und leidenschaftlicher, wurden die Rüstungen hüben und drüben größer und kräftiger. Da wurde am 3. Februar 1888 jener deutsch-österreichische Vertrag von 1879 veröffentlicht, Fürst Bismarck hielt am 6. dieses Monats im Reichstag jene ewig denkwürdige Rede, in welcher er nachwies, wie oft in den Jahren daher durch die Politik des Kaisers der Krieg vermieden worden sei. Da war der Friede auch diesmal gesichert, war gesichert, weil das Reich wie Brandenburg zur Zeit des Großen Kurfürsten unter der Devise stand: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt". Denn immer blieb Deutschland, blieben Deutschlands Fürsten einig, und wenn der Reichstag nur allzusehr der unberechenbaren Wandelbarkeit der Parteien und der Fraktionspolitik verfiel, so standen die deutschen Fürsten in wahrhafter deutscher Treue festgeschlossen um den Kaiser, der ihnen Treue um Treue vergalt durch strengste Aufrechterhaltung ihrer Rechte. Die innigen Gesinnungen der deutschen Fürsten und Regierungen bildeten daher in Wahrheit einen der festesten Anker des deutschen Reichs. Daran änderte auch nichts, daß in diesem oder jenem deutschen Staat ein Thronwechsel stattfand und traurige Ereignisse ihn, wie in Bayern, erschwerten, oder gar, wie in Braunschweig, das Herrschergeschlecht ausstarb und der nächstberechtigte Erbe, der Herzog von Cumberland, trotzdem man ihm überaus hochherzig entgegengekommen war, noch immer gegen die Ereignisse von 1866 protestierte, die Reichsverfassung nicht anerkennen wollte. Ungestört und unter allseitiger Zustimmung konnte hier eine Regentschaft eingerichtet und sie dem Prinzen Albrecht von Preußen übertragen werden. Niemals vorher in der ganzen Weltgeschichte hatte Deutschland einen solchen Grad von Macht und Ansehen erlangt, war niemals eine solche Anziehungskraft für fremde Staaten wie jetzt unter Kaiser Wilhelm.

Indessen Bündnisse erwirbt nur der starke Staat, und besser als Allianzen hatte schon der Große Kurfürst gesagt, sind die eigenen Kräfte. Den Feinden gebieten, den Frieden erhalten, kann nur der Staat, dessen machtvolle Rüstung ihn fürchten lehrt. Die Behauptung des eigenen Selbst wie die schwierige Vermittlerrolle des „ehrlichen Maklers" forderten daher, daß das Reich kriegsbereit blieb, und der stets wachsenden militärischen Uebermacht Frankreichs und Rußlands gegenüber mußte auch Deutschland sein Heer verstärken. Nachdem schon im Dezember 1871 eine Friedensstärke von 401 659 Mann bei zwölfjähriger Dienstzeit bewilligt

worden war, sollte 1874, wie es die Verfassung erforderte, ein umfassendes Militärgesetz gegeben werden und die bisherige Friedenspräsenz für die Dauer d. h. bis zum Erlaß eines anderweiten Gesetzes festgesetzt werden. Es war ja ohne weiteres klar, daß Deutschland durch seine geographische Lage, in welcher es an drei europäische Großmächte und vier Mittelstaaten angrenzte, in seiner Kriegsführung nicht zurückbleiben konnte, und schon war uns Frankreich um beinahe 80000 Mann in der Friedensstärke voraus, überbot durch seine zwanzigjährige Dienstzeit erheblich auch unsere Kriegsmacht. Der Feldmarschall Graf Moltke selbst erhob sich im Reichstag, wies darauf hin, daß wir das in einem halben Jahre Gewonnene, in einem halben Jahrhundert zu verteidigen hätten, daß wir Achtung zwar überall, Liebe aber nirgends gewonnen hätten. Aber die Forderung der Regierung schien nun wieder den Liberalen wie eine Beraubung des über alles geschätzten Budgetrechtes, und es bedurfte nicht nur langwieriger Verhandlungen, sondern auch einer lebhaft für die Sache eintretenden Bewegung des Volkes, um schließlich durch die Abgeordneten Miquel und v. Forckenbeck einen Vergleich dahin zu stande zu bringen, daß die Vorlage auf einen Zeitraum von sieben Jahren angenommen wurde. Damit begnügte sich die Regierung, mit vollem Recht aber sprach Kaiser Wilhelm es aus, daß die gesetzliche Regelung der Friedensstärke der Zukunft vorbehalten bleibe. Demgemäß wurde dann, nachdem dies sogenannte „Septennat“ 1881 aufs neue bewilligt worden, demnächst aber seinem Ende entgegenging, dem im Herbst 1886 zusammentretenden Reichstag ein Gesetz-Entwurf vorgelegt, der wiederum auf sieben Jahre die Friedensstärke um 41135 Mann erhöhte und eine Vermehrung der Kadres um 31 Bataillone und 34 Feldbatterien vorschlug. Wieder hatte nämlich Frankreich sein Heer vergrößert, stand im Begriff, es noch weiter zu vermehren, das russische war auch über eine halbe Million Streiter angewachsen und sein Anmarsch an der Grenze durch neue Eisenbahnbauten wesentlich erleichtert. Ueberdies betrug in Deutschland der Beitrag, den jeder Einzelne für das Heer leistete, 9,50 Mk., in Frankreich aber 21,37 Mk. Wohl wies der Feldmarschall von Moltke unter dem ehrfürchtigen Schweigen der Welt darauf hin, wie eine friedliche Verständigung mit Frankreich unmöglich sei, wie unsere beste und letzte Sicherung in der Vorzüglichkeit des Heeres liege, und diese nur durch gute Ausrüstung der Truppen, geschickte Eisenbahn-Bauten und tüchtige Festungs-Anlagen zu erzielen sei, wie die Forderung nur zur Aufrechterhaltung des Friedens gestellt sei, Deutschland allein aber diesen erzwingen könne, und auch Deutschland nur dann, wenn es stark und kriegsgerüstet sei. Wohl sprach Fürst Bismarck in seinen wuchtigen, die ganze Welt, nur nicht die Opposition im Reichstage überzeugenden Reden für die Notwendigkeit der Vorlage, erörterte einleuchtend, mit welcher Mühe die kaiserliche Politik gegenüber dem liberalen Ansturm in der bulgarischen Frage den Frieden aufrecht erhalten, wie sie den Krieg mit Frankreich vermieden habe, wie auch jetzt Deutschland unter keinen Umständen Frankreich angreifen werde, ein Angriff Frankreichs aber völlig unberechenbar, doch je stärker Deutschland, desto unwahrscheinlicher sei. Er wies vor allem darauf hin, daß, wenn die Vorlage abgelehnt werde, die Bestimmung der Reichsverfassung eintrete, wonach jeder Deutsche drei Jahre dienstpflichtig sei, und nicht irgend ein Prozentsatz, sondern schlechthin alle Waffenfähige das Heer bilden würden. Denn unabhängig sei es von den wechselnden Majoritäten im Reichstage und — dem dürfe man sich nicht verschließen — müsse es auch

sein. Unzweideutig deutete er auf eine Auflösung des Reichstages hin, dann aber laute für die Neuwahlen die Parole, ob Deutschland ein kaiserliches oder ein Parlaments-Heer haben, ob es sein Heer behalten wolle, wie es in der Verfassung begründet sei, oder ob dies durch die wechselnden Majoritäten des Reichstages in beliebigen Zwischenräumen verringert werden dürfe.

Doch wieder wie einst in den Tagen des Konflikts hielt die Opposition ihr Budgetrecht höher, als die wohl verstandene Pflicht gegen das Vaterland es forderte, und wieder verachtete sie das Urteil aller im Inlande wie im Auslande als Autoritäten anerkannter Männer. Der Reichstag lehnte die Forderung ab und mußte aufgelöst werden. Da aber ging es mit stürmischer, mit elementarer Gewalt durch das Volk, und beeinflußt durch die tiefe Betrübnis, die der Kaiser Mitgliedern des Herrenhauses gegenüber in herrlichen Worten über die abgrundtiefe Verkennung seiner Absichten und das zur Sicherstellung des Reiches Notwendige aussprach, wählte das Volk aufs neue seine Vertreter, und mit überwältigender Majorität, mit 227 gegen 31 Stimmen nahmen diese die Vorlage an, und bis zum 31. März 1894 war demnach die Friedenspräsenz auf 468409 Mann festgestellt.

Es handelte sich nun weiter aber auch darum, ebenso die Kriegsstärke des Volkes den militärischen Vorkehrungen der Nachbaren gleich zu machen. Es sollte deshalb die waffenfähige Mannschaft in das stehende Heer (der aktive Dienststand und die Reserve), die Landwehr 1. und 2. Aufgebots bis zum 39. Lebensjahre, sowie der Landsturm bis zum 45. Lebensjahre gegliedert werden, also sechs Jahrgänge des bisherigen Landsturmes für die Zeit großer Gefahr sofort und im Notfalle jeder noch waffenfähige Mann zur Verteidigung des Vaterlandes bereit sein. Und da erlebte Deutschland das seltene schöne Schauspiel. Einmütig und in der schönen Begeisterung, in welche ihn jene erwähnte Rede des Fürsten Bismarck gesetzt hatte, nahm der Reichstag die Vorlage am 6. Februar 1888 an. Ja, die allgemeine Begeisterung setzte sich fort auf der Straße, trug den Fürsten von Schritt zu Schritt unter jubelnden Zurufen bis in sein Haus. Ein helles Klingen, eine freudevolle Befriedigung aber durchzog das Herz des greisen Kaisers, als er endlich einmal sein gewissenhaftes, so oft durch die That bewährtes Streben voll und ganz auch durch die Vertreter des Volkes anerkannt sah. Die Schlußworte der Thronrede, die jeden Gedanken an einen Angriff Deutschlands weit abgewiesen aber auch scharf betont hatte, daß wir mit Gottes Hilfe so stark werden wollen, daß wir jeder Gefahr ruhig entgegensehen können — „diese Worte" sagte Kaiser Wilhelm zu dem Präsidium des Reichs „hätte ich gerne selbst zu Ihnen gesprochen". „Ich hätte Ihnen", sagte er, sein ganzes Wesen und den Charakter seines Reichs hell beleuchtend, „gerne gesagt, daß ich den Frieden will, aber, wenn ich angegriffen werde, zur Abwehr gerüstet bin." Nunmehr mochte die sichere Gewißheit seine Seele durchfluten, daß er sein Jahrzehnte langes Wirken für die Zukunft seines Volkes voll gesichert sah. Es war die letzte, es war vielleicht die größeste Freude im Leben des Kaisers. Es war aber auch, da 500000 Mann gleich für den ersten Waffengang mehr aufgeboten werden konnten, in der That zugleich die Schöpfung einer neuen Großmacht in Europa. Deutschland war nunmehr nicht nur allen Schwierigkeiten gewachsen, sondern, da die feindlichen Staaten in ihren militärischen Leistungen bis zur äußersten Grenze angelangt zu sein schienen, aber weder die Unteroffiziersbildung noch gar die Kraft seines ebenso gebildeten wie kameradschaftlich fühlenden Offizierskorps nachahmen konnten, allen

Die Taufe des Prinzen Wilhelm (jetzt Kronprinzen des d

Nach der Zeichnung des

Berner Gesch. d. Preuß. Staat [illegible]

eiches und von Preußen) zu Potsdam am 11. Juni 1882.

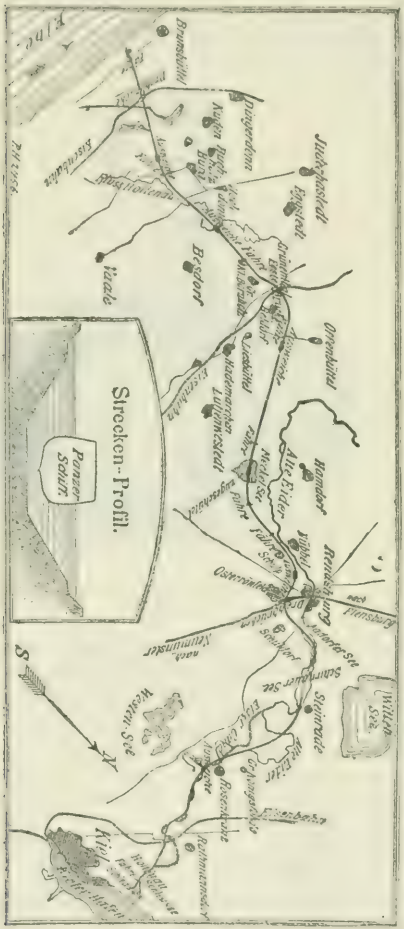
l on v. Werner (geb. 1843).

allen europäischen Mächten weit voraus. Der Gedanke Scharnhorsts, der preußische Grundsatz, daß es zwischen Volk und Heer keinen Unterschied gebe, weil beide eins und jederzeit zur Verteidigung des Vaterlandes bereit seien, war nach dem Ausdruck des Kronprinzen durch die Fürsorge des Kaisers Gemeingut der Nation geworden.

Nunmehr konnte auch der Flotte eine viel eingehendere Berücksichtigung als früher zu teil werden. Mit eindringendem Verständnis leitete der Kaiser ihre Entwickelung, und für sie hatten auch die opponierenden Parteien im Reichstage, namentlich so lange der Minister von Stosch an der Spitze des Marinewesens stand, Neigung und Bereitwilligkeit. Mit tiefer Ergriffenheit hatte einst der Prinz von Preußen auf der Rhede von Spithead bei der großen englischen Flottenschau das dort anwesende kleine preußische Geschwader, das Flaggschiff Gefion mit der preußischen Kriegsflagge, preußische Uniformen, Pickelhauben und Trommeln gesehen und gehört. Mit außerordentlicher, lebhaft kundgegebener Freude, mit „glühendem Interesse" hatten Kronprinz und Kronprinzessin ein Jahrzehnt später bei Nord-Peerd auf Rügen die Uebungsschiffe besichtigt. Mit vollen Ehren hatte die kleine Flotte 1864 gegen eine Uebermacht dänischer Schiffe bestanden, hatte im letzten Kriege trotz ihrer notwendigen Teilung zwischen Nord- und Ostsee die Hoffnung der Franzosen auf eine Landung an den norddeutschen Küsten vereitelt. Noch vor dem Kriege aber hatte König Wilhelm am Jahdebusen die Weihe des neuen Kriegshafen Wilhelmshafen vollzogen, und Prinz Adalbert, der viel verkannte Schöpfer der Flotte durfte bei seinem Tode (1873) wie viel auch anders geworden sein mochte als er geplant, mit voller Befriedigung auf die Entwickelung unserer Seemacht sehen. Die Kieler Bucht wurde ebenfalls zu einem Kriegshafen ausgebaut, Werften wurden angelegt, die Schiffszahl unter sorgsamster Berücksichtigung aller Fortschritte moderner Technik und der verschiedenen Zwecke der Schiffe erheblich vergrößert, eine besondere Torpedoflotte ausgerüstet, die Marineverwaltung und das Kommando neu organisiert, Offiziere und Mannschaften mit militärischer Gewissenhaftigkeit ausgebildet, und so das Bewußtsein gestärkt, daß wir jetzt eine Flotte haben, die gegebenenfalls unter Führung ihres gebornen Admirals, des Prinzen Heinrich von Preußen, sicherlich im eigenen Angriff die beste Verteidigung des Vaterlandes erkennen wird. Endlich

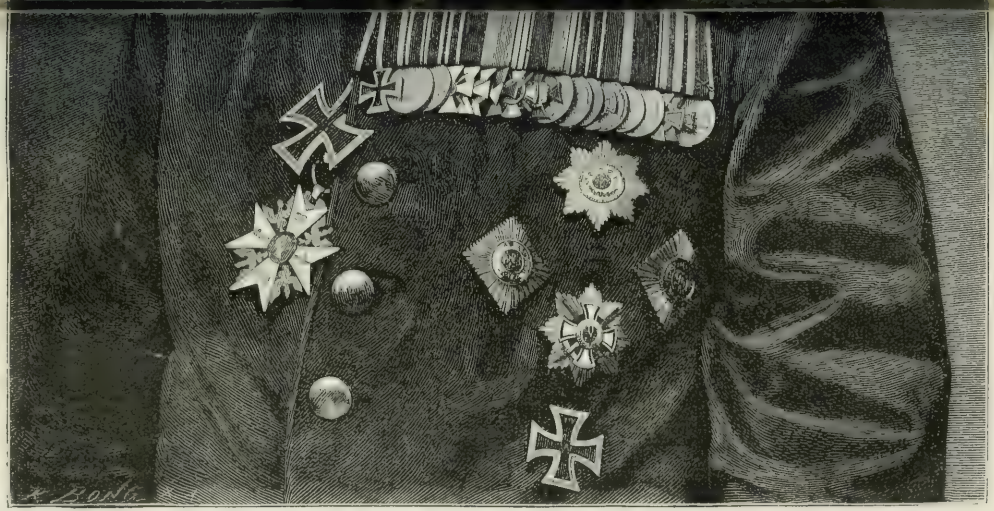
Prinz Heinrich von Preußen.
Nach einem Lichtbilde.

aber wurde der Grundstein gelegt zu einem Werk, das nicht nur für die Verteidigung unserer Küsten, sondern zugleich für den deutschen Handel und Verkehr von der erheblichsten Bedeutung sein wird. War es doch ein schwerer Schaden für ihn, daß die Ostsee beinahe ein geschlossenes Binnenwasser war, dessen einzige Oeffnung, die gefahrvolle Sundstraße seit Jahrhunderten von Dänemark zur Erhebung so reicher Zölle verbarrikadiert war, daß es beinahe von ihnen gelebt, seine kriegerischen Machtmittel und politische Bedeutung durch diese Einnahmen wesentlich ermöglicht hatte. Das geeinte Deutschland hatte nunmehr die Mittel, die Küstenländer der Ostsee endlich in unmittelbare Verbindung mit der Nordsee zu setzen. 1886 wurden sie im Betrage von 158 Millionen Mark bewilligt, und am 3. Juli 1887 vollzog der Kaiser feierlich in Gegenwart von Bundesrats- und Reichstags-Mitgliedern an der Holtenauer Schleuse die Grundsteinlegung des Nordostsee-Kanals.



Karte des Nord-Ostsee-Kanal.

Die Ausbildung der Marine wurde aber in dem Maße notwendiger, als endlich das machtvolle Deutsche Reich das auszuführen unternahm, woran das alte Reich nie hatte denken können, was von seinen einzelnen Fürsten nur der Große Kurfürst in größerem Umfange zu unternehmen versucht hatte, was vor allem auch Friedrich



Kaiser Wilhelm I. im neunzigsten Lebensjahre.

Nach einem Lichtbilde

der Große aus Mangel an Mitteln, die sämtlich gegen die Feinde auf dem Lande konzentriert werden mußten, hatte unterlassen müssen, während andere in Europa herrschende Nationen seit Jahrhunderten daran gearbeitet hatten. Es galt jetzt den mannigfach, namentlich durch England belästigten überseeischen Handel nicht nur durch den vortrefflich organisierten Konsulatsdienst und Verträge mit anderen Staaten thatkräftig zu schützen, es galt dem deutschen Volke durch vorwärts strebende Kolonien Anteil am Welthandel zu gewähren. Das war das Ziel, für das sich national gesinnte Kreise des Volkes mehr und mehr begeisterten, das Ziel aber auch, für welches die Oppositionsparteien, die in ihm nach dem Ausdruck eines ihrer Mitglieder nichts als das Ergebnis einer Schützenfeststimmung bespöttelten, nur mühsam zu gewinnen waren. Schon im Jahre 1880 hatte die Regierung durch Reichsunterstützung und Bildung einer deutschen Seehandelsgesellschaft eine große Niederlassung der Hamburger Firma Godefroy auf den Samoa-Inseln thatkräftig fördern wollen, der Reichstag aber die Vorlage abgelehnt. Die Reichsregierung verhielt sich daher zunächst abwartend, im Jahre 1883 aber erklärte sie, als der Bremer Kaufmann Lüderitz an der Bai von Angra Pequena, an der Westküste von Afrika ein Gebiet von 150 Geviertmeilen von Cap Frio bis zum Oranjefluß erworben hatte, daß dessen Niederlassungen unter dem Schutz des Reiches ständen, und im folgenden Jahr wurde ebenso ein Küstenstrich westlich vom Kamerunfluß, wo Hamburger Firmen sich eingerichtet hatten, unter Reichsschutz genommen. Die Häuptlinge in Angra Pequena sowie in Kamerun und der König von Togo versprachen, keinen Teil ihrer Länder mit Souveränitätsrechten an irgend eine fremde Macht oder Person abzutreten, noch Verträge mit fremden Mächten ohne vorherige Einwilligung des Kaisers abzuschließen, wogegen der Kaiser den Schutz der Häuptlinge und ihrer Länder unter dem Vorbehalt aller gesetzmäßigen Rechte Dritter übernahm. Die deutsche Flagge wurde gehißt und trotz des englischen Widerspruchs nicht heruntergezogen, das deutsche Protektorat unter dem Beifall der afrikanischen Häuptlinge aufrecht erhalten. Gleichzeitig aber entwickelte Bismarck das augenblickliche Programm der Regierung dahin, daß das Reich selbst eigentliche Kolonien nicht gründen, weder Beamte noch Truppen in den neuen Ansiedlungen seiner Angehörigen unterhalten solle, wohl aber diese in seinen Schutz nehmen, die Konsulate ausbilden und Kohlenstationen anlegen, die Handelsfreiheit am Kongofluß sichern und eine Reihe von Dampferlinien unterstützen müsse. Ohne nationale Begeisterung, ohne eine national empfindende Volksvertretung könnten, so betonte der Fürst, solche Kultur entwickelnden Meliorationen nicht durchgeführt werden, hier aber müßten alle inneren Parteiunterschiede dem Auslande gegenüber schweigen. Lebhaft widersetzten sich die Oppositionsparteien wieder solchem Beginnen, doch gelang es zuletzt, die notwendigen Summen zur Unterhaltung der Dampferlinien des Norddeutschen Lloyd nach Ostasien, nach Australien und nach Alexandrien zu erhalten.

Indem nun aber die französische Machtsphäre am Kongo mit größter Behutsamkeit geachtet wurde, glückte es nicht nur, mit diesem Nachbarn ein volles Einvernehmen in Afrika hervorzurufen, sondern es kam auch dahin, daß die von England und Portugal beschränkte Schiffahrt auf dem Kongo, die insbesondere die Kongogesellschaft des Königs von Belgien vom Meere abschnitt, ebenso wie die auf dem Niger freigegeben wurde, und in Berlin ein allgemeiner Kongreß der seefahrenden Nationen Europas und der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die Kongo-Konferenz zusammentrat.

In einem umfassenden Schriftstück von 38 Artikeln wurden die Beschlüsse dieser Konferenz zusammengefaßt. Sie bestimmten, von der Befreiung des Kongo und Nil abgesehen, daß jede der Vertragsmächte alle fremden Flaggen in ihr westafrikanisches Gebiet zulassen, die Sklaverei verhindern, die Mission befördern, keine Monopole einführen und nur insoweit Abgaben erheben sollte, als zur Deckung der im Interesse des Handels geleisteten Auslagen notwendig seien. Der wichtigste Artikel aber lautet: „Die Macht, welche künftighin außerhalb ihrer augenblicklichen Besitzungen auf den Küsten des afrikanischen Festlandes von einem Gebiet Besitz ergreift, oder welche, ohne früher eins gehabt zu haben, ein solches erwirbt, ebenso die Macht, welche daselbst eine Schutzherrschaft errichtet, wird die betreffende Urkunde mit einer Anzeige an die anderen Mächte, die Mitunterzeichner dieser Akte sind, einsenden, damit diese Gelegenheit erhalten, etwaige Beschwerden dagegen einzulegen." Außerdem aber wurde für etwaige Streitigkeiten bestimmt, daß die streitenden Mächte vor der Erhebung der Waffen die Vermittlung einer oder mehrerer Verbündeten oder ein Schiedsgericht anrufen sollten.

Mit diesen beiden Bestimmungen war unermeßlichen Gefahren der Zukunft im voraus begegnet, es war ein neues völkerrechtliches Verfahren eingeführt, und dies von fast allen europäischen Staaten, auch von England, das nun plötzlich mit einer ganz neuen Größe in seiner Kolonialpolitik, wie widerwillig immer, rechnen mußte, anerkannt. Und als die Reichsregierung nun von deutschen Landsleuten auf den Karolinen-Inseln um Schutz angefleht wurde, Spanien aber einen ganz haltlosen Anspruch auf die Oberhoheit in jenen Gebieten erhob, der Pöbel in Madrid, obwohl König Alphons erst vor zwei Jahren bei seinem Besuch in Deutschland vom Kaiser hoch geehrt worden war, sogar sich bis zur Beschimpfung der deutschen Fahne hinreißen ließ, Deutschland aber in Uebereinstimmung mit der Kongo-Akte die Erledigung der Streitfrage dem Schiedsgerichte des Papstes anheimstellte, da stieg, trotzdem der Papst zu Gunsten Spaniens entschied, das Ansehen Deutschlands im Auslande noch höher. Die Mäßigung und Zuverlässigkeit, welche die deutsche Politik auch hier wieder bewährte, gewann ihr voll und ganz das Vertrauen Europas. Der deutsche Reichstag aber glaubte gerade damals seinem herrlichen Kanzler gegenüber seine, wie man es genannt hat, „Politik der Nadelstiche" so schroff wie möglich führen zu sollen, er hatte den Mut, ihm die Vermehrung der Beamten im Auswärtigen Amt zu verweigern, obwohl ihm der Fürst die detaillierteste Schilderung der Arbeitslast machte und unter Berufung auf seinen Diensteid die Notwendigkeit der Forderung nachwies.

Der Kaiser aber und die Nation ergriffen die Gelegenheit des siebzigsten Geburtstages des Fürsten, um ihm ihre Dankbarkeit in einer Weise zu bezeugen, wie sie vorher keinem Staatsmann zu teil geworden ist. Nie hat ein Staatsmann von seinem Monarchen einen Brief erhalten, wie ihn Kaiser Wilhelm damals seinem Kanzler schrieb, und mit jenem feinen Herzenstakt wählte der Kaiser sein Geschenk, die Darstellung der Kaiser-Proklamation im Schlosse zu Versailles, übergab es ihm in Gegenwart seiner sämtlichen Prinzen. Die Nation aber kaufte ihm das Stammgut seines Hauses, Schönhausen für $1^1/_2$ Millionen zurück, übergab ihm fast dieselbe Summe, und der Fürst errichtete mit ihr eine Stiftung für Oberlehrer.

Neben jenen europäischen Verhandlungen auf dem Kongo-Kongreß in Berlin waren nun aber solche mit der inzwischen gegründeten „Gesellschaft für deutsche

Kolonisation" gegangen. In Ostafrika hatten deren Vorsitzender Dr. Karl Peters und Graf von Behr-Bendelin westlich vom Reiche des Sultans von Zanzibar durch Verträge mit den Herrschern von Usagara, Nguru, Useguha und Ukami ein Gebiet von 2500 bis 3000 Geviertmeilen mit dem Recht der Landeshoheit erworben. Hierfür riefen sie den Schutz des deutschen Kaisers an, und am 27. Februar 1885 ward auch dieses Land unter deutschen Schutz gestellt. Dasselbe geschah wenige Monate darauf mit dem nördlichen Teil der Insel Neu-Guinea und den vorliegenden Inseln, dem nunmehrigen „Kaiser Wilhelms-Land" und dem „Bismarck-Archipel". In beiden Gebieten wurden demnächst die Rechtsverhältnisse durch Reichsgesetz geordnet, in den westafrikanischen Gebieten, wo es an einer die Geschäfte leitenden Gesellschaft fehlte, wurde auch die Verwaltung von Reichs wegen geübt. Ebenso wurde auf den Marschall-Brown- und Providence-Inseln, wo die Oberhäuptlinge von Jaluit schon 1878 an Deutschland eine Kohlenstation abgetreten und sich verpflichtet hatten, keiner anderen Nation gleiche Rechte zuzugestehen, im Oktober 1885 die deutsche Flagge gehißt, die Inseln unter deutschen Schutz gestellt und zu dessen Ausübung ein kaiserlicher Kommissar bestellt. Endlich erbat und erhielt auch der Sultan von Witu den Schutz des Reiches, im August erkannte der Sultan von Zanzibar dies Verhältnis an, und selbst England fügte sich ihm durch Vertrag vom 1. November 1886. Darauf ward auch hier die deutsche Flagge gehißt. So glückte es, den Jahrhunderte alten Vorsprung der Seemächte einzuholen, das Werk des Großen Kurfürsten in großartiger Weise aufzunehmen, dem deutschen Vaterlande die Vorteile des Welthandels zuzuführen, und nunmehr vermochte der Kaiser gewiß, wie er es ausgesprochen haben soll, seinem gewaltigen Ahnherrn, dem Großen Kurfürsten, frei ins Gesicht zu schauen. —

Um so betrübender für den Kaiser war dagegen der Kampf, den der preußische Staat gegen die katholische Kirche auszufechten hatte. Denn indem man auf der einen Seite die Grundlage des Staates, ohne die er nicht bestehen kann, die Staatshoheit selbst in Gefahr sah, gesahh es doch, daß zugleich das Gewissen einer großen Zahl katholischer Unterthanen in harte Bedrängnis geriet. Indem der päpstliche Stuhl seine Gesetzgebung wiederum als solche erklärte, der die weltliche Gewalt sich unterzuordnen habe, beanspruchte er für sich die Staatshoheit, die aufzugeben kein Staat, am wenigsten aber Preußen, geneigt sein konnte. Schon vor dem Kriege hatte der Papst ein ökumenisches Konzil nach Rom berufen und trotz aller Warnungen, die von katholischen Gelehrten, Bischöfen und Staaten ausgingen, erhob dies Konzil die Unfehlbarkeit des Papstes zum Beschluß. Wiederholt lehnte Kaiser Wilhelm wie seine Regierung es ab, sich in Glaubensangelegenheiten der katholischen Kirche zu mischen, aber durch die Konzilbeschlüsse war die geistliche Autorität der Bischöfe erheblich beeinträchtigt und ihre rechtliche Stellung zum Staat angegriffen. Die Giltigkeit der kirchlichen Gesetzgebung war der weltlichen übergeordnet, der staatlichen eine geistliche Souveränität vorangestellt und ein dauernder Anspruch auf Ausübung eines Teiles der Staatsgewalt durch die geistlichen Behörden in Anspruch genommen. Da andererseits zwar die Bischöfe, die dem neuen Dogma sich widersetzt hatten, nun, nachdem es verkündigt war, sich ihm unterwerfen zu müssen glaubten, eine nicht unerhebliche Zahl katholischer Staatsbürger aber dem alten Glauben treu blieb, so entstand für den Staat die Notwendigkeit, sein Verhältnis zu den Bischöfen neu zu ordnen und die Altgläubigen gegen etwaige Maßregeln der Geistlichkeit zu schützen. Das war um so notwendiger,

als der Erzbischof Ketteler von Mainz die Aufnahme der die Freiheit der katholischen Kirche verbürgenden Paragraphen der preußischen Verfassung in die des Reiches forderte, Preußen aber hierzu seine Bundesgenossen nicht zwingen konnte, und als andererseits der Erzbischof von Posen, Graf Ledochowsky vom Kaiser Wilhelm verlangte, er solle gegen die inzwischen vollzogene Einverleibung des Kirchenstaates in das junge Königreich Italien sein Wort einlegen, ein Wunsch, der jedem neuen Völkerrecht widersprach und Preußen in unabsehbare Händel verwickelt hatte.

Der Konflikt zwischen geistlichen und weltlichen Behörden konnte demnach nicht ausbleiben. Man löste zunächst die katholische Abteilung im Kultusministerium auf, und wenn man keinen Geistlichen oder Lehrer hinderte, die neue Lehre zu predigen und zu lehren, so schützte man doch diejenigen von ihnen, die in ihrem Gewissen sich zu der neuen Lehre nicht zu bekennen vermochten. Mit dem Beginn des Jahres 1872 wurde der Geh. Ober-Justizrat Falk zum Kultusminister ernannt, und er übernahm das verantwortliche Amt mit dem Hinweise darauf, daß die Kirchen und Kirchengemeinschaften zwar ihre Freiheit, ihre volle freie Bewegung behalten sollten, er ihr niemals hemmend in den Weg treten, aber die Rechte des Staates gegen jeden, auch gegen Kirchengemeinschaften schützen und alle unberechtigten Ansprüche vollständig zurückweisen werde. Immer heftiger redeten nun die Mitglieder der katholischen oder, wie man sagte, der Zentrumspartei, vor allem der kluge frühere hannöversche Minister Ludwig Windthorst gegen die vermeintliche Unterdrückung der katholischen Kirche. Bismarck aber hatte in dieser Partei gleich nach der Rückkehr aus Frankreich die Mobilmachung gegen den Staat als das Charakteristische erkannt. Und der Papst lehnte, als in der Person des Kardinals Fürsten von Hohenlohe ein deutscher Botschafter beim Vatikan ernannt werden sollte, dies und damit ein für die Herstellung des Friedens bestimmtes Verteidigungsmittel ab, hoffte, daß bald sich das Steinchen von der Höhe loslösen möchte, welches den Fuß des Kolosses, welches das neue Reich zertrümmern werde.

Es verstand sich daher, daß es bei den Worten des Fürsten Bismarck „Nach Kanossa gehen wir nicht", sein Bewenden behielt. Die Schulaufsicht wurde der Kirche entzogen, der Orden Jesu, wie er es in mehreren Bundesstaaten schon war, durch Gesetz vom deutschen Reichsgebiet verwiesen, die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen staatlicher Kontrolle unterstellt, die Pflicht der Anzeige von der Anstellung neuer Geistlichen den Bischöfen auferlegt, die Zivilehe eingeführt, Zwangsmaßregeln gegen die renitenten Geistlichen bis zur Einstellung der Leistungen des Staates an die Kirche, bis zur Entsetzung und Gefängnisstrafe katholischer Geistlicher eingeleitet, ja, die Verfassungsparagraphen über die Selbständigkeit der Kirche mußten geändert, die meisten Bischöfe ihres Amtes enthoben werden. Auf überaus würdige Weise lehnte der Kaiser den Anspruch, den der Papst auf die Zugehörigkeit auch der Evangelischen zur römischen Kirche als der allein seligmachenden erhob, in einem herrlichen Briefe ab. Wie immer aber Papst, Geistlichkeit und Zentrumspartei gegen den Staat und seine Leiter schalten und die katholische Bevölkerung also aufregten, daß sie ihre Religion wirklich in Gefahr glaubte, daß sogar ein verkommener Mensch sich durch ein Attentat auf den Fürsten Bismarck ein Verdienst um seine Kirche zu erwerben vermeinte: Das hatte der Kaiser, das hatte Fürst Bismarck, das hatte auch Falk immer wieder betont, daß, um mit den Worten dieses Kultusministers zu sprechen, das allein berechtigte Ziel eines so ernsten Kampfes ein fester dauernder Friede sei. Eben diesen hoffte man bei einem Wechsel auf dem päpstlichen Stuhl zu er-

reichen und die ehrliche Gewissensnot der ihrer Seelsorger beraubten katholischen Unterthanen, die Unsumme von Haß, die gegen den Staat geschürt wurde, nötigte dazu. Es drohte die Gefahr, daß die ultramontane Gährung, die ohnehin schon mit polnischen und welfischen Tendenzen nur zu eng verquickt war, den Mächten des Umsturzes und der Anarchie zu gute kommen, der Befestigung der Einheit der gesamten deutschen Nation das ernsteste Hindernis bereiten werde. Sehr gern ergriff man daher die Hand, die der neugewählte friedfertige Papst Leo XIII. bot, und im Namen des Kaisers drückte der Kronprinz ihm die Hoffnung aus, daß da, wo eine grundsätzliche Verständigung nicht erreichbar sei, doch versöhnliche Gesinnung beider Teile auch für Preußen den Weg zum Frieden eröffnen werde, der anderen Staaten niemals verschlossen war. Trotzdem dauerte es noch Jahre und Jahre, die Erbitterung wollte nicht weichen, jedes Zugeständnis des Staates rief neue Forderungen des Zentrums hervor, jede Verhandlung zeigte nur, wie unendlich schwierig die Verständigung in Wahrheit war. Endlich, nachdem schon 1881 beim Vatikan ein besonderer Gesandter, von Schlözer, ernannt war, erfolgte eine Revision der Kampfgesetze, die mit großer Majorität im Landtage gut geheißen, vom Papste mit Befriedigung begrüßt und vom Kaiser in der Hoffnung auf endlichen Frieden vollzogen wurde. Im wesentlichen ist demnach nur die staatliche Schulaufsicht, die Zivilehe, das Recht des Einspruchs gegen die feste Anstellung von Geistlichen, die Entfernung der Jesuiten aus dem Reich und die Zentrumspartei selbst geblieben.

Paul Ludwig Adalbert Falk
(geb. 10. August 1827).

Noch heute erhebt sie Klagen über Imparität, über ungenügende Berücksichtigung der katholischen Kirche, über Bevorzugung der Bekenner des evangelischen Glaubens. Und doch hat der Staat für die katholische weit mehr Geldmittel aufgewendet als für die evangelische Kirche, und diese hat unter dem Kulturkampfe sehr empfindlich leiden müssen. Sie erhielt aber eine, in ihrer Folge sich von großem Segen erweisende neue Verfassung, welche in all ihren Abstufungen, der Gemeinde, der Kreis-, Provinzial- und der General-Synode die Laien zum Ausbau der Kirche heranzog und sie, die zum großen Teil der

Kirche bislang gleichgültig, teilnahmslos oder gar feindlich gegenüber standen, zum Dienste und zur Mitwirkung in der Kirche heranzog. Sie erfüllte jahrelang gehegte Wünsche, und in allem Wesentlichen war ihr Urheber, der Präsident des Oberkirchenrats Hermann auf die Vorschläge und Entwürfe zurückgegangen, die der spätere Berliner Propst Immanuel Nitzsch schon in den vierziger Jahren einem Kirchentag und dem Könige Friedrich Wilhelm IV. unterbreitet hatte.

Die Heranziehung der Bevölkerung zur Lösung aller Kulturaufgaben war überhaupt eines der Ziele, dem man entgegenstrebte. Denn in Preußen hatten die Gedanken der großen Reformarbeit im Anfang des Jahrhunderts weiter gewirkt, waren innerlich verarbeitet und hatten tiefere Wurzeln geschlagen. Es galt jetzt, da die Teilnahme des Volkes an der Gesetzgebung geschaffen war, die Laien auch zur Verwaltung heranzuziehen, sie durch die Mitarbeit an der Verwaltung für jene befähigter zu machen. Es galt, die Selbstverwaltung, die jene Tage den Städten gebracht, auch auf die Landgemeinden zu übertragen und in der Selbstverwaltung den „Zwischenbau zwischen Staat und Gesellschaft" weiter auszubauen, durch den die einander widerstreitenden Interessen der einzelnen Stände einer staatlichen Rechtsordnung unterworfen und mit einander ausgeglichen und versöhnt werden mußten. Es galt, wie der Minister Graf Eulenburg sagte, die allgemeine Dienstpflicht, die Preußen auf militärischem Gebiet groß gemacht, auch auf das bürgerliche Gebiet zu übertragen, es galt zugleich, gleichsam als Aequivalent der Selbstverwaltung auf dem Gebiet der inneren Verwaltung die Befugnisse der Regierungs-Präsidenten durch Beseitigung der sie hemmenden kollegialen Verfassung der Regierungs-Abteilungen zu erhöhen, es galt endlich, die eigentliche Verwaltung von der Verwaltungs-Gerichtsbarkeit zu trennen und dieser die Unabhängigkeit und Sicherheit der ordentlichen Gerichte zu schaffen. Gleich nach dem Kriege war diese Arbeit im Ministerium des Innern unter Graf Eulenburg vorgenommen, und bis an das Lebensende des Kaisers ist sie fortgesetzt.

Zuerst erschien der Entwurf zu einer neuen Kreisordnung, welcher zunächst für die älteren Provinzen mit Ausnahme Posens eine Reihe von Verwaltungsgeschäften den Regierungen abnahm und den Kreisen übertrug, welcher aber auch die gutsherrliche Polizei beseitigte und sie Amtsvorstehern überwies, die, vom Kreise vorgeschlagen, vom Ober-Präsidenten ernannt, ihre ebenso weit greifenden wie einflußreichen Befugnisse als Ehrenamt verwalten. Der Kreistag besteht aus von den Wahlverbänden der größeren ländlichen Grundbesitzer, der Landgemeinden und der Städte frei gewählten Kreisabgeordneten, und seiner Beschlußfassung unterliegen die Kommunal-Angelegenheiten des Kreises. Zu ihrer Verwaltung wählt er aus seiner Mitte sechs Vertreter, die unter Leitung des vom König ernannten Landrats den Kreisausschuß bilden, der neben jenen Geschäften auch die ihm von der Regierung zugewiesenen der allgemeinenen Landesverwaltung zu führen hat, der aber endlich neben diesen verwaltenden Befugnissen zugleich das Verwaltungsgericht erster Instanz bildet. Ueber ihm wurde bei jedem Regierungsbezirk ein Verwaltungsgericht zweiter Instanz gebildet, das wiederum neben zwei berufsmäßigen Beamten aus drei gewählten Laien-Mitgliedern bestand, übrigens für gewisse Dinge auch als Gericht erster Instanz zu entscheiden hatte.

Begreiflich, daß sich unter den Grundbesitzern gegen die Kürzung ihrer seit Jahrhunderten ausgeübten Polizeigewalt Widerspruch entwickelte, aber in der schärfsten Weise trat er auf. Trotzdem der Kaiser — der lebhaft an den Widerstand erinnert wurde,

der einst der Steinschen Reform entgegentrat, auf welcher doch seiner Ueberzeugung nach die heutige Größe Preußens beruhe — keinen Zweifel darüber ließ, daß er an der Vorlage festhalten werde, wurde sie im Herrenhause abgelehnt,. Darauf erfolgte eine Vertagung der Kammern, und durch einen „Pairsschub" wurde das Herrenhaus um 24 aus Allerhöchstem Vertrauen ernannte Mitglieder erweitert. Die neu zusammengetretenen Kammern nahmen nunmehr die Vorlage an, und noch im Dezember desselben Jahres wurde sie als Gesetz veröffentlicht. Demnächst (1875) wurde auch die Provinzialverfassung neu geordnet, jede Provinz als ein Kommunalverband mit Korporationsrechten ausgestattet, deren Vertretung dem aus Abgeordneten der Stadt- und Landkreise bestehenden Provinziallandtag zusteht. Dieser, der vom König mindestens alle zwei Jahr berufen wird, und auf dem der königliche Kommissar, nämlich der Oberpräsident jederzeit gehört werden muß, regelt seinen Geschäftsgang selbst, er darf Anträge und Beschwerden an die Regierung richten, beschließt über die Verwendung der Einnahmen, auch der aus Staatsfonds stammenden, über die Aufnahme von Anleihen, wählt den Landesdirektor und die anderen Provinzialbeamten und wählt ebenso seinen die Geschäfte führenden Provinzial-Ausschuß. Weiter wurde die Organisation der Verwaltungsgerichte und das Verfahren ergänzt, endlich als dritte Instanz das Oberverwaltungsgericht nur aus Richtern zusammengesetzt und mit jeglicher richterlicher Unabhängigkeit umgeben.

Im Jahre 1880, als der jüngere Graf Eulenburg Minister des Innern war, wurde gegen die Stimmen des Fortschritts und des Zentrums ein Gesetz über die Organisation der allgemeinen Landesverwaltung erlassen, wurde für die Abteilungen des Innern in den Regierungen die Kollegialität aufgehoben und 1883 unter dem Minister von Puttkammer, der — nunmehr aus zwei Beamten und vier vom Provinzial-Ausschuß gewählten Mitgliedern sowie dem Regierungs-Präsidenten als Vorsitzenden bestehende — Bezirks-Ausschuß, sowohl als Verwaltungs- wie als Gerichtsbehörde neu organisiert, die Aufsicht über die kommunalen und genossenschaftlichen Verbände auf den Landrat und den Regierungs-Präsidenten übertragen. Im Laufe der folgenden Jahre erfolgte unter Beobachtung der provinziellen Eigentümlichkeiten die Uebertragung dieser Gesetzgebung auf die neuen Provinzen, auf das Rheinland und Westfalen.

Noch allgemeiner und noch älter war der Wunsch, auch auf dem Gebiet der Rechtspflege das Laien-Element zu beteiligen, und außerordentlich lebhaft empfand man, daß die nationale Rechtseinheit das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller Deutschen stärken und der politischen Einheit Deutschlands, wie der Kaiser sagte, einen inneren Halt geben werde, wie ihn keine frühere Periode unserer Geschichte aufweise. Hatte nun die Verfassung des norddeutschen Bundes die Ausübung der Gerichtsbarkeit den Einzelstaaten überlassen, dem Bunde aber die Vorschriften vorbehalten, nach welchen sie geleitet werden, und die Einzelstaaten einander Rechtshilfe leisten sollten, so war man doch schon 1869 durch die Einsetzung des Reichsoberhandelsgerichts erheblich darüber hinausgegangen und hatte der Bundesgewalt auf dem Gebiete des Handelsrechts auch die Rechtssprechung selbst überlassen. Das Reich übernahm nunmehr die Aufgabe, in höchster Instanz auch in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten und in Strafsachen Recht zu sprechen, den Einzelstaaten nur die unteren Instanzen zu überlassen, oder auch deren Verfahren durch gemeinsame Gesetze zu regeln und die mannigfaltigen Verschiedenheiten in den Gerichts- und Prozeß-Ordnungen zu beseitigen. Nach sehr mühsamen Arbeiten in den Justizministerien der einzelnen Staaten, vornehmlich

Preußens, das damals der Hannoveraner Leonhardt leitete, gelang es im Jahre 1874 drei große Entwürfe, die Zivilprozeßordnung, die Strafprozeßordnung und das Gerichtsverfassungsgesetz, die bei der Abhängigkeit jeder dieser Materien von der anderen in untrennbarem Zusammenhang standen, vorzulegen. Nicht geringer war die Arbeitskraft, die darauf der, ausnahmsweise auch zwischen den Sessionen tagende Ausschuß des Reichstags unter Miquels Leitung den Entwürfen widmete. Am 21. Dezember 1876 wurden nach Beseitigung mancher Anstände alle drei Entwürfe, sowie eine Konkursordnung angenommen, bald darauf erhielten sie die Zustimmung des Bundesrats, wurden publiziert und der Beginn ihrer Gesetzeskraft auf den 1. Oktober 1879 festgesetzt. Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, freie Beweiswürdigung durch den Richter, der nicht mehr aus Akten, sondern aus Rede und Gegenrede der Parteien seine Ueberzeugung schöpft, Schwurgerichte und Schöffengerichte, d. h. die Heranziehung des Laienelementes zur Urteilsfällung, vollste und unbedingte Unabhängigkeit der Richter von jedem amtlichen Einfluß, Sicherung des Strafvollzuges und Schutz der Angeklagten, Gliederung des Instanzenzuges in möglichst viele, in ihrer Zuständigkeit erweiterte Amtsgerichte, in Oberlandesgerichte und endlich über die Einzelstaaten hinausgreifend in das nach Leipzig verlegte Reichsgericht: das waren die Hauptresultate einer im Sinne gesicherter Rechtsprechung wie der Einheit des deutschen Volkes unternommenen Reform, die überdies noch durch eine Rechtsanwaltsordnung und Regelung der Konsulargerichtsbarkeit vervollständigt wurde. Mehrfach sprach Kaiser Wilhelm, der sich mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit aufs sorgfältigste in diese ihm fernliegenden Dinge eingearbeitet, seine Freude und Befriedigung über das Gelingen aus.

Es war aber auf dem Gebiet der Rechtspflege noch mehr geschehen, und wenn das Verfahren einheitlich geregelt wurde, so war auch beinahe noch notwendiger, das materielle Recht, nach dem geurteilt werden sollte, zu einem einheitlichen zu gestalten. Denn nicht nur zerfiel Deutschland in die drei großen Rechtsgebiete des preußischen allgemeinen Landrechts, des Code Napoleon und des gemeinen Rechts, sondern in unfaßbar viele Kanäle hatte sich das Rechtsleben ergossen, hatte sich weiter und weiter zersplittert, und Provinzial- wie Lokalrechte hatten auch jene großen Gebiete durchlöchert, also daß wohl vor den Thoren der Stadt ein anderes Rechtens war als innerhalb ihrer Mauern. In der Natur der Sache aber liegt es, daß die überaus umfassende Aufgabe, die hier zu lösen war, Jahre und Jahre der schwer wiegendsten Arbeit voraussetzte. Doch mit solchem Eifer arbeitete die auf einen Beschluß des Bundesrats 1874 eingesetzte Kommission, daß der Kaiser noch die Veröffentlichung des in erster Lesung fertig gestellten Entwurfs nebst den Motiven erlebte (Januar 1888).

Kaum jemals aber hatte sich eindringlicher und überzeugender die fruchtbringende Kraft großer Kriege erwiesen als diesmal, und in vorher kaum zu ahnender Weise hob sich, worauf wir noch zurückkommen, jeglicher Handel und jegliche Industrie. Freilich der Milliardensegen aus Frankreich traf in Deutschland die Verwaltung wie den Geldmarkt völlig unvorbereitet und hilflos, so daß es kaum fehlen konnte, daß ein Taumel des Schwindels die Menschen überfiel, der Gefahren und Unsauberkeiten genug zeitigte. Doch war das vorübergehend, kaum hatte man den Finger auf die Wunde gelegt, als sie schon heilte, und der Krach, der Börse und Aktiengesellschaften zum Opfer fielen, wirkte doch wieder reinigend. Unter ganz anderen Bedingungen, mit weit größeren Erfolgen arbeitete im deutschen Reich der Handel, die Industrie,

das Fabrikenwesen als einst in den zersplitterten Einzelstaaten, und ihnen vornehmlich nützten alle Erleichterungen des Verkehrs, die Ausbildung der Flotte, die Entstehung der Kolonien. Die ganze Lebensführung der Nation wurde eine bessere, reichere, und das Anwachsen der großen Städte vornehmlich Berlins, dessen Einwohnerschaft sich fast verdreifachte, dessen Verwaltung zumal auf dem Gebiete des Schulwesens, der Gesundheits- und Armenpflege vortrefflich geleitet, dessen Aeußeres durch zahllose Prachtbauten, Denkmäler und anderen Verschönerungen ein völlig anderes wurde, lieferte den vollgiltigen Beweis für den wachsenden Reichtum der Nation.

Der Gewinn der völlig veränderten Lebensweise war natürlich auch den niedersten Schichten der Bevölkerung zu gute gekommen, hatte ihre Daseinsbedingungen gegen früher erheblich gebessert. Denn jede Steigerung des allgemeinen Wohlstandes hebt naturgemäß auch die Lebensführung der Geringsten, immer aber ist dies nur absolut der Fall, während relativ der Gegensatz zwischen Arm und Reich bestehen bleibt. Und ihn nach bester Möglichkeit auszugleichen, bleibt daher stets Christenpflicht, bleibt Aufgabe des christlichen Staates. Mit nacktem Egoismus waren nun aber wie zu den Zeiten Friedrich Wilhelms I., namentlich die kapitalskräftigen bürgerlichen Kreise an dem Elend der breiten Massen vielfach vorüber gegangen und hatten mit den Zügellosigkeiten, die scharf genug sich äußerten, zugleich die berechtigten Wünsche abgethan. Die politische Freiheit, sich selbst zu helfen, hatte ja jeder Staatsbürger, ob er aber wirtschaftlich dazu im stande war, das kam für viele nur wenig in Betracht. Machtvoll war daher inzwischen die Sozialdemokratie angewachsen und bedrohte mit ihrer Verleugnung und Bekämpfung aller staatlichen und sozialen Ordnungen, wie sie seit der Eisenacher Versammlung im Jahre 1869 nicht mehr zweifelhaft sein konnte, alle Staaten, jede Kultur und Religion, bedrohte alles, was heilig und recht ist, mit völliger Vernichtung. Wie aber um allen die Augen zu öffnen, hatte der Abgeordnete Bebel schon im ersten Reichstag die Wiedereroberung von Elsaß und Lothringen einen Schandfleck in der deutschen Geschichte, ein Verbrechen gegen das Völkerrecht genannt, sich offen zu den Thaten der Pariser Kommune bekannt und den Schlachtruf des gesamten europäischen Proletariats ausgestoßen: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten, Tod der Not und dem Müßiggange". Alsbald (zu Gotha 1875) kam es auch zum Zusammenschluß des von Lassalle begründeten gemäßigteren und nationalen allgemeinen deutschen Arbeitervereins mit der sozialdemokratischen Arbeiterpartei, und nun forderte man die Verwandlung der Arbeitsmittel in Gemeingut der Gesellschaft sowie die genossenschaftliche Regelung der Gesamtarbeit mit gemeinnütziger Verwendung und gerechter Verteilung des Arbeitsertrags. Die Befreiung der Arbeiter müßte, so fuhr man fort, das Werk der Arbeiterklasse sein, der gegenüber alle anderen Klassen nur eine reaktionäre Masse seien. Deshalb müsse man mit allen gesetzlichen Mitteln den freien Staat und die sozialistische Gesellschaft fordern, die Zerbrechung des ehernen Lohngesetzes durch Abschaffung des Systems der Lohnarbeit, die Aufhebung der Ausbeutung in jeder Gestalt, die Beseitigung aller sozialen und politischen Ungleichheit. Zwar wirke man im nationalen Rahmen, des internationalen Charakters der Arbeiterbewegung aber sei man sich wohl bewußt und entschlossen, alle Pflichten, welche dieser den Arbeitern auferlege, zu erfüllen, um die Verbrüderung aller Menschen zur Wahrheit zu machen. Und im Verfolg dieser Gedankenreihe schloß man in der That 1877 zu Gent einen internationalen Bund zwischen allen Sozialisten.

Ging man nun mit dieser Verleugnung alles Eigentums und jedes Vaterlandes weit hinaus über die berechtigten Forderungen und Beschwerden der Arbeiter, für welche Fürst Bismarck die beteiligten Minister schon lange zu gewinnen gesucht, und für deren bessere soziale Lage er gleich nach dem Kriege energisch seine Stimme erhob — er dachte an die Bildung von Arbeitergenossenschaften und die Beteiligung der Arbeiter am Unternehmergewinn — so übertrumpfte die von den Führern der Sozialdemokratie betriebene Agitation in der Presse, in Vereinen und Versammlungen noch weitaus jene Forderungen. Die Verhöhnungen von Religion und Vaterland, die Verhetzung der Armen gegen die Reichen, die aufreizenden Reden gegen jede Ordnung, jede Zucht und Sitte, die Verspottung alles Heiligen, jedes Gesetzes nahm einen Umfang an, der deutlich den Vulkan kennzeichnete, auf dem man stand. Denn ein tobender und rasender Beifall lohnte die Redner, mit höchster Gier verschlang man die Erzeugnisse der Presse. Alle Leidenschaften waren entfesselt und der wilden Begier Raum und Wege gewiesen. Jede Reichstagswahl zeigte in erschreckender Weise, wie die Unzufriedenheit zunahm, jeder Blick auf die sich häufenden Streiks, wie viele Kreise sie ergriffen. Da war es denn kaum noch ein Wunder, daß auch der Meuchelmord ein berechtigtes Mittel erschien, um endlich dem Staat und der Gesellschaft, die alles verschuldet, völlig den Garaus zu machen.

Und doch, wie versteinert, wie aus allen Himmeln gefallen war die bürgerliche Gesellschaft nun, da ein, nein nicht ein, da zwei Verbrecher es wagten, diese Folgerung zu ziehen, es wagten das Leben des greisen Kaisers anzutasten, auf sein Haupt, das die Nation wert hielt als ihr Palladium, ihr Heiligtum die Mordwaffe zu richten! Als Bebel jenen Schlachtruf des Proletariats ausstieß, da hatte er im Reichstage Heiterkeit erweckt, als Bismarck die Todesstrafe für den Mordversuch gegen den Monarchen verlangte, da glaubte man, er rede von Zeiten, die völlig vergangen: nun war das Entsetzliche geschehen, der Kaiser bei dem zweiten Attentat schwer verwundet, also daß der Kronprinz seine Stellvertretung übernehmen mußte. Der Nation stieg die Schamröte in das Gesicht, in rührender Weise bethätigte sie dem Kaiser ihre Trauer und Teilnahme, aber der Reichstag lehnte den jetzt gegen die Umsturzbewegungen ihm vorlegten Gesetzentwurf ab. Erst ein neu gewählter Reichstag gewährte auf $2^1/_2$ Jahr die von der Regierung verlangten schärferen Maßregeln gegen Vereine und Verbindungen, welche durch sozialdemokratische, sozialistische oder kommunistische Bestrebungen den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung bezweckten, sowie den öffentlichen Frieden, die Eintracht der Bevölkerungsklassen gefährdete. Mehrfach ist dann dies als ein nicht auf dem Boden des gemeinen Rechts stehendes, viel gescholtene Ausnahmegesetz verlängert worden. Man hoffte von ihm, obwohl es an und für sich nur negativ wirken sollte, doch zugleich auch einen positiven Erfolg zu erlangen, insofern es den Terrorismus der sozialdemokratischen Partei brechen und die vielen Arbeiter, die nur widerwillig und notgedrungen handeln mußten, wie die Partei es vorschrieb, von dieser Tyrannei befreien werde. Völlig durchdrungen aber war vornehmlich der Kaiser gleich vielen seiner Ahnen, von der Notwendigkeit, einen Ausgleich zwischen den harten Gegensätzen der verschiedenen Gesellschaftsklassen zu schaffen und eine neue Ordnung zu begründen, die den Frieden zwischen ihnen, die das Wohl der unteren Klassen aufs neue zu beleben vermöchten.

Wiederholt wies er, als er nach seiner Genesung in die festlich geschmückte Hauptstadt zurückkehrte, auf die Notwendigkeit der Heilung der Wunden, den Ein-

fluß, den die Religion auf sie üben werde, hin, und wieder hatte Fürst Bismarck bei der Beratung des Sozialistengesetzes, das er besser Anarchistengesetz nennen wollte, die Notwendigkeit betont, „den Arbeitern einen höheren Anteil an den Erträgnissen der Industrie zu gewähren und ihre Arbeitszeit nach Möglichkeit zu verkürzen, soweit die Grenzen, die durch Wettbewerb und die absatzfähige Fabrikation gezogen sind, beide Bestrebungen noch gestatten". Denn „die positive Förderung des Wohles der Arbeiter", die der Kaiser als „seine kaiserliche Pflicht" bezeichnete, war in Wahrheit der Kern der sozialen Politik, wie sie die Regierung alter preußischer Tradition entsprechend neu zu entwickeln suchte. Freilich der alten Volkswirtschaftslehre — die in der Hoffnung, daß der ungebundene Wettbetrieb, die freie Konkurrenz allein alles aufs beste regeln werde, der Staat nichts dazu thun dürfe, ihm vielmehr nach dem Ausdruck des Abgeordneten Bamberger nur die Rolle des auf äußere Ordnung bedachten „Nachtwächters" zustehen solle — waren solche Pläne ganz entsetzlich. Aber schon hatte auch die Wissenschaft diese Lehre über den Haufen geworfen, hatte, wie der Straßburger Professor Schmoller ausführte, im Staat die großartigste sittliche Erziehungsanstalt des Menschengeschlechts erkannt, der Staatsgewalt wieder die Aufgabe zugewiesen, über den selbstischen Klasseninteressen zu stehen, die Gesetze zu geben, die Verwaltung mit gerechter Hand zu leiten, die Schwachen zu schützen, die unteren Klassen zu heben und hatte in dem zweihundertjährigen Kampf des preußischen Königshauses und seiner Beamten für Rechtsgleichheit, Beseitigung aller Sonder- und Vorrechte der höheren, für Entfesselung und Hebung der unteren Klassen — von dem wir hörten — das beste Erbteil unseres deutschen Staatswesens erkannt, dem wir nimmer untreu werden dürften.

Fürst Bismarck bezeugt selbst, daß lange Jahre ihn die auswärtige Politik voll beschäftigt habe, aber 1877 sei ihm die Not des Landes, das Ausblasen aller Hochöfen, das Zurückgehen des Lebensstandes, der Industrie, der Arbeiter, das Darniederliegen aller Geschäfte äußerlich so nahe getreten, daß er sich „um diese Dinge bekümmern mußte". Mit seiner ganzen übermächtigen Kraft hat er es, nachdem mehrere Minister, die ihm nicht folgen mochten, ihre Entlassung erbeten hatten, Graf Stolberg-Wernigerode zum Vize-Präsidenten des Staatsministerium ernannt war, gethan, und seine Pläne gewannen in dem Maße Aussicht auf Erfolg, als die im Herbst 1878 entstandene volkswirtschaftliche Vereinigung des Reichstages Bestand behielt. Zur Hebung der von den Arbeitern beklagten Mißstände wurden Fabrikinspektoren eingesetzt, Einigungsämter zur Beilegung ihrer Streitigkeiten mit den Brotherren gegründet, die Sonntags-, die Frauen- und Kinderarbeit beschränkt. Weiter aber handelte es sich um eine volle Reform des Steuer-, des Zoll- und des Eisenbahnwesens, sowie um den Plan, durch eigene Einnahmen des Reiches die Beiträge der Einzelstaaten zu ermäßigen oder abzuschaffen und durch eine Ausgleichung der Steuersysteme ihnen die Möglichkeit zu gewähren, die unteren Klassen von den direkten Steuern zu befreien, die Mittelklassen zu erleichtern. Die unbedingte Oeffnung unserer Grenze für die ausländische Einfuhr, die noch wesentlich durch die Thatsache, daß die Eisenbahnen im eigenen Interesse sie weit billiger als die deutschen Erzeugnisse beförderten, verschlimmert wurde, während die übrigen Staaten den Eingang deutscher Waren mit erheblichen Zöllen belastete, hatte dahin geführt, daß auf den Kopf der Bevölkerung Frankreich 4,88 Mk., Großbritannien 12,59 und Amerika 16,34, Deutschland aber nur 2,83 Mk. vereinnahmte, also in viel höherem Maß auf

die direkten, den kleinen Mann besonders drückenden Steuern angewiesen war, daß die deutsche Industrie mit der auswärtigen nicht mehr Schritt halten konnte, den auswärtigen Markt fast ganz verlor, den einheimischen kaum noch behauptete.

Heftig platzten die Geister im Reichstage zusammen, als Fürst Bismarck ihnen nun einen neuen Zolltarif vorlegte, der doch erheblich hinter dem von 1818 zurückblieb. Die seit Jahren mit Hingebung gepflegte und auch von der preußischen Regierung befolgte Theorie des freien Handels, von der Kraft, mit der sich Angebot und Nachfrage in dem Maße günstig entwickeln werde, wie man sie ungebunden sich selbst überließ, war in der That ernüchtert in Frage gestellt, und als nun gar der Abgeordnete von Frankenstein die Ueberweisung gewisser Ueberschüsse aus den Zöllen an die Einzelstaaten beantragte, da schien dies „unchristlich, kulturfeindlich, unvernünftig". Indessen dank der Unterstützung der Konservativen und des Zentrums wurden im Herbst des Jahres die Zölle auf Eisen, Getreide und Holz, der ganze Entwurf angenommen und ebenso gelangte das Eisenbahngesetz zur Annahme, welches dem Staate die Mittel gab, die Privat-Eisenbahnen anzukaufen, um der Ausbeutung des Publikums durch Privatgesellschaften ein Ende zu machen, den Schienenweg zu einer dem öffentlichen Nutzen der ganzen Bevölkerung dienenden Verkehrsanstalt zu gestalten und den freien Verkehr in durchgreifender Weise zu beleben. Hinterher erst, da eine Privatbahn nach der anderen vom Staate angekauft wurde, das Bahnnetz von 8000 auf etwa 40000 Kilometer stieg, empfand man recht, welche Unzuträglichkeiten, welche Härten man sich von den auf ihr eigenes Interesse angewiesenen Privatgesellschaften hatte gefallen lassen müssen. Vor allem die Landwirtschaft wie die Industrie lernten in dem billigen einheitlichen Tarif, in der straffen Organisation durch preußische Beamte, in der Anlage der Sekundärbahnen, die weltenlegenen Orten und Gegenden die Wohlthaten des Verkehrs mit den Kulturzentren zuführten, den Segen des neuen, durch den Minister von Maybach geschaffenen Gesetzes kennen. Ueberdies brachten die Eisenbahnen einen so hohen Ueberschuß, daß sie 1888 nicht nur die Zinsen für die Staatsschulden deckten, sondern sie um etwa 39 Millionen überstiegen, vor allem aber war auch die Erwerbsfähigkeit sowie die Möglichkeit weiterer Ausbildung für den kleinen Mann in immer steigendem Maße gestiegen, zumal Hand in Hand mit dem Eisenbahnwesen an der Regulierung der Ströme,

Albert Maybach, Staatsminister und Minister der öffentlichen Arbeiten.

sowie ihrer Verbindung durch Kanäle erheblich gearbeitet wurde, und vollends durch das Verdienst des zum Staatssekretär erhobenen Generalpostmeisters Stephan der Weltpostverein ganz ungeahnte Erleichterungen dem Verkehr brachte. Die Postverwaltung wurde von Jahr zu Jahr eine größere. Von 4600 stieg die Zahl ihrer Anstalten auf 20000, die Telegraphenanstalten vermehrten sich von 1000 auf über 13000, die Briefsendungen von 734 auf über 2000 Millionen, die Packetsendungen von 50 auf beinahe 100 Millionen, der Telegramme von 7 auf 21 Millionen, und die Einnahmen der Post stiegen von 70 auf über 200 Millionen Mark. Mit unwiderleglicher Sicherheit beweisen diese Zahlen, welchen ungeheuren Aufschwung der Verkehr und mit ihm Handel und Industrie gewonnen haben, aber auch der unermeßliche Segen für den kleinen Mann liegt ganz abgesehen von der Schar, die als Beamte der Eisenbahn- und Postverwaltung dauernde Beschäftigung und gutes Einkommen fanden, auf der Hand. Immer wieder konnte in Preußen ein sehr erheblicher Steuererlaß zugestanden werden, und bald kam es dahin, daß das Reich die Finanzen der Einzelstaaten außerordentlich erleichtern, fast 150 Millionen ihnen zuweisen konnte. Obwohl demnächst auch namentlich für das Volksschulwesen ein sehr erheblicher Zuschuß geleistet, später auch das Schulgeld aufgehoben wurde, so kam es weiter dahin, daß ein sehr hoher Prozentsatz der Bevölkerung überhaupt von allen Personalsteuern befreit wurde, also daß in Preußen auf den Kopf der Bevölkerung nur 25 Mk. Steuer gezahlt werden, während Frankreich wie England mehr als das Doppelte, jenes 61, dieses 58 Mk. entrichten.

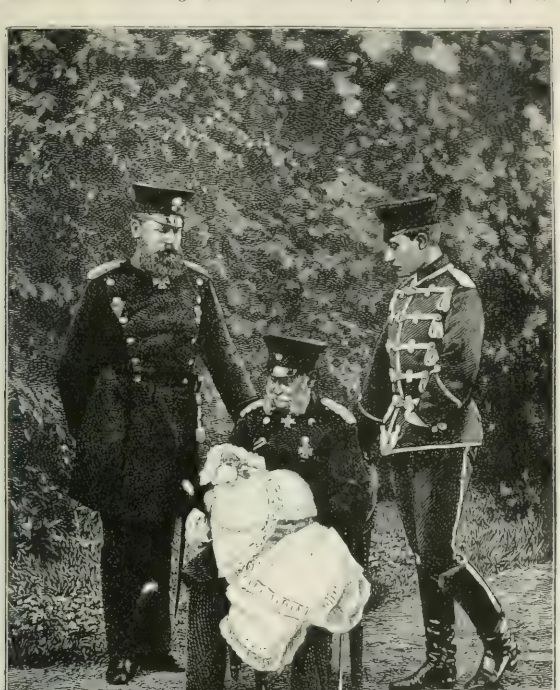
So erheblich diese den liberalen Parteien mühsam abgekämpfte Erleichterung des kleinen Mannes war, so schwand doch jede Aussicht, das Mittel zu erlangen, in welchem Fürst Bismarck die ergiebigste, am wenigsten drückende und daher voll gerechtfertigte Finanzquelle sah: das Tabaksmonopol oder doch die höhere Besteuerung des Tabaks. Keineswegs aber war Kaiser Wilhelm geneigt, sich durch Parlamentsreden und Fraktionspolitik an der Ausübung derjenigen Pflichten hindern zu lassen, die ihm aus seiner Stellung als Christ und Monarch von selbst sich ergaben. Nächst der Stärkung der wirtschaftlich Schwachen durch den Verzicht auf ihre Steuern, galt es nun vor allem den Schutz der bei der Arbeit Verunglückten wie der zu ihr durch Alter untüchtig Gewordenen. Indem jene bisher eine Schuld des Betriebsunternehmens an ihrem Unfalle nachweisen mußten, um eine Entschädigung zu erhalten, erhöhten die dadurch entstandenen Prozesse den Haß der Armen gegen die Reichen, und indem diese lediglich auf die Almosen der Armenpflege angewiesen waren, wurde das Gefühl menschlicher Würde in ihnen erstickt und zugleich die Erbitterung gegen die vom Schicksal Begünstigten geschärft. Da nun trat der Kaiser mit jener Allerhöchsten Botschaft vom 17. November 1881 an den Reichstag hervor, die seitdem und noch auf lange hinaus die Grundlage unseres staatlichen Lebens sein wird und den sozialen Charakter des preußischen Königtums auch auf die deutsche Kaiserwürde endgiltig übertrug. „Die Heilung der sozialen Schäden", so wurde vom Hohenzollern-Thron wieder alle Welt belehrt, „werde nicht ausschließlich im Wege der Repression sozialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohls der Arbeiter zu suchen sein." „Wir halten es", so sprach der Kaiser, „für unsere Kaiserliche Pflicht, dem Reichstage diese Aufgabe von neuem ans Herz zu legen, und würden Wir mit umso größerer Befriedigung auf

alle Erfolge, mit denen Gott Unsere Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es Uns gelange, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen." Freilich, die rechten Mittel und Wege für die Fürsorge zu finden, auf welche der durch Alter und Invalidität Erwerbsunfähige einen begründeten Anspruch habe, sei eine schwierige, aber auch eine der höchsten Aufgaben jedes Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens stehe. „Der engere Anschluß an die realen Kräfte dieses Volkslebens und das Zusammenfassen der letzteren in der Form korporativer Genossenschaften unter staatlichem Schutz und staatlicher Förderung werden, wie Wir hoffen, die Lösung von Aufgaben möglich machen, denen die Staatsgewalt allein in solchem Umfange nicht gewachsen sein würde. Immerhin wird auch auf diesem Wege das Ziel nicht ohne die Aufwendung erheblicher Mittel zu erreichen sein."

Staatsminister von Boetticher.

Auf die Nation machten solche Worte, die in zutreffendster Weise die Pflichten der Humanität und des Christentums dem Staate zuwiesen, vom Staate die Pflege des praktischen Christentums verlangten, den tiefsten Eindruck, aber wieder kostete es große Mühe, die liberalen Parteien, die nun einmal auch den Hilflosen auf die Selbsthilfe zu verweisen für völlig genügend hielten, von der Notwendigkeit zu überzeugen, die soziale Not durch die Kraft des Staates zu heilen. Mehrfach mußte der Kaiser persönlich eingreifen, den Volksvertretern das Gewissen zu schärfen. „Unsere Kaiserlichen Pflichten", schrieb er 1883, „gebieten Uns, kein in Unserer Macht stehendes Mittel zu versäumen, um die Bestimmung der Lage der Arbeiter und den Frieden der Berufsklassen untereinander zu fördern, so lange Gott Uns Frist giebt, zu wirken", und wieder im folgenden Jahr: „Die Erfüllung der Pflicht gegen die arbeitende Bevölkerung soll in dieser die Segnungen der friedlichen Entwickelung des geeinten Vaterlandes zum vollen Bewußtsein bringen, damit den auf den Umsturz göttlicher und menschlicher Ordnung gerichteten Bestrebungen revolutionärer Elemente der Boden entzogen, und die Beseitigung der erlassenen Ausnahmemaßregeln angebahnt werde". Ja im Zusammenhange mit diesen Dingen hatte es geschehen müssen, daß der Kaiser als König von Preußen auch dem Lande gegenüber sein verfassungsmäßiges Recht, die Regierung und Politik selbständig und nach eigenem Ermessen zu leiten, klar und bestimmt betonte. Gar zu gerne hätte man die starke monarchische Gewalt nach

englischem Muster zu einem Schemen gemacht, zu einem Schatten, der neben dem Parlamente keine Bedeutung hatte. Aber all solchen Versuchen ist der Kaiser



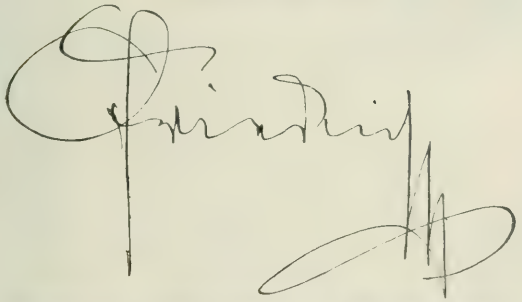
Kaiser Wilhelm I. mit Sohn, Enkel und Urenkel.
Nach einem Lichtbilde.

wie der Fürst Bismarck mit vollster und sicherster Bestimmtheit entgegengetreten. „Noch ist", so schrieb der König 1868, „Preußen nicht daran gewöhnt, seinen König von den Maßregeln der Regierung zu trennen und Gott gebe, daß es nie

anders werde. Daher muß der König zu Zeiten in die Breiche treten, wenn er Fehler bei dem neugeschaffenen Staatskörper sieht." Mit voller Energie hob auch jetzt der Allerhöchste Erlaß es hervor, daß die Regierungsakte nicht von den verantwortlichen Ministern ausgingen, sondern daß sie die eigene, durch die Gegenzeichnung der Minister nur zum verfassungsmäßigen Ausdruck kommende Willensmeinung des Monarchen sei, der die Politik seiner Regierung persönlich leite. Dies Recht der persönlichen Bestimmung, die volle Freiheit, nach eigenem Ermessen Gesetz-Entwürfe vorzulegen, die von den Parlamenten gefaßten Beschlüsse zu Gesetzen zu erheben oder abzulehnen, behielt Kaiser Wilhelm, wahrte er klar und scharf sich und seinen Nachfolgern, lehnte alle Versuche, eine Parlamentsregierung zu schaffen, unzweideutig ab. Und damit bewegte er sich nicht nur auf dem Boden der Verfassung, sondern gab dieser erst ein kräftiges Leben, den vollen Inhalt und den Nachweis, daß, wenn auch die juristische Verantwortlichkeit von den Ministern getragen wird, der Fels, auf dem Preußen ruht, doch die moralische Verantwortung des Herrschers vor Gott und seinem Gewissen ist.

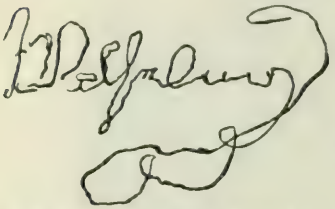
So war denn der Boden bereitet, auf welchem die neue soziale Gesetzgebung erwachsen konnte, mit der Deutschland allen anderen Staaten voran eilte, und die dem Arbeiter gegen Krankheit und gewerbliche Unfälle einen rechtlichen Anspruch auf eine Rente gab, die auf Beiträgen beruhte, die nicht nur er selbst trug, sondern zu der der Arbeitgeber in gleicher Höhe, sowie auch das Reich durch die freie Verwaltung seitens der Reichspost erheblich beisteuert, und die, auf Berufsgenossenschaften beruhend, von ihren eigenen Berufsgenossen mit bestimmt wird. Das Bewußtsein, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften des inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen, wollte der Kaiser mit in die Gruft nehmen, und wenn wir uns einer Verfassung erfreuen, die der Nation einen großen Anteil an der Gesetzgebung wie an der Verwaltung gewährt, doch aber der Krone die volle entscheidende Gewalt giebt, und wenn die gesamte staatliche Verfassung von der sittlichen Ueberzeugung der Unterthanen als eine Kraft und Segen verbürgende getragen wird, so durfte nunmehr der Kaiser die weitere Ueberzeugung haben, daß er den Grundstein auch zur neuen sozialen Ausgestaltung der Gesellschaft gelegt, einen Grundstein, auf dem seine Nachfolger fortzubauen vermöchten.

Denn nun, da neben dem preußischen auch der Reichsadler auf dem Hohenzollernthron horstete, fühlte die Nation, welche Riesenkräfte sie hatte, nun fühlte Europa, daß Deutschland das Herz der Welt, und die Hauptstadt des Kaisers wurde, wie das Ausland eingestand, für alle Fürsten, für alle Staatsmänner und Generale, für alle Völker das, was einst Mekka den Gläubigen, was Rom der katholischen Welt gewesen. Der Mittelpunkt aller aber, um den sich Preußen, Deutsche, um den sich alle Völker in ehrfürchtiger Liebe sammelten, war und blieb der Kaiser. Alle die herrlichen Gaben seines Hauses lebten zusammen in ihm, und welche Tugenden auch von Geschlecht zu Geschlecht in seinem Hause sich entwickelt hatten, er war ihr Träger, er war die lebendige Verkörperung der sittlichen Idee, der Pflichterkenntnis und der Pflichttreue der Hohenzollern. Und wie von ihm aus diese Pflichttreue sich verbreitete, so ward ihm auch die Liebe seines Volkes in einem Maße zu teil, wie zuvor nie einem Herrscher. Welch frohe Tage für den Kaiser, als sein ältester Enkel Prinz Wilhelm



Friedrich III., Deutscher Kaiser und König von Preußen.
Das Namensfaksimile nach einem Exemplar im Kgl. Pr. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

der Prinzessin Auguste Viktoria von Schleswig-Holstein die Hand zum Ehebunde reichte, als am 6. Mai 1882 ihm ein Urenkel geboren wurde, der dereinst seine Krone tragen soll! Welche Freude, als er die Geburt noch weiterer drei Prinzen seines Enkels erlebte! Welche Erquickung für den Kaiser, als er bei allen Festen, die er und sein Haus feiern durften, als bei all seinen Geburtstagen und vorzüglich bei seiner goldenen Hochzeit, seinem Regierungsjubiläum, seinem Militärjubiläen, seinem achtzigsten und vollends bei seinem neunzigsten Geburtstage Fürsten und Volker sich einmütig um seinen Thron scharten, aus begeisterten Herzen ihm Huldigung und Dank, Ehrfurcht und Liebe entgegenbrachten! Wo immer der Kaiser sich zeigte in Preußen und den deutschen Staaten, im Reichslande und im Auslande, bei Manövern, in Badern, bei unzähligen festlichen Gelegenheiten, wie der Einweihung des Niederwalddenkmals, oder nun gar am Fenster seines schlichten, von einer dichtgedrängten Menge belagerten Palais, wenn er nach seiner Gewohnheit das Aufziehen der Wache beobachtete, oder wenn er in seinem einfachen Gefährt durch die Straßen Berlins fuhr: immer und überall wurde er umjubelt, gefeiert, geliebt. Und herzbewegender, seelenvoller wußte niemand zu danken als er, und zutreffender, die Herzen erhebender, war keine Beredsamkeit als die, welche aus all seinen Erlassen, Briefen und Ansprachen redete. Jene zarte Weichheit des Gefühls, die so manchem seiner Vorgänger eigen, zeigte sich in ihnen und vertrug sich zugleich wunderbar mit der oft gepriesenen Sicherheit des Entschlusses. Und dessen war der Kaiser auch bei der Aufgabe lieb gewordener Anschauungen eben darum so gewiß, weil er in all seinen Geschicken den Willen der göttlichen Vorsehung erkannte, die ihn nur als ihr Werkzeug auserkoren habe. Daher auch seine schlichte Demut, seine tiefe innerliche Frömmigkeit, die gerade, weil sie auf dem festen Grunde des Glaubens ruhte, allen Schein und alle Heuchelei in der Bethätigung des religiösen Sinnes verachtete. Er war es, der die Erneuerung des religiösen Lebens begründete, er war es, der durch seine Person der neuen Verfassung Preußens wie Deutschlands Gestalt und Wesen gab, der den Wünschen der Zeit nach einer Teilnahme des Volkes an Gesetzgebung und Verwaltung und zugleich auch dem tiefen monarchischen Gefühle seines Volkes gerecht wurde, der allezeit der selbst regierende Herrscher blieb. Er, der ursprünglich nur Soldat war und sein wollte, zeigte sich jeder Aufgabe gewachsen, arbeitete sich gewissenhaft ein in alle Gebiete der menschlichen Kultur, wirkte auf viele anregend und bestimmend, und er, der viel bewunderte Kriegsheld, endlich war es, der der zuverlässigste Friedensfürst wurde.



Die letzte Unterschrift Kaiser Wilhelms I.
In Größe des bei den Akten des Reichstages befindlichen Originales.

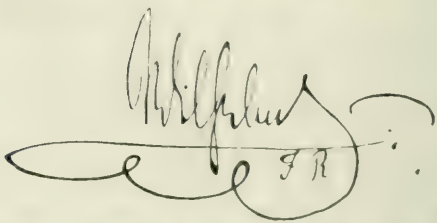
Von Strömen der Liebe dahingetragen, gelangte so Wilhelm der Große in ein Alter hinein weit über das Maß menschlichen Lebens hinaus, und doch noch war es allzufrühe, als nun auch diesem begnadigten Leben das Ziel gesetzt wurde.

Noch durchzittert uns der Schmerz dieses wunderseligen Sterbelagers, das der Erde einen „Gottesfrieden“ gab, jenes Sterbelagers, wo die pflichttreue Sorge des Kaisers um sein Volk noch ihres Amtes in der Unterweisung des Enkels über die großen Fragen der Politik und in der Unterschrift unter das Schriftstück, das den Schluß des Reichstages befahl, waltete, wo jenes „Ich habe jetzt keine Zeit, müde zu sein“ dem Charakter des Kaisers und seines Hauses einen allzeit die Herzen bewegenden Ausdruck gab. Am 9. März 1888 in der Morgenfrühe ward Kaiser Wilhelm heim gerufen, und der gemeinsame Schmerz der Nation wand aufs neue ein Band der Einheit um das deutsche Volk.

Einmütig hatte auch die Nation den letzten, den größten Schmerz des Kaisers geteilt. Seit kurzem wußte er, daß die Tage seines Sohnes und Nachfolgers gezählt seien! Und als nun der todwunde Held von Chlum und Wörth von Italien her in die von Schnee und Eis starrende Heimat zurückkehrte, um, allen Leides nicht achtend, des kaiserlichen Amtes zu warten, da richteten die Augen der ganzen Nation sich nach Charlottenburg, wo der mit warmer Begeisterung geliebte, hoch ideal und darum echt deutsch und frohmutig gesinnte kaiserliche Held dem herannahenden Tode die Kraft abgewann, in der schmerzensreichen Zeit die Nation zu leiten und zu führen. Am 15. Juni erlöste der Tod die Seele von den Fesseln der Vergänglichkeit. Wieder ging ein Wehruf durch Alldeutschland. Niemand aber war schwerer getroffen, als seine Gemahlin die Kaiserin Friedrich, die alle Hoffnungen, Pläne und Entwürfe für das Heil der Völker, vorzüglich auch die für energische Hebung der Kunst und des Kunstgewerbes mit warmem Verständnis hatte teilen dürfen.

Viktoria, Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen.
Nach einem Lichtbilde.

Kaiser Wilhelm II. bestieg den preußischen Königsthron und den kaiserlichen Stuhl des Reiches, geleitet von der Treue der deutschen Fürsten und der Liebe des Volkes, mit dem festen Willen, das Erbe seiner Väter zu erhalten, gewillt vor allem, dem Vermächtnis seines Großvaters die umfassendste Vollendung zu geben. Mit weitestem stets neuem Entgegenkommen gegen die Mächte den äußeren Frieden der Welt aufrecht erhaltend, hat er sein volles Augenmerk darauf gerichtet, man darf wohl sagen sein Herz daran gehängt, den inneren Frieden, die Einheit zwischen Staat und Volk, welche die Sozialdemokratie mit ruchloser Hand zu stören sucht, voll wieder herzustellen. Die Zeiten der Kämpfe um politische Rechte sind zunächst wohl dahin, es gilt, den wahrhaft Armen und Besitzlosen die Sicherheit des Lebens zu geben, und somit dem frechen demagogischen Hetzen



Wilhelm II., Deutscher Kaiser und König von Preußen.
Das Namensfaksimile nach einem Exemplar im Kgl. Pr. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

Auguste Viktoria, Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen.

Das Namensfaksimile nach einem Exemplar im Kgl. Hausarchiv zu Berlin.

der Sozialdemokratie die Mittel zum Kampfe zu entreißen. Schwere Tage kamen für den Kaiser, trübe Zeiten für die Nation. Der Fürst von Bismarck nahm seinen Abschied (20. März 1890), und die warme Dankbarkeit, die heiße Liebe und die glühende Bewunderung seines Kaisers wie seines Volkes nahm er mit sich in seinen Sachsenwald, wohin er sich zurückzog. Neid und Mißgunst, die der Fürst so oft in seinem Leben von Gegnern erfahren hatte, erhoben jetzt zwar kühner noch das Haupt, und schließlich versagte sogar der Reichstag die Teilnahme am 80. Geburtstage seines Schöpfers, dessen Mund nun freilich auch manch bitteres Wort aussprach. Aber die wiederholten Besuche seines kaiserlichen Herrn in Friedrichsruh, andere kaiserliche Auszeichnungen, der jubelnde Empfang, der ihm auf seinen Reisen in allen deutschen Gauen bereitet wurde, die schier endlosen Wallfahrten des ganzen Volkes nach seinem Landsitz mochten den Fürsten doch von der tiefen Dankbarkeit und Verehrung überzeugen, welche im Herzen der Nation für ihn lebt. Wahrlich, sie wird ihm bleiben bis ans Ende der Tage. Aber trotz seines Rücktrittes ist, dank vorzüglich der Mitwirkung des Staatsministers von Boetticher schon Großes erreicht, und nichts ist unberechtigter, nichts unwahrer, als unsere Zeit, weil auch jetzt noch der Staat Schwächen und Lücken aufweist, auch jetzt noch Unrecht und Sünde geschieht, des Niederganges anzuklagen. Im Gegenteil, wir sind ein aufsteigendes, ein vorwärts strebendes Volk. Nirgend ist Stillstand, nirgend Rückschritt, überall vielmehr herrscht Leben, herrscht Rührigkeit, waltet Arbeit und Fleiß, Streben und Thätigkeit.

Wie scharf auch immer auf allen Gebieten der geistigen Entwickelung, der Wissenschaft und Künste, entgegengesetzte Richtungen mit einander streiten mögen, so bürgt doch gerade der Kampf für den Fortschritt. Unverhältnismäßig höhere Mittel als jemals früher stehen den Universitäten, Akademien, Museen und anderen Bildungsanstalten zu Gebote, und hoch bedeutende Männer sind mit Erfolg bemüht, die Schätze der Wissenschaft zu heben. Mit früher niemals geahnter Liberalität wird den Künsten die Möglichkeit gewährt, sich frei zu entfalten, immer neue Aufgaben stellt ihnen der Kaiser selbst. Die Litteratur, wie viel Spreu sie auch bergen mag, zeitigt doch auch manche herzerfreuende Blüte. Neue und wieder neue Erfindungen, andere und wieder andere Aufschlüsse über die Naturkräfte geben unserem Leben nicht nur größere Behaglichkeit, sondern wirken umgestaltend und fördernd auf alle Kultur-Verhältnisse. So begreift es sich, daß im Laufe der letzten 25 Jahre der Ausgabe-Etat des Kultusministeriums um das Fünffache gewachsen, die Arbeit seiner Beamten unermeßlich gestiegen ist. Mehrfach wurden jetzt die Lehrpläne der höheren Schulen beraten und teilweise geändert, durch reiche Unterstützungen die Erfolge der medizinischen Wissenschaft für die Allgemeinheit nutzbar gemacht.

Eine Reihe von zeitgemäßen Aenderungen wurde im Heerwesen vorgenommen, eine Felddienstordnung und Exerzierreglement für die Infanterie gegeben und dem Reichstage ein neues Militärgesetz vorgelegt, wonach unter Herabsetzung der Dienstzeit auf zwei Jahre jährlich 40000 Rekruten mehr eingestellt, die Ersatzreservisten, jährlich 18000 Mann, voll ausgebildet werden sollen. Scharf trat die Opposition dem Entwurf wieder entgegen, der Reichstag mußte aufgelöst werden, der neu zusammengetretene aber nahm ihn nach geschickter Verteidigung durch den neuen Kanzler von Caprivi gegen vielseitige Angriffe unter Zustimmung des Zentrums an. Immer mehr wurde der Gedanke Scharnhorsts, wurde die seit

Der Alt-Reichskanzler im Sachsenwalde.

Reproduktion nach einer Originalzeichnung des Malers W. Zehme.

1807 angestrebte allgemeine Wehrpflicht zur Wahrheit gemacht. Die Schiffszahl wurde ergänzt und vermehrt, ihre Technik verbessert, Oberkommando und Admiralität getrennt, die Zahl der Marinemannschaften erhöht, ihre Tüchtigkeit vor allem durch den lebendigen persönlichen Eifer des Kaisers außerordentlich gehoben. Die Marine umfaßt jetzt 101 Schiffe und

Fahrzeuge, eine Torpedoflotte von 146 Schiffen und Booten mit 16581 Mann; wie unendlich weit sie noch hinter der englischen und selbst der französischen zurückstehen mag, so hat sie die russische und italienische erreicht, an frischer Offensive und an moralischer Kraft aber wird sie, dessen sind wir sicher, die Flotten anderer Nationen weit übertreffen. Die Kolonialpolitik wurde der Gegenstand ernsteiter Sorgfalt. Glückliche Expeditionen im dunklen Weltteil wurden durchgeführt, Aufstände, die sich zeigten, namentlich der des Hendrik Witboi niedergeschlagen, die Grenze am Kilimandscharo mit England und Frankreich vereinbart, eine Schutztruppe gebildet, für Förderung von Kultur und Handel in Kamerun nicht unerhebliche Mittel bereit gestellt. Witu freilich wurde an England abgetreten, dafür aber endlich das Eiland in der deutschen Nordseeküste, Helgoland gewonnen. Endlich wurde der Nord-Ostsee-Kanal fertig gestellt und in feierlicher Versammlung deutscher Fürsten, der hohen Beamten und einer großen Zahl von Schiffen aller seefahrender Nationen durch den Kaiser eröffnet. Mehr und mehr zeigt sich seine Bedeutung für den Handel und die Industrie, die überdies durch Verträge mit anderen Staaten, durch die Fortbildung des Eisenbahnwesens wesentlich gefördert wurden und gerade jetzt in großer Ausstellung der Welt zu zeigen suchen, in welcher Blüte sie sich befinden. Wohl klagt man über die finanziellen Opfer, die ein Krieg den Nationen auferlegt, aber deutlicher ist selten auch die kulturfördernde Macht der Kriege in die Erscheinung getreten als bei den Kämpfen um die deutsche Einheit. Mit überwältigender Macht zeigt es gerade die Zunahme des deutschen Handels. Während die Zahl der Segelschiffe naturgemäß infolge der veränderten Technik von 4303 im Jahre 1875 auf 2713 im Jahre 1894 zurückgegangen ist, stieg die der Dampfer in derselben Zeit von 209 auf 1016, 1895 auf 1043, und der Zahl der Tonnen nach ist die deutsche Handelsflotte die zweite der Welt. 1890 beförderten die mit Reichsunterstützung vom Norddeutschen Lloyd betriebenen Reichspostdampfer auf der ostasiatischen Linie eine Ladung von 66548 kbm, auf der australischen 56954, im Jahre 1891 aber auf jener 112102, auf dieser 77212 kbm. In geradezu überraschender Weise hob sich der Handel, und seitdem Deutschland geeinigt und sich der durch die Einigung geschaffenen Machtmittel bewußt geworden ist, nimmt es endlich gleichberechtigt an dem Weltverkehr teil, und jetzt erst, da ein machtvolles Deutschland besteht, zeigt sich der gewaltige Wert der Mitherrschaft auf der See, zeigt sich der Sinn und die Bedeutung der Jahrhunderte langen Kämpfe um die deutschen Küsten. Allein von 1860 bis 1890 stieg der Wert der deutschen Einfuhr nach Amerika von 18 auf 99 Millionen Mark, nach Brasilien zwischen 1881 und 1893 von $10^1/_2$ auf 62 Millionen, nach Argentinien von 6 auf 51 Millionen, während Brasilien 1881 für knapp 5, 1893 aber für über 125 Millionen und Argentinien 1881 für 31, 1893 aber für 102 Millionen Waren in Deutschland einführte. Nicht anders ist es mit dem Handel nach Asien und Australien. Die Einfuhr Chinas nach Deutschland hob sich zwischen 1885 und 1893 von kaum einer auf mehr als 14 Millionen, die deutsche Ausfuhr dorthin von $16^1/_2$ auf mehr als 33 Millionen, die Einfuhr Japans von wenig über 200000 auf über 7 Millionen, die deutsche Ausfuhr dorthin von $4^1/_2$ auf $18^1/_2$ Millionen, die Einfuhr aus Australien von 8 auf 18, die deutsche Ausfuhr dorthin von 9 gar auf $96^1/_4$ Millionen Mark Wert. Ja, der Gesamthandel Deutschlands nahm in zwölf Jahren von 1882 bis 1894 um mehr als 1000 Millionen zu, stieg von 6323082000 auf 7337013000. Nimmt man

hierzu, daß die Zahl der Post-Anstalten sich auf 30 372, der Telegraphen Anstalten auf beinahe 20 000, der Briefsendungen auf 3507 Millionen, die der Packetsendungen auf 149 Millionen, die Zahl der Telegramme auf 34 Millionen erhöht, daß die Einnahmen aus der Post 1894 mehr als 300 Millionen mit einem Ueberschuß von 23 Millionen betragen haben, daß die Länge der Eisenbahnlinien auf beinahe 46 000 Kilometer gestiegen ist, nimmt man ferner hierzu die Vergrößerung der im Jahre 1875 zur deutschen Reichsbank umgewandelten, jetzt 276 Zweigstellen im ganzen Reich besitzenden ehemaligen preußischen Bank und beachtet, daß seitdem die Summe ihrer Barmittel verdoppelt, von über 500 Millionen auf mehr als eine Billion gestiegen ist, ihre Gesamt-Umsätze aber sich mehr als verdreifacht und von 36 Billionen im Jahre 1876 auf mehr als 121 Billionen Mark im Jahre 1896 gehoben haben, so wird der überaus erstaunliche wirtschaftliche Gewinn, den das Reich aus seiner, in den Kriegen geschaffenen Einheit gezogen hat, erkennbar sein.

Finanzminister Miquel.
Nach einem Lichtbilde

Die gesamte Hebung des Verkehrs kommt aber auch der Landwirtschaft zu gute, und wenn sie über die Herabsetzung der Getreidezölle, über Not und Armut klagt, so ist man daran, die mögliche Hilfe ihr zu gewähren. Der Reform der indirekten Steuern trat durch den neuen Finanzminister Miquel die der direkten Steuern zur Seite, und indem sie die hohen Einkommen, das Großkapital auch in den Aktiengesellschaften heranzog, die kleinen aber entlastete und die Auflagen gerechter verteilte, indem sie ferner die reine Besteuerung des auf 74 Milliarden berechneten Volksvermögens einführte, Erbschafts- und Gewerbesteuern neu gestaltete, hob sie nicht nur die Finanzen um 75 Millionen, sondern erleichterte zugleich das Los der ärmeren Klassen. Ueberdies gewährte der Staat dem Volksschulwesen, für das ein organisches Gesetz zwar auch jetzt noch nicht zu stande kam, erhebliche Zubußen, also daß das Schulgeld in den Volksschulen fast gänzlich beseitigt werden konnte, und verzichtete zu Gunsten der Gemeinden auf jede Grund- und Gebäude-, Gewerbe- und Bergwerkssteuer im Gesamtwert von 102 Millionen Mark. Eine Reform des Wahlgesetzes für den Landtag, dessen Legislaturperiode schon im Juni 1888 auf fünf Jahre verlängert war, ging der Steuerreform zur Seite. Die Gesetzgebung für die allgemeine Landesverwaltung wurde fortgesetzt, durch eine neue Landgemeindeordnung die Bildung von Zwerggemeinden verhindert, die Leistungsfähigkeit der Gemeinden erhöht. Die Kommission für das bürgerliche Gesetzbuch beendete ihre gewaltige Arbeit, legte ihr großartiges Werk fertig dem Reichstage

zur Beschlußfassung vor, und dieser hat wirklich das Werk zum Abschluß gebracht, ein Werk, dessen Vollendung eine Zierde und Ehre für das deutsche Volk wie selten eines ist, das seinen Segen voraussichtlich auf Jahrhunderte hinaus spenden und deren Dankbarkeit seinen Schöpfern erwecken wird. Dem Zentrum wurden überaus weit gehende Zugeständnisse, selbst die Freigebung der einst gesperrten Gehälter opponierender Geistlichen gemacht und so die äußerste Bereitwilligkeit des Staates, mit der katholischen Kirche in Frieden zu leben, schlagend bewiesen. Die Selbständigkeit der evangelischen Kirche wurde durch den Fortfall der Zustimmung des Landtages zu Aenderungen im Wahlverfahren erweitert, vor allem aber wurden durch die thatkräftige und hingebende Fürsorge der Kaiserin-Königin Auguste Viktoria namentlich in Berlin eine überaus große Zahl von Kirchen neu erbaut, das kirchliche Leben vertieft und verallgemeinert, also daß das „praktische Christentum", einst ein von den Oppositionsparteien bespöttelten Wort Bismarcks, den weitaus meisten Zeitgenossen in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Gerade dies aber und nicht minder die Steuerreform wird wesentlich dazu beitragen, das gewaltige Werk des Kaisers, die soziale Reform, die Versöhnung der Gesellschaftsklassen der Vollendung entgegenzuführen. Schon hat die soziale Gesetzgebung in dem Arbeiterschutz, der weiteren Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, in der Sonntagsruhe, vor allem in der Altersversorgung, den für den Arbeiter kostenfreien Schiedsgerichten und in dem bis zur Spitze, bis zum Reichsversicherungsamt ausgebildeten Grundsatz der Selbstverwaltung einen gewissen Abschluß erreicht, in der Aufhebung des Sozialistengesetzes und vor allem in der internationalen Konferenz, die der Kaiser alsbald nach seiner Thronbesteigung berief, neue Bahnen eingeschlagen. In Verbindung mit der sozialen Gesetzgebung wurde in der Presse der Rücktritt des Fürsten von Bismarck gebracht, und die Frage, wie die Umsturzparteien zu bekämpfen seien, soll auch die Entlassung des Grafen von Caprivi (Oktober 1894) herbeigeführt haben, an dessen Stelle nun der Statthalter von Elsaß-Lothringen, Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, zum Reichskanzler ernannt wurde. Mehr und mehr bricht sich selbst hier und da bei den Sozialdemokraten die Ueberzeugung durch, daß der Staat gewillt und auch befähigt ist, das Los der Arbeiter zu verbessern. Schon ist von 1886 bis 1891 trotz aller wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Jahreslohn der versicherungspflichtigen Arbeiter um 15 Prozent, von 732,15 Mark auf 848,71 Mark in regelmäßigen Abstufungen gestiegen, eine überraschende Vermehrung im Verbrauch notwendiger und kostbarer Nahrungsmittel eingetreten, selbst das Ausland hat anerkannt, wie viel besser die wirtschaftliche Lage des Arbeiters in Deutschland als in England sei, und in Frankreich hat man, trotz oder gerade wegen der republikanischen Verfassung, bisher eine soziale Reform überhaupt noch nicht durchsetzen können.

Aber ungeachtet aller Fortschritte bleibt doch noch eine Reihe von Aufgaben zu lösen, noch erhebliche Schwierigkeiten sind zu überwinden, wenn, wie es in einer Thronrede des Kaisers heißt, der arbeitenden Klasse die Gewißheit verschafft werden soll, daß die gesetzgebenden Gewalten für ihre berechtigten Interessen und Wünsche ein warmes Herz haben, und daß eine befriedigende Gestaltung ihrer Lage nur auf dem Wege friedlicher und gesetzmäßiger Ordnung zu erreichen ist. Auch dürfen wir uns darüber nicht täuschen. Sie wird noch erhebliche materielle Mittel erheischen. Nur schrecke man nicht allzu ängstlich vor ihnen zurück! Die

ganze Geschichte unseres Staates ist durchzogen von politischen und finanziellen Opfern, welche der Adel der Gesellschaft hat bringen müssen, und doch ist sein Ansehen kaum jemals größer gewesen als heut, wo er mitten in der Arbeit der Nation steht. Welche Opfer also auch das Kapital bringen muß, dem nationalen Wohlstand werden sie nicht verloren sein.

Auch darüber dürfen wir uns endlich nicht täuschen, die Versöhnung wird noch viele Zeit erfordern. So tief greifende Reformen bedürfen zu ihrer Gestaltung der Jahrzehnte, ganzer Zeitalter und sind nicht mit diesem oder jenem Akt gelöst. Einst schien es des freien Mannes unwürdig, anders als mit den Waffen dem Staate zu dienen, heut aber fehlt keinem Unterthanen das Bewußtsein von der Notwendigkeit der Staatssteuern, und selbst die noch in unseren Tagen als unsittlich verfehmte Ausgleichung durch mittelbare Besteuerung hat die weiteste Anerkennung gefunden. Die allgemeine Schulpflicht und mehr noch die allgemeine Wehrpflicht haben anderthalb Jahrhunderte mit unermeßlichem Widerwillen zu ringen gehabt, heut aber halten beide Grundsätze ihren Siegeslauf über die ganze Welt und ruhen fest und sicher auf dem sittlichen Bewußtsein unseres Volkes. So wird auch die allgemeine Gesellschaftspflicht noch schwere Anfeindungen durchzukämpfen haben. Aber die wunderbarsten Erfolge dankt unser Vaterland, dankt Europa den Hohenzollern. Kein Zweifel denn für den, welcher den Gang der Weltgeschichte beachtet, auch diesem Werk wird die Weihe der Vollendung nicht fehlen, wenn anders die Nation ihrem Kaiser entgegenbringt die Treue der deutschen Arbeit und das volle Vertrauen zur Thatkraft und zur Pflichttreue der Hohenzollern.

Druck der Bruckmann'schen Buchdruckerei in München.

Register.

A.

Aachen, Kongreß zu 565.
Adalbert von Bremen, Erzbischof 5.
— Admiral Prinz v. Preußen 648. 721.
Administration générale des Accises et Péages, Einrichtung der 409.
Agende, Annahme der 598.
Akzise, Einführung der 162.
Albrecht der Bär, Markgraf 7 u. ff.
— II., Markgraf 13.
— Achill, Kurfürst 59. 60 u. ff.
— Albrecht, Kardinal 83.
— Markgraf, Hochmeister des deutschen Ordens 83. 86.
— Friedrich, Herzog v. Preußen 103 106. 113.
— Prinz v. Preußen 718
Alexander I., Kaiser von Rußland 508.
Algarotti, Fr., Graf 342
Alten, Einnahme der Insel 157. 680.
Altenstein, Minister K. Freiherr von 488. 489. 563 564 591.
Amerongen, Holländ. Gesandter v. 176
Amiens, Schlacht bei 712.
Ancillon, Minister Friedrich 565. 570. 572. 582.
Anhalt, Zollvertrag mit 607.
Anhaltiner, Markgrafen von Brandenburg 7 u. ff.
Anna, Gemahlin des Kurfürsten Johann Sigismund 108
Ansbach an Napoleon abgetreten 460.
Arcis sur Aube, Schlacht bei 532.
d'Argens, Marquis 343.
Arguin, Hauptstation für Guinea 197.
Arkona, Seegefecht bei 680.
Arndt, Dichter Ernst Moritz 460. 470 498. 512. 520. 594. 618.
Arneburg, Burg 4.
Arnim, General von 252
— Dichter Achim von 497. 499.
— Minister Freiherr Heinrich von 632.
— v. Boitzenburg, Minister Graf A. H. 625 628 632.
Arnold, Prozeß des Müllers 420.
Aschaffenburg, Gefecht bei 696.
Athis, Gefecht bei 532.
Auerstädt, Schlacht bei 464.
Auerswald, Minister Alfred von 621. 628 629. 632.
— General H. A. von 640.
— Oberpräsident H. J. von 559. 588.
— Minister Rudolf von 621. 635. 668. 673.
Augsburg 1530, Reichstag zu 88.
August II., König von Polen 260.
— von Preußen, Prinz 466 493 551.
— Ferdinand von Preußen, Prinz 372.
August Wilhelm von Preußen, Prinz 373.
Augusta, Königin 578. 625. 656. 698.
Auguste Viktoria, Kaiserin 710. 747
Ausnahme-Gesetz 732
Austerlitz, Schlacht bei 460.

B.

Bach K. Ph. Em., Musiker 342.
Baden, Großherzogtum, Friede mit (1866) 696.
— Baden, Zusammenkunft des Prinz-Regenten Wilhelm mit Napoleon III. zu 668
Ballenstädt, Graf Otto von 6.
Bamberger Konferenzen 688.
Bank, Kgl. Giro- u. Lehnbank zu Berlin 415; Die preußische, unter Friedrich Wilhelm III. 665. 666. 746.
Barbarina 343.
Bardeleben, Landrat R. von 621.
Bar sur Aube, Gefecht bei 532
Bartenstein, Zusammenkunft Friedrich Wilhelms III. mit Alexander I. zu 469.
Bartholdi, Minister Christian von 230. 273.
Basel, Konzil zu 58; Friede zu 445.
Basewitz, Präliminarien von 588.
Bauer, Bruno 623.
Bautzen, Schlacht bei 520.
Bayern (1866), Friede mit 696.
Bazaine, Franz, Marschall 709.
Beaugency, Gefecht bei 712.
Beaumont, Schlacht bei 710.
Beaune la Rolande, Gefecht bei 712.
Bebel 704. 731.
Beckerath, Minister Herm. von 629. 635.
Bedevertrag 1.80—82 16
Beeskow, Belehnung mit der Herrschaft 102.
Befreiungskriege 501 u. ff.
Belfort, Schlacht bei u. Einnahme von 712.
Benda, Musiker 343.
Benedek, Oesterr. General Ludw. von 692. 693
Benedetti, Botschafter Vincent Graf 695. 706.
Bennigsen, Russischer General L. A. Graf von 468.
— Rudolf von 668
Beraun, Gefecht bei 330.
Berge, Vertrag im Kloster 173.
Bergen, Schlacht bei 381.
Berlin, erhält städtische Rechte 14. Verhältniß zu den Luxow 29. 30. 31; huldigt Burggrafen Friedrich VI. 43; Erbhuldigung Friedrichs VI. zu 49. „Berliner Unwille" 61; Landtag zu 98. Stiftung des grauen Klosters zu 100. Gründung des Gymnasiums zu Joachimsthal 107; Aufstand (1613) zu 111; Erbauung der Dorotheenstadt zu 205; Stiftung der Akademie der Künste zu 225. Erbauung der Langen Brücke zu 225; Gründung der Akademie der Wissenschaften zu 235; Errichtung des Kadettenkorps zu 279. Friede (1742) zu 327. Errichtung des Opernhauses zu 343. Einnahme (1757) durch die Oesterreicher von 373. Kapitulation (1760) von 385. Begründung der Ritterakademie in 407. Vollendung der Hedwigskirche zu 424; Erbauung des Brandenburger Thores 437. Einzug Napoleons in 466. Universität zu 499. Militär-Konferenz in 581. Neugründung der Universität zu 593; Eröffnung der ersten Eisenbahn in 611; Huldigung Friedrich Wilhelms IV. in 618; Revolution in 630 u. ff.; Verhängung des Belagerungszustandes über 635. Dreikönigsbündnis zu 643; Dreikaiserzusammenkunft in 716; Kongreß zu 716. — Allgem. Verhältnisse 166. 288. 293 592. 593. 604; 715 u. ff.
Bernadotte, Kronprinz von Schweden 522 523. 524. 527.
Bernhard, Markgraf 4.
Bernstorff, Minister Albr. Graf v. 673.
— Chr. Günther Graf von 566. 570. 575. 587.
Bernuth, Minister von 673.
Besser, Oberzeremonienmeister von 235.
Bethmann Hollweg, Minister M. A. von 665.
Beuthen, Einnahme des Schlosses 45.
Beyern, Herzog von 372. 375.
Beyer, General Gustav Friedr. v. 690.
Beyme, K. Fr., Kabinettsrat 454; Kammergerichtspräsident 487. 570.
Bialystock an Rußland abgetreten 470.
Bierzieseé, Einführung der 75.
Billung, Graf Hermann 4.
Bischofswerder, Oberst von 433.
Bismarck-Schönhausen, Fürst Otto von 628. 635. 645. 651. 659. 664. 675 679. 683 684. 686. 687. 688. 689. 693. 695. 696. 709. 704. 706. 713. 732. 734. 741. 743
Blaspeil, Minister von 273.
Blücher, Fürst General Feldmarschall Gebhard Lebrecht von 462. 466. 493. 512. 518. 522. 525. 530 u. ff. 548 u. ff. 592.

Blumenau, Treffen bei 426.
Blumenthal, Generaloberst von 142.
— Direktor d. Geheimen Raths 146.
— Minister von 115.
Boeckh, Professor Rhnuft 499. 621. 649.
Boeckelschwingh, Minister E von 625. 626.
Boden, Geheimer Finanzrat von 274.
— Minister 341. 348.
Bogislav, Herzog von Pommern 7. 8. ff.
Boguslav, Herzog von Pommern 121.
Bonaparte, Napoleon I. 456 u. ff.
— Napoleon III., Kaiser 636. 669. 680. 694. 706. 711.
Bonin, Minister Ed. von 665.
Bonn, Eroberung von 1689. 220.
— Universität zu 594.
Bopp, Sprachforscher Franz 649.
Borde, Generalleutnant von 273.
— Minister 311.
— Gesandter 319.
Bornholm, Seeschlacht bei 187.
Bernim, Erbauung d. Schlosses in 167.
Borowski, Ewald Friedrich v. 596.
Borsigsche Maschinenanstalt 651.
Borstell, General R. H. L. von 524.
Boetticher, Minister von 744.
Bournonville, ältere, General 181.
Bowen, Minister General H. von 484. 493. 510. 535. 563. 566. 570. 618.
Brandenburg, Provinz 508. 590.
— 994. Gründung des Bistums 5.
— Stadt, durch Graf Gero wiedergewonnen 4. von den Liutizen erstürmt 1080. 5. Einzug des Burggrafen Friedrich VI in 43. National-versammlung zu 636.
— Ministerpräsident Graf Fr. W. von 635. 642. 645.
Bredow, Statthalter Lippold v. 28. 31.
Breinabor (927. 28.), Eroberung der Veste 2.
Brentano, Dichter Cl. 497.
Breslau, Einzug König Friedrichs II in 1740. 319. huldigt König Friedrich II. (1741) 324. von den Oesterreichern eingenommen (1757. 375. Kal Graf v. Lehndorf zu 415.
— Vertrag zu 515. Universität zu 594. 1 Fr. Wilh. 1813 Truppen anwerbung.
Brieg, Belagerung von 323.
Brienne, Gefecht bei 530.
Bromberg, Vertrag zu 156.
Browne, Oesterr. Feldmarschall 368.
Brühl, Sächs. Minister Graf 368.
Brunnen, Oberstburggraf von 621.
Buch, Johann von 16.
— Johann von 25.
Buchenhof 338.
Bulle, Reichsgesetz der goldenen 25.
Bulow, Minister Friedrich von 535. 587. 603.
— General Fr. W. Freiherr von, Graf von Dennewitz 518. 524. 532. 549.
— Emmerow, E. v. 621. 626.
Bundesakte, deutsche 544.
Bunsen, Gesandter Chr. J. von 598. 618. 654.
Burgenbau, Lager bei 386.
Burgsdorff, Oberkammerherr R. von 120. 141.
Burkersdorf, Schlachten bei 388. 692.
Burschenschaften 564.
Butow, Erwerbung von 156.

C.

Calatrava 115.
Camas, Treffen 314.
Campenhausen, Minister Ludolf von 629. 692. 693. 642.
— Minister Otto 705.
Camp, Freiherr von 245.
— und Radetz, Minister R. W. E. Freih. von 629.
Canmarkets, Rat 274.
Canstein, Raban von 166. 168.
Capitel, Kanzler 744. 748.
Carstanjen, Gefecht bei 711.
Carmer, Minister von 414. 420.
Champagny, Treffen bei 712.
Charlotte, Kaiserin von Rußland, geb. Prinzessin von Preußen 577.
Charlottenburg, Erbauung d. Schlosses 246. Verleihung desselben 385.
Chartillon, Verhandlungen zu 531.
Chaumont, Bündnis zu 532.
Chodowiecki, Künstler Daniel Nikolaus 378.
Chorin, Cistercienserkloster 10.
Christian IV., König v. Dänemark 116.
— XI., König von Dänemark 679.
— Friedrich Karl Alexander, Markgraf v. Ansbach-Baireuth 441.
Clausewitz, General K. von 493. 519.
Cleve, Friede von 172. 290., an Napoleon abgetreten 460. 1. unter Johann Sigismund Ansprüche auf und unter dem Großen Kurfürsten.
Cmphausen, Minister Freiherr von 276. 275.
Cocceji, Samuel von 297. 355 u. ff.
Codex, Fridericianus 356.
Colemben-Heuthz, Gedicht der 709.
Cornelius, Historienmaler Peter von 649.
Corpus juris Fridericianum 356.
Coulmiers, Treffen bei 712.
Courbiere, General de l'Homme de 468.
Creuz 280. Leiter der Generalrechenkammer 282.
Cumberland, Herzog von 373.
Czaslau, Schlacht bei 327.
Czerski, Gerichtsrat 624.

D.

Dahlmann, Geschichtschreiber Fr. Chr. 635. 637.
Danckelmann, Eberhard von 207. 218. 222 u. ff.
— Ludolf von 226.
— Minister von 601.
Dauerwelle Erstürmung der (1848) 633.
— Einnahme der (1849) 680.
Daniels, Präsident H. G. W. 570.
Danzig an Preußen abgetreten (1793) 412. von den Franzosen erobert 468. wird Freistaat 470. zurückerobert 530. Wiedererwerbung von 542.
Daun, Kaufmann 236. 297. 336.
Daun, Oesterr. Feldmarschall 372. 379.
Delbrück, Ministerialdirektor Rudolf 668. 714.
Dennewitz, Schlacht bei 524.
Derfflinger, General 153. 169. 181. 189.
Dernbach, Gefecht bei 696.
Derschau, General von 293.
Deutsch-Nationalen, Die 622–623.
Deutsch-österreichische Vertrag 718.
Dietrich, Prinz von Anhalt 326.
Dispositio Achillea 71.
Dittelmeier, Christian 109.
— Kanzler Lamprecht 93. u. ff.
Dohna, Graf Christof zu 273. General 378. 380.
— gemeinder Graf Fr. Ludwig zu 429.
— Minister Graf Ludwig 476. 488.
Domhardt, Kammerpräsident 424.
Donkow, Grafin 134.
Dorothea, Gemahlin des Kurf. Friedrich Wilhelm 189. 296.
Dortmund, Vertrag zu 108.
Dove, Heinr. Wilh. 649.
Drahtzug, Gewerbung von 156.
Deutsche Deutschlands, Oesterreichs 718.
Dresden, Friede von 337. durch die Oesterreicher eingenommen (1759) 384. Schlacht bei 524. zurückerobert 580.
Dresdener Konferenzen 647.
Driesen, General 376.
Drost Buchering, Erzbischof Friedr. Wilh. A. von 609.
Droysen, Geschichtschreiber Joh. Gust. 629. 640.
Duisburg, Grundung der Universität zu 167.
Duncker, Geschichtschreiber Max 583.
Dunin, Erzbischof Martin von 600.
Düppeler Schanzen, Erstürmung der 680.
Durham, Akzisedirektor M. 292.

E.

Edelsheim, Freiherr von 397.
Eichel, Kabinettsrat 335. 367 ff.
Eichhorn, Minister J. A. F. 497. 499. 570. 606. 607.
Eisenbahnen, Die 611 u. ff. 650. 716.
Eiternes Kreuz, Stiftung desselben 514.
Elbing, 425.
Elb-Oder-Kanal, Erbauung desselben 106.
Eleonore, Gemahlin Joachim Friedrichs 108.
Elisabeth, Gemahlin des Kurfürsten Friedrich I. 58.
— Gemahlin des Kurf. Joachim I. 87.
— Gemahlin Friedrichs d. Gr. 265. 309.
— Kaiserin von Rußland 363.
— Königin, Gemahlin Friedrich Wilhelms IV. 622. 650. 668.
Elsaß, Wiedervereinigung desselben mit Deutschland 713.
Elten, Alten, mit dem Großherzogtum Berg vereinigt 460.
Emden wird Freihaten 354. Hering-sfischerei Gesellschaft zu 416.
Ems, Kaiser Wilhelm I. in, 1870 707.
Encke, Astronom, Johann Franz 649.
Enle, Wilhelmine 434. 454.
Eolander, Freiherr J. F. von 225.
Epprarm, Zuweiler Beitel 410.
Ephrammiten 411.
Erbfolgekrieg, Bayerischer 398.
Erbunterthänigkeit, Aufhebung der 494.
Erfurt, Erwerbung der Stadt (1803) 458. den Franzosen übergeben 466. Zusammenkunft der Fürsten zu 502. Verlegung der Universität von 594.
Ernst, Markgraf, Bruder des Kurf. Johann Sigismund 108.
— Markgraf, Statthalter in der Mark 130.

Essen, Ablei, mit dem Großherzogtum Berg vereinigt 460.
Etoges, Gefecht bei 531.
Eugen von Württemberg, Prinz 524. 527.
Eulenburg, Graf, Minister 728.
Eylert, Bischof R. Fr. 596.

F.

Falck, Kultusminister 726.
Falckenstein, General Ed. Vogel von 690 696.
Fasmann, David 300.
Fasch, Münster 343.
Fehrbellin, Schlacht bei 183.
Felbiger, Abt 422.
Ferdinand von Braunschweig, Herzog 377. 381.
Feuerbach, Philosoph L. 624.
Fichte, Joh. Gottl. 498. 516.
Flint, General 380. 384.
Finkenstein, Minister 389. 397. 433. 437.
Finow-Kanal, Eröffnung des 354.
Fleurus, Schlacht bei 221.
Fleury, Kardinal 268
Flies, General von 690.
Flottwell, Minister E. H. von 600. 665.
Follen, Gebrüder Aug. Ad. L. u. Karl 568.
Forckenbeck, von, Abgeordneter 719.
Fortschrittspartei 684. 697. 698. 699. 703.
Fouqué de la Motte, Dichter Fr. H. K. 499.
— General 372. 384.
Francke, August Hermann 225. 302.
Frankenstein, Abgeordneter von 731.
Frankfurt a. M., Fürstenkongreß in (1863) 678. Preußen einverleibt 696; Friede zu 713.
— a. O., Friede von (1142) 8; Eröffnung der Universität zu 82; Universität zu 300; Verlegung der Universität von 594.
„Frankfurter Anstand" (1539) 90.
— Parlament 633.
Franzich, General Ed. Friedr. von 693.
Freiburg, Schlacht bei 388.
Freikonservative Partei 704.
Frey, Geheimer Kriegsrat 490.
Friccius, Major 527.
Friederike, Gemahlin König Friedrich Wilhelms II. 434.
Friedland, Schlacht bei 469.
Friedrich III., Burggraf von Nürnberg 38.
— IV., Burggraf von Nürnberg 38.
— V., Burggraf von Nürnberg 38.
— I., Kurfürst von Brandenburg 37. u. ff.
— II., Kurfürst 60 u. ff.
— II., Herzog von Liegnitz-Brieg 97.
— III. Kurfürst 213.
— I., König 213 u. ff.
— der Große, König 308 u. ff.
— III., Kaiser 625. 656. 692. 709. 741.
— Großherzog von Baden 708.
— Karl von Preußen, Prinz 680. 692. 709. 712.
— Kaiserin 741.
Friedrich Wilhelm Kurfürst 126 u. ff.
— Wilhelm I., König 214 u. ff.
— Wilhelm II., König 432 u. ff.
Friedrich Wilhelm III., König 450 u. ff
— Wilhelm IV., König 572. 578. 575. 615 u. ff.
— Wilhelm, Kronprinz, Sohn Kaiser Wilhelms I., s. Friedrich III
— Wilhelms-Kanal, Erbauung des 166.
Friesack, Einnahme d. Schlosses 45.
Friesen, Rat 487. 572. 605.
Froben, Emanuel von 184.
Frohse, Schlacht von 16.
Fuchs, Minister Paul von 201. 230 u. ff.
— Kammerpräsident von 287
Fürst, Karl J. M. Freih. von 355. 419. 421.
Fürstenbund (1785) 401.
Fürstenwalde (1373), Vertrag von 24.

G.

Gabebusch, Vertrag in 186.
Gefecht bei 524.
Gambetta, Franz. Staatsmann Léon 712.
Gastein, Vertrag zu 686.
„Gebeime Rats"-Ordnung v. 13. Dez. 1604 105. 145. (s. Rat S. 103).
Generalfinanzdirektorium, Errichtung desselben 280.
General-Kriegs-Kommissariat, Errichtung desselben 169.
General-Tabak-Administration, Errichtung der 409.
Gentz, Friedrich von 462.
Georg der Fromme, Markgraf von Ansbach 83. 86.
— Markgraf von Jägerndorf 116.
— Friedrich, Markgraf von Ansbach und Bayreuth, Gubernator von Preußen 103 u. ff
— Wilhelm, Kurfürst 114 u. ff
— Wilhelm, Herzog von Liegnitz, Brieg und Wohlau 204.
Gerasscher Vertrag 104.
Gerhardt, Paul 167.
Gerlach, General-Adjutant von 647.
Germain en Laye, Friede zu St. 191.
Gero, Markgraf 4.
Gersdorff, Generalmajor von 287.
Gesetzbuch, Bürgerliches 747.
Gesler, General von 333.
Gitschin, Schlacht bei 692.
Glatz von den Oesterreichern eingenommen (1760) 384.
Gleim, Dichter J. W. L. 377.
Glogau, Einnahme von 320.
Gneisenau, Generalfeldmarschall Graf N. von 468. 484. 493. 494. 507. 508. 510. 515. 519. 522. 538. 548. 552. 580.
Göben, General Aug. von 690. 712.
Golz, Gesandter Graf Rob. H. L. von der 695
Golzow, Einnahme des Schlosses 45.
Görne, Minister 294. 416.
Görtz, Gesandter, Graf Joh. Eust. 462.
Görtzke, General 189.
Goslar, Erwerbung der Stadt (1803) 458.
Gotha, Zollvertrag mit 610.
Goethe, J. Wolfg. 497.
Gotzkowski, Kaufmann 417.
Gotter, Oberhofmarschall von 319.
Gottschalk, Obotritenfürst 5.
Göthe, Exlander von 225.
Göße, Kanzler 130. 144.
Götzen, General Gouverneur Graf Fr 493.
Gräfe, Arzt Albr. von 619
Grant, Eroberung von 201
Graudenz, Verteidigung der Festung 468.
Gravelotte, Schlacht bei 710.
Greifswald, Eroberung von 188. 587.
Grimm, Sprachforscher Jakob 497. 649.
— Wilhelm, Sprachforscher 649.
Gröben, Major von der 196.
Grolmann, General K. W. G. 484. 493. 519. 532. 538. 570. 590. 618.
Großbeeren, Schlacht bei 523.
Großfriedrichsburg gegründet 196.
Großgörschen, Schlacht bei 519.
Großjägerndorf, Schlacht bei 373.
Großpolen, an Preußen abgetreten 442. Wiedererwerbung eines Teiles von 542.
Grumbkow, Friedrich Wilhelm von 226. 240. 259. 273. 304.
Gruner, Justus von 557.
Guben, Friede von 64.
Guinea, Handelsverbindungen in 195.
Gundling, Jak. P. Freih. von 300.
Gustav Adolf, König von Schweden 113. 118. 120. 122. 124.
Gustav Adolf-Verein, Gründung desselben 623.

H.

Hadik, Oesterr. General 382.
Hagelberg, Schlacht bei 524.
Hagen, Minister von 415.
Hake, General K. G. A. von 514.
Halberstadt, Erwerbung des Stiftes 136.
Halle, Gründung der Universität zu 225; Universität zu 300, 423; Gefecht bei 466; Universität zu 594.
Hallisches Bündnis 88.
Hallue, Schlacht an der 712.
Hambacher Fest 581.
Hammelburg, Gefecht bei 696.
Hannover (Land), Besetzung von (1805) 460; Besetzung von (1866) 690; Preußen einverleibt 696.
— (Stadt), Vertrag von (1745) 334;
Hans, Herzog von Sagan 67. 69.
Hansemann, D. J. L. 625.
Hardenberg, Staatskanzler K. A. Fürst von 454. 458. 482. 485. 486. 488. 505. 507 u. ff. 514. 525. 535. 541. 543. 558. 561. 562. 564 u. ff. 575. 589. 594. 606.
Hastenbeck, Gefecht bei 373.
Hatzfeld, Fürst Fr. L von 507.
Haugwitz, Minister Graf von 445. 454. 458.
Hauchberg (946), Gründung des Bistums 5.
Havelbrüche, Entwässerung der 287.
Haye, Launay de la 409.
Heeder, Oberkonsistorialrat 353. 422.
Hedwig, Gemahlin Ottos IV. 16.
— Gemahlin Joachims II. 90.
Heffter, Aug. Wilh. 649.
Hegel, Philosoph Wilh. 593.
Heilige Allianz 553.
Heilsberg, Gefecht bei 469.
Heim, Arzt Ernst Ludwig 593.
Heinitz, Minister Freiherr von 410.
Heinrich I., Deutscher König 2.
— II., Deutscher Kaiser 5.
— VII., Deutscher König 20.
— Markgraf 20.
— Herzog von Glogau 66

Heinrich von Preußen, Prinz, Sohn König Friedrich Wilhelms I. 375. 385 u. ff.
— von Preußen, Prinz, Sohn Kaiser Friedrichs III. 721.
Helgoland, Gewinnung von 365.
Helgoland an Deutschland abgetreten 744.
Helvetien 109.
Hennig von Treffenfeld, v. Treffen 143.
Hennigs, Professor H. T. von 624.
Hermann, Präsident des Oberkirchenrats 728.
Herzegowina, Bildung der 626.
Hertefeld, Stephan von 108.
— Oberjägermeister von 287.
Hertzberg, Minister von 389. 397. 430. 433. 447 u. ff.
Herwarth von Bittenfeld, General Karl E. von 692. 692.
Hessen-Darmstadt, Zollvertrag mit 669, Friede mit 695.
— -Kassel, Zollvertrag mit 610. Besetzung von 690. Preußen einverleibt 696.
Hertefeld, Die 3.
Heyde, Oberst von 286.
Heydt, Minister Aug. von der 646. 665. 673. 675.
Hildesheim, Erwerbung des Bistums 408.
Hindersin, General Gust. Ed. von 685.
Hinterpommern, Erwerbung von 136.
Hirschberg, Stadt 367.
Hirschberg, General H. Fr. 524.
Hochkirch, Schlacht bei 79.
Hochstaden unter Friedrich Wilh. III. 693. 694.
Höchstädt, Schlacht bei 238.
Hohmann, Geheim. Rat Joh Gottfr. 606.
Hohenlohe, Friedrich Ludwig, Fürst von 447. 463. 464. 465.
— -Ingelfingen, General Friedrich Ludw. Fürst von 444. 463. 464. 465.
— -Schillingsfürst, Chlodwig, Fürst zu, Reichskanzler 718.
Hohenzollern, Haus der 37.
— Uebertragung des Fürstentums an Preußen 644
Wiederaufbau der Burg 644.
Sigmaringen, Karl Anton Fürst von 666. 677.
Prinz Leopold von 706.
Holstein an Oesterreich und Preußen abgetreten 682; Preußen einverleibt 696.
Holtzendorff, Feldmarschall Herzog von 273.
Honthorst, Gerard und Willem von 167.
Hotham, Englischer Gesandter Sir Charles 260.
Hubertusburg, Friede zu 389.
Hufeland, Professor Chr. W. 499.
Humboldt, Alexander von 593. 649.
Wilhelm von 499. 541. 545. 556. 567. 570. 603. 649.
Hunnerwasser, Gefecht bei 692.
Hussitenkrieg, 55 u. ff.
Hutten, Ulrich von 85.

J.

Jachmann, Admiral Ed. R. E. 680.
Jacoby, Arzt Johann 620.
Jacob 8.
Jagow, Bischof Matthias von 90.
Jahn, Ludwig 481. 618.
Jerusalem, Großmeister von 354. 419
Jeyk, General von 320
Jena 144.
Jena, Schlacht bei 464.
Jérôme, König von Westfalen 478.
Ilsland, Aug. W. 516.
Ilgen, Minister Heinrich Rudiger von 244. 246. 258.
Indemnität, Gewährung der 697.
Ingenheim, Gefecht bei 544
Ingersleben, Obstruandent von 587
Joachim I. Nestor 17 u. ff.
— II., Kurfürst 89 u. ff.
— Friedrich, Kurfürst 104 u. ff.
Joachimsthal 80.
Joachimsthal'sches Gymnasium in Berlin.
Jobst von Mähren, Markgraf 26. 44
Johann I., Markgraf 13.
— der Alchymist 59. 60.
— von Sagan, Bischof 67.
— Kurfürst 73. 74 u. ff.
Markgraf von Küstrin, Sohn Joachims I. 88 u. ff.
Georg, Kurfürst 98 u. ff
Georg, Fürst von Anhalt-Dessau 177. 181. 189.
— Sigismund, Prinz 103.
Sigismund, Kurfürst 108 u. ff.
Johanniter Orden, Wiederbelebung desselben 600
Italien (1866), Bündnis 688.
Itzenplitz, Minister H. Fr. A. Graf von 685.
Jülich, Einnahme von (1610) 110.
Jüterbog, Gefecht bei 524.

K.

Kagelwit, Erzbischof Dietrich von 25
Kaiserslautern, Schlachten bei 143
Kalckreuth, Preuß. Bevollmächtigter Graf von 470.
General von 465.
Kalckstein, Oberst von 165.
Kalisch, Vertrag zu 515. gemeinschaftliche Manöver der russischen und preußischen Truppen zu 584.
Kalkum, Rumelian 130.
Kamecke, Minister von 273. 280.
Kamin, Erwerbung des Stifts 136.
Kamptz, Geheimer Rat K. Chr. von 565. 601.
Karl Aemil, Kurprinz 146. 183.
— der Große, Kaiser 2.
— IV., deutscher Kaiser 28.
— V., Kaiser 85. 95.
X. Gustav, König von Schweden 150. 155. 157.
XII., König von Schweden 242
— VI., deutscher Kaiser 315.
— VII., deutscher Kaiser 325.
— Markgraf 378.
— Herzog von Braunschweig, 442. 463. 465.
König von Württemberg 708
Karls IV. Landbuch 25
Karlsbader Beschlüsse 569.
Katholisch-Hennersdorf, Gefecht bei 336.
Katsch, Christof von 287 u. ff.
Katte, Leutnant von 264.
Minister von 347.
Katzbach, Schlacht an der 522.
Kaul, Uebergang über den Rhein bei 540.
Kaulbach, Historienmaler Wilhelm von 649.
Kaunitz, Oesterr. Staatskanzler Graf 363. 393. u. ff.
Kay, Schlacht bei 382.
Keith, Leutnant 264
— Feldmarschall 343. 379.
Keilendorf, Schlacht bei 336
Kettler, Erzbischof von Mainz 726
Kiel, Verlegung der Flottenstation nach 681.
Kieler Bucht zum Kriegshafen ausgebaut 721.
Kircheisen, Minister Fr. Leop. von 601.
Kissingen, Gefecht bei 696
Kissen, Vermehrung des Lützowschen Freikorps bei 521.
Klemmichenellendorf, Verabredung zu (1741) 324.
Kleist, General von 383. 388.
— General E. Fr. Graf von 524. 527. 575.
— Dichter, Heinrich von 496. 499.
Klement von 244
Klewitz, Minister Wilh A. von 563. 603. 606.
Kneiebeck, Generaladjutant Ernst von dem 504. 510.
Knyphausen, Freiherr Dodo von 210.
Knobelsdorf, Freiherr von 342.
Knobloch, Chant von 453.
Kohlhase, Hans 82.
Kolberg von den Russen erobert (1760) 386. 415; Verteidigung von 468.
Kolin, Schlacht bei 372. 373.
Köln, Grundsteinlegung zum Dom in 621
Königgrätz, Schlacht bei 692.
Königshof, Einnahme von 692.
Königsberg, Vertrag zu (1656) 153 167. Krönung zu (1701) 232; Universität 300. Huldigung Friedrich Wilhelms IV. in 618; Krönung in (1861) 669.
Königsbrück, Anlegung einer Musterwirtschaft in 287.
Königsmark, Hüner von 28.
Königswartha, Schlacht bei 520.
Kongo-Konferenz 723.
Konstanz (1415) Konzil zu 47.
Kontinentalsperre 505.
Kopenicker Heide, Handgemenge mit den Raubrittern auf der 78.
Köppen, Generaladjutant 252.
Körner, Karl Theodor 524.
Kottwitz, Hans E. Freih. von 597.
Kotzebue, Dichter A. von 568.
Kratau einnehmen (1791) 444.
Kraut Minister 294
Krefeld, Schlacht bei 377.
Kremmer Damm (1412), Gefecht auf dem 44.
Krimkrieg 653 u. ff.
Krockow, Generalleutnant von 409.
Krupp'sche Maschinenfabrik 651.
Kruisemark, General Fr. W. von 504. 507.
Küstrin, Begründung des Kadettenhauses in 407; Schlacht bei 524.
Kunersdorf, Schlacht bei 382.
Kurhessen, s. Hessen-Kassel.
Kustrin, Landtag zu 98. Aufenthalt des Kronprinzen Friedrich in 264; den Franzosen übergeben 466.
Kutusow, russischer General 518.

L.

La Belle Alliance, Schlacht bei 549.
Labiau, Vertrag von 145.
Ladenberg, Minister Adalbert von 646,
— Philipp von 606.
La Fere Champenoise, Treffen bei 532.
Landeshut, Gefecht bei 383. 384.
Landfriedensgesetz v. 20. März 1414. 47.
Landrecht (1794), Veröffentlichung des Allgemeinen 437.
Langenialza, Schlacht bei 690.
Langhans, Architekt von 437.
Laon, Schlacht bei 532.
La Rothiere, Schlacht bei 531.
Lassalle, Ferdinand 704.
Lauenburg, Herrschaft, Erwerbung derselben 156.
— Herzogtum, an Preußen u. Oesterreich abgetreten 682; in Preußen einverleibt 695.
Le Bourget von den Franzosen genommen 712.
Lehnin, Cisterzienserkloster 10.
Lehwald, General von 332. 373.
Leibniz, W. Freiherr von 235.
Leipzig, Völkerschlacht bei 526 u. ff.
Le Mans, Schlacht bei 712.
Lenzen (929), Schlacht bei 3.
Leopold IV., Kaiser 157.
— von Anhalt-Dessau, Feldmarschall Fürst von 238. 273. 277. 327. 332. 336.
— von Hohenzollern, Erbprinz 706.
Lepsius, Aegyptolog, Karl R. 649.
Lesgewang 304.
L'Estocq, General Ant Wilh. von 468.
Leuthen, Schlacht bei 376.
Lichnowsky, Fürst Felix von 640
Lichtenau, Gräfin, s. Wilhelmine Encke.
Liebknecht 704.
Liegnitz, Schlacht bei 385.
Ligny, Schlacht bei 548.
Linum, Gefecht bei 184.
Lippe, Schiffbarmachung der 588.
Lippold, Münzmeister 94. 97.
List, Fr. 611.
Liutizen 5. 6.
Lobositz 308.
Lombard, Kabinettsrat 454.
Londoner Konferenz 681.
Lothringen, Wiedervereinigung desselben mit Deutschland 713.
Lottum, Minister Graf von 566. 575.
Louis Ferdinand v. Preußen, Prinz 460. 463.
Lucchesini, Gesandter Marquis von 444. 456.
Luckau, Vertrag zu (1351) 24. Gefecht bei 520.
Luden, Geschichtschreiber Heinrich 497.
Ludewig, Johann Peter von 225. 317.
Ludwig, Markgraf 22.
— der Bayer, Deutscher Kaiser 22.
— der Römer, Markgraf 24.
— XIV., König von Frankreich 173. 208.
— II. König von Bayern 708.
Luise, Königin, Gemahlin König Friedrich Wilhelms III. 443. 453 u. ff. 469. 497.
— Prinzessin, Tochter des Kaisers Wilhelm I. 625.
— Henriette, Gemahlin des Kurf. Friedrich Wilhelm 134.
Luisenwahl, Sommeraufenthalt der kgl. Familie 482.
Luther Martin 77 u. ff.
Lutter am Barenberge, Schlacht bei 118.
Lützen, Schlacht bei (16. Nov. 1632) 121.
Lützow, Major Adolf von 517.
Lützowsches Freikorps, Vernichtung desselben 521.
Luxemburg, Großherzogtum 706.

M.

Maaßen, Minister Karl G. 603. 610.
Mac Mahon, Franz, Marschall 709.
Magdeburg, Erzbistum, Grundung desselben 955? 5., Erwerbung des Stiftes 134; Besetzung von (1666) 173; den Franzosen übergeben 466.
Magdeburger Bündnis (1688) 219.
Mährisch-Neustadt, Zusammenkunft Friedrichs II. mit Joseph II. 394.
Mainz, von den Franzosen eingenommen (1792) 442.
Malmo, Waffenstillstand zu 635.
Malplaquet Schlacht bei 240.
Mansfeld, Graf von 116.
Manteuffel, General Edwin von 686. 690. 696. 711. 712.
— Minister Otto Th. von 635. 644. 646.
Mardefeld, Gesandter Axel v. 296. 330.
Margarete, Herzogin von Tirol 23.
Marie Eleonore, Gemahlin des Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen 103. 107.
— Theresia, Kaiserin 316. 363. u. ff.
Marienburg (1656), Vertrag zu 153
Marienwerder 424.
Markgrafschaften (1791), Abtretung der fränkischen 441.
Mars la Tour, Schlacht bei 710.
Marschall, Samuel von 274. 347. 352.
Marwitz, Fr. Aug. Ludwig von der 513. 559. 571.
Matthias, König von Ungarn 69 u. ff.
— Michael 106.
Maupertius, Präsident der Akademie der Wissenschaften 345.
Magen, Gefangennahme des Generals Funk bei 584.
Maximilian, Deutscher Kaiser 83.
Maybach, Minister von 731.
Meinders, Gesandter Otto von 194.
Meiningen, Zollvertrag mit 610.
Memel 612.
Mencken, Kabinettsrat 454.
Merkel, Oberpräsident 585. 588.
Metternich, Oesterreichischer Staatskanzler Fürst 525. 532. 564.
Metz, Uebergabe von 710. 712.
Meung, Gefecht bei 712.
Microsławski, Polnischer Anführer 624.
Minden, Erwerbung des Stiftes 134. Schlacht bei 381. 415.
Miquel, Abgeordneter, Minister 719. 730. 746.
Mission, Innere 649.
Modern, Gefecht bei 518, Schlacht bei 527.
Möllendorff, General 443. 444.
Mollwitz, Schlacht bei 320.
Moltke, Feldmarschall Graf Helmut von 650. 685. 690. 692. 693. 708. 709. 711. 719.
Monbijou, Ausbau des Schlosses 300.
Monteuculi, Kaiserlicher General 178.
Morgenstern 300.
Moritz von Nassau Siegen, Prinz 141 165
— von Anhalt, Prinz 536 537. 576
Motz, Minister Friedr. von 553. 558. 563. 587. 589. 606 u. ff.
Mons, Gefecht bei 373.
Mühlfing, General Karl von 578. 590.
Mühler, Minister Heinr. G. 601.
Mühlhausen, Erwerbung der Stadt 458.
Münchengrätz, Gefecht bei 682.
Münchhausen, Hannoversche Minister von 313.
Münchow, Gesandter Oberst von 314.
Münster Lud. Wilh v. 236 237.
Münster, Friedensverhandlungen zu 132; Erwerbung von 458; Katholische Akademie zu 594.

N.

Nachod, Schlacht bei 692.
Nagler, Generalpostmeister Karl F. von 604.
Napoleon i. Bonaparte.
Nassau, Herzogtum, Preußen einverleibt 696.
— (Generallieutnant Graf 331. 332 334.
Nationalliberale Partei 697. 731.
Nationalverein, Bildung desselben 668.
Nationalversammlung, Deutsche 634.
— Preußische 635.
Neander, Kirchenhistoriker A. 619.
Nehring, J. A. 225.
Neipperg, Oesterreich Feldmarschall 320.
Neisse, Zusammenkunft Josephs II. mit Friedrich II. zu 394.
Nettelbeck, Joachim Christian 386. 468.
Netzekanal, Bau desselben 425.
Neuenburg, Fürstentum 630. 655.
Neumark 64. 83. 98.
Nicolovius, Georg H. 591.
Niebuhr, Geschichtschreiber B. G. 468. 497. 499. 516. 520. 559. 568. 598.
Niemen, Zusammenkunft Napoleons I., Alexanders I. und Friedrich Wilhelms III. auf dem 469.
Nikolaus, Kaiser von Rußland 577.
Nikolsburg, Friedenspräliminarien zu 696.
Nitzsch, Probst J. 728
— Geschichtschreiber Karl W. 649.
Noisseville, Treffen bei 711.
Nordhausen, Erwerbung der Stadt 458.
Nord Ostsee Kanal, Grundsteinlegung 722; Eröffnung 744.
Nostitz, Ferdinand Graf 518.
Nürnberg, Burggrafschaft den Zollern übertragen 30. an Napoleon abgetreten 469.
Nymwegen, Friede von 189.
Nystadt, Friede zu 256.

O.

Oderbruch, Urbarmachung desselben 349.
Oliva, Friede zu 159.
Olmütz (1758), Belagerung von 378.

Münster, Bischof von 648.
Tranmannsdorf, Ernennung des Grafen Johann zu 146.
Treffen, Schlachten bei 712.
Trendelburg, Friedensverhandlungen zu 132.
Triersland, Besitznahme von 328.
Trippenhausen, Provinz 88.
Tschandala, Gericht bei 319.
Otto I., Deutscher Kaiser 4. 5.
II. Markgraf 5.
bei Verona, Bischof v. Bamberg 7.
I., Markgraf 13.
II., Markgraf 13.
III., Markgraf 13.
IV., Markgraf 14.
der Faule, Markgraf 24.
Tudenarde, Schlacht bei 249.
Turnee, Gefecht bei 689.
Twerkel, Gefecht bei 679.

P.

Paderborn, Erwerbung des Bistums 468.
Padmanabh, Das erste preußische 462.
Paris, Bündnis von (1741) 329.
— Bündnis mit Frankreich zu 169.
— Vertrag zu (1808) 502.
— Vertrag zu (1812) 510.
— Kapitulation von (1814) 532.
— Friede zu (1814) 535.
— Kapitulation von (1815) 651.
— Friede zu (1856) 751.
— Belagerung v. (1870/71) 742 u. ff.
— Uebergabe von 713.
Paton, Minister E. R. Freiherr von 665. 672. 673.
Patz, Geschäftsschreiber Georg H. 619.
Pecine, Hormaler Antonie 300.
Peterswalder Vertrag 300.
Penkler, Nikolaus 245.
Pfalz-Neuburg (1665), Vertrag mit 171.
Pfuel, 147.
— General Ernst H. von 635.
Pfülnitz, Zusammenkunft Leopolds II. und Friedrich Wilhelms II. zu 441.
Pfremsens, Schlacht bei 443.
Pirna, Kapitulation der Sachsen zu 588.
Platen 144.
Planen, Einnahme des Schlosses 48.
Plotho, Minister Otto Edler von 247. 297.
— Gesandter von 373.
Podewils, Minister Heinrich von 274. 318. 374.
Podol, Gefecht bei 632.
Poischwitz, Waffenstillstand zu 521.
Polen, Erste Teilung von 396, zweite Teilung von 442, dritte Teilung von 444; Aufstand der (1831) 589.
Pommern, Belehnung Brandenburgs mit 125, Provinz 587.
Pommern-Stettin, Aussterben der Herzoge von 61.
Posen, Provinz 586.
Potsdam 167. 270. 293; Vertrag zu (1805) 460.
Potsdamer Edikt 204.
Pourtales, Friedrich Graf von 654.
Prag, Zusammenkunft des Kaisers mit dem Kurf. Friedrich Wilhelm zu 148; Zusammenkunft Friedrich Wilhelms I. mit dem Kaiser zu 206; Uebergabe von (1744) 350; Schlacht bei 571; Friedenskongreß zu 621; Zusammenkunft der verbündeten Monarchen zu 521; Besetzung von (1813) 626; Friede zu 626.
Preußen, Königreich 1772; Vertrag zu 6.
Preußen, Markgrafschaft, Huldigung mit dem Herzog von 57; Belehnung mit 115.
Preußisch Eylau, Schlacht bei 468.
Preußische von Brandenburg, Staaten Vereinigung 8.
Priegnitz (1136), Erwerbung der 8.
Prinzen, Minister Warstatt von 273.
Prittwitz, General Karl von 651.
Privat, Schlacht bei St. 710.
Privilegien (1806), Bestätigung der Deutschen durch die Franzosen bei 6.
Pro Marco, Schlacht bei 927.
Provinzialstände, 573.
Pückler, Minister Graf 665. 673.
Putbusser, Samuel von 225.
„Punktation“ mit dem Zaren, Abschluß der 244.
Putnik, Statthalter Adam Ganz Edler zu 108.
Putzar Gans zu 28 31. 36. 41 u. ff.

Q.

Quanz, Musiker 342.
Quattrebas, Gefecht bei 548.
Quentin, Schlacht bei St. 712.
Quitzow, Dietrich v. Johann 28 u. ff.

R.

Radowitz, General Josef von 618. 630. 642. 645. 646.
Radziwill, Fürst, Statthalter von Preußen 161. 163.
— Prinzessin Elise 477.
— Statthalter Fürst 586.
Randverfügungen König Friedrich Wilhelms I. 274.
Ranke, Geschichtschreiber Leopold von 649.
Rastatt, Friede zu 250, Friedenskongreß zu 155, eingenommen (1849) 642.
Rat, Geheimer, Stiftung desselben 103.
Rathenow, Erstürmung von 183.
Rauch, Bildhauer Christian 592. 649.
— General von 646.
Raule, Benjamin 182.
Raumer, Geschichtschreiber Friedr. v. 649.
Reformation, Einführung der 89.
Reichenbach, Gefecht bei 388. Konvention von 440, Bundnis zu 521.
Reichenberger, Abgeordneter Peter 704.
Reichs-Deputationshauptschluß (1803) 458.
Reichstag, Norddeutscher 698.
Repsow, General 579.
Rhediger 158.
Rheinlande, Wiedererwerbung der 542.
Rheinprovinzen 587.
Ried, Vertrag zu 525.
Ritter, Geograph Karl 649.
Rochow, Domherr Fr. Everh. v. 422.
— Minister Gust. Ad. von 619. 625.
— Hofmarschall von 625. 626.
— Staatsmann von 317.
— Wichard von 48.
Rohde, Hieronymus 164.
Rouge Johannes 624.
Roon, Minister Graf Albrecht v. 671. 673. 685. 693. 704. 708.
Roßbach, Schlacht bei 374.
Rothenburg, Gesandter Graf 329.
Rotter, Publizist Christian von 606.
Rottweil, Reichsvogtei von 124.
Rotzenow, Gefecht bei 582.
Rousset, Jean Jacques mit 607.
Rudolf, Markgraf 124.
Rügen (Gefecht bei 1678) 187.
Rumbeco, Dominico Caetano Conte de 236.
Rüste Schutzwarmachung der 588.
Rumpfdandvertrag 615.
Ruppin wieder aufgebaut 436.
Rusenek, Friedenskongreß zu 225.

S.

Saalfeld, Gefecht bei 464.
Sachsen, Königreich, Besetzung desselben 1866 699, Friede mit 696.
— Provinz, Wiedervereinigung eines Teiles derselben 542. 586.
Sachsenspiegel 14.
Sack, Oberpräsident Joh. Aug. 586. 587. 596.
Salza, Hermann von 35.
Salzburger, Einwanderung der 304.
Salzdahlum, Vermanlung des Kronprinzen Friedrich zu 266.
Sand, Student Karl L. 558.
Sanct-Omer, Eroberung von 342, Eroberung des Neuen Palais bei 468.
Sancken-Tarputschen, von 621.
Sanjuan, Rechtsgelehrter Freiherr M. von 497. 499. 516. 601. 625. 649.
— Gesandter Karl Fr. von 690.
Schadow, Bildhauer Johann Gottfr. 516. 592.
Schaffgotsch, Fürstbischof von Breslau Graf von 589.
Scharnhorst, General G. J. D. von 462. 465. 466. 488. 489. 492. 507 u. ff. 514. 518 u. ff.
Scheibel, Prediger Johann Gottfried 598.
Schenkendorf, Dichter Max von 499.
Schill, Major Ferdinand von 468. 499.
Schiller, Friedrich 497.
Schindler, Kaufmann 394.
Schinkel, Architekt Karl Friedrich 592. 649.
Schladrendorf, Minister von 422.
Schirrmacher, F. D. E. 498. 499. 516. 591. 596.
Schlemitz, Minister A. G. Freih. v. 665. 673.
Schlesien, Provinz 588.
Schleswig an Oesterreich und Preußen abgetreten 682, Preußen einverleibt 696.
— Holsteinischer Krieg 680 u. ff.
Schlieben, Balthasar von 28.
Schlözer, Gesandter von 727.
Schlüter, Andreas 229.
Schmalkalden, Bund zu 88.
Schmalz, Professor Theodor A. 565.
Schmeller, Gustav, Professor 733.
Schmettau, von 324.
Schöler, Gesandter von 507. 509.
Schön, Oberpräsident H. Th. v. 483. 487. 563. 585. 588. 596. 620.
Schönberg, Marschall von 207.
Schönberg, Präsident 606.
Schönbrunn (1805), Abkommen mit Napoleon zu 460.
Schönhausen, Zerstörung des Schlosses 388.
Schonung, General 189. 204.
Schottland, Vorstadt von Danzig 425.

Schrötter, Minister K. W. Freiherr von 487. 489.
Schuckmann, Minister von 535. 564. 570.
Schulze, Johannes 592.
Schwanenorden, Gründung desselben 63.
Schwartzenberg, Graf von 114. 116 u. ff.
Schwarzburg, Statthalter Günther von 30. 31.
Schwarzburg-Sondershausen, Zollvertrag mit 607.
Schwarzenberg, Oesterr. General Karl Phil Fürst von 521.
Schwedt, Vertrag zu 250.
Schweidnitz, Festung 375. 377. 386.
Schwerinschädel, Treffen bei 692.
Schweitzer, von 704.
Schwerin, Feldmarschall Graf Kurt von 321. 326. 371.
— Minister Maxim. Graf von 628. 629. 632. 673. 697.
— Otto Graf von 144. 146. 163. 168.
Seckendorf, Oesterreichischer Gesandter Graf 259.
— Ludwig Veit von 225.
Sedan, Schlacht bei 710.
Seehandlung in Westpreußen (1772), Gründung der 416.
Semler, Professor 423.
Semnonen 1.
Senft Pilsach, von 597.
Sennef, Schlacht bei 181.
Sesselmann v. Lebus, Bischof Friedrich 76.
Sethe, Jurist 568.
Seydlitz, General Friedrich Wilhelm von 375. 378.
Sigmund, Deutscher Kaiser 26. 33 u. ff.
Simon, Jurist H. 627.
Simons, Minister von 663. 665.
Sinzendorf, Kardinal Graf 359.
Skalitz, Schlacht bei 692.
Solms-Laubach, Oberpräsident Graf von 587.
Somnitz 144.
Soor, Schlacht bei 335.
Sophie Charlotte, Gemahlin des Kurprinzen Friedrich 201.
— Dorothea, Gemahlin König Friedr. Wilhelms I. 260.
— Luise, Gemahlin König Friedr. I. 242.
Sozialdemokratie 731.
Spandau, Erbauung der Festung 94; den Schweden geöffnet 121.
Spanheim, Ezechiel von 225.
Sparr, General Otto Chr. von 144. 153. 169. 173. 189.
Spener, Propst Jakob 225.
Spichern, Schlacht bei 709.
Spiegel, Erzbischof Graf 598.
Spittgerber, Kaufmann 296. 297. 553.
Spontini, Gaspare 592.
Staatsrat, Schaffung desselben 488. Wiedererrichtung desselben 589.
Städteordnung v. J. 1808, 490.
Stände, Die alten 561.
Stadenhagen, General von 674.
Stein, H. Fr. K. Freiherr von und zum 462. 472. 478 u. ff. 487. 515. 518. 525. 543. 552. 574. 609.
Steinbrecher, Rat 100.
Steinmetz, General Karl Fr. von 692. 708.
Stephan, Generalpostmeister Heinr. v 705. 735.
Stettin, Einnahme von (1678) 187; bemeutert (1713) 240. 293. 354. 439. den Franzosen übergeben 466.
Stich, Art Heinrich 51. 43.
Stockholm, Friede zu 256.
Stolberg, Graf Fr. Leop. zu 560 600.
— Wernigerode, Vize-Präsident 733.
Stolpe, Begründung des Kadettenhauses in 407.
Storckow, Belehnung mit der Herrschaft 102.
Stosch, Minister von 721.
Strachwitz, Weihbischof von 423.
Stralauer Fischzug 586.
Stralsund 188. 252. 587.
Straßburg, Einnahme von 710. 712.
Strauß, David 628.
Stridbeck, Johann 225.
Struve, Gustav von 630.
Strnck, Samuel 225.
Stuler, Architekt Fr. Aug. 649.
Suantibor von Pommern, Statthalter 31. 41.
Suvern 591.
Suarez, Großkanzler 420.
Swinemünde, Anstau von 354.
Sybel, Professor Heinr. v. 674.

T.

Tabakskollegium 271.
Tangermünde 4. 25.
Tann, Bayer. General von der 712.
Tauberbischofsheim, Gefecht bei 696.
Tauentzien, General Graf von 384. 724.
Tauroggen, Konvention bei 513.
Telegraph, Erfindung desselben 650.
Tempiin, Fricke von 16.
Teplitz, Zusammenkunft Kaiser Franz Josephs II. mit dem Prinz Regenten Wilhelm in 669.
Teplitzer Vertrag 525.
— Punktation 468.
Teschen, Friede zu 398.
Testament des Kurf. Friedrich Wilhelm 215.
Tetzel, Dominikaner 86.
Thaer, Professor Albrecht 499.
Theis, Kaspar 94.
Thermar, Graf 4.
Thomasius, Christian 225.
Thorn an Preußen abgetreten 442. Thorn zurückerobert 530, Wiedererwerbung von 542.
Thurneyßer, Leonhard 100.
Tilsit, Friede zu 469.
Tobitschau, Gefecht bei 695.
Torgau, Bundnis der lutherischen Fürsten zu 87; Schlacht bei 335, zurückerobert 530.
Tornow 146.
Toul, Eroberung von 712.
Trautenau, Gefecht bei 692.
Treffenfeld, General Henning von 189.
Treitschke, Heinrich von 713.
Trendelenburg, Philosoph Fr. Ad. 649.
Trier, Ausstellung des heiligen Rockes in 623.
Troppau, Kongreß von 573.
Tugendbund 495.
Tulemeyer, Rat 274.
Turenne, Französischer Marschall 178.
Turin, Schlacht bei 239.
Turnau, Gefecht bei 692.
Türkheim, Schlacht bei 181.
Twesten, Staatsgerichtsrat Karl 674 697.

U.

Ubo, Markgraf 8.
Ubden, Minister 625. 649.
Uhlich, Pastor 624.
Ulrich, Prinzessin von Preußen 330.
Union vom Mai 1608 107.
— der evangelischen Kirchen 595. 596.
Upschlacht, Treffen Nikolaus 46.
Usedom, Karl G. Graf von 654.
Utrecht, Friedenskongreß zu 249.

V.

Valmy (1792), Kanonade von 442.
Vereinigte Ausschüsse, Zusammentreten derselben 620.
Vereinigter Landtag (1847), Einberufung desselben 626.
Verfassung, Einführung der 638.
Verfassungskommission 1847, Berufung einer 562.
Versailles, Vertrag zwischen Frankreich und Oesterreich v. J. 1756, 364. vom J. 1757, 370; Friedenspräliminarien zu 715, Kaiserproklamation zu 714.
Viktoria, Kaiserin i. Friedrich.
Vincennes, Anstall der Franzosen von 712.
Vincke, Georg von 629.
— Oberpräsident Ludwig Freiherr von 483. 489. 491. 566. 585. 588. 606.
Vionville, Schlacht bei 710.
Virchow, Abgeordneter Rud. 703.
Voltaire, Fr. M. A. 343.
Vorpommern, Wiedererwerbung von 542.
Voß, Dichter Joh. Heinrich 560. 591.
— Oberhofmeisterin Gräfin Sophie v. 453.
— -Buch, Kanzler Graf 575.
Vossem, Vertrag von 180.

W.

Wachau, Schlacht bei 526.
Waghäusel, Gefecht bei 642.
Walbeck, Markgraf Werner von 5.
Waldaschach, Gefecht bei 696.
Waldburg, Gesandter Graf Karl Heinr. Truchseß von 468. 514.
Waldeck, Graf 144 u. ff.
— Leo 685.
Warschau, Belehnung des Kurf. Friedr. Wilh. mit Preußen in 142, Schlacht bei 153; Eroberung von 444.
Wartburgfest 564.
Wartenburg, Schlacht bei 525.
— Oberkammerherr Kolbe von 227. 230. 240.
Wartensleben, Oberkriegskommissar Graf 234.
Wedel, Chr. Rüdiger von 236.
— Wedego von 28.
Wedel, General Georg von 331. 335. 376.
— General Georg Ernst v. 127.
— General Diktator 382.
— Kammerpräsident H. von 186.
— General graf von 674.
Weep, Einnahme der Festung 188.

Waselin, Fabrikant 354.
Wasilau, Vertrag zu 1.
Waterloo 114.
Wehrmacht, Schlacht bei 709.
Weimarsches, Herzog von 48 u. ff.
Wenden 1, 4, 6, 8.
Werdenau, Burg 3, Friede von
Werdenau, Artikel, mit dem Großherzogthum Berg vereinigt 340.
Werder, General August von 712.
Wesel mit Frankreich vereinigt 340.
Westfalen, Wiedererwerbung von 542.
Provinz 852.
Minister F. W. H. von 64.
Westfälische Friede, Der 136.
Westminster, Vertrag von 64.
Westpreußen 125. Provinz 857.
Wette, Großvor W. W. L. de 48.
Wichern, Oberkonsistorialrat Johann Hinr. 640.
Wichmann, Erzbischof von Magdeburg 10.
Widukind, Herzog 2.
Wien, Bündnis zu (1672) 177, Allianz zu (1719) 265. Vertheidigungsbündnis zu 1791 111. Friede zu (1809) 461. Kongreß zu 48. Konferenzen zu (1814) 852. Konferenzen zu (1841) 852. Friede zu (1864) 682.
Wiener Schlußakte 570.
Wilhelm I., Kaiser 480. 502. 532. 558. 621. 633. 642. 646. 648. 666. 673 u. ff.
— II., Kaiser 738. 741. u. ff.
Wilhelmine, Tochter König Friedrich Wilhelms I. 299. 300.
Wilhelmshaven, Erwerbung von 701.
Wilprecht, Wunderblut zu 35.
Wilzen 2.
Winterhoff, Abgeordneter Ludw. 704. 708.
Winterfeldt, General von 322. 368. 372. 373.
Wislicenus, Professor G. Ad. 621.
Wittenberg zurückerobert 540. Vereinigung der Universität von 94.
Wittgenstein, Obermarschall Graf 224. 240.
Russischer General Fürst 518.
Minister Karl von 555. 566.
Wittstock, Schlacht bei 121.
Wobeser, General J. W. von 80.
Wladislaus, König von Böhmen und Ungarn 73.
Woldemar, Markgraf 16.
Der falsche 23.
Wolf, Philolog Fr. Aug. 125.
Wolgast, Eroberung von 186.
Wollin, Eroberung von 186.
Wollner, Minister 435. 441. 444.
Worth, Schlacht bei 709.
Wrangel, Schwedischer General 181. 183.
— General Fr. H. E. von 633. 634. 680.
Wratislaw, Herzog von Pommern 69.
Wulfen, Luben von 236.
Württemberg 1866 Friede mit 696.
Wusterhausen, Vertragszu 299.
Wyrsch Lottum, Feldmarschall v. 273.

X.

Xanten, Vertrag von 112.

Y.

York, General Hans David Ludwig Graf von 466. 512. 513. 515. 518. 521. 526. 535.

Z.

Zedlitz, Minister von 422. 423.
Zentrumspartei 720.
Zerboni di Sposetti, Oberpräsident, 563. 585.
Zeven, Konvention von Kloster 373.
Zieten, General Hans Joachim von 322. 333. 337. 370. 385.
Zietens Korps 419.
Ziska Berg 1420. Schlacht am 55.
Zollbundestag (1867) 701.
Zollgesetz 1818. 666.
Zollparlament (1867) 701.
Zollverein 1833 u. ff. 662.
Zollvertrag v. J. 1867 701.
Zorndorf, Schlacht bei 378.
Zossen, Erwerbung von 83.

Berichtigung: Am Schluß der Urkunde vom 30. April 1415 ist zu lesen Johann Propst von Gran, Vizekanzler.

DEC 12 1983

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS FROM THIS POCKET
UNIVERSITY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 22 07 08 012 6